



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Stanford University Libraries



3 6105 024 444 940

250, -



Arbeiter-Bibliothek Basel

No.

Die Zukunft.

Socialistische Revue.

Erster Jahrgang (1877/78).

Arbeiter-Bibliothek Basel

No. 783

Mit Beiträgen von

A. Bebel, L. Bertrand (Brüssel), W. Blos, Dr. A. Brunnemann,
Dr. Ludw. Büchner, Dr. A. Douai (Irvington U. S.), G. W. Fabian,
A. Geib, P. Gerbier (Paris), J. Guesde (Paris), M. Kayser,
Dr. M. Lehn, Dr. Pol. Limanowski (Lemberg), Dr. A. Lindwurm,
V. Malou (Lugano), Joh. Most, Dr. Mühlberger, Dr. de Paepé
(Brüssel), Maximilian Schiefinger, C. A. Schramm, Dr. Geo.
Stiebeling (New-York), G. Vollmar, L. Bieder und Anderen.

Arbeiter-Bibliothek Basel

No. 783

Berlin SO., 1878.

Druck und Verlag der Allgemeinen Deutschen Associations-Buchdruckerei
(Eingetragene Genossenschaft)

Kaiser Franz-Grenadier-Platz 8a.

STANFORD UNIVERSITY

LIBRARIES

STK

1980

HX

6

Z8

v.1

1877/78

Inhalts-Verzeichniß.

I. Allgemeines.

	Seite
Der Socialismus und die Wissenschaft (—g.)	1
Polemik	60
Kritische Bemerkungen über die Gerechtigkeit als Grundprincip der Social- demokratie	511
Untersuchungen über die Grundprincipien der Socialökonomie (Dr. E. de Paepe)	165. 257. 391. 411

Idealismus und Realismus in der Socialpolitik (K.)	33
Die schweizerische Reformtheologie und die sociale Frage (L.)	616. 646

Die Werthvorstellung des isolirten Menschen (E. A. Schramm)	106
Die Werththeorie von Karl Marx (E. A. Schramm)	127
Polemik (Z—.)	149

II. Geschichte der socialen Theorien und Bewegungen.

Morelly (Dr. B. Limanowski)	485
Wilhelm Weitling und sein System (N. N.)	583. 606
Jr. A. Lange und der Staatssocialismus (K.)	594

Maximilian Robespierre (Dr. R. Brunnemann)	45. 135. 168. 209. 263. 320
Die Baboeuisten (P. G.)	540. 577
Der 16. Mai und die französischen Socialisten (J. Guesde)	18
Der 18. März in der Provinz (J. Guesde)	80

III. Zur Charakteristik der Gegenwart.

Die Arbeitslöhne in Belgien (Louis Vertranb)	121. 198. 328. 383. 652
Die sociale Lage in Italien (Benoit Malon)	202. 217. 249. 312

Der Kleingewerbebetrieb in Preußen (C. A. S.)	39
Das socialistische Contingent (C. A. S.)	186
Bolemit	299
Der Socialismus und das Landvolk (Dr. A. Mühlberger)	226
Der Socialismus und das Landvolk (A. Bebel)	337 52
Die Stellung der Gelehrten zur Socialdemokratie (Joh. Most)	97

Ueberproduction (—m.)	175
Zur wirthschaftlichen Krisis (Z—.)	363. 425. 560
Das Ricardo'sche Lohngesetz (—m.)	337
Ein Brief von Rodbertus-Jagexow (—m.)	423
Der Einfluß des Privateigenthums auf den Werth und die Vertheilung der Producte (C. A. S.)	475
Die Exploitation der Arbeit in Amerika (Dr. Geo. C. Stiebeling)	683. 727. 756

IV. Reform-Vorschläge.

Die Proportional-Vertretung (C. Lübeck)	145. 153. 190
Zur Wahlreform-Frage (Dr. L. Büchner)	305
Zur Proportional-Vertretung (L. St.)	311
Zur Wahlreform-Frage (A. Bebel)	507
Gegen die Proportional-Vertretung (M. Kayser)	624

Zum Reichseisenbahn-Project (—s.)	75
Ueber den Gewerbebetrieb der Communen (—m.)	241
Bolemit	334
Die Uebertragung der Feuerversicherung auf das Reich (Dr. A. Mühlberger)	273
Zur Steuerreform der Großstädte (—m.)	286

	Seite
Ueber den Zusammenhang des wirthschaftlichen und des politischen Princips im demokratischen Socialismus (—m.)	296
Zur Frage des staatlichen und communalen Gewerbebetriebs (B—d.)	361
Der Gewerbebetrieb durch den Staat und die Commune (A. Bebel)	465
Replik (C. A. S.)	539

Zur Gewerbe-Hygiene (Dr. med. -l-)	22. 51. 88. 114
Das Reichs-Gesundheitsamt und sein Programm (A. Bebel)	369

Ein dänischer Vorschlag zur Arbeiterfrage (-r-)	10
Der Gotteslästerungs-Paragraph im deutschen Reichs-Strafgesetzbuch (Dr. M. Lehmann)	236
Strafhaft, Strafverfahren und Strafvollzug (N. N.)	634. 665. 737

V. Der Zukunftsstaat.

Nur im Communismus ist größtmögliche Freiheit (Dr. A. Douai)	65. 447
Ueber die Betheiligung des Staates an neuen Entdeckungen und Erfindungen (F—n.)	517
Die geistige Arbeit im socialistisch organisirten Staat (C. A. S.)	569
Das wirthschaftliche Selbstbestimmungsrecht (Dr. A. Lindwurm)	716
Replik (H.)	723

Die Wirthschafts-Commune (C. A. S.)	529
Die Vermehrung der Producte durch socialistisch organisirten Betrieb (C. A. S.)	401
Die Bestimmungsgründe des Preises unter der socialistischen Produktionsweise (M. Schlesinger)	602
Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth (M. Schlesinger)	440
Die Vertheilung des Arbeitsertrags (C. A. S.)	497
Polemik	267

Die Kirche im Zukunftsstaat (K.)	549
Die Kirche im Zukunftsstaat. (Eine Entgegnung)	680

VI. Notizen.

Frauenfrage. — Regierungs-Socialismus. — Unhaltbarkeit der freien Con- currenz	32
Socialismus und Descendenztheorie. — Socialistik	64
Das Einkommen der Angehörigen des preussischen Staates	96
Rathedersocialistisches	120
Vergleichende Zusammenstellung der europäischen Staatsausgaben	215

VII. Recensionen.

Acollas, E., Philosophie de la Science politique	564
Aschieri, L., Della questione sociale	598
Baerenbach, Fr. v., Das Problem einer Naturgeschichte des Weibes	518
Bamberger, L., Deutschland und der Socialismus	429
Bittner, C., Der Einfluß des Kapitals auf Gefittung und Wohlfahrt	736
Brassey, Th., Lectures on the Labour Question	495
Briefe über Socialismus von einem alten 1848er	270
Briefe von Ferdinand Lassalle an C. Robbertus-Jagekow	462
Bücher, R., Die gewerbliche Bildungsfrage	562
— — Lehrlingsfrage und gewerbliche Bildung in Frankreich	562
Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben, von J. P.	659
Delwaide, H., La théorie du capital	272
Der Zukunftsstaat. 12 Briefe eines Arbeiterfreundes	734
Diebl, C., Economisten	560
Die Lösung der socialen Frage vom Standpuncte der Gerechtigkeit und Praxis	600
Die Neue Gesellschaft, herausgegeben von Dr. Wiede	62
Eberty, C., Die Aufgaben der Berliner Communalverwaltung	627
Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferd. Lassalle's	527
Engel, C., Die industrielle Enquête	630
Faber, C., Die Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus	699
Franzosa, R. C., Vom Don zur Donau	693
Fries, C., Die sogenannte sociale Frage	269
Gambis, J., Socialdemokratie	150
Grenville-Murray, The Russians of to-day	693
Guesde, J., Essai de catéchisme socialiste	463
Hellwald, Fr. v., Die Umgestaltung des Orients als Culturfrage	662
Hädel, C., Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnisse zur Gesamt- wissenschaft	95

	Seite
Hädel, C., Freie Wissenschaft und freie Lehre	701
Hansen, B. Chr., Baut Arbeiterwohnungen	399
Held, A., Socialismus, Socialdemokratie und Socialpolitik	302
Hill, D., Aus der Londoner Armenpflege	496
Jagor, F., Ostindisches Handwerk und Gewerbe mit Rücksicht auf den deutschen Arbeitsmarkt	776
Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft, herausgegeben von v. Holzendorff und Brentano	30
Jervis, J. B., The Question of labour and capital	464
Jonas, E. J., Ein wahres freies Volk	400
Jnama-Sternegg, Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutsch- land während der Karolingerzeit	695
Lammers, A., Der Socialismus	239
Landsberg, C., Die gegenwärtige Lage der Industrie	664
Laveleye, G. de, Du caractères de la crise économique	364
Le péril social dévoilé	525
Lindwurm, A., Das Eigenthumsrecht und die Menschheits-Idee im Staate	520
Lissagaray, Geschichte der Commune von 1871	456
Löhnis, H., Der Marasmus in Handel und Industrie	425
Mayr, G., Das deutsche Reich und das Tabaksmonopol	398
Mehring, Fr., Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre	93
Meinig, Fr., Der Socialismus und unser täglich Brod	368
Menz, H., Der Transport-Luxus	527
Mohl, M., Denkschrift für eine Reichs-Tabak-Regie	300
Moll, C. L., Der Werth. Eine neue Theorie desselben	214
Nazzani, E., Del profitto	152
Post, A. H., Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens	151
Quinones, U. R., Teoria revolucionaria	567
— — La educacion moral de la mujer	567
Ramsauer, B., Die Reichseisenbahnfrage	336
Richter, C., Die Socialdemokraten, was sie wollen und wie sie wirken	495
Riordinamento sociale per l'avvocato C. T.	598
Rüfin, A., Die Nieselwirthschaften großer Städte	301
Schaefer, W., Die Unvereinbarkeit des socialistischen Zukunftsstaats mit der menschlichen Natur	596
Schimmelpfeng, W. u. A., Der Nothstand des deutschen Handels	561
Scheel, H. v., Unsere socialpolitischen Parteien	697
Schlesinger, M., Eine Reise nach Utopien	31. 61
Schulz, J., Das Mülhausener System der Arbeiterwohnungen	399
Simplex, J., Der Glaube des Socialismus	496
Social Architecture, By an Exile from France	183
Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin	627
Stein, L. v., Die Volkswirtschaftslehre	663
Thielmann, v., Pro Caesare	400
Till, W., Die Lösung der Brodfrage	271

	Seite
Troll-Borostyani, J. v., Die Mission unseres Jahrhunderts	735
Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft, Politik und Cultur- geschichte, herausgegeben von J. Faucher	63
Wilb, Chr., Das Neueste über die Socialdemokraten	632
Worthmann, F., Heinrich von Treitschke und die Rathesocialisten	432
Wpered, Russische socialrevolutionäre Revue	240
Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, herausgegeben von Schäffle und Frider	31
Zur Lösung der socialen Frage durch die Frau	523



Der Socialismus und die Wissenschaft.

Wenn wir im Namen einer politischen Partei mit einer Zeitschrift vor das Publikum treten, welche den Anspruch erhebt, die Ziele dieser Partei und die Grundzüge ihrer Politik wissenschaftlich darzulegen und zu vertheidigen, so werden wir, sowohl zu eigener Orientirung, als auch zur Rechtfertigung auf die jedenfalls zu erwartenden Einwürfe der Gegner, die Frage zu beantworten haben, inwiefern überhaupt eine Partei und die unsere insbesondere sich auf die Wissenschaft stützen, von deren Hülfe Gebrauch machen kann. Eine solche Untersuchung dürfte um so dringender geboten sein, als über das Verhältniß von Politik und Wissenschaft die unklarsten Vorstellungen gang und gäbe sind.

Die Handlungen des Menschen, seine politischen Bestrebungen natürlich inbegriffen, sind der Ausdruck einer Anzahl von Trieben, Neigungen, Instinkten, Leidenschaften, oder wie sonst man die mehr oder minder starken Willensrichtungen nennen mag, und treten ein auf gewisse Vorgänge der Außen- und Innenwelt, welche durch Gefühl, Anschauung und Verstand zu seiner Erkenntniß gelangen. Sein Gedächtniß und seine Urtheilskraft befähigen ihn sodann, über den zukünftigen Gang der Ereignisse und die Wirkung seines Handelns auf dieselben mehr oder minder Wahrscheinliches vorauszubestimmen, und geben ihm so die Möglichkeit, zu beurtheilen, welches der beste

Weg ist, seine Triebe auf die vollkommenste Art zu befriedigen. — Nach dieser kurzen Erläuterung können wir, ohne daß wir noch tiefere psychologische Betrachtungen (die wir uns für eine spätere Gelegenheit vorbehalten) anzustellen brauchen, bereits festsetzen, auf welche Weise die Wissenschaft die Politik zu unterstützen im Stande ist. Sie vermag uns nämlich bei der Erkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse behülflich zu sein und dadurch jene oft verhüllten Umstände klarzulegen, welche die Triebe, die den politischen Bestrebungen zu Grunde liegen, zur Thätigkeit reizen; sie kann ferner uns rathend zur Seite stehen, wenn wir untersuchen, wie diese Triebe am raschesten und zweckmäßigsten zu ihrer Befriedigung gelangen. — Sie kann jedoch nicht, das ist besonders im Auge zu behalten, diese Triebe schaffen, wo sie nicht latent vorhanden sind, oder sie vernichten, und ebenso wenig darf man von ihr verlangen, die Unrichtigkeit, Falschheit, Schlechtigkeit einer Willensrichtung und der aus ihr fließenden Thaten zu beweisen, mit einem Wort: ein Urtheil über den Werth derselben abzugeben. Jedes Urtheil über Werth oder Umwerth, Güte oder Schlechtigkeit einer Sache oder Handlung ist ja selbst nur der Ausdruck menschlicher Triebe und Gefühle. Man müßte somit erst diese wieder auf ihren Werth prüfen und würde nie zu einem Resultate kommen können. Kurz:

die Wissenschaft kann keinen Werthmesser abgeben. — Anders stellte sich freilich die Aufgabe, wenn ihr vom Menschen ein solcher Maßstab bezeichnet und nur aufgetragen würde, das menschliche Thun an ihm abzumessen. Diese Aufgabe vermöchte sie unschwer zu lösen. Sie vermag, um ein Bild anzuführen, die Wage zu halten und uns genauer und sicherer, als wir es ohne sie im Stande wären, zu sagen, ob die Schalen im Gleichgewicht stehen oder nicht: die Gewichtsteine aber müssen wir zuvor selbst auflegen.

Ist dies das Verhältniß der Wissenschaft zum politischen Handeln, so kann unsere Partei dieselbe erstens dazu benutzen, durch Aufzeigung jener Thatfachen, welche in uns die Affecte hervorgerufen haben, aus denen die socialistischen Bestrebungen entspringen, diese Triebe auch in Anderen hervorzurufen; zweitens dazu, um mit Sicherheit und Klarheit die Ideale festzustellen, welche wir erreichen müssen, und die Wege, auf denen wir dieselben am besten und schnellsten erreichen werden. — Will unsere Partei nun aber auch die Wissenschaft benutzen, um ihre Bestrebungen den übrigen Parteien gegenüber zu rechtfertigen, so muß sie sich erst nach einem Maßstab zur Schätzung umsehen, und zwar müßte derselbe natürlich ein von allen Parteien anerkannter, allgemein menschlicher sein.

Wo werden wir denselben finden? Selbstverständlich nicht, was vielleicht Mancher geneigt wäre vorzuschlagen, in der Moral. In welcher Moral? Die Ansichten über das, was als sittlich oder unsittlich zu betrachten sei, sind nicht allein nach Zeit und Ort außerordentlich verschieden: es hat auch jede politische Partei, die ein klares Ziel consequent verfolgt, ihr eigenes Moralsystem, das sie durchzuführen bemüht ist, — wenn sie schon aus taktischen Gründen das nicht immer zugesteht.

Einen von allen denkenden Menschen

überall und zu allen Zeiten anerkannten Maßstab können wir nur in dem erblicken, was man vernünftige Handlungsweise zu nennen pflegt.

Es giebt drei Fälle, in denen man von Jemand sagt, er handle unvernünftig oder thöricht: wenn er einen einzelnen Trieb, eine Leidenschaft auf Kosten der übrigen, des Gesamtwohlbefindens zu befriedigen sucht, so daß er voraussichtlich sich dadurch unglücklicher macht, als wenn er sich bezwungen und jenen Trieb unterdrückt hätte; wenn er die Thatfachen, welche ihn zum Handeln trieben, falsch aufgefaßt, mißverstanden, verkannt hat, so daß das Ziel seines Trachtens in der Herstellung von Zuständen besteht, die bereits existiren; endlich, wenn seine Handlungen auf Endziele gerichtet sind, welche offenbar niemals erreicht werden können. — Es wird Niemanden geben, der sich nicht gefallen ließe, diesen Maßstab auf sein Thun und Lassen angewandt zu sehen.

Auch wir acceptiren denselben und wollen nun im Folgenden noch etwas eingehender die Aufgaben bezeichnen, welche die Wissenschaft im Dienste des Socialismus zu lösen hat, um seine Verteidiger als vernünftige Menschen zu erweisen, die genau wissen, was sie thun und nichts Unsinniges erstreben.

Man kann die Bestrebungen der Socialdemokratie dahin formuliren, daß sie gerichtet sind auf eine gerechte Vertheilung der Güter, worunter verstanden werden soll eine gleiche Vertheilung des menschlichen Glücks, soweit diese durch die heutigen Formen der Gesellschaft gehindert ist und durch deren Umgestaltung herbeigeführt werden kann. Dies ist uns nächster und wichtigster Zweck; gleichzeitig verfolgen wir jedoch das Ziel, — und wir werden sehen, daß es von dem anderen insofern wenigstens nicht getrennt werden kann, als die Erfüllung des ersten die des zweiten jedenfalls der Hauptsache nach mit sich bringt, wenn auch nicht umgekehrt, —

Glück und Wohlstand der Menschen überhaupt zu steigern, den Fortschritt zu fördern, Aufklärung zu verbreiten, wo immer sociale Reformen hierzu beitragen können.

Suchen wir nun die erste dieser beiden Bestrebungen psychologisch zu zergliedern, so finden wir, daß sie hervorgeht aus dem Selbsterhaltungstrieb und dem Gerechtigkeitsgefühl der Unterdrückten und dem sympathischen Gerechtigkeitsgefühl ihrer wenigen Freunde.

Sind hier blinde Leidenschaften im Spiele? Sind es Irrthümer und eine verkehrte Ansicht der Dinge, welche jene Affekte entstehen lassen? Sind die gesteckten Ziele etwa nicht erreichbar, jedes Bemühen aussichtslos? Ist Alles dies nicht der Fall, so sind wir gerechtfertigt.

In dem Wunsche des Proletariats, seine Lage zu verbessern, eine blinde Leidenschaft zu sehen in dem Sinne, daß ein einzelner Trieb vor der Gesamtheit der übrigen, die zum Glück des Menschen zusammenwirken, bevorzugt würde und so mehr Unglück hervorbrächte, als wenn er nicht befriedigt würde, wäre widersinnig. Der Trieb der Selbsterhaltung, wie wir ihn kurz bezeichnet haben, ist ja gerade der Ausdruck des Verlangens, sämtliche Triebe zur vollsten Befriedigung, alle Anlagen zu bester Entfaltung zu bringen. Das wird Jedermann ohne Zweifel zugeben. — Dagegen hat man den Vorwurf, es sei eine unüberlegte, thörichte Leidenschaft, nicht selten dem Gerechtigkeitsgefühl gemacht.

Wir dürfen nun, wie uns oben klar geworden ist, diesen Vorwurf nicht etwa mit dem Hinweis auf die moralische Natur dieses Affektes zurückweisen. Wir wollen ja erst durchsehen, daß der Trieb, sich und Andere gegen Unterdrückung zu schützen und zu vertheidigen, als moralischer, ja als oberster Grundsatz der Moral anerkannt werde, was bis jetzt ganz und gar nicht der Fall ist; wir müssen vielmehr vom

rein wissenschaftlichen Standpunkt den Gerechtigkeitstrieb nicht anders ansehen, als irgend eine menschliche Begierde, Hunger z. B. oder Liebesverlangen, ihn weder höher stellen, noch tiefer. Wir fordern nur, wenn man den Vorwurf, es handle sich hier um eine thörichte Leidenschaft, begründen will, daß man uns nachweise, die unterdrückten Klassen würden glücklicher sein, wenn sie den Unmuth über die Ungerechtigkeit der Gesellschaftsordnung ertragen, als wenn sie auf der Durchführung der Gerechtigkeit beständen. Wenn dies wahrscheinlich gemacht, wenn gezeigt werden könnte, daß durch die Einrichtung einer gerechten Vertheilung der Lebensgüter eine solche Verminderung derselben eintreten müsse, daß das Proletariat, wenn es auch den Hohn über seine Sklaverei im Herzen verschließen müßte, doch sich glücklicher und wohler befinden würde, als wenn es in der neuen Gesellschaft die Freiheit gewonnen hätte, — so daß es selbst die frühere Zeit zurückwünscht und Diejenigen verdammt, welche ihm riethen und halfen, den goldenen Käfig zu verlassen; wenn es unseren Gegnern gelänge, dies wahrscheinlich zu machen, — dann freilich wäre es blinde Leidenschaft von den Unterdrückten, sich zu befreien, Thoreit von ihren Freunden, Denen beizustehen, die sie gewiß nicht noch elender machen wollen, als sie sind.

Man wird mit uns diesen Fall für nicht wohl denkbar halten, ja uns vielleicht in vorwerfendem Tone fragen, wie wir etwas so ganz unmöglich Scheinendes überhaupt anführen und in die Debatte ziehen konnten. Wir mußten das jedoch, von anderen Gründen abgesehen, schon deshalb thun, weil unsere Gegner, so be fremdlich es klingen mag, gerade jene paradoxe Behauptung oft genug uns entgegenstellen. Oder ist es etwas Anderes, wenn man allorts hört, mit der Durchführung des Socialismus müsse die Kultur zu Grunde gehen, nur bei ungerechter

Vertheilung der Güter könne die Civilisation Fortschritte machen (was man weitläufig zu beweisen versucht hat); wenn behauptet wird, ein allgemeines Elend und Proletariat würde herrschend werden, wenn es kein theilweises Proletariat mehr geben dürfe; ist das nicht im Wesentlichen dasselbe, als was unsere Hypothese besagt? Soll damit nicht das unterjochte Volk zur Ueberzeugung gebracht werden, daß es auf Besseres keinesfalls zu hoffen habe und sich, und alle Anderen allerdings mit, nur in noch größeres Elend versetzen werde? — Man sieht also, daß es nicht ganz überflüssig war, den Fall in Betracht zu ziehen, und daß die wissenschaftliche Vertheidigung des Socialismus auf ihn Rücksicht wird nehmen müssen.

Ist dieser Angriff abgeschlagen, so müssen wir uns auf den Einwurf gefaßt machen, die socialistischen Bestrebungen seien thörichte, weil sie jeder realen Grundlage entbehren, aus irrthümlichen Anschauungen hervorgingen. — Zwar wird Niemand im Ernst behaupten wollen, der Proletarier täusche sich, wenn er, Reichtum und Luxus täglich vor Augen habend, seine Lage nicht für so gut als denkbar und der Verbesserung fähig hält; dagegen ist ein großer Theil unserer Gegner darin einig, daß diese relativ schlechte Lage eine ganz gerechte sei, und der Proletarier auf eine bessere durchaus keinen moralisch oder rechtlich begründeten Anspruch machen dürfe.

Ein Theil der Leute, welche diese Ansicht äußern, glaubt freilich selbst nicht daran, sondern wird nur durch das Klasseninteresse verführt, sie aufrecht zu erhalten und für ihre möglichste Verbreitung zu sorgen; ein anderer Theil aber, man kann vielleicht annehmen, der bei weitem größte, ist ernstlich der Meinung, die ihm von Jugend auf durch Erziehung, Literatur, Presse u. s. w. eingeprägt wurde, daß die Vertheilung der Lebensgüter eine so ziemlich gerechte, daß sicherlich Kapitalzins und Bodenrente, oder in welchen

Formen sonst die Monopolvorthelle sich äußern mögen, keine unrichtmäßigen Gewinne seien. Die überaus mangelhaften geschichtlichen und ökonomischen Kenntnisse und Begriffe dürften die Hauptschuld tragen an dieser falschen Auffassung der Verhältnisse. — Hier erwächst der Socialistik (wenn wir dieses Wort gebrauchen dürfen für die wissenschaftliche Darlegung und Vertheidigung des Socialismus) eine ihrer dankbarsten Aufgaben: aufzudecken, wo überall die Ungerechtigkeit herrscht, im Völkerleben wie innerhalb der einzelnen Nationen, in den politischen Verhältnissen wie in den ökonomischen; zu zeigen, wie sie geschichtlich zur Herrschaft gekommen und wie sie dieselbe festhält, vertheidigt, zu erweitern sucht. Die allgemeine Verbreitung richtiger und klarer Erkenntniß in diesen Dingen wird nicht nur einige unserer Hauptgegner verstummen machen, sie wird uns auch zahlreiche neue Anhänger zuführen, deren bis dahin schlummerndes Gerechtigkeitsgefühl aus der Betäubung, in die es ein tendenziöser Unterricht versetzt hatte, erwachen wird.

Es gilt demnächst, diejenigen Einwürfe abzuweisen, welche die Durchführbarkeit unserer Absichten, die Möglichkeit unseres Gesellschafts-Ideals betreffen. Wenn auch schwerlich Jemand die Verbesserung der Lage des physisch und geistig arbeitenden Proletariats für unmöglich und unwahrscheinlich halten wird, so sind die Stimmen desto zahlreicher, welche eine gerechte sociale Ordnung für unausführbar und unerreichbar erklären. Die Aufgabe, die uns in Folge dessen zufallen wird, den socialistischen Staat in seinen verschiedenen Phasen im Umriß zu skizziren und die Uebergangsstadien anzudeuten, welche zu ihm hinführen, ist unzweifelhaft die wichtigste der Socialistik; und sie wird um so mehr in den Vordergrund treten müssen, als unter uns selbst, so sehr wir auch über die nach und nach zu erstrebenden socialen Gestaltungen im Ganzen und

Großen einig sind, doch über die Einzelheiten, — soweit sich solche überhaupt zum Voraus mit Sicherheit bestimmen lassen, die Discussion noch nicht geschlossen ist. Wenn sich bei diesen Untersuchungen, die wir also nicht weniger zur Rechtfertigung vor unseren Gegnern als um unserer selbst willen anstellen, herausstellen sollte, daß die Gerechtigkeit nicht mit absolut mathematischer Genauigkeit ausgeführt wird werden können, theils, weil möglicherweise, gerade um das Princip im Ganzen aufrecht zu erhalten, bisweilen gegen einzelne Personen (wir denken hier an die Verbrecher, deren Zahl sich freilich im socialistischen Staat sehr vermindern wird) ungerecht vorgegangen werden muß, theils, weil andere menschliche Triebe, z. B. Liebe und Mitleid, ihr Recht fordern und hie und da die Anordnungen des Gerechtigkeitsgefühls durchkreuzen werden, endlich aus Mangel an Mitteln, menschliches Glück genau in Zahlen auszu drücken und mit der Wage zu bestimmen, — wenn sich dies ergeben sollte (und man überhaupt über zukünftige Dinge dieser Art so bestimmt urtheilen darf), so würde damit keineswegs widerlegt sein, daß sich ein unendlich viel gerechterer Zustand herstellen läßt, als er heute besteht. — Es ist jedoch nicht genug, daß wir die innere Möglichkeit eines solchen socialen Systems beweisen; wir werden auch, um unsere Rechtfertigung in dieser Beziehung zu vollenden, wahrscheinlich zu machen haben, daß seiner Herbeiführung und Existenz keine unüberwindlichen äußeren Schwierigkeiten im Wege stehen. Das wäre der Fall, wenn auf ewige Zeiten diejenigen Menschen, in denen das Gefühl für Gerechtigkeit im Verhältniß zu den egoistischen Trieben nur sehr schwach ausgebildet ist, zusammen mächtig genug wären, jedes socialistische Gemeinwesen zu vernichten, vorausgesetzt, daß es in ihrem Interesse läge, es zu thun. — Der Beweis, daß ein derartiges Verhältniß in hohem Grade

unwahrscheinlich ist, wird sich auf drei Hauptgründe stützen können.

Einmal kann man, unter Berufung auf die Geschichte des menschlichen Gemüths und der socialen Gestaltungen, zeigen, wie es im Entwicklungsgang unseres Geschlechts liegt, daß die sympathischen Gefühle, und besonders das der Gerechtigkeit, an Stärke und Verbreitung stetig gewinnen; sodann wäre auszuführen und genau zu begründen, warum ein socialistisches Gemeinwesen von einiger Größe sich leichter gegen jede äußere Macht wird halten können, als ein anderer Staat; endlich könnte noch die Frage aufgeworfen werden, ob es eine Coalition nicht-socialistischer Staaten unter allen Umständen in ihrem Interesse finden würde, den socialistischen anzugreifen. — Mit Hülfe dieser Argumente dürfte es gelingen, jeden Zweifel an der schließlichen Realisirung unserer Ziele zu beseitigen und damit den Vorwurf verstummen zu machen, wir vergeudeten unnünftiger Weise unsere Kräfte an Unmöglichem. — Dagegen würde wahrscheinlich ein Theil unserer Gegner zur Ueberzeugung kommen, daß ihr Kampf gegen den Socialismus ein unnützer und vergeblicher und deshalb einzustellen sei. —

Noch sprachen wir bis jetzt nur von dem nächsten und wichtigsten Ziel des Socialismus: der Herstellung einer gerechten Vertheilung der Güter. In zweiter Linie ist, wie oben angedeutet, sein Streben darauf gerichtet, das Glück und die Wohlfahrt der Menschen überhaupt zu steigern, ganz abgesehen von der Vertheilung. Es trifft sich zwar — und dies ist allerdings kein reiner Zufall — daß durch die Maßregeln, welche zur Verwirklichung der gerechten Gesellschaftsordnung getroffen werden müssen, auch die Summe der verfügbaren Güter aller Art quantitativ gesteigert wird; gerade deshalb aber könnte man zweifelhaft sein, ob bei einem wirklichen

Socialisten von einem besonderen zweiten Ziel überhaupt die Rede sein dürfe, ob er diese Aufgabe nicht nur deshalb sich stelle, weil er sie bei Verfolgung seiner Zwecke so wie so lösen müsse; man könnte hierüber, sage ich, im Zweifel sich befinden, wenn beide Aufgaben wirklich vollständig untrennbar wären. Das ist jedoch nicht der Fall. Gewisse Uebelstände der heutigen socialen Ordnung fallen durch das Inslebentreten der gerechten Vertheilung nicht von selbst hinweg, sondern würden fortbestehen, wenn nicht das socialistische Streben noch besonders darauf ausginge, sie zu beseitigen. Wir dürfen deshalb mit Fug und Recht behaupten, daß der Socialismus noch ein zweites Ziel im Auge hat, die Erhöhung des Glücks, die Förderung des Fortschritts überhaupt. — Auch hier haben wir nun den Nachweis zu bringen, daß es sich dabei nicht um Befriedigung einer thörichten und blinden Leidenschaft handelt. Das wäre, wie wir wissen, der Fall, wenn ein einzelner Trieb auf Kosten der Gesamtheit der übrigen, des Allgemeinbefindens begünstigt würde, oder wenn unser Streben auf falscher Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse beruhte, oder wenn es offenbar, sei es aus inneren, sei es aus äußeren Gründen, unsinnig und vergeblich wäre. — Bei der ersten Alternative brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Augenscheinlich liegt in dem Streben, das Glück und das glückliche Zusammenleben der Menschen möglichst zu steigern, nicht die Bevorzugung eines speciellen Triebes. — Eingehender müssen wir zeigen, so überflüssig das dem Unbefangenen auch scheinen mag, daß unsere socialen Einrichtungen auch in anderer Hinsicht, als in Bezug auf die Vertheilung der Güter, nicht vollkommen und unverbesserlich sind. Man hat, um den augenfälligsten Punkt zuerst zu besprechen, erklärt, unser heutiges wirthschaftliches System, das der freien Concurrenz ohne Einmischung des Staates,

sei ein vollendetes und unübertreffbares. Jeder, sollte man zwar denken, sieht ein, daß eine gemeinschaftliche Arbeit, die zum Zwecke der Befriedigung gemeinsamer Bedürfnisse unternommen wird, viel rascher und besser von Statten geht, wenn man sich vorher verständigt hat, was man eigentlich zu Stande bringen will, und welchen Theil des Werks jeder Mitarbeiter übernehmen soll, als wenn das Gesamtbedürfnis vorher nicht festgestellt und dem Gutdünken eines Jeden überlassen ist, zu bestimmen, was und wieviel er produciren mag. Da liegt die Gefahr nahe, daß im Ganzen zu wenig oder zu viel gethan werde, oder daß Mehrere dasselbe thun, und Andere vernachlässigt wird. Und sollte schließlich doch etwas Ganzes und Brauchbares herauskommen, so würde es jedenfalls unverhältnismäßige Mühe und Zeit gekostet haben. — Jeder, sagen wir, sieht das ein; nur die Manchesterleute wollen es nicht begreifen. Sie behaupten, auch ohne vorherige Feststellung des Bedürfnisses und ohne Verabredung komme ein vollkommenes Resultat zu Stande, und zwar durch die Concurrenz, die mit Luchsaugen überall hinspähle, ob irgendwo einem Bedürfnis abgeholfen werden muß, wobei es etwas zu verdienen geben kann. Sie vergessen dabei nur, daß nicht alle nöthigen und der Allgemeinheit nützlichen Unternehmungen sofort die übliche Gewinnrate abwerfen; ferner, daß der Privatmann ein Bedürfnis überschätzen kann, oder daß Mehrere, die von einander nichts wissen, ein und dasselbe in's Auge fassen. Das kommt in der That oft genug vor; und während im ersteren Fall sich der Staat, allen manchesterlichen Theorien zum Troß, veranlaßt gesehen hat, einzuschreiten, z. B. durch Zinsgarantien bei Eisenbahnen, die ein Land erst aufschließen sollen, und in anderen Fällen, so ist im zweiten Fall Ueberproduction, die wiederum Geschäftslosigkeit nach sich zieht, die Folge. Auch kann gerade das Entgegengesetzte eintreten, daß zu wenig producirt wird,

indem Keiner dem Anderen Vertrauen schenkt, Credit giebt, weil er glaubt, derselbe könne seine Erzeugnisse doch nicht absetzen. — Alle Nachtheile des Systems der wirthschaftlichen Anarchie hier aufzuführen, würde den Plan dieses Aufsatzes stören; denn wir wollen nur die einzelnen Themata, welche die „Zukunft“ zu behandeln haben wird, im Allgemeinen andeuten; soviel aber dürfte ja schon klar sein, daß uns der vollständige Beweis, daß die heutige Volkswirtschaft keine vollkommene ist, mit leichter Mühe gelingen wird. Damit ist es freilich nicht genug. Es muß noch gezeigt werden, daß das System, welches wir einführen wollen, das der staatlichen Aufsicht oder Leitung der Production, ein besseres und zweckmäßigeres sei. Hier wird nicht allein in theoretischen Formeln, sondern mit genauen statistischen Nachweisen dargelegt werden müssen, um wie viel besser unter diesem System das allgemeine Wohl gewahrt werden kann, welche außerordentliche Ersparniß an Arbeitszeit und Arbeitskraft durch es erzielt werden wird, welche Summe von Leid und Unglück, Kummer und Qualen aller Art, die heute durch Handelskrisen, Bankerotte und mannichfache andere Umstände überflüssigerweise den Menschen auferlegt sind, mit der Beseitigung des alten Systems aus der Welt verschwinden muß.

Gerade hier jedoch giebt es einen Punkt, wo wir selbst warnen müssen, einer besondern Neigung keinen allzuweiten Spielraum auf Kosten des Gesamtwohlbefindens zu gönnen. Bei dem Bestreben, ökonomische Ersparnisse zu machen, muß immer im Auge behalten werden, daß nicht diese der Endzweck sind, sondern die durch sie erzielte Steigerung des Glücks der Menschen. Würden nun andere Triebe und Neigungen, die ebenfalls zum Glück beitragen, in ihrer Befriedigung beeinträchtigt, wenn das Sparsystem eine gewisse Grenze überschritte, so müßte wohl abgewogen werden, bei welcher Art und

Weise das Gesamtglied des Menschen am meisten gefördert wird. An der Nichtbeachtung dieser Regel ist schon mancher Socialist gescheitert und hat den Vorwurf des Doctrinarismus und Utopismus ertragen müssen. — So wäre es, um ein Beispiel anzuführen, gewiß eine große wirthschaftliche Ersparniß für den socialistischen Staat, wenn seine Bürger alle in gemeinschaftlichen Hôtels wohnen, an gemeinsamen Tafeln speisen wollten. Es müßte jedoch, ehe man eine solche Einrichtung empfehlen könnte, jedenfalls erst gefragt werden, ob das Wohnen und Speisen in getrennten Familien nicht gewisse Vorzüge und Annehmlichkeiten in den Augen vieler Menschen besitzt, und ob eventuell die wirthschaftlichen Ersparnisse so bedeutend wären, daß sie die durch das Aufgeben des Familienlebens möglicherweise entstehenden Nachtheile aufwiegen würden. — Wir wollen keineswegs mit ja oder nein entscheidend einer eingehenden und alle Verhältnisse berücksichtigenden Untersuchung vorgreifen, sondern nur den Weg andeuten, den sie zu gehen haben wird.

Nicht weniger wichtig für das Wohl aller Menschen, als die Umgestaltung der ökonomischen Einrichtungen, ist die Reform des oder der modernen Systeme der Moral. Die Moral, nur zum kleinen Theil ursprünglich hervorgegangen aus den Gefühlen der Sympathie und Gerechtigkeit, der Vernunft und der Rücksicht auf das Glück der Gesamtheit, zum größeren von dem Egoismus dictirt und von der Gewalt mit dem Rechtstitel versehen, mit einem Rest im Aberglauben wurzelnd, trägt heute noch, mag auch die Zeit Manches gemildert haben, zu deutlich die Spuren ihrer Herkunft an sich, als daß sie den Zweck erfüllen könnte, den der Socialismus der Moral setzen muß: die Gerechtigkeit, das Glück des Einzelnen und das glückliche Zusammenleben der Menschen möglichst zu fördern.

Daß sie zur Gerechtigkeit nicht viel beiträgt, bedarf Angeichts der herrschenden

Zustande keines besonderen Beweises. Außerdem handelt es sich aber an dieser Stelle nicht darum, die einzelnen socialen Einrichtungen zu besprechen, welche geändert werden müssen, um die Herrschaft der Gerechtigkeit herbeizuführen. Was wir hier betonen wollen, ist, daß es eine Reihe „moralischer“ Gebote giebt, welche, was auch ihr ursprünglicher Sinn gewesen sein mag, heute mehr zur Vergrößerung des menschlichen Glüds, als zur Erhöhung des menschlichen Glüds beitragen. Und zwar lasten dieselben auf allen Menschen, die ihnen unterworfen sind, wenn auch am schwersten auf den social Unterdrückten. Die Aufgabe, hier aufklärend und verbessernd zu wirken, an sich nicht leicht und gewiß eine der verantwortlichsten, wird überdies erschwert durch die außerordentliche Macht der Vorurtheile, die in Sachen der Moral noch herrschen. Der Heiligenschein, mit welchem man verstanden hat, sie zu umgeben, ist im Stande, auch Leute, die sonst keine Scheu haben, mit mittelalterlichen Vorstellungen zu brechen, so zu blenden, daß sie das natürliche Licht einer vernunftgemäßen Moral nicht zu sehen vermögen. Trotz dieses Umstandes, der uns freilich nöthigt, aus taktischen Gründen sehr vorsichtig, nicht übereilt zu Werke zu gehen, hegen wir die feste und begründete Zuversicht, daß es uns gelingen wird, die Nützlichkeit und Unbedenklichkeit der Reform auf diesem Gebiete überzeugend nachzuweisen.*)

Von den übrigen zahlreichen Vortheilen, welche allen Volksklassen, nicht allein den unterdrückten, bei der Verwirklichung der socialistischen Bestrebungen zu Gute kom-

*) Ich habe in dieser Abhandlung auf Einzelheiten eingehen zu wollen, können wir es doch nicht unterlassen, um Mißverständnisse nicht auskommen zu lassen, ein (wohl Niemanden von echter Aufklärung aussehendes) Beispiel zu geben. Man lese in den Zeitungen häufig von verurtheilten Personen, welche, derartig verurtheilt, nach ihrer Stellung vollständig unmöglich ist, nach einigen Stunden oder Tage unter schmerzlichen Qualen blutigen, so daß ihre Angehörigen auch sie selbst den schmerzlichen Tod

men, und die alle einzeln ausführlicher eine besondere Arbeit erheischen würde, erwähnen wir hier der Nichtigkeit wegen die Aufklärung. Daß unter den heutigen socialen Verhältnissen die geringe Bildung nicht die Fortschritte macht, welche die Wissenschaft unserer Tage gestattet, wird wohl Niemand bestritten; und ebenso wird zugegeben werden müssen, daß daran sociale Umstände die wesentliche Schuld tragen. Dagegen wird Manche die Frage aufwerfen, ob denn Aufklärung die Völker wirklich glücklicher mache, und ob wir uns, wenn wir sie erstreben, nicht zweckmäßiger auf unser Recht der Selbsterhaltung und Nothwehr den Angriffen intoleranten Aberglaubens gegenüber, als auf den Wunsch, das menschliche Glüd zu vermindern, berufen würden. Wir bedürfen indeß dieser Art von Rechtfertigung, gegen die sich übrigens auch kaum etwas einwenden ließe, keineswegs. Wenn wir daran erinnern, welche enorme Menge von Leiden und mannichfaltigsten Unglücks die Kämpfe um mehr oder minder abergläubische Vorstellungen seit Jahrtausenden über die Menschheit gebracht haben, so ist damit schon genügend bewiesen, daß im Ganzen und Großen die Aufklärung segensreich wirkt; und wir können ganz dahin gestellt sein lassen, ob hier und da einige Leute, denen der Glaube an gewisse gemüthsberuhigende Dogmen plötzlich entzogen wurde, sich nun unglücklicher fühlen. Uebrigens sind wir weit davon entfernt, das „metaphysische Bedürfniß“ des Menschen leugnen zu wollen, und wenn dasselbe für den modernen Menschen auch durch keine der bisherigen Religionen und

als Erlösung herbeiführen. Den Arzt, der, von Mitleid ergriffen, es wagen wollte, die Qualen des Unglücklichen abzukürzen, würde man unzweifelhaft des Mordes anklagen, und er würde nur freigesprochen werden, wenn die Geschworenen zufällig human genug und in der Aufklärung soweit fortgeschritten wären, daß sie sich von der Vorstellung, das Leben sei ein von Gott gegebenes Geschenk, und es sei unmoralisch, es freiwillig zurückzugeben, losgemacht hätten. —

philosophischen Systeme befriedigt wird, so ist damit weder gesagt, daß seine Existenz eine Täuschung sei, noch die Möglichkeit einer zukünftigen Befriedigung ausgeschlossen. Eine solche wäre allerdings nur denkbar durch streng wissenschaftliche Hypothesen, wie sie allein auf dem Boden der Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft erwachsen können. Bis dahin sagen wir: lieber keine Religion und Philosophie, als unwissenschaftliche!

Daß unser Streben, die Aufklärung zu fördern, von Erfolg gekrönt sein wird, läßt sich mit Bestimmtheit voraussetzen, und wer nur einigermaßen die Geschichte der Menschheit kennt, wird nicht daran zweifeln. Wenn irgendwo eine Reaction auf die Dauer nichts ausrichten kann, so ist es auf diesem Gebiete.

Wir sind mit der Aufgabe, die wir uns oben gestellt hatten, anzudeuten, auf welche Weise die Socialdemokratie die Wissenschaft benutzen kann, um sich als vernünftig zu rechtfertigen, zu Ende. Mit dieser Rechtfertigung werden zugleich, wie aus der Untersuchung ersichtlich geworden sein wird, die beiden anderen Forderungen erfüllt, die wir an die Socialistik richten können: durch Aufdeckung der thatsächlichen Verhältnisse die Triebe der Sympathie und Gerechtigkeit und das Streben nach der Erhöhung des menschlichen Glücks überhaupt zu erwecken, und zweitens uns bei der Feststellung unserer Ideale und der Mittel zu ihrer Realisirung rathend beizustehen. —

Wir waren genöthigt, die Rechtfertigung auf eine ganz neutrale und außerhalb einer Moral gelegene Basis zu stellen, weil

möglicherweise ein bestimmter Standpunkt innerhalb der Moral von unseren Gegnern als ein parteiischer und deshalb hier nicht brauchbarer zurückgewiesen werden konnte. Diese Vorsicht ist insofern gewiß nicht überflüssig, als ein Theil unserer Feinde, nämlich alle Die, welche, obwohl von der Ungerechtigkeit unserer heutigen socialen Verhältnisse überzeugt, doch dieselben erhalten wünschen, nicht die Gerechtigkeit, sondern die Ungerechtigkeit zu ihrem obersten Princip machen. Freilich werden sie das aus Gründen praktischer Politik nur in seltenen Fällen offen eingestehen, und dadurch erleichtern sie uns unsere Aufgabe noch wesentlich. Sie werden behaupten, sie stünden mit uns auf demselben Boden, was ihre Moral und ihre Wünsche betrifft: auch sie wollten vor allen Dingen Gerechtigkeit und allgemeines Wohl. Wir haben in diesem Fall nur nachzuweisen, daß diese Dinge keineswegs, wie sie behaupten, schon existiren oder durch ihre Ideale erreichbar sind, sondern daß nur die Verwirklichung unserer Ziele geeignet ist, der Ungerechtigkeit ein Ende zu machen und die socialen Hindernisse, welche das menschliche Glück einschränken, so weit das möglich ist, zu beseitigen. Wir haben dabei den großen Vortheil, offen und klar aussprechen zu können, was wir wollen; wer, wie fast alle unserer Gegner, aus Furcht, seine Anhängerschaft zu verlieren, nicht wagen darf zu sagen, was er eigentlich vertheidigen will, und so die Logik von vornherein preiszugeben genöthigt ist, der ist im Kampf der Geister sicher verloren!

Der dänische Vorschlag zur Arbeiterfrage.

Die dänische Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts hat mit seinen großen politischen Regungen seines Vaterlandes eine entschieden oppositionelle Stellung eingenommen hatte. (Näheres über diese Affaire findet der Leser in dem Aufsatze: „Etwas ist faul im Staate Dänemark“ in der Beilage zu der Nr. 210 der „Berliner Freien Presse“ von 1877.) Die bezüglichen Ausfälle trugen wesentlich dazu bei, daß Lunde 1857 bei der großen Welt-Handels- und Industrie-Krisis sein Etablissement schließen mußte, seit welcher Zeit er in Kopenhagen, in ärmlichen Verhältnissen lebend, sich vorzugsweise socialpolitischen Bestrebungen widmete.

Die politische Wirksamkeit Lunde's fällt namentlich in die Jahre 1840—1852. Er war wiederholt Bürgerrepräsentant seiner Vaterstadt Kopenhagen, ständischer Vertreter und wurde auch nach Ertheilung des dänischen Staatsgrundgesetzes (5. Juni 1849) auf Grund direkter Wahlen als Deputirter des 8. Kopenhagener Wahlkreises in das Volks-Thing entsendet. Seine Sympathien für die Hebung der arbeitenden Klassen verschafften ihm schon 1848 das Renommée eines „Socialisten und Kommunisten“, während die Kopenhagener Arbeiter 1850 ihm als Zeichen der Dankbarkeit einen silbernen Pokal verehrten. Zu positiven Conceptionen gelangte er erst, als die socialistische Arbeiterbewegung in Deutschland durch ihr siegreiches Anwachsen die Arbeiterfrage allorts auf die Tagesordnung setzte.

Recht Friedrich Lunde, geboren 3. Mai 1804 in Kopenhagen, trat frühzeitig beim Militär ein, welchen Beruf er 1829 als Unterofficier der Artillerie verließ. Nachdem er die bereits erworbenen technischen Kenntnisse erweitert, errichtete er größtentheils mit fremden Mitteln 1832 eine Maschinenfabrik die er grade ein Vierteljahrhundert befehlet und geleitet hat. Auf Grund der ausdrücklichen Zusicherung der dänischen Regierung, daß ihm später andere Verordnungen übertragen werden sollten, unternahm er kostspielige Versuche einer neuen Art Projectile für die Artillerie zu machen, die er anerkanntermaßen vortrefflich ausübte. Gleichwohl erhielt Lunde die Verordnungen nicht, offen-

bar weil er inzwischen bei der ersten größeren politischen Bewegung seines Vaterlandes eine entschieden oppositionelle Stellung eingenommen hatte. (Näheres über diese Affaire findet der Leser in dem Aufsatze: „Etwas ist faul im Staate Dänemark“ in der Beilage zu der Nr. 210 der „Berliner Freien Presse“ von 1877.) Die bezüglichen Ausfälle trugen wesentlich dazu bei, daß Lunde 1857 bei der großen Welt-Handels- und Industrie-Krisis sein Etablissement schließen mußte, seit welcher Zeit er in Kopenhagen, in ärmlichen Verhältnissen lebend, sich vorzugsweise socialpolitischen Bestrebungen widmete.

Die politische Wirksamkeit Lunde's fällt namentlich in die Jahre 1840—1852. Er war wiederholt Bürgerrepräsentant seiner Vaterstadt Kopenhagen, ständischer Vertreter und wurde auch nach Ertheilung des dänischen Staatsgrundgesetzes (5. Juni 1849) auf Grund direkter Wahlen als Deputirter des 8. Kopenhagener Wahlkreises in das Volks-Thing entsendet. Seine Sympathien für die Hebung der arbeitenden Klassen verschafften ihm schon 1848 das Renommée eines „Socialisten und Kommunisten“, während die Kopenhagener Arbeiter 1850 ihm als Zeichen der Dankbarkeit einen silbernen Pokal verehrten. Zu positiven Conceptionen gelangte er erst, als die socialistische Arbeiterbewegung in Deutschland durch ihr siegreiches Anwachsen die Arbeiterfrage allorts auf die Tagesordnung setzte.

Als 1871 durch den geschickten aber charakterlosen Glücksritter Louis Pio die Arbeiteragitation in Kopenhagen im Sinne des internationalen Socialismus aufgenommen war, hielt Lunde es für angeeignet, mit der Gründung einer „all-

gemeinen dänischen Wohlfahrts-Vereinigung“ vorzugehen, mit dem ausgesprochenen Zwecke, seinem Reformprogramme zur Durchführung zu verhelfen. Der Verein rekrutirte sich und besteht noch gegenwärtig, was bemerkenswerth, fast ausschließlich aus ländlichen Arbeitern und dürfte heute — auf der Insel Seeland vorzugsweise — gegen 3000 eingeschriebene Mitglieder zählen. Dieselben werden zusammengehalten durch ein für jedes Mitglied obligatorisches Wochenblatt, betitelt:

„Arbejderbladet, Organ for „Almindelig dansk Bøjsaerdsforening“ som en Forpost i Arbejderkrigen“.

Zu Deutsch:

Arbeiterblatt, Organ der allgemeinen dänischen Wohlfahrtsvereinigung, zugleich ein Vorposten im Arbeiterkriege).

Den Mittelpunkt aber bildet die Lundsche Denkschrift:

„Run i Ordningen af Arbejderforholdene er der Frelse for Samfundet. Lovbog for de Uformuende.“

Zu Deutsch:

Nur in der Lösung der Arbeiterfrage liegt die Rettung der Gesellschaft. Ein Gesetzbuch für die Armen.

Dieselbe ist bereits in ca. 11,000 Exemplaren verbreitet und zuletzt 1876 in 4. Auflage zu Kopenhagen erschienen.

Lunde weist einleitend auf die dringende Nothwendigkeit socialer Reformen hin, welche dem „natürlichen Rechte der großen Volksmehrheit auf ein Miteigenthumsrecht an der Erde und ihrer Produkte“ Rechnung tragen, bei Strafe, daß sonst selbst die „größten und mächtigsten Reiche unter fortwauernder Abwechslung von Anarchie und Despotismus zu Grunde gehen“, wofür als Gewährsmänner namentlich J. St. Mill, Emil de Lavelaye und der dänische christlich-socialer Bischof Martensen angeführt werden. Er zeigt sodann, wie das von der officiellen Statistik auf etwa 4600 Millionen Kronen (über 5 Milliarden Reichsmark) geschätzte dänische Rationalvermögen nicht nur bis auf einen

kleinen Bruchtheil den besitzenden Klassen angehört, sondern daß diesen auch der Löwenantheil an der jährlich gewiß an 100 Millionen Kronen betragenden Vermehrung des Nationalvermögens zufällt, während etwa $\frac{1}{4}$ der ganzen Bevölkerung nur mit einem Lohne abgeseigt werden, der kaum dürftig zum täglichen Unterhalt hinreicht. Hinzukommt, daß der „Besitzlose faktisch unmündig ist und der Geldmacht preisgegeben, obwohl die Herrschenden ihm einzureden suchen, daß er ein freier Mann sei“. Es käme darauf an, in Zukunft einen Theil des Netto-Ertrages der produktiven Thätigkeit des gesammten Landes den Arbeitern zukommen zu lassen. Daher möge man folgenden Vorschlag zum Gesetze erheben:

1. Der Staat sichert jedem rechtschaffenen Arbeiter beiderlei Geschlechts, der in einer untergeordneten, von Anderen abhängigen Stellung thätig ist, sobald er das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat und nicht als Haupterwerb ein anderes selbstständiges Gewerbe betreibt, eine mit den Jahren steigende Leibrente zu, deren Höhe sich nach dem Durchschnittsverdienste des Betreffenden in den vorhergehenden Jahren richten soll und im Uebrigen nach einer festen Skala geregelt wird.
2. In ähnlicher Weise soll eine je nach den Umständen völlige oder theilweise Unterstützung an Krüppel oder andere mehr oder minder arbeitsunfähige Personen aus den zu 1) besprochenen Klassen gegeben werden, sofern diese sich nicht selbst zu versorgen vermögen.
3. Die Leibrente sowohl als die Unterstützung für die Bedürftigen soll angesehen werden als ein ersparter Antheil des Lohnes, von dem nach billigem Ermessen hätte angenommen werden müssen, daß er den Betreffenden zugefallen wäre. Dieselben hätten ja auch, wofür sie früher nur hinlänglichen Lohn gehabt hätten, selbst vermocht, sich in Krankheit und Alter

zu versorgen, anstatt daß die Kommune bis jetzt die Unterstüzungen dieser Art ausbringen mußte, weil die Löhne in den meisten Fällen zu gering waren.

4. Die Abgabe zum Leibrenten- und Hülfsfond wird bis auf Weiteres auf 12 $\frac{1}{2}$ pCt. normirt von allem Lebenszeit des Betreffenden 18. Lebensjahre und wird von allen Arbeitgebern getragen, soweit dies in Hinblick auf die Bestimmungen unter 5) erforderlich sein sollte.
5. Als Einnahme des Leibrenten- und Hülfsfonds wird Folgendes angewiesen:
 - a. Da in Rücksicht auf die zu 1. und 2. ausgesprochenen Grundsätze die bisherige Armen-, Alters- und Invalidenunterstützung fortfallen kann, so soll die Armensteuer, wie sie bisher bestand, dem neuen Fond zufallen.
 - b. Als ein den Arbeitern zu Gutem kommender Antheil an dem Netto-Überschusse aller industriellen Thätigkeit wird den Vermögenden eine (progressive) Einkommensteuer zu Gunsten des Fond aufgelegt.
 - c. Ein weiterer Beitrag zum Fond soll auch durch eine Veränderung der Gesetzgebung bezüglich des Erbrechtes zu Wege gebracht werden.
 - d. Wo einzelne Geschäfte zu Monopolen erweitert werden, soll der Fond einen Antheil des aus ihnen resultirenden Ertrages erhalten.
6. Zur Oberleitung des Arbeiter-Leibrenten und Unterstützungsfond wird ein selbstständiger neuer Ministerposten errichtet, von dem alle hierher gehörenden Sachen ressortiren und von dem alle betreffenden Amtoanstellungen ausgehen.
7. Es soll auch an die Seite des Ministers ein Rath von praktischen

Sachverständigen gestellt werden, bestehend aus einer näher zu bestimmenden gleich großen Anzahl von Arbeitgebern und Arbeitern, jede in ihrer Klasse für sich gewählt nach einem vom Arbeitsminister in der Zwischenzeit erlassenen Gesetz.

8. Die erste Handlung der vorstehenden Behörden soll die Ausarbeitung eines Planes sein für die gesammte Leitung und Wirksamkeit der neuen Institution.

Es wäre leicht, diese Postulate aus den eigenen Anführungen Lunde's in seiner Denkschrift um einige Nummern zu vermehren. So hat er auf S. 73 es als eine Wirksamkeit der neuen Behörden bezeichnet, für die Errichtung von Produktivgenossenschaften die nöthigen Betriebskapitalien und die sachverständigen, uninteressirten Leiter zu besorgen. Ebenda empfiehlt er Einsetzung von schiebsrichterlichen Kommissionen, zu gleicher Zahl aus Arbeitgebern und Arbeitern zusammengesetzt, deren höchste Instanz der Arbeitsminister mit seinem Rath sein soll. Endlich will er — wenn wir verschiedene Details bei Seite lassen — in dieser neuen Behörde überhaupt das Organ beschaffen, durch welches sowohl von Amtswegen als auf Initiative der Arbeiter selbst die weiteren Maßnahmen in der fortschreitenden Lösung der socialen Frage vor die Legislative gebracht werden.

Hören wir nun, welche Erläuterungen Lunde seinem Leibrentensystem giebt und besonders, welche ziffernmäßigen Anschläge er demselben beifügt.

„Das Prinzip für Beschaffung des Kapitals (heißt es S. 76), dessen es zum Nachlohn oder der Leibrente für die älteren Arbeiter bedarf, ist, daß es als von dem eigenen Erwerb der Arbeiter herührend betrachtet werden muß, aber von dem allgemeinen größeren Lohn getrennt gehalten werden soll, welcher wie zuvor jedem einzelnen Arbeiter nach persön-

licher Uebereinkunft zwischen ihm und dem Arbeitsgeber ausbezahlt wird. Da es aber einerseits berechtigt erscheint, daß keine Verkürzung des persönlichen Lohns stattfindet (in Folge der Hervorrufung der Leibrente), sowie sie an dem Tage erfolgen müßte, an dem das bezügliche Gesetz publiziert würde, während andererseits oben gezeigt ist, daß die Arbeiter nicht allein ein moralisches Recht haben, für die Zukunft einen Antheil des jährlichen Ueberschusses aus der Produktion zu fordern — so soll der persönliche Arbeitslohn, wo es nothwendig ist, und dann namentlich für die niedrigst bezahlten Arbeiter aufrecht erhalten werden, insofern die Zeitkonjunktoren nicht eine Veränderung gebieten. Die hierzu nothwendigen besonderen Maßregeln würden vom Arbeitsminister nach zuvoriger Verhandlung mit dem Arbeiterrath ausgehen.“

Lunde glaubt hiermit genügende Vorkehrungen getroffen zu haben, daß nicht der ganze Staatszuschuß zum Lohn lediglich ein fiktiver werde — auf welchen Punkt wir noch zurückkommen müssen. Doch berichten wir jetzt weiter.

Die Arbeitgeber sollen also außer der

reellen Lohnzahlung an ihre Arbeiter fernerhin noch für den achten Theil dieser Summe an den mehrerwähnten Fond einstehen, aber nicht effektiv, sondern wesentlich nur „administrativer Rücksichten“ wegen, insofern für diese Abgabe ja prinzipaliter die zu 5. vorgeschlagenen Steuern bestimmt sind, und den Arbeitgebern ausdrücklich gestattet sein soll, etwaige Zahlungen an den Leibrentenfond mit ihren Steuern und sonstigen Abgaben zu kompensiren. Auf diese Weise hofft Lunde zugleich den „Eifer zu entfernen, mit welchem die Arbeitgeber diesem Plane entgegenwirken“, wobei er noch an die „Staatshilfe“ erinnert, welche den ländlichen Besitzern früher dadurch zu Theil wurde, daß sie aus Pächtern zu freien Eigenthümern erhoben wurden.

Eine Rechtfertigung dafür, warum grade $12\frac{1}{2}$ pCt. des industriellen Lohnfond dem System zu Grunde gelegt werden, wird in keiner Weise gegeben, wäre auch wohl kaum möglich, da die ganze Forderung ebenso willkürlich als die Höhe des verlangten Staatszuschusses bemessen ist. Lunde will eben nur Beispiele anführen. Diese ergeben unter Zugrundelegung der dänischen Volkszählung von 1870 folgende Resultate:

E i n n a h m e .

Personenzahl.	Jährlicher Lohn. Kronen.	$12\frac{1}{2}$ pCt. desselben ergeben.	Ergiebt die Summe von Kronen.
108.597	180	22,50	2.330.932,50
14.531	240	30,00	435.930,00
270.172	360	45,00	12.157.740,00
87.601	480	60,00	5.256.060,00
69.867	720	90,00	6.288.030,00
30.408 Almosenempfänger.		0,00	0,00
576.176			26.468.692,50

Von diesen 576.176 Personen haben nur 252.387 das 30. Lebensjahr überschritten und würden diese sich nach Altersklassen vertheilen (insofern das Verhältniß

jeder Altersklasse zum Ganzen zu Grunde gelegt wird, welches nach den statistischen Erhebungen für die gesammte Bevölkerung gilt) und folgende Staatszuschüsse erhalten:

Ausgabe.

Alter zwischen	Personen. Anzahl.	Jährliche Rente. Kronen.	Summa. Kronen.
30—35 Jahr	40.764	50	2.038.200
35—40 "	37.979	60	2.278.740
40—45 "	34.688	75	2.601.600
45—50 "	34.041	90	3.063.690
50—55 "	28.926	120	3.471.120
55—60 "	22.602	150	3.390.300
60 Jahr u. darüber	53.387	180	9.609.660
Ueberschuß	—	—	15.382
Zusammen	252.387		26.468.692,50

Im Durchschnitt wäre danach für jeden Arbeiter an den Staat zu entrichten Kr. 45,96 = M. 51,71, und erhielte jeder Arbeiter vom 30. Jahr ab dagegen Kr. 104,87 = M. 118 etwa. Diese Summe würde sich dadurch zwar noch erhöhen, daß thatsächlich die Zahl der über 30 Jahr alten Arbeiter geringer sein dürfte, auch bei den arbeitenden Klassen die mittlere Lebensdauer bekanntlich eine erheblich niedrigere ist, als bei der gesammten Bevölkerung; eine nennenswerthe Vergrößerung des individuell Jedem zufallenden Staatszuschusses wäre damit aber noch keineswegs erreicht, zumal Lunde selbst schon eventuell Abzüge an diesem in Aussicht stellt, wenn z. B. der Fond benöthigen sollte, verzinsliche Anleihen für Arbeiterzwecke aufzunehmen. (Vergl. Abschn. 8. S. 83 der Denkschrift.)

Soll das Bessere nicht des Guten Feind sein, so wird die socialistische Kritik keinerlei Bestrebungen kurzer Hand abweisen dürfen, welche für die Hebung der materiellen Lage der arbeitenden Klassen auf der Basis des heute bestehenden Ablohnungssystems von wesentlicher Bedeutung sein könnten. Hat doch auch gerade das Programm der „Zukunft“ die Untersuchung versprochen, welches die „Wege und Stufen“ sind, auf denen unser wirthschaftliches und politisches Ideal allmählich erreicht werden

kann.“ Gleichwohl werden wir uns mit dem Lunde'schen Vorschlage wenig befremden können, obschon eine am 25. August d. J. in Kopenhagen tagende social-demokratische Arbeiter-Verammlung sich dahin entschieden hat, daß die Socialdemokratie ohne Aufgabe ihrer eigenen Prinzipien denselben unterstützen könne.

Die gegentheilige Entscheidung — wenigstens in der vorliegenden Formulierung — wird schon um deswillen nothwendig sein, weil das Projekt, nothwendig auf ein Stück „Regierungsocialismus“ hinauslaufen würde. Wir verstehen darunter denjenigen staatskünstlerischen Jesuitismus, welcher bei dem unaufhaltsamen Fortschritte der socialen Bewegung an der Wirksamkeit der herkömmlichen Schutzmittel zur Aufrechterhaltung der bestehenden „Ordnung“ verzweifelt und zur Gewährung einer Art Staatshilfe in der Absicht schreitet, die revolutionären Arbeiterbataillone mit einem Schläge in gefügige Prätorianerkohorten zum Schutze von Thron und Altar umzuwandeln. Hierin liegt eine Gefahr, und zwar keine geträumte. Die fundamentale Einsicht, daß die sociale Frage unzertrennbar von der politischen und nur mit dieser zu lösen ist, hat noch keine zu weit gehende Verbreitung erfahren. Die Zeit liegt leider noch fern, wo die Massen gegen die

Verfuchung vollkommen gefeit wären, nicht für ein Stück Brot die Freiheit zu verkaufen! Und selbst innerhalb social-demokratischer Kreise ist noch vielfach der Irrthum vorhanden, als ob, wenn man wirklich von oben her Sorge trüge, den Arbeitern den Brotkorb ein Klein wenig niedriger zu hängen, die Letzteren mit der verbesserten Nahrung auch eine energischere Haltung in dem großen Emanzipationskampfe beobachten würden! Daher gilt es, stets auf der Wacht zu sein, daß nicht unser monarchisch bürokratischer Klassensaat unter dem Scheine, in dem wirtschaftlichen Interessenkampfe für die Arbeiter eintreten zu wollen, nur seine Polizeimacht erweitert und die Reaktion fördert. Welche Folgen es haben müßte, wenn den Regierungen jährlich viele Millionen zu beinahe diskretionärer Verwendung für die Arbeiter zufließen, bedarf keiner Erörterung.

Soviel über die politische Bedeutung dieses Vorschlags, dessen Grundgedanken übrigens in einem anderen, bereits vom „Vorwärts“ mitgetheilten socialistischen Programme, in mehr spezialisirter Weise verarbeitet und mit mehreren nothwendigen Zusatzbestimmungen versehen vorliegen.

Wir wollen hier um so mehr auf die korrespondirenden Sätze desselben hinweisen, als dieses bisher, soviel uns wenigstens bekannt, außer der kommentarlosen Wiedergabe im „Vorwärts“ (Nr. 48 ff. von diesem Jahr) in Deutschland keine Erörterung erfahren hat.

Das Programm ist in der 1876 in London erschienenen „Social Architecture or reasons and means for the demolition and reconstruction of the social edifice“*) als Anhang abgedruckt. Es heißt da S. 341:

Industrielle Reformen.
Erste Stufe des Fortschritts. Unmittelbare Forderungen.

*) Wir werden in einer der nächsten Nummern eine ausführliche Besprechung dieses Buches bringen. Die Redaktion.

1. Eine Steuer wird unter dem Namen „Industrie-Ablösungs-Steuer“ allen Arbeitgebern auferlegt.

2. Diese Steuer wird in gleichem Betrage für jede angestellte Person, sei die Arbeit derselben körperliche oder geistige, für deren Beschäftigung Löhne oder Gehälter bezahlt werden, erhoben.

3. Das Geld, welches diese Steuer abwirft, bildet den Industrie-Ablösungs-Fond.

4. Dieser Fond wird benutzt: zu Pensionen für bejahrte Arbeiter; zur Erleichterung aller Fälle von Krankheit oder Nachtheilen; zur Ersatzleistung an Arbeiter, im Falle sie ohne ihr Zuthun ihre Stelle einbüßen.

5. In der Absicht eine allgemeinere und gleichmäßigere Theilnahme der arbeitenden Klassen am National-Vermögen zu erzielen, wird vom Staat ein Hilfslohn (assistant wage) an alle Personen während der Zeit, die sie aktiv beschäftigt bleiben, bezahlt.

6. Der Fond zur Bezahlung des Hilfslohns wird gebildet aus der Einkommen- und Besitzsteuer, von der Steuer auf Geschäfts-Umsätze, von der Rente oder dem Einkommen aus Staats-Ländereien, -Gebäuden, -Bergwerken, -Eisenbahnen u. s. w., nachdem von diesen Einnahmen für die nationalen Ausgaben (das ganze Staats-Budget?) Abzüge gemacht sind.

7. Der Hilfslohn ist höher für diejenigen, welche in gefährlichen, ungesunden oder widerwärtigen Arbeitszweigen fungiren.

8. Der zu gewährende Hilfslohn stuft sich nach dem Alter der Empfänger ab. Er beginnt mit deren 20. Lebensjahre und steigt in 4 aufeinander folgenden Perioden von je 10 Jahren.

9. Der Hilfslohn soll auch in einem gewissen Verhältniß zu den Bedürfnissen und der Kopzahl jeder Familie stehen.

10. Ein Minimallohn wird alljährlich für alle Gewerbe, Beschäftigungen und Anstellungen vom Parlamente festgesetzt.

müßte. Lunde sieht selbst ein — wir haben oben die bezügliche Stelle wörtlich mitgeteilt — daß bei Fortbauer der sogenannten freien Lohn = Vereinbarung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber durch Einführung seines Leibrentensystems ein schleuniges Sinken der privaten Löhne erfolgen würde. Was will es da heißen, wenn er dem Arbeitsminister die Maßnahmen überläßt, durch die „der persönliche Arbeitslohn, wo es nöthig erscheint, und dann namentlich für die niedrigst bezahlten Arbeiter aufrecht erhalten werde?“ Freilich ist aber auch an dieser Stelle recht eigentlich der Scheideweg zwischen dem alten System, das in der Vertheilung der Güter lediglich eine Privatangelegenheit sieht, und der socialistischen Auffassung, welche in deren durchgreifender Organisation grade vorzugsweise das allgemeine gesellschaftliche Interesse engagirt erachtet. Der Staat des ancien régime könnte vielleicht allenfalls dazu sich entschließen, nach Analogie der bestehenden Armenpflege oder nach Art der üblichen Beamtenpensionirungen die älteren Arbeiter mit einigen Zuschüssen zu bedenken; würde er aber wohl, ohne sein wirtschaftliches Grundprinzip und damit sich selbst zu opfern, eine allgemeine Lohnregulirung eintreten lassen können? Unbedingt glauben wir: wohl niemals! Es ist daher durchaus richtig, daß die socialistischen Programme durchgehends an den heutigen Staat eine derartige Forderung nicht stellen. Zu solchen Maßnahmen wird man offenbar erst dann schreiten, wenn man sich wohl oder übel entschlossen haben wird, dem arbeitenden Volke selbst ein entscheidendes Wort bei der Gesetzgebung einzuräumen und man alsdann die Gesetze schon in dem Sinne ausarbeitet, den Bruch mit dem Ablohnungssystem zu einer nahen Verwirklichung zu bringen. Für heute aber wäre ein derartiges Postulat wenig praktisch und würde viel richtiger durch andere ersetzt, deren allererstes und wichtigstes, den Normalarbeitsstag,

Lunde vollkommen bei Seite läßt, während ihn das in Frage stehende socialistische Programm korrekter Weise verlangt. Es wäre verfehlt, hier im Vorbeigehen die Bedeutung einer staatlichen Regulirung der Arbeitszeit zu erörtern; es genügt darauf hinzuweisen, daß diese Reform von mehr wie einer kompetenten Seite als schon heute durchführbar erklärt ist, und daß sie gleichzeitig geeignet sein dürfte, den Ausgangspunkt für die gesammte weitere Organisation der Arbeit abzugeben. Lunde hat auf erfolgte Interpellation sich aus dem bekannten Scheingrunde, die persönliche Freiheit auch in dieser Richtung nicht einschränken zu wollen, sich gegen den Normalarbeitsstag erklärt. Wir zweifeln nicht, daß Lunde von dieser Auffassung noch zurückkommen wird, zumal ja auch schon die Fortgeschritteneren unter den deutschen sog. Kathedersocialisten, denen er in seinen theoretischen Anschauungen nahe steht, diese Forderung zu der ihrigen gemacht haben.

Was nun schließlich die finanzpolitischen Vorschläge anbelangt, durch welche in unseren Programmen der Ausgleich zwischen Arbeitslohn und Arbeitsertrag herbeigeführt werden soll, so leiden dieselben an einer großen Unbestimmtheit. Dieselben wären eingehend offenbar nur in Zusammenhang mit dem Steuersystem desjenigen Staates zu behandeln, in dem sie zur Einführung bestimmt sind. Natürlich wären die betreffenden Steuern ausschließlich den besitzenden Klassen aufzuerlegen; eine Kapitaleinkommensteuer und eine den Arbeitgebern auferlegte Ausbeutungssteuer waren daher naheliegend. Es würde immerhin aber ganz bedeutamer finanzieller Maßnahmen bedürfen, um nur einigermaßen für wesentliche Reformen in fraglicher Richtung die Mittel zu gewinnen. Nach Hübner's statistischer Tafel für 1876 beliefen sich die dänischen Staatsausgaben auf 55 Millionen Mark (ca. 49 Mill. Kronen dänisch). Die bescheidenen Wünsche

Lunde's würden also schon auf einen Betrag hinauslaufen, höher als die Hälfte der gesammten dänischen Staatsausgaben! Da nun die Steuer-Erhöhung lediglich die besitzenden Klassen beträfe, so würden für diese die Steuern schon bei diesem ersten Schritt auf dem Reformwege auf eine kolossale Weise erhöht werden und mit der Zeit sich zu einer partiellen Vermögens-Konfiskation steigern müssen. Lunde scheint das Richtige zu ahnen, wenn er auch eine Aenderung der Gesetzgebung bezüglich des Erbrechts vorschlägt, da nur an dieser Stelle etwa der Hebel zur Beschaffung größerer Fonds für die gedachten Zwecke mit Erfolg anzusehen wäre. Doch würde es jetzt zu weit führen, diese Frage eingehender zu behandeln.

Wir wollen die Besprechung des Lunde'schen Vorschlags nicht abschließen, ohne eine bedeutsame Thatsache zu registriren, die zugleich eine Lehre für alle Socialreformer außerhalb der socialistischen Partei enthält: Lunde steht heute auf dem Standpunkt, eine Durchführung seines Programms nur noch von der Social-Demokratie zu erwarten. So schreibt er in einem Aufsatz: „Was der Socialismus vermag“ in der Nr. 30 v. 27. Juli 1877 seines „Arbejderbladet“ Folgendes:

„Ich breche heute hier ab, jedoch möchte ich nicht unterlassen, die Vereinsmitglieder noch darauf hinzuweisen, wie die Arbeitersache mit

Riesenschritten unter dem Banner des Socialismus Fortschritte macht. Wir wollen jetzt keine Vergleiche anstellen zwischen der dänischen und deutschen Socialdemokratie, aber wir wollen vor Allem betonen, wie klein und bescheiden doch verhältnißmäßig unsere Forderungen an die Machthaber sind! Und doch haben wir nach fünfjährigem Warten nichts erreicht als erhöhte Gleichgültigkeit, vermehrte Beeinträchtigungen und haben nicht die mindeste Hoffnung, daß man uns anhört und den Weg der Gerechtigkeit einschlägt. Ich für meine Person kann daher nicht anders als Euch erklären, Arbeiter, daß es Euch irreführen und betrügen hieße, wenn ich wie bisher Euch rathen wollte, noch auf etwas wesentlich Gutes von Seiten der Machthaber zu hoffen, ohne daß Ihr ihnen Furcht einflößt. Hierzu ist unsere friedliche Vereinigung aber nicht zahlreich genug, und wir haben keine andere Wahl, als uns entweder aufzulösen, oder die Furcht zu verwerthen, welche die Social-Demokratie unsern Herrschern einflößt. Daher befördern wir nur unsere Sache, indem wir zur Weiterverbreitung der Social-Demokratie beitragen. P. F. Lunde.“

—r—

Der 16. Mai und die französischen Socialisten.

Von Jules Guesdr.

Eingeladen, an dieser aus den Berathungen des Gothaer Congresses hervorgegangenen Revue mitzuarbeiten, wüßte ich die Ehre, welche in meiner Person dem Frankreich vom 18. März widerfahren ist, nicht besser anzuerkennen, als indem

ich meinen ersten Artikel dazu benutze, der deutschen Socialdemokratie die Schwierigkeiten der Lage, welche der französischen Socialdemokratie durch den Gewaltstreich vom 16. Mai erwachsen sind, und die Gründe des Betragens dieser letzteren darzulegen.

Vor dem 16. Mai, als man glauben konnte, daß der Weg für dynastische Abenteuer endgültig geschlossen sei, hatten unsere Arbeiterklasse und ihre Parteigänger nicht nöthig, sich lange zu besinnen: derselbe Strom von Blut, von unserem Blut, trennte uns von allen Regierungs- Republikanern, von denen die weniger schlechten, die Louis Blanc, die du Martin Bernadt und andere Radicale, wenn sie nicht selbst gegen die Communalisten von 1871 operirt hatten, ohne ein Wort zu sagen, der „Bauerngerechtigkeit“ ihren Lauf gelassen hatten. Was die Gammeltischen betrifft, so hatten sich diese, wie man das ja ohne Zweifel weiß, verleiten lassen, unsere Todten ohne Grund zu beleidigen, indem sie in der Folge durch das Organ ihres großen Führers den gesetzlichsten Aufstand, welcher jemals sich ereignete, als einen verbrecherischen Streich bezeichneten.

Auf der andern Seite hatten die verschiedenen Repräsentanten der herrschenden Klasse, auf welchen Bänken des gesetzgebenden Körpers sie auch sitzen mochten, zu welcher Fraction der republikanischen Majorität sie gehörten, bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn sie bei der Abstimmung auseinandergingen, gezeigt, daß sie unter sich durch nichts Anderes getrennt waren, als durch Worte oder Motive des Ehrgeizes. Ein stehendes und der Hierarchie seiner Führer blind gehorchendes Heer, ernannte und unverantwortliche Behörden, von oben eingesetzte Präfecten, Unterpräfecten und Bürgermeister, besoldete Priester zc. wurden von den Einen wie von den Anderen für die Bedingungen sine qua non jeder politischen Ordnung gehalten.

Mit einem Worte, Alle beugten sich mit der nämlichen religiösen Ehrfurcht, indem sie es für das letzte Wort des Fortschritts erklärten, vor dem bürgerlichen Gesetzbuch, dem sogen. Code Napoléon, welcher das individuelle Eigenthum heiligt, das Erben organisiert, die Frau dem

Manne unterordnet und das Kind der Willkür der Familie ausliefert, und so für irgend eine Gleichheit und Gerechtigkeit keinen Platz übrig läßt.

Bei einer solchen Lage der Dinge war die Pflicht des französischen Proletariats vollkommen vorgezeichnet: es mußte, nach dem Beispiel des deutschen Proletariats, eine besondere Partei bilden, welche bei der Verwirklichung ihres Programms nur auf sich selbst zählte.

Und in der That, während unter der mehr oder weniger glücklichen Form der Syndicate die Arbeiter versuchten, sich nach Gewerken zu organisiren, verbreitete sich mehr und mehr die Idee unter ihnen, sich auch politisch nur durch Arbeiter vertreten zu lassen, d. h. durch Abgeordnete, welche dieselben ökonomischen Interessen hätten, wie ihre Wähler.

Wenn diese Organisation weiter fortgeschritten wäre, so wäre der Staatsstreich des Herrn de Mac Mahon, weit entfernt, uns zu schaden, uns von dem größten Nutzen gewesen, indem er die Augen geöffnet und uns die Hilfe aller Derjenigen zugesichert hätte, die, ohne Socialisten zu sein, aufrichtig und fest Republikaner sind und sich mit der Lüge einer conservativen oder opportunistischen Republik, welche die Gesetze und die Einrichtungen der Monarchie aufrecht hält, hatten fangen lassen. Aber damit war es Nichts; besonders in Folge der bei uns jeder Versammlung und jeder Verbindung der Arbeiter in den Weg gelegten Hindernisse waren wir nicht bereit — und werden es, ach! noch lange nicht sein.

Es blieb uns also, da die Unmöglichkeit unbestreitbar feststand, in den Kampf unter unseren eigenen Farben und für unsere persönliche Rechnung einzutreten, nur die Wahl zwischen folgenden beiden Entschlüssen übrig:

uns zu enthalten,

oder gemeinsam mit der aufgelösten Kammer und zu ihren Gunsten vorzugehen;

denn das Gewicht unserer Stimmen auf die Seite des „loyalen Degens“ und seiner Mitschuldigen bei jeder Reaction zu legen, dieser Gedanke konnte Keinem von uns auch nur für eine Minute kommen.

Die Enthaltung stellte sich zuerst als das natürlichste und passendste Benehmen dar. Um was handelte es sich in Wirklichkeit? Um einen inneren, man könnte sagen, einen Familienstreit zwischen zwei Fractionen der Bourgeoisie, d. h. des Feindes: der einen, welche mit den Bourbonen, den De Broglie und tutti quanti in der monarchistischen Staatsform die beste Garantie für ihre Klassenprivilegien sieht, der anderen, welche mit den Jules Simon, den Gambetta u. s. w. die republikanische Staatsform für ganz geeignet zur ökonomischen Ausbeutung der größten Anzahl von Menschen hält. Aber nicht bereitwilliger wie die monarchistische Bourgeoisie giebt die republikanische Bourgeoisie die Berechtigung unserer Ansprüche zu. Ebenso wenig wie von dieser, können wir von jener, ich sage nicht eine Unterstützung, sondern nur das Recht der Propaganda und der Organisation erlangen, wie es aus dem gemeinen Rechte folgen müßte, wenn dasselbe ehrlich ausgelegt würde. Die 363 mögen morgen als Sieger nach Versailles zurückkehren, und sie werden uns ebenso wenig die Freiheit der Presse, die Vereins- und Versammlungsfreiheit geben, als sie uns dieselben in Folge der Wahlen vom 20. Februar 1876 gegeben haben. Sie werden uns nicht einmal die Amnestie gewähren. Zu welchem Zweck also sollen wir uns in einen Kampf mischen, in dem wir, wer auch der Sieger sein möge, immer die Besiegten sein werden?!

Noch mehr: der Mann, welcher berufen war, die unmittelbarsten Früchte des nächsten republikanischen Sieges zu ernten, war Herr Thiers, welcher sich schon — nun hat uns sein Tod davor behütet — wieder in die Präsidentschaft eingesetzt sah; Herr Thiers, d. h. der Beschützer von Paris, der Politiker ohne Herz, der

auf alle Versuche der Verföhnung, die von Paris oder den Departements kamen, unveränderlich antwortete: „Es wird einige getödtete Leute, einige zerstörte Häuser geben, aber die Gewalt wird dem Gesetz weichen“; der unglückselige Schauspieler, der zur selben Zeit, als er urbi et orbi verkündete, daß die „Unterdrückung stattfinden würde, wie es rechtschaffenen Leuten geziemt, im Namen der Gesetze und durch die Gesetze“, auf den Straßen der Hauptstadt ein Blutbad anrichten ließ, gegen welches die Bartholomäusnacht nur ein Kinderspiel ist; der kaltblütige und überlegte Mörder von Koffel, von Ferré, von Bourgeois und aller Derer, deren Strafe unzuwandeln er sich geweigert hat.

Diese Aussicht auf eine durch unsere Betheiligung an der Wahl zu Stande gebrachte thieristische Restauration war gewiß nicht geeignet, uns zur Urne zu ziehen, und erklärt leicht, — ich wiederhole es — daß Mehrere daran gedacht haben und noch denken, sich um das, was vorgeht, gar nicht zu kümmern und die verschiedenen Besieger der Commune ihren Streit unter sich ausmachen zu lassen.

Gut! was aber wären, abgesehen davon, daß die Enthaltung, welche unserem in hohem Grade streitbaren Temperament widerstrebt, fast unmöglich bei uns allgemein durchzuführen ist, unglücklicher Weise die Folgen unserer Unthätigkeit gewesen? Der Triumph der monarchistischen Coalition und nach kurzer Frist eine bonapartistische oder bourbonistische Restauration.

Ist es uns nun, kann es uns gleichgültig sein, das Königthum oder das Kaiserreich in die wieder auferstandenen Tuilerien einzuziehen zu lassen?

Wenn wir die Geschichte um Rath fragen, speciell unsere Geschichte, was lehrt sie uns über diesen Punkt? Daß unter der Monarchie alle revolutionären Bewegungen, welche stattfinden können, einen republikanischen Charakter haben,

während unter der Republik sie einen socialen Charakter besitzen.

Unter der Gottesgnaden-Monarchie der Bourbonen erfolgt die Juli-Revolution.

Unter der constitutionellen Monarchie Louis Philippe's sieht man den 24. Februar.

Unter dem Kaiserreich erleben wir — mit Hülfe von Sedan — den 4. September, — d. h. politische, ausschließlich politische Revolutionen, die sich auf Veränderungen im Regierungs- = Personal beschränken.

Unter der Republik von 1848 dagegen treten ein die Juni-Tage.

Unter der Republik von 1871 erlebt man den 18. März, — d. h. sociale Revolutionen, die sich gegen die wirtschaftliche Ordnung, oder genauer die wirtschaftliche Unordnung von heutzutage richten.

Die Republik ist also eine Etappe, die zu nehmen von Wichtigkeit ist, wäre es auch nur, um sie nicht mehr nehmen zu müssen; und da sie zur heutigen Stunde in Frankreich besteht, so haben wir Socialisten ein Interesse von erstem Rang, sie nicht zerstören zu lassen.

Ein anderer Grund, nicht unter unserem Zelt zu bleiben, beruht auf der Thatsache, daß trotz dem blutigen Schimmer der noch frischen Vergangenheit weder unsere Landarbeiter, noch selbst die Gesamtheit unserer Fabrikarbeiter vollkommen eingesehen hat, daß sie von dem Theil der Bourgeoisie, welcher aus dem Republikanismus, ja selbst dem Radicalismus ein Handwerk macht, nichts zu hoffen haben. Viele konnten zu dieser Ueberzeugung ohne Zweifel schon durch die einfache Ueberlegung kommen, daß die Interessen der Klasse, welche das Kapital, den Boden, die Maschinen, den Credit vorenthält und monopolisirt, zu sehr von den unsrigen abweichen, zu feindselig ihnen gegenüberstehen, als daß sie, so liberal sie sich in politischen Dingen zeigen möge, jemals eine der Reformen ausführen werde, welche die Verwirklichung der wirtschaftlichen Freiheit herbeiführen

sollen. Aber das ist die Minorität; für die große Masse muß dieser Beweis erst geliefert werden, und zwar in konkreter, faßlicher Weise geliefert werden, nicht mit Worten, oder auf dem Papier, sondern mit der That. So lange sie die Gambaletta z. B. nicht an der Gewalt, an der Arbeit gesehen hat, wird sie sich nicht überzeugen lassen, daß das Heil nicht von dieser Seite kommen kann.

Hierin liegt der Vortheil, den es für uns hat, eine Erfahrung nicht aufzuhalten, im Gegentheil, zu beschleunigen, welche allein bei einer Menge von wenig entwickelten Geistern Erleuchtung bringen kann und muß.

Das ist nicht Alles. Besteht eine republikanische Regierung in Frankreich, mag sie noch so reactionär sein, so werden die Chancen eines Krieges mit Italien sowohl wie mit Deutschland, wenn nicht endgültig beseitigt, doch wenigstens beträchtlich vermindert sein. Anstatt uns gegen unseren Willen, wie im Jahre 1870, für den größeren Ruhm und den größeren Nutzen unserer Herren gegenseitig zu tödten, werden wir uns bemühen, unsere Anstrengungen zu verbinden, zu vereinigen und Hand in Hand auf die gemeinsame Befreiung loszugehen. Und eine derartige Betrachtung konnte bei Denjenigen nicht von geringem Gewicht sein, welche, wie wir, fest glauben, daß die sociale Frage eine internationale Frage ist, welche nur international gelöst werden kann.

Das will nicht sagen, — und damit will ich schließen — daß trotz aller und so guter Gründe es uns nicht Ueberwindung kosten wird, noch einmal für unsere Gegner von gestern und von heute zu kämpfen und zu siegen und so scheinbar unsere Rolle als Betrogene zu verlängern. Aber die Pflicht, unsere socialistische Pflicht, ist da, und so beschwerlich sie auch sein mag, wir werden sie bis an's Ende erfüllen.

Zur Gewerbe-Hygiene.

Von Dr. med. —1—.

Schutz und Förderung der Gesundheit der Arbeiter in ihren Werkstätten, Schutz vor Belästigungen und Nachtheilen der Umgebungen der Fabriken — sind die Aufgaben, welche die Gewerbe-Hygiene zu lösen hat. Es bietet namentlich der erste Theil derselben für die Wissenschaft manichfache Schwierigkeiten dar, da die Productionsweisen unter der heutigen Tags anhaltend gebotenen Ausnutzung neuer chemischer Methoden, neuen Rohmaterials zc. stetig wechseln und stetig um so größere Gefahren für die Gesundheit und das Leben der Arbeiter mit sich bringen, je weniger Rücksicht das Kapital auf die Arbeitskräfte dabei zu nehmen pflegt. Glücklicher Weise ist aber die Gesundheitspflege so sehr ein Theil der allgemeinen socialen Aufgabe unserer Zeit geworden, daß selbst die zeitig herrschende „volkswirtschaftliche“ Schule bei allem ihrem erstickenen Egoismus dem Drange der Nothwendigkeit und dem Drucke unabweisbarer Forderungen nicht mehr Widerstand zu leisten vermag. Die Fortschritte nach dieser Richtung würden noch viel ergiebigere sein, wenn nicht die Arbeiter selbst so sehr wenig Werth auf die Erhaltung ihrer Gesundheit legten, vielmehr unverständiger Weise nach dem Verlusste derselben durch ein Recept vom Arzte Wiederherstellung — aber wie oft vergeblich! — hofften.

Die Gewerbe-Hygiene ist eine Wissenschaft neuesten Datums, ja sie beginnt zum Theil erst noch Wissenschaft zu werden. Zwar versuchte sich schon anfangs des vorigen Jahrhunderts, im Jahre 1722, ein Italiener Namens Ramazzini mit einer Abhandlung über die Krankheiten der Arbeiter. Aber einmal kam er

dabei über die Aufstellung allgemeiner Krankheitsursachen, als da sind Armuth, Leichtsin, Sittenlosigkeit des Arbeiterstandes, nicht hinaus, und dann, wie soll man von der damaligen Zeit erwarten, daß sie eine Werthschätzung der Arbeit besitzen konnte, da die Arbeit selbst noch Sache der Unfreien, der Hörigen war. Erst durch die große französische Revolution ist die Arbeit „frei“ geworden, aber noch lange nicht, noch heute nicht zu dem ihr zukommenden Recht gelangt.

Nachdem im Jahre 1789 in Frankreich die Gewerbe für frei *) erklärt waren, bestimmte dort ein Decret vom Jahre 1791, daß man bei Ausübung derselben gewisse polizeiliche Vorschriften zu beachten hätte. Das erste „Empire“ schuf dann (durch ein Decret vom 15. Oktober 1810) das von allen übrigen Staaten Europas mit Wohlgefallen angenommene gewerbliche Concessionsverfahren.

In demselben ist die erste Grundlage der Aufgaben der Gewerbe-Hygiene zu suchen, welche den Umgebungen der Fabriken einen Schutz vor Belästigung und Nachtheilen der Production gewährt. Natürlich können wir den dabei meist stattfindenden, ganz unnöthigen polizeilichen Vegetationen nicht das Wort reden, aber die Unterstellung der gewerblichen

*) Die erste gesetzliche Freigebung der Gewerbe war in Frankreich zwar schon im Jahre 1776 durch das berühmte Februar-Edict Turgot's erfolgt; aber noch mußten die Monopolisirten dasselbe zu umgehen, sie wußten sich neue Monopole zu verschaffen und die alten Mißbräuche des Zunftwesens fortzusetzen. Heute ersetzt das Kapital mehr denn je jene Monopole und läßt auch heut' noch nicht „die Arbeit als das erste, heiligste und unverjährbarste Eigenthum“ — wie sie Turgot charakterisirt — zur Geltung kommen.

Anlagen unter ein Sanitäts-Gesetz ist ebenso billig als gerecht.

Diesem Theile der Gewerbe-Hygiene sah einzig und allein wendete man in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und auch jetzt noch zum größten Theile seine Aufmerksamkeit zu. So sehen wir namentlich in England eine Reihe von Gesetzen nach dieser Richtung entstehen, besonders seit dem Jahre 1848, wo man die Straf-Verfolgung gesundheitschädlicher Anlagen oder Nachbarschafts-Belästigungen (Nuisances) durch neue Gesetze — im Jahre 1848 die erste „Nuisances Removal and Diseases Prevention Act“ (schon amendirt im folgenden Jahre), dann die umfassendere und im Einzelnen tiefer einschneidende „Nuisances Removal Act vom 14. August 1855“ *); weitere Einzelgesetze betrafen die Kohlenbergwerke („Act for inspection of examiner“ vom Jahre 1850 bis zur „Coal Mines Regulation Act“ im Jahre 1872), chemische Fabriken („The alkali works Regulation Act“ vom Jahre 1863) u. — und durch Aufsichtsbeamten (die Inspectors of Factories, die Fabrik-Inspectoren, seit dem Jahre 1862) zu bewirken suchte. Seit 1872 ist in England die sanitäre Ueberwachung der Fabriken dem „Local Government Board“, der Central-Gesundheits-Behörde, resp. den Local Government Boards, den Orts-Gesundheits-Aemtern, unterstellt.

Man sah aber namentlich auch in England allmählig ein, daß nicht blos die Nachbarschaft der Fabriken resp. die Fabrikherren selbst vor Schädigungen zu schützen seien, sondern auch die Arbeiter.

In den Köpferei-Districten von Staffordshire waren in Folge der langen Arbeit in den heißen, schlecht oder gar nicht ventilirten Trockenstuben, in

*) Cf. Finkeleburg: Die öffentliche Gesundheitspflege Englands, und Eulenberg: Handbuch der Gewerbe-Hygiene. — Beide in folgendem mehrfach benützt.

Folge des Einathmens des zum Poliren gebrauchten Kieselstaubes, sowie der Einwirkung dazu benutzter metallischer Lösungen sehr ungünstige Gesundheitsverhältnisse unter den Arbeitern beobachtet worden. Gleiche Erfahrungen wurden in anderen Fabriken mit theilweise neuen Industrien gemacht. Dies führte zum Erlasse der beiden „Factory Acts Extension Acts“ von 1864 und 1867.

Das erstere Gesetz bezieht sich auf Manufacturen von irdenen Waaren, Zündhölzchen, Zündhütchen, Patronen, Papierfärbereien und auf Warchent-Fabriken; das letztere auf Arbeiter an Hochofen, Kupfer- und Eisenhütten, Metallschmelzereien, Maschinen-Werkstätten, Gummi- und Kautschuk-Fabriken, Papiermühlen, Glashütten, Tabakfabriken, Buchdruckereien und Buchbinder-Werkstätten. Einen Nachtrag, betreffend die Kattun- und sonstigen Stoffdruckereien, Bleichereien und Färbereien, Garn- und Bandfabriken, die Bereitungsstätten conservirter Früchte und Fische, bringt die „Factory and workshops Act 1870“, sowie endlich die „Coal Mines' Regulation Act 1872“ ihre Anwendung auf Kohlenbergwerke, sowie überhaupt auf die unterirdische Gewinnung von Eisenerzen, Schiefer und feuerfestem Thone findet.

Hauptsächlich beschäftigen sich diese Gesetze mit der Arbeitszeit unerwachsener Personen und Frauen und nehmen nur nebenbei Rücksicht auf andere hygienische Anordnungen, in Fabriken z. B. auf Ventilations-Vorrichtungen und dergleichen.

Wie weit oder vielmehr wie wenig die deutsche Gesetzgebung Rücksicht auf die Gewerbe-Hygiene nimmt, belehrt uns die Gewerbe-Ordnung für das (nord-)deutsche Reich vom 21. Juni 1869“. Im § 16 derselben ist das „Concessions-Verfahren“ bei Anlage von gewerblichen Etablissements geregelt. Derselbe lautet: „Zur Errichtung von Anlagen, welche auf die örtliche Lage oder Beschaffenheit der Betriebsstätte für die

Besitzer oder Bewohner der benachbarten Grundstücke oder für das Publikum überhaupt erhebliche Gefahren, Nachteile oder Belästigungen herbeiführen können, ist die Genehmigung der nach den Landesgesetzen zuständigen Behörde erforderlich.“ (Es folgt die Aufzählung von Fabriken.)

Die §§ 107 und 128—132 nehmen im Uebrigen einige Rücksicht auf die Gesundheitspflege. Der § 107 lautet: „Jeder Gewerbe-Unternehmer ist verbunden, auf seine Kosten alle diejenigen Einrichtungen herzustellen und zu unterhalten, welche mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Gewerbebetriebes und der Betriebsstätte zu thunlichster Sicherung der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sind.“ Die §§ 128 bis 131 regeln die Kinderarbeit in Fabriken. Danach dürfen Kinder unter 12 Jahren zu einer regelmäßigen Beschäftigung nicht angenommen werden. Vor vollendetem 14. Jahre dürfen Kinder nur dann beschäftigt werden, wenn sie täglich einen mindestens dreistündigen Schulunterricht in einer von der höheren Verwaltungsbehörde genehmigten Schule erhalten. Ihre Beschäftigung darf sechs Stunden täglich nicht überschreiten. Im Allgemeinen dürfen junge Leute vor vollendetem 16. Lebensjahre nicht über zehn Stunden täglich beschäftigt werden, und kann die Arbeitszeit auf 6 Stunden von der Central-Behörde beschränkt werden. Ihre Arbeitsstunden dürfen nicht vor 5 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens beginnen und nicht über 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends dauern; dazwischen müssen Vor- und Nachmittags-, sowie Mittagspausen liegen, zur Bewegung in freier Luft. Von der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in einer Fabrik muß der Ortspolizei-Behörde Anzeige gemacht werden, und müssen die Väter oder Vormünder dem Arbeitgeber ein Arbeitsbuch bei der Annahme einhändigen, welches sie von der Ortspolizei-Behörde erhalten und welches das Nationale des Arbeiters, des Vaters resp. Vormundes, ein Zeugniß

über den bisherigen Schulbesuch, eine Rubrik für die bestehenden Schulverhältnisse, für die Bezeichnung des Eintritts in die Anstalt, für den Austritt aus derselben und für die Revisionen enthalten muß.

Fabrikinspectoren schreibt die deutsche Gewerbe-Ordnung nicht vor; sie sagt vielmehr nur im § 132: „Wo die Aufsicht über die Ausführung der vorstehenden Bestimmungen (§§ 128—133) eigenen Beamten übertragen ist, stehen denselben bei Ausübung dieser Aufsicht alle amtlichen Befugnisse der Ortspolizei-Behörden, insbesondere das Recht zur jederzeitigen Revision der Fabriken zu.“ — Die auf Grund der Bestimmungen der §§ 128 bis 133 auszuführenden amtlichen Revisionen der gewerblichen Anstalten sind die Besitzer derselben verpflichtet, zu jeder Zeit, namentlich auch in der Nacht, während die Anstalten im Betriebe sind, zu gestatten.

In Preußen sind seit der Emanation dieses Gesetzes Fabrikinspectoren in allen industriellen Districten angestellt worden, und obgleich sie nur auf die eben genannten Paragraphen des Gesetzes, nicht auch auf Beobachtung des § 107 der Gewerbe-Ordnung Rücksicht nehmen, so kann man doch nicht umhin, anzuerkennen, daß sie auch in diesem beschränkten Wirkungskreise anfangen, höchst segensreich zu wirken.

Eine Regierung in Preußen, die zu Düsseldorf nämlich, hat unter dem 13. October 1874 eine Polizeiverordnung auf Grund des § 107 der Gewerbe-Ordnung erlassen, betreffend den Schutz der in gewerblichen Anlagen beschäftigten Arbeiter wider Gefahren für Leben und Gesundheit. Dieselbe bestimmt im § 1: Wer einen Neubau oder die Umänderung eines bestehenden Gebäudes ausführt, um darin eine gewerbliche Anlage zu betreiben, hat mit dem Antrage auf Ertheilung des Bauconsenses der Ortspolizeibehörde eine Zeichnung und Beschreibung einzureichen, aus welcher ersicht-

lich ist: a) die Art und der Umfang des Gewerbebetriebes; b) die Lage der Gebäude zur Umgebung (Situation) und die Größe und Bestimmung der von den Arbeitern benutzten Räume; c) deren Zugänglichkeit, Licht- und Luftversorgung; d) die Maximalzahl der in jedem Raume zu beschäftigenden Arbeiter; e) die aufzustellenden Maschinen. —

Eine besondere Anweisung erläutert die zu treffenden Einrichtungen noch weiter. — Ueber den Erfolg dieser Polizeiverordnung ist seitdem nichts in die Oeffentlichkeit gelangt.

Die bisher weitgehendsten Rücksichten hat neuerdings die Schweiz für die Gewerbe-Hygiene gezeigt. In diesem Lande, wo ja, wie sonst nirgends mehr auf dem Erdball, der Wille des gesammten Volkes herrscht, ist am 23. März 1877 ein Bundesgesetz, betreffend die Arbeit in den Fabriken, erlassen, welches ich hier noch in extenso mittheilen will, um daran zu zeigen, wie wenig selbst dieses gutgemeinte Gesetz noch im Ganzen den Anforderungen genügt.

Dasselbe lautet:

I. Allgemeine Bestimmungen.

Art. 1. Als Fabrik, auf welche gegenwärtiges Gesetz Anwendung findet, ist jede industrielle Anstalt zu betrachten, in welcher gleichzeitig und regelmäßig eine Mehrzahl von Arbeitern außerhalb ihrer Wohnung in geschlossenen Räumen (?) beschäftigt wird. — Wenn Zweifel waltet, ob eine industrielle Anstalt als Fabrik zu betrachten sei, so steht darüber, nach Einholung eines Berichtes der Cantonsregierung, der endgültige Entscheid dem Bundesrath zu.

Art. 2. In jeder Fabrik sind die Arbeitsräume, Maschinen und Werkgeräthschaften so herzustellen und zu unterhalten, daß dadurch Gesundheit und Leben der Arbeiter bestmöglich gesichert werden. — Es ist namentlich dafür zu sorgen, daß die Arbeitsräume während der ganzen Arbeitszeit gut beleuchtet, die Luft von

Staub möglichst befreit und die Luftveränderung immer eine der Zahl der Arbeiter und der Beleuchtungsapparate, sowie der Entwicklung schädlicher Stoffe entsprechende sei. — Diejenigen Maschinentheile und Triebriemen, welche eine Gefährdung der Arbeit bilden, sind sorgfältig einzufriedigen. — Zum Schutze der Gesundheit und zur Sicherheit gegen Verletzungen sollen überhaupt alle erfahrungsgemäß und durch den jeweiligen Stand der Technik, sowie durch die gegebenen Verhältnisse ermöglichten Schutzmittel angewendet werden.

Art. 3. Wer eine Fabrik zu errichten und zu betreiben beabsichtigt, oder eine schon bestehende Fabrik umgestalten will, hat der Regierung des Cantons von dieser Absicht, von der Art des beabsichtigten Betriebes Kenntniß zu geben und durch Vorlage des Planes über Bau und innere Einrichtung den Nachweis zu leisten, daß die Fabrikanlage den gesetzlichen Anforderungen in allen Theilen Genüge leiste. — Die Eröffnung der Fabrik, beziehungsweise des neuen Betriebes, darf erst auf ausdrückliche Ermächtigung der Regierung stattfinden, welche bei Fabrikanlagen, deren Betrieb ihrer Natur nach mit besonderen Gefahren für Gesundheit und Leben der Arbeiter und der Bevölkerung der Umgebung verbunden ist, die Bewilligung an angemessene Vorbehalte zu knüpfen hat. — Erzeigen sich beim Betriebe Uebelstände, welche die Gesundheit und das Leben der Arbeiter oder der umgebenden Bevölkerung gefährden, so soll die Behörde unter Ansetzung einer peremptorischen Frist, oder je nach Umständen unter Suspendirung der Betriebsbewilligung, die Abstellung der Uebelstände verfügen. — Ueber Anstände zwischen der Cantonsregierung und Fabrikhabern entscheidet der Bundesrath. — Der Bundesrath erläßt die zur einheitlichen Ausführung dieses Artikels erforderlichen allgemeinen Vorschriften und Specialreglemente. In Bezug auf die

Baupolizei bleiben, immerhin unter Beobachtung obiger gesetzlicher Vorschriften, die cantonalen Gesetze in Kraft.

Art. 4. Der Fabrikbesitzer ist verpflichtet, von jeder in seiner Fabrik vorgekommenen erheblichen Körperverletzung oder Tödtung sofort der competenten Localbehörde Anzeige zu machen. Diese hat über die Ursachen und Folgen des Unfalles eine amtliche Untersuchung einzuleiten.

Art. 5 (bringt die Bestimmungen über die Haftpflicht aus Fabrikbetrieb).

Art. 6 (bestimmt die Anordnung eines Verzeichnisses der in der Fabrik Arbeitenden).

Art. 7 (verpflichtet den Fabrikbesitzer zu einer Fabrikordnung, bestimmt, daß verhängte Bußen nicht über die Hälfte des Taglohnes gehen dürfen und besonders für Unterstützungsklassen zu verwenden sind. — Lohnabzüge für mangelhafte Arbeit oder verdorbene Stoffe fallen nicht unter den Begriff „Buße“. Die Fabrikbesitzer sollen im Weiteren auch wachen über die guten Sitten und den öffentlichen Anstand unter den Arbeitern und Arbeiterinnen in der Anstalt).

Art. 8 (bringt nähere Bestimmungen für die Fabrikordnung).

Art. 9 (handelt von der Kündigungsfrist).

Art. 10 (handelt von der Art der Lohnauszahlung).

Art. 11. Die Dauer der regelmäßigen Arbeit eines Tages darf nicht mehr als elf Stunden, an den Vorabenden von Sonn- und Festtagen nicht mehr als zehn Stunden betragen und muß in die Zeit zwischen 6 Uhr, beziehungsweise in den Sommermonaten Juni, Juli und August 5 Uhr Morgens und 8 Uhr Abends verlegt werden. — Bei gesundheitschädlichen und auch bei anderen Gewerben, bei denen durch bestehende Einrichtungen oder vorkommendes Verfahren Gesundheit und Leben der Arbeiter durch eine tägliche elfstündige Arbeitszeit gefährdet sind, wird

der Bundesrath dieselbe nach Bedürfniß reduciren, immerhin nur, bis die Beseitigung der vorhandenen Gesundheitsgefährdungen nachgewiesen ist. — Zu einer ausnahmsweisen oder vorübergehenden Verlängerung der Arbeitszeit, welche von Fabriken oder Industrien verlangt wird, ist, sofern das Verlangen die Zeitdauer von zwei Wochen nicht übersteigt, von den zuständigen Bezirksbehörden, oder wo solche nicht bestehen, von den Ortsbehörden zc. die Bewilligung einzuholen. — Für das Mittagessen ist um die Mitte der Arbeitszeit wenigstens eine Stunde freizugeben. Arbeitern, welche ihr Mittagessen mitbringen oder dasselbe sich bringen lassen, sollen außerhalb der gewohnten Arbeitsräume angemessene, im Winter geheizte Lokalitäten unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden.

Art. 12. Die Bestimmungen des Art. 11 finden keine Anwendung auf Arbeiten, welche der eigentlichen Fabrication als Hilfsarbeiten vor- oder nachgehen müssen und von Personen über 18 Jahren verrichtet werden.

Art. 13. Nachtarbeit, d. h. die Arbeit zwischen 8 Uhr Abends und 6 Uhr bezw. 5 Uhr Morgens, ist blos ausnahmsweise zulässig, und es können die Arbeiter nur mit ihrer Zustimmung dazu verwendet werden. — In jedem Falle, wo es sich nicht um dringende, nur einmalige Nachtarbeit erheischende Reparaturen handelt, ist die amtliche Bewilligung einzuholen, welche, wenn die Arbeit länger als zwei Wochen dauern soll, nur von der Cantonsregierung erteilt werden kann. — Bei Fabricationszweigen, die ihrer Natur nach einen ununterbrochenen Betrieb erfordern, kann regelmäßige Nachtarbeit stattfinden. Unternehmungen, welche diese Bestimmung für sich ansprechen, haben sich bei dem Bundesrathe über die Nothwendigkeit ununterbrochenen Betriebes auszuweisen und mit ihrer Eingabe gleichzeitig ein Reglement vorzulegen, aus welchem die Arbeitsordnung und die auf die Arbeiter ent-

fallende Arbeitszeit, welche unter keinen Umständen für den Einzelnen 11 Stunden während 24 Stunden überschreiten darf, ersichtlich ist. — Die Bewilligung kann bei veränderten Verhältnissen der Fabrikation zurückgezogen oder abgeändert werden.

Art. 14 (handelt von der Sonntagsarbeit).

II. Beschäftigung von Frauen in Fabriken.

Art. 15. Frauenspersonen sollen unter keinen Umständen zur Sonntags- oder zur Nachtarbeit verwendet werden. — Wenn dieselben ein Hauswesen zu besorgen haben, so sind sie eine halbe Stunde vor der Mittagspause zu entlassen, sofern dieselbe nicht mindestens $1\frac{1}{2}$ Stunde beträgt. Vor und nach ihrer Niederkunft dürfen Wöchnerinnen im Ganzen während acht Wochen nicht in der Fabrik beschäftigt werden. Ihr Wiedereintritt in dieselbe ist an den Ausweis geknüpft, daß seit ihrer Niederkunft wenigstens 6 Wochen verfloßen sind. — Der Bundesrath wird diejenigen Fabrikationszweige bezeichnen, in welchen schwangere Frauen überhaupt nicht arbeiten dürfen. — Zur Reinigung im Gange befindlicher Motoren, Transmissionen und gefahrdrohender Maschinen dürfen Frauenspersonen nicht verwendet werden.

III. Beschäftigung von minderjährigen Arbeitern in Fabriken.

Art. 16. Kinder, welche das 14. Altersjahr noch nicht zurückgelegt haben, dürfen nicht zur Arbeit in Fabriken verwendet werden. — Für Kinder zwischen dem angetretenen 15. bis mit dem vollendeten 16. Jahre sollen der Schul- und Religionsunterricht und die Arbeit in der Fabrik zusammen elf Stunden pro Tag nicht übersteigen. Der Schul- und Religionsunterricht darf durch die Fabrikarbeit nicht beeinträchtigt werden. — Sonntags- und Nachtarbeit von jungen Leuten unter 18 Jahren ist untersagt. — Bei Gewerben, für welche die Nothwendigkeit des ununterbrochenen Betriebes

gemäß Art. 13 bundesrätzlich erstellt ist, kann der Bundesrath, sofern die Unerlässlichkeit der Mitwirkung junger Leute gleichzeitig dargethan ist, zumal wenn es im Interesse tüchtiger Berufserlernung derselben förderlich erscheint, ausnahmsweise gestatten, daß auch Knaben von 14 bis 18 Jahren hierbei verwendet werden. (?) Der Bundesrath wird jedoch in solchen Fällen für die jungen Leute die Nachtarbeit unter die Maximalzeit von 11 Stunden festsetzen, Abwechslung, schichtenweise Verwendung und dergleichen anordnen, überhaupt nach Erforderung der Sachlage jede für diese ausnahmsweise Bewilligung im Interesse der jungen Leute und ihrer Gesundheit nöthige Vorschrift und Garantie der Bewilligung beifügen. — Der Bundesrath ist ermächtigt, diejenigen Fabrikzweige zu bezeichnen, in welchen Kinder überhaupt nicht beschäftigt werden dürfen. — Ein Fabrikbesitzer kann sich nicht mit Unkenntniß des Alters oder der Schulpflichtigkeit seiner minderjährigen Arbeiter entschuldigen.

Abschnitt IV. und V., d. h. Art. 17 bis 21 dieses Gesetzes, betreffen die Vollziehungs-, Straf- und Schlußbestimmungen.

Wir sehen, daß dieses Fabrikgesetz fast ausschließlich sanitäre Festsetzungen bringt. — Wir wollen uns deshalb einmal die Gesichtspunkte klar machen, welche solche Bestimmungen hervorzurufen im Stande sind, andererseits aber auch untersuchen, ob damit den Forderungen der Hygiene Genüge oder Uebergengenüge geschehen ist. —

Ist das Verhüten der Krankheiten, die Gesundheitserhaltung und Förderung und damit die größere Arbeitsbefähigung überhaupt die Aufgabe der Hygiene, so hat der große Zweig derselben, die Gewerbe-Hygiene, die bedeutende Rolle, die Arbeiter vor den schädlichen Einflüssen ihrer Gewerbe auf Gesundheit und Leben, wie sie heutigen Tags die Productionsweise bedingen, zu schützen.

Um dies in erster Linie zu ermöglichen,

wissen vor Allem diejenigen Orte, wo zur
 die die Aufrechterhaltung von Arbeitern
 des Lebens in der Gewerbe tät-
 werden. Die allgemeinen hygienischen Vorbe-
 halten erfüllen. D. h. es müssen die Fa-
 ritten so eingerichtet sein, daß nicht schon
 durch unzureichende und schädliche Anlage der-
 selben die Gesundheit der Arbeiter ge-
 gefährdet wird: es muß die Art und Dauer
 der Arbeit nach den Kräften und Anlagen
 der Arbeiter bemessen, es muß dem Ar-
 beiter auch außerhalb der Fabrik die
 nöthigen Mittel der Gesunderhaltung durch
 angemessene Nahrung, Wohnung, Klei-
 dung u. gewährt sein.

I. Hygienische Erfordernisse in der Fabrik.

Abgesehen von den directen schädlichen
 Einflüssen, die den Arbeiter durch seine
 Beschäftigung, durch seine anstrengenden
 Stellungen und Bewegungen, durch die
 zur Verwendung kommenden Rohproducte
 treffen, giebt es auch Schädlichkeiten,
 welche ihn in der Fabrik durch indirecte
 Bedingungen berühren. Zu diesen ge-
 hören die Beschaffenheit der Luft,
 des Lichts, der Reinlichkeit, der
 Heizung u.

Die Luft in Fabriken. Der Ein-
 fluß gesunder, reiner, atmosphärischer Luft
 auf das Befinden des Menschen ist be-
 kannt. In den Fabriken, wo eine größere
 Anzahl von Menschen vorhanden ist, wird
 die Luft leicht durch die verschiedensten
 Ausdünstungen verdorben, mit Feuchtigkeit
 übersättigt, mit Staub angefüllt. Die
 Respirationorgane, welche durch den
 Athmungsact von dem wichtigsten Einfluß
 auf den organischen Stoffumsatz sind,
 werden unter solchen Umständen durch die
 umgebende Luft andauernden Gefährdun-
 gen ausgesetzt. Es ist deshalb ein Er-
 forderniß, in den Räumen einer Fabrik
 hinreichend gute und frische Luft zu
 setzen, und zwar mit Rücksicht sowohl
 auf die vorhandene Zahl der Arbeiter als
 auch auf die Zeit, welche gearbeitet wird.
 Indem ich mir vorbehalte, auf die schäd-

lichen Einathmungen namentlich von Staub
 und Abfällen aller Art und deren Folgen
 zurückzukommen, will ich hier schon an-
 führen, daß eine Fabrik ohne gehörige
 Ventilation, d. h. eben ohne ordentliche
 Lüfterneuerung, nicht mehr geduldet wer-
 den sollte. Es sei deshalb auch gleich hier
 der Ort, einige Worte über die Principien
 der Ventilation zu sagen.

Die Ventilation kann auf natürlichem
 oder künstlichem Wege erzeugt werden.
 Um sich einen Begriff zu machen, welche
 Ergiebigkeit dieselbe haben muß, sei mit-
 getheilt, daß nach den neuesten Feststellun-
 gen ein erwachsener Mensch in einer
 Stunde einen halben Kubikmeter Luft un-
 abweisbar nöthig hat, und zwar bei
 17 Athemzügen in der Minute und
 500 Rbcm. Volumen des mittleren Athmens.
 Die Lunge des erwachsenen Menschen kann
 überhaupt 3800 Rbcm. Luft fassen, oder
 wissenschaftlich ausgedrückt: „ihre vitale
 Capacität“ wird so hoch geschätzt. Wür-
 den wir aber einen Menschen in einen
 hermetisch verschlossenen Raum bringen,
 wo ihm zwar der halbe Rbcm. Luft
 auf einige Stunden zur Verfügung stände,
 so würde er sehr bald krank, ja sogar sich
 selbst durch seine Ausathmungsluft allmählig
 vergiften. Soll die Luft in Räumen, wo
 sich viele Menschen aufhalten, also wie in
 Fabriken, durch den Athmungsproceß allein
 nicht schon merklich verunreinigt werden,
 so müssen für jeden erwachsenen Menschen
 pro Stunde 40—50 Rbcm. reine Luft und
 in Fabrikräumen noch mehr, zumal
 Abends, wenn Gaslicht brennt (jede Gas-
 flamme verbraucht 12—15 Rbcm. in dieser
 Zeit), zugeführt werden.

Hieraus ist ersichtlich, welche Luftmassen
 zu- und weggeführt werden müssen, wenn
 eine gesunde Athmungsluft erzielt werden
 soll. —

Dadurch, daß wir in unseren Wohnun-
 gen Fenster und Thüren, überhaupt ein
 poröses Baumaterial, im Winter nament-
 lich Heizung haben, kommt uns das Be-
 dürfniß einer besonderen Ventilation

gewöhnlich nicht zur Erkenntniß. Denn diese Einrichtungen genügen zum gewöhnlichen Gebrauch, sie genügen wohl auch noch bei Arbeitsräumen mittlerer Größe. Bei großen Werkstätten ist das aber unter keinen Umständen der Fall. Hier muß zunächst bei der ursprünglichen Anlage der Fabrik durch die freie Lage, durch die Construction der Fenster, der Corridore, der Treppen, der Größe und Höhe der Arbeitsräume, durch eine sachgemäße Trennung der letzteren auf eine ergiebige natürliche Lüfterneuerung Rücksicht genommen und jede Stauung der Luft vermieden werden. Da dies letztere aber auf dem natürlichen Wege keineswegs genügend erreicht wird, zumal wenn noch Dampf- und Staubmassen der verschiedensten Art hinzukommen, so muß in großen Fabriken unbedingt jedesmal eine künstliche Ventilation angelegt werden. Es ist von einer solchen Anlage um so weniger abzugehen, als die Kosten dafür in Fabriken bei vorhandener Dampfleitung sehr gering sind.

Ein kurzes Resumé über die zeitigen Ventilations-Einrichtungen dürfte hier am Platze sein. Vorher sei noch der Thatfache Erwähnung gethan, daß die Unannehmlichkeiten einer hohen Temperatur, wie sie oft genug in Fabriken zu beobachten ist, in um so geringerem Maße empfunden wird, je ergiebiger die Lüfterneuerung vor sich geht.

Jede Ventilation hat die beiden Aufgaben zu erfüllen, die verdorbene Luft zu entfernen und reine atmosphärische zuzuführen. Je nachdem die eine oder andere Methode als Angriffsobject behandelt wird, sind die Ventilations-Einrichtungen verschieden.

Einmal nämlich begnügt man sich damit, die schlecht gewordene Luft aus den Räumen auszusaugen und überläßt das Aufströmen frischer Luft dem Gesetze, wonach kein luftleerer Raum bestehen kann, oder man legt den Hauptwerth auf die mechanische Eintreibung von frischer Luft

mit oder ohne Absaugung der verdorbenen. Die erstere Methode bildet die Exhaustions- oder Aspirations-, die letztere die Pulsions-Methode.

Die Entfernung der schlechten Luft durch Exhaustion (Aspiration, Absaugung) geschieht schon durch künstlich erzeugte Differenzen der Innen- und Außen-Temperatur. Jedes Kamin- und Ofenfeuer, welches in einem geschlossenen Raume (einer Stube zc.) brennt, erwärmt zugleich den Schornstein, welcher nun zum Aus-sauger wird, indem er die leichtere wärmere Luft anzieht. Frische Luft stürzt von selbst durch Fenster und Thüren nach. Im Allgemeinen genügt dies Verfahren für unsere Wohnungen, sobald sie nicht übermäßig bevölkert sind. Für Fabrikräume mit ihren Massen von Arbeitern muß die Exhaustion durch künstliche Saugapparate erfolgen. Zu vermeiden ist dabei ganz entschieden die Erzeugung oder Aufwirbelung von Staub; sonst wird leicht mehr geschadet als genützt. Ueberläßt man das Nachströmen von frischer Luft dem physikalischen Gesetze, so hat man andererseits unbedingt doch dafür zu sorgen, daß die eintretende frische Luft auch reine, atmosphärische, nicht etwa mit Miasmen, Rauch, Staub zc. aus der Umgebung der Fabrik geschwängerte Luft ist; sonst kommt man vom Regen unter die Traufe. Was nützt es, einen Luftwechsel herbeizuführen, der vielleicht noch größere Unannehmlichkeiten, ja Gefährdungen für die Gesundheit mit sich bringen kann.

Ich muß deshalb dem zweiten Ventilations-Verfahren, der Eintreibung frischer Luft, der Pulsions-Methode, das Wort reden, aber natürlich nur unter der Bedingung, daß man filtrirte (gereinigte) Luft eintreibt. In dieser Beziehung muß ich entschieden der Schar-rath'schen sogen. Porenventilation die erste Stelle einräumen.

Wenn wir uns nicht bloß der Aufgabe der Ventilation zum Scheine erledigen wollen, so soll letztere dahin wirken, die

schlecht gewordene Raumluft abzuführen, frische, reine, atmosphärische Luft zuzuführen, die den Bedürfnissen nach feucht und kühl oder warm sein soll. Die Scharath'sche Methode löst diese Aufgabe am leichtesten und besten. Nachdem dieselbe jetzt durch ein Patent geschützt werden kann, hoffen wir, daß der Erfinder nun endlich voll und ganz mit derselben hervortreten werde.

Herr Scharath sucht hauptsächlich den an unsern Lungen festgesetzten Grundsatz bei Anwendung seiner Porenventilation in Neubauten durchzuführen, daß nämlich die Summe der Poren oder Fugen zu dem Hauptluftkanal unter Berücksichtigung des Reibungs-Coefficienten in einem ähnlichen Verhältnisse stehe, wie die Verästelungen

zur großen Luftröhre (wie die Bronchien zur Trachea), d. h. daß die Summe der Zweige größer als das Hauptrohr sein muß.

Was diese Ventilations-Methode besonders für unsere gegenwärtige Besprechung der Fabriken so wichtig macht, ist das Factum, daß sie einen reichlichen Luftwechsel ohne Zug giebt. Dadurch wird kein Staub aufgewirbelt, im Gegentheil, derselbe wird zurückgehalten, d. h. niedergedrückt, ehe er die Athmungsorgane trifft. Welche Wichtigkeit gerade dies Moment hat, werden wir später noch erfahren, wenn wir von den Staub-Einathmungskrankheiten der Arbeiter zu sprechen Gelegenheit haben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Recensionen.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft. Herausgegeben von v. Holtzendorff und Brentano. (Leipzig, Duncker u. Humblot.)

Von den in den bis jetzt erschienenen Hefen dieser Zeitschrift, welche die Fortsetzung eines früher von Holtzendorff allein herausgegebenen Jahrbuchs bildet, enthaltenen Abhandlungen erwähnen wir folgende als für uns von speciellerem Interesse. Heft II. S. 159.

Ab. Held. (Der volkswirtschaftliche Congreß und der Verein für Socialpolitik) will kurz die Fragen beantworten: „Was wollte der sogenannte Kathedersocialismus seit 1871? Welches war und ist das Verhältniß des volkswirtschaftlichen Kongresses zum Verein für Socialpolitik? Welche weitere Entwicklung dieses Verhältnisses ist wünschenswerth?“ erhebt aber selbst keinen Anspruch, wesentlich Neues zu bringen. S. 205. Dr. W. Stieda (Deutschlands socialstatistische Erhebungen im Jahre 1876) referirt über die beiden vom Reich angestellten Enquêtes über Frauen- und Kinder-Arbeit in den Fabriken und über die Verhältnisse der Gesellen, Lehrlinge und Fabrikarbeiter. Es wird gerügt, daß solche Enquêtes dem Privatpublikum entweder gar nicht zugänglich oder doch sehr theuer sind, Umstände, welche sich mit den Absichten, die der Inangriffnahme

socialpolitischer Erhebungen zu Grunde liegen, nicht vereinen lassen. „Es ist nicht nur wichtig, daß die gesetzgebenden Factoren sich über die Lage unterrichten, es muß auch allen Privatpersonen, die sich für die Frage interessieren, es muß dem ganzen Volke die Möglichkeit geboten sein, ohne Schwierigkeit sich selbst ein Urtheil bilden zu können. Wie so ganz anders ist nach dieser Hinsicht in England und Frankreich Sorge getragen!“ Die Enquête über Frauen- und Kinder-Arbeit in Fabriken sei schon deshalb nicht zuverlässig, weil man die Arbeitnehmer fast gar nicht vernommen habe, sie sei überdies ungenau — wie an einem auffallenden Beispiel nachgewiesen wird — und schönfärbisch. Trotzdem sind die Resultate, die von Stieda im Auszug mitgetheilt worden, bekanntlich traurig genug. Wir erinnern hier nur daran, daß 50,000 verheirathete Frauen in Fabriken beschäftigt sind, daß in der Textilindustrie die Arbeitszeit nicht selten bis auf 13, ja 16 Stunden steigt, daß der Wochenlohn in einzelnen Theilen Preußens im Durchschnitt nur M. 3,80 beträgt und bis auf M. 1,80 herabgeht, daß fast überall den Frauen volle Nachtarbeit zugemuthet wird u. c. — Es folgt sodann ein übersichtliches Referat über die Ergebnisse der anderen Enquête. Hier wie bei der vorigen knüpft der Verfasser seine Verbesserungsvorschläge an. Wenn

wir gelegentlich über dieselben discutiren können, so muß immer im Auge behalten werden, daß derartige arbeiterfreundliche Aenderungen einzelner Paragraphen der Gewerbeordnung, welche doch das principielle Verhältniß zwischen Arbeitgeber und = Nehmer unangetastet lassen, von uns zwar nicht von der Hand gewiesen, aber immer nur als ziemlich geringfügige Abschlagszahlungen betrachtet werden dürfen, deren Bedeutung für die Lösung der socialen Frage keine allgroße ist. —g.

Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. — Herausgegeben von Schäffle und Frieder. (Tübingen, H. Laupp, 1877).

Der diesjährige 33. Jahrgang enthält im 1. Heft unter Anderem eine Abhandlung von Dr. Bela Weiß: „Zur Lehre vom Eigenthum“. Die Verwirrung, welche in diesem Artikel herrscht, ist so groß, daß es vergebliche Mühe wäre, sie aufzulösen zu wollen. Wenn z. B. der Verfasser die Frage, wie das Eigenthum entstanden ist, fortwährend durcheinanderwirft mit der, wie es gestaltet sein sollte, wenn er zudem Eigenthum und Kapital verwechselt, so ist es schwer, zu entzählen, was er eigentlich behauptet und was er will. Zwar führt Weiß schließlich sieben Punkte an, um zu zeigen, in welcher Weise ihm „die Fortbildung der Eigenthumsverhältnisse nothwendig scheint“; greifbare Vorschläge sind indessen dabei nicht zu finden, sondern nur Phrasen wie: „der Staat muß alles anwenden, um große Disparitäten in der Eigenthumsgestaltung unmöglich zu machen,“ (wenn nun aber solche bereits existiren?) „Das Eigenthum soll Träger von Pflichten werden“ (ist das fortschrittlich oder reaktionär aufzufassen?), „Durch eine menschlich-moralische (!) Erziehung beseitige der Staat den Rißel nach leichtfertigem Land und Brunkucht,“ (dürfte doch zu idealistisch gedacht sein, wenn nicht gleichzeitig die Mittel zu ungerechtfertigtem Luxus eingeschränkt werden), schließlich: „die kleinen Eigenthume sollen durch Ansammlung und Verzinsung vermehrt und gekräftigt werden,“ (wie? wird nicht gesagt). Klarer als aus solchen Sätzen dürfte der sociale Standpunkt des Verfassers gekennzeichnet werden durch die gelegentlich eingestreute Bemerkung, daß so gut die Arbeit ihren Lohn, das Capital seine Verzinsung mit

Recht fordern könne, „denn beide tragen zur Production bei, beide sind nicht in unbeschränkter Menge vorhanden, beide entstehen nur durch Opfer, bedingen Mühe und Entbehrung.“ Der Verfasser weiß also nicht, daß Capital (welches er hier wiederum mit Privatcapital gleichsetzt) nicht immer durch Arbeit entsteht, sondern zum Theil von der Natur umsonst geliefert wird; er vergißt uns dann zu sagen, welche Arbeit, Mühe, Opfer es kostet, eine Summe im Spiel, durch Erbschaft oder durch Ausbeutung eines Monopols zu gewinnen. — Entbehrungslohn dürfte ein Kapitalist nur fordern, wenn er sein Vermögen wirklich durch Ersparnisse von dem ihm bezahlten Arbeitslohn oder Gehalt angesammelt hat, vorausgesetzt, daß letzterer eine gewisse Höhe nicht überstieg; man könnte dann vom Gerechtigkeitsstandpunkte nichts dagegen einwenden, wenn er die ersparte Summe in jährlichen Raten wieder aufzehrte. Sobald er aber für die Benutzung des Kapitals Zinsen verlangte, beträte er den Boden der Ungerechtigkeit*). —g.

—g. **Max Schlessinger.** Eine Reise nach Utopien. (Breslau, Schlesiſche Volksbuchhandlung 1877. 10 Pf.)

Professor Böhmert hatte in der Socialcorrespondenz von den Socialisten gefordert, sie sollten deutlich auseinandersehen: „auf welche Weise sie Gewerbe und Handel aus ihrem bisherigen Privatleben herauslocken oder herausreißen und zu einem Staatsinstitut umgestalten wollen“, ferner, wie „der Verdauungs- und Blutumlaufprozeß des socialen Stoffwechsels ohne den Regulator des Aufeinanderdrückens der Privatinteressen“ bewirkt und geregelt werden soll. Letztere Frage wird von Schlessinger nicht ausführlicher behandelt, da ja nie ein moderner Socialist die Behauptung aufgestellt hatte, daß das Privatinteresse im socialistischen Staat wegfallen solle. Eingehender schildert der Verfasser, wie er sich den Uebergang des heutigen social-wirtschaftlichen Systems in das

*) Wir würden unsere Bewunderung darüber aussprechen müssen, daß der Verfasser der „Quintessenz des Socialismus“ der vorstehend recensirten Arbeit die Ausnahme in eine von ihm mitgeleitete Zeitschrift gewähren konnte, wenn wir nicht hörten, daß er, durch andere Arbeiten in Anspruch genommen, keine Zeit habe, sich derselben in ausreichendem Maße zu widmen.

timirige denkt. Zunächst stellt er fest, was der Socialismus will. Die Grundursache des socialen Elends erblickt er in der Thatsache, „daß der Arbeiter heutzutage in dem ihm ausbezahlten Arbeitslohn durchaus nicht den Ertrag seiner Arbeit erhält, sondern nur einen Theil desselben, während der andere Theil als Unternehmergewinn oder Kapitalzins in die Tasche anderer Leute wandert. . . . Wir wollen, fährt er dann weiter fort, die selbstständigen Unternehmer aus der Welt schaffen und den Arbeiterstand zu seinem eigenen Unternehmer machen. Es soll nicht mehr die Leitung gewerblicher Anstalten Privat = Personen zufallen, die den Reinertrag des Geschäfts nach Bezahlung der Arbeitslöhne für sich behalten, sondern die Arbeiter selbst sollen Besitzer und Leiter sein und den Reinertrag unverkürzt unter sich zur Vertheilung bringen“. Kurz, es sollen Produktivgenossenschaften mit Staatskredit gegründet werden, die in einem gegenseitigen Versicherungsverbande stehen, um etwaige Verluste des einzelnen Gliedes auf die Gesamtheit abzuwälzen.

Bei ihnen bestellt der Staat, im An-

schluß an die schon heute bestehenden staatlichen Anstalten, welche Waaren kaufen müssen, den statistisch festgestellten Bedarf für das ganze Volk, ein Gewerbe-parlament beurtheilt die Herstellung und setzt die Preise fest, welche den Genossenschaften bezahlt werden u. s. w.

Ehe wir diesem bekannten Vorschlag einige Worte widmen, bemerken wir zunächst, daß wir eine genaue Definition der Worte „Arbeiter“ und „Gewerbebestand“ gewünscht hätten. Diese Begriffe müssen selbstverständlich in einer weiteren als der gewöhnlichen Bedeutung genommen werden, will man nicht in eine engherzige Auffassung der socialen Frage verfallen. — Was nun die Einrichtung der Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe in großem Maßstabe betrifft, so würde eine solche zwar gegen die heutige sociale Ordnung einen bedeutenden Fortschritt repräsentiren, aber doch in wirtschaftlicher wie moralischer Beziehung — wenn nicht gewisse gleich zu erwähnende Maßregeln getroffen werden — noch sehr viel zu wünschen übrig lassen.

(Schluß folgt.)

Notizen.

* Frauenfrage. Wie wir von gut unterrichteter Seite erfahren, beabsichtigt die als Vorkämpferin für die Frauenrechte bekannte Baronesse Liljenkrantz, die gegenwärtig in Kopenhagen ein socialistisches Wochenblatt herausgibt und redigirt, einige Publicationen über die Frauenfrage in nächster Zeit auch in deutscher Sprache erscheinen zu lassen. „Die Zukunft“ wird selbstverständlich auch diesem Gebiete der socialen Frage gebührende Aufmerksamkeit schenken.

* Regierungsocialismus. Man kennt die Parole einer kleinen Partei, welche die Bestrebungen der Socialisten auf wirtschaftlichem Gebiet, den Kampf gegen das *laissez faire* in der Production, vollkommen als berechtigte anerkennt, uniere socialen Forderungen jedoch verwirft. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß diese Partei an Macht und Ausdehnung zunimmt. Man sucht das Gebiet der Staatsindustrie überall, wo sich Gelegenheit bietet, zu erweitern.

Unsere Politik wird hier sehr vorsichtig sein müssen; bei jeder neuen derartigen Maßregel wird zu fragen sein, ob das Gute, welches sie in wirtschaftlicher Beziehung bringt, nicht aufgewogen wird durch die Nachtheile, die uns aus der gleichzeitigen Vergrößerung der Macht der Herrschenden erwachsen.

* Unhaltbarkeit der freien Concurrency. Die süddeutschen Baumwollindustriellen wollen zu dem Zweck, eine allgemeine Reduction der Production eintreten zu lassen, einen bindenden Vertrag unter den sämtlichen Interessenten abschließen, und zwar in der Weise, daß die Einhaltung dieses Vertrags durch von Weberei zu Weberei gehende Inspektoren kontrolirt und die Kontraktbrüchigen einer Konventionalstrafe unterworfen werden sollen. Wird es möglich sein, unter der Herrschaft der freien Concurrency eine solche Maßregel durchzuführen? und liegt in ihr nicht eine schneidende Verurtheilung dieses Systems?

Idealismus und Realismus in der Socialpolitik.

Es ist ein hervorragender Zug im Wesen des Socialismus, daß er die praktischen, d. h. die zur Verwirklichung drängenden Ideale seiner Socialpolitik nicht vorwiegend aus einer objektiven Betrachtung der gegebenen Zustände schöpft, sondern vielmehr aus einem freien, von dem Seienden sich emanzipirenden, ja demselben sich entgegenstellenden Bewußtsein von dem Sein-sollenden. Er ist somit praktischer socialpolitischer Idealismus. Eben dies wird ihm von den vornehmen Politikern, die sich mit einer gewissen Vorliebe als Realisten zu bezeichnen lieben, zum Vorwurf gemacht. Man erklärt seine Ideale und Bestrebungen von dieser Seite her für Utopien. Wie wenig zutreffend dieser Vorwurf in dieser Fassung und Ausdehnung ist, das zeigt sich schon darin, daß diese vermeintlich utopistische Richtung eine Kraft wirkungsvoller und erfolgreicher Organisation entfaltet hat, die den Realisten und Praktikern nachgerade unheimlich zu werden anfängt. Dies allein möchte schon Beweis genug sein, daß der Socialismus die konkreten Faktoren der Wirklichkeit sehr wohl kennt und sehr wohl, seinen Zwecken gemäß, mit ihnen zu rechnen versteht, ja, daß er Wirklichkeit nicht nur kennt, sondern — was mehr ist — zu machen weiß. Hingegen dürften jene Gegner ihrerseits den Socialismus, der doch wahrlich auch ein Stück der Wirklichkeit geworden ist, nicht objektiv in seinem Wesen erkannt haben; zum wenigsten

haben sie es nicht vermocht, demselben erfolgreich entgegenzuwirken. Von dieser Seite her möchten also wohl vielmehr die Socialisten als die Realisten und Praktiker, ihre Gegner aber als die Träumer erscheinen.

Allein die Sache will in ihrem Gegensatz tiefer erfaßt und klar gelegt sein. Die Realpolitiker haben doch auch wohl ihre Ideale, auf deren Verwirklichung sie ausgehen, mögen dieselben beschaffen sein, wie sie wollen. Es giebt hier nun aber nur zwei Hauptfälle. Entweder das socialpolitische Ideal deckt sich vollkommen mit der gegebenen Wirklichkeit, oder es steht in irgend einem Punkte in einem, wenn auch noch so geringen Widerspruch mit derselben. Socialpolitiker, bei welchen jenes der Fall ist, werden für ihr Lehren und Handeln als Nichtsnur ausstellen: „Die Zustände sind so, wie sie sind, gut und zweckmäßig. Du mußt suchen, sie so zu erhalten.“ Socialpolitiker dagegen, deren Ideal sich in irgend einem Punkte mit der Wirklichkeit nicht deckt, werden zu dem Grundsatz gelangen: „Die Zustände sind nicht in allen Punkten gut und zweckmäßig. Du mußt genau untersuchen, was an ihnen nicht gut und zweckmäßig ist; und wenn Du es gefunden hast, mußt Du weiter untersuchen, ob statt dieser als schlecht und unzweckmäßig erkannten Einrichtungen andere, bessere und zweckmäßigere, denkbar und ausführbar sind; mußt untersuchen, auf welchem Wege die

Ausführung möglich sein wird, und wenn Du es gefunden, entschlossen und umsichtig ans Werk gehen.“ Nur die vorhin bezeichnete Klasse von Socialpolitikern wird man im strengen Sinne als konservative bezeichnen können; die eben bezeichnete Klasse aber birgt wiederum einen prinzipiellen Gegensatz in sich, welcher einen gemeinsamen Namen ausschließt. Das von der gegebenen Wirklichkeit Abweichende in den socialpolitischen Idealen kann entweder aus einer früheren, schon vergangenen Wirklichkeit geschöpft sein, und dann haben wir es mit reaktionären Socialpolitikern zu thun, welche die gegenwärtigen Zustände der Wirklichkeit nach dem Muster der Zustände einer schon vergangenen Wirklichkeit umformen wollen; oder dasselbe ist überhaupt noch nie Wirklichkeit gewesen, sondern soll es nach der Absicht der Träger dieser Ideale erst werden. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir alle auch nur in irgend einer Hinsicht zu dieser Klasse gehörenden Socialpolitiker als liberalistische (progressivistische) im weiteren Sinne bezeichnen. Wir werden weiter nicht fehl gehen, wenn wir behaupten, daß es konservative Socialpolitiker in jenem strengen Sinne nicht wohl geben könne. In irgend einem Punkte wird jeder Socialpolitiker entweder reaktionär oder progressivistisch sein. Wir haben also nur mit diesen beiden Klassen zu rechnen.

Was nun jenen gegen den Socialismus erhobenen Vorwurf des Idealismus betrifft, um den es uns hier eigentlich zu thun ist, so werden wir das Recht, denselben als Vorwurf zu erheben, nur der reaktionären Socialpolitik zugestehen, werden aber zugleich von derselben fordern, mit ihrem Prinzip völligen Ernst zu machen und auf den Anfang aller Dinge zurückzulehren; denn aus welcher vergangenen Wirklichkeit dieselbe auch ihr Ideal schöpfen möge, immer ist diese letztere im Verhältniß zu einer noch früheren Vergangenheit das Erzeugniß

von Ideen, welche nicht aus der Wirklichkeit geschöpft sind. Kommt uns dagegen ein nur irgendwie liberalisirender Socialpolitiker mit dem gleichen Vorwurf, so werden wir ihm sagen: „Woher hast denn Du das geschöpft, was in Deinen socialpolitischen Idealen mit den wirklichen Zuständen sich nicht deckt? Da es sich mit der Wirklichkeit nicht deckt, so kannst Du es doch aus der Wirklichkeit nicht geschöpft haben, sondern nur aus Deinem freien, von der Wirklichkeit sich emanzipirenden Bewußtsein! Was willst Du den Balken aus unserem Auge ziehen und hast doch einen Splitter davon auch in Deinem Auge?“ Wir werden ihn aber auffordern, seinen Splitter im Auge zu behalten und uns unseren Balken zu lassen; denn wir werden ihm zeigen, daß dieser Splitter und dieser Balken die merkwürdige Eigenschaft haben, das Auge, in welchem sie stecken, erst recht sehkräftig zu machen; ja, wir werden ihm zeigen, daß auf ihnen der gesammte Fortschritt beruht, den die Geschichte im Entwicklungsgange der wirklichen Zustände der Menschheit aufweist. Aus dem eigenen Bewußtsein geschöpfte Ideen sind es, welche von jeher die Welt umgeformt haben; und ohne sie würden wir noch heute an jenem ersten Anfange stehen, auf welchen die reaktionäre Socialpolitik konsequenterweise die Welt zurückschrauben müßte.

Es hat sich somit ergeben, daß alle Socialpolitiker, mit Ausnahme der reaktionären, sowohl die socialistischen als die antisocialistischen, die praktischen Ideale ihrer Politik mehr oder weniger nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus dem eigenen Bewußtsein schöpfen, d. h. daß sie allesammt mehr oder minder Idealisten sind. Der Gegensatz zwischen dem Socialismus und seinen liberalisirenden Gegnern kann sich also nicht mit dem Gegensatz von Idealismus und Realismus decken, sondern höchstens mit dem Gegensatz von bewußtem, konsequentem und un-

bewußtem, konsequenzlosem Idealismus. Daß aber eine ihres Wesens sich klar bewußte und in demselben konsequente Richtung intellektuell höher steht und in praktischer Hinsicht schließlich mächtiger und erfolgreicher sein wird, als eine dieser Eigenschaften ermangelnde, das kann doch wohl kaum in Frage kommen. Der Socialismus ist sich dessen vollkommen bewußt, daß er seine Forderungen, Ziele und Zwecke rein aus der Idee entnommen hat, und daß er es unternimmt, die spröde Wirklichkeit durch Ideen umzugestalten; aber er ist sich auch dessen vollkommen bewußt, daß dies ganz in der Ordnung, daß es ganz normal ist; denn er weiß, daß es keine thatkräftigeren und wirkungsvolleren Mächte in der menschlichen Gesellschaft giebt, als eben die Ideen. Nichtsdestoweniger wird der Socialismus gern anerkennen, daß das von den „Praktikern“ so stark geforderte Studium der Wirklichkeit und aller ihrer konkreten Verhältnisse in der That ungemein wichtig und unerläßlich ist; und wir wüßten nicht, daß diese Erkenntniß von dem Socialismus als solchem verleugnet wird. Aber für welchen Zweck es wichtig ist, das ist die Frage. Soll es dazu dienen, um durch die Wucht der Wirklichkeit die Ideale und ihre Forderungen zu erdrücken — und wie vielfach dient es dazu — dann freilich müssen wir vor einer einseitigen Befassung mit der Wirklichkeit warnen und fordern, daß man in demselben Maße, in welchem man sich die Verhältnisse der socialen Wirklichkeit und die Macht derselben veranschaulicht, zugleich auch sich mit ganzem Ernst in die Forderungen und in die Kraft des socialen Ideals vertiefe. Freilich geben wir bereitwillig zu, daß selbst auch für die Erzeugung der socialpolitischen Ideale das Studium der Wirklichkeit von eminenter Wichtigkeit ist. Es ist ja in den Verhältnissen der Wirklichkeit Vieles anzutreffen, was auch der radikalste Socialist als gut und zweckmäßig anerkennen, dem gegenüber also auch er kon-

servative Socialpolitik treiben wird, so daß schon aus diesem Grunde der dem Socialismus angebrachte Vorwurf, derselbe gehe auf einen radikalen und lediglich destruktiven Umsturz aller Verhältnisse aus — wie so Vieles, was man demselben nachsagt — als leeres Gerede unkundiger und böswilliger Menschen erscheinen muß. Es ist nun selbstverständlich, daß die socialistische Socialpolitik alles nach ihren Begriffen Gute und Zweckmäßige in den Verhältnissen der Wirklichkeit in ihr socialpolitisches Ideal aufnehmen, und es ist natürlich, daß sie das Neue, was sie aus eigenem Vermögen an Forderungen und Ideen hinzuzufügen Anlaß findet, eben an jenes aus der Wirklichkeit Entnommene anschließen und mit demselben in organische Verbindung bringen wird. Beides kann sie aber nur, wenn sie eine gründliche Kenntniß der Wirklichkeit besitzt. Es ist ferner daran zu erinnern, daß dieses Neue dem, der es findet, zumeist in Folge der Anregung entspringt, die er aus einer eingehenden Betrachtung der socialen Wirklichkeit, in Sonderheit des Mangelhaften in derselben, gewinnt. Wie groß aber auch demnach der Einfluß sein mag, welchen objektive Betrachtung der gegebenen Zustände auf die Gestaltung des socialpolitischen Ideals haben kann: immer bleibt dieser Einfluß — wenigstens hinsichtlich des Neuen in dem aufzustellenden Ideal — lediglich ein indirekter, lediglich ein sollicitirender; nie wird derselbe ein wirklich produktiver; immer bleibt also die einzige schöpferische Quelle dieses Ideals das von den gegebenen Zuständen unabhängige, ja denselben sich entgegenstellende autonome Bewußtsein mit seinem Begriff von dem Einsollenden. Eine ungleich wichtigere Rolle spielt aber — das ist ohne Weiteres zuzugeben — das Studium der socialen Wirklichkeit, wenn es sich darum handelt, das bereits gefundene Ideal zu realisieren, den richtigen Zeitpunkt seiner Realisirung oder der Realisirung eines

Theiles desselben zu finden, es dann in die Wirklichkeit einzuführen, die Wirklichkeit nach ihm umzugestalten. Ueber die Zeit, wann, und über die Mittel und Wege, wodurch und wie dies zu geschehen hat, lehrt das Ideal selbst Nichts, die geschichtliche Erfahrung und das Studium der Gegenwart Alles.

Wir können das bisher Erörterte in eine These zusammenfassen: „Das socialpolitische Ideal muß aus dem freien, von dem Seienden — so weit es nöthig ist — sich emanzipirenden, ja demselben sich entgegenstellenden Bewußtsein vom Sein-sollenden geschöpft werden; die Theorie von der Verwirklichung des Ideals aber aus einem eingehenden Studium der Geschichte und der socialen Gegenwart.“ Hat man gegen die bisherigen Erörterungen nichts einzuwenden, so wird man auch diese These sich gefallen lassen.

Wer sich reblich Mühe giebt, uns richtig und ohne Mißdeutung zu verstehen, der wird nach allem bisher Ausgeführten leicht erkennen, daß der Gegensatz zwischen dem Socialismus und seinen liberalisirenden Gegnern nicht eigentlich in einer ernstlichen Meinungsverschiedenheit über die aufgestellte These seine Wurzel haben kann. Mit anderen Worten: man wird leicht erkennen, daß der wahre Grund dafür, daß liberalisirende Gegner des Socialismus die Forderungen desselben als Utopien bezeichnen, nicht in dem idealistischen Ursprunge derselben überhaupt liegen kann. Die Sache verhält sich vielmehr ganz anders. Beiderseits sind, wie oben nachgewiesen, die aufgestellten socialpolitischen Forderungen idealistischen Ursprungs; aber die von dem Socialismus aufgestellten Ideale sind andere, als die von den liberalisirenden Antisocialisten, die sich fälschlich als Realisten zu bezeichnen lieben, aufgestellten; und jene gefallen den „Realisten“ nicht. Nicht daß es Ideale sind, macht sie zu Gegnern derselben, sondern daß es solche Ideale sind.

Einer der beliebtesten, weil bequemsten Einwürfe gegen die socialistischen Ideale ist der der Unausführbarkeit derselben. Man sagt z. B.: „Reiche und Arme hat es immer in der Welt gegeben und wird es auch immer geben. Das Mißverhältniß zwischen einer verhältnißmäßig geringen Minderzahl von übermäßig Reichen und einer überwältigenden Mehrzahl von übermäßig Armen hat stets auf der Erde bestanden und wird auch immer bestehen bleiben, und eine Aenderung in diesem Zustande wird immer unausführbar sein.“ Nun, wer sieht nicht, daß dies — wenigstens soweit es die Zukunft betrifft — eine ganz unerweisliche Lebensart ist, bei welcher sich nur die Gedankenlosigkeit beruhigen kann. Ist irgend ein Verhältniß als ein Mißverhältniß wirklich erst erkannt: nun so wird auch wohl ein Mittel gewachsen sein, es zu ändern und durch ein besseres zu ersetzen, wenn man nur nicht zu bequem dazu ist, dies Mittel zu suchen; wenn man nur nicht so kindisch ungeduldig ist, zu meinen, daß Jahrtausende alte Krankheiten sich über Nacht heilen lassen; wenn man nur nicht so in Egoismus versunken ist, sich für dies Mittel nicht zu interessieren, weil das eigene gemeine Interesse dabei nicht theilhaftig ist oder wohl gar gefährdet zu sein scheint!

Was heißt denn „Unausführbarkeit“? Wenn vor dreihundert Jahren Jemand der Welt erklärt hätte: „Wir werden ein Drahtseil zwischen Europa und Amerika über den Ozean spannen, an welchem im Zeitraum eines Augenblicks die Gedanken der Menschen von der einen Welt zur andern laufen werden“: würde ihn nicht ein betäubendes Geschrei niedergeworfen haben: „Das ist ja ganz unausführbar! das wird ja immer ganz unausführbar bleiben!“ Und doch ist dieses „Unausführbare“ jetzt längst ausgeführt und jedem Kinde trivial geworden. Und wo wäre je ein großer Gedanke neu aufgetreten, ohne daß er von den kleinen Geistern, die sich über das Alltägliche und Gewohnte

nicht zu erheben vermögen, uno ore für unausführbar und für Wahnmäßig erklärt worden wäre. — Noch niemals ist die Unausführbarkeit unserer Ideale nachgewiesen, ja es ist nie der ernstliche Versuch gemacht worden, einen solchen Nachweis zu bringen. Das wissen unsere liberalisirenden Gegner so gut wie wir; und es ist daher zu vermuthen, daß diejenigen, welche den Socialismus mit Vorliebe von der Seite der Unausführbarkeit seiner Forderungen angreifen, dies nur deshalb thun, um den wahren Grund ihrer Feindschaft, nämlich die Antipathie gegen diese Ideale selbst, deren Trefflichkeit sie nicht zu widerlegen vermögen, dahinter zu verstecken. Es wäre ja thöricht, zu behaupten, daß der Socialismus über die Wege, welche zur Verwirklichung seiner Absichten führen sollen, schon bis in die Details im Klaren sei. Aber deswegen hat noch Niemand ein Recht, die „Unausführbarkeit“ derselben zu behaupten.

Wenn wir nun nachforschen, worin es seinen Grund hat, daß die liberalisirenden Gegner die socialistischen Ideale an sich schon — abgesehen von der Frage nach ihrer Ausführbarkeit — mit Antipathie ansehen, daß sie die Trefflichkeit und Nothwendigkeit derselben nicht anerkennen, sie vielmehr leblich für thörichte Hirngespinnste und gefährliche Monstra ansehen: so kommen wir darüber wohl zu einigen Resultaten. Zunächst ist Folgendes ersichtlich:

Wir werden nicht irren, wenn wir alle diese Gegner zusammenfassend als die Vertreter des „Rechtsstaates“ kennzeichnen. Vor dreißig Jahren war der Rechtsstaat noch eine reine Idee, und diejenigen, welche für denselben eintraten, waren unzweifelhaft Idealisten. Dieser Idealismus war stark genug, in Gestalt einer durchschlagenden Revolution gegen die bestehende Wirklichkeit zu reagiren. Seitdem ist im Laufe der Zeiten diese Idee immer mehr zur Wirklichkeit geworden. In demselben Maße, in welchem dies geschehen ist, sind

natürlich die Idealisten des Rechtsstaates zu Realisten geworden und werden es immer mehr werden. Sie stehen nicht mehr auf einem außerhalb der Wirklichkeit existirenden Ideal, sondern auf einer aus diesem Ideal erzeugten Wirklichkeit, mit welcher sie, als mit der Erfüllung ihres Ideals, im Großen und Ganzen zufrieden sind, welche sie nur nach Maßgabe der noch unerfüllten Reste dieses Ideals hier und da ein wenig weiter zu bilden bestrebt sind. Sie sind also, wie es in der Natur der Sache liegt, im Großen und Ganzen aus Progressisten zu Konservativen geworden; und es kann nicht fehlen, daß sie im weiteren Verlauf des Processes endlich zu Reactionären werden müssen. Was nämlich in jener Revolution und in der auf dieselbe folgenden stetigen politischen Arbeit zum Austrag gebracht worden ist, das ist die Forderung, welche die Aristokratie des Geldes und der bemittelten Intelligenz gegenüber der Aristokratie der Geburt und des Standes hatte. Mit Hilfe des Proletariats und der unbemittelten Intelligenz ist es der Aristokratie des Geldes und der bemittelten Intelligenz gelungen, zum Ziele zu kommen, und sie befindet sich dabei sehr wohl; aber daß das Proletariat und die unbemittelte Intelligenz — wir reden hier von Proletariat im weitesten Sinne — ihr gegenüber ebenso ernste und eingreifende Forderungen hat, wie sie selbst sich der Aristokratie der Geburt und des Standes gegenüber herausgenommen: das will ihr nicht einleuchten; und diesen Forderungen gegenüber verhält sie sich — und zu ihr ist die Hauptmasse der Gegner des Socialismus zu rechnen — ebenso konservativ, wie ihrer Zeit die Aristokratie der Geburt und des Standes sich gegen die ihrigen verhielt, ja, der Erfüllung dieser Forderungen gegenüber wird sie sich in Zukunft, sobald der Socialismus durchschlagendere Erfolge gehabt haben wird, ebenso reactionär verhalten, wie jetzt die Aristokratie

kratie der Geburt sich gegen die Erfüllung der ihrigen verhält. Allein hat sie es gewagt, die traditionellen, nur auf Vererbung und Gewohnheit beruhenden Prerogative der damaligen (Geburts-)Aristokratie ihrer Kritik zu unterziehen, so ist gar nicht abzusehen, warum ein Gleiches nicht auch gegenüber den ebenfalls nur auf Vererbung beruhenden Besitz-Verhältnissen der jetzigen (Geld-)Aristokratie erlaubt sein soll. Wir werden uns daher getrost das Recht nehmen, zu fragen, auf welchem vernünftigen und nothwendigen Rechtsgrunde diese Besitzverhältnisse beruhen; und wir werden uns weiterhin das Recht nehmen, dieselben nach Maßgabe der Vernunft und des idealen Rechts auf legalem Wege zu reguliren. Wenn dies — was wir unsererseits ernstlich beklagen würden — einst auf dem Wege der Gewalt versucht werden sollte, so würde die Aristokratie des Geldes wenigstens und die der bemittelten Intelligenz kein sehr zweifelloses Recht haben, sich darüber zu beschweren und sittlich zu entrüsten. Ist es doch auch damals nicht ohne Gewalt abgegangen, als man der Aristokratie der Geburt ihre Privilegien entriß. Allein wir unsererseits werden nichts desto weniger ernsthaft bestrebt sein, dem Aufkommen gewaltfamer Intentionen entgegenzuwirken. Wir wünschen lebhaft, Gewalt vermieden zu sehen; denn wir gehen nicht darauf aus, Leiden zu schaffen, sondern Leiden zu beseitigen. Wir unsererseits hegen auch die Ueberzeugung, daß die Schöpfung des Rechtsstaates, die wir insofern dankbar als eine Vorstufe des socialistischen Staates anerkennen, an sich einen friedlichen Weg ermöglicht.

Jedenfalls neigt sich die Zeit des Rechtsstaats-Idealismus dem Ende zu, denn die Verwirklichung dieses Ideals — wenigstens in dem Sinne, wie die liberalisirenden Antisocialisten sich dasselbe denken — eilt ihrer Vollendung entgegen; die Zeit des Socialstaats-Idealismus ist im Aufgange,

und auch ihm wird die Verwirklichung folgen.

Wie ehemals der Rechtsstaats-Idealist, so geht jetzt noch der Socialist von einem großen Gesamttideal aus, von welchem er alles Einzelne in seiner Theorie und Praxis ableitet. Es kann nicht in Zweifel kommen, daß dies eine starke Einheitlichkeit und eine konsequente und nachhaltige Energie mit sich bringt. Aber allerdings ist zuzugeben, daß es auch Gefahren in sich birgt. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches höchstes Ideal in einem so großen Abstände von der Wirklichkeit steht, daß es sich, wenigstens seinem ganzen Umfange nach, nicht ohne Weiteres in dieselbe verpflanzen läßt, sondern als regulatives Endziel, dessen volle Verwirklichung in ferner Zukunft liegt, nur zur Ableitung von näheren, unmittelbar realisirbaren Zwecken (Mittelidealen) verwenden läßt. Hier liegt nun allerdings die Möglichkeit vor, daß der Socialismus, sowohl bei Aufstellung seines Gesamttideals als auch bei Ableitung der speziellen, unmittelbar zu realisirenden Aufgaben, in der That in Utopien und Hirngespinnste verfalle. Will er sich und das Volkswohl hiervor schützen, so hat er die dringende Aufgabe, jeden einzelnen Punkt in seiner Theorie in seiner inneren Nothwendigkeit darzuthun und an jedem einzelnen Punkte seine Ueberlegenheit den entgegenstehenden Theorien gegenüber nachzuweisen, thunlichst auch schon die Möglichkeit und den Weg der Verwirklichung bei jedem einzelnen Punkte sich klar zu machen.

Was die Prüfung der socialistischen Prinzipien betrifft, so hoffen wir für dieselbe in dieser Zeitschrift manchen Beitrag liefern zu können; und die umfangreichen Erörterungen, welche wir in dem gegenwärtigen Aufsatz gegeben haben, können als eine Art Einleitung dazu angesehen werden.

Zunächst gedenken wir unsere Untersuchung auf ein wichtiges Ideal zu wen-

den, welches der Socialismus, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, mit seinen liberalisirenden Gegnern gemein hat, nämlich auf das Ideal der Freiheit. Es wird sich bei der Untersuchung desselben zeigen, daß der antisocialistische Liberalismus von dem Wesen dieses Ideals und von den verschiedenen Stufen der Verwirklichung desselben sehr unvollkommene Begriffe hat, welche einer Klärung, Umgestaltung und Vervollständigung vom Standpunkt des Socialismus aus in hohem Grade bedürftig sind.

Es wird sich zeigen, daß der „Realismus“ die Schuld an jenem unvollkommenen Freiheitsbegriff trägt, und daß wir nur vermöge unseres „Idealismus“ im Stande sind, denselben zu verbessern und aus dem verbesserten Freiheitsbegriff bessere praktische Konsequenzen zu ziehen. Dann wird man auch hieraus erkennen, ob es in der That ein Vorwurf ist, wenn man dem Socialismus nachsagt, daß er Idealismus sei.

K.

Der Klein-Gewerbe-Betrieb in Preussen.

Wohl noch keine der Veröffentlichungen des kgl. preussischen statistischen Bureaus hat so allgemeines Interesse erregt und so viele Besprechungen in der Presse gefunden, als die in Heft II. und III. der diesjährigen Zeitschrift des genannten Bureaus mitgetheilten „Ergebnisse der Gewerbezahlung vom 1. December 1875, verglichen mit denen der Aufnahme von 1861“. Mit besonderer Vorliebe haben es sich die Gegner des Socialismus angelegen sein lassen, gerade die Angaben und Zahlen zu verbreiten und zu glossiren, welche das Verhältniß der sogenannten Klein-Gewerbe zu den Groß-Gewerben zur Anschauung bringen; bei dem kolossalen Ueberwiegen dieser Klein-Betriebe über die Groß-Betriebe war die Behauptung sehr leicht, daß es eitel Gerede der Socialdemokraten sei, wenn sie die Vernichtung des Kleinbetriebes durch den Großbetrieb als im Fortschreiten begriffen bezeichneten und den totalen Untergang der Klein-gewerbetreibenden resp. die Herabdrückung von deren wirthschaftlicher Lage auf die des Lohnarbeiterstandes nur noch für eine Frage der Zeit erklärten.

Für Jeden, der statistische Tabellen zu lesen versteht und die oft mit stunden-

langem Rechnen verbundene Mühe des Lesens nicht scheut, liefern aber die Zahlen der Gewerbezahlung gerade den Beweis, daß der Niedergang des Kleinbetriebes bei all' den Gewerbegruppen, in denen der kapitalistische Großbetrieb bereits Fuß gefaßt hat, unaufhaltsam voranschreitet. Zwar sagt Geh. Rath Engel pag. 252: „Die Hauptkraft des Gewerbefleißes im preussischen Staate beruht noch immer in dem Kleingewerbe“ — und könnte es nach diesen Worten den Anschein gewinnen, als sei die bedeutendste statistische Autorität in Bezug auf diese Frage anderer Ansicht; diese scheinbare Meinungsdivergenz wird aber sofort aufgeklärt, wenn man in obigem Ausspruch die Worte „noch immer“ betont. Daß die Betriebsweise, welche die Statistik Kleinbetrieb nennt, noch überwiegt, ist nicht zu bestreiten; es fragt sich nur, wie lange dies „noch“ noch dauern wird.

In der vorliegenden Statistik sind alle Betriebe als Großbetriebe angesehen worden, bei welchen sechs und mehr Gehülfen resp. Lehrlinge beschäftigt werden; es gelten demnach alle Gewerbebetriebe mit fünf und weniger Gehülfen, Arbeitern oder Lehrlingen als Kleinbetriebe. Die

Sachverständigen-Commission hatte seiner Zeit die Grenze zwischen Groß- und Kleinbetrieb bei zwei Gehülfen gezogen; diese entschieden bessere Classification ist jedoch vom Bundesrath verworfen und dafür die vorerwähnte, durchaus unzutreffende und die Uebersicht erschwerende Abgrenzung eingeführt worden.

Wie viele Gewerbe giebt es nicht, bei denen ein Betrieb mit vier oder fünf Gehülfen durchaus nicht als Kleinbetrieb bezeichnet werden kann! Wer wird im gewöhnlichen Leben den Besitzer einer Mühle, Apotheke oder Bade-Anstalt, der beständig fünf Gehülfen beschäftigt, in die Klasse der Kleingewerbetreibenden rechnen? Von den 2399 Apotheken im preussischen Staat haben eben nur 50 ein Personal von sechs und mehr Gehülfen! Übernehmen wir die Klasse der Bauunternehmer; wer fünf Techniker oder Zeichner auf seinem Bureau beschäftigt, die Ausföhrung der Pläne aber durch selbstständige Meister bewirken läßt, zählt bei der Gewerbestatistik — doch gewiß sehr mit Unrecht — zu den Kleingewerbetreibenden. Dasselbe gilt von allen Banquiers, Kaufleuten, Buchhandlungen, Pfandleih- und Stellen-Vermittelungs-Geschäften. Es leuchtet wohl ein, daß die Kategorie des Kleingewerbes durch die Zuzählung all' dieser und noch vieler anderen Geschäfte einen wenig sachgemäßen Umfang erreicht hat.

Genauere Durchsicht der Tabellen zeigt aber auch, daß eine große Zahl von eigentlichen Lohnarbeitern irrthümlich als selbstständige Gewerbetreibende gezählt worden sind. Der Fehler war nicht zu vermeiden, weil eine specielle Erhebung über die Haus-Industrie nicht vorgenommen werden sollte; so sind denn sehr viele größere Geschäfte, welche außer dem Hause arbeiten lassen, als Kleinbetriebe, die in ihrer eigenen Behausung für jene großen Geschäfte arbeitenden Lohnarbeiter als selbstständige Gewerbetreibende angesehen worden. Eine andere Erklärung

läßt sich nicht für die auffallende Thatsache finden, daß es im ganzen Staat nur sieben Spitzen- und Weißzeug-Fabriken geben soll, welche mehr als fünf Arbeiter beschäftigen, daß dagegen aber 111,685 weibliche Personen bei der Weißnäherei als Inhaber von selbstständigen Kleinbetrieben aufgeführt sind.

Hiernach zu urtheilen, sind also die Zahlen für den Kleinbetrieb zu hoch geworden; zur Beurtheilung des Verhältnisses desselben zum Großbetriebe dient am Besten die Zahl der beschäftigten Arbeiter, welche uns die vorliegende Statistik aber noch nicht in voller Größe vorführt, da alle Gehülfen und Arbeiter in den gewerblichen Anlagen der Militair- und Marine-Verwaltung und der Eisenbahnen nicht aufgeführt sind. Es fehlt ferner das Personal beim Betrieb der Post, der Telegraphie, der Eisenbahnen, Versicherungs-Anstalten, Heilanstalten, Theater und Musikgewerbe; das sind alles Großbetriebe und muß das dabei beschäftigte Personal den vom Großbetriebe abhängigen Arbeitern zugezählt werden. Für einzelne dieser Gewerbe hat eine besondere Aufnahme stattgefunden, deren Resultate jedoch noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangt sind.

So wenig günstig also das vorliegende Material für die Begründung der Ansicht vom Niedergang des Kleingewerbes erscheint, so deutlich erkennbar tritt Letzterer auch aus diesen Zahlen hervor, sobald man dieselben nur sachgemäß zusammenstellt.

Es sind vorhanden 1,623,591 Kleinbetriebe, welche 616,471 Gehülfen, Arbeiter und Lehrlinge beschäftigen, und ferner 43,513 Großbetriebe, in deren Dienst zusammen 1,328,750 Personen stehen.

Da drängt sich wohl die Frage von selbst auf, ob denn all' die Inhaber dieser Kleinbetriebe eine derartige wirthschaftliche Position besitzen, daß sie im Concurrenz-kampf lebensfähig erscheinen, und ob sie sich wirklich in einer materiell besseren

Lage befinden, als die eigentlichen Lohnarbeiter?

Zur Beantwortung dieser Frage wird man einen im Großen und Ganzen zutreffenden Maßstab für die Beurtheilung der wirthschaftlichen Klassenlage der Kleingewerbetreibenden auffuchen und darnach eine Gruppierung der vorhandenen Gewerbetreibenden vornehmen müssen. Wir fassen bei dieser Gruppierung zwei verschiedene Momente in's Auge.

In erster Reihe das betriebene Geschäft selbst. Je mehr Kapital zum Betriebe desselben nöthig ist, um so wahrscheinlicher ist es, daß der Inhaber nicht ganz mittellos dasteht, sondern wenigstens einen Theil des nöthigen Betriebsfonds besitzt. Je weniger Mittel zum Beginn eines Gewerbes gehören, um so größer ist der Zubrang zu demselben, um so berechtigter daher der Schluß, daß die Inhaber im Durchschnitt nur sehr wenig Kapital besitzen, in ihrem Erwerb also hauptsächlich auf ihren eigenen Arbeitsertrag angewiesen sind.

In zweiter Reihe wird man Rücksicht auf die Zahl der beschäftigten Arbeiter zu nehmen haben. Je mehr Arbeiter, Gehülfen oder Lehrlinge ein Geschäftsinhaber beschäftigt, um so weniger braucht er, direct arbeitend, thätig zu sein, da er keinen Gehülfen halten wird, der ihm nicht etwas einbringt, etwas für ihn mitverdient.

Legen wir diese beiden Kriterien der Untersuchung zu Grunde, so finden sich unter der Zahl der Gewerbetreibenden ganze Gruppen, welche mit mehr oder minder großem Kapital arbeiten; wir lassen daher, um ja nicht zu schwarz zu färben, folgende, in der Statistik besonders aufgeführten Gruppen ganz außer Betracht:

1. Kunst- und Handelsgärtnerei,
2. Fischerei,
3. Bergbau, Hütten- und Salinenwesen,
4. Chemische Industrie,

5. Industrie der Heiz- und Leuchtstoffe,
6. Polygraphische Gewerbe,
7. Künstlerische Betriebe für gewerbliche Zwecke,
8. Handelsgewerbe,
9. Gewerbe für Beherbergung und Erquickung.

Obgleich unter diesen Gruppen sehr viele Kleinbetriebe vorkommen, deren Inhaber schon zum Proletariat zu rechnen sein dürften, scheiden wir sie vollständig aus und betrachten aus den übrig bleibenden zehn Gruppen auch nur die Gewerbe, in denen der sogenannte Kleinhändler besonders stark vertreten ist, wie das aus der unten folgenden Tabelle deutlich hervorgeht.

Suchen wir zu bestimmen, wie viele von den aufgezählten Kleinhändlern ihr Gewerbe ohne jeden Gehülfen, Arbeiter oder Lehrling betreiben, rechnen wir jeden Kleinmeister, der auch nur einen Lehrling hält, zu der besser situirten, nicht mit dem Lohnarbeiterstand auf eine und dieselbe wirthschaftliche Stufe zu stellenden Klasse, so wird man zugestehen müssen, daß die vorgenommene Abgrenzung eigentlich viel zu weit nach unten geht.

Da nun die Zahl der Betriebe, welche keine Gehülfen haben, aus der Statistik nicht zu ersehen ist, muß der Modus festgestellt werden, nach welchem diese Zahl annähernd richtig berechnet werden kann.

Nimmt man an, daß die Zahl der Gewerbebetriebe, welche nur einen Gehülfen beschäftigen, gerade so groß sei, wie die Zahl der Betriebe mit 2, resp. 3, resp. 4, resp. 5 Gehülfen, so entfielen bei 616,470 beschäftigten Personen in jede dieser Klassen 41,098 Betriebe und es gäbe also noch 1,418,101 Kleingewerbetreibende, welche als Alleinarbeiter zu bezeichnen sind.

Wahrscheinlich bestehen aber weit mehr Betriebe, in welchen nur ein Gehülfe oder Lehrling thätig ist, als Betriebe mit fünf

(Fortsetzung auf Seite 44.)

Bezeichnung der Gewerbe.	Klein-Betriebe.		Groß-Betriebe.		
	Allein- thätige.	Betriebe mit Gehülfen.	Zahl der Gehülfen.	Betriebe. Gehülfen.	
1. Industrie der Steine und Erden.					
Feine Steinwaaren	2674	799	1599	277	4337
Töpfereien, feine Thonwaaren .	3889	2218	4435	437	10589
2. Metallverarbeitung.					
Blechwaaren-Fabriken, Klempne- reien	4199	3445	6899	205	3764
Betriebe für Stifte, Schrauben, Niete zc.	5580	1074	2148	159	5765
Zeug-, Senses-, Messerschmieden	8119	3576	7153	531	11101
3. Fabrikation von Maschinen, Werkzeug &c.					
Maschinen, Werkzeuge, Apparate	2173	1230	2460	1415	84353
Wagenbau, Stellmacherei	22918	4993	9985	253	8463
Uhrmacherei	4402	1626	3252	37	1249
Musik-Instrumente	849	358	717	140	3575
Beleuchtungs-Apparate, Lampen	50	22	43	58	2808
4. Textil-Industrie.					
Filanden, Haspel-Anstalten für Seide	1706	423	845	34	728
Seiden- und Sammet-Weberei . .	21093	8309	16617	321	8571
Seiden-Baumwollen-Weberei . . .	1256	454	907	—	—
Streichgarn- und Wigogne-Spin- nereien	3281	1493	2985	1067	53305
Ramm- zc. Garnweberei	8398	1503	3007	373	15022
Leinweberei	53362	8797	17594	390	10100
Baumwollweberei	26322	5194	10388	554	18017
Div. Spinner und Weber ohne Stoffangabe	11137	259	518	—	—
Betriebe für Strumpf- und Strid- waaren	8588	363	727	116	2175
Betriebe für Häkel und Bunt- stickerei	2342	36	72	21	476
Betriebe für Spitzen und Weiß- zeug	2476	38	76	7	209
5. Papier- und Leder- Industrie.					
Buchbinder und Cartonnage- Fabriken	3535	2077	4153	257	5976
Riemer, Sattler, Tapezirer . . .	11797	5576	11151	213	3561

B e z e i c h n u n g der Gewerbe.	Klein-Betriebe.			Groß-Betriebe.	
	Allein- thätige.	Betriebe mit Gehülfen.	Zahl der Gehülfen.	Betriebe.	Gehülfen.
6. Industrie der Holz- und Schnitzstoffe.					
Grobe Holzwaaren	8869	695	1390	87	1433
Parquetfabriken, Tischlereien . .	50244	21221	42442	1572	18519
Böttcherwaaren	14521	3251	6501	147	1730
Korbmacherei	9022	1446	2893	49	864
Dreh- und Schnitzwaaren	7037	2018	4036	179	3469
7. Industrie der Nahrungs- und Genussmittel.					
Bäckerei, Conditorei	22951	14595	29189	392	4563
Fleischerei, Pökelei	28441	10011	20021	167	1981
Tabak	3260	1897	3794	1352	49013
8. Industrie für Bekleidung.					
Beißnäherei	109454	2541	5081	194	5473
Schneiderei	117314	18899	37798	759	8627
Putzmacherei, künstliche Blumen	7649	1265	2531	133	2384
Hut- und Hüpfenfabriken, Filz- waaren	2088	834	1667	127	4154
Strawatten- und Handschuhmacher	2889	522	1043	124	2151
Belzwaaren, Kürschnerei	3357	1472	2945	56	541
Schuhmacherei	109185	28512	57023	894	8535
Wasch- und Trocken-Anstalten, Wäscherinnen	33121	544	1088	66	963
Diverse weibl. Handarbeiterinnen	4649	—	—	—	—
9. Baugewerbe.					
Maurer	41806	4150	8299	2123	29338
Zimmerer	25210	4086	8172	1675	24298
Glasler	4794	1212	2424	29	341
Stubenmaler, Anstreicher, Bohner	10267	4474	8948	242	2800
Dachbeder	7696	1263	2527	74	589
Asphaltirer, Steinseher	1492	313	626	50	1012
Eisenseher	521	85	170	4	46
Schornsteinfeger	1159	789	1578	5	32
Brunnenmacher	808	194	388	19	189
10. Verkehrsgewerbe.					
Bersonenfuhrwerk	11491	1723	3445	220	3288
Frachtfuhrwerk	15446	961	1921	54	736
Dienstmanns-Institute	3488	165	329	12	388
Khederei, Schiffahrt, Flößerei . .	13216	3439	6878	384	11248
Summa	881591	186440	372868	18054	443139

Arbeitern. Wäre die Zahl der thätigen Gehülfen in jeder der fünf Gruppen gleich groß, so würden vorhanden sein:

123,294 Betriebe m. 1 Gehülf.	= 123,294 Arb.
61,647 " " 2 " "	= 123,294 " "
41,098 " " 3 " "	= 123,294 " "
30,823 " " 4 " "	= 123,292 " "
24,659 " " 5 " "	= 123,295 " "

Na. 281,521 Betriebe mit 616,469 Arb.

Nach dieser Rechnung existiren immer noch 1,312,070 Betriebe von Alleinarbeitern. Stellt man die gefundene Zahl der Betriebe mit Gehülfen in ein Verhältniß zu der Zahl der beschäftigten Arbeiter, so giebt das 45 pSt.; wir erhöhen diesen Satz auf 50 pSt. und nehmen also an, daß bei allen, in der unten folgenden Tabelle aufgeführten Kleinbetrieben die Zahl der Betriebe mit Gehülfen halb so groß sei, als die Zahl der beschäftigten Gehülfen, Arbeiter, Lehrlinge männlichen und weiblichen Geschlechts zusammengenommen.

Auf Grund dieser gewiß annähernd richtigen Rechnung stellt sich die Zahl der proletarischen Alleinarbeiter wie folgt:

(Siehe Seite 42 und 43.)

Zieht man die in Colonne 1 gefundene Zahl von der Zahl der überhaupt vorhandenen Kleinbetriebe ab, so bleiben nur 712,000 lebensfähige Kleinbetriebe übrig. Rechnet man dann zu der Zahl dieser Kleingewerbetreibenden noch alle von ihnen beschäftigten Gehülfen, Arbeiter, Lehrlinge, Gehülfsinnen, Arbeiterinnen und Lehrlingmädchen hinzu, vergleicht man das Resultat mit den in der Großindustrie thätigen Personen, hier ebenfalls Inhaber,

Geschäftspersonal und Arbeiter zusammen gerechnet, so ergibt sich, daß thätig sind

in der Großindustrie 1,378,959 Pers.,

" " Kleinindustrie 1,358,471 "

" " proletarischen

Alleinarbeit . 881,591 "

Man kann vielleicht einzelne der von uns zur proletarischen Alleinarbeit gerechneten Gewerbebetriebe als nicht dazu gehörig bezeichnen und dafür mehr oder minder stichhaltige Gründe beibringen; bedenkt man jedoch, daß das Halten eines Arbeiters oder Lehrlings durchaus noch nicht geeignet ist, die wirthschaftliche Lage der Kleinmeister in vielen Betriebszweigen in irgend beachtenswerthem Maße zu verbessern; bedenkt man, daß die Hülfe eines zweiten Arbeiters bei vielen Betrieben — z. B. bei der Metallbearbeitung — in der Natur des zu bearbeitenden Stoffes liegt, wodurch sich die Thatsache erklärt, daß kein einziger Hufschmied oder Schlosser als Alleinarbeiter aufgeführt ist; — dann wird man zugestehen müssen, daß die durch Streichung einzelner Betriebsgruppen vielleicht herabzumindernde Zahl der proletarischen Alleinarbeiter durch Hinzurechnung jener, in gleicher Nothlage sich befindenden Arbeitergruppen wieder ungefähr auf die von uns festgestellte Höhe gebracht werden muß.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kann man also dreist behaupten, daß sich der Schwerpunkt der industriellen Thätigkeit in Preußen bereits nach der Seite der Großindustrie verschoben hat.

C. A. S.

Maximilian Robespierre.

Von Dr. Carl Brunnemann.

Wenn etwas ein Beweis für die menschliche Schwachheit ist, dann ist es gewiß die traurige Erfahrung, die wir täglich und stündlich machen müssen, daß die meisten Leute sich in ihrem Urtheil fast immer nur durch den Erfolg bestimmen lassen. Derselbe Mann, der in Folge des glücklichen Staatsstreichs vom zweiten December fast allgemein in Europa Retter der Gesellschaft betitelt wurde, zu dem die Potentaten Europa's in Menge hinzuglitten, ihm ihre Huldigungen darzubringen und den Hof zu machen, — derselbe Mann hatte für die Straßburger und Boulogner Affaire überall nur mitleidiges oder spöttisches Achselzucken und die nichts weniger als schmeichelhaften Ehrentitel Abenteuerer und ehrgeiziger Narr gefunden; und ebenso erging es ihm wiederum zum zweiten Male, als ihm bei Sedan das kleine Malheur passirte, daß er den Tod nicht finden konnte, den er im dichtesten Kugelregen gesucht haben will: die Chauvinisten Deutschlands — die Bettelpatrioten, die kurz vorher noch vor ihm schweißbedekten, um eine Tausendfranknote oder das Kreuz der Ehrenlegion zu erschnappen, natürlich immer voran — konnten nicht Worte finden, ihrem Abscheu vor diesem Menschen Ausdruck zu geben. Oder um auf heimischem Boden zu bleiben, während die Braven, die seiner Zeit in der Pfalz und in Baden ihr Herzblut einsetzten für Deutschlands Freiheit und Einheit, nur Hohn und Spott, wenn nicht gar Schlimmeres traf, wird Derjenige, der sich damals noch mit dem Gedanken trug, die großen Städte dem Erdboden gleich zu machen, nachdem ihm — nicht die Freiheit, denn davon möchte selbst unter dem schärfsten Mikroskop nichts

zu entdecken sein — die Einheit gewissermaßen als reife Frucht in den Schooß gefallen ist, von Alt und Jung, von Hoch und Niedrig beweihräucht und in den Himmel erhoben, um nicht mehr zu sagen. Der Erfolg entscheidet eben auf dieser besten Erde, ob etwas weiß oder schwarz sein soll.

So ist es auch dem großen Manne ergangen, dessen Name diese Studie ziert. Weil es seinen persönlichen Gegnern gelungen war, ihn zu Fall zu bringen, ließen ihn die Zeitgenossen ungestraft mit Roth bewerfen, und leichtfertig und urtheillos sprachen und schrieben die zünftigen Historiker nach, was seine Mörder in die Welt hinausgeschrien haben, um ihre Schandthat zu beschönigen. Daß auch der ehemals freisinnige Dichter der „Censurflüchtlinge“ und der „Wiener Immortellen“, nachdem er einmal unter die Nationalliberalen gegangen, mit dem großen Troste laufen und in dasselbe Horn stoßen würde, war wohl kaum anders zu erwarten, und hat er es durch den zweiten Theil seines „Neuen Plutarch“ bewiesen, der eine aus seiner Feder gestlossene Charakteristik Robespierre's bringt, eine Clucubration, die soviel Unrichtigkeiten und Entstellungen enthält, als sich eben unter starker Begünstigung der Phrase auf 122 Seiten Großoctav sagen lassen. Leider aber ist bei seinen Beziehungen zu einer so namhaften Firma, wie die Brockhaus'sche, zu befürchten, daß seine Ansichten im deutschen Publikum Verbreitung finden. Dem entgegenzuwirken und der Wunsch, dem deutschen Publikum Robespierre zu zeigen, wie er wirklich war, ist es, was uns die Feder in die Hand gegeben hat. Sollte es uns gelungen sein, den Namen Robes-

pierre auch Anderen lieb und werth zu machen, dann werden wir uns für unsere Mühe mehr als entschädigt fühlen. Ist es ja doch unstreitig eine der schönsten Pflichten, verkanntes oder nicht hinlänglich gewürdigtes Verdienst in seine Rechte einzusetzen.

I.

Bis zum Eintritt in die Nationalversammlung.

1758—1789.

Maximilian Maria Fibor Robespierre oder richtiger Derobespierre, wie der Name der Familie eigentlich lautet, ohne daß dieselbe darum von Adel gewesen wäre, wurde am 6. Mai 1758 zu Arras im jetzigen Departement Pas-de-Calais geboren. Der Vater Maximilian Bartholomeus Franz Derobespierre war, wie es auch schon der Großvater gewesen war, Rechtsanwalt am conseil provincial d'Arras. Die Familie stammte aus Irland, war aber, streng katholisch, unter der Regierung Heinrichs des Achten oder Eduards des Sechsten wegen kirchlicher Verfolgung ausgewandert und hatte zu Carvin auf der Straße von Arras nach Lille Grundbesitz erworben, wo auch noch der Vater geboren war. Treu dem Glauben ihrer Vorfahren stellten sich die Derobespierre's in dem Streite zwischen den katholischen Stuarts und dem protestantischen Hause Hannover um den englischen Thron auf die Seite der ersteren, und so finden wir namentlich einen Enkel als Obermeister der von dem Prätendenten Karl Eduard im Jahre 1757 in Arras gegründeten Schottenloge Constantia, die wie alle Schottenlogen jener Zeit politische Zwecke und zwar speciell die Wiederherstellung des Thrones der Stuarts verfolgte. Die Mutter war Jacqueline Margarethe Carrault, die Tochter eines wohlhabenden Brauers in der Vorstadt Rouville. Außer Maximilian, dem ältesten Kinde, wurden den Eltern noch zwei Töchter Charlotte und Henriette und ein Sohn Augustin geboren.

Im Jahre 1765 hatten die Kinder das Unglück, die Mutter, die brustleidend war, zu verlieren. Der Vater, der schon vorher Anlagen zur Schwermuth gehabt hatte, nahm sich den Tod der Gattin dermaßen zu Herzen, daß man es für rathsam fand, ihn zu seiner Zerstreuung auf Reisen zu schicken, und so durchreiste er — aber nicht Nord = Amerika, wie der auch sonst von Unrichtigkeiten aller Art strogende Artikel Robespierre in Brodhaus Conversationslexicon 11. Auflage fälschlich angiebt, dessen Verfasser nicht einmal die richtigen Vornamen von Robespierre kennt — sondern England und Deutschland und starb im Jahre 1768 in München gebrochenen Herzens über den Verlust der Lebensgefährtin. Robespierre hatte etwas von der Schwermuth des Vaters geerbt; nach dem Tode der Eltern wurde er aber erst recht ernst und nachdenklich im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit den jüngeren Geschwistern gegenüber. Die Erziehung der Schwestern übernahmen zuerst zwei unverheirathete Schwestern des Vaters, später that man sie zu den Klosterfrauen nach Tournai, wo sie die Töchter der ersten Familien der Provinz zu Genossinnen hatten. Die Knaben nahm der Großvater mütterlicherseits in sein Haus, Maximilian fuhr aber fort, das Collège in Arras zu besuchen, wo er allgemein für einen Musterschüler galt. Statt seine Erholung im Spiel mit den andern Knaben zu suchen, trieb er in seinen Ruhestunden Vogel-, namentlich Taubenzucht.

Sein Fleiß und sein Wohlverhalten verschafften ihm schon mit elf Jahren eine Freistelle im collège Louis-le-Grand zu Paris als Stipendiat des Abtes von Saint-Waast in Arras, dem die ungemeine Begabung des Knaben aufgefallen war. In Paris hielt Robespierre, was er schon in Arras versprochen hatte, namentlich vertiefte er sich in das Studium des Alterthums, für das er durch den Unterricht des Professors der Rhetorik, des ge-

lehren Héridaug, eine große Vorliebe gehabt hatte, der in Anerkennung seiner Leistungen es liebte, ihn seinen „Römer“ zu nennen, und ihn bei einem Besuch, den der König nach seiner Rückkehr von der Krönung in Rheims der Anstalt machte, zum Festredner bestellte.

Nach dem Austritt aus dem Gymnasium widmete sich Robespierre nach dem Beispiele des Vaters und Großvaters dem Rechtsstudium, indem er, wie es in Frankreich allgemein Sitte ist, sich gleichzeitig auf dem Bureau des procureur au Parlement Noüeau auch mit der Praxis vertraut machte in Gemeinschaft mit Brissot de Warville, mit dem er sich später auf einem andern Kampfplatz messen sollte. Aber über dem Rechtsstudium vernachlässigte er keineswegs seine literarische Ausbildung. Namentlich war es Voltaire, dem er seine Verehrung zuwandte, und in höherem Grade noch J. J. Rousseau, dem er auch einmal in seiner Einsamkeit in Ermenonville aufgesucht hat; leider aber ist über diese Begegnung nichts Näheres bekannt.

Nach Vollendung seiner Studien im Jahre 1781 verließ er Paris mit nachstehender ehrenvollen Anerkennung:

„Sitzung vom 19. Januar 1781.

Auf den günstigen Vorbericht des Herrn Vorstehers über die eminenten Talente des sieur de Robespierre, Stipendiaten der Stadt Arras, der auf dem Punkte steht, seine Studien abzuschließen, ferner über seine musterhafte Führung während seines zwölfjährigen Aufenthalts in der Anstalt und über die günstigen Resultate, die er sowohl bei der Vertheilung der Preise der Universität, wie in den Prüfungen über Philosophie und Jurisprudenz erlangt hat:

hat das Bureau dem sieur de Robespierre einstimmig eine Gratification von 600 Livres zugesprochen, die ihm von dem Herrn Grand-maitre des deniers du

collège d'Arras ausgezahlt und diesem gegen Einsendung gegenwärtiger Erklärung und Quittung des genannten sieur de Robespierre gut geschrieben werden sollen“

und kehrte nach zwölfjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück, wo er sich, also im Alter von dreiundzwanzig Jahren als Rechtsanwalt niederließ.

Er bezog mit der älteren Schwester Charlotte (die jüngere war gleich nach seiner Ankunft in Paris im Jahre 1769 an derselben Krankheit wie die Mutter gestorben) ein kleines Haus in Arras, das ihnen von dem Besitzthum der Familie allein noch übrig geblieben war, und lebte ganz seiner Praxis, die denn allerdings in kurzer Zeit schon sehr bedeutend wurde.

Regelmäßig des Morgens um sechs Uhr aufstehend, pflegte er bis 8 Uhr zu arbeiten, dann ließ er sich rasiren und frisiren und begab sich auf das Gericht, seine Termine wahrzunehmen. Von dort zurückgekehrt, speiste er in der Gesellschaft der Schwester zu Mittag, aber immer höchst mäßig, namentlich trank er so gut wie gar keinen Wein, dagegen war er ein großer Freund von Früchten und von Kaffee. Nach dem Mittagessen wurde ein Spaziergang gemacht und dann arbeitete er wieder bis zum Abend. Die Abende verbrachte er im Kreise von Freunden oder bei den Tanten, zu deren großem Leidwesen — wie alte Damen pflegen, liebten sie es, ein Spielchen zu machen — er aber niemals eine Karte anrührte; demungeachtet schwärmten sie für ihn, wie folgende Aeußerung beweist, die die eine von ihnen schon damals mit prophetischem Geiste über ihn that: C'est un ange, aussi est-il fait pour être la dupe et la victime des méchants.“ „Es ist ein Engel und daher wird es ihm auch beschieden sein, von den Schlechten betrogen und ihr Opfer zu werden.“ Namentlich besuchte er sehr regelmäßig die Zusammenkünfte der Gesellschaft der Rosati, einen Vercin junger

Männer, welche die Gemeinsamkeit des Geschmacks an der Poesie und an den Freuden der Geselligkeit zusammengeführt hatte, und in die sich Robespierre 1782 hatte aufnehmen lassen. Hier lernte er auch seinen späteren Kollegen im Wohlfahrtsausschuß, den Organisator der Siege der republikanischen Heere, Carnot, kennen, der damals als Ingenieuroffizier in Arras stand.

Charakteristisch und sehr bezeichnend für Robespierre, insofern er sich nämlich schon in dieser Zeit dadurch als den Beschützer der Unterdrückten und den Rächer der verfolgten Unschuld documentirt, was er Zeit seines allerdings nur kurz bemessenen Lebens geblieben ist, ist eine Reihe von Processen, deren Führung er gleich in der ersten Zeit übernahm. So rettete er einer alten Dienstmagd seines Freundes Carnot eine Erbschaft, die derselben von einer vornehmen und sehr einflußreichen Partei streitig gemacht wurde; einer armen Nähterin nahm er sich mit Erfolg gegen einen Mönch aus dem mächtigen Kloster St. Sauveur zu Auchin an; zu Gunsten der katholischen Verwandten eines Mannes, der protestantisch geworden war und aus diesem Grunde seinen gesetzlichen Erben sein Vermögen vorenthalten wollte, um es einer sogenannten frommen Stiftung zuzuwenden, griff er im Geiste der Duldsamkeit und Toleranz dieses Testaments an; endlich verhalf er noch einem Manne, den das Gericht von St. Omer zur Wegnahme eines von ihm auf seinem Hause angebrachten Blitzableiters verurtheilt hatte, trotz des Unwillens der bigotten Ortsbewohner, die in der Aufstellung eines Blitzableiters eine Profanirung der göttlichen Weisheit erblicken wollten, zu seinem Rechte; mit einem Worte, Dubois des Fosseur übertreibt nicht, wenn er ihn 1784 so ansingt:

Dans mes bras vole avec assurance,
Appui des malheureux, vengeur de l'innocence,
Tu vis pour la vertu, pour la douce amitié,
Et tu peux de mon coeur exiger la moitié.

„In meine Arme fliege mit Vertrauen, Stütze der Unglücklichen, Rächer der Unschuld, Du lebst für die Tugend, für die süße Freundschaft, und Du kannst die Hälfte meines Herzens fordern.“

Unterstützt wurde dieser humane, recht menschenfreundliche Sinn, der ihn diesen mühevollen Arbeiten sich ohne alle Aussicht auf äußeren Lohn unterziehen ließ, durch eine hinreißende, Alles gewinnende Beredsamkeit, die in edelster Sprache von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen verstand.

Ah! redoublez d'attention!
J'entends la voix de Robespierre,
Ce jeune émale d'Amphion
Attendrait une panthère.

„Ach, verdoppelt Eure Aufmerksamkeit! Ich vernehme die Stimme Robespierre's. Dieser junge Nebenbuhler Amphion's wäre im Stande, einen Tiger weich zu stimmen,“ sang ein Genosse aus der Rotatengesellschaft von ihm.

Daß eine solche gleich hohe geistige und gemüthliche Begabung namentlich auch auf das weibliche Geschlecht ihren nachhaltigsten Eindruck nicht verfehlen konnte, würden wir glauben, wenn es uns auch nicht noch ausdrücklich von den Zeitgenossen bezeugt würde, und er stand denn auch in der That mit den ersten Damen der Stadt in geselligem und schriftlichem Verkehr. Ein fein gedachtes Madrigal ist uns von ihm aus dieser Zeit erhalten:

Crois-moi, jeune et belle Ophélie,
Quoi qu'en dise le monde et malgré
ton miroir,
Contente d'être belle et de n'en rien
savoir,
Garde toujours ta modestie!
Sur le pouvoir de tes appas
Demeure toujours alarmée,
Tu n'en seras que mieux aimée
Si tu crains de ne l'être pas.

„Glaube mir, jugendliche schöne Ophelia, was auch die Welt dazu sagt und trotz Deines Spiegels, zufrieden, hübsch zu sein und nichts davon zu wissen, bewahre Dir stets Deine Bescheidenheit! Bleibe wegen der Macht Deiner Reize immer in Sorgen, Du wirst nur noch

mehr geliebt werden, wenn Du fürchtest, es nicht zu sein.“

Von Seiten des Bischofs von Arras verschaffte ihm sein Ruf als Rechtsanwalt eine gut besoldete Anstellung als Richter bei dem bischöflichen Patrimonialgericht, die er aber schon einige Zeit darauf seiner Ueberzeugung wieder zum Opfer brachte, als er einen überwiesenen Verbrecher nach dem damaligen Gesetze hätte zum Tode verurtheilen müssen; denn er war schon damals ein Gegner der Todesstrafe.

Am 21. April 1784 wurde er in die im Jahre 1738 begründete Academie von Arras, eine freie Vereinigung literarisch gebildeter Männer, als Mitglied aufgenommen. Sehr bezeichnend für ihn ist wieder das Thema, das er für seine Antrittsrede wählte, sur l'origine, l'injustice et les inconvenients du préjugé qui fait rejallir sur les parents des criminels l'infamie attachée à leurs supplices, „über den Ursprung, die Ungerechtigkeit und die üblen Folgen des Vorurtheils, welches die an der Leibesstrafe haftende Schande auf die Verwandten der Verbrecher zurückfallen läßt,“ welche später von der Société royale de Metz mit einer Medaille im Werthe von vierhundert Livres gekrönt wurde. Ein Passus in derselben ist namentlich zu bezeichnend für Robespierre's Auffassung von der Aufgabe der Gesetzgebung, um denselben nicht hier wörtlich anführen zu sollen: Toute loi injuste, toute institution cruelle qui offense le droit naturel, contraire ouvertement leur but qui est la conservation des droits de l'homme, le bonheur et la tranquillité des citoyens, „Jedes ungerechte Gesetz, jede grausame Anordnung, welche das natürliche Recht verletzt, widerspricht offen ihrem Zweck, welcher kein anderer ist, als die Aufrechterhaltung der Menschenrechte und die Glückseligkeit und die Ruhe der Bürger.“ O, möchten doch überall die gesetzgebenden Körperschaften diese Worte in goldenen Lettern über den Präsidentenstuhl geschrieben stets vor Augen haben!

Im Jahre 1785 bewarb sich Robespierre mit einem Éloge de Gresset*) um einen von der Académie d'Amiens ausgesetzten Preis. Das Hauptlob für Gresset fand er darin, daß er inmitten von Paris ehrbar und rein blieb. „Tu fus un grand poète! Tu fus beaucoup plus. tu fus un homme de bien! En vantant tes ouvrages, je ne serai point obligé de détourner mes yeux de ta conduite! „Du warst ein großer Dichter! Du warst noch mehr, Du warst ein Biedermann! Wenn ich Deine Werke lobe, habe ich nicht nöthig, meine Blicke von Deiner Aufzählung abzuwenden.“ Aber der Academie wollte diese Ansicht, den Biedermann über den Dichter zu stellen, nicht zusagen; Robespierre erhielt den Preis nicht, auch mochte er dadurch Anstoß erregt haben, daß er sich gegen die Klassiker zu Gunsten des bürgerlichen Schauspiels aussprach.

Nicht weniger Epoche machend als seine Antrittsrede, weil er damit wieder tief eingewurzelten Vorurtheilen entgegentrat, waren eine Rede, welche er am 27. April 1786 über die Rechte unehelicher Kinder in der Academie hielt und seine Rede über den Vortheil der Frauenaufnahme, mit der er Herrn de Courcet und Mlle. de Réralio bei ihrer Aufnahme in die Academie im Auftrage derselben begrüßte; eine dritte Rede über Strafgesetzsreform ist leider verloren gegangen. Eine so thätige Theilnahme an den Arbeiten der Academie belohnte dieselbe mit seiner Wahl zum Vorsitzenden für das Jahr 1789, als welcher er im Namen derselben den Herzog de Guines als Gouverneur von Artois**) zu begrüßen hatte, gegen den er

*) Jean Baptiste Louis Gresset zu Amiens geboren 1709 und gestorben 1777, Dichter, Verfasser eines komischen Epos Vert-Vert, sowie verschiedener poetischer Episteln und Theaterstücke, seit 1748 Mitglied der Académie française.

**) Ehemalige Provinz, aus der die Arrondissements Arras, Béthune, St. Pol, St. Omer und zum Theil Montreuil im Departement Pas-de-Calais gebildet sind.

Die Erwartung aussprach, er werde ein Gouverneur-citoyen sein.

Mittlerweile waren die Wahlen zu den Generalstaaten herangefommen, deren Einberufung sich die Regierung nicht länger erziehen konnte. Obwohl die Bastille noch stand und lettres de cachet noch an der Tagesordnung waren, richtete Robespierre einen Aufruf an das Volk von Artois, in welchem er auf die Nothwendigkeit der Verschmelzung der drei Stände zu einer Versammlung hinwies; sonst wäre zu fürchten, sie gäben sich zu willenslosen Werkzeugen der Regierung her, wie das erst wieder die Stände von Artois im Jahre 1787 bewiesen hätten, als sie zu der Steuerlast von acht Millionen noch eine Kontribution von 300,000 Livres hinzufügten, um die Tochter des Gouverneurs auszustatten, während das Volk fast dem Hunger erlag. Seine Kandidatur wurde daher von den Privilegirten mit Wuth und Erbitterung bekämpft, gegen deren Angriffe er sich in einem zweiten Aufruf an das Volk vertheidigte. Als es ihm nun noch gelang, einen gewissen Dupord, den man willkürlich ins Gefängniß geworfen hatte, weil er Anspruch auf die Theilnahme an einer Erbschaft machen konnte, aus dem Gefängniß zu befreien, da war an seiner Wahl nicht mehr zu zweifeln.

In der Zeit vom 27. bis 30. März fanden in der Stadt Arras die Urwahlen für vierundzwanzig Wahlmänner statt, bei welcher Gelegenheit Robespierre mehrmals mit großer Energie das Wort nahm. Die aus diesen Urwahlen in der ganzen Provinz hervorgegangenen Personen hatten eine doppelte Aufgabe: einmal wählten sie neunundvierzig Kommissäre zur Redaktion des cahier, d. h. zur Aufstellung der Wünsche und Beschwerden, die bei den Generalstaaten zur Sprache gebracht werden sollten, und zweitens die 184 Wahlmänner, denen dann, also in dritter Linie, die Wahl der Deputirten zu den Generalstaaten oblag. Robespierre's Name

ging nicht nur schon am 3. April als der Dreizehnte bei der Wahl der Wahlmänner aus der Urne hervor, sondern Robespierre wurde auch von den neunundvierzig Kommissären, zu denen er gleichfalls gehörte, mit der Abfassung des cahier betraut.

Am 20. April traten die Wahlmänner unter dem Vorsitz des Bischof von Arras zur Wahl der Deputirten zusammen. Die Wahlen der Deputirten des dritten Standes dauerten vom 24. bis zum 28. April. Robespierre wurde am 26. als der Fünfte von acht gewählt, die mit den je Vier aus den Reihen der Geistlichkeit und des Adels am 1. Mai in der gemeinschaftlichen Versammlung aller drei Stände, wie es Robespierre gewollt hatte, den Eid leisteten und sodann nach Versailles abreisten. Für Robespierre zerschlug sich damit ein Plan, den die eine der Lanten, welche sich mit einem Notar Namens Deshorties, einem Wittwer, verheirathet hatte, entworfen hatte, ihm dessen Tochter erster Ehe Anaïs zur Frau zu geben.

Kurz vorher hatte Robespierre noch ein Eloge du président Dupaty veröffentlicht, des Verfassers der Lettres sur l'Italie, eines freisinnigen Juristen, das für Robespierre's Denkweise wieder zu charakteristisch ist, als daß wir uns versagen könnten, wenigstens eine Stelle daraus anzuführen: „Er sorgte für jene Klasse von Bürgern, welche in der Gesellschaft für nichts gerechnet werden, während sie für dieselbe ihren Schweiß und ihre Arbeit verschwenden; auf welche das Geldprogenthum mit Verachtung herabblickt, welche der Hochmuth die Gese des Volks nennt, der aber die Gerechtigkeit um so mehr ihre Sorge zuwenden muß, als sie ihre einzige Stütze ist.“

Fassen wir noch einmal in einigen Strichen das Bild zusammen, das vor unsern Augen von Robespierre entstanden ist: sanft und gut, voll Hingabe für die Seinen, leutselig gegen Jedermann, immer bereit den Unglücklichen zu helfen, allgemein beliebt und schon durch Wort und Schrift

die wahren socialen Principien verbreitend, | lich jeder Art Bestechung, widmete er sich
zu deren Triumph mitzuwirken er zur | einzig den Interessen des Vaterlandes und
Aufgabe seines Lebens machte, unzugäng- | dem Gemeinwesen. —

Zur Gewerbe-Hygiene.

Von Dr. med. —I—.

(Fortsetzung.)

Wie wichtig die Ventilationsfrage in den Fabriken ist, beweisen besonders die Erfahrungen, welche man seit ca. zwei Decennien über die sogenannten Staubinhalations-Krankheiten d. h. über Lungenkrankheiten, welche durch Einathmung der verschiedensten Arten von Staub und Abfällen erzeugt werden, gemacht hat. Die ersten Fälle derart, welche zur ärztlichen Beobachtung kamen, sind so lehrreicher Natur, daß sie verdienen, auch hier kurz mitgetheilt zu werden. Sie beweisen zu gleicher Zeit, daß die in die Lunge beim Athmungsprozeß mit der Luft einbringenden Staubtheilchen je nach ihrer Beschaffenheit auch fähig sind in das Innere des Lungengewebes (Lungenparenchyms), also nicht bloß bis in die äußersten Lungenzellen (Alveolen), sondern in deren Wand und in das interstitielle Gewebe einzubringen vermögen. Diese Beobachtung wurde von Traube, Zenker u. a. m. unumstößlich festgestellt. Namentlich hatte Zenker seinerzeit zwei Fälle von rother Eiseninfiltration der Lunge bei Fabrikarbeitern beobachtet, die Folgendes ergaben: Eine Frau war in einer Fabrik, wo die bekannten Bücher von Fließpapier zum Aufnehmen von Blattgold gemacht werden, bei der Preßmaschine beschäftigt. Die 31jährige Arbeiterin hatte 7 Jahre in dieser Weise ihre Tagearbeit verrichtet. Man gebraucht zu den Blattgold-Büchelchen den gewöhnlichen Röthel, der wegen seines Thongehaltes glättet und 5—6 pCt. Eisenoxyd enthält. Durch das Glätten des Papiers wird das Hängenbleiben des Blattgoldes verhütet, und durch die rothe Farbe das Gold nicht beeinträchtigt. Die bezeichnete Fabrikarbeiterin erkrankte unter den gewöhnlichen Erscheinungen einer chronischen Lungenschwindsucht, anscheinend hustete sie auch blutigen Auswurf aus; sie starb unter den gewöhnlichen hektischen Erscheinungen. Bei der Leichenöffnung zeigte sich eine intensiv ziegelrothe Färbung des Lungengewebes und in beiden Lungenflügeln bemerkte man nadelkopf- bis erbsengroße, rundliche, derbe, gelblich-graue Knoten, die mit ziegelrothen Flecken durchsprengt waren. Ueberall fanden sich größere und kleinere unregelmäßige Höhlen mit zerrissenen Wänden und ziegelfarbigem Inhalt. Die ganze Lunge wog 1500 Grm. und enthielt 21 bis 22 Grm. Eisenoxyd. — Der zweite an Siderosis pulmonum — wie Zenker diese Krankheit nach dem griechischen Worte sideros (Eisen) nannte — gestorbene Spiegelglas-Polirer hatte 25 Jahre dies Geschäft verrichtet, hatte aber seit seinem 25. Lebensjahre beständig gehustet, in seinem 37. Lebensjahre eine Lungen- und Brustfell-Entzündung durchgemacht, seitdem beständig gekränkelt. Bei der Leichen-Sektion fand man Schwindsuchtsknötchen (Tuberkel) in beiden Lungenflügeln und im zwischenliegenden Gewebe ockerbraune Flecken d. h. Eiseninfiltration. — Ähnliche Erscheinungen werden häufig bei Kohlenarbeitern beobachtet. Das Schwarzspucken derselben ist sehr bekannt, und wohl dem Arbeiter, dessen Lungen so kräftig reagiren, daß es bei diesem Symptom bleibt, d. h. daß er

Zu ungelöschtem Kohlenstaub wieder zu kommen. Meist aber entstehen durch das Staubstaub Arthmen Ansammlungen von Staubkörnchen in den Athmungsorganen, welche allmählig chronische Lungenkatarrhe, Lungenausdehnung (Emphysem) und asthmatische Leiden (Asthma) erzeugen. Bei der Leichenöffnung zeigt sich in diesen Fällen die Lunge vollständig schwarzgefärbt.

Es wurde uns hier zu weit führen, wollten wir auf die einzelnen Details eingehen; auch wird sich bei Besprechung der einzelnen Gewerbe noch Manches anführen lassen. Soviel steht fest, und beweist die gewaltig angewachsene Fachliteratur des (Wochenblattes*), daß die Einathmung verschiedenartigsten Staubes das Leben und die Gesundheit der in einer Staubaathmosphäre Arbeitenden bedroht, daß aber die Art des Staubes den höheren oder geringeren Grad der Gefährlichkeit bedingt. Wir werden später eine Statistik der Todesursache bei den einzelnen Gewerben geben, und wird sich daraus der Antheil des Staubes ersehen lassen. Verlangen müssen wir aber wiederholt an dieser Stelle, daß staatliche Schutzmaßregeln angeordnet und zur Verhütung der Gefährlichkeit einer staubigen Atmosphäre in den Fabriken zu allgemeiner Einführung gelangen. In erster Linie ist auf eine gute Ventilations-Vorrichtung der Arbeitsräume zu dringen. Zu dieser Forderung werden wir in jedem speziellen Falle wieder zurückzukommen haben. Ihre Erfüllung gehört mit zu den Erfordernissen des § 107 der Deutschen Gewerbeordnung. —

Das Licht in den Fabriken. — Nicht bloß zur guten Erhaltung des Sehorgans — des Auges —, sondern auch zur Reinheit der Athmungsluft trägt die künstliche Beleuchtung der Arbeitsräume in den Fabriken bei. — Jedes künstliche Licht, am meisten das Gas, erfordert bei

der Verbrennung große Mengen Sauerstoff. Es ist daher auch für diesen Fall nothwendig, daß bei Arbeiten unter künstlicher Beleuchtung die Ventilation eine recht ergiebige sei. — Gaslicht, sobald es nicht zu grell, vielmehr durch farbige Gläser verdeckt ist, ist sonst ein vorzügliches Beleuchtungsmaterial. Lufterneuerung bedingt dabei auch die durch Gasverbrennung entstehende Hitze. — Selbst das Tageslicht erfordert einige Vorsorge für die Augen. Dasselbe darf nämlich nicht zu concentrirt durch die Scheiben hineingeleitet werden. Vielfach benutzt man neuerdings, und mit unzweifelhaftem Nutzen, bei der Anlage neuer Fabrikräume ein schießes nach Norden gelegenes Glasdach, wodurch Licht und Wärme gleichzeitig die gehörigen Modifikationen erfahren.

Badeeinrichtungen in Fabriken. — Zu den wichtigsten Einrichtungen für die Erhaltung der Gesundheit des Einzelnen gehören in größeren Fabriken die Badeeinrichtungen. Kein Arbeiter sollte Abends seine Werkstatt verlassen, ohne seinen Körper von dem anhaftenden Staub und Schmutz aller Art gründlich zu reinigen. In Etablissements, wo giftige Substanzen, Blei-, Antimon-, Zink- u. Salze, Anilinfarben u. verwendet resp. fabrizirt werden, ist es geradezu unerlässlich, Abends ein Bad zu nehmen, und sicher kann dadurch mancher Vergiftung des Körpers vorgebeugt werden. Von den Arbeitern muß man aber andererseits verlangen, daß sie dort, wo Badeeinrichtungen in den Fabriken vorhanden sind, dieselben auch benutzen, um so den Beweis zu geben, daß sie den Nutzen derselben für ihre Gesundheit einsehen. Es ist nicht genug, sich beim Verlassen der Fabrik bloß Gesicht und Hände zu waschen, die Reinlichkeit des ganzen Körpers ist eine der Hauptbedingungen der Gesundheit des ganzen Organismus — und dies für Niemand mehr als den im Schweiß seines Angesichtes arbeitenden Menschen. Man vergeße nicht, daß unsere Haut nicht bloß die Aufgabe

*) Wer sich spezieller mit der Sache beschäftigen will, den verweisen wir auf: Firt, die Staubinhalationskrankheiten, Breslau 1871.

hat, als Schutzbedeckung für die inneren Organe zu dienen, nein, daß sie auch ein höchst wichtiges Absonderungsorgan ist, so wichtig, daß wenn ein größerer Theil der in ihr stehenden Schweiß- und Talgdrüsen verstopft wird, die schwersten Leiden innerer Organe, der Lunge, des Darmes, der Nieren, die Folge sein können. Ihre Ausscheidungen, d. h. der Schweiß und der Talg, welche sie unaufhörlich secernirt und an die Oberfläche der Haut bringt, erhalten gleichzeitig ihre Geschmeidigkeit und Gefühls- wie Empfindungsvermögen, sichern den Organismus durch die Ausdünstung vor zu großer Hitze und tragen zur Erhaltung der constanten Körperwärme bei, ohne welche andererseits das Leben des Menschen ganz unmöglich ist. Vergessen darf man aber nicht, wie schon angedeutet, daß die Lungen, die Nieren, die Eingeweide und die Haut im umgekehrten Verhältnisse zu einander thätig sind. Gerade aus diesem Grunde sieht man so sehr häufig bei den stark schwigenden Fabrikarbeitern durch sogenannte Erkältung, was gewöhnlich nichts weiter bedeutet, als die Unterdrückung der Hautabsonderungen, allerhand innere Krankheiten entstehen, zu denen auch namentlich der in seinen Folgen so höchst traurige Gelenkrheumatismus gehört. Oft wird der Ausbruch solcher Krankheiten durch lauwarme Bäder (23 bis 27° R.), vor dem Verlassen der Fabrik täglich genommen, unzweifelhaft vermieden werden können. Damit andererseits aber keine zu große Erschlaffung der Haut durch zu viele warme Bäder entstehe, gewöhne man sich gleichzeitig, nach dem Bade, eine kalte Douche zu nehmen.

Daß zur Reinlichkeit des Fabrikarbeiters auch eine solche der Werkstätte gehört, bedarf kaum der besonderen Erwähnung. In jeder Fabrik sollte ein besonderer Raum eingerichtet sein, was zur Nothwendigkeit wird, wenn giftige Substanzen verwendet werden. — Es ließen sich noch manche Einzelheiten anführen, doch glauben wir

im Ganzen den Weg für diesen Punkt angegeben zu haben.

II. Art und Dauer der Arbeit, und ihre Einflüsse auf die Gesundheit.

Die Art des Gewerbes veranlaßt gewisse Gewohnheiten, die allmählig zur anderen Natur werden und dadurch gewöhnlich nicht mehr als Krankheitsursachen wirken; sie veranlaßt aber auch oft genug Funktionsstörungen des Organismus, die zum Kranksein und zum vollen Verlust der Gesundheit führen. Mit diesen letzteren wollen wir uns jetzt etwas näher beschäftigen. —

Jede professionelle Beschäftigung erfordert eine gewisse Haltung und Bewegung des Körpers, auf welche stets zu achten ist, damit nicht die dabei thätigen Bewegungs- und Sinnes-Apparate des Organismus zu fehlerhaften Stellungen und Funktionsveränderungen geführt werden. Im Allgemeinen giebt hier zwar der gesunde Menschenverstand das Richtige an, jedoch darf man nicht vergessen, daß fast jede Profession die besondere Thätigkeit eines Körperteiles verlangt. Hier die der Arme, dort die der Beine, hier die der Augen, dort die der Ohren, hier die Muskelthätigkeit des gesammten Körpers, dort die Gehirnfunktion. Findet nun nicht schon von der Erlernung eines Gewerbes an eine gehörige Compensation der Funktionen statt, so treten durch die einseitige Thätigkeit bald krankhafte Körperhaltung, namentlich des zu stark gebrauchten Theiles, ein. Ich brauche in dieser Beziehung nur an die Jedem bekannten Bäckerbeine zu erinnern, Wie hier die Füße allmählig eine säbelförmige Gestalt annehmen, so kommt ein anderes Mal eine Mißgestaltung der Wirbelsäule, eine Verkrümmung des Brustbeines, eine Verlagerung der Eingeweide u. a. m. zu Stande. Ein Gewerksarzt, sobald er aufmerksam die ihm vorkommenden Fälle beobachtet, kann nach dieser Richtung auf Vieles aufmerksam machen, was zu ver-

meiden wäre. Man kann aber diesen Herren eine solche Aufmerksamkeit für die ihnen betreffs ihrer Gesundheit unterstellten Arbeiter nicht immer nachrühmen. Ich kenne unter allen Gewerksärzten der Hauptstadt nicht einen, der es sich hätte zu einer besonderen Aufgabe gemacht, die Fabrikarbeiter zu belehren, um sie vor Krankheiten zu beschützen; Alle fassen sie ihre Aufgabe noch einseitig dahin auf, nur die vorkommenden Krankheiten zu behandeln; nicht Einer von ihnen sucht eine präventive Praxis auszuüben. Es ist dies aber auch sehr schwer. Verfasser hat verschiedene Versuche gemacht; bei den Fabrikherren fand er kein Gehör für seine Bestrebungen, bei den Fabrikarbeitern zu wenig Verständniß. Die ungeheure Masse von Vorträgen, die Jahr aus Jahr ein in Berlin gehalten werden, sie haben bisher zu wenig Boden zur Fruchtentwicklung gefunden, sie sind nur Unterhaltungsmittel gewesen, welche einen gewissen Schein von Bildung erzeugten, aber keine Standhaftigkeit in der Ausnutzung herbeiführten. Erst das Bewußtsein, daß eine solche zum eigenen Besten nothwendig ist, wie sie die Grundsätze des Socialismus verlangen, kann hier eine wirkliche Besserung anstreben, und ist ja der Anfang dazu auch mit vielem Erfolge in den letzten Jahren gemacht. — Doch kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück.

Neben den schwereren Folgen stereotyper Bewegungen und Körperhaltungen, wie den Verkrümmungen und Difformitäten, beobachtet man bei Ausübung der Gewerbe auch noch leichtere, aber nichtsdestoweniger unangenehme Leiden. Da bilden sich allmählig Muskelcontracturen, Zerreißen von Muskeln und Sehnen, Sehnenentzündungen, Erschlaffungen von Gelenken und Bändern, Hautschwielen, Ueberbeine u. a. m. aus. Besonders zu erwähnen ist in dieser Beziehung ein für die betreffenden Arbeiter höchst unangenehmes, ja geradezu erwerbshinderndes Leiden. Ich meine den Muskelkrampf. Dergleichen kommt

vor bei Klavierspielern, Flötenspielern, Violinisten, Nähterinnen, Schneidern, Zeichnern, Schriftsetzern, Eiseleuren, Cigarrenarbeitern, bei Viehmägden (Melkerkrampf), bei Schustern in Folge des Gebrauches der Pfrieme (Schusterkrampf). [Man beobachtet einen ähnlichen Krampf auch bei Thieren, namentlich bei Pferden, bei denen er unter dem Namen des Hahnentrittes des Hinterfußes bekannt ist.] Die schlimmste Form des Muskelkrampfes ist der sogenannte Schreiberkrampf. Es ist dies gewöhnlich ein von Ermüdungsgefühl und Schmerz der die Feder haltenden und bewegenden Muskeln hervorgerufener Reflexkrampf. Bekanntlich wird jede Bewegung, auch die des kleinsten Theiles z. B. eines Muskels unseres Körpers, durch die Erregung von Empfindungsnerve, durch eine Reizung des Nervencentrums, d. h. des Gehirns, hervorgerufen. Bedenkt man nun, in welcher gleichmäßiger Beständigkeit, mit welcher minutiöser Pünktlichkeit diese Reizung ihren Impuls den einzelnen beteiligten Muskeln mittheilen muß, so wird man einsehen, daß die stetig gereizten Organe (Gehör- und Empfindungsnerve) unter Umständen ihre Functionen versagen können. Dann gelingt der eigentliche Effect nicht, statt seiner tritt ein Krampf ein. So antworten bei Schreibern auf den gegebenen Willensimpuls die zum Festhalten und Dirigiren der Federn bestimmten Muskeln mit Zittern und Krämpfen. Am häufigsten zeigt sich dieser (Reflex-) Schreiberkrampf in den Beugungsmuskeln der Finger durch krampfhaftes Andrücken des die Feder haltenden Daumens gegen den Zeige- und Mittelfinger, welches die Federhaltung stört und endlich so arg, meist auch so schmerzhaft wird, daß der Kranke nicht mehr schreiben kann. Natürlich tritt auch dieser Krampf noch in anderen Formen auf. Die erstere Ursache dieses Schreibkrampfes liegt doch meist in einer falschen Schreibmethode, in einer falschen Federhaltung und Körperstützung

beim Schreiben; auch zu harte Stahlfedern, zu dünne Stahlfederhalter, zu rauhes Papier können eine entferntere Ursache des Leidens abgeben. Mit der Heilung desselben sieht es immer etwas bedenklich aus. Der Wille und die Achtung, welche der Schreibende auf sich selbst bei Ausübung seines Berufes giebt, können Manches bessern. Man muß sich beim Schreiben auf den linken Vorderarm und Ellenbogen, sowie auf den linken Sitznarren stützen, hingegen den rechten Arm frei und leicht in der Mitte des Vorderarmes auflegen. Man darf die Hand nicht auf das Erbsebein (— man sehe sich auf einer anatomischen Abbildung die Handwurzelknochen an —) oder den Ellenrand, sondern auf die Streckfläche vom Nagelgliede des kleinen und Ringfingers stützen und durchaus nicht mit Arm- oder Handgelenk-, sondern mit Fingerspitzen-Bewegung schreiben. Um das Zusammenkrampfen der anderen drei, die Feder haltenden Finger zu vermeiden, hat man jetzt verschiedene Federhalter konstruirt. Man schreibe nur mit weichen langspitzigen Federn, etwas flüchtig zc. Im Uebrigen wird man bei stärkerem Leiden nicht ohne die Hülfe eines erfahrenen Arztes fertig werden.

Die Art der Arbeit bedingt auch oft durch übergroße Anstrengungen und Kraftentfaltung Leiden innerer Organe, welche hier nicht unerwähnt bleiben können. Layet—Meinel geben folgende gute Schilderung über die Wirkung von Ueberanstrengungen: „Jede Anstrengung“, sagen sie, „ist eine Combination intensiver Muskelcontractionen, deren physiologische Grundlage die vollständige oder unvollständige, totale oder partielle Fixirung des Brustkorbes mit oder ohne Aufhebung der Respiration ist. Und diese zeitweise Unbeweglichkeit, Starrheit des Brustkorbes bildet eben einen Stützpunkt für die Muskeln, welche den übergroßen Kraftaufwand zu leisten haben. Die Brust wird durch eine starke Inspiration aus-

gedehnt und die eingeathmete Luft füllt ihre Höhle aus. Sie vertheilt sich in die erweiterten Alveolen (Lungenbläschen) und Luftröhrenäste und bietet den Rippen und dem Zwerchfell einen elastischen Halt dar, der dem Widerstand der Athmungsmuskeln und des äußeren Druckes das Gleichgewicht hält. Die Spannung läßt plötzlich oder allmähig, je nach dem schnelleren oder langsameren Entweichen der Luft aus der Lunge, nach. Man begreift leicht, wie verschieden derartige Modificationen der respiratorischen Functionen, je nach Intensität und Wiederholung der Muskelcontraction, ausfallen muß. Der Lastträger, der seine Bürde aufhebt, der Bäcker, der knetet, der Schuhmacher, der seinen Pechbraht zieht zc., bieten uns das Bild der Anstrengung in verschiedenen Abstufungen dar.“ Eine besonders schlimme Einwirkung kann die Anstrengung auf die Organe in der Brusthöhle ausüben. Ist sie mäßig, so bewirkt sie nur eine schnell vorübergehende Störung im normalen Rhythmus der Respiration. „Mit der Zeit aber — heißt es l. c. weiter — werden die Lungen doch unter dem Einflusse der steten Wiederholung stärkerer Ausdehnungen und stärkerer Compressionen in ihrer Circulation und in ihrer Ernährung beeinträchtigt werden. Der Blutdruck im Lungenkreislauf wird erhöht, und es kommt somit zu Störungen in der Functionirung des Herzens. Häufig wiederholtes Herzklopfen stellt sich ein als Folge einer wahren functionellen Reizung des Herzens, die mit der Zeit zur Entwicklung organischer Herzfehler führt.“ Andere jähe Ueberanstrengungen erzeugen Unterleibsbrüche, indem eine zu starke Contraction der Unterleibsmuskel und des Zwerchfelles einen so heftigen Druck auf die ganze Masse der Eingeweide ausübt, daß ein Theil derselben durch eine Bruchpforte aus dem Bauche herausgedrängt wird.

Bei anderen Gewerbetreibenden, die eine anhaltend stehende Position ein-

nehmen, ist dieselbe Ursache von Krampfaderknoten und Geschwüren an den Untergliedmaßen. Endlich sind hier die vielen Einflüsse auf die Augen, welche bei Ausübung der verschiedenen Professionen vorkommen, nicht zu vergessen. Wir werden Gelegenheit finden, auf die Einzelheiten später bei Besprechung der einzelnen Gewerbe zurückzukommen.

Was soll nun die Hygiene zur Verhütung solcher Uebelstände rathen? Nicht arbeiten? Gewiß nicht. Die Arbeit ist die Macht, welche die Masse der Menschheit zur Geltendmachung ihrer Rechte befähigt, die Arbeit muß das erste und heiligste Princip des wahren Socialismus sein. Aber die Arbeit muß dem Arbeiter auch ein menschenwürdiges Dasein verschaffen. Wer einmal eine Profession ausübt, in der Ueberanstrengungen unvermeidlich sind, dem muß andererseits auch ordentliche Ruhe zur Erholung und zur restitutio in integrum der Functionen seiner überangestregten Organe gegönnt sein.

Nicht minder beachtenswerthe Folgen für Gesundheit und Leben, als die Art, hat auch die Dauer der Arbeit.

Ich habe schon in dem in Heft I. dieser Zeitschrift abgedruckten Theile dieser Abhandlung darauf hingewiesen, daß ich in meiner Darstellung auf das in diesem Jahre erschienene ausgezeichnete Buch des Geheimen Ober-Med.-R. und vortragenden Rathes im Cultusministerium Dr. H. Gulenberg: Handbuch der Gewerbe-Hygiene verschiedentlich recurriren werde. Ich kann nicht unterlassen, dabei zu bemerken, daß ich dies nicht bloß sachlich, sondern auch der individuellen Auffassung des Verfassers nach mit Vergnügen thun kann, denn der genannte Herr entwickelt so viel Objectivität und eine so rein humanitäre Anschauung, wie sie nur jeder wahrheitsliebende Mensch verlangen kann. So auch für unseren vorliegenden Punkt.

„Gerade bei den vielseitigen Verhandlungen — schreibt er pag. 791 — über die Arbeitsdauer hat man stets mehr

die Großindustrie als das Kleingewerbe berücksichtigen können, weil nur erstere eine ausreichende Beaufsichtigung ermöglicht. England ist namentlich oft das Land gewesen, in welchem die Interessen des Arbeitgeber mit denen der Arbeiter in Conflict geriethen und „erst lange Kämpfe mit der Selbstsucht der Humanität den Sieg verschafften.“

„Tag- und Nachtarbeiten sind unzulässig.“ heißt es pag. 22. „Nur der Wechsel von Ruhe und Arbeit kann die Gesundheit erhalten. Arbeiter, welche während des Tages arbeiten, dürfen nicht zu Nachtarbeiten herangezogen werden. Wenn das amerikanische Princip: „8 Stunden für die Arbeit, 8 Stunden für den Schlaf, 8 Stunden für das Studium und die Muße“ auch noch nicht (warum nicht?) für europäische Verhältnisse angebracht ist, so erkennt man doch immer mehr an, daß ein Ueberarbeiten nicht nur für die Arbeiter schädlich, sondern auch für die Fabrikanten nicht gewinnbringend ist. Humane Fabrikanten — ihre Zahl ist leider sehr gering — sind längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei mäßiger Arbeit mehr geleistet wird, als bei einer überangestregten, und die Arbeiter bei einer 11stündigen Arbeit mehr verdienen, als bei einer 12stündigen. Nach amtlichem Berichte erlagen in London ehe dem jährlich Tausende den übermäßigen Anstrengungen.“ Wenn Herr Gulenberg wahrscheinlich unter der Furcht, mit solchen Anschauungen für einen Socialisten gehalten zu werden, weiterhin schreibt „übermäßige Arbeiten, welche dem Lohn nicht entsprechen, haben unter den arbeitenden Klassen hauptsächlich die vielen Unzufriedenheiten erregt. Dadurch entstanden zuerst die Arbeitseinstellungen (Strikes), welche sowohl für die Arbeiter als für die Fabrikanten die größten Verluste herbeiführten. Die weiteren Folgen waren alsdann socialistische Vereinigungen, welche eine tyrannische Herrschaft auf die Thätigkeit des Arbeiters

ausüben, indem jedes Mitglied derselben ein kindes Werkzeug in der Hand des Vorhandes ist, dessen Befehle er unbedingt bei Gefahr seiner Existenz ausüben muß,“ — so sind wir überzeugt, daß er bei Niederschreibung des letzten Passus mehr einer allgemeinen Phrase, als einer unparteiischen Selbstbeobachtung gefolgt ist.

Fest steht aus den natürlichsten Gründen, daß das Ueberarbeitssystem nicht bloß den Arbeiter ruinirt, sondern auch eine degenerirte Generation zur Folge hat. Man lese darüber, was Dr. E. Reich in seinem Buche: „Ueber die Entartung des Menschen“ pag. 447 ff. sagt. Nicht die Arbeit an sich kann solche Folgen haben, nein, nur die Ueberarbeitung. Die Arbeit an sich ist ein Naturgesetz, und es ist deshalb nothwendig, daß die Gesundheit des Arbeitenden dabei erhalten bleiben muß; aber wir sehen eben die Organe unseres Körpers ihre normalen Eigenschaften, ihre Integrität nur unter der Bedingung behalten, wenn sie normal benutzt werden. Die körperliche Arbeit erfordert eine mehr oder minder große Entfaltung der Muskelkräfte. Wenn es sich nur darum handelt, dieselbe in einem proportionirten Maße zu gebrauchen, so wird die Ausübung des Handwerkes einen günstigen Einfluß auf die Gesamtkräfte und auf die Gesundheit des Körpers ausüben. Wenn die Arbeit dagegen einen starken Aufwand der Kräfte anhaltend erfordert, wenn sie gar eine excessive Ermüdung bedingt, so kräftigt sie nicht mehr, sie verbraucht vielmehr den Organismus. Sie führt beim Menschen tiefe Störungen, eine Erschöpfung herbei, die man auch bei überlasteten Thieren beobachtet. In diesem Falle können weder die Ernährung, noch die Ruhestunden die Verluste des Organismus ersetzen; es entsteht Abmagerung und Blutverarmung, welche in dem Maße zunehmen, je mehr die Arbeit die Kräfte übersteigt.

Nun darf man nicht vergessen, daß die Kraft nur eine individuelle Anlage ist, die

kein allgemeines Maß zuläßt. Aus diesen Gründen erklärt es sich zur Genüge, warum die Hygiene ihre strengen Gesetze gegen den Mißbrauch der Einzelnen, insbesondere aber für die unentwickelten und zart entwickelten Kräfte, d. h. für die Jugend und das weibliche Geschlecht, besonders scharf zu stellen hat.

Das Kapital hat bisher nur unter Anwendung der schärfsten Gesetzesbestimmungen die Benutzung der Kinder und Frauen einigermaßen unterlassen. Nur zu gern bedient es sich dieser beiden Kräfte, um sich gute Dienste gegen geringen Lohn zu verschaffen. Leider sind andererseits die Eltern der größten Mehrzahl der arbeitenden Kinder durch ihre Noth gezwungen, ihre Kleinen der Fabrik zu überantworten. Wie wenig Humanität nach dieser Richtung auf Seiten der Fabrikanten herrschte, ehe in den meisten kultivirten Ländern der Erde strenge Gesetze gegen Ausbeutung dieser unentwickelten Kräfte gegeben waren, darüber giebt es in der Literatur Aufzeichnungen zur Genüge. Nicht minder unglücklich waren die Frauen gestellt.

Was bezüglich der Dauer der Arbeit, insbesondere für Frauen- und Kinder-Arbeit, in den einzelnen Ländern heutigen Tages für Gesetze maßgebend sind, haben wir zum Theil schon in unserm ersten Artikel angegeben, anderentheils giebt Eulenberg in seinem citirten Buche pag. 23 ff., pag. 791 ff. und 899 ff. darüber weitere Aufschlüsse. Wir verweisen auf diese für die einschlagenden Verhältnisse äußerst interessanten und erschöpfenden Zusammenstellungen.

Für das Deutsche Reich ist übrigens vom Reichskanzleramt ein Programm der durch Beschluß des Bundesrathes vom 31. Januar 1874 angeordneten Erhebungen zur Erörterung der Frage über die Erweiterung des gesetzlichen Schutzes der in Fabriken beschäftigten Frauen und Minderjährigen entworfen worden. Der Erlass des betreffenden Gesetzes steht noch in Aus-

sicht. Auch sind neuerdings — Berlin 1876 bei Decker — „die Ergebnisse der über die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken“ auf Beschluß des Bundesrathes angestellten Erhebungen zusammengestellt.

In England hat übrigens das Gesetz seinen Schutz jetzt auch auf Frauen von 18 Jahren und darüber erstreckt, ein Fortschritt der Kultur, den Deutschland baldigst erfahren sollte.

Wir schreiben hier in der bestimmten Absicht, der socialistischen Sache zu dienen. Man wird deshalb unsere Forderungen als übertrieben, als unerfüllbar, als utopistisch hinzustellen sich bemühen. Es wird daher gut sein, wenn wir nicht sowohl unsere eigene Warnung, als die der Vertreter der Wissenschaft an dieser Stelle kund geben. Wenn sich ergibt, daß die Forderungen der Wissenschaft identisch sind mit den Forderungen des Socialismus, wer wollte dann noch sagen, wir seien gegen Recht und Billigkeit?

In unserer Sache sind es besonders die Section für öffentliche Gesundheitspflege auf der Jahresversammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, und der neuerdings gegründete deutsche Verein für öffentliche Gesundheit, welche ihr Votum abgegeben haben. Sehen wir uns dasselbe an; sehen wir zu, ob es von dem unserigen abweicht.

Im Jahre 1874 stand in Breslau auf der Tagesordnung der genannten Section der Naturforscher-Versammlung die Frage: Welche Anforderungen sind vom hygienischen Standpunkte aus bezüglich der Beschäftigung von Frauen und Kindern an die Gesetzgebung zu stellen?

Der erste Referent, Dr. Gottscheim aus Basel*), welcher hauptsächlich die Frauen in Betracht zieht, und welcher sehr oft bei seinen Ausführungen auf das so-

*) Cf. Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege VII, 2 pag. 303 ff.

ziale Gebiet hinüberstreift, mit der Erklärung, daß es die schönste Aufgabe der Gesundheitspflege sei, daß sie in ihren Consequenzen eine der wirksamsten Mitarbeiterinnen bei der Heilung socialer Schäden und Gebrechen werden muß, stellte schließlich folgende von der Versammlung acceptirte Sätze „Ueber die gewerblichen Thätigkeiten der Frauen vom hygienischen Standpunkt aus“ auf:

1) unter dem Schutze allgemeiner Vorschriften stehen a) jugendliche weibliche Arbeiter (von 12 bis 18 Jahren), b) erwachsene;

2) die Beibringung eines ärztlichen Gesundheitsattestes ist vor der Aufnahme in die Fabrik erforderlich;

3) der Ortspolizeibehörde ist der Bestand an weiblichen Arbeitern allwöchentlich mitzutheilen; die sanitätspolizeiliche Kontrolle der Fabrik ist zu jeder Zeit zulässig;

4) die Maximalzeit der täglichen Arbeit für junge Mädchen und Verheirathete resp. Wittwen und Kindern ist 10 Stunden, für Unverheirathete über 18 Jahren 11 Stunden (?);

5) die Arbeit darf nicht vor 6 Uhr Morgens beginnen, Abends nicht nach 6 Uhr geschlossen werden;

6) außer den 1/2-stündigen Morgen- und Nachmittagspausen ist den Verheiratheten auf ihren Wunsch eine Mittagspause von 1 1/2 Stunden zu gewähren;

7) für alle weiblichen Personen ist die Nachtarbeit in Fabriken zc. unbedingt verboten;

8) allen weiblichen Personen ist die Beschäftigung mit Bergwerksarbeiten unter Tage untersagt.

Der zweite Referent dieser Sitzung, Herr Dr. Hirt aus Breslau, nimmt besonders Rücksicht auf die Kinder. Er erzählt ein Beispiel über den Einfluß der Fabrikarbeiten auf Frauen und Kinder aus Spiegelbelagfabriken in Fürth. In denselben arbeiteten zur Zeit 110 Männer und 90 Frauen. Von 41 an Quecksilber-

vergiftung erkrankten Personen waren 35 Frauen. Von 141 Schwangeren, die in Bleifabriken arbeiteten, abortirten 82, daneben erfolgten noch 4 Frühgeburten. Elf Frauen, die 70 Mal in guter Hoffnung waren, abortirten 54 Mal, d. h. in 77% der Fälle, während von Syphilitischen nur 28% abortirten. Ebenso ist der Sterblichkeitsprocentatz der Kinder ein ungeheurer. Von 100 Kindern von Fabrikarbeiterinnen starben bis zum Ablauf des ersten Jahres 40%, bis zum dritten Jahre 70%.

Redner bespricht dann die Gesetzgebung in verschiedenen Ländern, wie sie uns schon aus dieser Darstellung bekannt ist. Er wendet sich unter Anderm dabei gegen den § 128 der Deutschen Gewerbeordnung, welcher bekanntlich bestimmt, daß Kinder vor vollendetem 12. Jahre nicht zu „regelmäßiger“ Fabrikarbeit verwandt werden sollen. Durch eine Reihe nicht regelmäßiger Beschäftigungen — meint er — könne ein Umfang von Arbeitszeit und Arbeitskraft zc. erreicht werden, welcher durch regelmäßige Beschäftigung weit übertragt. Prinzipiell richtig verfähre die Schweiz, indem sie vor vollendetem 14. Lebensjahre überhaupt kein Kind zulasse. Andererseits dürfe wenigstens die Aufnahme eines Kindes in den Fabrikbetrieb nur auf Grund eines ärztlichen Attestes geschehen; für schädliche Betriebe müßten den Kindern und jugendlichen Arbeitern gegenüber gewisse Beschränkungen eintreten, sei es durch Herabminderung der Arbeitsdauer, durch öfteres Ablösen, sei es vor Allem durch Hinausschieben des Normalalters bis auf 16 ja bis auf 18 Jahre. Endlich müßten auch gewisse Gewerbebetriebe den Kindern gänzlich untersagt werden. Freilich würden die Fabrikanten Jeter schreien über solche Bestimmungen, aber dieselben seien zur Entwicklung zukünftiger Generationen absolut nothwendig, und da dürfe man sich an das Geschrei nicht kehren. Als besonders gefährlich und daher unfehlbar auszuschließen betont

der Redner alle Fabrikationszweige, bei welchen mineralischer Staub mit scharfen Kanten herumfliegt, weil dadurch die Lungen außerordentlich schnell zerstört werden. Dahin müsse man rechnen: Glasstampfwerke und Nadel Schleifereien, Fabriken von chromsaurem Kali und Chloralkali, die Bronzeerzeugung, die Fabrikation französischer Mühlsteine, sowie das Lumpenpulpen, die Shobdysfabrikation, das Ätzen des Glases mit Chlorwasserstoffsäure, die Vorfertigung von Sammet- und Schmirgelpapier zc. Alle gesetzlichen Maßregeln seien aber unter die zuverlässigste Controlo bestimmter, damit betrauter Personen zu stellen, welche auf Individuen wie auf die Industrie mit Verständniß ein fortwährend wachames Auge zu richten hätten.

So wichtig war der genannten Section die Sache, daß sie im folgenden Jahre in Graz dasselbe Thema noch einmal auf die Tagesordnung setzte.

Der damalige Referent, Herr Dr. C. Levy aus Wien, schlug folgende, mit einigen Modifikationen von der Versammlung angenommene, Thesen vor:

1) Frauen und junge Leute sind von der Nacharbeit, von der unterirdischen Arbeit in Bergwerken, dann von der Sonn- und Feiertags- Arbeit auszuschließen;

2) sie sind auszuschließen von aller mit Gift arbeitenden oder scharfkantigen (mineralischen) Staub erzeugenden Industrie, ferner von jenen von Fall zu Fall durch die kompetenten Sanitätsorgane zu bestimmenden Fabrikzweigen, welche specielle Gefahren für diese Klasse der Fabrikarbeiter bieten;

3) die Dauer der Arbeitszeit soll für Frauen und junge Leute von 16 bis 18 Jahren, nach dem Verhältniß ihrer Kräfte zu denen männlicher Arbeiter, die durchschnittlich 10 bis 12 Stunden (?) täglich arbeiten, nur 8 Stunden betragen, während 8 Stunden des Tages der Erholung und Fortbildung und 8 Stunden dem Schlafe gewidmet sind. Junge Leute von

14—16 Lebensjahren sind hier zu Lande noch Kinder und arbeiten demnach zur Genüge, wenn sie 6 Stunden täglich der Fabrik und 3 Stunden der Fortbildungsschule widmen. Zwischen den Arbeitsstunden muß dem jugendlichen Arbeiter Vor- und Nachmittags eine Pause von je einer halben Stunde und Mittags eine ganze Stunde zur Einnahme der Mahlzeit und Erholung in freier Luft außerhalb der Fabrikräume gestattet werden;

4) Arbeiterinnen sollen 6 Wochen vor und 6 Wochen nach der Entbindung zu keinerlei Fabrikarbeit zugelassen werden und sind während dieser Zeit als Kranke in Bezug auf Unterstützung aus der Fabrikasse zu betrachten.

5) Vor der Aufnahme in eine Fabrik sind die der Gruppe der Schutzbedürftigen angehörigen Arbeiter in Bezug auf ihre physische Eignung ärztlich zu untersuchen;

6) Kinder unter 14 Jahren dürfen unter keinen Bedingungen zu Fabrik- oder gewerbmäßiger Arbeit zugelassen werden;

7) für gewissenhafte Aufrechterhaltung der Gesundheitsgesetze in Fabriken muß durch festangestellte Sanitätsorgane Sorge getragen werden, deren Entscheidungen durch entsprechende Strafbestimmungen die nöthige Autorität verliehen wird;

8) die Staatsverwaltung hat die Verpflichtung, die Klarstellung und Förderung der Gesundheitsverhältnisse der Arbeiter durch die Forderung verlässlicher statistischer Daten zu unterstützen;

9) Jede Fabrik ist verpflichtet, eine zweckmäßig eingerichtete Fabrikkrankenkasse mit der Höhe der Arbeit entsprechenden Wochenzahlungen zu gründen, welche ausschließlich für Zwecke der Kranken (ohne Unterschied der Krankheit) wie der Schwangeren und Entbundenen unter der Arbeiterbevölkerung zu dienen hat;

10) die Bildung von Schutzvereinen für Lehrlinge und Fabrikkinder ist anzustreben.

(Fortsetzung folgt.)

P o l e m i k.

Die erste Nummer dieser Zeitschrift hat zahlreiche Besprechungen theils nur referirender, theils kritischer Art hervorgerufen. Wir erwähnen von letzteren diejenigen in der „Nationalzeitung“ und in der „Schlesischen Presse“. Es ist bemerkenswerth, daß beide Artikel nicht wagen — wie das in unserem einleitenden Artikel vorausgesagt worden ist — sich gegen unseren Standpunkt der Gerechtigkeit zu wenden. Was sie angreifen, sind vielmehr die wirthschaftlichen Reformen, welche wir hauptsächlich deshalb anstreben, weil wir durch sie — vorausgesetzt, daß die politischen Reformen in demokratischer Richtung damit gleichen Schritt halten — die Gerechtigkeit am besten durchführen zu können glauben. Wir würden eventuell auch ein anderes Mittel dazu acceptiren, wenn wir zur Ueberzeugung kämen, daß es ein geeigneteres gebe. Es müßten uns dann aber bessere Gründe angeführt werden, als wir sie in den beiden Besprechungen fin-

den. Die „Nationalzeitung“ sagt: „Der „Staat“, mit diesem Worte will uns der wissenschaftliche Socialist ein Räthsel lösen und er giebt uns nur ein unendlich größeres auf. Wir sehen den Staat die Geschäfte, die er hat, mit außerordentlichen Anstrengungen unter Unterstützung der gesammten Privatwirthschaften besorgen und schwer damit zu Stande kommen; kaum irgend Jemand ist mit diesem „Mader“ in seiner beschränkten Thätigkeit zufrieden.“ Die „Nationalzeitung“ begehrt den Fehler, daß sie mangelhafte Einrichtungen des heutigen Staats zum Beweise anführt, daß die ganz anders gearteten des socialistischen nichts taugen. Wir beklagen ja gerade, daß der heutige Staat seine Geschäfte nur mit Unterstützung der Privatunternehmer zu Stande bringt und wünschen aus guten Gründen, daß er die Produkte, die er benöthigt, selbst fabricirt. — Die „Nationalzeitung“ macht sich sicherlich ihre Aufgabe zu leicht, wenn sie mit solchen und ähnlichen, schwer-

lich überdachten, Sätzen den wirthschaftlichen Socialismus widerlegen zu können glaubt. — Für nicht loyal müssen wir es erachten, daß sie einen Satz unseres einleitenden Artikels entstellt wiedergiebt, indem sie uns sagen läßt, wir wollten lieber gar keine Moral, Religion, Philosophie, als unwissenschaftliche. Wir haben dieses Geständniß nur in Bezug auf Religion und Philosophie abgelegt, während wir uns wohl bewußt sind, daß die Moral nicht geradezu abgeschüttelt werden kann, sondern allmählig reformirt werden muß. Es handelt sich bei ihr darum — und deshalb sagten wir, es sei eine schwere und verantwortliche Aufgabe — ein Gebäude, welches nicht aufhören darf, Menschen zur Wohnung zu dienen, von Grund auf umzubauen. — Die „Schlesische Presse“ wendet sich ebenfalls gegen diejenigen Sätze des einleitenden Artikels, in welchem das Manchestertum angegriffen wird. „Die vorberechnete, verständige Vertheilung der gemeinsamen Arbeit, sagt sie unter Anderem, ist dort am Plage und geboten, wo es sich um eine nach Art und Maß genau bestimmte Arbeit handelt. Wenn wir damit zufrieden wären, in jedem Jahre nach Art und Maß dasselbe zu consumiren, wie im vorhergehenden Jahre, so wäre auch die Produktion

eine gleichförmige, und wir könnten diese Produktion nach einem bestimmten Arbeitsplan unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilen.“ Uns dünkt, es lasse sich ohne große Mühe bestimmen, um welchen Procentsatz die Consumtion jedes Jahr zunimmt, und es sei auch durchaus nicht nothwendig, daß jedes Jahr dasselbe der Qualität nach producirt wird. Ebensovienig theilen wir die Befürchtung der „Schlesischen Presse“, daß der socialistische Staat neue Entdeckungen unmöglich machen und damit den Stillstand der Cultur herbeiführen werde. Gerade heute, sollte man argumentiren, sind neue Entdeckungen so ziemlich dem Zufall und hauptsächlich dem guten Willen einiger Privatpersonen überlassen — man denke nur an die Nordpolfahrten und Afrikareisen. Der socialistische Staat wird nicht allein derartige Dinge in organisirter und gewiß zweckmäßigerer Form betreiben, er wird auch, indem er vielen, heutzutage durch die Noth des Lebens unterdrückten, Talenten Gelegenheit giebt, sich nutzbar zu machen, einen rascheren Fortschritt auf dem Gebiete der theoretischen Untersuchungen wie der praktischen Erfindungen herbeiführen, als ihn die Herrschaft des nur auf unmittelbaren Vortheil engherzig gerichteten Geldinteresses gestattet.

Recensionen.

—g Max Schleginger. Eine Reise nach Utopien. (Schluß.)

Die Einrichtung der Productivgenossenschaften, sagen wir, würde (ohne besondere Maßregeln) noch in bedeutenden Stücken mangelhaft sein.

In wirthschaftlicher Beziehung.

Die Planlosigkeit der heutigen Art und Weise der Produktion wird zwar, wie Schleginger ausführt, in hohem Grade vermindert werden, wenn nur auf Bestellung gearbeitet wird; vollkommen beieitigt sein würde sie aber so lange nicht, als es in dem freien Ermessen irgend einer Gruppe von Menschen stünde, sich als Genossenschaft für ein beliebiges Gewerbe zu konstituiren und vom Staat dazu Kredit zu verlangen. Der Staat müßte sich jedenfalls die Genehmigung vorbehalten, wenn es nicht vorkommen soll, daß eine und die andere Association keine

Beschäftigung findet, und so das Kapital unbenutzt liegen bleibt.

In Bezug auf die Gerechtigkeit.

Eine gleichmäßigere Vertheilung der Güter träte allerdings ein, wenn das gesammte Productivkapital in die Hände der Genossenschaften gelegt würde; eine gerechte aber nur dann, wenn der Staat den ganzen Handel zwischen den Genossenschaften und den Konsumvereinen oder Privatpersonen in seine Hand nähme oder wenigstens die Preise für die Verkäufer wie für die Käufer nach gerechten Prinzipien festsetzte und überwachte. Es genügt nämlich nicht, daß für jede Waare ein bestimmter immer und für alle Genossenschaften gleicher Preis, der zugleich Einkaufs- und Verkaufspreis wäre, dekretirt wird; dies würde zu den mannichfachen Ungerechtigkeiten und Unzuträglichkeiten führen.

Einen bestimmten Preis festsetzen, zu

welchem jede Genossenschaft zu liefern hätte, würde nur dann dem größeren Gerechtigkeitsgefühl nicht widersprechen — ein feineres könnte sich selbst dann noch nicht für befriedigt erklären — wenn gleiche Arbeit immer gleiches Product lieferte. Dies ist nun, wie bekannt, keineswegs der Fall. Die Erzeugnisse des Ackerbauers hängen ebensowohl ab von der Bodenbeschaffenheit, dem Klima, wie von seinem Fleiße und seinen Fähigkeiten; die Menge Arbeit, welche erforderlich ist, um an einem bestimmten Orte eine Waare fertig zu stellen, ist verschieden, je nachdem die Rohstoffe mit mehr oder weniger Schwierigkeiten, aus der Nähe oder aus der Ferne, herbeigeschafft werden müssen, je nachdem natürliche Triebkräfte vorhanden sind oder nicht, u. s. w. Dabei übergehen wir noch die Modificationen im Ertrage der Arbeit, welche durch Elementarereignisse, durch die Ausbeutung neuer Erfindungen, bessere Technik u. dgl. veranlaßt werden können, da wir annehmen, daß sich die Genossenschaften gegen erstere durch gegenseitige Versicherung schützen, und daß neue und zweckmäßigere Methoden in der Production sofort Gemeingut der Gesamtheit werden.

Jene Ungleichheiten zu beseitigen, könnte ein Voreiliger vielleicht den Vorschlag machen, den in Bezug auf Klima, Bodenbeschaffenheit, Lage u. s. w. Benachtheiligten zur Ausgleichung ein größeres Kapital staatlicherseits zur Verfügung zu stellen. Indessen würde eine solche Maßregel offenbar nicht zu gerechten Zuständen führen und nichts weiter im Gefolge haben als ein Brachliegen von Arbeitskraft. Würde etwa der einen Ackerbaugenossenschaft ein Stück sehr guten Landes, das wenig Bearbeitung erfordert und sehr fruchtbar ist, überwiesen, einer anderen ein doppelt so großes Stück schlechten Bodens, welcher erst bei zweimal soviel Arbeit gleichviel hervorbringt, so hätten die Mitglieder der ersten Association vielleicht 3, die der letzteren 12 Stunden täglich zu arbeiten, um gleichen Lohn zu erhalten. — Nur ein Weg scheint hier möglich zu sein: der Staat muß jeder Genossenschaft den besonderen Preis festsetzen, zu dem er ihr die Producte abnehmen will; und dieser richtet sich nach den größeren oder geringeren Schwierigkeiten, die sie bei der Production zu überwinden hat, d. h. nach der an dem bestimmten Orte zur Hervorbringung des

Productes nöthigen allgemein menschlichen oder auch nationalen Durchschnittsarbeit.

Ebenso wenig wie einen bestimmten Einkaufspreis kann der Staat einen immer gültigen Verkaufspreis normiren. Dies würde dahin führen, daß, wenn von einer gewissen Waare weniger vorhanden ist, als die Nachfrage zu diesem Preise verlangt, nur durch den Zufall — also gewiß nicht in gerechter Weise — entschieden werden könnte, wer sie erhielte. Es bleibt nichts übrig, als den Verkaufspreis der Nachfrage gemäß zu erhöhen.

Wenigstens diese Verhältnisse hätte Schlesinger etwas eingehender erörtern müssen, wenn er seiner Broschüre den Titel „Reise nach Utopien“ geben wollte. Auch dann freilich wäre der Ausdruck Utopien nicht vollständig am Platze gewesen, da man hierunter (mag auch das Wort ursprünglich ein ironisches sein) nur einen Staat verstehen sollte, der allen, auch den weitgehendsten Forderungen eines verfeinerten Gerechtigkeitsgefühls entspricht. Das Gemeinwesen der Productivassociationen und Consumvereine wird, wenn es schon als eine Phase des socialistischen Staates zu betrachten ist, nicht Anspruch erheben können, dieses End-Ideal zu repräsentiren. Aus mannichfachen Gründen. So z. B. können die Productivassociationen für ihre Producte die erhaltene Werthsumme nur nach der Arbeitsleistung, nicht aber, was man später gewiß fordern wird, auch in Rücksicht auf die Fähigkeit und Anstrengung unter ihre Mitglieder vertheilen — sonst würden die Theilhaber einer Association, die unverhältnißmäßig viel schlecht Talentirte zählt, zurückstehen müssen hinter den Mitgliedern anderer Associationen u. s. w. —; und die Consumvereine müssen aus ähnlichen Gründen allen ihren Mitgliedern gleiche Preise abfordern, was auch unter Umständen zu Ungerechtigkeiten führen könnte. Diese Forderungen und andere mehr können nur erfüllt werden, wenn der Staat die gesammte Leitung der Production in die Hand nimmt und die Vertheilung streng individualisirt. —

Die neue Gesellschaft. Monatschrift für Socialwissenschaft. Herausgegeben von Dr. F. Wiede. (Zürich, Schabelitz.)

Diese Zeitschrift verfolgt ähnliche Ziele wie die „Zukunft“; indessen scheint ihr Plan insofern mit dem unsrigen nicht über-

einzu stimmen, als sie auch Aufsätze rein naturwissenschaftlicher Art ankündigt, während sich die „Zukunft“ — aus guten Gründen — nur mit der socialen Frage, wenn auch im weitesten Sinne des Wortes, beschäftigt. — Das erste Heft enthält einen frisch geschriebenen Artikel von Dr. Ludw. Büchner über „Wissenschaftliche Regerverfolgungen der Neuzeit mit Rücksicht auf die Zukunft der deutschen Universitäten“, worin der Verfasser mit Wärme die bei Gelegenheit der Dühring = Affaire entstandene Idee aufnimmt, unter Abschaffung des Studienzwangs, ähnlich wie in Frankreich und Belgien, auch bei uns freie Akademien ins Leben zu rufen — ein Vorschlag, dem wir uns nur anschließen können. — Eine anonyme Arbeit über „die Halbheit des juristischen Studiums“ fordert mit Recht, daß die Juristen einen Theil ihrer Universitätszeit volkswirtschaftlichen Studien widmen möchten. — Ueber die anderen Artikel des ersten Hefts, nämlich: Die Strömung in der Gesellschaft wider den Socialismus von Dr. Dult, Ueber die natürliche Zuchtwahl in der menschlichen Gesellschaft von Dr. A. Schäßle, Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Oesterreich von Joh. Most, Die medizinische Wissenschaft und die Socialreform von Dr. Stamm werden wir berichten, sobald sie abgeschlossen sind; nur einen Satz der Schäßle'schen Arbeit möchten wir schon heute in Betracht ziehen. „Die Aristokratie der persönlichen Tüchtigkeit, heißt es, muß jeder Verständige anerkennen. Wer der Gesellschaft mehr leistet, soll mehr von ihr empfangen, soll besser von ihr unterhalten und mehr geehrt sein, soll herrschen. Die höhere Stellung der Tüchtigkeit, das Uebergewicht des Verdienstes um die Gesellschaft ist berechtigt und Allen ohne Ausnahme zum Nutzen. So formulirt ist das Gesetz der Herrschaft der stärkeren Kraft, das nach Heraklit von den Göttern bis zu den Thieren reicht, unzerbrüchlich, auch für das sociale Leben.“ Nun läßt sich zwar nichts dagegen einwenden, daß der Tüchtigere eine leitende Stellung einnehmen, sehr viel aber dagegen, daß er besser unterhalten, besser belohnt werden soll. Im Vergleich zur heutigen Gesellschaft wäre es allerdings ein großer Fortschritt, wenn die Menschen überall nach ihren Leistungen bezahlt würden, und es mag sein, daß sich die nächste Phase des socialistischen Staates hiermit zufrieden geben wird; einen idealen Zustand der

Gerechtigkeit können wir aber nur dann eingetreten erachten, wenn (vorausgesetzt, daß die übrigen Bedingungen gleich sind) der mehr von den Genüssen der Erde erhält, der mehr Mühe, Anstrengung, Unannehmlichkeiten bei derselben gehabt hat. Nicht soll der Fleißige gleich gelohnt werden, wie der Faule, sondern der Talentirte soll bei gleicher Entlohnung mehr leisten, wie der weniger Begabte.

Vierteljahresschrift für Volkswirtschaft, Politik und Kulturgeschichte,
herausgegeben von Julius Faucher.
(Berlin, Herbig.)

Aus dem ersten Band des laufenden Jahrgangs dieser als ein Hauptorgan der Manchester'schen bekannten Zeitschrift erwähnen wir eine Abhandlung von Theodor Herzka, „die Verwilderung auf dem Gebiete der Nationalökonomie“. H. will an einigen Beispielen nachweisen, in welcher leichtsinniger Weise heutzutage „Stegreif-Nationalökonomie“ getrieben wird. Zu diesem Zwecke wendet er sich gegen einen Artikel schutzöllnerischer Tendenz in der „Augsb. Allg. Zig.“, in welchem gesagt war: es gebe zahlreiche Umstände, unter denen die Konkurrenz gerade das Gegentheil von wohlthätig und gerecht sei, daß die Konkurrenten nur ihr eigenes Interesse im Auge hätten, und daß überdies die Vortheile, welche die Konkurrenz bieten könnte, illusorisch gemacht würden, weil sie zum Monopol führe. Wir wollen nicht behaupten, daß diese Polemik gegen das heutige Wirtschaftssystem nach Methode und Inhalt durchaus zweckmäßig und gelungen sei; denn die Manchesterleute hatten z. B. niemals gesagt, daß die Konkurrenz durch eine andere Triebfeder im Gang erhalten bleibe und Gutes schaffe, als durch den Egoismus. Wohl aber hatten sie behauptet, das Prinzip des *laissez faire*, *laissez passer* regule die wirtschaftlichen Vorgänge auf so vortreffliche Art, daß ein Eingreifen des Staates unnötig und nur schädlich sei. Deshalb liegt in dem Einwande Herzka's, der Umstand, daß es Verkehrsgebiete gebe, auf denen man die Konkurrenz künstlich aufrecht erhalten oder sich auf andere Weise gegen die Ausbreitungen des Monopols schützen müsse, sei kein Beweis gegen die Nützlichkeit des Konkurrenzprinzips, thatsächlich ein Rückzug und Aufgeben der manchesterlichen Theorien. Denn ein künstliches Erhalten

der Konkurrenz und Ausgleichen ihrer Nachteile durch den Staat untereinander sich von direkter staatlicher Leitung offenbar nicht im Brinnis, sondern nur durch größere Unzweckmäßigkeit. Wenn daher S. sagt: „Die praktischen Gegner des gegenwärtig geltenden wirtschaftlichen Systems begehen sämtlich stillschweigend oder ausdrücklich den Irrthum, daß sie die ihren speziellen Interessen dienlichsten theoretischen Maximen für erwiesen halten, so wie es ihnen nur gelungen ist, irgend ein Loch in das herrschende System zu reißen“ so antworten wir, daß wir in diesem „Irrthum“ natürlich sehr bekräftigt werden müssen, wenn unsere Gegner die Löcher, die wir ihnen nicht einzeln, sondern in solcher Anzahl reißen können, daß vom Kleid nicht viel mehr übrig bleiben wird, nicht anders auszubessern wissen, als gerade mit unseren „Maximen“.

Der soeben ausgegebene 3. Band des 14. Jahrgangs dieser Zeitschrift (deren Redaction jetzt Dr. Ed. Wiß übernommen hat) enthält einen Artikel von Otto Wolf: „Für Lehre von der Konkurrenz“, welcher die eben besprochene Arbeit von Th. Herrka in einem nicht unwichtigen Punkte angreift. Letzterer hatte zugegeben, „daß es einzelne Verlehrsgebiete gibt,

auf denen sich thatsächlich eine freie Konkurrenz selten oder niemals entwickeln kann, auf welche daher die Gesetze der Konkurrenz nicht angewandt werden können.“ Wolf, der wohl einsieht, daß die Ablehnung der unfehlbaren Gültigkeit des Konkurrenzprinzips „ganz von selbst den mannichfachen Zweifeln über die sonstige Gültigkeit des Princips Thür und Thor“ öffnet, sucht nun nachzuweisen, daß „früher oder später“ sich die Konkurrenz auch in solchen gewerblichen Unternehmungen geltend machen muß, welche an eine beschränkte Lokalität gebunden und deshalb eher monopolistisch ausgebeutet werden können. — Auch Wolf giebt also zu, daß sich die Konkurrenz nicht sofort überall geltend machen und monopolistische Willkür nicht immer gleich nach Entstehen austrotten kann. Bisweilen mag es nun sehr lange dauern, bis sie eingreift, und dies ist der Fall bei allen Unternehmen, deren Ausführung bedeutendes Kapital und Jahre dauernde Arbeit erfordert. Zumal wenn es sich um ein Gewerbe handelt, welches für ein Unternehmen Raum bietet, zweien aber keinen hinreichenden Gewinn bringen würde, wird sich ein Konkurrent nicht leicht finden.

Notizen.

Sozialismus und Descendenztheorie. Auf dem in der zweiten Hälfte des Septembers in München abgehaltenen Naturforschercongress haben die Professoren Nägeli und Virchow Neben gehalten, welche in mehreren Beziehungen die sociale Frage berühren. Mit den, übrigens ihrer philosophischen Seite nach schwachen Ausführungen Nägels werden wir in einer der nächsten Nummern uns ausführlicher beschäftigen; aus der Rede Virchow's ist u. A. zu erwähnen, daß er gegen die Einführung der Descendenztheorie als Schulunterrichtsgegenstand, so lange sie nicht vollständig feststehe, Bedenken trägt, weil sie in einem gewissen Zusammenhang mit dem Socialismus sich befinde. Wir müssen, obgleich Anhänger Darwins, einen tieferen und principielleu Zusammenhang beider leugnen. Der Socialismus, hervorgegangen aus dem Gerechtigkeitsgefühl, hat lange vor der Descendenztheorie existirt und hat ihr nur

insofern etwas zu verdanken, als sie ein populäres Hauptkampfmittel gegen religiösen Aberglauben darstellt. Letzterer vermag insofern den socialistischen Bestrebungen zu schaden, als z. B. Leute, welche an eine jenseitige Vergeltung des Guten und Bösen, an ein göttliches Gebot ungleichen Lebensgenusses u. dgl. glauben, keine begeisterten Kämpfer für irdische Gerechtigkeit abgeben werden. — Andere Gründe, welche uns bewegen, für Aufklärung zu kämpfen, sind in dem Artikel „Der Socialismus und die Wissenschaft“, im ersten Heft, S. 8, der „Zukunft“ angeführt. —

* Socialistik. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß dieser in unserem einleitenden Artikel gebrauchte Ausdruck zuerst von Herrn Dr. Dühring und zwar in seinen Vorlesungen und in dem „Cursus der National- und Socialökonomie“ 2. Aufl. angewandt worden ist.

Nur im Communismus ist grösstmögliche Freiheit.

Von Dr. A. Douai.

I.

Der Begriff der Freiheit ist sehr vieldeutig. Die freie Bewegung der Himmelskörper, die freie Wärme, jene Freiheit, welche in der chemischen Wahlverwandtschaft ausgedrückt wird, das freie Emporsicheren zum Pflanzen dem Gesetze der Schwere zum Trotz, die freie Bewegung der Thiere, die Freiheit des aus dem Käfig entweichenden Vogels, die Vogelfreiheit des geächteten Menschen, die sogenannte Willensfreiheit des Menschen und seine politische Freiheit, die Freiheit von Aberglauben und Leidenschaft — diese und andere Arten der Freiheit haben, trotz aller Verschiedenheit, etwas Gemeinsames. Sie drücken aus eine Abwesenheit des Zwanges, eine Verneinung der Nothwendigkeit. Aber in jedem der genannten Fälle ist es eine besondere Art der Nothwendigkeit, welche verneint, eine besondere Art des Zwanges, welche abwesend gedacht wird. Damit ist aber noch nicht Alles erschöpft, was im Begriff der Freiheit eingeschlossen vorgestellt wird; es wird jedesmal, wo der Sprachgebrauch den Ausdruck rechtfertigt, ein Einzelwesen (Individuum) mitgesetzt, welches einer gewissen Art Zwang oder Nothwendigkeit überhoben ist. Und dabei fließt immer auch halb unbewußt der Gedanke mit ein, daß jede Art Freiheit ein Vorzug des Einzelwesens vor anderen, ein Fortschritt über andere hinaus sei. Dieser letztere Zug am Begriffe fehlt selbst nicht bei

„Die Zukunft“. 1. Jahrg. Heft 3. (1. Nov. 1877.)

den Ausdrücken „Vogelfreiheit“, „Hungersfreiheit“ und ähnlichen ironischen; vielmehr wird die Ironie darin erst dadurch möglich, daß das Merkmal eines Vorzugs hier gerade in sein Gegentheil verkehrt ist.

Freiheit ist jedoch nicht bloß ein verneinender Begriff, sondern es wird an Stelle des verneinten Zwanges immer zugleich etwas Selbstbestimmendes im Einzelwesen mitgedacht, welches auch den Vorzug desselben ausmacht, mag der Grad der Selbstbestimmung auch noch so gering, ja ein bloßer Schein sein. Es genügt, daß das volksthümliche Bewußtsein, welches den Sprachgebrauch gestaltet, keine Einwirkung von außen auf die Selbstbewegung des Einzelwesens wahrnimmt, um diese als frei zu bezeichnen.

Wenn die strengwissenschaftliche Betrachtung des Welträthsels beginnt, findet sie obigen Begriff fertig im Sprachgebrauche vor und behält ihn vielfach bei, auch wo er ungerechtfertigt ist. Sie spricht also ebenfalls von der freien Bewegung der Himmelskörper, aber nunmehr im Gegensatz zu einer Bewegung, welche auf einer festen Unterlage vor sich geht, während sie offen anerkennt, daß alle diese Körper in gesetzlichen, nothwendigen Bahnen sich bewegen, und diese Gesetze nachweist. Sie spricht ebenfalls von freier Wärme, aber nunmehr im Gegensatz zu der gebundenen Wärme, welche nicht gefühlt und wahrgenommen werden kann, weil sie einen Körper (wie z. B. das Wasser) in einen

unähnlichen Körper verwandelt (z. B. in Dampf), und sie weist den Vorgang nach. Sie spricht nicht minder von der Freiheit eines chemischen Körpers, sich mit einem von vielen anderen zu verbinden, oder von ihm zu trennen, um einen anderen sich anzueignen; allein sie weist mehr und mehr alle die strengen Gesetze nach, welche die Körper dabei befolgen, und meint hier mit der Freiheit der Bewegung nur die noch unbegriffenen Gesetze als maßgebend für die Auswahl. Sie spricht auch von der freien Bewegung des Thieres (willkürliche Bewegung), weil es in der Mehrzahl der Fälle nicht fest angewachsen ist, sondern seinen Ort verändern kann; allein sie erkennt je länger je mehr, daß eben bloß die dauernde Angewachsenheit beseitigt ist, nicht aber eine neue Art Gesetzmäßigkeit, welche die thierischen Bewegungen regelt, sie mögen noch so mannigfach sein. Und genau so spricht sie, je länger desto weniger, von der Willensfreiheit des Menschen, ausgenommen im Gegensatz zum Thiere und noch urprünglicheren Einzelwesen, oder zum äußeren Zwange.

Die Wissenschaft verdient ihren Namen nicht, wenn sie jemals das Streben aufgäbe, überall Gesetzmäßigkeit nachzuweisen und den Begriff der Freiheit immer enger zu fassen, zu fassen als die Summe der Bewegungen, deren innere Selbstbewegung noch nicht auf Gesetze zurückgeführt werden kann. Denn ein Wissen besteht überall bloß da, und bloß soweit, als die Summe festgestellter Thatfachen als Gesetzen folgend erkannt wird. Die gewissenhafte Geschichtsforschung, die Statistik, die Erziehungslehre, das Strafrecht, die Heilwissenschaft u. a. verdanken ihre großen Fortschritte innerhalb der letzten Jahrzehnte hauptsächlich dem Streben, auch in der gesammten Bewegung der Menschenwelt eine beweisbare Gesetzmäßigkeit zu erkennen, was ihnen in großem, ja, zum Theil wundervollem Maße geglückt ist.

Indessen giebt es eine unabsehbare Reihe von Thatfachen, welche der Freiheit

in der Menschenwelt, und zum Theile in der Thierwelt, einen großen Spielraum anzuweisen scheinen. Die Freiheit muß doch wohl etwas Wirkliches sein, wenn man sie von den Weltkörpern bis zu den Thieren und Menschen herab stufenweis an Selbstbewegung zunehmen sieht, ihren Spielraum nur erweitert findet, und in der Menschengeschichte ganz neue Naturgesetze beobachtet, welche von allen andern Naturgesetzen irgendwie abweichen und zur Entstehung von Künsten, Wissenschaften und fortschrittlicher Moralität geführt haben. Wir Menschen halten unsern Willen für frei — was will man dieser Einheit des Bewußtseins Aler entgegensetzen?

Nun, wir setzen ihm den Beweis entgegen, daß dieses Bewußtsein eine Selbsttäuschung, wenn auch eine nothwendige ist. Wir setzen von diesem Beweise, welcher in dem Schriftchen „*ABC des Denkens*“ (Verlag des „Vorwärts“), dritter Theil, erbracht ist, bloß die folgenden Stellen hierher:

„Der Mensch ist so organisiert, d. h. er hat sich im Verlauf seiner Geschichte so entwickelt, daß er sich nothwendig einbildet, jede seiner Thaten, zu welcher er nicht geradezu gezwungen ist, sei eine eigene, freiwillige That, welche er auch ebenso gut hätte unterlassen, oder mit ihrem Gegentheile, oder einer noch anderen vertauschen können, und daß er sich dafür Verdienst oder Schuld anrechnet. Diese Anrechnung nennen wir Gewissen.

„Diese Einbildung ist deswegen nothwendig, weil der Mensch ein selbstbewußtes Wesen ist, welches weiß, oder doch in der Regel wissen kann, was es zu thun Willens ist, und sich vom sittlichen Werth seiner Handlungen Begriffe und für sein gesammtes Handeln Gesetze bilden kann. Es geht also jede seiner Handlungen, wenn dazu Zeit genug vorhanden ist und äußerer Zwang fern bleibt, durch sein Selbstbewußtsein hindurch und wird von einer sittlichen Beurtheilung begleitet.

Das Leben hätte gar keinen Reiz für ihn, wenn er sich seine Thaten nicht zurechnen könnte. Der Sklave, welcher immer nur seines Herrn Gebot ausführen muß, verliert eben deshalb alle Selbstachtung und stellt sich dem Thiere gleichgesetzt. Der Mensch muß also aus Liebe zum Leben, zu sich selbst und seiner Würde, sich jede seiner Thaten lobend oder tadelnd zurechnen, weil er sie selbstbewußt gewollt hat. Er muß dies, selbst nachdem er genau kennen gelernt hat, daß er fürwahr nur einen verschwindend geringen Antheil an jeder seiner Handlungen hat.

„Daß seine Freiheit wirklich eingebildet ist, geht daraus hervor, daß er nichts dafür kann, von wem er geboren und erzogen, mit welchen Anlagen er ausgestattet, welche Möglichkeit der Entwicklung seiner Willenskraft in ihn gesetzt ist bis dahin, wenn er selbstbewußt zu handeln anfängt; daß er ferner, auch nachdem er sich selbst zurechnungsfähig zu glauben begonnen hat, mit höchst seltenen Ausnahmen sich nicht über die sittlichen Begriffe seines Zeitalters, Volkes, Standes, Berufs, angelernten Glaubens zc. erheben kann, und daß daher seine Willenskraft allein nie die erforderliche Stärke erlangt, um alle seine selbstgegebenen sittlichen Gesetze auszuführen, was die ganze Welt anerkennt, indem sie sagt, jeder Mensch habe seine Fehler, keiner sei sittlich vollkommen.“

Es folgen statistische Beweise, und dann heißt es weiter:

„Der einzige Unterschied zwischen den Naturgesetzen, welche in der Entwicklung der übrigen Natur, und derer, welche in der Menschennatur sich mit Nothwendigkeit vollziehen, ist dieser, daß der Mensch von ihnen weiß, sie als seine eigenen annehmen, oder aber verläugnen und verachten kann, ohne daß er deshalb ihrer Herrschaft entflieht. Dieses Wissen giebt einzelnen ausgezeichnet beanlagten Menschen eine solche Entwicklung der Willenskraft, daß sie durch ihre Erkenntnisse und sitt-

lichen Gesetze die Mitwelt eine Stufe höher heben können, bis zuletzt, wenn die Zahl solcher ausgezeichneten Menschen zunimmt, die Völker fortschrittsfähig werden, d. h. sich Einrichtungen schaffen, durch welche die ganze Menschheit vorwärts gedrängt wird, ihre angeborene Trägheit durch neue Bedürfnisse überwinden, ihr Fortschritt durch selbstgeschaffene Noth erzwungen wird.

„Bei weitem die meisten Menschen bleiben reine Naturwesen, ohne vom eigentlichen Menschenwesen mehr als die ihnen von Voreltern überlieferten besonderen Fähigkeiten und Fertigkeiten zu entwickeln. Von den Urvölkern, den Wilden und Halbwilden gilt dies selbstverständlich. Erfindungen und Entdeckungen werden nach und nach von ihnen gemacht, gerade wie deren auch von den begabteren Thieren gemacht werden, und durch deren Anwendung und stete Vererbung auf die Nachkommen steigert sich die geistige Anlage, sich veredelnd auf Grund verbesserter leiblicher Organisation. Auch das Entstehen der ersten menschlichen Gesellschaft ist nur eine Wiederholung derjenigen, welche bei geschickteren Thieren vorkommen. Innerhalb der menschlichen Gesellschaft aber entwickelt sich nun das (positive) Gesetz; und das Gesetz muß natürlich den Menschen als freies Wesen behandeln, der für die Nichtachtung des Gebotes bestraft, für dessen Befolgung belohnt wird. . . . So entsteht durch die Gesellschaft der Glaube des Menschen an seine Freiheit. . . . Außerdem entwickelt sich an seinem Widerspruche gegen das Gesetz, das mitunter seinen Vortheil verletzt, das eigene sittliche Denken, welches durch das Familienleben noch befördert wird.“

Während nun die Gesellschaft es ist, welche den Begriff der menschlichen Willensfreiheit erzeugt, wurzelt zugleich alle menschliche Unfreiheit ebenfalls in der Gesellschaft. Es ist fast von selbst klar, daß der Einzelmensch nur zu einem ganz geringen Bruchtheile die Einrichtungen und

Wirkungen der Gesellschaft bestimmt, daß aber diese seine Entwicklung zu einem ungemein großen Bruchtheile beherrscht.

II.

Da Vieles Communismus genannt wird, so schiebe ich voraus, daß ich darunter eine gesellschaftliche Verfassung verstehe, unter welcher jeder Einzelmensch zur wachsenden Selbstbestimmung erzogen und dadurch fähig wird, zum Besten Aller zu leben, wie Alle zu seinem Besten leben. Der Einzelne entwickelt mehr und mehr innere Freiheit, weil die Gesellschaft dafür sorgt, daß alle seine Anlagen möglichst ausgebildet werden, und daß er nicht durch unnöthige Sorge für seine Lebensnahrung und Nothdurft seine beste Kraft verwüftet; die Gesellschaft entwickelt immer mehr Freiheit, weil sie aus Freien besteht, deren verschiedene Bestrebungen sich untereinander friedlich in Einklang bringen.

Warum erlauben wir uns hier, von Freiheit zu reden, wenn sie doch eine — freilich unvermeidliche — Selbsttäuschung ist? — Nun, weil es in der ganzen Welt Nichts giebt, das verhältnißmäßig so sehr den Namen der Freiheit verdiente, als eine Gesellschaft vernünftig erzogener Einzelmenschen, und weil diese Gesellschaft ein steter Fortschritt in der Befreiung ist. Die von Vorurtheil, Aberglauben und Selbstsucht gefesselte Geisteskraft wird in Allen soweit entfesselt, als es die zeitgenössische Wissenschaft und Kunst der Erziehung erlaubt; und weil alle diese Kräfte nach demselben Ziele wirken, steigert sich die Leistung jeder einzelnen.

Daß dies kein hohles Hirngespinnst ist, geht schon daraus hervor, daß in der heutigen Gesellschafts-Unordnung bei weitem mehr Kräfte verwüftet als zweckmäßig verwandt werden. Indem nur die Anlagen einer Minderheit einigermaßen entwickelt werden, geht all' der unberechenbare Nutzen verloren, welchen die volle Ausbildung der Anlagen Aller nach sich ziehen

würde. Damit aber ist zugleich eine Menge Zwangsanstalten nöthig geworden, um die verwahrloste, nach Freiheit oder nach Zügellosigkeit strebende Masse im Zaume zu halten, und diese Zwangsanstalten zusammengenommen kosten wohl überall mehr, als eine sehr verbesserte allgemeine Erziehung kosten würde. Jeder Zwang aber hemmt wieder vielfach eine freie Kraftentfaltung. Man braucht nur an die ungeheuren Lasten zu denken, welche der Militarismus und die durch ihn erzeugten Kriege den Völkern auferlegen, und welche nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den sittlichen und geistigen Fortschritt Aller unsäglich erschweren. Nicht minder ist die Kirche eine Zwangsanstalt, welche nicht bloß bedeutende Summen kostet, sondern noch mehr dadurch verwüftet, daß sie das freie Denken und die freie Willenskraft bei einer Mehrzahl jeder Bevölkerung darniederhält. Wenn ein durch kapitalistische Groß-Production mächtiges Land — wie seiner Zeit England — das Aufblühen der Industrie bei anderen Völkern zu hindern weiß, sei es durch Bestechung der Gewalthaber, um mittels günstiger Handelsverträge den Alleinverkauf seiner Waaren auf den Märkten dieser Völker zu erlangen, oder durch Kriege und andere Gewaltmittel, so wird die Entwicklung derselben schwer beeinträchtigt. Wenn der Wettbewerb der Groß-Producenten derselben Waarenart schließlich die kleineren aus dem Felde schlägt, so geht jederzeit bei diesem Reichthum und Unternehmungsgeist zu Grunde; die Sieger hören schließlich mit dem Wettbewerb insoweit auf, daß sie durch gesteigerte Preise das Publikum ausbeuten können, die Arbeiter aber auf eine tiefere Lebenshaltung herabdrücken und ihnen die Selbstbefreiung erschweren. Wenn der Speculant lieber einen Theil seiner Waaren verfaulen läßt, oder Feuer im Waarenlager anlegt (vorausgesetzt, daß er genügend versichert ist), als daß er unter seinem Preise verkaufen sollte, so

liegt die Verwüstung klar zu Tage. Der Zwischenhandel vertheuert unnöthigerweise die meisten Waaren, manche auf mehr als das Doppelte. Die Lohnarbeiter, welche um Lohn und Brod gegenseitig unterbieten, machen die Frauen- und Kinderarbeit und ihr eigenes zunehmendes Elend unvermeidlich und verwüsten ihre Lebenskraft in der Hälfte der Zeit, welche die durchschnittliche Lebensdauer heutzutage erreichen sollte, ganz abgesehen von Krankheiten und Anfällen, welche sie vorübergehend erwerbsunfähig machen. In Ländern, wo ein größtmöglicher Theil des Bodens der Erzeugung von Lebensmitteln eingeräumt sein sollte, wie meist in Europa, nehmen die Parks der Reichen, die Weideplätze der Luxus- und Reiterei-Herde, die Kasernen, Zeughäuser und Exercierplätze u. s. w. einen großen Raum unnöthig hinweg. Wälder werden verwüdet, Holzangel, ein verschlechtertes Klima und Unfruchtbarkeit des Bodens werden künstlich großgezogen. Die Aerzte, anstatt Krankheiten zu verhüten, sind beinahe genöthigt, dies zu unterlassen, damit sie vom Krankheits-Behandeln leben können. Lebensmittel und Arzneien werden verfälscht aus Gewinnsucht und dadurch verwüdet. Beim Suchen nach Arbeit und Verdienst wird unnützerweise viel Zeit vergeudet. Und nicht anders in der Gelehrtenwelt. Neun Zehntel aller Bücher sind reine Zeit- und Papierverschwendung. Die meisten Zeitungen, Romane und Gedichte blieben besser ungedruckt. Es geht weit, weit mehr Geld darauf, Studirte zu erziehen und zu besolden, welche die Menschheit verdummen und knechten sollen, als auf Belehrung und Besserung derselben. Kurz, wir könnten Hunderte von Thatfachen aufzeigen, welche die grenzenlose Verwüstung der heutigen Volkswirtschaft beweisen.

Man kann einwenden, daß an den aufgezählten Zügen von Kraftvergeudung die gesellschaftliche Verfassung nicht allein schuld sei, sondern zum Theil auch die

unvermeidliche Gebrechlichkeit der Menschennatur. Wir wollen nicht untersuchen, inwiefern dies der Fall sei; es ist aber zu verlangen, daß die Gesellschaft nicht die Gebrechlichkeit ermutige, belohne und künstlich großziehe, sondern daß sie das Gegentheil in's Auge fasse, daß sie den unablässigen Fortschritt mit vereinter, stets wachsender Kraft betreibe. Die jetzige Welt ist in dieser Hinsicht die verkehrte Welt. Bei einem unermeßlichen Mittelreichthum, bei einer Entwicklung der Wissenschaften, welche die größten Aufgaben ermöglicht, bei einem Erwachen des lange eingeschlummerten Gemeinnes gerade in den arbeitenden Klassen, welches so recht ein Zeichen einer nach allseitiger Befreiung ringenden Zeit ist — bei alledem steht noch immer harte Strafe auf der freien Denkhätigkeit, auf dem Emporstreben der Volksmassen und auf der Treue gegen wahre Ueberzeugungen, und Lohn auf Unterdrückung, Selbstentwürdigung und Lüge. Beseitigen wir diese Hindernisse und warten wir ab, welchen Aufschwung alsdann die Menschheit nehmen werde. Die absichtlichen Unterdrücker haben kein Recht, daran zu zweifeln.

Hier aber muß Eines berücksichtigt werden, was nur zu gewöhnlich außer Acht gelassen wird. Es muß eine Einrichtung geschaffen werden, durch welche nicht bloß das Menschenrecht Aller vertreten und geschützt wird, sondern auch jede denkbare Verschiedenheit der Interessen zu ihrem Rechte kommt. Unsere Rechte als Menschen werden im Zukunftsstaate bei Allen dieselben sein; unsere Interessen als Fachleute werden immer verschieden bleiben. Nur dann, wenn kein berechtigtes Interesse vergewaltigt wird — wie immer in allen politischen Gesetzgebungen — nur dann, wenn sie eine besondere Vertretung haben, sowie einen Einfluß auf alle Gesetzgebung, wird alle blinde Gewalt im Gemeinwesen aufhören. Nur wenn in jedem Fache die Sachverständigen überwiegenden Einfluß haben, und wenn alle Arbeitsfächer durch

abgeordnete Sachverständige die Production und Consumtion so vereinbaren, daß aller Vermüstung vorgebeugt wird; und nur wenn diese Vereinigung alle wichtigen Völker umfaßt und ihre Gesetzentwürfe mit der Volksvertretung jedes Landes vereinbaren muß, wird Eintracht zwischen den Völkern, den Fächern und Interessen erzielt werden können.

Es würde kein dauernder Weltfrieden, also auch kein Aufhören des Gewaltstaates möglich sein, so lange die verschiedenen Interessen der einzelnen Länder nicht regelmäßig durch Sachverständige aus allen Ländern versöhnt werden. Die Ausbeutung eines Einzelnen, eines Faches, einer Klasse, eines Volkes durch andere würde mehr oder weniger andauern, wenn es nicht ein Weltparlament der Gewerkschaften aller Länder gäbe, welches die Gesamtwoisheit des Zeitalters immer neu dazu verwendet, allseitige Gerechtigkeit zu erdenken. Die Bevormundung der Fachleute durch Laien zum Schaden Aller hört nicht auf, bevor jede Genossenschaft sich selbst allein Gesetze giebt, welche den Erwerb und die Beschäftigung der Einzelnen durch selbstgewählte Sachverständige festsetzen. Es giebt nichts Unzweckmäßigeres, als eine gesetzgebende politische Versammlung, bunt zusammengewürfelt, wie sie immer sein werden, welche in alle und jede Interessen hinein verfügt und willkürlich vergewaltigt.

Es liegt in der Zufälligkeit der Vertretung einer Menge verschiedener Interessen durch politische Gesetzgebung, daß alle demokratischen Verfassungen, auch die ehrlichen, nicht entfernt ihren Zweck erreichen. Man hat gewöhnlich den Fehler in irgend einer politischen Einrichtung gesucht, und dem verdanken wir eine große Anzahl Vorschläge, welche durch Schranken und Gegengewichte diese Fehler bekämpfen sollen, als da sind das Zweikammersystem, das Rückberufungsrecht gegen Abgeordnete, Vertretung der Minorität durch irgend ein neues Wahlssystem, das Referendum und

die Volks-Initiative in Gesetzesvorschlägen, u. s. w. Allein das sind alles bloß politische Hülfsmittel, und wir bedürfen eines volkswirtschaftlichen und einer Verständigung zwischen der politischen Macht und der volkswirtschaftlichen Sachkenntnis und Weisheit, bevor irgend ein Gesetz zu Stande kommen kann.

Nachdem nun der Baseler internationale Congreß den großen Gedanken ausgesprochen hat, daß das an den Staat übergegangene Eigenthum an Arbeitsmitteln an Genossenschaften verpachtet und unter Staatsaufsicht bewirtschaftet werden solle, gilt es für alle weiterdenkenden Parteigenossen, die Tragweite einer solchen Einrichtung zu erwägen. Ueber diese Seite des Zukunftsstaates können wir gar keine zu weitgehenden Erwägungen vornehmen. Der Fortschritt zur Freiheit hängt zu sehr davon ab, daß die Interessen mit den Menschenrechten, die wirtschaftliche Lebensweise mit der politischen innig verknüpft werden.

Wir schlagen also eine gründliche Besprechung dieses Gegenstandes vor.

III.

Der Mensch ist ein Doppelwesen. Er ist es, insofern er eine allgemeine leiblich-geistige Anlage hat, welche er mit allen Menschen theilt, und eine besondere, welche er mit wenigen Menschen theilt, vielleicht mit keinem. Durch seine allgemeine Anlage ist er oder kann er werden ein fühlendes, denkendes, wollendes Wesen, ein Vater oder eine Mutter, ein Arbeitender und Genießender, ein gleichberechtigter Bürger; durch seine besondere Anlage ist er oder kann er werden ein Sachverständiger, ein Künstler im allgemeinsten Wortsinne, ein Arbeitender in irgend einem Zweige menschlicher Leistungen.

Aus der Geschichte und Völkerkunde wissen wir, daß unter rohen oder tiefstehenden Völkern die Anlagen ungemein gleichförmig bei den Einzelmenschen entwickelt

hab, weil die Arbeit noch sehr wenig getheilt ist. Es leistet fast Jeder dasselbe, d. h. wenig, und wer über diese allgemeine Flachheit nur einigermaßen hervortragt, wird als ein Wunder angestaunt und verehrt. Mit fortschreitender Theilung der Arbeit nimmt die Zahl der hervorragenden Einzelnen stets zu, weil ihre besondere Anlage ausgebildet, wohl gar vererbt wird; dagegen sinkt die Anlage der Mehrheit, welche nichts, wozu Bildung und besonderes Geschick gehört, zu leisten hat, entweder bis zu einem gewissen Grade von Stumpfheit herab, oder verharrt im Stillstande. Immerhin aber erheben sich Einzelne aus dieser Masse unter günstigen Umständen auf höhere Bildungsstufen und beweisen, daß unter gleicher Gunst der Umstände Alle — wenn auch vielleicht erst im Laufe mehrerer Geschlechterfolgen — gleich hoch ausgebildet werden mögen.

Aus der Erziehungswissenschaft wissen wir, daß die allgemeine und die besondere Anlage in Wechselwirkung stehen und sich gegenseitig steigern können. Es kommt darauf an, frühzeitig die besondere Anlage zu erkennen und zur Selbstthätigkeit anzuregen, dann entwickelt sich unter gehöriger erzieherischer Veranstaltung die allgemeine Anlage rascher und vollständiger nach allen ihren Seiten hin und liefert hinwieder der besonderen wachsende Mittel, sich zu einer tüchtigen Fachleistung zu entwickeln — und solchergestalt wechselwirkend weiter. Da dies die Art ist, wie sich das Menschengeschlecht auch ohne sonderliche Gunst erzieherischer Umstände stufenweis aus der Thierheit emporgehoben hat, so folgt, daß unter erzieherischen Veranstaltungen, wie deren die heutige Pädagogik kennt, alle Menschen zu besonders tüchtigen Fachleuten und zugleich zu allseitig hochentwickelten, sich selbst beherrschenden, gleichen Bürgern erzogen werden können.*)

*) Weitere Ausführungen dieser Sätze sind in des Verf. „Kindergarten und Volksschule“ (Verlag des „Vorwärts“) und in dem Aufsatz

Der Staat ist also der gesellschaftliche Rahmen, innerhalb dessen ebensoviele der Fachmensch als der Mensch, ebensoviele der Künstler als der Bürger, ebensoviele der gesammte Wissenschaft und Kunst, die in den verschiedensten Fächern jeweilig entwickelt ist, als die Freiheit jedes Einzelnen zu ihrem Rechte kommen sollen. Der Bürger und der Fachmann, obwohl sie in derselben Haut stecken, sind zwei verschiedene Menschen. Ich als Bürger bin ein Zehnmillionstel der gesetzgebenden Macht des Staates; als Fachmann aber bin ich vielleicht der Entdecker von Wahrheiten oder der Erfinder von Mitteln, durch welche das ganze Leben aller nachfolgenden Geschlechter umgestaltet wird. Als Bürger muß ich wollen, daß Jedem gleichviel Recht werde (selbst wenn meinem Willen das Vollbringen fehlt), als Fachmann muß ich wollen, daß mein besseres Wissen die ganze Welt beherrsche, oder wenigstens daß meine Stimme nicht bloß gezählt, sondern gewogen werde. Als Bürger muß ich soviel Freiheit verlangen, als jeder andere hat, muß mein Privatvergnügen, meine eigene Religion, meine eigene Kindererziehung, und zusammen mit meiner Gattin mein selbstverordnetes Hauswesen besitzen dürfen, und als Mittel dazu einen Privatbesitz von äußeren Gütern; als Fachmann muß ich wollen, daß die Vernunft, soweit ich sie darlegen kann, in alle Lebensverhältnisse immer neugestaltend eindringe, und daß der Privatbesitz seine Grenzen habe. An Beispielen wird dies vollends klar werden.

Als Lehrer, wenn ich einer bin, wie ich sein soll, muß ich streben, die häusliche Erziehung von der Wiege an im Sinne meiner Wissenschaft umzugestalten, an Stelle aller hergebrachten abergläubigen Religionen das vernünftige Wissen zu setzen, die Liebe zur Menschheit an Stelle der Liebe zu Gott, reinmenschliche Sitt-

der „Neuen Welt“ von 1877, Nr. 1: „Sind alle Menschen gleich bildungsfähig?“ zu ersehen.

lichkeit an Stelle der auf den Himmel verweisenden Lohn-Moralität. Ich muß streben, zusammen mit meinen Fachgenossen dasselbe wissenschaftlich-künstlerische Schul- und Erziehungswesen überall allgemein durchzuführen und stets weiterzubilden, alle nöthigen Geldmittel dazu vom Staate zu erlangen und deren Verwendung zu bestimmen, die Auswahl und Ausbildung der Lehrer allein zu leiten und die Jugend bis zum erwachsenen Alter zu meiner Verfügung zu haben. Es bringt das mich und meinen Beruf in Zusammenstoß mit der Freiheit der Eltern, der Kinder, aller Bürger, ja selbst der Ärzte, welche auch in der Erziehung mitsprechen wollen, weil sie es im Interesse der allgemeinen Gesundheitspflege müssen, und vieler Berufe, welche die Vorbereitung der Jugend für ihre Zwecke möglichst früh und in besonderer Weise zu beeinflussen wünschen. Ich stoße dabei auf nationale Vorurtheile, klimatische Hindernisse, religiösen Widerstand — kurz, meine Fach-Interessen sind im Streite mit meinen und aller Bürger Rechten.

Oder nehmen wir den Arzt. Er muß streben, eine Menge Regeln der Gesundheitslehre allen Bürgern zur Pflicht zu machen, wodurch er ihre Freiheit beschränkt. Er muß streben, den Bau der Städte und Dörfer mehr oder weniger umzugestalten und alle Menschenwohnungen so einzurichten, daß Schädlichkeiten beseitigt werden; die Fabriken und Werkstätten, die Entwässerungs- und Bewässerungsanstalten, die Bewaldung an nothwendigen Stellen u. s. w. der allgemeinen Gesundheit förderlich zu machen, Eigenthum zerstören zu dürfen, welches Gemeinshäden bringt, und zu alledem möglichst viel Geldmittel vom Staate zu erlangen — das bringt ihm Kämpfe mit Aeberrmann.

Alle andern Berufsarten werden freilich weniger unumwältend in das gesellschaftliche Leben der Zukunft eingzugreifen haben. Allen es läßt sich kaum eine nothwendige

oder nützliche Berufsart denken, deren Interessen ohne allen Kampf sich mit den Rechten aller Bürger vertragen sollten, oder aber mit den Interessen aller andern Berufsarten. Denn schon jeder einzelne Bürger hat ein verschiedenes Interesse als Producent und als Consument.

Daran also, daß es bisher noch nie gesellschaftliche Einrichtungen gab, welche beide Seiten des Menschen zu ihrem Rechte kommen ließen und zu versöhnen strebten, daran sind alle früheren Kulturstufen und Kulturvölker gescheitert. Im Mittelalter war für die gehörige Ausbildung des Fachmannes gesorgt (ausgenommen auf dem flachen Lande), und es gab nur Kunstgewerbe und ein Aufsteigen des Fachmannes von der Lehrlings- und Gesellenschaft zur Meisterschaft; aber der Mensch und Bürger als solcher galt nichts. Es gab keine Freiheit der Wahl des Berufs, welche fast nur durch den Zufall der Geburt bestimmt war; es gab also auch keine wissenschaftlichen Fortschritte, welche die Gewerke hätten befruchten können — die meisten neuen Erfindungen gingen wieder zu Grunde, und die meisten neuen Entdeckungen trugen langsam Frucht — aus Mangel an Freiheit. Das kapitalistische Zeitalter verfiel in den andern Gegensatz: es ward der gleichberechtigte Bürger entdeckt und auf dem Papiere anerkannt; aber der Fachmann ging zu Grunde. Gemietete Wissenschaftler und Künstler machten die Pläne, nach welchen die Kapitalisten gemietete Handarbeiter alle Erzeugnisse im Großen und immer billiger und mehrentheils auch schlechter anfertigen ließen. Der Handarbeiter wurde nicht blos von seinen Arbeitsmitteln getrennt, sondern auch von der Möglichkeit der Meisterschaft in irgend einem Berufszweige; er wurde ein Theil der kapitalistischen Maschinerie und Geldverwerthung; ein Theil — der größte und beste — seiner Leibes- und Geisteskraft wurde in Geld für den Kapitalisten umgeprägt. Natürlich kam auf diese Weise auch der

Bürger nicht zu seinem Rechte, außer scheinbar.

Beide Seiten des Menschen sollen nun im Zukunftsstaate zu ihrem Rechte kommen. Sie können es aber bloß, wenn es Organe giebt, in welchen sich der Fachmann wie der Bürger ausbilden kann, und wenn diese Organe als Ganze durch gegenseitige Verständigung und Vereinbarung einen größeren, stets fortbildbaren Organismus ausmachen. Und da der Fachmann aller Völker viel mehr übereinstimmende Interessen hat, als der national verschiedene Bürger und Mensch, so verlangt die Idee, daß die Fächer international in Genossenschaften vereinigt seien, die Bürger aber bloß national in Staaten, und daß die internationalen Fachgenossenschaften sich unter einander verständigen über eine Erwerbs-Gesetzgebung, welche sie dann mit jeder Staatslegislatur vereinbaren. Es gilt, sich ein möglichst genaues Bild davon zu entwerfen, wie eine solche Einrichtung durchgeführt werden kann. Alle Einwände, daß dies zu schwer sei, haben einfach sich zu gebulden. Bei Allem, was schlechterdings geschehen muß, weil die geschichtliche Nothwendigkeit es so mit sich bringt, kommt die Schwierigkeit nicht in Betracht.

Die Idee verlangt also, daß der Staat, obwohl durch sein Eigenthum Besitzer aller Machtmittel, doch keine Macht mehr haben solle, für sich allein Gesetze zu geben und deren Befolgung zu erzwingen, außer in der eigentlichen Rechts-Sphäre. Alle Gesetze, welche den Erwerb, die Berufsangelegenheiten, die Erziehung und das Gesundheitswesen, die Anwendung der Wissenschaften und Künste auf die Berufsarbeiten, die Streitigkeiten zwischen den Genossenschaften, die Vertheilung der Production und Consumtion auf die einzelnen international geeinigten Staatengebiete u. s. w. betreffen, sollen nicht einseitig von der politischen Gewalt ausgehen, sondern vom internationalen Genossenschafts-Parlamente, und sollen mit

jedem einzelnen Staate vereinbart werden, und zwar von Zeit zu Zeit auf's Neue, um dem Fortschritte der Wissenschaft gerecht zu werden. Da das genossenschaftliche Weltparlament sicherlich ein Bürge des ewigen Friedens, wenigstens innerhalb der civilisirten Welt, sein wird, so bedarf der Staat keines stehenden Heeres und keiner Kriegsflotte mehr, so daß ohnehin jeder Machtmißbrauch unmöglich bleibt. Da jeder öffentliche Beamte, wie überhaupt jeder Bürger, Mitglied einer Fachgenossenschaft sein wird*), so kann er nie zum blinden Werkzeuge einer politischen Partei oder einer ausübenden Staatsgewalt herabsinken; der Staat wird vielmehr, um sich ein durchaus tüchtiges Beamtenthum zu sichern, nur auf Empfehlung der betreffenden Fachgenossenschaften die Stellen seiner verschiedenen Beamtenklassen besetzen. Da er mit seinen Finanzen ebenso sehr von den vereinigten nationalen Genossenschaften abhängig ist, als diese von ihm, so giebt es keinen Bestechungs-Fonds.

Dies alles sind fast selbstverständliche Folgerungen aus dem Grundsatz, daß jeder Bürger ebenso sehr als Fachmann denn als Mensch und Bürger im Staate vertreten sein müsse, wenn die Interessen Aller mit den gleichen Rechten Aller versöhnt werden sollen. Denn aus diesem Grundsatz folgt zunächst, daß keine politische Gesetzgebungsgewalt für sich allein allen Fach-Interessen gerecht werden könne, sondern daß diese ihr eigenes gleichberechtigtes Organ im Staate haben müssen. Man mag sich eine Legislatur zusammengesetzt denken, wie man immer will, und eine Wahlart vorschlagen, um alle Fach-

*) Dieser Satz dürfte insofern einzuschränken sein, als es doch immer Beamte geben wird, und wahrscheinlich ziemlich viele, welche, ohne in einem bestimmten Fache thätig zu sein, nur administrative Geschäfte zu besorgen haben. Allerdings haben einige socialistische Schriftsteller die Ansicht ausgesprochen, jeder Bürger solle in einem speciellen Berufe ausgebildet werden und z. B. ein Theil seiner Arbeitszeit auf körperliche Arbeit verwenden.

Interessen im gesetzgebenden Körper zu vertreten, welche man immer wollte: — es wird unmöglich sein, sie alle nach Verhältniß zu vertreten und die Zusammenkunft so zu bewirken, daß bei Gleichheit der Repräsentanten alle Sachverhältnisse des Landes zur Geltung komme. Im besten Falle wird die Berücksichtigung der Rechtsgleichheit mit all den verschiedenen Sachinteressen den seltensten Glücksumständen überlassen sein und statt einer friedlich vereinbarten eine äußerlich aufgezwungene bleiben. In reinen Ackerbauländern, oder in einseitigen Handelsstaaten, wo alle Klassen der Bürger ziemlich übereinstimmende Interessen haben, mag die politische Volksvertretung zugleich die Sach-Interessen der Bürger mit zur Geltung bringen. Je weiter aber die Arbeitsheilung fort-schreitet, und je größer die Staatsgebiete werden, welche unter einer Verfassung vereinigt sind, desto weniger bleibt es denkbar, daß dies der Fall sei. Hier werden die wichtigsten Interessen in der Regel vernachlässigt werden; hier wird die Gesetzgebung immer wieder in die Hände von Gewerks-Politikern fallen, politischen Parteien im Klassen-Interesse dienen, und es wird ein Staat auf Kosten anderer auswärtige Politik treiben, um den Glanz der Schonredner zu vermehren.

Sau anders, wenn die Bürger auch als Sachgenossen zusammen einen staatlichen Einfluß haben, welcher von der politischen Gesamtkörperschaft anerkannt werden muß. Jede einzelne nationale Genossenschaft wird sich leicht über ihre gemeinsamen Interessen einigen und dieselben im Nationalparlamente aller Genossenschaften, sowie im internationalen, nachdrücklich vertreten können. Als lauter Sachverständige und deren weiseste Abgesandte werden sie eher als jede politische Vertreterschaft ihre verschiedenen Interessen so vereinbaren können, daß jedem möglichst wenig Abbruch geschieht, und ihre Gesetzesentwürfe werden von der

politischen Legislatur schwerlich viel verbessert werden können, so daß die Vereinbarung beider Staats-Organe leicht fällt. Und da sie durchaus zu einer Vereinbarung kommen müssen, wenn nicht das ganze Erwerbsleben in's Stocken kommen soll, so ist keine Vergewaltigung einzelner Sachgenossenschaften zu befürchten. Ein Sachgenossenschafts-Parlament wird wirklich eine Vertretung der größten jeweiligen Wissenschaft, Kunst und Weisheit des ganzen Volkes sein können, weil Sachgenossen einander richtiger beurtheilen, und wo sie in großer Zahl auftreten, einander gerechter abschätzen, als alle Fernerstehenden, endlich weil die verschiedenen Sachvertreter einander leicht begreiflich machen können, wie jede Unterdrückung des einen Faches sich an allen andern rächen muß. Außerdem kann jeder bei den Gesetzentwürfen begangene Mißgriff bald entdeckt und berichtigt, die ganze Organisation kann leicht fortgebildet werden, weil die Genossenschaften thöricht sein würden, wollten sie nicht ihre allerbesten Mitglieder an einflussreiche Stellen abordnen.

Nachwort der Redaction. Vorstehende Darlegung haben wir aufgenommen, ohne uns damit die Vorschläge des Herrn Verfassers vollständig aneignen zu wollen. Der Gedanke, daß der Staatsbürger außer in seinen politischen Rechten auch in seinen speciellen Berufsrechten geschützt werden sollte, damit nicht ein Beruf unter dem andern leide, ist gewiß richtig. Jedoch ist diese Gefahr im socialistischen Staat viel weniger dringend als unter den heutigen Verhältnissen der freien Concurrenz. Allerdings haben die Darlegungen des vorstehenden Artikels einen Zukunftsstaat concurrirender Productivgenossenschaften zur Voraussetzung. Wegen eine solche Gestaltung hegen wir (wie schon Heft II. S. 61 ff. angedeutet) mannichfache Bedenken, welche auch durch die hier gemachten Vorschläge nicht entkräftet werden.

Zum Reichseisenbahn-Projekt.

I.

Während der letzten Wochen stand mehrfach in den Blättern zu lesen, daß innerhalb des deutschen Reiches ein „Eisenbahnkrieg“ ausgebrochen sei. Dieser „Krieg“ ist nichts Anderes, als eine Reihe von Reibungen, die hervorgegangen sind aus dem Widerstand, auf welchen das Reichseisenbahn-Projekt des Fürsten Bismarck bei den Kleinstaaten stößt.

Daß das deutsche Eisenbahnwesen einer Reform höchst bedürftig ist, wird Niemand leugnen wollen, mit Ausnahme von Solchen vielleicht, welche aus der gegenwärtigen Zerfahrenheit Nutzen ziehen. Es fragt sich nur, welcher Art die Reform sein soll, und welcher Endzweck ihr vorschwebt.

Der Gedanke, sämtliche Verkehrsmittel in den Besitz des Staates und unter dessen Verwaltung zu bringen, ist an und für sich ein durchaus socialistischer. Aber nur im Besitze des klassenlosen, vom gesammten Volke regierten socialistischen Staates wären die staatlich verwalteten Verkehrsmittel gesellschaftliches Eigenthum, und käme ihr Ertrag Allen zu gut. Im Besitze des heutigen Klassenstaates bleiben die Verkehrsmittel Klasseigentum, und das ist es, was bei dem Reichseisenbahn-Projekt das Kriterium des Socialismus nicht zuläßt.

Der heutige Staat ist nicht im Stande, die Verkehrsmittel in der Weise zu beherrschen, wie dies einem socialistischen Gemeinwesen möglich wäre. Dazu ist der heutige Staat zu sehr kapitalist und hat sich zu weit in die allgemeine Concurrenz hineingewagt. Das schließt nicht aus, daß die Uebernahme des Verkehrs-

wesens durch den gegenwärtigen Klassenstaat dennoch von mancherlei Vortheil sein könnte. Wir wollen das Für und Wider erwägen.

Die unbeschreibliche Verwirrung innerhalb unseres Eisenbahnwesens hat, wie überall auf dem ganzen Wirtschaftsgebiete, ihre übeln Früchte gezeitigt. Die auf allen Linien wüthende Concurrenz führte eine bedeutende Herabminderung der Gesamterträgnisse herbei, der man durch einen 20procentigen Tarifizuschlag begegnete, ohne jedoch dadurch eine Wendung zum Besseren zu bewirken. Und da die Concurrenz aus dem Privatbetrieb naturnothwendig immer wieder hervorzucherte, so entstand eine förmliche Anarchie in dem Tarifwesen. Die Differenzialtarife illustriren so recht erbaulich die Misère, die sich aus solch' „freier Concurrenz“ ergibt. Dieselben haben es zu Stande gebracht, daß der Gütertransport auf einem Theil einer Bahnstrecke gleichviel oder mehr kostet, als der Transport auf der ganzen Strecke. Und nicht nur der Gütertarif, auch der Personentarif genießt diese Segnungen des Wettkampfs. Man zahlt zum Beispiel für die Fahrt von Dresden nach Lindau mehr, als für die Fahrt von Dresden über Lindau nach Chur.

Früher erhoben sich deshalb eine Menge Stimmen mit dem Rufe: Tarifreform! Diese, glaubte man, werde die Tarif-Anarchie beseitigen. Man dachte nicht daran, daß das Uebel immer wieder emporschließen müsse, so lange man die Wurzel, die Concurrenz, nicht antastete. Der Ruf: „Reichseisenbahnen!“ machte die meisten Tarifreformer verstummen.

Man merke, daß das preußische Eisenbahnwesen von 1838 denn doch keine Ausnahme bildet: für eine Eisenbahngesellschaft war da.

Die Uebertragung sämtlicher Eisenbahnen in den Staatsbesitz wäre allerdings das Ende der so unheilvollen Concurrenz. Er würde auch die Tarif-Anarchie beseitigen können, wenn es an gutem Willen nicht fehlte. Es läßt sich noch hinzu, daß das Eisenbahnwesen in seiner Gesamtheit der Controle des Parlaments, des Reichstages, unterwürdig, welche Controle, wenn sie auch nicht viel zu bedeuten hat, doch immer besser als gar keine ist. Der Verwaltungsapparat ließe sich centralisiren, vereinfachen und zweckmäßiger einrichten. An Stelle des heutigen Durcheinander läge sich ein wohlgeordneter, sicher in einander verflochtener Organismus herstellen.*) Und wenn auch im Besitz des Klassenstaates, so wäre das Eisenbahnwesen für die Gesamtheit immerhin erspriesslicher, als wenn es die mühsende Ruh im Besitze einer Anzahl Privatkapitalisten abgeben

*) Neben der Uebertragung, die aus einer Verstaatlichung des Verwaltungsapparats entspringen, denken wir aus der Einführung zweckmäßiger Tarife der Industrie und dem Handel erwachsener und anderer, würden auch diejenigen, welche die Uebereinstimmung der Verkehrsmittel mit sich bringt, nicht gering anzuschlagen sein. „Durch eine solche Uebereinstimmung“, sagt ein Artikel im „Berliner Arbeiter“ vom 11. October, der ein dem wahren verwandtes Thema behandelt, „würde wesentlich eine Verringering der Verschaffungskosten, eine Abkürzung der Lieferzeiten, eine Verringerung der Arbeiten auf den maschinenspezifischen Material, eine Vereinfachung der Apparaturen, eine Vermeidung der Verkehrsmittel auf den verschiedenen Bahnen nach dem gegenwärtigen Bedarf und anderer Vortheile zu erzielen sein. Nicht im letzteren Sinne dürfte dabei der Vortheil stehen, welcher der nur den Eisenbahnbedarf thätigen Industrie daraus erwächst, daß sie die Macht ihrer Maschinen und sonstigen Hilfsmittel auf ein gewisses Maß einschränken, ihre Arbeiter die bestimmten Leistungen besser ausführen und in Zeiten von Arbeitsnachfrage dabei helfen kann, in der übrigen Voraussetzung die bei der Abnahme derselben im Laufe der Zeit ein Bedarf sich geltend machen werde.“

Anmerk. d. Red.

müßte. Denn der Kapitalisten-Staat kann über den erzielten Gewinn doch nicht so unumschränkt verfügen, als beliebige Privatleute.

Wenngleich nun das Reichseisenbahn-Project, sollte es ausgeführt werden, die Bahnen aus dem Besitze der Kapitalisten in den Besitz des von ihnen beherrschten Staates bringt, so werden sich unsere Manchestermänner dabei nicht so leicht beruhigen.

Im preußischen Landtage sprach Birchow, als vom Reichseisenbahn-Project die Rede war, von „Staatsocialismus“ und Hänel schrieb in der „Kieler Zeitung“ von „halb communistischen Experimenten“. Von ihrem Standpunkte haben die Herren allerdings so Unrecht nicht. Dem Reichseisenbahnproject zustimmen, hieße das Expropriationsrecht des Staates in einer Weise decretiren und feststellen, daß dadurch alle Einwendungen gegen die socialistische Forderung, die Arbeitsmittel in Staats- oder gesellschaftliches Eigenthum zu verwandeln, niedergeschlagen würden. Und der preussische Landtag hat dem Reichseisenbahn-Project zugestimmt.

Wir haben bisher nur die wirtschaftliche Seite des Reichseisenbahn-Projects in Betracht gezogen und gelangen hier zu dem Schluß, daß eine Uebertragung an das Reich nur vortheilhaft sein könne; denn von rein wirtschaftlichem Standpunkte kann es uns völlig gleichgültig sein, welchen Namen das Gemeinwesen trägt, in dessen Besitz die Verkehrsmittel übergehen, wenn aus diesem Uebergang Vortheile für das Gesamtinteresse erwachsen. In den Händen des schlechtesten Staates — und der schlechteste Staat ist das deutsche Reich doch gewiß nicht, so wenig wir für dasselbe schwärmen — ist das Verkehrs-wesen immer noch besser aufgehoben, als in den Händen der besten Privatkapitalisten.

II.

Aber das Reichseisenbahn-Projekt hat auch eine eminent politische Seite.

Der wirtschaftliche Boden, auf dem das Experiment vorgenommen werden soll, ist nur in der Theorie einheitlich und eben. In Wirklichkeit ist er „coupirtes Terrain“. Sein Zusammenhang wird unterbrochen durch die Grenzlinien der einzelnen Theile des Staatencomplexes, als das sich das deutsche Reich uns darstellt. Jeder Staat in diesem Complexe — mag er noch so klein sein — muß naturgemäß seine eigene Wirtschaftspolitik haben. Ein Gemeinwesen ohne eine solche deckt sich nicht mit dem heutigen Begriffe von Staat. Ein jeder Staat ist also bestrebt, aus seinen Eisenbahnen einen möglichst großen Gewinn zu ziehen, und ist somit geradezu genöthigt, in den großen Concurrrenzkampf der Bahnlinsen einzutreten. Die Freunde des Reichseisenbahn-Projects, welche dem Reichsanzler bisher sans phrase gefolgt sind, suchen nun das Mißtrauen, welches seitens der Einzelstaaten gegen das Reichseisenbahn-Projekt gehegt wird, dadurch zu beseitigen, daß sie erklären, es handle sich einfach darum, die Zersplitterung innerhalb des heutigen Eisenbahnwesens aufzuheben.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß man es wirklich auf Beseitigung der Zersplitterung abgesehen hat. Aber das ist nicht die Hauptsache bei dem Projecte. Wird es durchgeführt, so sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: die Zersplitterung ist aufgehoben und, was das Wichtigste ist, die Einzelstaaten im deutschen Reiche führen nur noch eine Scheinexistenz. Es ist Zeit, daß dies offen ausgesprochen und in Erwägung gezogen werde, denn bisher ist man in dieser Beziehung nicht weit über bloße Andeutungen hinausgegangen. Einem Staat, der nicht

selbst über seine Verkehrsmittel verfügt, der die sein Gebiet durchschneidenden Linien, gleichviel, ob sie Privat- oder Staatseigenthum sind, in die Hände einer außerhalb seiner Grenzen liegenden Centralgewalt gegeben hat, ist eine der wichtigsten Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens und damit auch der politischen Macht entzogen; er kann nur noch ein Scheindasein führen, an welchem der Name nichts ändert.

Mit Preußen, soweit es als Einzelstaat in Betracht kommt, liegt die Sache ganz anders. Preußen ist weitaus der größte und mächtigste Staat im Reiche; seine Staatsmänner haben die Reichsregierung in ihren Händen. Preußen hat die meisten Eisenbahnen; in seiner Hauptstadt Berlin befindet sich die Reichsgewalt. Wenn sämtliche Eisenbahnen an's Reich übergehen, so wird Preußen durch diese Neugestaltung ebenso sehr gestärkt, als die anderen Staaten geschwächt werden.

Die Motive zu dem Gesetzentwurf bezüglich Uebergangs der Eisenbahnen an das Reich sagen auch deutlich genug, was den Verfassern vor Augen schwebt; es heißt da mit dürren Worten:

„Würden die vorgezeichneten Bestrebungen der Regierung Preußens wegen Uebertragung des preussischen Bahnbesitzes auf das Reich an dem Widerspruche maßgebender Organe des Reiches scheitern, so könnte es nicht zweifelhaft sein, daß alsdann Preußen selbst an die Lösung der gedachten Aufgaben mit voller Energie heranzutreten und vor Allem die Erweiterung und Consolidation seines eigenen Staatsbahnbesitzes als das nächste Ziel seiner Eisenbahnpolitik zu betrachten haben würde. Den Rücksichten, welche Preußen gegenüber seinen Bundesgenossen obliegen, wäre Genüge geschehen, und Nichts würde entgegenstehen, der nachtheiligen Zersplitterung des Eisenbahnwesens und dem Ueberwiegen der Privatindustrie selbstständig entgegen zu wirken.“

Der letzte Satz hört sich ganz socialistisch an, und käme er nicht aus dem Munde preußischer Staatsmänner, so würde er auch so aufgefaßt werden. Aber das Ganze ist deutlich, und den Einzelstaaten wird unumwunden angekündigt, daß ihre Stunde geschlagen hat. Preußen wird den wirthschaftlichen Kampf mit ihnen aufnehmen und wird sie eben so gut besiegen, wie der große Kapitalist den kleinen besiegt. So hofft man da, von wo das Project ausgegangen; und um ja keinen Zweifel darüber zu lassen, heißt es noch in den Motiven:

„Daß durch die Erweiterung des preußischen Staatsbahnbesizes, durch die volle Entfaltung des in dem Besize und in der Verwaltung liegenden Einflusses das Uebergewicht der mit den preußischen Bahnen verknüpften Interessen über die Grenzen des preußischen Staatsgebietes hinaus sich fühlbar machen würde, wäre eine wahrscheinliche Folge der alsdann von der preußischen Eisenbahnpolitik nothwendig einzuschlagenden Richtung.“

Das ist eben so richtig als offen — ein Stück von jener merkwürdigen Offenheit, die den derzeitigen preußischen Staatsmännern allezeit eigen war.

Die Einzelstaaten hätten dieser deutlichen Erklärung wohl kaum bedurft, um die ganze Tragweite des Reichseisenbahn-Projectes zu erkennen. Seitdem der preußische Landtag auf letzteres eingegangen ist, hat denn auch der „Eisenbahnkrieg“ begonnen. Der Schiedspruch des sächsischen Ober-Appellationsgerichts, welcher bezüglich des Besizes der Berlin-Dresdener Bahn zu Gunsten Preußens und zu Ungunsten Sachsens entschied, hat den preußisch-sächsischen Eisenbahnkrieg entfacht. Die sächsischen Bahnverwaltungen überweisen die Gütertransporte, die sie bisher mit der Berlin-Dresdener Bahn befördern ließen, der Berlin-Anhalter Bahn. Das beeinträchtigt die Berlin-Dresdener Bahn in nicht geringem Maße,

und die national-preußische Presse stellt bereits preußischerseits „Repressalien“ in Aussicht. Sachsen thut aber weiter nichts, als was die Motive zu dem Reichseisenbahngesetzentwurf großspuriger für den Fall angekündigt haben, daß das Project auf Widerstand stoßen würde. — Aus Baden kommen Beschwerden über das Verfahren der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen, die ihre Tarife so niedrig gestellt haben, daß eine Concurrrenz unmöglich ist. Die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen können sich kaum rentiren, aber sie concurriren die badischen Bahnen zu Boden, und dies soll, so sagt man, eine „Geneigtheit“ für das Reichseisenbahn-Project erzwingen.

Man begreift sonach, was es zu bedeuten hat, wenn die Handelskammer des Kreises Hagen sich dahin ausspricht, daß „eminent politische Rücksichten“ den Uebergang sämmtlicher Bahnen in den Besiz des Reiches wünschenswerth machen. „Eminent politisch“ sind diese „Rücksichten“ in der That. „Die Eisenbahnhoheit“, sagt ein mit der Reichsregierung in Fühlung stehendes liberales Blatt, „ist das erheblichste Stück realer Macht, das den Mittelstaaten übrig geblieben ist.“

Kein Zweifel, daß alle beteiligten Parteien genau wissen, um was es sich handelt. „Das erheblichste Stück realer Macht“ sollen die Einzelstaaten opfern einem Project zu Liebe, das von Preußen ausgeht und auf die Stärkung Preußens berechnet ist! Thatsächlich aber ist die Verwirklichung des Reichseisenbahn-Projectes ein gewaltiger Schritt zum Aufgehen der Einzelstaaten in Preußen.

III.

Die Socialdemokraten Deutschlands haben auf dem Congreß zu Gotha im Jahre 1876 beschlossen, sich dem Reichseisenbahn-Project gegenüber ablehnend zu verhalten. Motivirt wurde dieser Be-

schluß mit der Erklärung, daß die Socialdemokratie keinen Grund habe, die Macht der Regierung des deutschen Reiches resp. Preußens zu verstärken.

Theoretisch zweifelsohne ganz richtig. Aber die in dieser Arbeit enthaltenen Erwägungen dürften vielleicht gezeigt haben, daß noch andere Punkte in's Auge zu fassen sind. Der Gothaer Beschluß ist einseitig; man hat dabei nur die politische Seite der ganzen Frage in Betracht gezogen; die wirtschaftliche Seite hat man übergangen.

Wenn heute die sämtlichen Bahnen schon Staatseigenthum wären, so würde die Socialdemokratie gewiß nicht dahin wirken, daß sie wieder zu Privatunternehmungen gemacht würden. Das steht doch wohl fest. Und daraus ergibt sich logischer Weise, daß wir in der Verwandlung der Eisenbahnen in Staatseigenthum einen Rückschritt nicht erblicken können, gleichviel, welches die Absicht Derer sein mag, die diese Verwandlung bewerkstelligen, und so wenig wir uns mit dem heutigen Staat befreunden werden.

Der gegenwärtig sich vollziehende gesellschaftliche Proceß stellt sich dar als eine steigende Concentration des Kapitals. Das Eigenthum, durch die socialen Kämpfe des Mittelalters in verhältnißmäßig winzige Theile zersplittert, hat wieder große Complexe gebildet, die sich täglich vergrößern. Die großartige Attractionskraft des Kapitals hat dem Verlauf dieses Proceßes eine erstaunliche Schnelligkeit verliehen.

Die Concentration des Kapitals, die einheitliche Leitung der Produktion muß eine gewisse Höhe erreicht haben, ehe an eine Umgestaltung des Staatswesens im socialistischen Sinne zu denken ist. Und diese Höhe ist noch bei Weitem nicht erreicht.

Sollen wir uns nun dagegen stemmen, wenn die Reichsregierung ihren Einfluß und ihre Befugniß dazu benutzt, den gesellschaftlichen Concentrations-Proceß so

mächtig zu fördern, wie es geschieht, wenn die sämtlichen Verkehrsmittel in der Hand des Staats vereinigt sind?

Es ist derselbe Staat, wirft man ein, der die Socialdemokratie verfolgen läßt, dessen Behörden Tausende von Prozeßen gegen uns anstrengen, und dessen Staatsmänner nur auf die Gelegenheit warten, uns mit der Strafgesetznovelle beizukommen. Richtig! Aber haben wir Socialisten einen Grund für die Mittelstaaten in die Schranken zu treten? Ist das Verhalten weitaus der meisten Mittelstaaten gegen uns nicht genau dasselbe, wie dasjenige des Großstaates Preußen? Wir haben überhaupt nie für deutsche Zerrissenheit geschwärmt, und wir befürchten deshalb doch nicht, daß man uns mit den Nationalliberalen verwechseln wird. Wir sind „Reichsfeinde“, um die von unseren Gegnern uns beigelegte Bezeichnung zu acceptiren; sollen wir aber deshalb es nicht auch acceptiren, wenn das Reich uns den Gefallen thun und den gesellschaftlichen Proceß beschleunigen will, der sich bis zu einem gewissen Grade abgewickelt haben muß, wenn der Socialismus triumphiren soll?

Von einer Stärkung des Reiches durch Ankauf der Eisenbahnen ist doch wohl für die Socialdemokratie Nichts zu fürchten. Die Beseitigung der Anarchie im Eisenbahnwesen hat zunächst die Wirkung, daß günstigere Conjunctionen für denjenigen Theil der Arbeiter eintreten, dessen Existenz auf dem Eisenbahnwesen beruht. Der Wegfall der schrankenlosen Concurrenz wird die Arbeitslöhne in die Höhe treiben, und wenn gleich der Staat auch ein weit aus zu „sparsamer“ Arbeitgeber ist, was Gehälter und Arbeitslöhne betrifft, so ist es doch unzweifelhaft, daß eine festere Gestaltung der Eisenbahnindustrie auf den Stand der Löhne einen günstigen Einfluß ausüben muß. Wenn es der Privat speculation verwehrt sein wird, das Eisenbahnwesen wie bisher zu beherrschen, so wird es wenigstens nicht mehr so oft und

in so großem Maßstabe vorkommen, daß ganze Schaaren von Arbeitern plötzlich broblos, oder daß die Löhne auf das bekannte Niveau „zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel“ herabgeschraubt werden. Mit einem Wort, es wird mehr Ordnung in die productive Thätigkeit kommen und die Lage der Arbeiter sich etwas bessern. Viel freilich nicht; denn selbst beim besten Willen des Staates würde das große Angebot von Händen, die Folge unserer allgemeinen industriellen und socialen Zustände, die Löhne immer wieder herabdrücken. Indessen wäre der Vortheil, wenn er auch nicht groß ist, nicht zu verschmähen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Arbeiter, die halbwegs erträgliche Löhne haben, sich der socialdemokratischen Sache mit größerem Eifer widmen, als jene, die buchstäblich hungern müssen. Das Elend macht stumpf. Wenn also den Arbeitern bessere Conjunctionen geboten werden, so ist damit zugleich ein durchaus practischer Zweck verbunden, und die politische Stärkung, die dem Reich oder Preußen erwachsen würde aus der Erwerbung des sämmtlichen Bahnbetriebs, würde solchergestalt der Socialdemokratie gegenüber paralytirt. Dinehin werden die Kleinstaaten niemals der Reaction im Wege stehen, sobald sich diese auf die Socialdemokraten wirft. Ihr bisheriges

Verhalten zu derselben beweist dies zur Evidenz. Die Stärkung des Reiches oder Preußens durch die Erwerbung der Eisenbahnen übt ihre Rückwirkung nur auf die Kleinstaaten aus, nicht aber auf die Socialdemokratie.

Zweifelsöhne werden „Anarchisten“ und „Antiautoritarier“ diese Ausführungen als „reactionär“ bezeichnen. Das wird uns nicht abhalten, practisch zu sein. Die Socialisten Deutschlands be-nützen das allgemeine Stimmrecht, das der heutige Staat verliehen, und aus denselben Nützlichkeitsgründen, die uns dieses zur Benutzung empfehlen, können wir zustimmen, daß die Eisenbahnen Staatseigenthum auch unter den heutigen Verhältnissen werden.

Practisch sein heißt nicht Principien aufgeben.

Schreiber dieses ist genugsam als strenger Socialdemokrat bekannt und wird sogar von Manchen für einen Fanatiker gehalten. Aber sein socialdemokratisches Gewissen ist ruhig, indem er sich für das Reichseisenbahn-Project erklärt.

Um eine gute Sache und eine neue Idee zum Siege zu führen, bedarf es nicht der Principientreue allein. Man muß verstehen, praktische Thätigkeit und principielle Festigkeit zu verbinden.

—8.

Der 18. März in der Provinz.

Von Jules Guesde.

Was die Revolution vom 18. März gewesen ist, und wie das Pariser Proletariat, gezwungen, den Kampf unter den Bedingungen aufzunehmen, welche ihm durch die Reaction aller Farben auferlegt war, zwei große Monate des Heroismus dem Dienst der gerechtesten Sache gewidmet hat, das weiß man heute — wenig-

stens außerhalb Frankreichs — durch die Veröffentlichungen von Malon, A. Arnduld, Lefrançais und Anderen, die dem Blutbad vom Mai entgangen sind, besonders aber durch das letzte Werk von Lissagaray. *) Man weiß unter Anderem, daß die Sünde

*) Geschichte der Commune von 1871.

der Commune — wenn sie solche hat — nicht Gewaltthätigkeit, sondern Schwäche und übermäßige Milde war, indem sie die Initiative zu der öffentlichen Execution der Geißeln erst ergriff, als man die Pariser Förderliten hinhordete; ebenso weiß man, daß die Feuersbrünste, die man den Communalisten so sehr vorgeworfen hat (und die übrigens nur zum Theil durch sie angestekt waren) auf zweifacher Nothwendigkeit beruhten: einer strategischen, als es galt, die Truppen Mac Mahon's zu verhindern, die Barrikaden durch Oeffnungen zu umgehen, welche rechts und links durch die in bedeckte Gallerien verwandelten Häuser gehauen waren, — das machte es nöthig, Feuer an diese Häuser zu legen; einer revolutionären, als man, um die Idee des Königreichs oder der Herrschaft der Bourgeoisie in seiner greifbaren Gestalt zu vernichten, die Tuileries und das Rathhaus den rächenden Flammen überlieferte.

Alles das ist auf so unwiderlegbare Weise festgestellt, daß nur Diejenigen nicht davon überzeugt sein können, die dabei ein Interesse haben, — die freiwillig Blinden, welche sich die Augen austechen, um nicht zu sehen.

Dagegen ist es — selbst im Ausland — unbekannt, daß eine communalistische Bewegung in der Provinz, welche der Bewegung in Paris entsprach und sie materiell und moralisch unterstützte, existirt hat, und noch weniger hat man über das Wie derselben Näheres erfahren.

Diese Lücke ist es — ihre mannigfaltigen Ursachen auseinanderzusetzen, würde zu weit führen — die ich hier auszufüllen versuchen will, ohne Zweifel nicht so vollständig, wie es diese so trostreiche Seite unserer revolutionären Geschichte verdiente — dazu bedürfte man Bände — aber ausführlich genug, um die interessirten Verläumbungen, nach denen der Arbeiteraufstand von 1871 die Befestigungen der Hauptstadt nicht überschritten hätte und von dem übrigen Frankreich desavouirt

und mißbilligt worden wäre, auf ihr Nichts zurückzuführen.

I.

Erst am 20., in einzelnen Departements sogar erst am 21., erfuhr man die Ereignisse vom 18., d. h. den nächtlichen Angriff auf die Kanonen des Montmartre, den siegreichen Widerstand der Nationalgarde und den Rückzug der Regierung der Herren Thiers, Jules Favre, Ernest Picard, Jules Simon u. s. w. nach Versailles.

In dieser Depesche, einem wahren Meisterwerk der Lüge, war die Execution der Generale Clément Thomas und Ledecomte, die, abgesehen davon, daß die vorausgegangenen Ereignisse und das augenblickliche Benehmen der Opfer sie in vollem Maße rechtfertigten, thatsächlich nur ein durch die Aufregung des Volkes herbeigeführter Zwischenfall war, — diese zweifache Execution, sage ich, wurde als eine überlegte Maßregel hingestellt, die das Central-Comité anbefohlen hätte, um sich einzuführen und seinen Regierungsantritt zu bezeichnen. Die „Ordnungsarmee“ andererseits, die nur noch auf dem Papier existirte, sollte nach der Beschreibung 40,000 Mann stark und im Stande sein, sofort für diese vorläufige Schlappe Genugthuung zu heischen. Und trotzdem erhoben sich, ohne nähere Nachrichten über die zum größeren Theile unbekanntenen Personen abzuwarten, die im Pariser Stadthause tagten, zuerst Lyon, dann nach und nach Saint-Etienne, le Creuzot, Marseille, Toulouse, Narbonne und Limoges und proclamirten unter dem Rufe: „Es lebe Paris! nieder mit Versailles!“ die Commune.

Lyon, welches von Neuem am 30. April die Waffen ergreifen sollte, um diesmal mit seinem Blute sein Solibarverhältniß mit Paris zu besiegeln, wurde in Folge des Abfalls der Bourgeois-Demokraten am 25. März ohne Schwertstreich zum

Schweigen gebracht. Le Creuzot, wo Dumas, ein Handwerker, Bürgermeister war, erlitt dasselbe Schicksal am 26. und Saint-Etienne am 28. März. Marseille hielt länger Stand, bis zum 4. April; es hatte die Ehre eines zwölfstündigen Bombardements und erlebte die ersten summarischen Hinrichtungen von Gefangenen. Toulouse, welches, hätte es nur eine Woche Troß bieten können, den ganzen Süden Frankreichs zu einer allgemeinen Erhebung hingerissen haben würde, verließ sich unglücklicherweise zu sehr auf seinen Präfecten, Duportal, der einzig um seine Amtsstellung besorgt war, und so erlag es am 27. In seinem Falle zog es Narbonne nach sich, wo der heldenmüthige Digeon, trotz der eifrigsten Beihülfe der weiblichen Elemente, den Widerstand, der freilich nunmehr unnütz war, doch nicht länger als bis zum 31. zu verlängern vermochte.

Anderer Bewegungen — in Perpignan am 25. März, in Grenoble am 16. April, in Bourdeaux am 16., 17., 18., in Périgueux am 12. und 13., in Miers am 31., in Foix, in Carillier u. s. w., Bewegungen, die fast sämmtlich bezweckten, den Abgang der zur neuen Belagerung von Paris bestimmten Mannschaften und Kanonen zu verhindern, führten zu keinem günstigeren Ergebnis. Aber wenn auch alle diese verschiedenen gewaltsamen Versuche als Mißlungen zu betrachten sind — wir werden später auseinandersetzen, warum — so sind sie nichtsdestoweniger von Bedeutung: sie bezeugen, daß zumal in den größeren Städten die Forderungen der Pariser verstanden und ermutigt wurden.

II.

Nun rief am 23. März die sogenannte „National“-Versammlung eingedenk der Nothwendigkeit, mit welcher im Jahre 1848 die Nationalgarden von allen Punkten

Frankreichs herbeieilten, ihren Antheil an Pulver und Blei gegen die Juli-Aufständischen darzubringen — die Wähler der Departements zum Beistand auf gegen „die Handvoll Aufwiegler“, wie sie es nannte.

„An das Volk und an das Heer“ wandte sich der Aufruf mit den Worten: „Eure Heldemuth zu bethätigen, ihnen eine energische Unterstützung angedeihen zu lassen — das fordern Eure Vertreter einmüthig von Euch!“

Am 24. März wurde mit 449 gegen 79 Stimmen folgendes Gesetz genehmigt: „In Erwägung, daß die Volkswertretung unter dem Schutze des gesammten Frankreichs steht, und daß in Anbetracht der gegenwärtigen Umstände das Land mit der Armee gemeinsam vorgehen muß, um die Unordnung zu unterdrücken,

„beschließt die National-Versammlung:

„Jedes Departement stellt zur Verfügung der Regierung ein oder mehrere Bataillone Freiwilliger, welche vorzugsweise unter den Leuten zu wählen sind, die in dem Heere, der Marine oder der Mobilgarde gedient haben oder der Nationalgarde angehören.“

Der Minister des Innern seinerseits telegraphirte an seine Präfecten:

„Ein bedeutender Theil der Bevölkerung und der Nationalgarde von Paris wünscht zur Wiederherstellung der Ordnung dringend die Unterstützung der Departements.“

„Bilden und organisiren Sie Freiwilligen-Bataillone, um diesem Appell und demjenigen der National-Versammlung nachzukommen.“

Und was war das Ergebnis dieser wiederholten und verzweifelten Aufrufe?

Die öffentlich in den Präfecturen ausgelegten Werbelisten ergaben nicht 100 Mann pro Departement! Vergebens wurde der Sold von 1 Franc auf 1 Franc 50 Cent. erhöht, zu dem noch die Felddausrüstung hinzutrat; vergeblich wies man auf die

sonst unwiderstehlich wirkende Anziehungskraft der Rangbeförderung hin; umsonst bedrohte man vermöge eines Specialgesetzes Diejenigen, die zum Abmarschiren keine Lust bezeigten, mit zwangsweiser Beförderung — die Freiwilligen fehlten nach wie vor, oder, meldeten sich einige, wie in Bayonne, so war es „um die Republik zu vertheidigen gegen alle Feinde, welche es auch seien oder woher sie kämen“, — oder wie in Besançon das 4. Bataillon der Nationalgarde, „um auf den ersten Trompetenstoß Paris zu Hülfe zu eilen.“

So ging es mit allen Bemühungen ähnlicher Art, die während der ganzen Dauer der Belagerung versucht wurden: keine wollte gelingen. Ja, man mußte selbst von der Bildung einer Ehrengarde für die National-Versammlung, mit der sich dieselbe endlich zufrieden erklärt hatte, absehen, wie aus folgender Bekanntmachung des „Journal officiel“ vom 14. April deutlich hervorgeht:

„Da die Bildung dieses Corps — das aus Officieren der früheren Mobilgarde bestehen sollte — besonderen Schwierigkeiten begegnet, so bringt die Verwaltung zur Kenntniß der Herren Officiere, daß forthin Dienstmeldungen nicht mehr angenommen werden.“

Um eine Armee gegen Paris aufzustellen, sah sich die Versailler Reaction genöthigt, Zwangsmaßregeln anzuwenden; so versetzte sie das 88. Linien-Regiment und das 24. der Jäger, die sich geweigert hatten, sich für sie zu schlagen, nach Afrika; oder sie speculirte auf das „Heimweh“ unserer Gefangenen in Deutschland, welchen die Rückkehr nur unter der Bedingung gestattet wurde, daß sie ihre Freiheit und ihre Waffen gegen ihre Mitbürger anwändten.

III.

Dies Alles ist vollkommen klar, wie mir scheint, und giebt vollständige Aufklärung darüber, nach welcher Seite die

Sympathie, die Wünsche der Provinz, der Landbewohner sich neigten.

Indessen das provinziale Frankreich blieb dabei nicht stehen; entschieden und ausdrücklich erklärte es sich bis zur Schlußkatastrophe zu Gunsten von Paris und gegen Versailles.

Zum Ueberfluß wären noch die Bittschriften zu erwähnen, die alle der Sache, für welche die Pariser kämpften und bluteten, mehr oder weniger günstig gesinnt waren, und die sich seit dem 25. März in Versailles dergestalt aufhäuferten und dadurch der Landjunker-Majorität so großen Schrecken einflößten, daß der „Republikaner“ Dufaure durch sein Mundschreiben vom 30. April befahl, einerseits sämtliche Unterzeichner dieser Bittschriften unter der Anklage des „Verföhnungsverbrechens“ („crime de conciliation“) vor Gericht zu stellen, und andererseits die Gemeinde-Vorstände, von denen die Petitionen zum größten Theile ausgingen, für unwürdig erklärte, die Neuwahlen der Gemeindebehörden zu leiten. Insgesamt wurden sie genöthigt, ihre Stellen den ehemaligen Municipalitäten des Kaiserreichs zu überlassen. Nur ein Mal wurde dem Lande das Wort gestattet, nämlich am 30. April, und da zögerte es nicht, den „Aufständischen“ durch seine Stimmabgabe ein neues Bollwerk zu schaffen.

Ueberall wurde die Abstimmung — die eigentlich nur die Gemeindebehörden betraf — erweitert, ja sie gestaltete sich zu einem wahren Plebisit für oder gegen Paris, für oder gegen Versailles, und in der ungeheuren Mehrzahl unserer 36,000 Gemeinden ging Paris triumphirend aus den Wahlurnen hervor. Ja in Rochefort hielt man es für das Einfachste, die Wahlzettel, anstatt mit dem Namen des Candidaten, mit dem einen Worte zu versehen: „Die Commune von Paris“.

IV.

Was geschah nun am Tage nach diesem kaum erhofften Votum?

1. Die Neuwählten wandten sich an die Versailler Versammlung mit der bestimmten Aufforderung, Frieden mit Paris zu schließen, die Republik auszurufen und ihr bereits erloschenes Mandat niederzulegen. Um einen Begriff von der Anzahl dieser Adressen zu geben, die in der Sache, wenn auch nicht in der Form, übereinstimmten, so vergegenwärtige man sich nur, daß in einem Departement, l'Ardeche, das bekanntlich durchaus nicht zu den fortgeschrittensten gehört, sich allein siebenzehn Gemeinderäthe — nach dem Zugeständnisse des Präfecten — fanden, welche Adressen unterzeichneten und abschickten. In anderen, rötheren Departements, wie z. B. l'Hérault, schlossen sich von dreihundert und etlichen Gemeinden kaum ein Drittel aus.

2. Man beschloß die Abhaltung zweier Congresse von Abgeordneten der neu-erwählten Gemeinde-Vertretungen, zu dem Zwecke, wie das Manifest des Initiativ-Ausschusses besagte, „um über die geeignetsten Mittel und Wege zu berathen, wie dem Bürgerkriege ein Ende zu machen sei, die Gemeinde-Freiheiten gesichert werden könnten und die Republik zu befestigen sei.“ Derjenige der beiden Congresse, welcher auf den 10. Mai nach Bordeaux einberufen war und nach der „Ligue patriotique des villes républicaines“ (nur die Städte waren nämlich einberufen und hatten auf 20,000 Einwohner einen Gemeinderath abzuordnen) benannt wurde, fand allerdings nicht statt, und zwar in Folge eines drohenden Artikels im „Journal officiel“, dessen Schluß folgendermaßen lautete: „Die von den Mitgliedern des Organisations-Comité's veröffentlichten Erklärungen und ihr Programm bekunden, daß der Zweck ihrer Vereinigung nur der ist, zwischen dem Aufstande einerseits und der Regierung

und der National-Versammlung andererseits zu entscheiden. Da sie hierdurch die Autorität der Liga über diejenige der National-Versammlung setzt, so ist es Pflicht der Regierung, von dem ihr nach dem Gesetze vom 10. August 1834 (gewaltsame Auflösung) zustehenden Rechte Gebrauch zu machen. Diese Pflicht, dessen halte man sich versichert, wird die Regierung nicht vernachlässigen. Sie würde zum Verräther an der National-Versammlung, an Frankreich, an der Civilisation werden, wollte sie den Freunden des Communismus und der Rebellion erlauben, sich neben den ordentlichen aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen Gewalten zu constituiren.“ Noch war hier der Muth der Provinz nicht auf gleicher Höhe mit dem guten Willen, wenn es auch nicht an Zeitungen fehlte, die, wie „Die Menschenrechte“ zu Montpellier, anriethen, man möge sich an das Veto der Regierung nicht kehren und an die Gewalt appelliren.

Der andere, der sog. Municipalitäten-Congreß, zu dem alle Stadt- und Landgemeinden Vertreter schicken konnten, wurde am 14. Mai zu Lyon abgehalten, da Versailles gegen die zwanzig und etliche Bataillone der National-Garde des Rhône-Departements, welche sich erboten hatten, denselben gegen jeden Gewaltstreich zu schützen, nichts wagte und nichts wagen konnte. Und obgleich am Tage zuvor ein lügnerisches Telegramm an die verschiedenen Gemeinde-Vorstände von l'Allier, la Gironde, den See-Alpen, Savoyen, la Drôme u. s. w. gesandt wurde, das die Behauptung enthielt: „der Congreß werde nicht stattfinden“, ließen sich dennoch dasselbst sechszehn Departements vertreten. Diese sind: l'Ardeche, les Bouches du Rhône, le Cher, la Drôme, le Gard, l'Hérault, l'Isère, la Loire, la Haute-Loire, la Nièvre, les Pyrenées orientales, le Rhône, Saône-et-Loire, Savoyen, le Var und Vacluse. Er dauerte drei Tage, und einstimmig nahm man folgende

Resolution an, die von fünf Abgeordneten an ihre Adresse befördert werden sollte:

„An den Chef der ausübenden Gewalt der französischen Republik und an die Commune von Paris:

„Die in Lyon versammelten Abgeordneten, Mitglieder der Gemeinderäthe von sechzehn Departements, „bestätigen im Namen der durch sie vertretenen Bevölkerung, daß die Republik die einzige gesetzmäßige und mögliche Regierung des Landes, das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden die einzige Grundlage einer republikanischen Regierung ist, und fordern:

„Die Einstellung der Feindseligkeiten,

„Die Auflösung der National-Versammlung, deren Mandat seit der Unterzeichnung des Friedens erloschen,

„Die Auflösung der Commune,

„Neuwahl des Gemeinderaths in Paris,

„Neuwahlen zu einer Constituante in ganz Frankreich.

„Für den Fall, daß diese Beschlüsse von der National-Versammlung oder der Commune verworfen würden, hätte derjenige der Streitenden die Verantwortung vor der Nation zu tragen, der sich ablehnend verhielte und so drohte, dem Bürgerkriege neue Nahrung zu geben.“

Daß in diesem Schriftstück, wie man bemerkt haben wird, die Auflösung der Commune erst nach der Auflösung der Versailler Versammlung gefordert wird, ist sehr bemerkenswerth.

3. In mehreren Departements begnügte man sich nicht mit der Beschickung des Congresses in Lyon, sondern sandte noch besondere Abgeordnete direct nach Versailles mit dem Auftrage, Paris aus der erdrückenden Umspannung von Feuer und Schwert zu befreien.

Die Delegation des Departements l'Hérault zählte nicht weniger als sechszehn Mitglieder, die mit dem Mandat von über fünfzig Gemeinde-Vorständen des Departements betraut waren. Bei ihrer Abfahrt von Montpellier, am 11., wurden sie von mehr als 15,000 Personen nach dem Bahnhofe begleitet unter beständigen Zurufen: „Es lebe Paris! Befreiet Paris!“ Dreizehn von ihnen wurden, trotz ihres Protestirens, militairischerseits in Laifcaize bei Nevers verhaftet und drei Tage im Gefängniß behalten. Dies Mißgeschick hinderte sie zwar nicht, ihre Reise, sobald sie frei gekommen, fortzusetzen; jedoch kamen sie erst an, als durch Verrath die Versailler schon Herren des Montmartre und anderer strategisch sehr wichtiger Punkte waren.

Der Begleichungsplan, dessen Träger sie waren, unterschied sich übrigens von demjenigen, der auf dem Lyoner Congress beschlossen worden, in keiner Weise, nur legte er besonderes Gewicht auf die Zusammenkunft der neuen Volksvertretung in Paris selbst.

Der Bericht, den sie nach ihrer Zurückkunft ihren Auftraggebern erstatteten, mußte ebenso wie derjenige der Congress-Delegirten für Versailles vernichtend ausfallen; er sprach offen aus, daß man dort „niemals eine andere Lösung des Conflicts als die durch Kanonen gewollt habe.“

V.

Zum weiteren Beweise der communalistischen Gesinnungen des provincialen Frankreichs muß ich noch die Berichte der Präfecten und der Präsidenten der Gerichtshöfe anführen, die an die berückichtigte zur Untersuchung der Ereignisse des 18. März eingesetzte Commission gerichtet waren. Diese aus ganz unverdächtiger Quelle fließenden Berichte würden allein genügen, die Frage, welche ich hier klarstellen will, zu erledigen.

„Die untere Klasse, insbesondere die Arbeiterklasse, erging sich öffentlich in Wünschen für den Triumph der Commune“ — so schrieb der Präsident des Stadtgerichts von Besançon.

„Die Ackerbauer hier (im Departement der Nieder-Alpen) sind arm,“ meldete der Präsident des Gerichtshofs von Aix, „sie haben sich nicht gerührt; aber sie sandten zahlreiche Auskundschafter nach Marseille, und ohne Zweifel wäre Aufstand unter ihnen losgebrochen, wenn der von Marseille erfolgreich gewesen wäre.“

Ferner in Betreff des Departements Var: „Die Arbeiter richteten ununterbrochen ihr Augenmerk auf die Ereignisse in Paris und Marseille; mit Aengstlichkeit haben sie die verschiedenen Wandelungen verfolgt und warteten nur auf die Nachricht von einem gesicherten Erfolge, um die Commune auszurufen.“

Ähnlich lautete die Redeweise des Präsidenten des Gerichtshofes von Bourges: „Ich muß mit Betrübniß constatiren, daß in mehreren Punkten des Bezirks, ganz besonders in den Departements le Cher und la Nièvre, die verabscheuungswürdige Unternehmung der Commune die lebhaftesten Sympathien und Hoffnungen hervorgerufen hat. In Vierzon wünschte und erhoffte man den Sieg der Commune, man erwartete ihn etc.“

Aber so belehrend diese Citate auch sein mögen, bin ich doch genöthigt, dieselben abzubrechen. Ich muß mich beeilen, zu einer Begebenheit zu kommen, die gründlicher als irgend etwas uns in Stand setzt, die Lage in den Departements zu beurtheilen, nämlich die Ergänzungswahlen zum gesetzgebenden Körper vom 2. Juli.

Zu dieser Zeit waren mehr als vier Wochen vergangen, seitdem die Commune mit ihren letzten Vertheidigern gefallen war. Ueberall herrschte Schrecken, in Folge des Belagerungszustandes, der schwer auf zweiundvierzig Departements lastete, in Folge der Kriegsgerichte, die ihr un-

heimliches Geschäft begannen, und der Pontons, wo sich fortdauernd „die Verdächtigen“ anhäuften. Auf der anderen Seite waren die Besiegten Zielpunkt der abscheulichsten Verläumdungen, die sich in Fluthen aus einer Presse, welche selbst nicht vor Fälschungen der Thatfachen zurückschreckte, über sie ergossen. Und trotz alledem sprachen sich von den 45 Departements, welche außerhalb des Seine-Departements abzustimmen hatten, 32 mit ungeheurer Mehrheit gegen die Sieger aus und bestätigten auf diese Weise auch ihrerseits die Forderungen der Pariser, wenn auch nicht alle, so doch wenigstens einen bedeutenden Bruchtheil derselben.

Von den 92 Erwählten waren 75, die mehr als anderthalb Millionen Stimmen in sich vereinigten, bis auf den Grund „anti-versaillistisch“. Und daß man sich darüber keinerlei Täuschung hingeben konnte, marschirte an der Spitze Ferrouillat, einer der Abgeordneten des Lyoner Congresses, in dessen Salons derselbe abgehalten worden, Cazot, Delegirter des Departements Gard zum selben Congress; Fourcaud aus Bordeaux, welchen die Demokratie der Gironde nach Versailles geschickt hatte, um gegen das Bombardement von Paris Widerspruch zu erheben; Ordinaire, dessen communalistische Anschauungen für Niemand Geheimniß waren, u. s. w. Andernorts, wie in Bourges, waren die Candidaten, die in ihrem Glaubensbekenntniß sich die zu Gunsten der Pariser gethanenen Schritte „als die größte Ehre ihres Lebens“ angerechnet hatten, „kaum zwei- bis viertausend Stimmen von ihrem Erfolge entfernt“. Und ausdrücklich enthielt das Mandat Aller, das freilich nicht Alle bis an's Ende erfüllten: Amnestie für alle Handlungen, die sich an die Commune knüpfen, und Auflösung der National-Versammlung, welche Paris den Parisern genommen hatte.

VI.

Es ist also durchaus unbestreitbar, daß im Jahre 1871 nicht die geringste Scheidung zwischen der Pariser Demokratie und der provincialen bestanden hat, und wenn letztere es möglicherweise, ja wirklich an Thakraft fehlen ließ, so war sie doch im Grunde den „Föderirten“ günstig gesonnen. Höchstens kann man zugestehen, daß es weniger die socialistische als die politische Seite der Commune, nämlich die Forderung der Republik und des Selbstbestimmungsrechts der Gemeinden, war, welche von der Provinz beifällig aufgenommen wurde. Aber wem dürfte nicht einleuchten, daß für die großen Städte, wo ja die Arbeiter die überwiegende Mehrheit bilden, wenn sie einmal die beiden vorerwähnten Punkte errungen, zur unbeschränkten Verfügung über die öffentliche Gewalt, über ihre Verwaltung und ihre Gesetzgebung gelangt wären, — die ökonomische Revolution nur eine Frage von Monaten, ja vielleicht nur von Wochen gewesen wäre? *)

Daß nun bei einer solchen Lage der Dinge es den Departements, die doch zum größten Theil Mitschuldige von Paris waren, nicht gelungen ist, Paris — ich will nicht einmal sagen, zum Sieg zu verhelfen, sondern nur zu retten, mag im ersten Augenblick — ich muß es gestehen — unerklärlich erscheinen, ist jedoch allen Denjenigen, welche die Ereignisse jener Zeit mitgemacht haben, leicht erklärlich.

Dieser unglückliche Ausgang kann nach meinem Dafürhalten auf drei Hauptursachen zurückgeführt werden:

Zunächst war die Besetzung von über ein Drittel des Gebiets durch die deutschen Armeen ein Umstand, der die besten Bürger lähmte und selbst in Paris an

15. März zukünftige Föderalisten zu Schreiber Dieses sagen ließ, daß der von ihnen Allen schon als unvermeidlich betrachtete Kampf in keinem Fall vor der vollständigen Räumung des französischen Gebiets ausbrechen würde. Und hätte nicht die Furcht vor einem erneuten Angriff der preussischen Truppen obgewaltet, womit zu öfteren Malen durch die Zeitungen der Ordnungsmänner gedroht wurde, das ganze Rhönethal wäre wie eine Pulvermine geplagt.

Sodann war es die Haltung und Sprache der äußersten Linken der Versailler Versammlung, der Louis Blanc und anderer Verbannter der Republik von 48 und des Kaiserreichs, deren Prestige noch unangestastet war, und die nicht aufhörten, im Vereine mit Herrn Thiers überall kundzugeben, daß die Existenz der Republik nur durch die Empörer gefährdet sei und diese Behauptung durch ihre persönliche Anwesenheit in den Reihen der Bombardirer von Paris unterstützten. Hätten diese Glenden — zum größten Theil Erwählte der Pariser Bevölkerung — nur ein Wort gesagt, nur die geringste Geberde zu Gunsten der großen Stadt gemacht — hätten sie sich, wie es ihre Pflicht als Mandatäre war, und wie es das republikanische Central-Comité des Departement Lot-et-Garonne von ihnen verlangte, in corpore nach der Ex-Hauptstadt in die Mitte ihrer Wähler begeben, und hätten sie die Demokratie der Departements um Hülfe angegangen: so wären von einem Ende Frankreichs bis zum andern die Waffen ergriffen worden; die National-Versammlung, nunmehr auf ihre monarchisch gesinnte Mehrheit beschränkt, wäre im Zeitraum von weniger als einer Woche fast ohne Blutvergießen wie weggeblasen gewesen.

Schließlich erfreuten sich seit dem 4. September die mit etwas mehr Thakraft ausgestatteten Gemeinden der vollkommensten Selbstständigkeit, wenn auch nicht rechtlich, so doch, in Folge der

*) Diese Behauptung scheint uns etwas zu weit zu gehen. Wäre sie richtig, so müßte in gewissen Städten der Schweiz z. B. die sociale Republik schon längst erklärt sein.

Anm. der Red. der „Zut.“

Einschließung der Centralregierung in Paris, faktisch. Da, wo die Arbeiter die Mehrheit hatten, hatten sie sich, wie z. B. in Cette und in Beziers, der Bürgermeisterei bemächtigt und verwalteten in Form von Gemeinderaths-Ausschüssen die Localität, die sie noch in der Eigenschaft als Nationalgarde inne hatten. Und ohne zu bedenken, daß mit der Niederlage von Paris ein solcher Stand der Dinge nicht andauern würde, unmöglich andauern könnte, frugen sie sich, was sie bei einer selbst siegreichen Erhebung mehr erlangen würden, als sie jetzt schon besäßen!

Ja, selbst bis in die Commune verstieg sich diese unselbige Meinung, denn sie stellte die am 18. März vollzogene Revolution als eine rein municipale, nur Paris an-

gehende dar; und indem sie zu gleicher Zeit wiederholentlich erklärte, daß sie allein genügende Kraft besitze, um mit Versailles fertig zu werden, verurtheilte sie eine Menge braver Leute zur Unthätigkeit, die es sich sonst zur Pflicht gemacht hätten, mit den Waffen zur Hülfe zu kommen, wenn man ihnen klar gesagt hätte, wie es sich verhielte, nämlich, daß der Sieg nur um den Preis ihres Eintritts in die Kampfesreihen möglich sei.

Das sind — ich wiederhole es — die Ursachen, welche bewirkten, daß eine Bewegung mißlang, welche mehr als zwei Drittel des Landes für sich hatte; andere giebt es nicht. Die volle Richtigkeit dieser unserer Ansicht wird die Zukunft bestätigen. —

Zur Gewerbe-Hygiene.

Von Dr. med. — I. —

(Fortsetzung.)

Vor vier Wochen tagte, wie noch gewiß allgemein erinnerlich ist, zu Kürnberg die fünfte Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege. Auf der Tagesordnung derselben stand als einer der wichtigsten Verhandlungs-Gegenstände: „die praktische Durchführung der Fabrik-Hygiene“. Obgleich das Thema scheinbar über den uns augenblicklich beschäftigenden Punkt der Gewerbe-Hygiene hinausgeht, sei es uns doch gestattet, die vorgeschlagenen und mit geringen Modificationen angenommenen Thesen anzuführen. Vorgelegt waren dieselben von den Herren Regierungs- und Medicinalrath Dr. Meyer, Bankier Feustel und Dr. Schuler. Sie lauteten:

1. Die Gewerbe-Ordnung des deutschen Reiches enthält zwar Bestimmungen, welche die Durchführung der Fabrik-Hygiene b. h.

den Schutz und die Sicherung von Leben und Gesundheit der in gewerblichen Anlagen beschäftigten Arbeiter, wie der Einwohner in sehr wesentlichen Punkten ermöglichen, bedarf jedoch noch mehrfacher Ergänzungen.

II. Vom Standpunkte der Hygiene sind folgende Ergänzungen anzustreben:

1. die thunlichste Ausdehnung des gesetzlichen Schutzes auf alle gewerblichen Arbeiter, welche in geschlossenen Arbeitsstätten beschäftigt werden. (Werkstätten, Hausindustrie);
2. das Verbot der ständigen Beschäftigung von Kindern vor vollendetem 14. Lebensjahre. Sofern dies Verbot gegenwärtig noch nicht zu erreichen, sollte doch mindestens bestimmt werden, daß Kinder im Alter von 12 — 14 Jahren nur in den

Nachmittagsstunden ständig beschäftigt werden dürfen;

3. die Ausdehnung des für Kinder und junge Leute bestehenden Verbotes der Nachtarbeit auf sämtliche weibliche Arbeiter;
4. das Verbot der Sonntags-Arbeit, soweit dies nicht bei gewissen Industriebetrieben Abänderungen erleiden muß;
5. die Verpflichtung der Arbeitgeber zur Einführung angemessener Mittags- und event. sonstiger Ruhepausen, deren Feststellung die höhere Behörde unter Berücksichtigung der Art des Gewerbebetriebes zu genehmigen hat;
6. die Verantwortlichkeit der Arbeitgeber für angemessene Verpflegung der von ihnen beschäftigten auswärtigen Minderjährigen;
7. die Befugnis der höheren Behörden, die Arbeit von Minderjährigen und weiblichen Arbeitern in besonders gesundheitsgefährlichen Arbeitsstätten zu untersagen, resp. die Zulassung nur nach vorheriger Constatierung der erforderlichen körperlichen Kräftigkeit und Gesundheit zu gestatten, wohingegen die Befugnis, für einzelne geringere körperliche Anstrengung bedingende Industriezweige die zehnstündige Arbeitszeit der jungen Leute in einer der Beschäftigung der Erwachsenen sich anschließenden Dauer abzuändern, keinen erheblichen Bedenken unterliegt (?)

Wöchnerinnen sind mindestens 14 Tage von der Fabrikarbeit auszuschließen, und ist deren Wiederzulassung von dem ärztlichen Nachweis der Arbeitsfähigkeit bedingt.

III. (These von Dr. Beyer:) Im Hinblick auf die gegenwärtige Lage, wie die voraussichtlich zu erreichenden Ergänzungen der Gesetzgebung und in Anbetracht der tatsächlich günstigen Gestaltung (?) der

gewerblich-hygienischen Verhältnisse erscheint die gesetzliche Einführung einer Normal-Arbeitszeit vom Standpunkt der Hygiene nicht als Bedürfnis.

(Antithese von Dr. Schuler, auf dessen Seite wir uns unbedingt stellen müssen:) Es ist ein Normal- (Maximal-) Arbeitstag einzuführen, da der Fabrikarbeiter nicht die Freiheit, sehr oft auch nicht die Einsicht besitzt, sich einer übermäßigen Ausbeutung seiner Arbeitskraft zu entziehen, die ihn in sanitärischer, wie moralischer Beziehung, sowie auch in seinem Familienleben schädigt. Weder der Erwerb des Arbeiters, noch auch seine Produktion werden durch eine mäßige Reduktion der Arbeitszeit, die jedoch in keinem Falle mehr als elf Stunden Arbeit gestatten sollte, vermindert.

IV. Das Concessions-Verfahren bei den im § 16 der Reichs-Gewerbeordnung aufgeführten gewerblichen Anlagen ist im Wesentlichen ausreichend, die Nachbarschaft gewerblicher Anlagen gegen Gesundheitschädigungen oder erheblichere Belästigungen zu sichern, sofern den zuständigen Behörden die geeigneten technischen Kräfte zur Seite stehen.

V. Dagegen gewährt die Concessionspflichtigkeit der im § 16 aufgeführten Anlagen, sowie die den Unternehmern nach § 107 der Gewerbeordnung allgemein obliegende Verpflichtung, „alle Einrichtungen zur Sicherung der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit zu treffen“ in Wirklichkeit keinen ausreichenden Schutz der gewerblichen Arbeiter, weil die große Mehrzahl derselben in Fabriken beschäftigt ist, welche der Concessionspflicht nicht unterliegen, dennoch aber für die Gesundheit der Arbeiter erhebliche Gefährdungen bieten, und weil die nach der Errichtung einer Fabrik von den Unternehmern zu treffenden Anlagen sehr häufig nicht im Stande sind, die bei der Errichtung gemachten hygienischen Fehler zu beseitigen. Es bedarf deshalb mindestens jede eine größere Anzahl Arbeiter beschäftigende ge-

berthliche Anlagen der zur Erhaltung der Gesundheit der Arbeiter und Arbeiterinnen, so auch der lebenswichtigen öffentlichen Gebäude und Dienstleistungen.

VII. Da das Gebiet der Gewerbehygiene sich in zwei Richtungen nach zwei verschiedenen Seiten hin erstreckt, so sind:

- a. um die Verhütung von Gefährdungen und Schädigungen durch höhere Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Ätzen, Erschöpfung u. dgl. m.,
- b. um die Verhütung von Gefährdungen und Schädigungen im engeren Sinne durch übermäßige Arbeit, ungesunde oder überfüllte Arbeitsräume, schlechte oder verdorbene Luft, Unreinlichkeit, Staub, schädliche Ausdünstungen, irrespirable oder giftige Gase, Verarbeitung von schädlichem Rohmaterial oder directen Giften, Verunreinigung des Bodens, der Gewässer u. dgl.) handelt,

so sind zur Durchführung der Gewerbehygiene Sachkundige erforderlich, welche einerseits die fundamentale Vorbildung als Techniker (Ingenieure), andererseits die Vorbildung als Arzt besitzen.

VIII. Weder die Vorbildung als Techniker noch als Arzt befähigen an und für sich allein zu einer wirklich erfolgreichen Thätigkeit auf dem Gebiete der Gewerbehygiene, und ist es deshalb Aufgabe des Staates, dafür Sorge zu tragen, daß den mit der Durchführung der Gewerbehygiene betrauten Beamten die erforderliche theoretische und praktische Ausbildung zu Theil wird.

IX. Die Anstellung besonderer staatlicher Beamten zur Beaufsichtigung der zum Schutz der jungen Leute erlassenen Bestimmungen (§ 132 d. B. D.) erscheint, da diese Aufsicht keine Vorbildung erfordert, kein eigentliches Bedürfnis, während eine gewisse, den polizeilichen Charakter möglichst vermeidende Beaufsichtigung des

Gewerbewesens in hygienischer Beziehung als ein Bedürfnis bezeichnet werden muß.

IX. Zur practischen Durchführung dieser Beaufsichtigung empfehlen sich folgende Einrichtungen:

1. die Bildung von Fabrik-Commissionen nach Gemeinden, Städten oder Kreisen mit einem staatlich ernannten oder bestätigten Vorsitzenden, welche zu ihren Mitgliedern außer Aerzten, Chemikern, Technikern u. dgl., auch eine entsprechende Anzahl Gewerbetreibender zählen müssen. Aufgabe dieser Commissionen ist die Beaufsichtigung der in ihrem Bereich belegenen gewerblichen Anlagen und die Assistentz der Behörden in allen einschlägigen, das Gewerbewesen berührenden hygienischen Fragen;
2. die Bildung von Vereinen für gewisse Industriezweige, welche nach Art der Vereine zur Ueberwachung der Dampfessel ihre Maschinen, Feuerungs-Anlagen u. dgl. durch einen besonders dazu qualificirten Techniker mit amtlichem Charakter in sicherheitlicher Beziehung überwachen lassen;
3. die sachgemäße Organisation der ärztlichen Dienstes bei den Hilfskassen. Es genügt nicht, daß die gewerblichen Kassen ihren Mitgliedern im Fall der Erkrankung ärztliche Behandlung gewähren; der Kassenarzt muß vielmehr gehalten sein, sich mit der Beschäftigungsweise der Mitglieder und mit den dadurch bedingten Gesundheits-Gefährdungen genau vertraut zu machen, die Arbeitsstätten und gewissen Fristen zu besuchen u. dgl., und es muß demselben eine angemessene prophylactische Einwirkung gesichert sein;
4. die Anstellung einiger höherer staatlicher Beamten, welche neben der erforderlichen allgemeinen Qualifi-

cation auch die entsprechende technisch-hygienische resp. ärztlich-hygienische Ausbildung besitzen, und welchen die Wahrnehmung der staatlichen Oberaufsicht, sowie die Leitung des Gewerbewesens in hygienischer Beziehung obliegt.

X. Die für die Hygiene der gewerblichen Arbeiter so wichtigen sogenannten Wohlfahrts-Einrichtungen (angemessene, gesunde Wohnungen, Consum-Bereine, Pensions-Kassen, Altersversorgung-Anstalten u. dgl.) gehören zwar naturgemäß (?) in den Bereich der freiwilligen (?) Thätigkeit; es ist jedoch die Aufgabe des Staates wie der Gemeinde, die darauf gerichteten Bestrebungen in die richtigen Bahnen zu leiten resp. zu fördern.

Soweit der Congreß der Hygieniker zu Nürnberg.

Wir können uns in socialer Beziehung, wenigstens soweit die augenblicklich von uns in Betracht gezogenen Punkte der Gewerbe-Hygiene in Frage kommen, zufrieden erklären. Wir werden diesen Congreß in seinen Verhandlungen und Beschlüssen über die Fabrik-Hygiene in dieser Zeitschrift noch einer besonderen Betrachtung unterziehen, sobald die authentischen Nachrichten und Beschlüsse darüber vorliegen; hier wollen wir nur constatiren, daß unsere socialistischen Anschauungen nicht über die der Wissenschaft hinausgehen, sondern mit ihr conform sind. Wir sind aber allerdings der Meinung, daß die hygienischen Forderungen der Gewerbe-Hygiene schwer oder gar nicht in den jetzigen Staat hineinpassen, daß zu ihrer Durchführung eine andere sociale Ordnung geschaffen werden muß.

III. Hygienische Erfordernisse für die Arbeiter außerhalb der Fabrik.

Es kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, wozu man sich leicht in diesem Falle hingezogen fühlen könnte, über die gesammte Wohlfahrt der Arbeiter zu sprechen, soweit sie die sociale Lage

überhängt bedingt, weil wir damit auf das Gebiet der großen Arbeiterfrage übergehen; wir wollten vielmehr nur die speciellsten Erfordernisse hier erörtern, welche dem Arbeiter zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur Sicherung seiner Lebens-Existenz nothwendig sind.

Da treten uns besonders drei große Gesichtspunkte entgegen. Es sind dies die Ernährungs-, Wohnungs- und Arbeitsunfähigkeits-Frage.

Die erste Bedingung, welche hier im Allgemeinen zu stellen ist, geht dahin, daß der Arbeiter soviel durch seine Arbeit verdienen muß, daß er sich seiner Anstrengung gemäß ernähren, daß er menschenwürdig wohnen kann, daß er bei eingetretener Erkrankung Geld und Zeit zur nöthigen Wiederherstellung seiner Gesundheit und seiner geschwundenen Kräfte hat, sowie endlich daß bei eingetretener Arbeitsunfähigkeit die nöthige Invalidisirung eintreten kann. —

Die Ernährungsfrage. — Der Arbeiter soll sich, seine Frau und seine Kinder ernähren. Darnach muß sich sein Verdienst bemessen.

Ein normaler Arbeiter gebraucht nach Professor Voit, der einen mittleren Normalmaß für einen erwachsenen Menschen nach genauen Studien festgesetzt hat, innerhalb 24 Stunden:

	Gr.	Gr.
an Eiweiß	137, in 7 Tagen	959
" Fett	173, "	1511
" Kohlenhydraten	356, "	2492

Seine Frau, die wir uns als nicht anstrengend arbeitend denken wollen, würde innerhalb 24 Stunden bedürfen:

an Eiweiß	137 Gramm
" Fett	72 "
" Kohlenhydraten	283 "

Zwei Kinder im eßfähigen, aber noch nicht schulpflichtigen Alter, würden mindestens etwa soviel als die Mutter bedürfen.

Demnach ergäbe sich für eine Familie

von Mann, Frau und 2 Kindern ein Bedarf von täglich:

411 Gr. Eiweiß,	in 1 Woche	2877 Gr.
317 " Fett,	"	2219 "
922 " Kohlenhydr.	"	6454 "

Diese Massen sind, wie wir hier kurz anführen wollen, zur Erhaltung der Kräfte: also zur Arbeit, zur Erhaltung der Eigenwärme: also des Lebens nothwendig.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Ernährung an sich genauer einzugehen. So viel steht jedoch fest, daß nach keiner Richtung die Ernährungsweise der arbeitenden Klassen eine genügende ist. Das erhellt schon aus der einfachen Thatsache, daß die Familie in angeführter Zahl täglich ca. 450 Gramm Fleisch — ohne Knochen — zur ordentlichen Ernährung bedürfen würde.*)

Welche Familie im Arbeiterstand ist im Stande, sich dies täglich anzuthun?

Berechnet man die obigen Angaben Voit's nach einfachen Stoffen, so stellt sich der mittlere Bedarf eines thätigen Arbeiters auf 128 Gramm Stickstoff und 2296 Gramm Kohlenstoff. In Deutschland hat man noch keine Erhebungen im großen Maßstabe darüber angestellt, wie weit die factische Ernährung des Arbeiters und seiner Familie unter der Norm steht. Man hat das aber in England gethan.

Dr. Edw. Smith hat im Jahre 1862 auf Antrag des Directors des englischen Central-Gesundheitsamtes John Simon's und unter Zustimmung des Geheimrathes die Ernährungsverhältnisse der Bewohner von Lancashire und Cheshire, die in Armut und Elend verfallen waren, untersucht. Im folgenden Jahre untersuchte er auch noch andere Districte und damals namentlich die wöchentliche Kost von 634 nur mit gesunden Mitgliedern versehenen Haushaltungen, von denen 125 ärmere

*) Man könnte vom vegetarischen Standpunkte aus gegen die Voit'sche Untersuchungsweise und seine Resultate Einspruch erheben; indessen würde die Polemik über diesen Punkt in dieser Zeitschrift zu weit führen.

Anmerk. d. Red.

häusliche Arbeiter und 509 Landarbeiter betrafen. Dr. Smith nahm nach seinen Untersuchungen als Maß der täglichen Nahrung, wobei das menschliche Leben so eben seine Existenz fristen kann, für eine Frau einen Gehalt von 11,7 Gramm Stickstoff und 253 Gramm Kohlenstoff d. h. ungefähr soviel wie in 900 Gramm guten Weizenbrotes enthalten ist, an, und für einen mäßig beschäftigten Mann 13 Gramm Stickstoff und 279 Gramm Kohlenstoff, d. h. etwa entsprechend 1000 Gramm Weizenbrot. Nach ihm bedarf also ein Erwachsener in einer Woche, der nur mäßig arbeitet, 86,4 Gramm Stickstoff und 1860 Gramm Kohlenstoff, eine Quantität, welche nach der Voit'schen Berechnung, wie oben angegeben, entschieden zu gering ist. Dennoch fand Smith als wirklichen täglichen Durchschnittsverbrauch bei 42 Seidenweber-, bei 31 Schneider-, bei 10 Handschuhmacher-, bei 21 Schuhmacher- und 21 Strumpfwerber-Familien nur 77,4 Gramm Stickstoff und 1876 Gramm Kohlenstoff.

Man darf bei dieser Aufstellung nicht vergessen, daß sie in England gemacht ist, wo man an sich noch mehr Fleisch isst und überhaupt an bessere Kost gewöhnt ist, als in Deutschland. Was würde also bei einer Untersuchung dieser Verhältnisse in diesem Lande herauskommen?

Wir haben eine ungefähre Angabe dafür aus dem Jahre 1869. Der königliche Kreisphysikus Dr. L. Böhm in Luckau theilte damals mit*), daß er nach vielen Nachfragen bei einigen 50 Familien aus dem niedern Arbeiter- und Tagelöhnerstande im Durchschnitt als richtig folgenden Verbrauch an Nahrungsmittel bezeichnen könne:

Eine solche Familie verzehrt täglich 1—1¼ Meße Kartoffeln, 1—1½ Loth Kaffee, ¼ Pfd. Fleisch, wöchentlich ½ Pfd. Butter oder Schmalz, 12 Pfd. Roggen-

*) Cf. Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege I. pag. 376 ff.

brot, $\frac{3}{4}$ Quart Milch, $\frac{1}{8}$ Meße Mehl und am Sonntag $\frac{1}{2}$ Pfd. Fleisch, $\frac{1}{8}$ Meße Erbsen oder Hirse, $\frac{1}{8}$ Pfd. Reis nebst $\frac{1}{4}$ Meßen Kartoffeln.

Rechnen wir, sagt genannter Autor, von den Eiweiß enthaltenden Stoffen selbst den höchsten Procentsatz an, daß also eine solche Familie, wie dies in Wirklichkeit nie geschieht, die besten Kartoffeln mit

8 $\frac{1}{2}$ Mß. Kartoffeln ca. 41 Pfd. =	20500 Gr. =	410 Gr. eiweißartiger Stoffe.
1 $\frac{1}{2}$ „ Mehl „ 2 $\frac{1}{4}$ „ =	1125 „ =	67,5 „ „ „
1 $\frac{1}{4}$ Pfd. Fleisch =	875 „ =	99,5 „ „ „
$\frac{1}{8}$ „ Reis =	250 „ =	10 „ „ „
12 „ Brot =	6000 „ =	300 „ „ „

Summa 887 Gr. eiweißartiger Stoffe.

Derfelbe Autor ist auch Arzt in der Gefangenenanstalt genannter Stadt. Dort erhielt zu der bezeichneten Zeit jeder männliche Gefangene etwa täglich 70—78 $\frac{1}{2}$ Gr. eiweißartige Stoffe. „Nehmen wir, sagt er deshalb, von obiger Summa die Hälfte für den Mann in Anspruch, so beträgt sie täglich nur höchstens 64 Gramm Eiweiß, und es ergibt sich also, daß der Arbeiter oft bei großer Anstrengung und Last, welche durch die Sorge um Beschaffung des täglichen Brotes noch erhöht wird, 6—14 $\frac{1}{2}$ Gramm Eiweißstoffe weniger erhält, als der Gefangene, der durch die pünktliche Verabreichung jeder Nah-

2 pCt., das beste Roggenmehl mit 5 pCt., das beste Fleisch mit 11,5 pCt. Eiweiß in 100 Grammen erhalte, und lassen wir dafür die Milch außer Betracht, die doch nur in sehr verdünntem Zustande als Färbungs- und Geschmacksverbesserungsmittel dem Kaffee zugesetzt wird, so verbrauchen also Mann, Frau und ein etwa 5-jähriges Kind pro Woche:

rungsfürge enthoben wird, und es ist nicht zu verwundern, daß der unter solchen Verhältnissen lebende Arbeiter den opponirenden Körper durch Branntweingenuß anstachelt, das tägliche Brot zu verdienen, und im Alkohol ein Surrogat zu suchen für die fehlenden Kraft und Elasticität erzeugenden Nahrungsmittel.“

Waltet demnach bei der jetzt herrschenden Ordnung nicht die größte Unordnung ob, die man sich denken kann? Nicht einmal des Leibes Nothdurft und Nahrung soll sich der arbeitende Mensch erringen können?

(Fortsetzung folgt.)

Recensionen.

Franz Mehring. Die deutsche Socialdemokratie. Ihre Geschichte und ihre Lehre. (Bremen, Schünemann. 1877. 230 S.)

Nachdem dieses Buch von einem weitverbreiteten liberalen Blatte als eine „nahezu classische Studie“, als eine „befreiende That“ gepriesen worden ist, sehen wir uns veranlaßt, wenigstens dem theoretischen Theil desselben eine kurze Auseinandersetzung zu widmen. — Der Verfasser bemüht sich hier hauptsächlich, zu zeigen, daß die Aufhebung der individuellen Bedarfsbestimmung die unauweichlichste Consequenz des socialistischen Princips sei. „Sobald ihr irgend welcher

Spielraum gelassen wird, hört die Arbeit auf, alleinige Werthbildnerin zu sein; die Werththeorie von Marx und mit ihr die rechtliche Grundlage des socialdemokratischen Staates ist zerstört.“ — Diese Beweisführung geht, wie man sieht, von dem Axiom aus, als stehe und falle die wissenschaftliche Begründung der socialdemokratischen Forderungen mit der Werththeorie von Marx. Nichts ist irrthümlicher. Ohne hier in eine ausführliche Besprechung dieser Theorie einzugehen, können wir aussprechen, daß im socialistischen Staat jedenfalls nicht die Producte in der Weise unter die Menschen vertheilt werden, als Jeder zu ihrem Werthe beitragen wird, noch daß der von

Jedem verwandten Arbeitszeit. Denn jener Werth oder Preis wird sich nicht nur nach der in der Waare verkörperten „allgemein menschlichen gesellschaftlich notwendigen Durchschnittsarbeit“ richten können, sondern auch nach dem Verhältnis der vorhandenen Menge dieser Waaren zu den Bedürfnissen der Gesellschaft.^{*)} Da dieses Verhältnis nicht in der Macht des einzelnen Arbeiters liegt, noch liegen können wird, so wäre es in hohem Grade ungerecht, ihn nach dem Maße zu entlohnen, als er Werthe erzeugt hat. — Aber selbst, wenn allgemein menschliche Durchschnittsarbeit der einzige Factor der Preisbestimmung sein könnte, würde man keineswegs socialistisch handeln, wollte man die Werthanweisungen nach dem Maße der Arbeitszeit berechnen. Würde nach einem derartigen Maßstabe verfahren, so müßten Alle, die nichts oder wenig arbeiten können — Greise, Kinder, Schwache, Kranke — verhungern oder verkümmern; es würde nicht in jedem Fall und soweit dies möglich ist, derjenige mehr von den Producten bekommen, der mehr Mühe und Unannehmlichkeit bei ihrer Erzeugung gehabt hat u. s. w.

Die Marxistische Werththeorie, hatte Mehring gesagt, wäre nur unter der Bedingung, daß die individuelle Bedarfsbestimmung aufhörte, richtig, — was übrigens auch falsch ist und, wie aus einer Anmerkung S. 200 hervorgeht, von dem Verfasser selbst besser gewußt wird —; da nun ohne die Marxistische Theorie der socialdemokratische Staat nicht bestehen könne, so müsse die Bedarfswahl abgeschafft werden. Dieser Beweis ist hin-fällig, weil die fragliche Theorie gar nicht

^{*)} Lassalle und andere Schüler von Marx haben dem Begriff „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit“, unter welchem Marx versteht: „Arbeitszeit, erheischt, um irgend einen Gebrauchswerth mit den vorhandenen gesellschaftlich normalen Productionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrade von Geschid und Intensivität der Arbeit herzustellen“ noch den Sinn beigelegt: Arbeitszeit, erforderlich, um das für die realen Bedürfnisse der Gesellschaft nöthige Quantum Producte zu liefern. Der Unterschied ist in die Augen springend; doch ist diese Auslegung, wie auch Schäffle, Luintessenz des Socialismus, 3. Auflage, S. 48 bemerkt, eine der Marxistischen Theorie, wenigstens soweit diese in „Kapital“ entwickelt ist, fremde.

den Anspruch erheben kann, für die Preisbestimmung oder die Vertheilung im Zukunftstaate maßgebend zu sein; und damit wäre eigentlich Mehring bereits genügend widerlegt. Nichtsdestoweniger wollen wir noch positiv zeigen, daß eine Bedarfswahl mit den socialistischen Principien durchaus verträglich ist. —

Es sind im Grunde nur zwei Bedenken, die man gegen die Forderung, Jedem die Verwendung seiner vom Staate erhaltenen Werthanweisungen nach eigenem Gutdünken zu überlassen, vernünftigerweise geltend machen kann. — Der erste und beliebteste Einwand ist: im socialistischen Staat wolle man ja doch die Production nach dem voraussichtlichen Bedarf regeln, und es müsse demnach die Consumtion bis in's Detail im Voraus festgestellt werden. Man vergißt zweierlei bei dieser Argumentation: einmal, daß eine mathematische Vorherbestimmung des Bedarfs sowohl wie der Production schon deshalb nicht möglich ist, weil sich nicht mit mathematischer Genauigkeit berechnen läßt, weder wie viel Menschen zu einer gewissen Zeit leben und welche notwendigen Bedürfnisse sie haben werden, noch welches Quantum und Quale von Producten geliefert werden wird^{*)}; daß zweitens die aus der Bedarfswahl entspringenden Unregelmäßigkeiten in der Consumtion sich gegenfeitig ausgleichen und, zumal da die Gefahr besonderer Ausschweifungen im socialistischen Gemeinwesen durch die gleichmäßigere Vertheilung des Einkommens sehr vermindert ist, jedenfalls gegen die aus den erwähnten unvermeidlichen Ursachen entspringende Disharmonie zwischen Consumtion und Production, nicht in Betracht kommen. Etwas mehr, als voraussichtlich gebraucht werden wird, wird auch der socialistische Staat vorsichtiger Weise im Voraus produciren, und übrigens ist nicht einzusehen, warum er einem sich plötzlich verstärkt geltend machenden Bedürfnis nicht ebenso schnell, ja noch schneller nachzukommen vermöchte, als das heutige Wirthschafts-System.

Der erste Einwand, den man gegen die

^{*)} Auf die Consumtion nicht weniger wie auf die Production sind bekanntlich die Witterungsverhältnisse z. B. von eminenter Bedeutung. Allerdings werden uns möglicherweise die Fortschritte der Meteorologie späterhin erlauben, auf diese Umstände im Voraus Rücksicht zu nehmen.

brot, $3\frac{1}{2}$ Quart Milch, $\frac{1}{2}$ Meße Mehl und am Sonntag $\frac{1}{2}$ Pfd. Fleisch, $\frac{1}{8}$ Meße Erbsen oder Hirse, $\frac{1}{2}$ Pfd. Reis nebst $\frac{3}{4}$ Meßen Kartoffeln.

Nachdem wir, sagt genannter Autor, von den Eiweiß enthaltenden Stoffen selbst den höchsten Procentatz an, daß also eine solche Familie, wie dies in Wirklichkeit nie geschieht, die besten Kartoffeln mit

$8\frac{1}{2}$ Mß. Kartoffeln ca. 41 Pfd.	= 20500 Gr.	= 410 Gr.	eiweißartiger Stoffe.
$1\frac{1}{2}$ " Mehl " $2\frac{1}{4}$ "	= 1125 "	= 67,5 "	" "
$1\frac{1}{4}$ Pfd. Fleisch	= 875 "	= 99,5 "	" "
$\frac{1}{2}$ " Reis	= 250 "	= 10 "	" "
12 " Brot	= 6000 "	= 300 "	" "

Summa 887 Gr. eiweißartiger Stoffe.

Derselbe Autor ist auch Arzt in der Gefangenenanstalt genannter Stadt. Dort erhielt zu der bezeichneten Zeit jeder männliche Gefangene etwa täglich 70—78½ Gr. eiweißartige Stoffe. „Nehmen wir, sagt er deshalb, von obiger Summa die Hälfte für den Mann in Anspruch, so beträgt sie täglich nur höchstens 64 Gramm Eiweiß, und es ergibt sich also, daß der Arbeiter oft bei großer Anstrengung und Last, welche durch die Sorge um Beschaffung des täglichen Brotes noch erhöht wird, 6—14½ Gramm Eiweißstoffe weniger erhält, als der Gefangene, der durch die pünktliche Verabreichung jeder Nah-

2 pCt., das beste Roggenmehl mit 5 pCt., das beste Fleisch mit 11,5 pCt. Eiweiß in 100 Grammen erhalte, und lassen wir dafür die Milch außer Betracht, die doch nur in sehr verdünntem Zustande als Färbungs- und Geschmacksverbesserungsmittel dem Kaffee zugesetzt wird, so verbrauchen also Mann, Frau und ein etwa 5-jähriges Kind pro Woche:

rungsorge entzogen wird, und es ist nicht zu verwundern, daß der unter solchen Verhältnissen lebende Arbeiter den opponirenden Körper durch Branntweingenuß anstachelt, das tägliche Brot zu verdienen, und im Alkohol ein Surrogat zu suchen für die fehlenden Kraft und Elasticität erzeugenden Nahrungsmittel.“

Waltet demnach bei der jetzt herrschenden Ordnung nicht die größte Unordnung ob, die man sich denken kann? Nicht einmal des Leibes Nothdurft und Nahrung soll sich der arbeitende Mensch erringen können?

(Fortsetzung folgt.)

Recensionen.

Franz Mehring. Die deutsche Socialdemokratie. Ihre Geschichte und ihre Lehre. (Bremen, Schönemann. 1877. 230 S.)

Nachdem dieses Buch von einem weitverbreiteten liberalen Blatte als eine „nahezu classische Studie“, als eine „befreiende That“ gepriesen worden ist, sehen wir uns veranlaßt, wenigstens dem theoretischen Theil desselben eine kurze Auseinandersetzung zu widmen. — Der Verfasser bemüht sich hier hauptsächlich, zu zeigen, daß die Aufhebung der individuellen Bedarfsbestimmung die unausweichlichste Consequenz des socialistischen Princips sei. „Sobald ihr irgend welcher

Spielraum gelassen wird, hört die Arbeit auf, alleinige Werthbildnerin zu sein; die Werththeorie von Marx und mit ihr die rechtliche Grundlage des socialdemokratischen Staates ist zerstört.“ — Diese Beweisführung geht, wie man sieht, von dem Axiom aus, als stehe und falle die wissenschaftliche Begründung der socialdemokratischen Forderungen mit der Werththeorie von Marx. Nichts ist irrthümlicher. Ohne hier in eine ausführliche Besprechung dieser Theorie einzugehen, können wir aussprechen, daß im socialistischen Staat jedenfalls nicht die Producte in der Weise unter die Menschen vertheilt werden, als Jeder zu ihrem Werthe beitragen wird, noch nach der von

von Mann, Frau und 2 Kindern ein Bedarf von täglich:

411 Gr. Eiweiß,	in 1 Woche	2877 Gr.
317 „ Fett,	„	2219 „
922 „ Kohlenhydr.	„	6454 „

Diese Massen sind, wie wir hier kurz anführen wollen, zur Erhaltung der Kräfte: also zur Arbeit, zur Erhaltung der Eigenwärme: also des Lebens nothwendig.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Ernährung an sich genauer einzugehen. Soviel steht jedoch fest, daß nach keiner Richtung die Ernährungsweise der arbeitenden Klassen eine genügende ist. Das erhellt schon aus der einfachen Thatsache, daß die Familie in angeführter Zahl täglich ca. 450 Gramm Fleisch — ohne Knochen — zur ordentlichen Ernährung bedürfen würde.*)

Welche Familie im Arbeiterstand ist im Stande, sich dies täglich anzuthun?

Berechnet man die obigen Angaben Voit's nach einfachen Stoffen, so stellt sich der mittlere Bedarf eines thätigen Arbeiters auf 128 Gramm Stickstoff und 2296 Gramm Kohlenstoff. In Deutschland hat man noch keine Erhebungen im großen Maßstabe darüber angestellt, wie weit die factische Ernährung des Arbeiters und seiner Familie unter der Norm steht. Man hat das aber in England gethan.

Dr. Edw. Smith hat im Jahre 1862 auf Antrag des Directors des englischen Central-Gesundheitsamtes John Simon's und unter Zustimmung des Geheimrathes die Ernährungsverhältnisse der Bewohner von Lancashire und Cheshire, die in Armut und Elend verfallen waren, untersucht. Im folgenden Jahre untersuchte er auch noch andere Districte und damals namentlich die wöchentliche Kost von 634 nur mit gesunden Mitgliedern versehenen Haushaltungen, von denen 125 ärmere

*) Man könnte vom vegetarischen Standpunkte aus gegen die Voit'sche Untersuchungsweise und seine Resultate Einspruch erheben; indessen würde die Polemik über diesen Punkt in dieser Zeitschrift zu weit führen.

Anmerk. d. Red.

häusliche Arbeiter und 509 Landarbeiter betrafen. Dr. Smith nahm nach seinen Untersuchungen als Maß der täglichen Nahrung, wobei das menschliche Leben so eben seine Existenz fristen kann, für eine Frau einen Gehalt von 11,7 Gramm Stickstoff und 253 Gramm Kohlenstoff d. h. ungefähr soviel wie in 900 Gramm guten Weizenbrotes enthalten ist, an, und für einen mäßig beschäftigten Mann 13 Gramm Stickstoff und 279 Gramm Kohlenstoff, d. h. etwa entsprechend 1000 Gramm Weizenbrot. Nach ihm bedarf also ein Erwachsener in einer Woche, der nur mäßig arbeitet, 86,4 Gramm Stickstoff und 1860 Gramm Kohlenstoff, eine Quantität, welche nach der Voit'schen Berechnung, wie oben angegeben, entschieden zu gering ist. Dennoch fand Smith als wirklichen täglichen Durchschnitts-Verbrauch bei 42 Seidenweber-, bei 31 Schneider-, bei 10 Handschuhmacher-, bei 21 Schuhmacher- und 21 Strumpfweber-Familien nur 77,4 Gramm Stickstoff und 1876 Gramm Kohlenstoff.

Man darf bei dieser Aufstellung nicht vergessen, daß sie in England gemacht ist, wo man an sich noch mehr Fleisch isst und überhaupt an bessere Kost gewöhnt ist, als in Deutschland. Was würde also bei einer Untersuchung dieser Verhältnisse in diesem Lande herauskommen?

Wir haben eine ungefähre Angabe dafür aus dem Jahre 1869. Der königliche Kreisphysikus Dr. L. Böhm in Luckau theilte damals mit*), daß er nach vielen Nachfragen bei einigen 50 Familien aus dem niedern Arbeiter- und Tagelöhnerstande im Durchschnitt als richtig folgenden Verbrauch an Nahrungsmittel bezeichnen könne:

Eine solche Familie verz
1—1¼ Meße Kartoffeln,
Kaffee, ¼ Pfd. Fleisch,
Butter oder Sch

*) Cf. lische G.

Möglichkeit der Bedarfswahl im socialistischen Staate erheben kann, ist demnach in keiner Weise stichhaltig.

Etwas mehr Beachtung scheint der folgende zu verdienen (der aber von Mehring nicht gemacht wird). Wir wollen denselben durch ein Beispiel verdeutlichen. Angenommen, es wäre im socialistischen Gemeinwesen durch sogenannte force majeure, also besondere Naturereignisse u. s. w. eine Knappheit in nothwendigen Lebensmitteln, z. B. Getreide, eingetreten. Besteht nun völlige freie Bedarfswahl, so würde es Denen, die aus irgend einem Grunde über größere Werthanweisungen verfügen — entweder weil sie gespart oder weil sie sich mehr mit Arbeiten angestrengt haben — nicht verwehrt werden können, die betreffende nur in beschränktem Maße vorhandene Waare über ihr persönlich nothwendiges Bedürfnis zu Luxuszweden anzukaufen und so zu bewirken, daß Andere thatsächlich Mangel leiden. Hierin läge eine Ungerechtigkeit, die bei genauerer Untersuchung daraus entsteht, daß für die gleiche Werthanweisung sich der Eine größere Genüsse verschaffen kann, wie der Andere, weil irgend ein Ding Jenem mehr Vergnügen bereitet, als Diesem. Dieser Unvollkommenheit kann im Allgemeinen wohl schwerlich abgeholfen werden — die Gründe auseinanderzusetzen, würde hier zu weit führen —; nur in solchen Fällen, wie im oben angeführten und in ähnlichen, die so extrem zwar nicht zu sein brauchen, doch keinesfalls die Regel bilden werden, dürfte es möglich sein, durch eine Einschränkung der Bedarfswahl dem Gerechtigkeitsideal näher zu kommen. Diese Art von Einschränkung, welche weiter nichts im Auge hat, als daß vor allen Dingen an die nothwendigen und vernunftgemäßen Bedürfnisse Aller gedacht werden müsse, wird von Jedermann gebilligt werden. — Es würde unseren Raum überschreiten, wollten wir auf die einzelnen Ausführungen des Mehring'schen Buches und auf einige Nebenwürfe noch weiter eingehen. Seine Haupteinwände haben hier ihre Widerlegung gefunden: kann er diese nicht entkräften, so ist er logischerweise gezwungen, seinen Kampf gegen den Socialdemokratismus einzustellen.

Z.—

Ernst Häckel. Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnisse zur Gesamtwissenschaft. (Stuttgart, Schweizerbart, 1877).

„Die edelsten Affekte des Mitgefühls und der Liebe, welche die Handlungsweise bestimmen, sind hier (bei den Thieren) wie beim Menschen nichts anderes, als veredelte Instinkte“ heißt es in diesem auf der diesjährigen Naturforscher-Versammlung zu München gehaltenen Vortrage S. 19, und dann weiter: „Anknüpfend an diese Auffassung hat also die Ethik der Entwicklungslehre keine neuen Grundsätze aufzusuchen, sondern vielmehr die uralten Pflichtgebote auf ihre naturwissenschaftliche Basis zurückzuführen“.... „Weit entfernt also, in dem Einflusse der Entwicklungslehre auf unsere religiösen Ueberzeugungen eine Erschütterung aller geltenden Sittengesetze und eine verderbliche Emanzipation des Egoismus zu fürchten, hoffen wir davon vielmehr eine naturgemäße Begründung der Sittenlehre auf der unerschütterlichen Basis fester Naturgesetze.“

Diese Sätze scheinen uns zu weit zu gehen. Die Erkenntniß, daß Liebe, Gerechtigungsgefühl, Mitleid uralte Triebe sind, mag zwar bei Manchem das Bewußtsein von denselben lebhafter wecken; für den überlegenden und abwägenden Verstand liegt aber in dieser Erkenntniß kein Grund mehr, den betreffenden Trieben zu folgen. Man wird sich sehr hüten müssen, theoretische Lehren, die sich auf die Naturgeschichte des Menschen beziehen, sofort unklarer Weise als praktische Pflichtgebote aufzufassen. Auf diese Weise hat man aus der Spencer-Darwinischen Lehre vom „Ueberleben der Passendsten“ den unbeschränkten Kampf ums Dasein in der Menschenwelt gerechtfertigt, aus dem Satz von Angebot und Nachfrage die Niedrighaltung des Arbeitslohns u. s. w. Es wäre principiell nicht hiervon verschieden, wenn man aus der Thatsache, daß sympathische Neigungen seit langer Zeit existiren, das Gebot ableiten wollte, denselben zu folgen. — Eine Ethik, die nur eine Erklärung der Moral, Betrachtungen über Ursachen, Wesen, Wirkung derselben zu bringen hätte, könnte aus der Entwicklungslehre mancherlei Vortheil ziehen; eine Ethik, die dem menschlichen Handeln Vorschriften ertheilen soll, kann deren Begründung dem Darwinismus so wenig entnehmen, wie über-

haupt irgend einer wissenschaftlichen Theorie; für praktische Gebote ist die letzte Quelle nie eine andere als der Wille ihres Urhebers. — Die Unklarheit Hückels in philosophischen Dingen zeigt sich in diesem Vortrage noch in anderer Weise. Der „Monismus“, den er lehrt, hat von dieser Weltanschauung nur das Wort. Um

über den Dualismus von Geist und Materie hinauszukommen, dazu bedarf es freilich außer dem Mikroskop und der Retorte noch der Erkenntnistheorie; von der aber wissen die wortführenden Naturforscher, wie sich das auf jedem ihrer jährlichen Congresse zeigt, in ihrer Halbbildung Wenig oder Nichts. —

Notizen.

Das Einkommen der Angehörigen des preußischen Staats läßt sich aus der Zahl der zur Klassen- resp. Einkommensteuer eingeschätzten Personen und dem der Einschätzung zu Grunde gelegten Einkommensbeträge berechnen. Dabei muß freilich berücksichtigt werden, daß fast alle Einkommen über 1500 Mark viel zu niedrig gegriffen sind, und daß der Steuerbetrug namentlich in den höheren Einkommensklassen derart gang und gäbe ist, daß hier um ca. 100% höhere Einkommen durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Legt man der Rechnung, ohne auf diese anerkannte Thatsache Rücksicht zu nehmen, die Zahlen zu Grunde, welche sich in der vom Finanz-Minister dem Abgeordneten-Hause überreichten Nachweisung über die in Frage stehenden Steuer-Verhältnisse pro 1875 befinden, so ergeben sich folgende Resultate:

Bezeichnung der Klasse.	Personenzahl incl. der Angehörigen.	%	Einkommens-Summe. Mark.	%
A. Klassensteuerbefreite Bevölkerung. Einkommen unter 420 Mark	6,591,559	268	1200,000,000	130
B. Klassensteuerpflichtige Bevölkerung. Einkommen von 420—3000 Mark	17,400,748	709	4175,000,000	680
C. Einkommensteuerpflichtige Bevölkerung. Einkommen über 3000 Mark	550,775	23	1159,600,000	190
Summa	24,543,082	1000	6534,600,000	1000

Auf den Kopf der Bevölkerung käme somit ein Einkommen von 266,30 Mark.

Bei ganz gleicher Vertheilung wäre dieser Betrag die auf den Kopf entfallende Nation. Jetzt vertheilt sich das Einkommen wie folgt:

In Klasse A. erhalten je 268 Personen nur 130 Nationen
 B. " " 709 " " 680 "
 dagegen erhalten " " " " " "
 in Klasse C. je 23 Personen 190 Nationen!

C. A. S.

Die Stellung der Gelehrten zur Socialdemokratie.

Von Joh. Moß.

Die Thatsache, daß sich bis jetzt so wenig Gelehrte der Socialdemokratie offen angeschlossen haben, wird von Vielen als verdächtig und offenbares Zeugniß dafür aufgefaßt, daß Socialdemokratie und Wissenschaft im ausgesprochensten Gegensatz zu einander ständen. Einige haben, um dieses Verhältniß zu erklären, die Socialdemokraten als Feinde der Wissenschaft und somit selbstverständlich des Gelehrtenthums dargestellt; Andere haben behauptet, die Socialdemokratie bewerbe sich zwar um die Gunst der akademischen Welt, doch seien ihre Bemühungen deshalb ohne Erfolg, weil den socialdemokratischen Principien jene wissenschaftliche Logik abgehe, welcher sich ein wahrhaft Gebildeter niemals in den Weg stelle. Zuweilen werden auch diese beiden Anklagen, von denen, wenn sie stichhaltig wären, jede einzelne genügte, den Socialismus schwer zu compromittiren, verschmolzen, indem gesagt wird, die socialistenfeindliche Haltung der Gelehrten habe die Socialdemokraten zur Selbsterkenntniß über ihre unlogische und schiefe Stellung gezwungen, doch bringe es ihre Verbissenheit mit sich, daß sie demungeachtet bei ihren Principien verharren und die abfällige Beurtheilung, welche ihnen seitens der Gelehrten angeblich, in ihrer Ohnmacht einfach mit einer Anfeindung der Gelehrten oder gar mit dem Hasse gegen die Wissenschaften an sich beantworteten.

Da also über die Ursachen dieses Verhältnisses zwischen Gelehrtenthum und Socialdemokratie durchaus keine Einigkeit

herrscht, uns aber daran liegen muß, hier volle Klarheit zu schaffen, so ist es gewiß kein überflüssiges Beginnen, wenn die fragliche Angelegenheit genau untersucht wird.

Vor Allem verwahren sich die Socialisten — zum tausendsten Male sei es gesagt — ganz entschieden gegen die Behauptung, sie befehdeten die Wissenschaft. Denn in Wirklichkeit sind gerade sie diejenigen, welche das höchste Interesse an der freiesten Entfaltung und raschesten Entwicklung der Wissenschaftlichkeit auf allen Gebieten der Cultur haben; hängt doch die Verwirklichung ihrer Ziele, was den Zeitpunkt derselben betrifft, zum großen Theile von dem Maße ab, in welchem sich das menschliche Wissen erweitert. Die sogenannten praktischen Wissenschaften, welche in unserer realistischen Zeit einmal obenan stehen, leisten zum Beispiel, so wenig dies für den Fernstehenden erkennbar sein mag, der socialistischen Sache desto größere Dienste, je mehr Fortschritte in ihrer Sphäre gemacht werden. Die Entwicklung der Technologie, der Chemie und aller sonstigen Wissenszweige, die beim Wirthschafts-Processe einen mehr oder weniger bestimmenden Einfluß auszuüben vermögen, fördert in einer Gesellschaft mit privatkapitalistischer Productionsweise die Concentration der Arbeitsmittel und Werkzeuge in immer wenigeren Händen (je mehr ein Unternehmer in der Lage ist, von den neuesten Erfindungen u. den ungeschämtesten Gebrauch zu machen, was einfach

vom Besitzthum abhängt, desto leichter ist er im Stande, seine minder günstig situirten Concurrenten ökonomisch zu besiegen, ja zu vernichten) und läßt so die Ungerechtigkeit und Unhaltbarkeit des modernen Wirthschaftssystems immer augenscheinlicher, die Nothwendigkeit einer gemeinnützigen Umgestaltung desselben immer zwingender hervortreten, während gerade diese Zusammenziehung der Produktionsmittel gleichzeitig eine feste Grundlage für eine im socialistischen Sinn — mit Collectivkapitalien — vorzunehmende Organisation der Arbeit herstellt. Kein Socialist kann somit einen Stillstand oder gar einen Rückschritt in den angezogenen Wissenszweigen wünschen; keiner wird in den productiven Vertretern derselben etwas Anderes erblicken können, als bewußte oder unbewußte Pioniere des Socialismus, obgleich vielleicht die unmittelbare Folge von deren Thätigkeit für einzelne Arbeitergruppen oder gar für die Gesamtarbeiterschaft ganz empfindlich sein kann.

Aber alle Wissenschaften sind nicht das, was man heutzutage „praktisch“ nennt! Ganz recht. Wir gehen sogar weiter und sagen: Manches wird gegenwärtig als Wissenschaft bezeichnet, maßt sich aber diese Benennung nur an, weil das Herkommen oder ein sonstiger nebensächlicher Umstand dies vorläufig noch zuläßt. Hieher gehört z. B. die Theologie und Verwandtes, und wir stehen nicht an, zu erklären, daß die Socialisten sich solchen „Wissenschaften“ gegenüber allerdings nicht nur nicht zu erwärmen vermögen, sondern daß sie dieselben auf Tritt und Schritt zu bekämpfen entschlossen sind, weil sie darin nur Mittel zur Hemmung der Cultur-Entwicklung erblicken. Unter solchen Umständen versteht es sich auch ganz von selbst, daß die „Gelehrten“ dieser Räcker keine andere Beachtung seitens der Socialisten finden, als jeder andere principielle Gegner derselben.

Was aber die übrigen Wissenschaften

anlangt, die man gewöhnlich nicht zu den „praktischen“ zählt, so verkennt die Socialdemokratie keineswegs die Bedeutung, welche auch ihnen innewohnt, so lange und so weit sie nicht, was allerdings, wie später noch zu erörtern sein wird, in der Gegenwart keine Seltenheit ist, mit ihren prunkenden Namen nur unlautere und reactionäre Bestrebungen maskiren. Wer solchen huldigt und dazu die Wissenschaften mißbraucht, hat kein Anrecht auf den Titel Gelehrter. Wirkliche Gelehrte hingegen, welche bestrebt sind, in irgend einem Fache der eigentlichen Wissenschaften — also nicht auf dem Gebiete des Glaubens, der Charlatanerie, der Bureaufkraten-Erziehung u. dgl. — Nützlich zu leisten, werden gerade von der freisinnigsten, d. h. von der socialdemokratischen Partei, den meisten Beifall ernten.

Unterliegt es nach dem bisher Ange deuteten keinem Zweifel, daß die Socialdemokratie die Wissenschaften und das Gelehrtenthum achtet, ja sogar gerade in ihnen eine mächtige Stütze ihrer Principien, ein vornehmliches Mittel zur Förderung ihrer Zwecke erblickt, so muß leider andererseits zugestanden werden, daß die Gelehrten im Allgemeinen zur Socialdemokratie bisher nicht so Stellung genommen haben, wie es einem solchen Verhältniß eigentlich entspräche. Die meisten Gelehrten haben sich im öffentlichen Leben vorläufig zu den socialistenföndlichen Parteien geschlagen, und nur wenige schlossen sich offen der Socialdemokratie an. Die Gründe zu diesem auffälligen Verhalten sind aber nichtsdestoweniger ganz einleuchtend.

Jedweder Gesellschafts-Zustand zeitigt gewisse Vorurtheile, welche mit den Durchschnitts-Anschauungen der jeweilig lebenden Menschen über sociale Ordnung, staatliche Institutionen, Religionsysteme, Sitten-Verhältnisse, ökonomische Einrichtungen u. s. w. aufs Engste verwachsen sind, und denen sich Niemand ohne

Weiteres ent schlagen kann. Die Gelehrten haben bisher unter dieser Thatsache ja auch zu leiden gehabt. Denn nichts war zu allen Zeiten für einen Forscher schwieriger, als die Ueberwindung landläufiger Vorurtheile, welche sich sozusagen mit Händen und Füßen gegen jedwede umgestaltende Neuerung in irgend einer Wissenschaft stemmten. Wenn es aber den fachwissenschaftlichen Revolutionären so ergeht, dann versteht es sich doch wohl ganz von selbst, daß die politischen und socialen Revolutionäre keinen leichteren Stand haben können, da die Theorien der Letzteren durchgängig an viel näher liegenden Dingen rütteln und auf einer weit breiteren Operationsbasis sich bewegen, als bei specialwissenschaftlichen Rebellionen in der Regel zu geschehen pflegt. Die Macht des Vorurtheils gelangt da oft so stark zur Geltung, daß selbst die vernünftigsten Leute durch sie gehindert werden, die einfachsten und einleuchtendsten Reformideen zu begreifen oder auch nur kennen zu lernen. Namentlich in letzterer Beziehung können gewohnheitsmäßige Vorurtheile Wunder wirken, indem sie manchmal einen solchen Abscheu vor einer neuen Sache einzuschließen vermögen, daß man es gar nicht für nöthig hält, sie zu untersuchen, und die Ueberzeugung hegt, es sei das Anathema darüber auszusprechen.

Es giebt sehr zahlreiche der Socialdemokratie feindlich Gesinnte. Nur ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil davon ist dies aber aus Interesse, resp. mit dem Bewußtsein, daß die socialistische Weltanschauung den Autoritätsglauben, den Kapitalismus zc. negirt und die privilegirte Stellung einzelner Bevölkerungsgruppen, zu denen vielleicht die Betreffenden gehören, untergräbt; bei Weitem die Meisten sind feindselig aus Vorurtheil. Hunderttausende, die gegenwärtig über die Socialdemokratie absprechend urtheilen, würden arg in Verlegenheit gerathen, wenn man ihnen die Aufgabe stellte, die

socialdemokratischen Principien zu kennzeichnen. Es ist geradezu erstaunlich, welche Unwissenheit in dieser Beziehung herrscht, und zwar nicht etwa nur unter Bauern, Kleinbürgern u. dgl., sondern auch unter den Gebildeten gewöhnlicher und höherer Gattung. Einem ehrsamem Handwerksmeister aus der Provinz gegenüber kann man ja am Ende ein Auge zudrücken, wenn er am Stammtisch seinen Kollegen zum hundertsten Male erzählt, daß die Socialdemokraten theilen, die Weibergemeinschaft einführen wollten u. s. w.; aber was soll man dazu sagen, wenn beispielsweise Professor Treitschke in einer Zeitschrift die Socialdemokratie kritisch zu vernichten beabsichtigt, und ihm dann nachgewiesen werden kann, daß seine diesbezüglichen Aufsätze ebenso verwirrt sind und von der Unkenntniß der Sachlage ebenso entschieden Zeugniß ablegen, wie die Reden jenes provinzialen Kleinbürgers?! — Und Treitschke ist nicht der Einzige, welcher das Gelehrtenthum solchermaßen compromittirte, nein: eine ganze Menge von bisher erschienenen und sogenannten „gelehrten“ Autoren entstammenden Broschüren u. s. w., welche die unsinnigsten Geschichten über die Socialdemokraten enthalten und die größte Ignoranz in socialistischen Dingen befeunden, spricht gewiß deutlich genug dafür, daß Treitschke als Socialistenfeind nur der Repräsentant einer ganzen Gattung „Gelehrter“ ist.

In socialen Verhältnissen sind eben die Vorurtheile am größten; und so lange da eine Umgestaltung nicht ganz unabweisbar erscheint, glaubt Jeder, es müsse Alles beim Alten bleiben, und nur ein Narr oder ein Verbrecher könne daran rütteln wollen. Es erklärt sich also sehr leicht, wieso die Reformideen gesellschaftlicher Natur nicht etwa von den „großen Geistern“, sondern von Leuten aus den „unteren Schichten“ zunächst ausgehen, und erst nach und nach die Aufmerksamkeit Derer auf sich lenken, die es stark ver-

übelten, wenn man sie nicht für Gebildete ersten Ranges erklären wollte. Sociale Schäden werden einmal von diesen „unteren Schichten“ am stärksten und ehesten empfunden. Und wenn in ihren Kreisen schon längst eine reformatorische Idee Wurzeln gefaßt hat, so stehen vielleicht die übrigen Bevölkerungsschichten immer noch mit verschränkten Armen der Entwicklung des öffentlichen Lebens gegenüber, ja das Staunen will gar kein Ende nehmen, wenn bei irgend einer Gelegenheit die Unzufriedenheit mit den bestehenden socialen Institutionen seitens der Volksmassen in scharf begrenzten Umrissen hervorgekehrt wird und ihre Tiefe ahnen läßt, oder wenn es sich gar herausstellt, daß in den eigenen Reihen — in den Reihen der vornehmen Gesellschaft — Vertreter der Neuerung anzutreffen sind.

Im ganzen Alterthum galt bekanntlich die Sklaverei für unantastbar, unentbehrlich und selbstverständlich; günstigsten Falles erblickte ein Philantrop (!) ein nothwendiges Uebel darin, und wenn auch von einzelnen Philosophen idealstaatliche Systeme erdacht und zu Papier gebracht wurden, so fiel es denselben doch nicht ein, für die Realisirung solcher Schemata einzutreten. Da war der Grieche Aristoteles nicht minder beschränkt, als der Römer Cato (der ältere), der in den Sklaven nur „sprechende Werkzeuge“ erblickte. Ersterer sagte zwar, die Sklaverei könne abgeschafft werden, wenn die Webeschifflein von selber sich in Bewegung setzten; damit wollte er aber offenbar nur angedeutet haben, daß Eines so undenkbar sei, als das Andere.

Im Mittelalter traten ganz ähnliche Erscheinungen zu Tage. Die unterjochten Klassen, welche sich unter den Folgen der Leibeigenschaft und Hörigkeit krümmten, lernten diese Verhältnisse verabscheuen, rebellirten gegen die denselben zur Stütze dienenden politischen Gewalten und strebten eine Aenderung der Dinge im Sinne

der natürlichen Gerechtigkeit und Freiheit an; dagegen wollten die übrigen Klassen — inclusive des Gelehrtenthums, von einzelnen Ausnahmen abgesehen — von einer Umgestaltung dessen, was damals „Ordnung“ genannt wurde, nicht das Mindeste wissen. Der Interessengeist machte sie auf dem einen, die Macht des Vorurtheils auf dem anderen Auge blind, und die Geschichte erzählt uns in blutigen Zügen, mit welchem Fanatismus Staatsmänner und Gelehrte, Adel und Clerici jeden Versuch, an dem Bestehenden zu rütteln, bekämpften.

Heute steht es im Allgemeinen auch nicht besser. Die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital, die Rechtlosigkeit der Frau, die ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten hinsichtlich der staatlichen Machtverhältnisse, der Militarismus, das Kriegführen und Alles, was da überhaupt gegenwärtig ist, wird mit der philosophischen Ruhe eines Hegel seitens der herrschenden Klassen für „vernünftig“ gehalten. „Von Unten auf“ hat zwar nachgerade die „Vernünftigkeit“ jener Dinge ein Dementi erfahren, welches leicht zu verstehen ist. Die arbeitenden Klassen kommen nicht nur immer mehr zur Einsicht, sondern sprechen es auch täglich vernehmlicher aus, daß eine gesellschaftliche Ordnung, bei welcher, trotzdem daß genug Stoffe und Arbeitskräfte vorhanden sind, um alle menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen, die meisten Menschen nur die allerunentbehrlichsten Gebrauchsgegenstände erlangen können, Viele aber buchstäblich darben oder gar verhungern, während eine nichtarbeitende oder nur in ganz geringem Maße sich nützlich erweisende Minderheit im Ueberfluß lebt, höchst unvernünftig sei und daher abgeschafft werden müsse. Der „gemeine Mann“ betrachtet den modernen Staat, der sich um ihn nur insoweit kümmert, als er ihn, wenn er es für gut befindet, in den Soldatenrock steckt, als er ihn mit Strafandrohungen tausendfältiger Art umgiebt,

so daß kaum ein Schritt gemacht werden kann, ohne criminell da oder dort anzustoßen, und als er ihn zum Steuerzahlen anhält, mit skeptischen Augen und findet auf solche Weise leicht heraus, daß ein derartiges Gemeinwesen nicht vernünftig sein kann. Da aber die Gelehrten der Neuzeit nicht allein durch den gesellschaftlichen Umgang, durch Verwandtschafts- und ähnliche Verhältnisse mehr oder weniger mit den herrschenden Klassen verwachsen sind, sondern da sie, wie im Folgenden noch bewiesen werden soll, fast durchgängig bis zu einem gewissen Grade von denselben abhängig sind, ja da sogar viele Zweige der Wissenschaft selbst gewissermaßen den Neigungen und geistigen Bedürfnissen der „oberen Zehntausend“ zwangsweise angepaßt wurden, so begreift es sich sehr leicht, daß unsere Gelehrten zunächst nur ausnahmsweise und nicht der Regel nach über sociale Verhältnisse anders denken, als die herrschenden Klassen, und daß sie mithin vorerst durchschnittlich keine Socialisten sind.

Um den Grad der Abhängigkeit unseres Gelehrtenthums von den zur Zeit in Staat und Gesellschaft „maßgeblichen“ Kreisen zu erkennen, muß man sich nur über die Aufgaben, welche dasselbe momentan im Allgemeinen zu erfüllen hat, im Klaren befinden. Die dabei in Betracht kommende Vorfrage, wen man eigentlich als Gelehrten aufzufassen habe, scheint Schwierigkeiten zu bereiten, doch kommt man unter Vermeidung doctrinärer Wortklauberei leicht darüber hinweg. Wie der Leser bemerkt haben wird, ließen wir bei unseren bisherigen Erörterungen ohne Weiteres, den landläufigen Begriffen entsprechend, die akademische Bildung als wesentlichstes Merkmal des Gelehrten gelten — und zu dem fraglichen Zwecke dürfte diese im Sinne des Wortes liegende Definition auch hinreichend gewesen sein —; im Hinblick auf die nunmehr anzustellenden Betrachtungen müssen wir aber schon zuvor eine präcisere Begriffs-

bestimmung vornehmen. Einmal ist zu betonen, daß es bekanntlich selbst unter den Gelehrten ersten Ranges Autodidakten gab, gleichwie auch die Gegenwart solche aufzuweisen hat, und zweitens wird Niemand bestreiten können, daß gar Mancher, der akademische Bildung genossen hat, nicht im mindesten bemerken läßt, daß er gelehrt sei, sondern im Gegentheil jeden Augenblick mehr oder weniger sich der Gefahr aussetzt, Denjenigen gezählt zu werden, die unter dem Niveau der jeweiligen Durchschnittsbildung stehen. Bei solcher Lage der Dinge ist es rathsam, daß ein anderes Moment als Voraussetzung der Gelehrten-Eigenschaft gewählt wird; und wir möchten hierzu die Fähigkeit, der wissenschaftlichen Entwicklung Vorschub zu leisten, ausersehen haben.

So wären also nach dieser unserer Auffassung die Gelehrten nicht einfach identisch mit den Gebildeten, sondern sozusagen Gebildete qualificirter Art, Erweiterer des allgemeinen Wissens, Förderer der Bildung und gewissermaßen Entdecker neuer Ideen. Und doch soll bei derartigen Leuten von Abhängigkeit die Rede sein können? Sehen wir näher zu!

Wir unterscheiden im Wesentlichen zwei Gattungen innerhalb des Gelehrtenthums: die Staatsgelehrten und die Privatgelehrten. Ersteren ist von vornherein ein gewisser Cirkel vorgeschrieben, innerhalb welchem sich ihr Forschen zu bewegen hat, und der genau den Grundprincipien angepaßt ist, auf denen der gegebene Staat fußt; bei Ueberschreitung dieses officiellen Weisheits-Kreises haben sie schwere Strafen zu gewärtigen, die nicht immer nur moralischer Art sind, sondern sogar physisch sehr empfindlich zur Geltung gelangen können. — Bedeutend freier vermögen sich im Allgemeinen die Privatgelehrten zu bewegen, aber gleichwohl sind auch sie indirect sehr häufig abhängig, ja es hat bisher stets nur verhältnißmäßig

Wenige unter ihnen gegeben, welche im Stande waren, sich von allen politischen, socialen und wissenschaftlichen Verhältnissen, die sie umgaben, völlig unabhängig zu machen.

Wenn in einem Gemeinwesen Gelehrte ex officio angestellt werden, so vertritt es sich ganz von selbst, daß dies nur behufs Förderung der Staatszwecke geschieht, mindestens kann man füglich nicht annehmen, daß die Repräsentanten eines Staates intellektuelle Kräfte in Bewegung setzen werden, deren Beschaffenheit darauf schließen läßt, daß sie auf die Negation des betreffenden Staatsprinzips hinarbeiten. Besteht daher ein Staat, in welchem die Machtverhältnisse durchaus gleichmäßig vertheilt sind, so daß das Gemeinwesen nicht nur in der äußeren Form, sondern auch auf Grund des Gemeinwillens vorhanden ist, so liegen die Dinge hinsichtlich der officiellen Gelehrten sehr einfach: ihre Thätigkeit hat sich in der wissenschaftlichen Förderung des Gemeinwohls zu bekunden, da die möglichste Erhöhung des letzteren in einem solchen Falle Staatszweck ist. Es darf daher wohl schon an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß nur in dem von den Socialisten erstrebt werdenden rein demokratischen Staate der wissenschaftlichen Entwicklung der unbefränkteste Spielraum gegeben sein kann. Ganz anders steht die Sache in Staaten, wo einzelne Bevölkerungsgruppen die politische Macht und das sociale Uebergewicht in ihren Händen vereinigen, während die Volksmassen entweder völlig rechtlos oder nur mit Scheinrechten ausgestattet sind, also fast ohne Ausnahme in den modernen Kulturstaaten. Die Förderung des Gemeinwohls ist daher Staatszweck, sondern nur Förderung derjenigen Dinge, welche entweder den privilegierten (herrschenden) Gruppen zu Gute kommen oder doch wenigstens die bevorzugte Stellung derselben nicht untergraben. Within ist den officiellen Gelehrten genau die Rich-

tung vorgezeichnet, in welcher sie sich bewegen dürfen. So erklärt es sich sehr einfach, daß viele Staatsgelehrte, die in einzelnen Stücken einen ganz kühnen Gedankensflug an den Tag gelegt haben, im Allgemeinen die beschränktesten, reactionären Ansichten hervorkehren oder sich in tiefes Schweigen hüllen, wenn man die Geltendmachung ihrer Stimme erwartet.

Das Gros der Staatsgelehrten besteht aus Professoren. Die Professoren haben in erster Linie für Heranbildung jener Jünglinge Sorge zu tragen, welche geneigt sind, späterhin in irgend einen Zweig der staatlichen Bureaucratie sich einverleiben zu lassen. Es geht da, wie dies in der Natur der Sache liegt, höchst schablonenhaft her, und die Erforschung der dabei in Betracht kommenden Materien richtet sich wesentlich nach den diesbezüglichen Staatsbedürfnissen. Ferner ist für professoralen Nachwuchs zu sorgen, was nicht minder schablonenhaft und sogar manchmal in einer Weise geschieht, die für nichts weniger als dafür spricht, daß den Professoren die wissenschaftliche Entwicklung besonders am Herzen liege.

Anderer Professoren, welche nicht direct mit der Schulung junger Leute zu bureaukratischen und akademischen Zwecken sich befassen, sondern entweder die allgemeinen Bildungsfächer oder Specialwissenschaften pflegen, können sich anscheinend etwas freier bewegen, aber ihre Abhängigkeit oder gesellschaftliche Vorurtheile treten trotz alledem ihnen fortwährend in den Weg. So z. B. ist ein nicht seltenes Vorkommniß, daß Geschichtsforscher aus den historischen Thatfachen zu Gunsten der Herrschenden und zum Schaden der Beherrschten falsche Schlüsse ziehen; so hat es sich ereignet, daß Naturforscher die Consequenzen ihrer Fachwissenschaft nicht offen auszusprechen wagen, weil sie fürchten, die Volksmassen könnten daran den Interessen der Privilegirten unbequeme Ruhanwendungen knüpfen. — Andererseits ist gewiß schon mancher Physiologe

zur Ueberzeugung gekommen, daß es weit vernünftiger wäre, wenn man, statt an's Weilen, an's Vorbeugen von Krankheiten dächte; allein wenn er die Krankheitsursachen zu erforschen suchte, da müßte er Dinge gewahr werden, deren Beseitigung nur unter Acceptirung des socialistischen Staats- und Gesellschaftsprincips denkbar ist. — Endlich wird es täglich mehr bemerkbar, daß die akademischen Gelehrten auf volkswirtschaftlichem Gebiete die Unhaltbarkeit der modernen ökonomischen Verhältnisse, namentlich die der privatkapitalistischen Produktionsweise, einsehen; nichtsdestoweniger muß man jedoch gleichzeitig die Wahrnehmung machen, daß diese Leute, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht wagen, sich vollkommen klar und deutlich auszusprechen. — Der moderne Staat ist eben ein Kapitalistenstaat, die akademischen Volkswirtschaftler sind dessen Beamte und müssen wider besseres Wissen die Wahrheit verschweigen und, wenn sie nicht direct lügen wollen, sich mit unklaren Nebensarten behelfen. So drückt das Gewicht der Abhängigkeit das Staatsgelehrtenthum durchgängig zu Boden; damit erklärt sich aber auch die theils feindselige, theils indifferente Haltung desselben der Socialdemokratie gegenüber sehr leicht.

Die Staatsgelehrten anderer Art, nämlich die außerhalb der Universität sich befindenden wissenschaftlichen Staatsbediensteten, mögen mitunter, namentlich wenn sie, wie z. B. der Statistiker Dr. Engel, so viel wie unerfessbar und unentbehrlich sind, eine unabhängigere Stellung einnehmen; durchschnittlich sind sie aber doch auch so situirt, daß sie sich nicht im Sinne der Socialdemokratie auszusprechen vermögen, ohne ihr Amt zu riskiren. Der bekannte Statistiker Dr. Petermann hat in dieser Beziehung sehr bittere Erfahrungen machen müssen. Kaum hatte er einen fachwissenschaftlichen Artikel in einer Zeitung veröffentlicht, die socialistische Tendenz hatte, so wurde er ohne Weiteres

entlassen, und an seine Stelle trat bekanntlich Professor Böhmert!

Bei einem großen Theile der Privatgelehrten springt zwar das Abhängigkeits-Verhältniß, in welchem sich dieselben befinden, etwas weniger in die Augen, aber deshalb ist es gleichwohl in mehr oder minder hohem Grade vorhanden. Es sind ja viele Privatgelehrte mit ihren schriftstellerischen Arbeiten auf die Abnahme derselben durch irgend welche Repräsentanten der Staatsgewalt angewiesen und müssen sich mithin nach deren Bedürfnissen richten; selbige sind aber nach den früher gemachten Erörterungen von jener Richtung, welche den Socialismus fördert, weit abgelegen.

Noch bedenklicher ist indeß die Abhängigkeit der Privatgelehrten von den Buchhändlern. Letztere kann der Gelehrte bei Publication seiner Werke nur dann umgehen, wenn er mit einem beträchtlichen Vermögen ausgestattet ist, ganz abgesehen davon, daß wissenschaftliche Arbeiten, die Jemand selbst verlegt, viel mehr Schwierigkeiten hinsichtlich der Verbreitung machen, als solche, die bei einer sogenannten renommirten Verlags-handlung erscheinen, welche sich weit verzweigter Verbindungen erfreut.

Nun sind aber die meisten Buchhändler nicht nur ihrer socialen Stellung nach mit den herrschenden Klassen und demgemäß auch mit den Interessen derselben auf's Engste verwachsen, sondern ihre kaufmännische Natur bringt es mit sich, daß sie sich dem jeweilig vorhandenen Durchschnitts-Geschmack des kauffähigen Publicums anpassen und solchen Verlagsartikeln, mit denen selbigen Rechnung getragen wird, den Vorzug geben.

So lange die Socialdemokratie nur unter den ärmeren Klassen, die, weil sie unter den bestehenden Gesellschaftseinrichtungen sich am bedrücktesten fühlen und daher die Reformbedürftigkeit derselben am leichtesten begreifen, ihren wesentlichsten Anhang hat, während sich von den Be-

Wenige unter ihnen gegeben, welche im Stande waren, sich von allen politischen, socialen und wissenschaftlichen Verhältnissen, die sie umgaben, völlig unabhängig zu machen.

Wenn in einem Gemeinwesen (1) ein *ex officio* angestellt werden. In der Folge wird es sich ganz von selbst, daß die Förderung der Wissenschaft geschieht, mindestens in dem Maße, wie nicht annehmen, daß die Intelligenz eines Staates intellektuelle Bewegung setzen und darauf sich zu Negativ hinrichten.

Wenn in einem Gemeinwesen ein *ex officio* angestellt werden. In der Folge wird es sich ganz von selbst, daß die Förderung der Wissenschaft geschieht, mindestens in dem Maße, wie nicht annehmen, daß die Intelligenz eines Staates intellektuelle Bewegung setzen und darauf sich zu Negativ hinrichten.

Wenn in einem Gemeinwesen ein *ex officio* angestellt werden. In der Folge wird es sich ganz von selbst, daß die Förderung der Wissenschaft geschieht, mindestens in dem Maße, wie nicht annehmen, daß die Intelligenz eines Staates intellektuelle Bewegung setzen und darauf sich zu Negativ hinrichten.

Wenn in einem Gemeinwesen ein *ex officio* angestellt werden. In der Folge wird es sich ganz von selbst, daß die Förderung der Wissenschaft geschieht, mindestens in dem Maße, wie nicht annehmen, daß die Intelligenz eines Staates intellektuelle Bewegung setzen und darauf sich zu Negativ hinrichten.

Wenn in einem Gemeinwesen ein *ex officio* angestellt werden. In der Folge wird es sich ganz von selbst, daß die Förderung der Wissenschaft geschieht, mindestens in dem Maße, wie nicht annehmen, daß die Intelligenz eines Staates intellektuelle Bewegung setzen und darauf sich zu Negativ hinrichten.

Wenn eine solche Wissenschaft zum Bestimmten gemacht nicht unerwähnt bleiben, die Wissenschaft, welche, wenn betrieben wird, mindestens die verschiedensten Anschauungen über sociale Verhältnisse stark erschüttern, in der Folge aber die Neigung zum Socialismus wachrufen muß, — die Gesellschaftslehre mit ihren verschiedenen Abzweigungen: National- und Social-Ökonomie, sociale Statistik, Staatswissenschaft, Gesellschaftsphilosophie etc. — noch immer eine unverhältnißmäßig bescheidene Rolle spielt.

Trotzdem es förmlich auf der Hand liegt, daß die Basis allgemeiner Bildung eigentlich die Erkenntniß hinsichtlich des inneren Wesens der Gesellschaft, in welcher man lebt, sein müßte, werden im Großen und Ganzen sociale Studien nur ganz oberflächlich und unsystematisch betrieben, so daß es gar kein Wunder ist, wenn da und dort ein Gelehrter, der sich zur Bekämpfung der Socialdemokratie herbeiläßt, von Arbeitern, welche theoretisch und praktisch in Gesellschaftsachen geschult sind, ad absurdum geführt wird.

Das Nachstudienwesen hat sich im Laufe der Zeit so einseitig entwickelt, daß es bei einem allgemein gebildeten Menschen, wie überhaupt bei jedem geübten Logiker, das größte Staunen erregt, wenn er die Wahrnehmung machen muß, daß die Gelehrten, seien es nun Staats- oder Privat-Gelehrte, oft neben einer immensen Reichhaltigkeit des Wissens in einem sonstigen Specialfache von der Gesellschaftskunde Wenig oder Nichts wissen.

Aber glücklicher Weise haben nachgerade Gelehrte ersten Ranges sich auf die Gesellschaftswissenschaft geworfen und wurden Socialisten! Die Namen, welche in dieser Beziehung in Frage kommen, brauchen wohl nicht aufgezählt zu werden, darauf ist aber hinzuweisen, daß bereits neben den als Socialisten allenthalben bekann-

Männern der Wissenschaft noch weit mehr solche existiren, deren Stellung es vorläufig räthlich erscheinen läßt, daß sie sich wenigstens socialistisch bethätigen. Ja, es wird sogar gut sein, wenn der Deckmantel der Anonymität noch recht lange beibehalten wird, da sich vermittelt desselben socialistische Gelehrte in alle Sphären der Staats- und Gesellschaftsmaschinerie einbürgern können, ein Umstand, welcher seitens der Socialdemokratie in der Praxis nicht streng genug beachtet werden kann. Allerdinge soll damit aus der Noth keine Tugend gemacht, die Anonymität nicht allen socialistischen Gelehrten anempfohlen sein; denn Diejenigen, welche sich berufen fühlen, als Lehrer auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiete zu wirken, werden ohne Schädigung der Sache nicht im Verborgenen bleiben können.

Interessant ist es übrigens, daß sich täglich die Anzeichen mehren, wonach die bedeutendsten Forscher in allen Specialitäten der Wissenschaft von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zum Socialismus gelangen. Jede wirkliche Wissenschaftlichkeit muß eben auf der Logik der Thatfachen fußen, und diese hat ja auch den Socialisten par excellence den Aufbau ihrer Theorien ermöglicht, resp. sie dazu herausgefordert.

Ein Philosoph wird nothwendig bei Betrachtung des Bestehenden die Mängel desselben erkennen müssen, gleichwie er bei Untersuchungen über die Art und Weise des Gewordenseins der vorhandenen Wirklichkeit das Stattfinden einer Entwicklung der Dinge in der Richtung der vervollkommnung nicht außer Acht lassen kann. Das Eine muß ihn über die Nothwendigkeit der fortschreitenden Umgestaltung des jeweilig Realen, das Andere über die Möglichkeit oder vielmehr Selbstverständlichkeit einer solchen in's Klare setzen. Demnach muß jeder wirkliche Philosoph in mehr oder minder hohem Grade Gesellschaftsreformer, Socialist sein.

Bei der consequenten Naturforschung gilt das Nämliche. Wer auf der Höhe der Naturwissenschaft steht und es nicht für nöthig hält, wider besseres Wissen zu dociren, der wird z. B. gezwungen sein, alles „Uebernatürliche“, „Göttliche“ und damit auch die „Göttlichkeit“ einer augenblicklichen „Weltordnung“ zu negiren, d. h. er wird den Hebel einsetzen müssen gegen einen der festesten Grundsteine, welcher den bestehenden Staaten zur Stütze dient. Die Socialdemokratie wird aber solchermaßen ganz entschieden wirksam unterstützt. Ein Gleiches geschieht durch Verfechtung der Descendenztheorie, denn wenn auch Einige eine Zeit lang aus der Lehre vom Kampf um's Dasein den Trugschluß zu ziehen vermochten, daß die wilden Kämpfe Aller gegen Alle, wie sie sich innerhalb der heutigen Gesellschaft abspielen, eine natürliche Nothwendigkeit seien, so haben sich andererseits gerade die bedeutendsten Vertreter dieses Wissenszweiges dahin ausgesprochen, daß die Menschheit desto erfolgreicher das Naturganze sich dienstbar zu machen vermöge, je weniger sie unter inneren Kämpfen leide.

Selbst ein Jurist, der sich aus dem Actenstaube der Amtsstube zu erheben vermag, und dessen Rechtsgelehrsamkeit nicht gedeckt wird durch die verschiedenen Satzungen der augenblicklichen Gesetzgebung, ein Jurist, der wirkliche Rechtsstudien betreibt, muß früher oder später zur Einsicht kommen, daß alle bisherigen sogenannten Rechtssysteme nichts weiter waren und sind, als paragraphirte Satzungen der Gewalt, resp. des Unrechts. Vielleicht ist es ohnehin kein Zufall, daß gerade sehr hervorragende Socialisten, wie Marx, Lassalle, Dühring etc. von Hause aus Juristen waren.

Genug: auf allen Gebieten der Wissenschaft müssen die hervorragendsten Gelehrten dem Socialismus direct oder indirect ihre Anerkennung zollen! Wenn dies so fort geht — und es liegt kein Grund vor, das Gegentheil anzunehmen —, so

figenden lediglich einzelne idealer angelegte Personen ihr anschließen, ist auch für umfangreiche Werke socialistischen Inhalts noch kein rechtes Absatzgebiet geschaffen — die socialistische Broschüren-Literatur befriedigt während dieser Epoche alle wesentlichen einschlägigen Bedürfnisse —, und es werden daher die Buchhändler im Allgemeinen schon deshalb nur in ganz ausnahmeweisen Fällen sich bereit finden lassen, derartige Elaborate zu verlegen.

Wird nun bereits durch diesen Umstand mancher Gelehrte abgeschreckt, sich auf dem socialistischen Gebiete schriftstellerisch zu bethätigen (nur ganz eherner Charaktere werden bei solcher Bewandniß der Dingen Muth haben, unter dem Risiko des, wenigstens zeitweiligen, Hungerns diesen Verhältnissen zu trotzen), so kommen noch hunderterlei andere Einflüsse hinzu, welche die Elite des Geistes in der Regel veranlassen, ihre Kräfte nicht der Socialdemokratie zu weihen.

Familiäre Traditionen kann zwar ein großer Geist bei einiger Festigkeit des Willens leicht abstreifen, aber wenn man in jedem einzelnen Falle nachsehen könnte, würde man ohne Zweifel sehr häufig bemerken müssen, daß hinter der antisocialistischen Denungsweise eines Gelehrten als leitendes Motiv die Rücksichtnahme auf das Herkommen des Hauses steckt.

Mehr als der Druck verwandtschaftlicher Beziehungen beengt aber jeden Menschen, also auch den Gelehrten, die gesellschaftliche Situation, in welcher er sich befindet. Gelehrte verkehren von Hause aus weit mehr mit Elementen, die zu den privilegierten Klassen gehören und aus Interessen-Politik Feinde des Socialismus sind, als mit Leuten, bei denen das Gegentheil constatirt werden kann. Bessere Regungen des Gemüthes, ja selbst spontane Rebellionen des Verstandes verlaufen nur zu leicht im Einzelnen, wenn sie in dessen Umgebung keinen Widerhall finden oder auf allgemeines Unverständnis stoßen. Bei öfterer Widerkehr können sie

den Betreffenden, wenn eine solche Wechselwirkung stattfindet, zum Pessimisten machen.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß jene Specialwissenschaft, welche, wenn sie ernsthaft betrieben wird, mindestens die landläufigen Anschauungen über sociale Dinge und insbesondere die über wirtschaftliche Verhältnisse stark erschüttern, in weiterer Folge aber die Neigung zum Socialismus wachrufen muß, — die Gesellschaftslehre mit ihren verschiedenen Abzweigungen: National- und Socialökonomie, sociale Statistik, Staatswissenschaft, Gesellschaftsphilosophie zc. — noch immer eine unverhältnißmäßig bescheidene Rolle spielt.

Trotzdem es förmlich auf der Hand liegt, daß die Basis allgemeiner Bildung eigentlich die Erkenntniß hinsichtlich des inneren Wesens der Gesellschaft, in welcher man lebt, sein müßte, werden im Großen und Ganzen sociale Studien nur ganz oberflächlich und unsystematisch betrieben, so daß es gar kein Wunder ist, wenn da und dort ein Gelehrter, der sich zur Bekämpfung der Socialdemokratie herbeiläßt, von Arbeitern, welche theoretisch und praktisch in Gesellschaftssachen geschult sind, ad absurdum geführt wird.

Das Fachstudienwesen hat sich im Laufe der Zeit so einseitig entwickelt, daß es bei einem allgemein gebildeten Menschen, wie überhaupt bei jedem geübten Logiker, das größte Staunen erregt, wenn er die Wahrnehmung machen muß, daß die Gelehrten, seien es nun Staats- oder Privat-Gelehrte, oft neben einer immensen Reichhaltigkeit des Wissens in einem sonstigen Specialfache von der Gesellschaftskunde Wenig oder Nichts wissen.

Aber glücklicher Weise haben nachgerade Gelehrte ersten Ranges sich auf die Gesellschaftswissenschaft geworfen und wurden Socialisten! Die Namen, welche in dieser Beziehung in Frage kommen, brauchen wohl nicht aufgezählt zu werden, darauf ist aber hinzuweisen, daß bereits neben den als Socialisten allenthalben bekannten

Männern der Wissenschaft noch weit mehr solche existiren, deren Stellung es vorläufig räthlich erscheinen läßt, daß sie sich anonym socialistisch bethätigen. Ja, es wird sogar gut sein, wenn der Deckmantel der Anonymität noch recht lange beibehalten wird, da sich vermittlest desselben socialistische Gelehrte in alle Sphären der Staats- und Gesellschaftsmaschinerie einbürgern können, ein Umstand, welcher seitens der Socialdemokratie in der Praxis nicht streng genug beachtet werden kann. Allerdings soll damit aus der Noth keine Tugend gemacht, die Anonymität nicht allen socialistischen Gelehrten anempfohlen sein; denn Diejenigen, welche sich berufen fühlen, als Lehrer auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiete zu wirken, werden ohne Schädigung der Sache nicht im Verborgenen bleiben können.

Interessant ist es übrigens, daß sich täglich die Anzeichen mehren, wonach die bedeutendsten Forscher in allen Specialitäten der Wissenschaft von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zum Socialismus gelangen. Jede wirkliche Wissenschaftlichkeit muß eben auf der Logik der Thatfachen fußen, und diese hat ja auch den Socialisten par excellence den Aufbau ihrer Theorien ermöglicht, resp. sie dazu herausgefordert.

Ein Philosoph wird nothwendig bei Betrachtung des Bestehenden die Mängel desselben erkennen müssen, gleichwie er bei Untersuchungen über die Art und Weise des Gewordenseins der vorhandenen Wirklichkeit das Stattfinden einer Entwicklung der Dinge in der Richtung der Vollkommenung nicht außer Acht lassen kann. Das Eine muß ihn über die Nothwendigkeit der fortschreitenden Umgestaltung des jeweilig Realen, das Andere über die Möglichkeit oder vielmehr Selbstverständlichkeit einer solchen in's Klare setzen. Demnach muß jeder wirkliche Philosoph in mehr oder minder hohem Grade Gesellschaftsreformer, Socialist sein.

Bei der consequenten Naturforschung gilt das Nämliche. Wer auf der Höhe der Naturwissenschaft steht und es nicht für nöthig hält, wider besseres Wissen zu dociren, der wird z. B. gezwungen sein, alles „Uebernatürliche“, „Göttliche“ und damit auch die „Göttlichkeit“ einer augenblicklichen „Weltordnung“ zu negiren, d. h. er wird den Hebel einsetzen müssen gegen einen der festesten Grundsteine, welcher den bestehenden Staaten zur Stütze dient. Die Socialdemokratie wird aber solchermaßen ganz entschieden wirksam unterstützt. Ein Gleiches geschieht durch Verfechtung der Descendenztheorie, denn wenn auch Einige eine Zeit lang aus der Lehre vom Kampf um's Dasein den Trugschluß zu ziehen vermochten, daß die wilden Kämpfe Aller gegen Alle, wie sie sich innerhalb der heutigen Gesellschaft abspielen, eine natürliche Nothwendigkeit seien, so haben sich andererseits gerade die bedeutendsten Vertreter dieses Wissenszweiges dahin ausgesprochen, daß die Menschheit desto erfolgreicher das Naturganze sich dienstbar zu machen vermöge, je weniger sie unter inneren Kämpfen leide.

Selbst ein Jurist, der sich aus dem Actenstaube der Amtsstube zu erheben vermag, und dessen Rechtsgelehrsamkeit nicht gedeckt wird durch die verschiedenen Satzungen der augenblicklichen Gesetzgebung, ein Jurist, der wirkliche Rechtsstudien betreibt, muß früher oder später zur Einsicht kommen, daß alle bisherigen sogenannten Rechtssysteme nichts weiter waren und sind, als paragraphirte Satzungen der Gewalt, resp. des Unrechts. Vielleicht ist es ohnehin kein Zufall, daß gerade sehr hervorragende Socialisten, wie Marx, Lassalle, Dühring zc. von Hause aus Juristen waren.

Genug: auf allen Gebieten der Wissenschaft müssen die hervorragendsten Gelehrten dem Socialismus direct oder indirect ihre Anerkennung zollen! Wenn dies so fort geht — und es liegt kein Grund vor, das Gegentheil anzunehmen —, so

steht binnen etlichen Jahrzehnten der bessere Theil der Gelehrtenwelt auf Seiten der Socialdemokratie, und nur die Vertreter der reinen Brod-Wissenschaft spielen ihre alte Rolle weiter. Wie im öffentlichen Leben im Allgemeinen, so vollzieht sich eben auch in den wissenschaftlichen Regionen nach und nach ein Scheidungsproceß. „Die Reaction, die Revolution!“ ist auch hier die Lösung. Es ist nicht unmöglich, daß die Universitäten, weit entfernt, sich fortschreitend zu entwickeln, mehr und mehr der Reaction anheimfallen; aber dafür müssen sich, den steigenden diesbezüglichen Bedürfnissen entsprechend, anderweite wissenschaftliche Vereinigungen bilden, welchen die Aufgabe zufällt, die Gelehrsamkeit im höheren Sinne des Wortes zu fördern.

Mancher wird sagen, dies seien Utopistereien (ein Vorwurf, der heutzutage sehr oft und sehr oft unberechtigt gemacht wird), aber diese Annahme ist eine irthümliche, weil nichts utopistisch genannt werden kann, was bei einigem Scharfblick

schon jetzt, wenn auch nur in Embryogestalt, sich bemerkbar macht, und was logischer Weise aus dem Gegebenen sich folgern läßt.

So hätten wir denn gesehen, daß die gegenwärtige Stellung des Alltags-Gelehrtenthums eine wesentlich reactionäre ist und darum der socialdemokratischen Sache nicht förderlich sein kann. Wir haben aber auch gefunden, daß diese Erscheinung durch die socialen und politischen Verhältnisse unserer Zeit bedingt und mithin naturgemäß ist. Andererseits sind wir bei unseren Betrachtungen aber zu dem Ergebnis gelangt, daß mit der fortschreitenden Entwicklung der modernen Wissenschaft das wirkliche Gelehrtenthum dem Socialismus näher und näher gerückt werden muß. Aus Alledem dürfen wir die Ueberzeugung schöpfen, daß die Vertreter der Wissenschaft im strengsten Sinne des Wortes in der Zukunft die vornehmlichsten Bahnbrecher des Socialismus sein werden.

Die Werthvorstellung des isolirten Menschen.

Von C. A. Schramm.

Es ist eine bisher nur wenig beachtete Thatsache, daß die in einem Volke vorherrschenden Anschauungen über den Werthbegriff sich in der Gesetzgebung und dem dadurch bedingten Zustand der arbeitenden Klassen wieder spiegeln.

Mosher nennt es eine „nationale Eigenschaft“ der Engländer, daß sie den Auffassungen Adam Smith's treu geblieben sind und den Werth jedes Gutes in der Arbeit und nur in der Arbeit suchen.

„In jedem Gut — so lautet der Ausspruch des großen Schotten — ist der

Werth einer gewissen Arbeitsmenge enthalten, die wir gegen etwas anderes eintauschen, das zur Zeit als den Werth einer gleichen Arbeitsmenge darstellend betrachtet wird. Arbeit war der erste Preis, das ursprüngliche Kaufgeld, das für alle Dinge bezahlt wurde.“

In England, der zweiten Heimath des *laissez faire*, dem Vaterlande des neueren wirthschaftlichen Liberalismus, der Geburtsstätte Malthus'scher Lehren, erkennt man in allen Schulen und auf allen Tribünen offen an, daß der Reichthum des Landes nur der Arbeit seine Ent-

steht binnen etlichen Jahrzehnten der bessere Theil der Gelehrtenwelt auf Seiten der Socialdemokratie, und nur die Vertreter der reinen Brod-Wissenschaft spielen ihre alte Rolle weiter. Wie im öffentlichen Leben im Allgemeinen, so vollzieht sich eben auch in den wissenschaftlichen Regionen nach und nach ein Scheidungsproceß. „Die Reaction, die Revolution!“ ist auch hier die Lösung. Es ist nicht unmöglich, daß die Universitäten, weit entfernt, sich fortschreitend zu entwickeln, mehr und mehr der Reaction anheimfallen; aber dafür müssen sich, den steigenden diesbezüglichen Bedürfnissen entsprechend, anderweite wissenschaftliche Vereinigungen bilden, welchen die Aufgabe zufällt, die Gelehrsamkeit im höheren Sinne des Wortes zu fördern.

Mancher wird sagen, dies seien Utopistereien (ein Vorwurf, der heutzutage sehr oft und sehr oft unberechtigt gemacht wird), aber diese Annahme ist eine irthümliche, weil nichts utopistisch genannt werden kann, was bei einigem Scharfblick

schon jetzt, wenn auch nur in Embryogestalt, sich bemerkbar macht, und was logischer Weise aus dem Gegebenen sich folgern läßt.

So hätten wir denn gesehen, daß die gegenwärtige Stellung des Alltags-Gelehrtenthums eine wesentlich reactionäre ist und darum der socialdemokratischen Sache nicht förderlich sein kann. Wir haben aber auch gefunden, daß diese Erscheinung durch die socialen und politischen Verhältnisse unserer Zeit bedingt und mithin naturgemäß ist. Andererseits sind wir bei unseren Betrachtungen aber zu dem Ergebnis gelangt, daß mit der fortschreitenden Entwicklung der modernen Wissenschaft das wirkliche Gelehrtenthum dem Socialismus näher und näher gerückt werden muß. Aus Alledem dürfen wir die Ueberzeugung schöpfen, daß die Vertreter der Wissenschaft im strengsten Sinne des Wortes in der Zukunft die vornehmlichsten Bahnbrecher des Socialismus sein werden.

Die Werthvorstellung des isolirten Menschen.

Von C. A. Schramm.

Es ist eine bisher nur wenig beachtete Thatsache, daß die in einem Volke vorherrschenden Anschauungen über den Werthbegriff sich in der Gesetzgebung und dem dadurch bedingten Zustand der arbeitenden Klassen wieder spiegeln.

Mosher nennt es eine „nationale Eigenschaft“ der Engländer, daß sie den Auffassungen Adam Smith's treu geblieben sind und den Werth jedes Gutes in der Arbeit und nur in der Arbeit suchen.

„In jedem Gut so lautet der Ausspruch des großen Schotten — ist der

Werth einer gewissen Arbeitsmenge enthalten, die wir gegen etwas anderes eintauschen, das zur Zeit als den Werth einer gleichen Arbeitsmenge darstellend betrachtet wird. Arbeit war der erste Preis, das ursprüngliche Kaufgeld, das für alle Dinge bezahlt wurde.“

In England, der zweiten Heimath des *laissez faire*, dem Vaterlande des neueren wirthschaftlichen Liberalismus, der Geburtsstätte Malthus'scher Lehren, erkennt man in allen Schulen und auf allen Tribünen offen an, daß der Reichthum des Landes nur der Arbeit seine Ent-

ziehung verbannt; grade dort hat die Gesetzgebung zuerst und gründlich mit dem *laissez faire* gebrochen, grade dort hat sie sich energisch in den „freien Arbeitsvertrag“ eingemischt und einen Normalarbeitstag eingeführt; die Innehaltung der Bestimmungen einer sorgfältig durchgearbeiteten Fabrikgesetzgebung wird von unabhängigen Fabrikinspektoren überwacht und dem mühevollen Loos der Arbeiter wenigstens in Etwas Erleichterung verschafft. Und der englische Arbeiter ist kein Revolutionär!

Wie anders dagegen in Frankreich! Schon J. B. Say konnte sich mit der einfachen und klaren Darstellung Smith's nicht zufrieden geben, er suchte schon der „geistigen Thätigkeit“ der bevorzugten Stände einen Einfluß auf die Werthbildung zu vindiziren. „Ein Werth kann nur bei einem industriellen Unternehmen produziert werden.“ Die Industrie zerfällt ihm wieder in drei verschiedene Thätigkeiten und zwar 1) in die Untersuchungen der Gelehrten; 2) in die praktische Verwerthung der Resultate jener gelehrten Untersuchungen durch die Unternehmer und 3) in die Ausführungen der Arbeiter.

Nachdem so der Thätigkeit der Gelehrten und dem Kapitalbesitz die erste Stelle, der physischen Arbeit aber der letzte Platz bei der Produktion des Werthes angewiesen war, konnte ein Bastiat den Dienst, welchen die Gelehrten und die Unternehmer, die Grundeigenthümer und die Kapitalisten den Arbeitern erzeigen, als Aequivalent für den mit Beschlag belegten Arbeitsertrag der Lohnarbeiter hinstellen und jede, auch die rücksichtsloseste Ausbeutung der Arbeiter als wunderbare Harmonie zwischen Kapital und Arbeit preisen.

Der französische Arbeiter aber ist ein Revolutionär von Geburt; er ballt im Stillen die Faust gegen die ganze herrschende Klasse; alle Parteien, Legitimisten, Orleansisten, Bonapartisten, Republikaner, haben ihn bisher nur für ihre Sonderinteressen gemißbraucht; und doch hat man

für ihn nie etwas Anderes übrig gehabt als Flintenkugeln. Während in England der Weg der Reformen beschritten ist, bleibt Frankreich die europäische Versuchstation der Revolution.

Und nun Deutschland! Das ist ein Gangan und Bangen in schwebender Pein, wenn man in den dicken Bänden unserer Professoren die Kapitel über den Werth durchgeht; die Arbeit wird noch immer betont, aber neben der Smith'schen Arbeit steht das Bastiat'sche Bedürfniß; hier ist der Werth eine „Combination des Gebrauchswerthes mit dem Kostenwerthe,“ dort „eine dem Gute nur durch Werthschätzung beigelegte Bedeutung“; fast nirgends wird der Werth als eine innere Eigenschaft des Gutes angesehen.

Die oberflächlichsten Werthvorstellungen herrschen bei unseren liberalen Volksvertretern und Gesetzgebern; die Gedankenverwirrung à la Bastiat hat da die Gestalt einer vollständigen Confusion angenommen und macht sich in wunderbaren Reden und Ansichten Luft. . . Der Werth ist das Verhältniß zweier Dienstleistungen. Leisten Euch Eure Arbeiter nicht mehr so viel Dienste, daß ihr tüchtig dabei verdienen und so den Volkswohlstand vermehren könnt; herrscht wirklich irgendwo ein Nothstand durch gesunkenen Werth — nun, so stellt doch ein richtiges Verhältniß der Dienstleistungen her! Verlängert doch die Arbeitszeit und setzt zu gleicher Zeit die Löhne herab, dann wird der Nationalwohlstand und die Concurrenzfähigkeit schon wieder zunehmen!

Die scheinbar nur theoretischen Nutzen gewährenden, abstracten Untersuchungen über das Wesen des Werthes greifen tief in das praktische Leben ein; — Wissen ist Macht! — aus Unkenntniß ist schon mehr am Wohl der Menschheit gesündigt worden, als aus bösem Willen. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, der Unklarheit über den Werthbegriff ein Ende zu machen, deshalb wird die „Zukunft“ sich oft

und eingehend mit diesem Thema zu beschäftigen haben.

„Der Werth ist der Eckstein des ökonomischen Gebäudes.“ So beginnt Proudhon das Kapitel über den Werth in seinen: „Widersprüchen der National-Ökonomie.“ „Die Lehre vom Werth ist für die Volkswirtschaft das, was das Zählen für die Rechenkunst ist.“ Mit diesen Worten leitet Bastiat seine Vorträge über den Werth ein. Es würde sehr traurig mit dem Rechnen bestellt sein, wenn die Zahlenlehre noch ebensowenig ausgebildet wäre, wenn die Meinungen über dieselbe noch ebenso weit auseinander gingen, als dies bei der Lehre über den Werth der Fall ist. Proudhon hat Recht: die Lehre vom Werth ist das Fundament der Volkswirtschaft, und letztere verdient erst dann den Namen einer Wissenschaft, wenn es ihr gelungen sein wird, feste und unbestreitbare Definitionen ihrer Grundbegriffe aufzustellen. Das ganze Gebäude der liberalen Volkswirtschaft hat keinen Halt, weil eben der Eckstein morsch und schwach ist.

„Der Werth einer Sache ist eine positive Quantität, aber nur in einem gegebenen Augenblicke. Die Fähigkeit zum Kaufen, diese Eigenschaft, die man ihren Werth nennt, liegt in dem Gegenstand, den man schätzt und ist unabhängig von dem Gegenstand, der zu dieser Schätzung dient.“ So J. B. Say. Liegt aber der Werth als positive Quantität in dem Gegenstande selbst, dann muß die Werthschätzung auch ohne Tausch vor sich gehen können, dann muß auch der isolirte Mensch oder eine in Gütergemeinschaft lebende Zahl von Menschen zur richtigen Werthabmessung befähigt sein; die Werthschätzung muß hier sogar noch zutreffender ausfallen, weil jede absichtliche Uebervortheilung, wie sie beim Tausch gang und gebe ist, von vorn herein ausgeschlossen erscheint.

Aber die Mehrzahl der liberalen Ökonomen ist entgegengesetzter Ansicht. Daß

Bastiat die Möglichkeit der Werthschätzung ohne Tausch bestreitet, ist erklärlich; der isolirte Mensch käme ja sonst dazu, die verschiedenen Dienstleistungen, die er sich selber geleistet, gegen einander abzuwägen; Bastiat begnügt sich daher mit der nichtsagenden Frage: „Womit könnte man in der Vereinzelung die Anstrengung vergleichen oder messen?“ Auch J. B. Say hält in seltsamem Widerspruch zu seiner Ansicht von dem Werth als einer positiven Eigenschaft der Güter, den Tausch für die Vorbedingung einer richtigen Werthschätzung: „Das Vermögen kann nur durch den Tausch geschätzt werden, — der isolirte Mensch kann keinen Handel abschließen.“ So noch viele Ökonomen, sogar Schäffle: „Die Wirtschaft des Isolirten ist blind und zufällig.“

Woher diese eigenthümliche Ansicht?

Das charakteristische Merkmal der heutigen Gesellschaft ist die **Waarenproduction** und die **Plusmacherei** beim Tausch. Heut producirt Jeder das, was er selbst nicht gebraucht und verschafft sich das, was er gebraucht, durch Tausch. Das mobile, Zinsen und Rente einbringende Geldkapital beherrscht die Production und den Markt; Tausch ohne Profit ist heute ein geradezu undenkbarer Vorgang. Die Menschen haben sich so sehr in diesen Zustand hingegeben, daß sie ihn für das Product der natürlichen Ordnung in der Gesellschaft halten, während er doch nur eine besondere Epoche in der Culturentwicklung bildet; man hat ganz vergessen, daß die Zeit der Naturalwirtschaft, in der jeder seinen Bedarf in der Hauptsache selbst erzeugte und nur Ueberflüssiges vertauschte, noch gar nicht ganz hinter uns liegt, sondern an vielen Stellen noch heute fortbesteht.

Der Gedanke an den Tausch beeinflusst daher jede volkswirtschaftliche Deduktion. Bastiat, in dessen „Harmonien“ man immer einen drastischen Beleg für jede echtbürgerlich-triviale Anschauung finden kann, versteigt sich sogar zu dem Ausdruck: „In

diesem einen Wort „Tausch“ liegt die ganze Volkswirtschaft; es umfaßt die ganze Gesellschaft, man kann sich die Gesellschaft ebenso wenig ohne Tausch, als den Tausch ohne Gesellschaft denken.“

Diese einseitige Ueberschätzung der bestehenden Verhältnisse bildet den Grund, aus dem so viele Ökonomen sich nicht zu der Idee erheben können, daß der Werth auch ohne Tausch, also auch in der isolirten Wirtschaft zur Erscheinung, wenn auch nicht zur Herrschaft kommen muß; der Oberflächlichkeit seiner Ansicht gegenüber war der Hohn Lassalle's wohl berechtigt, mit dem er Herrn Schulze zurief: „Wenn ich mir einen Staat kaufe und ihm beibringe das einsilbige Wort: Tausch! Tausch! Tausch! zu schreien, dann habe ich den ganzen Inhalt ihrer armseligen Weisheit!“

Die Definition des Werthbegriffs kann nur dann für allgemein zutreffend anerkannt werden, wenn sich ihre Gültigkeit nicht nur an dem heutigen Tauschverkehr, sondern auch an der Wirtschaft des isolirt lebenden Menschen nachweisen läßt. Es muß sich aus dieser Definition der Werth aller Güter, welche durch Arbeit beliebig vermehrt werden können, wie auch der Sachen, deren Mengedurch menschliche Arbeit überhaupt nicht vergrößert werden kann, erklären oder ableiten lassen; sie muß auch auf den Werth derjenigen Güter passen, deren Vermehrbarkeit nicht allein von der menschlichen Arbeit, sondern auch von Natureinflüssen abhängig ist (gute oder schlechte Getreideernte etc.). Eine zutreffende Werthdefinition muß sogar den imaginären Werth aller Tauschobjekte erklären, welche nur in Folge von besonderengesellschaftlichen Zuständen zu Waaren geworden sind, wie z. B. menschliche Arbeitskraft, Grund und Boden und dgl.

Von allen bisher aufgestellten Werththeorien genügt diesen weit gestellten Anforderungen nur die von Carl Marx. Nach derselben besteht der Werth jeder Waare in der zu ihrer Herstellung aufgewendeten, resp. aufzuwendenden allge-

mein menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen nach Zeit.

Wir beschränken uns hier auf die Untersuchung, ob diese Erklärung auch auf die von dem isolirt lebenden Menschen selbst angefertigten Güter Anwendung finden kann, ob der unvermeidliche Statist Robinson die Werthschätzung seiner Arbeitsprodukte den Grundgedanken der Marx'schen Definition entsprechend vornehmen wird.

Marx selbst sagt darüber:

„Bescheiden, wie Robinson von Haus aus ist, hat er doch verschiedenartige Bedürfnisse zu befriedigen und muß daher nützliche Arbeiten verschiedener Art verrichten, Werkzeuge machen, Möbel fabriciren, Lama zähmen, fischen, jagen etc. Vom Beten und dgl. sprechen wir hier nicht, da unser Robinson daran sein Vergnügen findet und derartige Thätigkeit als Erholung betrachtet. Trotz der Verschiedenheit seiner produktiven Funktionen weiß er, daß sie nur verschiedene Theilungsformen desselben Robinson, also nur verschiedene Weisen menschlicher Arbeit sind. Die Noth selbst zwingt ihn, seine Zeit genau zwischen seinen verschiedenen Funktionen zu vertheilen. Ob die eine mehr, die andere weniger Raum in seiner Gesamthätigkeit einnimmt, hängt ab von der größeren oder geringeren Schwierigkeit, die zur Erzielung des bezweckten Nulleffektes zu überwinden ist. Die Erfahrung lehrt ihn das, und unser Robinson, der Uhr, Hauptbuch, Tinte und Feder aus dem Schiffbruch gerettet, beginnt als guter Engländer bald Buch über sich selbst zu führen. Sein Inventarium enthält ein Verzeichniß der Gebrauchsgegenstände, die er besitzt, der verschiedenen Einrichtungen, die zu ihrer Produktion erheischt sind, endlich der Arbeitszeit, die ihm bestimmte Quanta dieser verschiedenen Produkte im Durchschnitt kosten. Alle Beziehungen zwischen Robinson und den Dingen, die seinen selbstgeschaffenen Reichthum bilden,

sind hier so einfach und durchsichtig, daß selbst Herr Marx Wirth sie ohne besondere Heißesanstrengung verstehen dürfte. Und doch sind darin alle wesentlichen Bestimmungen des Werthes enthalten."

So schwierig es bei der bestehenden Arbeitstheilung und der Vielseitigkeit der menschlichen Thätigkeit erscheint, all' die verschiedenen, unter dem allgemeinen Namen „Arbeit“ bezeichneten Funktionen, oder um mit J. B. Say zu reden: so schwierig es heute erscheint, die Untersuchungen der Gelehrten, der Anwendungen der Unternehmer und die vielseitigen Ausführungen der verschiedensten Arbeiter auf einfache menschliche Arbeit zu rebuszieren, — so einfach erscheint diese Reduktion bei dem isolirten Menschen. Robinson denkt auch zuerst darüber nach, nach welchen Principien er beim Bau einer Hütte zu verfahren haben wird, — er verrichtet hier die Arbeit des Gelehrten; er macht sich dann an den Bauplan, sieht zu, von wo er Holz, Steine und Mörtel zu holen hat, — das ist die Arbeit des Unternehmers; endlich macht er sich an die eigentliche Arbeit, fällt die Bäume, beschlägt das Holz, karrt Steine und Erde herbei, baut die Wände, richtet und deckt das Dach, — jetzt war er einfacher Arbeiter —; aber niemals wird es ihm in den Sinn kommen, in diesen verschiedenen Arbeiten etwas anderes als Thätigkeit des Menschen Robinson zu erblicken. Wenn er überhaupt darauf fällt, einen Vergleich zwischen diesen verschiedenen Arten seiner Thätigkeit anzustellen, so wird ihm ein Tag des Nachdenkens über den Bauplan weniger anstrengend erscheinen (1), als ein Tagesmarsch, den er zur Auffindung des Baumaterials machen muß. Seine Arbeit als Gelehrter wird ihm leichter und angenehmer erscheinen, als die Funktion eines Unternehmers. War keinem Zweifel kann es aber unterliegen, daß die eigentliche Bauarbeit für ihn den schwierigsten, anstrengendsten und ermüdendsten Theil seiner Thätigkeit bildet.

Der Unterschied von qualificirter und

unqualificirter Arbeit besteht für ihn nicht, oder doch nur im entgegengesetzten Sinn; als er in den Lehrbüchern dargestellt wird; er wird, wie beinahe Jedermann heut zu Tage, lieber die Arbeit eines Gelehrten oder Unternehmers verrichten, als die rohe und schwere Handarbeit.

Hat er nun etwa, um einen Balken herbeizuschaffen, einen Tag lang in der Sonne schleppen und schwitzen müssen, hat er ebenfalls einen Tag lang, im Schatten seiner Cocospalmen, am Ufer der See sitzend, Matten zum Verhängen der Thür- und Fensteröffnungen seiner Hütte geflochten, so wird er doch nicht die Matten für ebenso werthvoll halten, wie den Balken; er wird sicherlich lieber noch einmal einen Tag lang Matten flechten, als Balken schleppen; die größere Anstrengung der letztbezeichneten Arbeit läßt ihn das Product derselben höher schätzen, als das ohne große Anstrengung erzeugte Product einer eben so langen Arbeitszeit.

Ein Gleiches gilt von all' seinen Arbeitsproducten. Tritt der Fall ein, daß er eine Auswahl unter seinen Besitzstücken treffen muß, daß er beim Brande seiner Hütte oder bei einem bevorstehenden Uebersall durch die Wilden nur einen Theil seiner Sachen retten kann, — sicherlich wird er diejenigen Stücke für die werthvollsten halten, deren Herstellung ihm die meiste Arbeitszeit oder bei gleicher Arbeitsdauer die größte Anstrengung gekostet haben.

Aber der Werth besteht nicht in der allgemein menschlichen Arbeit, sondern in der gesellschaftlich nothwendigen, allgemein menschlichen Arbeit, gemessen nach Zeit. Das heißt: Nicht die zur Herstellung des Products wirklich aufgewendete Zeit bestimmt die Menge des darin enthaltenen Werthes, sondern es wird nur dasjenige Zeitquantum berücksichtigt, welches bei durchschnittlichem Fleiß und durchschnittlicher Geschicklichkeit unter Benutzung aller, Arbeit und Anstrengung ersparenden Hilfsmittel und Werkzeuge

zur Wiederherstellung des Arbeitsproductes angewendet werden muß. Nur diese Art Arbeit und das dabei angewendete Quantum von Zeit gilt als nothwendig bei dem isolirten Menschen, als gesellschaftlich nothwendig in der Gesellschaft.

Robinson, der in seiner Jugend das Korbflechten gelernt hat, macht sich auf seiner Insel die Körbe selbst, und braucht immer einen Tag zur Herstellung eines Korbes. Jeder Korb erscheint ihm also als das Arbeitsproduct eines Tages. Aber einmal ist er unwohl, er hat sich vielleicht die Hand beschädigt, das Korbflechten geht heut nicht so schnell, wie sonst, er braucht zwei volle Tage zur Fertigmachung eines Korbes. Wird er gerade diesen Korb im Vergleich zu den übrigen für doppelt werthvoll halten? Wird er ihn nicht wie jeden anderen ansehen und nicht die wirklich verwendete, sondern nur die zur Wiederherstellung eines gleichen Korbes aufzuwendende Arbeit eines Tages in Betracht ziehen, wenn er den Werth des Korbes gegen irgend einen anderen Gegenstand abmißt?

So lange Robinson nur mit seinem Steinbeil bewaffnet war, brauchte er einen vollen Tag, um einen Baum zu fällen. Braucht er zum Bau einer Erdhütte fünf Stämme, so nimmt ihm die Arbeit des Holzfällens fünf Arbeitstage in Beschlag. Da gelangt er in den Besitz von eisernen Geräthen, von Axt und Beil. Jetzt fällt er sechs Stämme in einem halben Tage; — wird es ihm nun noch einfallen, die früher nothwendige Arbeitszeit von fünf Tagen in Rechnung zu stellen, wenn er die in Arbeit bestehenden Kosten des Baues einer neuen Hütte in Anschlag bringt? Er benützt die neuen, Arbeit und Anstrengung ersparenden Werkzeuge zur Herstellung seiner Hütte und rechnet den Werth derselben nur nach der Zeit, die er jetzt zum Bau verwenden muß.

Jetzt weiß er, wie er es anzufangen hat, er verwendet gar keine Zeit mehr auf die „Untersuchungen des Gelehrten“;

er kennt die Orte, von wo er Holz und Steine holen kann — er erspart also auch die „Arbeit des Unternehmers“ —; beim Bau der neuen Hütte tritt nur noch die wirkliche Arbeit des Arbeiters zu Tage, von der Thätigkeit der Wissenschaft und des Unternehmers ist Nichts mehr zu bemerken.

Der isolirt lebende Mensch reducirt also die verschiedensten Arten von Arbeit und Thätigkeit ohne Weiteres auf einfache menschliche Durchschnittsarbeit; er stellt bei einer Werthvergleihung seiner Arbeitsproducte nicht die wirklich angewendete, sondern nur die Zeit in Rechnung, welche er nach dem jeweiligen Stande seiner Arbeitsmittel und Werkzeuge zur Wiederherstellung des Gegenstandes nothwendig gebraucht; er schätzt den Werth seiner Besitztüder nach der zur Herstellung in dem Schätzungsmoment nothwendigen, allgemein menschlichen Arbeit, gemessen nach Zeit; er wendet also die Marx'sche Werththeorie praktisch an, ohne von der Existenz derselben eine Ahnung zu haben.

Es fällt ihm aber sicherlich nicht ein, den leichtesten und mühelosesten Theil seiner Arbeit als besonders werthbildend anzusehen; im Gegentheil wird er sich nur nach ausnahmsweise schwerer und anstrengender Arbeit einen Extragenuß an Speise und Trank, gleichsam als Lohn, gestatten; er wird also die schwerste Arbeit als die verdienstvollste ansehen; — mit solchen Anschauungen gehört er natürlich auch nicht in die heutige Gesellschaft, welche dem Nichtsthun den Löwenantheil am Arbeitsertrag zugewiesen hat, die leichteste Arbeit am höchsten bezahlt und für die schwerste und mühevollste Arbeit nicht einmal das kärgliche tägliche Brod sicher übrig behält!

Die Werthabschätzungen, welche Robinson bisher vorgenommen, beziehen sich nur auf solche Güter, welche er durch seine Arbeit beliebig zu vermehren im Stande ist; Gegenstände, deren Menge durch

menschlische Thätigkeit nicht vergrößert werden kann, haben keinen reellen, sondern nur einen imaginären, durch den Preis dargestellten Werth. Der Preis derselben hängt ab von der Zahl, der Liebhaberei und der Kaufkraft der Käufer; diese Classe von Gütern muß daher bei der Werthabschätzung in der isolirten Wirthschaft außer Betracht bleiben. Es erübrigt also nur noch die Nachweisung, daß die Grundgedanken der Marx'schen Werthdefinition für den isolirt lebenden Menschen auch bei all' den Gebrauchsgegenständen maßgebend sind, deren Vermehrbarkeit nicht allein von seiner Arbeit, sondern auch von Natureinflüssen abhängig ist.

Robinson hat 8 Tage gebraucht, um einen Fleck Land umzugraben und mit Mais zu bestellen; die Ernte, das Einbringen und Dreschen des Kornes nimmt 4 Tage in Anspruch; das gewonnene Quantum, sage 240 Maß Mais, ist also das Arbeitsproduct von 12 Tagen oder — bei 10stündigem Arbeitstag — von 120 Stunden, so daß also zwei Maß in jeder Arbeitsstunde erzeugt worden sind. Das gewonnene Quantum übersteigt aber den Bedarf Robinson's gerade um das Doppelte; bei reichlichstem Genuß kann er nicht mehr als 120 Maß Mais im Jahr verzehren; er hätte also an der Hälfte des Ertrages genug, hätte mit der Hälfte der wirklich aufgewendeten Arbeitszeit genau so viel Mais erzeugt, als zur Deckung seines Bedarfs nothwendig ist. Nur die eine Hälfte der auf Maisbau verwendeten Arbeitszeit war also nothwendige, die andere Hälfte war unnöthig geopferte Arbeitszeit.

Zwei Maß Mais sind das Product einer Stunde Arbeit, aber die Hälfte dieser Zeit war unnütz aufgewendet. Selbsterständlich ist nun nicht das eine Maß Mais ganz werthlos und das andere Maß dafür Arbeitsproduct einer vollen Stunde, sondern in jedem einzelnen Maß steckt, gerade wie in dem

Gesamt-Quantum, gleichviel nothwendige wie überflüssige Arbeitszeit.

Betrachtet Robinson seinen Maisvorrath, so wird er sich immer sagen, daß er mit der Hälfte ebenso reichlich leben könnte, als mit dem Ganzen, ihm wird das ganze Quantum nicht mehr Werth darstellen, als die Hälfte, da er eine Hälfte doch ungenutzt verkommen lassen muß; er weiß, daß er die für seinen Consum ausreichenden 120 Maß in 60 Stunden Arbeit hätte herstellen können — er schätzt das ganze Quantum nicht höher als das halbe, also als Product einer 60stündigen Arbeit.

Durch die, den Bedarf um das Doppelte übersteigende Ernte sinkt also der Werth des einzelnen Maß Mais auf die Hälfte der zur Gewinnung thatsächlich aufgewendeten Arbeitszeit.

Im folgenden Jahre giebt aber der Mais, obgleich zum Anbau genau so viel Arbeitszeit aufgewendet wurde, wie früher, in Folge ungünstiger Witterung nur 60 Maß Ertrag. Jetzt ist also jedes Maß Mais thatsächlich das Product von zwei Stunden Arbeit. Robinson hat sich nun einmal daran gewöhnt, 120 Maß jährlich zu verbrauchen; wäre es ihm möglich gewesen, die eingetretene Mißernte voranzusehen, er würde eine doppelt so große Fläche mit Mais bestellt, doppelt so viel Arbeit aufgewendet haben, um seinen gewohnten Bedarf zu decken; es wären also 240 Stunden Arbeit hierzu nothwendig gewesen.

Nach der Marx'schen Werththeorie enthalten die gewonnenen 60 Maß Mais diese 240 Stunden nothwendiger Arbeitszeit; ein Maß wird also den Werth einer vierstündigen Arbeit repräsentiren. Es fragt sich nun, ob Robinson den Werth ebenso hoch schätzen oder nur nach der wirklich darauf verwendeten Arbeit taxiren wird.

Da Robinson täglich nur halb so viel Mais, als sonst, verzehren darf, wenn er mit seinem Vorrath bis zur nächsten

Ernte ausreichen will, so setzt er sich selbst auf halbe Rationen; Maisstüben werden für ihn ein selteneres Gericht, bekommen einen sogenannten Seltenheitswerth. Je seltener ein Gut, desto höher wird sein Werth geschätzt. Verdoppelt sich der Vorrath bei gleichbleibendem Bedarf, so fällt der Werth auf die Hälfte; verringert sich der Vorrath um die Hälfte bei gleich bleibendem Bedarf, so steigt der Werth um das Doppelte.

Robinson lebt von halben Rationen, sein Vorrath ist nur halb so groß als sonst; für ihn hat daher jede einzelne Ration, jedes einzelne Maß Mais einen doppelt hohen Werth. Reducirt man nun diesen auf die doppelte Höhe des wirklichen Werthes geschätzten Seltenheitswerth auf Arbeitszeit, so ergibt sich, daß ein Maß Mais das Product von zwei Arbeitsstunden bildet, daß der Seltenheitswerth gleich vier Arbeitsstunden, also genau so hoch ist, als wenn die zur Deckung des gesammten Bedarfs nothwendige Arbeitszeit als Gesamtwertb des vorhandenen Quantum Mais angesetzt, als wenn die Marx'sche Werththeorie der Rechnung zu Grunde gelegt wird.

In diesem besonderen Fall kann man den Werth wirklich als eine „Combination des Gebrauchswerthes mit dem Kostenwerthe“ bezeichnen, denn hier bestimmt das Verhältniß des — zur Deckung des Bedarfs an dem betreffenden Gebrauchswerthe — nothwendigen Quantums zu dem vorhandenen Quantum (also $120 : 60 = 2 : 1$) multiplicirt mit dem Kostenwerth, d. h. der zur Herstellung der vorhandenen Menge wirklich aufgewendeten Arbeitszeit (120 Stunden) den in nothwendiger Arbeitszeit zu berechnenden Werth dieser Gütermenge. ($2 \times 120 = 240$ Stunden für 60 Maß Mais.)

Der isolirte Mensch kann also auch ohne Tausch den Werth seiner Gebrauchsgegenstände richtig abmessen; er verfährt dabei genau nach den Grundsätzen, welche

„Die Zukunft.“ 1. Jahrg. Heft 4. (15. Nov. 1877).

uns Marx durch seine geniale Werththeorie erst zum Bewußtsein gebracht hat.

Um Mißdeutungen vorzubeugen, schließlich noch eine Bemerkung. Der isolirte Mensch macht keinen Unterschied zwischen qualificirter und gewöhnlicher Arbeit, er schätzt die körperlich schwerste Arbeit als die werth- und verdienstvollste. Daraus darf nicht geschlossen werden, daß dies auch in der Gesellschaft der Fall, da hier noch andere Factoren bestimmend eingreifen.

Nachwort der Redaction. Herr Schramm hat in vorstehendem Artikel zu zeigen versucht, daß die Marx'sche Werthformel der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit“ auch für die Werthschätzung des isolirten Menschen zutrefte. Ohne auf diese Ausführungen einzugehen, wollen wir nur darauf aufmerksam machen, daß Herr Schramm dem Worte „gesellschaftlich nothwendig“ jene doppelte Bedeutung beilegt, die, wie wir Seite 94, Anmerk., bereits hervorhoben, im „Kapital“ wenigstens von Marx nicht angewandt worden ist. Herr Schramm hat im „Vorwärts“ Nr. 128 erwidert, daß Marx in der „Kritik der politischen Oekonomie“ jene doppelte Bedeutung acceptirt habe, daß aber allerdings die Art und Weise, wie er im „Kapital“ die Werththeorie erläutere, zu Mißverständnissen führen könne, und, fügen wir hinzu, wahrscheinlich sehr häufig geführt hat. In vielen socialistischen Schriften wird als Quintessenz der socialistischen Forderungen der Satz aufgestellt, daß der Arbeiter „den vollen Ertrag seiner Arbeit erhalte“. Diese Formel beruht auf den Voraussetzungen, daß alle Güter und aller Werth derselben nur durch Arbeit entstehen, und daß alle Ungerechtigkeit in der Welt darin ihren Ursprung habe, daß den Arbeitern ein Theil ihres Arbeitsproductes weggenommen werde. Diese Voraussetzungen treffen nicht überall zu, und die Formel ist deshalb, was von einer der-

artigen Formel doch verlangt werden muß, nicht allgemein gültig. Zu dieser Auffassung hat aber sehr wahrscheinlich die Art und Weise, wie im „Kapital“ die

Werthformel ohne Rücksichtnahme auf gesellschaftlichen Gebrauchswert und Bodenrente aufgestellt wird, Vieles beigetragen.

Zur Gewerbe-Hygiene.

Von Dr. med. —I—.

(Fortsetzung.)

Dazu kommt, daß der heutige Staat und die heutige Gesellschaft nicht einmal im Stande ist, sich vor den colossalfsten und crassesten Fälschungen der gebräuchlichsten Lebensmittel zu schützen. Mit der Phrase: „Sache des Staates ist es, die Beschaffung der Lebensmittel zu erleichtern und jede Verfälschung derselben mit den strengsten Strafen zu ahnden, Sache der öffentlichen Gesundheitspflege ist es, die schändlichen Betrügereien auf diesem Gebiete aufzudecken, welche dem Arbeiter gegenüber gleichsam einen langsamen Mord repräsentiren,“ wird in dem von uns schon oft citirten Buche über Gewerbe-Hygiene die ganze Ernährungsfrage der Arbeiter abgefertigt. Was ist damit gewonnen?*

In den jüngsten Tagen ging ein Sturm der Entrüstung durch die liberale Presse, und das gesammte Publikum lamentirte mit über die schreckliche Verfälschung der Nahrungsmittel.

Wie wenig die heutige Gesetzgebung den Lebensmittel-Verfälschungen auch nur im Mindesten steuern kann, beweist uns England mit seiner sehr ausgebildeten Fürsorge nach dieser Richtung. Nach den gesetzlichen Bestimmungen Englands hat jeder ärztliche Gesundheitsbeamte und Inspector der Schädlichkeiten das Recht, zum Verlaufe feilgebotene Nahrungsmittel, welche ihm ungesund oder ungesünder zu menschlicher Nahrung erscheinen, mit Beschlagnahme zu belegen, dem Analytiker des Gesundheitsamtes zur Untersuchung

zu übergeben und zuletzt ein richterliches Urtheil über die etwaige Fälschung einzuholen.

Es fanden viele Confiscirungen und Bestrafungen statt, zumal die Richter gewöhnlich annahmen, daß die Verkäufer von der Zusammensetzung ihrer Waaren unterrichtet sein mußten, und sie bestrafte, wenn Fälschungen constatirt wurden. Fortgesetzte strenge Controllirungen und Bestrafungen schienen auch dort einigen Vortheil zu bringen, bis es das Capital durchzusetzen mußte, daß durch ein neues Gesetz (vom 11. August 1875) eine solche Zweideutigkeit in der Auslegung der Bestimmungen entstand, daß eine Bestrafung der Fälscher und Betrüger fast nicht mehr möglich ist.

Wem anders aber fällt der größte Schaden bei solchen obwaltenden Verhältnissen zu, als der armen Masse des Volkes, welche nicht bloß ungenügend an sich ernährt wird, sondern auch noch bei der ungenügenden Masse um ein gut Theil des Werthes der Nahrungsmittel betrogen wird?

Auch die Nahrungsmittel-Verfälschungsfrage erfordert eine eingehende Besprechung in einer besonderen Arbeit; vorläufig sei das Angeführte genug. Wir nehmen aber noch Veranlassung, auf die Nummer der „Wage“ vom 12. October hinzuweisen, welche darüber einen vorzüglichen Artikel bringt.*)

*) Dieser Artikel, aus der Feder des Herrn Dr. Wülberger, schlug vor, die Production und

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Folgen einer mangelhaften Ernährung nicht bloß bei dem Einzelnen, sondern auch bei ganzen Geschlechtern zu Tage treten muß, es ist zweifellos, daß sie nicht bloß in Verminderung der Leistungsfähigkeit, sondern auch in Schädigungen der Gesundheit, der allgemeinen Widerstandsfähigkeit, der allgemeinen Kräfteverminderung bestehen. Kein Wunder, wenn wir ein immer degenerirteres Geschlecht werden, ohne Saft und Kraft.

Nichts beweist den allgemeinen Verfall des menschlichen Geschlechtes so sehr, als die Kindersterblichkeit, und zumal die Kindersterblichkeit in großen Fabrikstädten und in Fabrikdistricten. Wir können es uns wohl ersparen, an dieser Stelle statistische Beweise beizubringen, da ihrer so viele wie Sandkörner auf den Meeresdünen vorhanden sind. Als ein Hauptfactor der großen Kindersterblichkeit tritt uns das Unvermögen der armen Mütter entgegen, ihre Kinder selbst zu nähren. Einmal haben sie dazu nicht die nöthige Kraft, das andere Mal nicht die nöthige Zeit und Muße, da sie in die Fabrik oder sonst wie auf die Arbeit außer dem Hause müssen. Eine saft- und kraftlose Mutter kann weder ein normales Kind zur Welt bringen, noch normal ernähren, und so sehen wir denn nicht selten 50, 60, ja 70 pCt. der Neugeborenen des Proletariates, noch bevor sie das erste Lebensjahr erreicht haben, wieder dahinsiechen.

Es ist ein eben so einfaches wie gerechtes Naturgesetz, daß die Mutter ihr Kind nähre, bis es einigermaßen Widerstandsfähigkeit erlangt hat. Thut das

den Vertrieb der Lebensmittel von der Gemeinde beaufsichtigten Productiv-Associationen der Metzger, Bäcker, Gemüsezüchter u. s. w. zu überlassen. Eine directe Uebernahme dieser Gewerbe seitens der einzelnen Gemeinden dünkt uns noch einfacher und zweckmäßiger. — Wir bemerken noch, daß diese Frage in der „Wage“ vom 2. November und in Nr. 130 des „Vorwärts“ weitere Besprechungen erfahren hat.

Anmerk. d. Red.

noch selbst die Thiermutter! Und unter uns Menschen soll nicht soviel Gerechtigkeit, soviel Liebe vorhanden sein, daß dies erste aller Naturgesetze seine Befriedigung finden könnte?

Wir verlangen, auf streng wissenschaftliche Erforschungen und Nachweisungen gestützt, von einer wahren socialen Gerechtigkeit, daß die Mutter sich so gut nähren und erhalten kann, daß sie einem gesunden Kinde das Leben geben und erhalten kann. Das ist heut nicht der Fall. Heut, wo sie kaum soviel Nahrungsstoff aus Noth zu sich nehmen kann, daß sie ein schlotterndes Fleisch ohne Fettpolster auf ihren gebrechlichen Knochen hat!

Entgehen können die ungünstigen Ernährungsverhältnisse den Hygienikern nicht, aber während wir sie sonst offen und ehrlich für ihre Sache kämpfen sehen, üben sie in diesem Punkte mehr das System des Todtschweigens. Der Ruf nach Brod, nach normaler Ernährung, er ist der Ruf des socialen Glends!

Die Anhänger der heutigen moralischen Ordnung, jene Leute, welche die socialistische Partei die Zerstörerinnen des Familienlebens nennen, wissen da keine bessere Empfehlung, als zu sagen: bei solchen Zuständen sind Volksküchen à la Lina Morgenstern bestens zu empfehlen! Wo bleibt denn da das Familienleben?

Unsere Hülfe ist aber eben so einfach, wie sicher und durchschlagend.

Wir verlangen für den Arbeiter soviel Verdienst, daß er sich und seine Familie menschlich ernähren und erhalten kann. *)

Schließlich haben wir hier noch zu bemerken, daß die Ernährungsfrage und alle dabei berührten und von ihr abhängigen Punkte hier nur eine cursorische Behandlung erfahren konnten, und daß wir uns vorbehalten, in einer besonderen Abhandlung intensiv darauf zurückzukommen.

*) Vom medicinischen Gesichtspunkte kann man sich mit dieser Forderung begnügen; von dem der Gerechtigkeit verlangen wir selbstverständlich mehr. Anmerk. d. Red.

unbestrittenene, graufige Uebel vor? — Man läßt es gehen, wie es geht, man läßt sterben und verderben!

Eine neue Bauordnung, welche in Berlin in Aussicht genommen war und einige Rücksicht auf die Wohnungs-Hygiene nahm, ist schon längst wieder ad acta gelegt, weil sie die wucherische Ausnutzung der Baustelle einigermaßen aus Gesundheitsrücksichten zu beschränken suchte.

Staaten und Communen haben bei uns zur Abhülfe weder Lust, noch Zeit, noch — Geld.

In England hat man allerdings wesentliche Reformen von Staatswegen anzustreben gesucht. Dort sind wirkliche Arbeiter-Wohnungs-Gesetze schon seit dem Jahre 1851 erlassen.

„Es wurde damals — sagt Finkelnburg L. c. pag. 71 ff. — unter dem Drange des zunehmenden Wohnungs-Elends besonders in den industriellen Städten ein Gesetz unter dem Titel: „the labouring classes lodging houses act“ erlassen, welches alle Gemeinbehörden in Orten über 10,000 Einwohner ermächtigt, auf vorhandenem Gemeinde-Eigenthum oder auf Grundstücken, die zu solchem Zwecke durch die Gemeinde käuflich erworben würden, Gebäude zu errichten und zu gesunden Wohnungen für die arbeitenden Klassen einzurichten. Solche mit Wasser- und Gas-Leitung zu versehende Wohnungen sollen gegen mäßige, durch die Ortsbehörde von Zeit zu Zeit festzustellende Miethpreise an Arbeiter und deren Familien zur Benutzung überlassen werden. Die Beobachtung der Reinlichkeit und Ordnung in diesen Wohnungen soll der Controle der Ortsbehörden unterliegen, deren Beamte auch darüber zu wachen haben, daß von allen über 8 Jahre alten Bewohnern nach Geschlechtern getrennte Schlafräume benutzt werden. — Erweitert wurde die Ausführung dieser humanen Idee durch ein Zusatz-Gesetz im Jahre 1866: „The labouring classes dwelling houses act“, welches den Staat ermäch-

tigt, die nöthigen Geldmittel zur Errichtung solcher Arbeiter-Wohnungen der Commune vorzustrecken, und zwar zu 4 pCt. Zinsen und unter Sicherung einer Rückzahlung binnen spätestens 40 Jahren aus den Ortssteuer-Erträgen. — Es folgte dann ein höchst wichtiges Handwerker- und Arbeiter-Wohnungs-Gesetz im Jahre 1868, die „artizans and labourers' dwellings act“, welche auf sämtliche Städte von mehr als 10,000 Einwohnern in ganz Großbritannien ihre Anwendung findet, ohne daß dazu, wie zu den beiden vorhergehenden Gesetzen, ein Zustimmungsbeschluß der Ortsbehörden vorherzugehen braucht. Auf Grund dieses Gesetzes soll ein besoldeter ärztlicher Beamter, ein „officer of health“, wenn er von dem gesundheitsgefährlichen, zur menschlichen Wohnung ungeeigneten Zustand irgend welcher Gebäude Kenntniß erhalten, an die Ortsbehörde darüber berichten, welche sich dann weiterhin von einem städtischen Bauaufseher oder Ingenieur über die Ursachen des Uebelstandes und die Mittel zur Abhülfe ein Gutachten erstatten läßt, — besonders darüber, ob dem Uebel durch bauliche Umänderungen und Reparaturen oder nur durch theilweise oder gänzliche Demolirung der betreffenden Häuser resp. Gebäudetheile abzuhelpen sei. Auf schriftliche Beschwerde von vier oder mehr Haushaltungs-Vorständen über den gesundheitsgefährlichen Zustand irgend welcher in ihrer Nachbarschaft befindlichen Gebäude soll der ärztliche Beamte sofort letztere besichtigen und darüber berichten.“

Man sieht, daß der englische Staat eine ernstliche Regelung und Abhülfe gegen schlechte Wohnungen vorgeesehen hat.

In der Schweiz sucht man den Arbeitern und den kleinen Bauunternehmern den Bau und die Einrichtung der Wohnungen zu überlassen, erleichtert denselben aber den Erwerb eines Grundstückes, gibt ihnen baare Vorschüsse oder auch ein Capital auf Hypothek rc.

Ähnlich wird in den Vereinigten Staaten Nordamerikas für Arbeiter-Wohnungen gesorgt.

In Deutschland ist gar nichts geschehen, nicht einmal die allgemeine Bauordnung nimmt ordentliche hygienische Rücksichten.

Uebrigens verweisen wir Diejenigen, welche sich genauer über diese Verhältnisse orientiren wollen, auf die der Abhandlung des Dr. S. Stratingh Tresling: *Het bouwen van Arbeiderswoningen voorgeschiedte historische Skizze*.

Der kranke und invalide Arbeiter. — Wie sorgt das Kapital, wie sorgt der heutige Staat für den Arbeiter, wenn ihn Krankheit auf das elende Lager wirft, oder wenn ihn Alter und Arbeitsunfähigkeit zum Invaliden macht? Die erbärmlichen Ortsgesetze, welche nach dieser Richtung bestehen, was sind sie weiter, als ein Hohn auf den darniederliegenden Arbeiter, auf den ganzen Stand? Das deutsche Reich hat sich bekanntlich in der Gewerbeordnung Titel VIII. §§ 140 u. 141 abgefunden. Dieselben lauten:

„§ 140. Die durch Ortsstatut oder Anordnung der Verwaltungs-Behörde begründete Verpflichtung der selbstständigen Gewerbetreibenden, einer mit einer Innung verbundenen oder außerhalb derselben bestehenden Kranken-, Hilfs- oder Sterbekasse für selbstständige Gewerbetreibende beizutreten, wird aufgehoben. Im Uebrigen wird in den Verhältnissen dieser Klassen durch gegenwärtiges Gesetz nichts geändert. — Neue Klassen der selbstständigen Gewerbetreibenden für die erwähnten Zwecke erhalten durch die Genehmigung der höheren Verwaltungs-Behörde die Rechte juristischer Personen, soweit es zur Erlangung dieser Rechte einer besonderen staatlichen Genehmigung bedarf.

„§ 141. Bis zum Erlaß eines Bundesgesetzes bleiben die Anordnungen der Landesgesetze über die Kranken-, Hilfs- oder Sterbekassen für Gesellen, Gehülfen und Fabrikarbeiter in Kraft. — Die durch

Ortsstatut oder Anordnung der Verwaltungs-Behörde begründete Verpflichtung der Gesellen, Gehülfen, Lehrlinge oder Fabrikarbeiter, einer bestimmten Kranken-, Hilfs- oder Sterbekasse beizutreten, wird indeß für diejenigen aufgehoben, welche nachweisen, daß sie einer anderen Kranken-, Hilfs- oder Sterbekasse angehören.“

Eine wirkliche und angemessene Ordnung, eine Ordnung, welche der menschlichen Gerechtigkeit entspricht, fordert und erstrebt bisher nach dieser Richtung nur die socialistische Partei. Wie wenig die Wissenschaft, die Hygiene, ihre Aufgabe für die Kranken und insbesondere für die Arbeiter-Invaliden zu sorgen, erfaßt hat, zeigt die anfangs sub X. der Resolutionen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege aufgestellte These. Dieselbe ist ganz im Sinne der Manchesterpartei abgefaßt. Hört es sich nicht wie Ironie an, wenn als einziger Rettungsanker bei dem im Alter immer größer werdenden Elend der Arbeiter die freiwillige Hilfe gepriesen wird, wenn Herr B. Böhmert auf dem volkswirtschaftlichen Congreß zu Mainz 1869 ausruft: „Es ist die Hauptaufgabe unserer Zeit und der volkswirtschaftlichen Bestrebungen, der Armuth vorzubeugen, die Laufgräben der Armuth immer mehr zu verschütten, das Gebiet der Noth immer mehr einzuengen durch größere Bildung, Moralität, durch Förderung der zahlreichen Institute der Versicherung, wie Kranken-, Alters-, Invaliden- und andere Versorgungskassen, welche die Quellen der Verarmung verstopfen.“

Es giebt aber auch neben uns anders denkende Vertreter unserer Wissenschaft, auch an unsern deutschen Universitäten. Professor Alois Geigel in Würzburg, indem er von dem Mangel des für die Gesundheit nothwendigen Lohnes der Arbeit und seiner Folgen in seinem Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege spricht, sagt pag. 361: „nicht philanthropische Ideen, so sehr sie der menschlichen

Natur zum Schmuck gereichen, . . . sollen auf diesem Gebiete die Thätigkeit der öffentlichen Gesundheitspflege leiten, sondern die egoistische Rücksicht auf das allgemeine, das öffentliche Wohl und die Sorge um die gegenseitige Gefahr. Denn man muß die Armuth nicht bloß, wie es die Nationalökonomien thun, als eine wirtschaftliche Krankheit betrachten, sondern zugleich als eine Ursache der Störungen der somatischen öffentlichen Gesundheit, ja als eine Störung dieser selbst. Mangel an Arbeit erzeugt Noth, die Noth erregt Mitleid, das Mitleid schafft freiwillig Hülfe. Aber wo der Staat in der Noth der Einzelnen Hülfe schafft, da thut er es nicht aus Mitgefühl, da geschieht es weil die Noth eine „fehlerhafte Beschaffenheit des Beschäftigungswesens“, eines Substrates des ganzen gesellschaftlichen Lebens bildet, durch welche seine eigene, die „öffentliche Gesundheit“ gefährdet wird.“ „Bei Licht betrachtet, heißt es an einer andern Stelle desselben Autors, muß solcher Umstand eben so sehr für einen schädlichen öffentlichen Zustand selbst angesehen werden, der seinerseits auf die Substrate Luft, Trinkwasser, Nahrung und bürgerlichen Verkehr derart störend einzuwirken vermag, daß dieselben zu Trägern und Vermittlern öffentlich wirkender Krankheitsursachen werden können, als er selbst wieder für eine fehlerhafte, öffentliche Krankheiten vermittelnde Beschaffenheit des bürgerlichen Verkehrs gelten kann, die ihrerseits der schädlichen Wirkung zugeschrieben werden muß, welche auf dieses Substrat gewisse öffentliche Zustände, Politik und Kirche, Handel und Industrie, Luxus und Concentration des Volkes in großen Städten und noch viele andere sociale Dinge geäußert haben. — So erscheint dieser vierte Stand, der ungelöste Rückstand der Kultur, theils für sich als eine sociale Krankheit, theils als ein stets gährungsfähiger Heerd der Gefahr für die ganze Gesellschaft. Zu seinen Ungunsten sind in dem Kampfe um das Da-

sein die Waffen ungleich vertheilt; schlechter als alle anderen ausgerüstet und geführt, muß der Proletarier vorzeitig zu Grunde gehen. Aber alle die Grade socialer Mißstände, denen er ausnahmslos unterworfen ist, sie wirken wieder störend auf den gesammten bürgerlichen Verkehr, und zu manchen Zeiten überwallenden Gewalt, und noch mehr durch den fruchtbaren Boden, den jede epidemische Krankheit zuerst in dieser Klasse der Bevölkerung findet, durch das schleichende Gift, mit dem ihre Anwesenheit alle Lebens-elemente einer großen Stadt verpestet.“

Wenden wir uns von diesem Zerrbilde der menschlichen Gesellschaft, der heutigen Ordnung, ab.

Recapituliren wir zum Schlusse dieser allgemeinen Abhandlung über die Gewerbe-Hygiene das bisher Klargelegte, so treten uns folgende schwerwiegende Gesichtspunkte entgegen:

1) Die heutige Produktionsweise der verschiedenen Gewerbe bringt namentlich durch den Fabrikbetrieb eine solche Fülle von Nachtheilen für die Gesundheit der Arbeiter und für deren Lebensverkürzung mit sich, daß eine Sanitätspolizei der Gewerbe ein allgemein anerkanntes Bedürfnis ist.

2) Die besten Gesetze des Staates können allein die entstehenden Gesundheits-schäden und die Lebensgefährdungen und Verkürzungen nicht verhüten, denn das Kapital hat die Macht der Ausbeutung auf seiner Seite und spottet aller Gesetze.

3) Es folgt nothwendig daraus, daß zur Erreichung einer wirklichen Gewerbe-Hygiene die Produktionsweisen ganz geändert werden müssen. Und dies nicht einmal allein nur der Arbeitenden wegen. „Nicht bloß die materielle Lage der Arbeiter und Fabrikbevölkerung muß gebessert, nicht bloß der Anhäufung eines unzufriedenen Proletariats in den großen Städten gesteuert werden — sage ich noch einmal mit Geigel —, nicht bloß die zahllosen.

in jenen Schichten der Gesellschaft heimischen gesundheitswidrigen Zustände, eine permanente Gefahr für Alle, schreien um Hilfe, — auch auf der andern Seite, bei der Klasse der Besitzenden steckt eine Krankheit tief im Fleische, von schlimmer Art, schwer erkennbar. Man möchte sie den Materialismus des Erwerbes nennen. Neue schrankenlose Sucht nach Vermehrung des Eigenthums, jener unermüdete Erwerb um des Erwerbes willen, der in dem Einzelnen nicht zur Ruhe gelangen

kann, und wenn er hundert Lebensjahre erreichen würde, der völlig vergiftet, daß Arbeit und Erwerb nicht Selbstzweck, sondern nur die unerläßlichen Mittel zur Erreichung eines höheren Zieles bilden, zur Ermöglichung einer von Nahrungsorgen freien, der eigenen und fremden Geistesbildung gewidmeten, durch die Künste verschönerten, wahrhaft menschenwürdigen Existenz.“

Hoffen wir in nicht zu langer Zukunft eine solche, wenn auch nicht für uns, doch für unsere Kinder.

(Schluß der ersten oder allgemeinen Abtheilung der Gewerbe-Hygiene).

Notizen.

* Rathedersocialistisches. Auf der vom 8. bis 10. October zu Berlin abgehaltenen 5. Generalversammlung des „Vereins für Socialpolitik“ hat Prof. W. Wagner folgende Resolution eingebracht:

„Die gewerblichen Verhältnisse verlangen außer einer Reform der Gewerbegesetzgebung auch eine andere planmäßige Regelung der materiellen Production dadurch, daß auch auf diesem Gebiete die privatwirthschaftliche Speculation, soweit als es technisch möglich ist, durch eine zweckmäßige Ausdehnung der staatlichen und communalen Thätigkeit eingeengt wird.“

Die liberalen Blätter haben mit Unrecht Prof. Wagner um dieser These willen mit den Socialdemokraten in eine Reihe gestellt. Was darin verlangt wird, ist wohl

socialistisch, aber nicht socialdemokratisch: denn es wird nur die Art und Weise der Production, nicht aber die Vertheilung des Producirten berührt. Eine Regelung der Production nach der Consumption durch staatliche und communale Leitung ist sehr wohl denkbar ohne gerechte Vertheilung, ohne Beseitigung der Klassenherrschaft. — Wenn Prof. Wagner übrigens von der Durchführung seiner These eine Beseitigung der Krisen erwartet, dürfte er sich täuschen. Die Production mag immerhin geregelt werden — so lange nicht gleichzeitig die Consumtionskraft der Producenten gesteigert wird, können die Krisen nicht verschwinden, sondern es wird nur an Stelle der akuten eine mehr oder minder sich fühlbar machende chronische Krise treten. —

Berichtigung.

In einem kleinen Theil der Auflage der vorigen Nummer wurden durch ein Versehen in der letzten Spalte der Tabelle (S. 96) und in der darauf folgenden Zusammenstellung die Ziffern 130, 630, 190 statt 133, 639, 174 gesetzt, was wir gütigst zu berichtigen bitten.

Die Arbeitslöhne in Belgien

im Zusammenhange mit den Preisen der Lebensmittel, dem Verkaufswerthe von Grund und Boden und den Verbrechen.

Von Louis Bertrand.

Die Wirkungen zu untersuchen, welche die im vergangenen Jahrhundert begonnene industrielle Umwälzung auf die Lage der Massen hervorgebracht hat, ist sicherlich eine Arbeit, welche die Aufmerksamkeit aller Derer verdient, welche sich damit beschäftigen, die Grundlagen einer socialen Organisation aufzufuchen, in der Alle ihr Wohlergehen finden sollen.

Wenn man einen Blick auf die Gesammtheit der Gesellschaft wirft und die einschneidenden Unterschiede bemerkt, die zwischen den einzelnen Gliedern derselben existiren, wenn man neben dem übertriebensten Reichthum das äußerste Elend sieht, wenn man die bevorzugten Classen von Wohlstand sprechen hört, während die armen Classen sich über ihr Schicksal beklagen — so muß man sich fragen, welches denn die Ursachen dieser Zustände sein können.

Man hat in neuerer Zeit so viel von den Segnungen der Freiheit gesprochen. Nun, wir glauben, daß mit diesem Princip schreiender Mißbrauch getrieben worden ist.

Die Ausdehnung der Freiheit auf alle Verhältnisse, die Freiheit der Arbeit, des Handels, der Industrie u. s. w., mit einem Wort, das *laissez faire, laissez passer* „gewährt dem Kapital — wie Hector Denis sich zutreffend ausdrückt — das Recht, die Productionsmittel unauf-

verpflichtet zu sein, abzuändern und dadurch die menschliche Arbeit bis in's Unendliche zu verringern“; und daraus resultirt — könnten wir hinzufügen — die Unordnung, in welcher unsere gefährdete Civilisation sich bewegt.

Die Revolution von 1789, welche in Belgien ebenso wie in Frankreich die Hindernisse aufhob, welche der freien industriellen Entwicklung entgegenstanden, hat die Folge gehabt, daß auf den Trümmern der beseitigten Lehnspflicht errichtet wurde, welche in ihren Wirkungen auf die Lage der Massen weit schrecklicher ist als ihre Vorgängerin.

Trotz der interessirten Versicherungen der Zufriedenen des Tags wollen wir in Nachstehendem beweisen, daß die arbeitende Classe in Bezug auf ihr körperliches Wohlbefinden schlechter daran ist, als es das Proletariat vor 1789 war.

Denjenigen, welche unaufhörlich von der gegenwärtigen Glückseligkeit und Wohlfahrt reden, werden wir die fortschreitende Armuth und ihre unseligen Wirkungen auf die arbeitende Klasse vorführen. Wir werden beweisen, daß die Tendenz der bestehenden gesellschaftlichen Organisation zu einer immer elenderen Lage der zahlreichsten Classe hintreibt. Diese Richtung muß nothwendig einen Stillstand erleiden und deshalb ist eine sociale Umbildung dringend erforderlich.

Die Untersuchungen, denen wir uns unterzogen haben, erstrecken sich nur auf Belgien; aber dieselben Verhältnisse sind sicherlich auch bei den anderen Völkern anzutreffen.

Wir waren genöthigt, auf amtliche statistische Erhebungen zurückzugreifen, Erhebungen, die meistens sehr unvollständig sind, und namentlich in Bezug auf die uns hier beschäftigende Frage.

Es ist bedauerlich, daß die Arbeiterorganisationen nicht weiter entwickelt sind, als dies heute der Fall ist; eine straffer organisirte Arbeiterpartei würde im Stande sein, statistische Fragebogen über die Höhe der Löhne, die Dauer der Arbeitszeit zc. aufzustellen, die Antworten einzufordern, und dies würde die über die Verhältnisse der arbeitenden Classen anzustellenden Untersuchungen wesentlich erleichtern.

Immerhin glauben wir, daß unsere Ziffern der Wahrheit sehr nahe kommen, und daß sie jedenfalls die Zustände nicht in einem trüberen Lichte darstellen, als sie sich wirklich befinden. Eher könnte das Gegentheil wahr sein. —

Löhne und Unterhalt.

I.

Der Arbeitslohn ist der Bruchtheil, welchen der Arbeiter von seiner Mitwirkung bei der Production zurückerpfaßt.

Die Lohnfrage ist vielfach debattirt worden. Nationalökonomien, wie Mac Culloch und Ricardo, haben es zum bestimmten Gesetz erhoben, daß der Arbeitslohn sich immer nach den Unterhaltungskosten, nach dem Preise der für den Arbeiter nöthigen Lebensmittel richtet.

Vassalle hat diesem Gesetz den Namen des „ehernen Lohngesetzes“ gegeben.

Daß dieses Gesetz — wenn hier überhaupt von Gesetz die Rede sein kann — kein absolutes Verhängniß ist, werden wir im Folgenden darzuthun versuchen.

Wenn es wahr wäre, wie es eine große Anzahl von Ökonomen — unter ihnen die eben erwähnten Ricardo und Mac Culloch — behaupten, daß die Löhne sich nach dem Preise der Existenzmittel richten, so würden ja die Jahre einer Hungersnoth oder einer Theuerung der Nahrungsmittel für den Arbeiter völlig gleichgültig sein. Denn nach diesem sogenannten Gesetz wird, wenn der Preis der Existenzmittel sich erhöht, der Arbeitslohn dieselbe Steigerung erfahren müssen, und wenn die Lebensmittelpreise sich verringern, würden sich wiederum die Löhne darnach richten. Doch ist diese Idee hier noch nicht von Bedeutung.

Es ist übrigens erwiesen, daß es in der Macht der Arbeiter steht, ihren Lohn ohne Rücksicht auf den status quo des Preises der Lebensmittel, ja selbst wenn derselbe herabginge, erhöhen zu lassen. Carl Marx, Stuart Mill u. A. haben dies klar bewiesen. Es steht sogar fest, daß ganz im Gegensatz zu diesem Lohngesetz das Loos der Arbeiter bei Erhöhung des Preises der nothwendigsten Lebensmittel leidet, und daß andererseits eine Lohnerhöhung für sie vortheilhafter ist, wenn der Preis der Lebensmittel derselbe bleibt.

Die Preiserhöhung der Subsistenzmittel bei gleichbleibendem Lohn verursacht tiefgehende Störungen der socialen Ordnung, wie wir im Folgenden sehen werden.

Jean Baptiste Say, dieser Bourgeois-ökonom par excellence, hat das mehr als einmal bestätigt; wir können nicht umhin, einige seiner bezeichnendsten Stellen zu citiren.

„Alle Jahre“, sagt Say, „geht ein Theil der Bevölkerung aus Noth zu Grunde. Das darf man jedoch nicht so verstehen, als ob dieser Theil aus positivem Mangel an Nahrung stürbe, obwohl auch dieses Unglück viel häufiger ist, als man gemeinlich glaubt. Ich will nur sagen, daß die Leute, welche auf diese Weise zu Grunde gehen, nicht alles Das zur Verfügung

haben, was zum Leben nöthig ist, und weil ihnen etwas fehlt, dessen sie nothwendig bedürften, deshalb sterben sie."

Er giebt dann Beispiele von einem Kranken, dem die größte Sorgfalt nöthig wäre, dessen Mittel ihm indeß nicht erlauben, diese Sorgfalt aufzuwenden; von Kindern, welche gezwungen sind, in zu jungem Alter zu arbeiten; von der Unreinlichkeit u. s. w., u. s. w.

Er schließt folgendermaßen:

„Endlich verursachen eine unzureichende oder ungesunde Nahrung, enge, feuchte oder von Bewohnern überfüllte Wohnungen, ferner die Unmöglichkeit, die Wäsche häufig zu wechseln, sich wärmer zu kleiden, sich zu trocknen, zu erwärmen, den Tod sehr vieler Personen. Und alle Die, welche aus Mangel an den zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthigen Mitteln zu Grunde gehen, sterben aus Noth.“*)

Ist es nicht klar, daß solche Dinge sich nicht ereignen könnten, wenn der Preis der Arbeit mit demjenigen der Lebensmittel, welche der Arbeiter braucht, gleichen Schritt hielte? Dieser Punkt ist also hinlänglich erörtert.

Aber bevor wir weiter gehen, welches würde gegenwärtig der Lohn des Arbeiters sein, um ausreichend genannt werden zu können?

Um diese Bedingung zu erfüllen, muß der Lohn, wie es uns scheint, ermöglichen:

- 1) die Befriedigung der körperlichen und geistigen Bedürfnisse des Arbeiters und seiner Familie;
- 2) Ansammlung eines Spargroschens für Krankheitsfälle und die Arbeitslosigkeit;
- 3) die Erneuerung und Instandhaltung der Werkzeuge;
- 4) die Subsistenzmittel für das Greisenalter.

Erfüllt nun der Lohn, welchen die große Masse der Arbeiter gegenwärtig erhält, die hier angeführten Bedingungen?

Offenbar nicht!

Gestatten die Tendenz der Industrie und der Gang der ökonomischen Verhältnisse die Hoffnung, daß in der Folge diese Bedingungen erfüllt werden?

Noch viel weniger!

Prüfen wir nun, ob in den gegenseitigen Beziehungen von Arbeit und Capital, oder mit anderen Worten, ob zwischen Lohn und Gewinn Harmonie oder Feindseligkeit herrscht.

Eine ganze Schule von Ökonomen predigt in allen Tonarten, daß der Lohn und Gewinn auf das Engste mit einander verbunden sind; daß die Erhöhung des einen die des anderen mit sich bringe, und umgekehrt.

Auch das ist ein großer Irrthum.

Lohn und Gewinn stehen in feindseligem Verhältniß. Wenn der Verkaufspreis der Producte derselbe bleibt, während der Lohn wächst, vermindert sich der Gewinn; wenn der Lohn dagegen fällt, steigert sich der Gewinn. Hohe Löhne haben also in diesem Falle Verminderung der Gewinne zur Folge.

Wenn die Arbeiter eine Erhöhung ihres Lohnes bewirken, können dann die Fabrikanten den Preis ihrer Producte erhöhen, und wird ihr Gewinn immer derselbe sein?

Wenn man sich an die Oberfläche der Dinge hält, wird man bejahend antworten, indem man sich darauf stützt, daß in solchen Fällen nur das Interesse des Consumenten in's Spiel kommt, welcher zu der Steigerung des Lohnes dadurch beiträgt, daß er theure Preise zahlt und aus der Verminderung desselben durch billiges Einkaufen Nutzen zieht.

Aber wenn man den Dingen auf den Grund geht, wird man gewahr, wie falsch diese Annahme ist.

Nehmen wir einmal an, daß eine allgemeine Lohnerhöhung einträte, und daß die Fabrikanten alle Preise ihrer Waaren erhöhten. Was wird dann geschehen?

*) J. B. Say. Traité d'Economie politique.

Die Folge wird die sein, daß alle Consumenten für die Gegenstände, die sie gebrauchen, einen Zuschlag werden zahlen müssen, aber die Erhöhung des Verkaufspreises wird trotzdem noch einen reellen Vortheil für die Arbeiter mit sich bringen. In der That befindet sich unter den Consumenten der Capitalist selbst, und die Preiserhöhung der Producte, welche der Capitalist, soweit er Consument ist, braucht, wird sich auf Kosten seines Profits vollziehen, ohne irgend welche Entschädigung. Mit anderen Worten: der Arbeiter wird eine Lohnerhöhung haben und den Zuschlag zum Preise der Producte bezahlen, während der Fabrikant zwar auch einen höheren Gewinn haben wird, von dem indeß Dasjenige abgeht, was er als Consument braucht, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Rohstoffe zc. theurer als bisher zu bezahlen.

Häufiger kommt es vor, daß der Capitalist den Preis seiner Producte nicht erhöhen kann, da er die fremde und selbst die inländische Concurrenz zu ertragen hat.

Was wird andererseits geschehen, wenn der Preis der Industrie-Producte in die Höhe geht?

Hier müssen wir in Details eintreten und statistische Beweismittel zu Hilfe nehmen.

II.

Drei Thatsachen bieten sich uns dar, wenn wir bestimmen wollen, welchen Antheil die Arbeit und welchen das Capital in den Fällen erhält, wo der Preis der Producte erhöht wird. Diese Thatsachen, welche wir der Steinkohlen-Industrie entnehmen, können folgendermaßen ausgedrückt werden:

- 1) Die höchsten Lohnsätze finden sich nicht immer in den reichsten Steinkohlenbezirken.
- 2) Der Antheil der Arbeit ist um soviel geringer, als der des Capitals bedeutender ist.
- 3) Je bedeutender der Antheil des Capitals ist, um so mehr muß der Arbeiter für den ausschließlichen Gewinn des Capitalisten arbeiten.

Wir geben zur Bestätigung dieser Verhältnisse einige Beispiele.

Wenn wir den Durchschnittspreis der Tonne Kohlen und die Zahl der jährlich von einem Arbeiter geförderten Tonnen kennen, so kommen wir zu folgenden Resultaten*):

Die Förderung betrug:

	Kamür.	Lüttich.	Jennegau.	Mons.	Charleroy.	Centre.
1864 . . .	989	1182	1455	1356	1478	1650
1865 . . .	1081	1302	1575	1436	1643	1780
1866 . . .	1202	1425	1854	1676	2015	1871
1867 . . .	1270	1467	1760	1734	1734	1944
1868 . . .	—	1348	1555	1477	1581	1719
1869 . . .	—	—	1567	1426	1593	1767

In der folgenden Zusammenstellung sind Löhnes auf den eben angeführten wird der Durchschnittsbetrag des jährlichen Lohnes auf den eben angeführten Bezirken angegeben (in Francs):

	Kamür.	Lüttich.	Jennegau.	Mons.	Charleroy.	Centre.
1864 . . .	620	708	719	698	742	721
1865 . . .	711	788	787	776	841	803
1866 . . .	839	816	884	875	907	884
1867 . . .	803	837	895	910	906	914
1868 . . .	—	290	812	789	824	832
1869 . . .	—	—	838	792	861	884

*) Diese Berechnungen umfassen eine lange Reihe von Jahren.

Es scheint aus diesen statistischen Tabellen hervorzugehen, daß der jährliche Lohn des Arbeiters mit der Menge der geförderten Kohle wächst; aber es ist zu bemerken, daß in den beiden Bezirken, wo die höchsten Löhne bestehen, nämlich Lüttich und Hennegau, eine längere Arbeitszeit herrscht.

Es ist uns also der Schluß gestattet, daß der Lohn in Kohlenbezirken von ungleichem Reichthum gleich bleibt.

Nachdem wir diesen ersten Punkt klar gelegt haben, gehen wir zum zweiten über.

Der Antheil der Arbeit ist um so geringer, als der des Capitals bedeutender ist.

In der nun folgenden Tabelle stellen die Zahlen den Werth in Geld dar, welchen die Arbeit und das Capital nach Abzug der allgemeinen Unkosten erhalten.

In der dann folgenden Aufstellung werden wir die Ziffern des nach Abzug des jährlichen Arbeitslohnes dem Capital verbleibenden Reingewinns geben.

Hier folgt pro Jahr und pro Kohlenbezirk die Summe der Antheile der Arbeit und des Capitals, mit anderen Worten des Lohns und des Gewinns.

	Namür.	Lüttich.	Hennegau.	Mons.	Charleroy.	Centre.
1864 . . .	784	945	1012	920	1031	1185
1865 . . .	854	1048	1124	1004	1225	1315
1866 . . .	945	1153	1352	1262	1378	1484
1867 . . .	946	1181	1300	1232	1324	1461
1868 . . .	—	1090	1095	963	1162	1212
1869 . . .	—	—	1109	958	1179	1261

Wenn man nun den Jahreslohn per Kopf abzieht, so wird der Nettogewinn des Capitals betragen:

	Namür.	Lüttich.	Hennegau.	Mons.	Charleroy.	Centre.
1864 . . .	164	236	293	222	289	461
1865 . . .	143	266	337	228	384	512
1866 . . .	106	337	468	387	461	600
1867 . . .	142	343	405	322	418	550
1868 . . .	—	300	283	174	338	380
1869 . . .	—	—	271	166	318	377

Vergleicht man den Gewinn des Capitals mit dem Jahreslohn, so bemerkt man, daß der Gewinn in den ergiebigsten Kohlenbezirken bedeutend höher steigt, was beweist, daß allein das Capital von der größeren Ergiebigkeit der Production Nutzen zieht. — Wenn man den Lohn und den Reinertrag der am wenigsten reichen Grube durch 100 darstellt, so sieht

man deutlich, daß beide nicht gleichzeitig steigen:

	Namür.	Lüttich.	Hennegau.
Lohn	100	106	110
Reingewinn . .	100	213	250

Wenn wir ferner die Summe der Antheile der Arbeit und des Capitals am Nettowerthe durch 100 darstellen, erhalten wir folgendes Resultat:

Antheil der Arbeit:

	Namür.	Lüttich.	Hennegau.	Mons.	Charleroy.	Centre.
	%	%	%	%	%	%
1864 . . .	80	75	71	75	72	60
1865 . . .	84	75	71	77	69	61
1866 . . .	89	71	63	69	69	60
1867 . . .	85	72	69	74	69	62
1868 . . .	—	—	74	80	70	70
1869 . . .	—	—	—	82	73	70

Hieraus ergibt sich sehr klar das zweite Lohngesetz, daß der Antheil der Arbeit relativ um so geringer ist, je größer derjenige des Capitals ist.

Untersuchen wir jetzt die Beziehungen, welche zwischen den Antheilen des Capitals und der Arbeit und der zur Herstellung nöthigen Arbeitszeit bestehen. Wir führen die Kohlenbezirke in der Reihenfolge ihrer wachsenden Ergiebigkeit an:

	Durchschnittslohn.	Durchschnittsreinertrag.
Namür	743	139
Mons	807	249
Lüttich	787	296
Charleroy	850	368
Centre	830	480

Bezeichnen wir die Gesamtdauer der Arbeit mit 100, so finden wir, daß der Arbeiter widmet:

	Der Hervorbringung des Lohns:	Der Hervorbringung des Gewinns:
	‰	‰
Namür	85	15
Mons	77	23
Lüttich	72	28
Charleroy	70	30
Centre	64	36

der gesammten Arbeitszeit.

Nimmt man den Arbeitstag in den Gruben zu durchschnittlich 12 Stunden an, so sind die Arbeiter beschäftigt:

	Um den Lohn hervorbringen:	Um den Gewinn hervorbringen:
	Stunden	Stunden
In Mons	9 $\frac{1}{4}$	2 $\frac{3}{4}$
„ Charleroy	8 $\frac{1}{2}$	3 $\frac{1}{2}$
„ Centre	7 $\frac{1}{2}$	4 $\frac{1}{2}$

Dies beweist die Richtigkeit des dritten der oben aufgeführten Lohngesetze: Je bedeutender der Antheil des Capitals ist, desto mehr Stunden muß der Arbeiter zum ausschließlichen Vortheil des Capitals arbeiten.*)

*) Die statistischen Tabellen sind einer ausgezeichneten Arbeit über die Bergwerke ent-

Der Leser wird sich vielleicht fragen, ob diese Thatfachen unbedingten Glauben verdienen, und ob das Beispiel von den Kohlengruben nicht eine Ausnahme bildet.

Wir antworten darauf, daß diese Thatfachen sich während einer langen Reihe von Jahren zugetragen haben und durchaus kein Grund zu der Annahme vorliegt, diese Dinge verhielten sich in anderen Industriezweigen nicht ebenso.

Uebrigens finden wir in einer officiellen statistischen Sammlung die folgenden Beläge, in denen dieselbe Tendenz sich zeigt**):

„Die Arbeit der Hochöfen bietet trotz häufiger Schwankungen das bemerkenswerthe Resultat, daß der Gesamtwert der gegossenen Producte während des ersten und letzten Jahres der Periode 1851—60, im Jahre 1851: 13,500,000 Fr., im Jahre 1860: 26,280,000 Franken betrug. Dagegen belief sich die Zahl der Arbeiter dieser Branche im Jahre 1851 auf 3067 und im Jahre 1860 auf 4078.“

Bei einer Vermehrung der Arbeiter um 1000 und bei gleichbleibendem Lohne ist also der Gesamtwert des Ertrages um die Hälfte gestiegen, während die Zahl der Arbeiter nur um ein Viertel gewachsen ist.

An einer späteren Stelle finden wir, daß der Ertrag der Gießerei im Jahre 1851: 3,311,000 Franken, im Jahre 1860: 10,478,000 Franken betragen hat, während die Zahl der Arbeiter von 1446 auf 2847 gestiegen ist. Mithin hat bei gleichen Löhnen im Jahre 1860 und 1851 die doppelte Zahl der Arbeiter den Werth des Ertrages verdreifacht.

In den eigentlichen Eisenfabriken hatten die Producte im Jahre 1851 einen Werth von 12,270,000 Franken und im Jahre 1860 einen solchen von 37,859,000 Fr.,

lehnt, die im Jahre 1872 von Hector Denis in der Brüsseler „Liberté“ veröffentlicht worden ist.

***) Bericht über die Lage Belgiens in den Jahren 1851 bis 1860.

während die Zahl der Arbeiter 3111 respective 6604 betrug. Auch hieraus folgt, daß bei einer bloßen Verdoppelung der Arbeiter der Betrag sich verdreifacht hat.

Dieselben Thatsachen treffen in allen Großindustriezweigen zu.

Welcher Schluß ist aus diesen Thatsachen zu ziehen? Sprechen die obigen Ziffern nicht für sich selbst?

(Fortsetzung folgt.)

Die Werththeorie von Carl Marx.

Von C. A. Schramm.

Anerkanntermaßen gilt Carl Marx als der bedeutendste Theoretiker des Socialismus. Vergeblich war der Versuch, sein „Kapital“ todzuschweigen; der wissenschaftliche Werth dieses epochemachenden Werkes ist nun von keiner Seite mehr bestritten. Aber gegen seine Werththeorie erhebt man die verschiedensten Einwendungen, denn: „Wer ihm die ersten Sätze zugiebt, wird unwiderstehlich zur Anerkennung der letzten Folgerungen genöthigt.“ (v. Sybel.)

Der hauptsächlichste Einwand, der gegen diese Werththeorie erhoben wird, besteht in der Behauptung, Marx betone in zu einseitiger und deshalb nicht zutreffender Weise die Arbeit als die eigentliche Substanz des Werthes. Nun sei es aber doch notorisch, daß auch die Seltenheit einer Waare, daß der Naturfactor einen eminenten Einfluß auf den Werth ausübe. Damit glauben oberflächliche Gegner die Sache erledigt zu haben und halten sich berechtigt, auch die weiteren Folgerungen von Marx für falsch und somit die wissenschaftliche Begründung des communistischen Princips für widerlegt zu erklären.

Abichtlich und mit gutem Bedacht habe ich nicht von dem socialistischen, sondern von dem communistischen Princip gesprochen, denn es muß rückhaltlos ausgesprochen werden, daß das Marx'sche „Kapital“ eine vom Standpunkt des

Communismus aus geschriebene Kritik der politischen Oekonomie ist.

„Unter classischer politischer Oekonomie — schreibt Marx — verstehe ich alle Oekonomie seit W. Petty, die den inneren Zusammenhang der bürgerlichen Productionsverhältnisse erforscht, im Gegensatz zur Vulgäroekonomie, die sich nur innerhalb des scheinbaren Zusammenhangs herumtreibt, für eine plausible Verständlichmachung der so zu sagen größten Phänomene und den bürgerlichen Hausbedarf das von der wissenschaftlichen Oekonomie längst gelieferte Material stets von Neuem wiederkauf, im Uebrigen aber sich darauf beschränkt, die banalen und selbstgefälligen Vorstellungen der bürgerlichen Productionsagenten von ihrer eigenen besten Welt zu systematisiren, pedantificiren und als ewige Wahrheiten zu proclamiren.“

Vom Standpunkt des Communismus aus schreibt und kritizirt der Verfasser des „Communistischen Manifestes“. Er faßt die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformen als einen naturgeschichtlichen Proceß auf, der sich mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Naturgesetzes vollzieht.

„Das Privateigenthum des Arbeiters an den Produktionsmitteln ist die Grundlage des Kleinbetriebes, der Kleinbetrieb eine nothwendige Bedingung für die Ent-

wickelung der gesellschaftlichen Production und der freien Individualität des Arbeiters selbst. Diese Produktionsweise unterstellt Zersplitterung des Bodens und der übrigen Produktionsmittel. Sie ist nur verträglich mit engen naturwüchsigem Schranken der Production und der Gesellschaft. Auf einem gewissen Höhegrad bringt sie die materiellen Mittel ihrer eigenen Vernichtung zur Welt. Ihre Vernichtung, die Verwandlung der individuellen und zersplitterten Produktionsmittel in gesellschaftlich concentrirte, daher des zwerghaften Eigenthums vieler in das massenhafte Eigenthum Weniger, daher die Expropriation der großen Volksmasse von Grund und Boden und Lebensmitteln und Arbeitsinstrumenten, diese furchtbare und schwierige Expropriation der Volksmasse bildet die Vorgeschichte des Kapitals. Das selbst erarbeitete Privateigenthum wird verdrängt durch das kapitalistische Privateigenthum, welches auf Ausbeutung fremder, aber formell freier Arbeit beruht.

Man lese die Stelle im „Kapital“ 1. Auflage pag. 742 u. f. im Zusammenhange; Marx erläutert, wie sich der Concentrationsproceß des Kapitals weiter entwickelt, wie es nicht mehr gilt, einzelne Arbeiter zu expropriiren, sondern wie ein Kapitalist den andern expropriirt; wie mit dem Zunehmen der Kapitalmagnaten das Proletariat wächst und wachsen muß, bis die Concentration der Produktionsmittel und die Bergesellschaftung der Arbeit ihren Höhepunkt erreicht haben und umschlagen. „Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt.“

„Die kapitalistische Produktions- und Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigenthum, ist die erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthums. Die Negation der kapitalistischen Production wird durch sie selbst, mit der Nothwendigkeit eines Naturprocesses, producirt. Es ist

Negation der Negation. Diese stellt das individuelle Eigenthum wieder her, aber auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera, der Cooperation freier Arbeiter und ihrem Gemeineigenthum an der Erde und den durch die Arbeit selbst producirt Productionsmitteln.“

Was Marx erforschen will, das ist das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft. Sein „Kapital“ ist kein Lehrbuch der Volkswirtschaft, aus welchem man das ABC dieser Wissenschaft lernen könnte; es knüpft zur Erforschung des ökonomischen Bewegungsgesetzes an die Werthdefinition an, welche die classische politische Oekonomie aufgestellt hat, es schließt sich unmittelbar an Ricardo an.

Da bisher nur der erste Band des „Kapitals“ erschienen ist und viele Leser den Sinn und Zweck des Werkes aus den Augen verloren haben, erscheint die Marxsche Werththeorie als einseitig und damit als falsch.

Wer aber die zuerst erschienene Schrift: „Zur Kritik der politischen Oekonomie“, Berlin, Franz Duncker, 1859, zur Hand nimmt, findet dort pag. 38 u. f. den Grundriß, nach welchem Marx sein „Kapital“ durcharbeiten gedenkt.

„Im Gegensatz zu A. Smith arbeitete David Ricardo die Bestimmung des Werthes der Waare durch die Arbeitszeit rein heraus und zeigt, daß dies Gesetz auch die ihm scheinbar widersprechendsten bürgerlichen Produktionsverhältnisse beherrscht. Ricardo's Untersuchungen beschränken sich ausschließlich auf die Werthgröße und mit Bezug auf diese ahnt er wenigstens, daß die Verwirklichung des Gesetzes von bestimmten historischen Voraussetzungen abhängt. Er sagt nämlich, daß die Bestimmung der Werthgröße durch die Arbeitszeit nur für die Waaren gelte, die durch die Industrie beliebig vermehrt werden können und deren Production durch uneingeschränkte Concurrenz

beherrscht wird. Es heißt dies in der That nur, daß das Gesetz des Werthes zu seiner völligen Entwicklung die Gesellschaft der großen industriellen Production und der freien Concurrenz voraussetzt. Im Uebrigen betrachtet Ricardo die bürgerliche Form der Arbeit als die ewige Naturform der gesellschaftlichen Arbeit. In directer Polemik mit Ricardo betonte Sismondi sowohl den specifisch gesellschaftlichen Charakter der Tauschwerth setzenden Arbeit, wie er es als Charakter unseres ökonomischen Fortschritts bezeichnet, die Werthgröße auf nothwendige Arbeitszeit zu reduciren, auf „das Verhältniß zwischen dem Bedürfniß der ganzen Gesellschaft und der Quantität Arbeit, die hinreicht, dies Bedürfniß zu befriedigen.“ Sismondi ist nicht mehr befangen in Boisguillebert's Vorstellung, daß die Tauschwerth setzende Arbeit durch das Geld verfälscht werde, aber wie Boisguillebert das Geld, denuncirt er das große industrielle Kapital. Wenn in Ricardo die politische Oekonomie rücksichtslos ihre letzte Consequenz zieht und damit abschließt, ergänzt Sismondi diesen Abschluß, indem er ihren Zweifel an sich selbst darstellt.

Da Ricardo als Vollender der classischen politischen Oekonomie die Bestimmung des Tauschwerthes durch die Arbeitszeit am reinsten formulirt und entwickelt hat, concentrirt sich auf ihn natürlich die von ökonomischer Seite erhobene Polemik.“

Da Marx die classische politische Oekonomie kritisiert und in Ricardo den Vollender derselben erblickt, was war und ist natürlicher, als daß er bei Behandlung der „Waare“ und des „Waarenwerthes“ sich ebenfalls in den Grenzen hielt, die sich Ricardo gezogen? Bei uneingeschränkter Concurrenz, bei vollständigstem Freihandel giebt es wenig Waaren, deren Werth sich nicht auf Arbeitszeit als einzige Werthsubstanz reduciren ließe; selbst

der Naturfactor verliert an Wirksamkeit, wenn der Getreide-, Holz-, Kohlen-, Leder- u. Bedarf jedes Landes aus jedem anderen Lande ungehindert bezogen werden kann. Wenn aber Marx im Einverständniß mit Sismondi es als ökonomischen Fortschritt bezeichnet, daß die Werthgröße auf nothwendige Arbeit im Sinne Sismondi's reducirt werde und bei Formulirung des Werthbegriffs dasselbe Wort gebraucht, dann darf man wohl voraussetzen, daß dies Wort nicht zufällig und unabsichtlich gewählt, sondern gerade wegen seiner umfassenden Bedeutung benützt worden ist.

Weiter unten werde ich zeigen, daß der Wortlaut der Marx'schen Werthdefinition: „allgemein menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit“ gerade in den Fällen, in denen nothwendige Arbeit in dem Sinne Sismondi's zu verstehen ist, besonders geeignet erscheint, die Entstehung des Mehrwerth, welcher ja dem Kapital zufällt, deutlich zu erklären. Und daß Marx in seiner Erklärung des Mehrwerthes durchaus original ist, daß er mit dieser Erklärung bisher scheinbar unlösbare ökonomische Widersprüche gelöst hat, wird sich im Verfolg ebenfalls herausstellen.

Die gegen Ricardo erhobene Polemik faßt sich nach Marx l. c. pag. 40 in folgenden Punkten zusammen:

Erster Punkt. Die Arbeit selbst hat Tauschwerth, und verschiedene Arbeiten haben verschiedenen Tauschwerth. Es ist ein fehlerhafter Cirkel, Tauschwerth zum Maß von Tauschwerth zu machen, da der messende Tauschwerth selbst wieder des Maßes bedarf. Dieser Einwand löst sich auf in das Problem: die Arbeitszeit als immanentes Maß des Tauschwerthes gegeben, auf dieser Grundlage den Arbeitslohn zu entwickeln.

Dieses schwierige Problem hat Marx vollständig und glänzend gelöst. Er zeigt, daß nicht die Arbeit Tauschwerth hat, daß nicht die Arbeit verkauft und im Arbeitslohn der Werth der Arbeit bezahlt wird,

fordern daß es die Arbeitskraft ist, die der Unternehmer kauft, und daß also der Arbeitslohn als Äquivalent der Arbeitskraft anzusehen ist. Durch diese einfache, aber bisher völlig unbeachtet gebliebene Thatsache verfallt der erhobene Einwand in sich selbst. Arbeit bleibt das immaterielle Maß des Tauschwerthes: der Tauschwerth der Arbeitskraft ist gleich dem Tauschwerth der Lebensmittel, welche zur Erhaltung der Arbeitskraft notwendig sind. Zur demnach Erhaltung der Arbeitskraft ist nicht bloß die Erhaltung, sondern auch die Reproduktion des Arbeiters selbst erforderlich: der Tauschwerth der Arbeitskraft ist also gleich dem Tauschwerth eines Quantums von Lebensmitteln, welche der Arbeiter befähigen, sich gewohnheitsgemäß zu ernähren und für den erforderlichen Ersatz der Waare Arbeitskraft durch Kinder-Erzeugung und Aufzucht Sorge zu tragen.

Zweiter Punkt: Wenn der Tauschwerth eines Productes gleich ist der in ihm enthaltenen Arbeitszeit, ist der Tauschwerth eines Arbeitsstaues gleich seinem Product. Oder: der Arbeitslohn muß dem Product der Arbeit gleich sein. Nun ist aber das Gegentheil der Fall. Dieser Einwand löst sich auf in das Problem: Wie führt Production auf Maß des durch bloße Arbeitszeit bestimmten Tauschwerths zum Resultat, daß der Tauschwerth der Arbeit kleiner ist, als der Tauschwerth ihres Productes?

Auch dieses Problem hat Marx in dem erschienenen I. Theil des „Kapitals“ gelöst.

Der ideale Arbeitslohn ist gleich dem Werthe der zur Erhaltung und Wiedererzeugung der Arbeitskraft jährlich notwendigen Lebensmittel, dividirt durch die Zahl der Arbeitstage. Der Arbeitslohn ist kleiner, als das Product der Arbeit, weil der Arbeiter seine Arbeitskraft verkauft hat und der Käufer durch den Kauf in den vollständigen Besitz des Gebrauchswerts der gekauften Waare gelangt ist und daher verlangen kann und thatsächlich

auch verlangt, diesen Gebrauchswert für sich anzunehmen. Der Gebrauchswert der Arbeitskraft ist nicht durch vier-, sechs- oder zehnstündige Arbeit erschöpft, wenn auch der Werth der Arbeitskraft durch vier-, sechs- oder zehnstündige Arbeit hergestellt wird. Diejenige Arbeitszeit, welche der Arbeiter in Folge des Verkaufs seiner Arbeitskraft über die Zeit hinaus arbeiten muß, in welcher er den Werth seiner Arbeitskraft, seinen Arbeitslohn, producirt, diese Mehrarbeitszeit erzeugt den Mehrwerth, also die Differenz zwischen dem Werth der Arbeitskraft und dem Werth des Arbeitsproductes. Daher ist der Tauschwerth der Arbeit — richtiger der Arbeitskraft — immer kleiner als der Tauschwerth des Arbeitsproductes.

Wie war es möglich, daß der Liberalismus diese einfache Thatsache für ein unlösbares Problem ansehen konnte? Weil er hier, wie bei allen Fragen, bei denen das Privat-Eigenthum bestimmend und entscheidend eingreift, aufgehört hat zu untersuchen und zu kritisiren; wer die Heiligkeit und Unantastbarkeit des heutigen Privat-Eigenthums einmal als blind zu glaubendes Dogma aufgestellt hat, der vermag die unheiligen und verderbbringenden Folgen desselben nicht mit unbefangenen Auge zu erkennen. Es blieb daher dem Communisten vorbehalten, die scheinbaren Widersprüche zu lösen, indem er sie als Consequenzen des kapitalistischen Privat-Eigenthums aufdeckte, mit dem sie stehen und fallen.

Der Arbeiter verkauft seine Arbeitskraft doch nur aus dem Grunde, weil er selbst keine andere Verwerthung für sie findet; er kann sie nicht in der Production für eigene Rechnung verwenden, weil er sich nicht im Besitz der Productions-Instrumente befindet; das kapitalistische heutige Eigenthum steht ihm gegenüber; ihm dankt er allein den Umstand, daß sein Arbeitslohn kleiner ist, als sein Arbeitsproduct. Und wenn er den vollen Werth seiner Arbeitskraft im Lohne ausgezahlt

erhält, manchmal mehr, manchmal weniger, so läßt sich auch diese Thatsache zurückführen auf das Bestehen des Privateigenthums an Grund und Boden und allen anderen Productions-Instrumenten; die Arbeitskraft ist Waare geworden, weil der Arbeiter nichts Anderes zu verkaufen hat und in der auf Kauf und Verkauf basirenden heutigen Gesellschaft verkaufen oder verhungern muß!

Ebenso, wie das Kapital dem Arbeiter gegenübersteht und ihm nur den Werth seiner Arbeitskraft als Arbeitslohn zukommen läßt, steht es auch dem Unternehmer als fremde, ihn beherrschende Macht gegenüber. Ohne Credit kann heute Niemand produciren; das fremde Kapital fordert Zins, der aber von dem Unternehmer nicht gezahlt werden kann, wenn er sich nicht vorher Mehrwerth aus dem Arbeitsertrag seiner Arbeiter angeeignet hat. Wer den vollen Arbeitsertrag als Lohn zahlen wollte, wäre sofort bankerott; das Kapital ist daher auch für den Unternehmer, für den Kapitalisten der Schwamm, der den Mehrwerth aufsaugt.

Ob heute Jemand Fabrikant, Gutbesitzer, Hauseigenthümer oder Kaufmann ist, bleibt sich in dieser Beziehung gleich; das Kapital fordert von Jedem Zins, arbeitsloses Einkommen, das nur durch Abzug am Arbeitsertrag Anderer gewonnen werden kann.

Es ist meines Erachtens das eminenteste Verdienst des Marx'schen Werkes, über diesen Punkt volle Klarheit verbreitet zu haben; wenn Marx mit exclusiver Beschränkung vorerst nur von den Werthobjecten gesprochen hat, welche sich beliebig vermehren lassen, so liegt das eben in der Disposition; soll doch der zweite Band den Circulationsproceß des Kapitals, der dritte die Gestaltungen des Gesamtprocesses bringen.

Alle Fragen, welche sich an die Thatsache knüpfen, daß Nachfrage und Angebot, wie man populär zu sagen gewöhnt

ist, einen Einfluß auf den Werth ausüben — richtiger ausgedrückt, daß Preis und Werth nicht zusammenfallen, müssen ihre Erklärung in dem zweiten Bande finden; der Einfluß des Bedarfs auf den „Werth“ dürfte dabei auch genügend berücksichtigt werden. Und was den Naturfactor anbetrifft, so kann er nur bei der „Grundrente“ behandelt werden, auf welche Marx übrigens schon an einer nicht leicht mißzuverstehenden Stelle im ersten Bande hinweist.

Nachdem er nämlich den Unterschied von Preis und Werth überzeugend nachgewiesen, hebt er hervor, daß es Dinge giebt, die nach der Werththeorie keinen Werth haben, aber Waare geworden sind und somit einen Preis finden. „Dinge, die an und für sich keine Waaren sind, z. B. Gewissen, Ehre u. s. w., können ihren Besitzern gegen Geld veräußerlich sein und so durch ihren Preis die Waarenform erhalten. Ein Ding kann daher formell einen Preis haben, ohne einen Werth zu haben. Der Preisausdruck wird hier imaginär, wie gewisse Größen der Mathematik oder das „unendliche Urtheil“ der Logik. Wo wir jedoch für wesentliche Productionsverhältnisse derartige imaginäre Preisform finden, wie z. B. Preis des Grund und Bodens, obgleich der Boden, weil keine menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht ist, auch keinen Werth hat, wird die tiefere Analyse unter der imaginären Form stets ein wirkliches Werthverhältniß oder von ihm abgeleitete Beziehung verborgen finden.“

Ein Beispiel, in welchem zutreffender Weise Marx abgeleitete Werthverhältnisse auf wirkliche Werthe reducirt, ist der oben schon besprochene Werth der Waare Arbeitskraft. Ursprünglich kein Werthobject und daher keine Waare, ist die Arbeitskraft es doch durch die gesellschaftlichen Zustände geworden, und wir haben gesehen, daß der imaginäre Werth dieser zur Waare gewordenen Arbeitskraft sich auf sehr materielle Factoren reduciren läßt.

Einige Andeutungen dürften hier am Platze sein, in welcher Weise die so vielfach bemängelte Einseitigkeit der Werththeorie meines Erachtens eine allseitig befriedigende Ergänzung finden kann. Sie schließen sich naturgemäß an den dritten und vierten Einwand an, den Marx l. c. pag. 40 als Kernpunkte in der Polemik gegen Ricardo bezeichnet.

Dritter Punkt. „Der Marktpreis der Waaren fällt unter oder steigt über ihren Tauschwerth mit dem wechselnden Verhältniß von Nachfrage und Zufuhr. Der Tauschwerth der Waaren ist daher durch das Verhältniß von Nachfrage und Zufuhr bestimmt und nicht durch die in ihnen enthaltene Arbeitszeit. In der That wird mit diesem sonderbaren Schlusse nur die Frage aufgeworfen, wie sich auf Grundlage des Tauschwerthes ein von ihm verschiedener Marktpreis entwickelt, oder richtiger, wie das Gesetz des Tauschwerthes nur in seinem eigenen Gegentheile sich verwirklicht. Dies Problem wird gelöst in der Lehre von der Concurrrenz.“

Bei vollständig freier Concurrrenz hat der Preis jeder Waare die Tendenz, sich den Productionskosten gleichzustellen. So lehren uns sämtliche liberalen Ökonomen. Unter den Productionskosten verstehen sie aber nicht den Werth, sondern den Werth und den Profit zusammengenommen.

„Wenngleich im gewöhnlichen Sprachgebrauch die sogenannten Selbstkosten nicht den Gewinn des Verkäufers einer Waare mitbegreifen, so würde doch dieser offenbar bei dem Geschäft verlieren, wenn er zu einem Preise verkaufte, der ihm den in seiner Gegend üblichen Gewinn nicht gewährte, einen Gewinn, den er sonst gehabt haben würde, hätte er sein Kapital in anderer Weise angelegt. Außerdem ist sein Gewinn sein Einkommen, die eigentliche Quelle seiner Erhaltung.“ So Ad. Smith.

Ziel und Zweck des Handels ist also das Profitmachen; je geringer der Werth,

den man fortgiebt, und je größer der Werth, den man dafür empfängt, desto höher der Profit. Wenn Werthe von ganz gleicher Größe ausgetauscht werden, kann Niemand einen Gewinn machen, aber auch keiner etwas verlieren, während bei jedem Tausch mit Gewinn auch zu gleicher Zeit ein Tausch mit Verlust stattfindet; was der Eine gewinnt, verliert der Andere.

Weil nun aber der Gewinn, wie Ad. Smith ehrlich eingesteht, das Einkommen, die eigentliche Quelle der Erhaltung jedes Verkäufers ist, und weil jeder Verkäufer zu gleicher Zeit auch Käufer ist, stehen sich beim Tausch die Interessen diametral gegenüber, Einer sucht den Anderen zu übervorthheilen, Jeder muß suchen, den Augenblick für den Verkauf abzupassen, in welchem der ungedeckte Bedarf den Preis in die Höhe getrieben hat. Künstliches Abschneiden der Zufuhr ist daher ein immer wiederkehrender Kniff der Speculanten, und Speculant ist Jeder, dessen Existenz von dem Beziehen des Profits abhängig ist.

Nachfrage und Zufuhr decken sich nie, weil sich die planlose Production nicht nach dem Bedarf richtet; sobald sich aber Zufuhr und Nachfrage decken würden, stände der Preis wirklich den Productionskosten gleich, d. h. es wäre für Niemand mehr im Handel ein Profit zu machen. Woher da die Zinsen für das darin stehende Kapital nehmen? Und Zinsen muß das Kapital des Kaufmanns so gut bringen, wie jedes andere Kapital! Denn das heutige Kapital muß eben arbeitsloses Einkommen gewähren, muß also überall, wo es auftritt, fremden Arbeitsertrag auffaugen!

Sobald aber mit Bewußtsein, nicht auf Speculation producirt wird, sobald sich die Production nach dem vorher erforderten Bedarf planmäßig organisiert, dann decken sich Angebot und Nachfrage, dann ist weder Ueberproduction noch Mangel zu befürchten, dann ist aber auch kein Profit mehr

zu machen, das Privat-Eigenthum verliert seine Einkommen erzeugende Kraft, d. h. es wird abgeschafft!

Die Concurrrenz basiert auf dem Privat-Eigenthum, da sowohl die Production wie der Handel ein Interesse daran haben, daß um des Profites willen einmal zu viel, das andere Mal zu wenig Waare am Markte ist. Jeder einzelne Händler wünscht und muß wünschen, seine Concurrenten aus dem Felde zu schlagen, um ein thatsächliches Monopol für sich zu erhalten und auszubeuten; die sogenannte Ausbeutung eines Monopols ist aber doch nichts Anderes, als die Ausbeutung Aller durch Einen.

„Schafft das Privat-Eigenthum an den Productions-Instrumenten ab, producirt planmäßig dem Bedarf entsprechend, und Werth und Preis werden sich decken — wenn nicht mit diesem Umschwung der Begriff der Waare überhaupt in die Brüche ginge!“ Das scheint mir die Schlußfolgerung zu sein, welche sich aus der Marx'schen Antwort auf die oben gestellte Frage ergeben muß.

Vierter Punkt. Der letzte Widerspruch und der scheinbar schlagendste, wenn er nicht wie gewöhnlich in der Form wunderlicher Exempel vorgebracht wird, lautet: Wenn der Tauschwerth nichts ist als die in einer Waare enthaltene Arbeitszeit, wie können Waaren, die keine Arbeit enthalten, Tauschwerth besitzen, oder in anderen Worten, woher der Tauschwerth bloßer Naturkräfte?

Aus der weiter oben citirten Stelle geht hervor, daß Marx dem Grund und Boden einen abgeleiteten Werth beilegt. Wie diese Ableitung gedacht werden soll, ist zwar nicht gesagt, nach dem ganzen Zusammenhange aber schwerlich falsch aufzufassen. Grund und Boden ist ein unentbehrliches Productions-Instrument; als Privat-Eigenthum ist der Boden also Mittel zur Auffaugung von Mehrwerth. Sein Preis richtet sich nach der Quantität unbezahlter Arbeitszeit, welche sich

der Besitzer durchschnittlich aneignen kann; er wird einem Gelbbetrage gleich sein, dessen Zinsen dem im Lande durchschnittlich herrschenden Zinsfuße gemäß ein ebenso großes Quantum arbeitslosen Einkommens gewähren, als der Boden selbst. Der Werth des Ackers oder Baulandes richtet sich also nach dem Werth eines Geldkapitals; das Mehrwerthquantum bildet den Maßstab, nach welchem sich die Größe des Geldkapitals bestimmt.

In welcher Richtung Marx die Grundrente behandeln wird, muß dahingestellt werden, so viel scheint mir aber aus der ganzen Tendenz seiner Schriften hervorzugehen, daß diese theoretische Frage ihm nur von untergeordneter Wichtigkeit sein kann. Im Vordergrund seiner Betrachtungen muß auch hier der Mehrwerth stehen, dessen Aneignung der Grundbesitzer unter gewissen Umständen in erhöhtem Maße betreiben kann, als der Besitzer anderer Productions-Instrumente. Und das aus verschiedenen Gründen. Sobald nämlich Grund und Boden zur Waare geworden ist, befindet sich der Besitzer in der Lage eines Monopol-Inhabers. Alle andern Waaren lassen sich durch Arbeit vermehren; die Baustellen an einer besonders lebhaften Verkehrsstraße sind unvermehrbar; je mehr also die Nachfrage danach steigt, um so größer wird der Mehrwerth, das arbeitslose Einkommen, welches der Besitzer bezieht. In gleicher Weise geht es mit den Rohmaterialien, welche durch die Extractiv-Industrie aus dem Boden gewonnen werden.

Gerade diese Rohmaterialien sind es, deren Werth besonders dem Einfluß des Naturfactors unterworfen ist, weil die Productivität der menschlichen Arbeit von den günstigen oder ungünstigen Einflüssen der Natur abhängig ist. Bei ihnen tritt denn auch gemeiniglich der Fall ein, daß die allgemein menschliche gesellschaftlich nothwendige Arbeit, gemessen nach Zeit, ihren Werth in der Weise darstellt, daß das Wort: nothwendige Arbeit das

Verhältniß bezeichnet zwischen dem Bedürfniß der ganzen Gesellschaft und der Quantität Arbeit, die hinreicht, dies Bedürfniß zu befriedigen.

Gesetzt, das Quantum Getreide, welches in einem Nothjahr bei gleicher, auf den Anbau verwendeter Arbeitszeit gewonnen wurde, sei um 25 pSt. geringer als in einem Durchschnittsjahre. Es hätte demnach zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs $33\frac{1}{2}$ pSt. mehr Arbeit auf Getreidebau verwendet werden müssen, der Werth des Getreides richtet sich hiernach nicht nach der zu seinem Anbau wirklich aufgewendeten Durchschnitts-Arbeitszeit, sondern er ist in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Bedarf um $33\frac{1}{2}$ pSt. höher; eine Waare, zu deren Herstellung 4 Stunden Durchschnitts-Arbeit verwendet wurden, hat so viel Werth, als ein Quantum Getreide, welches in 3 Stunden erzeugt wurde, weil der Werth des Letzteren in Folge des gesellschaftlichen Bedarfs von 3 auf 4 Stunden nothwendiger Arbeit gestiegen ist.

Das Getreide ist das Arbeitsproduct von Agriculturarbeitern, welche, wie alle Arbeiter, den Werth ihrer Arbeitskraft im Tagelohn bezahlt bekommen, während ihr Arbeitsproduct, in welchem der bei jeder Lohnarbeit nothwendig erzeugte Mehrwerth bereits enthalten ist, in dem Besitz ihres Arbeitgebers verbleibt. Angenommen, der Mehrwerth betrüge durchschnittlich $33\frac{1}{2}$ pSt., so würden in einem Quantum Getreide, welches mit 3 Stunden Arbeit hergestellt worden ist, zwei Stunden nothwendiger und eine Stunde Mehr-Arbeit enthalten sein. Der gesellschaftliche Bedarf steigert nun aber den Werth dieses selben Quantums Getreide so, daß in ihm 4 Stunden Arbeit kristallisiert erscheinen. Was heißt das anders, als daß der Mehrwerth sich um 100 pSt. vermehrt hat! Denn dieser Mehrwerth, den der gesellschaftliche Bedarf erzeugt, fällt einzig und allein dem Besitzer des Grund und Boden zu; der Privatbesitz

des Naturfactors bringt es zu wege, daß die ganze Gesellschaft beim Tausch immer Producte vierstündiger Arbeitszeit hingeben muß, um so viel Getreide zu erhalten, als thatsächlich in drei Arbeitsstunden gewonnen wurde!

Ganz gleiche Mehrwerth = Aneignung durch den Besitz der keine menschliche Arbeit enthaltenden Naturfactors läßt sich beim Bergbau zc. nachweisen; in wie weit aber fruchtbarer Boden, günstigere Lage, reichere Kohlenflöze, größere Wasserkraft den einen Besitzer vor dem anderen bevorzugen, den Einen befähigen, einen procentualischen höheren Mehrwerth aufzusaugen, als es seine weniger begünstigten Concurrenten vermögen, das nachzuweisen, würde über den Rahmen dieses Artikels hinausführen, gehört übrigens auch mehr in das Kapitel über die Wirkung der Concurrenz.

In allen Fällen, in denen der Bedarf der menschlichen Gesellschaft bestimmend auf den Werth einwirkt, ergiebt sich aus der Marx'schen Werththeorie, daß die Differenz zwischen der zur Deckung dieses gesellschaftlichen Bedarfs nothwendigen und der zur Herstellung des vorhandenen Quantums an Gütern nothwendig gewesenen Arbeitszeit den Mehrwerth darstellt, den die Gesellschaft an die Eigentümer der Naturfactors zu zahlen hat. Es zeigt sich hiernach, daß der Wortlaut der Marx'schen Definition ganz besonders glücklich gewählt worden ist, um in einfachster Weise den Mehrwerth zur Darstellung zu bringen, welchen das Privat-Eigenthum bei jedem Mißwachs, bei jeder durch unvorhergesehene Naturereignisse in der Production hervorgerufenen Störung von dem Einkommen Aller in Beschlag nimmt; auch in diesen Fällen zeigt sich also die verderbenbringende und gemeinschädliche Wirkung des Privat-Eigenthums. Das zu zeigen, ist die Tendenz des Marx'schen Werkes; das Bewegungsgesetz der heutigen Gesellschaft tendirt auf die Concentration des Kapitals in wenigen Händen,

und das bestehende kapitalistische Privat-Eigenthum hat eben die Eigenschaft, diese Concentration des Besitzes unter allen Umständen zu begünstigen.

Bei gewöhnlichem Geschäftsgange schlägt das Groß-Kapital den Kleinbetrieb aus dem Felde; in Handelskrisen wird selbst unter den Groß-Industriellen massenhaft aufgeräumt; bei Mißwachs und allgemeinstem Bedarf nach einer nicht beliebig zu vermehrenden Waare gewährt das Privat-Eigenthum ein Monopol zur Ausbeutung Aller durch Wenige und befördert die Ansammlung neuer Riesen-Kapitale.

Und auf der anderen Seite wird der Arbeit immer mehr Arbeitsertrag entzogen, immer mehr Personen werden von den Arbeitsmitteln getrennt, in das Proletariat hinabgestoßen und der rücksichtslosen Ausbeutung durch das Kapital preisgegeben.

Noch keiner von allen Oekonomen hat diese Thatsachen so scharf und klar nachgewiesen, wie Marx; seiner Werththeorie und besonders seiner Darstellung des Mehrwerths verdanken wir die jetzt gewonnene Einsicht in das Getriebe des Kapitals.

Maximilian Robespierre.

Von Dr. Karl Brunnemann.

(Fortsetzung.)

II.

In der Nationalversammlung.

1789—1791.

Robespierre hatte in Versailles mit seinen Collegen seine Wohnung in einem bescheidenen Gasthause, dem Hôtel du Renard, in der rue Ste. Elisabeth genommen, die jetzt einen Theil der rue Duplessis ausmacht. Am 4. Mai 1789 begaben sie sich in die Kirche Notre-Dame, um zusammen mit den übrigen Deputirten die Messe *veni creator* anzuhören, und zogen dann mit diesen in feierlicher Procession in die Kirche St. Louis, wo der Bischof von Nancy die Festpredigt über das Thema: „Die Religion macht die Macht der Staaten und das Glück der Völker“ hielt, welche die Anwesenden trotz der Gegenwart des Königs zu einem wahren Beifallsturm mit fortriß.

Die Eröffnung der Generalstaaten erfolgte am 5. Mai in der salle des Menus bei 1177 Anwesenden (293 Mitgliedern der Geistlichkeit, 289 vom Adel und

595 des dritten Standes), die Zahl wuchs aber später — die vierzig Pariser Deputirten konnten beispielsweise erst am 25. Mai eintreten — auf 1214 an, also die größte parlamentarische Körperschaft, die wohl je zusammengetreten. Bekanntlich erhob sich sofort ein Streit darüber, ob die Vollmachten in gemeinschaftlicher oder von jedem der drei Stände in besonderer Sitzung geprüft werden sollten, und der seine Entscheidung erst am 17. Juni dadurch fand, daß der dritte Stand sich auf den Antrag des Abbé Sieyès mit 491 gegen 90 Stimmen als Nationalversammlung constituirte.

Robespierre's Stellung zu der Frage ist uns schon von Arras her bekannt, und so war er auch dagegen, daß man mit dem Adel auch nur in Unterhandlungen träte, um ihn zum Beitritt zu vermögen, „er verdiene kaum die Ehre, daß man von ihm spräche, die Parlamenter (d. h. die Mitglieder der höchsten Gerichtshöfe) in demselben nähmen nicht Anstand, das gesammte Menschengeschlecht

der Erhaltung der Macht der Parlamente zu opfern, die großen Herren vom Hofe hätten sämmtlich die Gefühle, die von dem Stolze der Aristokraten und von der servilen Niedrigkeit der Höflinge eingegeben würden, und selbst die wenigen verständigen Leute unter ihnen, wie Lafayette und Orléans, seien nicht frei von Vorurtheilen und stößten ihm Mißtrauen ein"; dennoch ging der Antrag durch, obwohl Robespierre's Ansicht von Mirabeau getheilt und befürwortet wurde, der ihm übrigens in keiner Weise imponirte, „il est nul paru que son caractère lui a ôté toute confiance, er ist von keiner Bedeutung, weil ihn seine Charakterlosigkeit um alles Zutrauen gebracht hat.“ Erwähnung verdient auch die Antwort, welche er dem Bischof von Liz ertheilte, als dieser den Versuch machte, durch eine Schilderung des Volkselends die Mitglieder des dritten Standes dazu zu verleiten, mit der Geistlichkeit gemeinsam über die Mittel zur Abhülfe zu berathen: „Entlaßt Eure Bedienten, verkauft Eure Carossen und Möbel und verwendet Euren Ueberfluß, der mit den Traditionen der ersten Christen im Widerspruch steht, zu Almosen an die Unglücklichen!“ Bei der am 19. Juni vorgenommenen Organisation der Bureaux wurde er dem fünfzehnten zugewiesen.

Der Schwur im jeu de Paume in der rue St. François am 20. Juni entschied den Sieg des dritten Standes, zwei Tage darauf schon schlossen sich hundert acht und vierzig Geistliche und zwei vom Adel an, denen am 25. Orléans mit sechs und vierzig Anderen folgte; die Erstürmung der Bastille am 14. Juli gab ihnen eine Garantie, daß jeder Versuch von Seiten des Hofes, die Versammlung mit Waffengewalt unterdrücken zu wollen, vergeblich sein würde; und unbeforgt um ihre persönliche Sicherheit konnten sie jetzt an die Lösung der selbstgestellten Aufgabe, dem Lande eine Verfassung zu geben, gehen. In der Deputation, die den König am

16. nach Paris begleitete, befand sich auch Robespierre, den namentlich die Einrichtung der Nationalgarde entzückte, so daß er sofort die Einrichtung einer solchen auch seinen Mitbürgern in Arras dringend an's Herz legte, denen er zugleich Vorwürfe darüber machte, daß sie es bis jetzt unterlassen hätten, wie andere Städte in einer Adresse an die Nationalversammlung ihre Uebereinstimmung mit dem, was bis dahin geschehen, auszusprechen. Wie wenig bekannt übrigens Robespierre damals noch war, geht am besten daraus hervor, daß seine eigenen Collegen nicht einmal seinen richtigen Namen wußten und Mirabeau in seinem „Courrier de Provence“ ihn beispielsweise Robertspierre nannte, während Brudhomme in seinen „Révolutions“ denselben Robert-Pierre und Andere Robert (Pierre) schrieben.

Es kann natürlich nicht in unserer Absicht liegen, die Entstehungsgeschichte der Verfassung von 1791, wie man das Werk der Nationalversammlung zu bezeichnen pflegt, zu erzählen, wir werden uns vielmehr damit begnügen müssen, immer nur Das hervorzuheben, bei dem Robespierre thätig mit eingriff, und zu zeigen, wie er von Anfang an in dem Staate nur eine Institution erblicken wollte, dazu geschaffen, die Wohlfahrt Aller und jedes Einzelnen zu fördern; er hatte sich aber damals noch nicht davon überzeugt, daß auch die constitutionelle Monarchie dies so wenig zu leisten im Stande sei, wie die absolute, das sogenannte ancien régime, und glaubte daher noch im Jahre 1789 an die constitutionelle Monarchie.

Am 20. Juli, also bloß vier Wochen nach dem Schwur im jeu de Paume und sechs Tage nach dem Bastillesturm, stellte Lally-Tollendal schon einen Antrag auf Erlaß einer Abwiegungsproclamation an die Bevölkerung von Paris, in welcher die Revolution für geschlossen erklärt werden sollte. Unbeirrt um den Spott der Herren vom Adel trat Robespierre diesem Antrage entgegen: „Man soll den

Frieden lieben, aber man muß auch die Freiheit lieben. Bergliedern wir aber den Antrag, so enthält er zunächst eine Bestimmung gegen Diejenigen, welche die Freiheit vertheidigt haben. Giebt es aber etwas, was rechtmäßiger wäre, als sich gegen eine Verschwörung zu erheben, die den Zweck hat, die Nation in's Verderben zu stürzen?" Und er erreichte wenigstens, daß der Antrag an die Bureaux gewiesen wurde.

Am 27. Juli handelte es sich um die Frage, ob bei der Verhaftung von Castelnau, der mit dem damals schon emigrierten Grafen von Artois offenkundig conspirirte, auf Veranlassung des Maire von Paris mit Beschlag belegte Briefe erbrochen werden sollten, um von dem Inhalte derselben Kenntniß zu nehmen. Robespierre nahm nicht Anstand, sich dafür auszusprechen: „Kann und darf die Versammlung Schriftstücke zurückweisen, die von der öffentlichen Meinung denunciirt werden, die der Maire der Hauptstadt als wesentlich und unentbehrlich für die Aufdeckung der unheilvollsten Verschwörung, die je geplant worden ist, eingeschickt hat? Ich glaube nicht. Rücksicht auf Verschwörer nehmen, heißt einfach Verrath an der Nation begehen.“

Am 31. Juli, als die Freunde von Desferval, der mit anderen Contrerevolutionären auf Befehl des Pariser Gemeinderaths verhaftet worden war, Maßregeln gegen dergleichen Verhaftungen in Vorschlag brachten, um seine Freilassung herbeizuführen, äußerte Robespierre: „Ich mache die Principien, welche der Nation verdächtige Personen exemplarischen Strafurtheilen zu unterstellen verlangen, in aller ihrer Strenge geltend. Sie wollen das Volk beruhigen? Dann sprechen Sie zu ihm die Sprache der Gerechtigkeit und der Vernunft. Man gebe ihm eine Garantie dafür, daß seine Feinde der Rache des Gesetzes nicht entgehen werden, und die Gefühle der Gerechtigkeit werden an die Stelle des Hasses treten.“

Die Zukunft. 1. Jahrg. Heft 5. (1. Decbr. 1877).

Am 3. August machte die reactionäre Partei neuerdings Versuche, ihre politischen Freunde gegen Maßnahmen der Versammlung zu schützen, indem sie dieser das Recht absprechen wollten, auf Berichte ihrer Commissionen hin Beschlüsse zu fassen. „Ich antworte darauf,“ war Robespierre's Entgegnung, „daß es für die Executivgewalt, um über eine Sache zu urtheilen, allerdings einer unzweifelhaften Gewißheit bedarf, daß es aber für die gesetzgebende Gewalt vollkommen ausreichend, wenn sie amtlich von den Thatfachen Kenntniß erhalten hat; und zum Ueberfluß rühren die Briefe, die dem Comité des rapports vorgelegen haben, von Personen her, die gerade so gut eine officielle Stellung einnehmen, wie eine Behörde.“ Dagegen war in seinen Augen jede willkürliche Verhaftung ein Attentat gegen die Nation, und auf seine Anregung wurde in die Erklärung der Grundrechte eine Bestimmung aufgenommen, welche jeden Beamten mit strafrechtlicher Verfolgung bedrohte, welcher Willkürbefehle erlassen oder ausführen würde. So stand er damals ziemlich vereinzelt in der Versammlung da, der würdige Schüler von J. J. Rousseau, indem er sich mit seiner Ueberzeugung wie mit einem undurchbringlichen Schilde deckte und dem cynischen Mirabeau die Aeußerung abnöthigte: „Cet homme ira loin, car il croit tout ce qu'il dit (der Mann wird Großes ausrichten, denn er glaubt Alles, was er sagt).“

Am 24. August brach er eine Lanze für unbeschränkteste Freiheit der Person, gegen welche die Opportunitätshelden Restriktionen in Vorschlag gebracht hatten: „Es ist freien Männern nicht erlaubt, ihre Rechte in zweideutiger Weise zu verlausuliren; der Despotismus hat die Beschränkung der Pressfreiheit erdacht, und dadurch ist er nach und nach dazu gekommen, auch alle übrigen Rechte zu cassiren, die Pressfreiheit ist ein unabtrennbarer Theil der Freiheit, seine Gedanken auszudrücken“;

und am 26. für unbedingtes Steuerbewilligungsrecht und beantragte: „Da jede Steuer ein Theil des Eigenthums der Bürger ist, den diese zusammenlegen, um die Kosten für die Erhaltung der allgemeinen Wohlfahrt zu decken, so haben auch sämtliche Bürger einzig und allein das Recht, sich Steuern aufzuerlegen und ihre Natur, ihren Betrag, ihre Verwendung und ihre Dauer zu regeln.“

Am 28. August nahm die eigentliche Berathung der Verfassung ihren Anfang, vorher jedoch versuchte es Robespierre, wenn auch vergeblich, eine Aenderung in der Geschäftsordnung herbeizuführen, um die Minorität dagegen zu schützen, daß sie nicht von der Majorität brutal niedergestimmt würde. „Ich verlange, daß man, ehe in die Berathung über die Verfassung eingetreten wird, ein Mittel adoptire, das dem Gewissen Genüge leistet, ich will sagen, eine friedliche Berathung ermöglicht, so daß ein Jeder ohne Furcht vor dem Murren der Versammlung den Tribut seiner Meinung darbringen kann.“ Was die Verfassungsberathung selber anbetrifft, so verfehlte Robespierre nicht, in allen Fragen, welche die Freiheit und die Principien der Volkssouveränität berührten, das Wort zu ergreifen; bei Fragen, die für ihn von untergeordnetem Werthe waren, verhielt er sich still.

Er war, wie wir das auch von ihm nicht anders erwarten können, selbstverständlich für das Einkammersystem und für kürzeste Dauer der Legislaturperioden („in einem großen Staate kann das Volk seine Souveränität nur in der Weise ausüben, daß es Repräsentanten ernennt, es ist daher eine Forderung der Gerechtigkeit, daß es dieses Recht so oft als möglich ausüben kann“), sowie gegen jedes Veto des Königs („hat die Nation noch einen anderen Willen nöthig, als den ihrigen?“). Mit großer Energie trat er daher auch wieder am 5. October auf, als der König sich geweigert hatte, zu den Grundrechten seine Zustimmung bedingungs-

los zu erteilen: „Die Antwort des Königs vernichtet nicht nur die ganze Verfassung, sondern auch die Macht der Nation, überhaupt eine Verfassung haben zu können. Man nimmt die constitutionellen Artikel nur unter Bedingungen an; Derjenige, der einer Verfassung eine Bedingung auferlegen kann, hat das Recht, die Verfassung zu verhindern, er stellt seinen Willen über den Willen der Nation. Aber man sagt Ihnen, daß Ihre constitutionellen Artikel nicht alle an die Idee absoluter Vollkommenheit heranreichen. Darf es der Executivgewalt zustehen, die gesetzgebende Gewalt zu kritisiren, von der sie gewissermaßen nur ein Ausfluß ist? Keiner Macht der Erde steht das Recht zu, sich über die Nation zu erheben und ihren Willen zu censiren. Ich betrachte also die Antwort des Königs als den Rechten des Volkes und der Verfassung zuwider.“ Dem entsprechend war er auch nur für einjährige Bewilligung der Abgaben, indem er in dieser Bestimmung nicht eine bloße Finanzmaßregel erblickte, und sprach er sich auch gegen die alte aus der Zeit des Despotismus sich herschreibende Formel in der Gesetzespromulgation „von Gottes Gnaden“ aus, „die Freiheit muß auch in den Worten liegen, durch welche Sie die Sache ausdrücken, und in der Form des Gesetzes, wie in dem Gesetze selber.“

Ein Hirtenbrief des Bischofs von Rouen, durch den derselbe auf seine Diocese zu Ungunsten der Nationalversammlung einwirken wollte und auch wirklich in der Gemeinde Tréguier im Departement Côtes-du-Nord Unruhen hervorgerufen hatte, gab Clermont-Tonnerre am 20. October den Vorwand für die Erlebigung außerordentlicher Anträge ein für allemal die Ansetzung eines bestimmten — wie wir es nennen würden — Schwerinstages zu beantragen. Robespierre opponirte dem Antrage und zeigte darin wieder seinen weiten staatsmännischen Blick, indem er richtig erkannte, daß

es damit nur darauf abgesehen war, das Petitionsrecht des Volkes illusorisch zu machen. „Der Antrag von Clermont-Tonnerre erfordert reiflichste Erwägung. Es handelt sich in demselben darum, einen heilsamen, wenn auch die Operationen der Versammlung etwas aufhaltenden Brauch aufzuheben. Er schlägt vor, die Behandlung der Petitionen auf einen bestimmten Tag in der Woche zu verlegen, während sie doch alle Tage Bedürfnis sein können. Wäre es beispielsweise zulässig, die Prüfung der Angelegenheit von Tréguier zu verschieben, wenn der Bürgerkrieg in dieser Gemeinde angefaßt ist? Darf es nicht erlaubt sein, sich heute mit der Angelegenheit der Stadt Rouen zu beschäftigen, wenn dieselbe in der größten Gefahr ist? Ich muß meine Befürchtungen freimüthig aussprechen: in demselben Augenblick, wo Unordnung in den Provinzen herrscht, wo sich das Netz der Verschwörung immer dichter um uns zusammensieht und ich die Fäden entdecken kann, frage ich Sie, ob wir uns, wenn diese Vereinigung von Umständen unsere Befürchtungen rechtfertigt, unter dem Vorwande der Verfassung zu Aufschüben verstehen dürfen, welche den Umsturz der öffentlichen Ordnung herbeiführen können?“

Das Volk erkannte es dankbar an, wenn er sich so, obgleich in der Regel vergeblich, abmühte, ihm seine Rechte den Privilegirten gegenüber zu wahren und lohnte ihm mit einer Beliebtheit, wie sie Niemand, weder vor ihm, noch nach ihm, je in dem gleichen Maße besessen hat. Ebenso sehr haßten ihn aber auch die Privilegirten und nahmen, um ihn beim Volke anzuschwärzen, zu Verdächtigungen aller Art ihre Zuflucht, und suchten Das, was ihn in den Augen des Volkes groß machte, herabzusetzen. Sein Widerstand gegen die reactionären Tendenzen sollte Eigenliebe, seine Scharfsichtigkeit in Bezug auf die Umtriebe der Feinde des Volkes gallige, argwöhnische Reizbarkeit, sein Haß gegen die Tyrannei, seine Gleichheitsliebe

niedrige Eifersucht und Neid gegen den Adel und die Wohlhabenden sein. Und leider hat man ihnen bis in unsere Tage hinein Gehör geschenkt und dadurch solche Caricaturen ermöglicht, wie vielleicht mit das Stärkste in diesem Genre Herr Rudolf Gottschall in dem „Neuen Blutarch“ geleistet hat.

Ein Broccravall am 21. October, bei dem der Bäcker François um's Leben gekommen war, schien der tyrannie bourgeoise, d. h. der Bourgeoisie, die nun gern ihrerseits die Rolle der Privilegirten gespielt hätte und deren Seele Brissot, deren verantwortlicher Repräsentant der Maire von Paris, Bailly, und deren Arm der Commandeur der Nationalgarde, Lafayette, waren, eine günstige Gelegenheit, sich durch den Erlaß eines Ausrufgesetzes die Befugniß zuzusprechen zu lassen, bei Gelegenheit auf das Volk zu schießen, das ihnen schon lange anfang un bequem zu werden. Robespierre stemmte sich dem Strome entgegen: „Nicht gewaltsame Maßregeln darf man ergreifen, sondern weise Gesetze geben und die Quelle unserer Uebel ausfindig machen, um die Verschwörung zu vereiteln, die vielleicht in dem Augenblick, wo ich davon spreche, uns keine andere Möglichkeit läßt, als uns zu opfern. Man muß ein wahrhaft nationales Tribunal einsetzen. Wir befänden uns in einem großen Irrthum, wenn wir glaubten, daß die Repräsentanten der Nation nicht über die Verbrechen gegen die Nation Recht sprechen könnten. Gerade umgekehrt, diese Verbrechen können nur durch die Nation oder durch ihre Repräsentanten oder durch einzelne Mitglieder aus ihrem Schooße abgeurtheilt werden. Man spreche mir nicht von der Verfassung, wenn sich Alles zusammenthut, um sie in der Wiege zu ersticken. Mordbrennerische Hirtenbriefe sind veröffentlicht worden, die Provinzen sind in Aufruhr, die Gouverneure begünstigen die Getreideausfuhr über die Grenzen. Man muß erst die Verschwörung

entdecken und ersticken, dann wollen wir eine Verfassung machen, die unser und der Nation würdig ist!" und Tags darauf trat er wieder für allgemeines gleiches Wahlrecht ein und sprach Worte, die man den Anhängern der Dreiclassenwahlen nicht laut genug in die Ohren schreien kann: „Alle Bürger, wer sie auch sein mögen, haben das Recht, alle Grade der Volksvertretung für sich zu beanspruchen; nichts entspricht mehr Ihrer Erklärung der Menschenrechte, vor der jedes Vorrecht, jede Unterscheidung, jede Ausnahme verschwinden soll. Die Verfassung setzt fest, daß die Souveränität auf dem Volke, d. h. auf allen Individuen, aus denen sich dieses zusammensetzt, beruhe. Jedes Individuum hat also dasselbe Recht, sowohl beim Zustandekommen des Gesetzes mitzuwirken, als bei der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, die auch die seinigen sind. Wenn nicht, so ist es auch nicht wahr, daß Alle gleiche Rechte haben, daß Jedermann Bürger ist.“ Dennoch wurde von der Versammlung ein Census beliebt, der alle Bürger von der Ausübung der politischen Rechte, die sogenannten Passivbürger, ausschloß, die nicht mindestens eine Steuer zahlten, die dem Werthe der Arbeit von drei Tagen gleichkam: der spießbürgerliche Cultus des Goldes wurde dem feudalen Cultus des Eisens substituirt.

In den Debatten über die Reorganisation des Königreiches erwies sich Robespierre als einen Anhänger der politischen Centralisation, aber war nicht für eine übertriebene Verwaltungs-Centralisation und rebete den großen Versammlungen das Wort; für die gesetzgebende Versammlung wollte er die Mitgliederzahl auf mindestens tausend festgestellt wissen, denn je zahlreicher die Versammlung, desto weniger sei Spielraum für die Intriguen vorhanden und mit desto hellerem Glanze springe die Wahrheit hervor. Auf diesen Grundfaß der politischen Centralisation, daß also die Deputirten die ganze Nation

und nicht blos ihre speciellen Wähler repräsentiren, erhielt er am 19. November noch einmal Gelegenheit zurückzukommen, als die Deputirten von Cambresis (ehemalige Landschaft, jetzt zum Departement Nord gehörig) von ihren Wahlmännern ein Mißtrauensvotum erhalten hatten und der reactionäre Abbé Maury ausführen wollte, daß die Stände dazu das Recht haben müßten, ihre Deputirten abzu-berufen, wenn sie sich mit den Abstimmungen derselben nicht in Uebereinstimmung befänden: „Abbé Maury befindet sich in einem faktischen Irrthum; er rechtfertigt die Stände von Cambresis, die Niemand anklagt, es handelt sich hier einfach um eine verstärkte Commission, die sich ganz willkürlich den pomphaften Titel „Stände“ beigelegt hat. Der Beschluß dieser wenigen verdächtigen Individuen flößt zunächst Unwillen ein, aber dieses Gefühl verwandelt sich in Mitleid, wenn ich näher untersuche, wer die Urheber sind, und es scheint mir dann ganz natürlich, daß dies verstärkte aristokratische Bureau sich dem thörichten Wahne hingegeben hat, es könne seine ohnmächtige Schwäche der Kraft der Nation entgegenstellen, welche die Stärke Ihrer Decrete ausmacht. Diese aristokratische Körperschaft hat den Wahnsinn so weit getrieben, die vom Volke gewählten Deputirten abberufen zu wollen, ohne das Volk um seine Meinung befragt zu haben. Es handelt auf Grund eines Auftrages, den es von einem Regiment erhalten hat, dessen Abschaffung das Volk verlangt. Man fordert auch, gegen ein ungesetzliches und verfassungswidriges Comité die Strenge der nationalen Rache walten zu lassen, man schlägt vor, die Mitglieder vor unferer Schranken zu laden. Sie sind weniger schuldig als unwissend, sie haben sich noch nicht von den gothischen Vorurtheilen frei gemacht, in denen sie groß geworden; die Gefühle von Gerechtigkeit und Ehre, Vernunft und Patriotismus sind noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Es sind Hoch-

müthige, die man demüthigen, Unwissende, die man belehren muß. Unser Mitleid und unsere Gerechtigkeit verlangen nur, daß wir die Deputirten der Gemeinden dieser Provinz autorisiren, eine Adresse an die Mitglieder des verstärkten Comités von Cambresis zu richten, um an ihrer Belehrung zu arbeiten und sie zur Berufung und zur Vaterlandsliebe aufzurufen, welche sie gleichmäßig beide verkannt haben.“ Welche Fülle echter Humanität und Milde bei aller Strenge der Principien!

Und noch einmal vor dem Schluß des Jahres, am 23. December, hatte er Gelegenheit, dieselben Grundsätze zu documentiren, als man die Schauspieler und die Juden von der Ausübung der politischen Rechte ausschließen wollte: „Jeder Bürger, der die Bedingungen erfüllt, an welche Sie die Wählbarkeit geknüpft haben, hat ein Recht auf die öffentlichen Beamtungen. Ich glaube nicht, daß Sie eines besonderen Gesetzes in Bezug auf die Schauspieler bedürfen. Wer nicht ausgeschlossen ist, ist berufen. Immerhin war es jedoch gut, daß ein Mitglied dieser Versammlung zu Gunsten einer allzulange unterdrückten Klasse reclamirt hat. Die Schauspieler werden in höherem Grade die öffentliche Achtung verdienen, wenn sich ein absurdes Vorurtheil dem nicht mehr widersetzt, daß sie sie erlangen; dann werden die Tugenden der Individuen dazu beitragen, die Theaterstücke zu purificiren, und die Theater werden öffentliche Lehrstätten der wahren Principien, der guten Sitten und des Patriotismus sein. Auch über die Juden hat man Ihnen unendlich übertriebene und mit der Geschichte vielfach in Widerspruch stehende Dinge erzählt. Die Laster der Juden sind eine Folge der Erniedrigung, in der man sie hält; sie werden gut sein, wenn sie Vortheil darin finden, es zu sein. Ich denke, daß man keines der Individuen dieser Klasse der heiligen Rechte berauben darf, die ihnen der Titel Mensch

giebt.“ Dabei darf man nicht übersehen, daß ein hoher Grad von Muth dazu gehörte, sich damals zum Vertheidiger der Schauspieler aufzuwerfen, denn nicht lange war es her, daß sämtliche Bezirke von Paris dagegen protestirt hatten, daß der District des Cordeliers Schauspieler zu Officieren in der Nationalgarde gewählt hatte, und daß Francois de Neuschâteau in der Liste der Advocaten als unwürdig gestrichen worden war, weil er die Tochter des Schauspielers Prévillo geheirathet hatte. Und mit demselben Muth, um dies gleich hier vorweg zu nehmen, trat er später auch für die Abschaffung der Sklaverei und für die absolute politische und sociale Gleichstellung der Farbigen mit den Weißen in den Colonien ein.

So ist Robespierre, wo es gilt, für Recht, Gerechtigkeit und Freiheit einzustehen, immer in erster Linie zu nennen. Keine Sitzung, in der er nicht seine Stimme erhob, wenn es galt, eine Ungerechtigkeit gut zu machen oder gegen den alten Despotismus anzukämpfen. Und wo wäre eine bündigere Logik, eine größere Scharfsichtigkeit, eine tiefere Ueberzeugungstreue, eine reinere Uninteressirtheit zu finden? Und dabei ist er wahrscheinlich gar nicht immer in den Berichten mit Namen angeführt, und er ist es öfter gewesen, wenn es heißt, ein Mitglied oder Herr R. oder *** ergriff das Wort, weil er noch nicht bekannt genug war.

Nach der Uebersiedelung der Versammlung nach Paris, wo sie zunächst vom 19. October ab im Evêché tagte, bewohnte Robespierre eine bescheidene Wohnung in der rue de Saintonge au Marais, von wo er sich stets, auch nachdem die Versammlungen ihren Sitz nach dem Manège in der Nähe der Tuilerien verlegt hatte, trotz der Weite des Weges und ohne Rücksicht auf die Unbill des Wetters zu Fuß in die Versammlung begab. Von den achtzehn Livres (etwas über 20 Mark nach unserem Gelde),

durch Ermahnungen beruhigt und auf den rechten Weg zurückgeführt werden können. Wenn daher die Versammlung nicht ihrer Pflicht gegen die Sache des Volkes untreu werden will, so muß sie beschließen, daß die Gemeindebehörden alle Mittel der Ueberredung, Ermahnung und Belehrung anzuwenden haben werden, ehe die bewaffnete Macht einschreiten darf“; und die zweite am 20. Februar, als man Verschärfungen des von ihm schon im Jahre vorher bekämpften Martialgesetzes in Vorschlag gebracht hatte: „Ehe ich mich auf eine Prüfung der Ihnen gemachten Vorschläge einlasse, muß ich Ihnen auseinandersetzen, unter welchen Umständen dieselben gemacht worden sind. Vor wenigen Tagen hat die Versammlung auf den bloßen Bericht über die Ereignisse in Quercy (ehemalige Provinz, jetzt zum Departement Lot gehörig) die Vereinigung der Linientruppen und der Polizeiwache zu Pferde mit der Nationalgarde behufs Unterdrückung der Unruhen beschloffen. Dies erschien den Ministern noch nicht genügend, und sie stellten in einem Promemoria an Sie das Ansuchen, die Executivgewalt zum Einschreiten mit den Waffen zu autorisiren. Dies Promemoria ist an die Commission gegangen, und am Sonnabend hat dieselbe Ihnen Vorschläge gemacht, die mit dem Ansinnen der Minister übereinstimmen. Man verzeihe mir, wenn ich nicht recht begreifen kann, wie man mit Maßregeln des Despotismus die Freiheit sichern will; man verzeihe mir, wenn ich mir die Frage erlaube, wie eine durch das Volk gemachte Revolution durch die ministerielle Entfaltung von Waffengewalt geschützt werden kann. Man würde mir beweisen müssen, daß das Königreich am Rande seines gänzlichen Unterganges stünde; dieser Beweis ist selbst Denjenigen nothwendig erschienen, die sich dem Verlangen der Minister angeschlossen haben, weil sie versichern, daß es der Fall sei. Sehen wir, ob diese Behauptung auf Wahrheit

beruht. Wir kennen die Lage des Königreichs nur aus dem, was von einigen Mitgliedern betreffs der Unruhen in Quercy gesagt worden ist, und Sie haben gesehen, daß diese Unruhen nur in dem Niederbrennen einiger Schlösser bestanden haben. Dasselbe Schicksal hatte aber auch die Schlösser im Agénois (Theil von Guyenne, jetzt Departement Lot-et-Garonne) betroffen. Wir erinnern uns aber mit Vergnügen, daß zwei Deputirte des Adels diesem leeren Titel die Bezeichnung „Vertheidiger des Vaterlandes“ vorgezogen und Sie beschworen haben, vor diesen Ereignissen nicht zu erschrecken, indem sie dieselben Grundsätze aussprachen, die ich Ihnen heute auseinandersetze. Außerdem sind noch Gewaltthätigkeiten in der Auvergne und in der Bretagne vorgekommen. Aber es ist notorisch, daß dieselben in der Bretagne nur gegen solche Behörden gerichtet waren, die dem Volke kein Recht vorenthalten hatten, welche Rebellen gegen Ihre Beschlüsse gewesen sind und darin beharren, sie zu mißachten. Die Deputirten der aufgeregten Länder haben mir die Versicherung gegeben, daß sie sich schon wieder beruhigen. Sie müssen aber auch bis zu einem Punkte schon durch das Promemoria des Großsiegelbewahrers beruhigt worden sein, das Sie mehr durch kräftige und übertriebene Ausdrücke erschreckte, als durch die Aufführung von Thatfachen, denn es macht nur eine einzige namhafte, das Unglück, das sich in Béziers (Stadt im Departement Hérault) ereignet hat. Aber Sie haben gesehen, daß dasselbe nicht aus der allgemeinen Ursache herzuleiten ist, sondern daß es seine Quelle in dem Zwange hat, der bei dem Einziehen einer dem Volke verhaßten Steuer ausgeübt wurde, welche das Volk für abgeschafft hält und deren Zahlung es seit dem Beginn der Revolution verweigerte. Damit uns also diese Facta weiter keine Furcht einflößen, lassen Sie mich auch von solchen Ereignissen berichten, die geeignet sind, unsere Befürchtungen zu

zerstreuen. Sie wissen, welche Mittel man in der Normandie angewandt hat, um das Volk zum Aufstande aufzustacheln, um die Bewohner des Landes zu verführen; Sie haben gesehen, mit welcher Aufrichtigkeit es die Unterschriften, die ihm in der Ueber- raschung entlockt und unter eine Adresse gesammelt worden sind, das von den An- hängern der Aristokratie redigirte Werk des Wahnsinns, wieder desavouirt hat. Wem wäre es unbekannt, daß man in den belgischen Provinzen mordbrenne- rische Schmähschriften in Masse verbreitet hat, daß der Aufruhr von den Kanzeln des Gottes des Friedens gepredigt worden ist, daß man die Decrete über die Con- tributionen, über die Unterdrückung der Klöster und das Martialgesetz eifrig ver- öffentlicht, aber alle diejenigen Ihrer Decrete sorgfältig verheimlicht hat, welche dem Volke nicht weniger nützlich sind und ihm leicht zu begreifende Wohlthaten ent- halten? Man komme mir also nicht und wolle das Volk verleumben. Ich rufe ganz Frankreich zu Zeugen auf. Mögen seine Feinde noch so sehr die Gewalt- thätigkeiten übertreiben und darüber schreien, daß die Revolution durch Bar- bareien besleckt werde, ich rufe alle guten Bürger, alle Freunde der Vernunft zu Zeugen auf, daß nie eine Revolution so wenig Blut gekostet, so wenig Grausam- keit im Gefolge gehabt hat. Sie haben ein gewaltiges Volk als Herr seines Ge- schickes zur Ordnung wieder zurückkommen sehen inmitten aller zu Boden geschlagenen Gewalten, dieser Gewalten, die es Jahr- hunderte lang schmähslich unterdrückt hatten. Seine unverwüthliche Mäßigung und seine Sanftmuth haben allein die Manöver seiner Feinde zu Schanden ge- macht, und man kommt und will es bei seinen Repräsentanten anschwärzen und verklagen! Auf was zielen diese Manöver ab? Sehen Sie nicht, wie das Land ge- theilt ist? Erkennen Sie nicht die zwei Parteien, die des Volkes und die der Aristokratie und des Despotismus?

Geben wir uns der Hoffnung hin, daß es uns gelingen werde, die Verfassung zu befestigen, aber leugnen wir auch nicht, daß noch Vieles zu machen bleibt. Durch die Schuld Derjenigen, die das Volk durch Schmähschriften verführt und Ihre Decrete entstellt haben, hat der öffentliche Geist noch nicht das nöthige Uebergewicht erlangen können. Sehen Sie nicht, wie man es versucht, die großherzigen Ge- fühle des Volkes abzuschwächen, um es dahin zu bringen, eine friedliche Sklaverei einer mit einiger Aufregung und einigen Opfern erkaufte Freiheit vorzuziehen? Was den öffentlichen Geist bilden, was ihn bestimmen wird, sich entweder der Freiheit oder dem Despotismus zuzu- neigen, das ist allein die Errichtung von Selbstverwaltungsbehörden. Aber wenn die Intrigue in die Wahlen eindringt, wenn die nachfolgende Legislatur aus Gegnern der Revolution zusammengesetzt sein sollte, dann würde die Freiheit nur noch ein leerer Wahn sein, den wir Europa geboten haben würden. Die Nationen haben nur einen Augenblick, frei zu werden; es ist der, wenn das Uebermaß der Tyrannei davor erröthen macht, den Despotismus zu vertheidigen. Ist dieser Moment verpaßt, so wird der Aufschrei der guten Bürger als ein Act des Aufruhrs denuncirt, die Anechtenschaft bleibt, die Freiheit verschwindet. In England bestimmt ein weises Gesetz, daß sich Truppen den Orten nicht nähern dürfen, wo Wahlen abgehalten werden, und in den ungewissen Bewegungen der Revolution proponirt man uns, der aus- übenden Gewalt zuzurufen: „Schickt Truppen, wohin Ihr wollt; schüchtert das Volk ein; verhindert die Wahlen oder laßt die Waffen dabei den Ausschlag geben!“ Selbst in diesem Augenblick haben die Städte außerordentliche Be- satzungen erhalten, welche durch den Schrecken, den sie einflößen, dazu dienen, der Freiheit Gewalt anzuthun und in die Behörden verkappte Feinde der Revolution

hineinzuschmuggeln. Die Sache ist sicher, ich werde es beweisen und beantrage zu diesem Zweck eine außerordentliche Sitzung. Aber kommen wir dem Unglück zuvor, machen wir die Sache durch ein Gesetz wieder gut, wie es Freiheit und Vernunft einem jeden Volke eingeben, das frei sein will, und wie sie es einer Nation eingegeben haben, die sich desselben mit ehrfurchtsvoller Beharrlichkeit bedient, um eine Verfassung aufrecht zu erhalten, an der sie nichtsdestoweniger Mängel entbedt hat, aber proclamiren wir nicht ein neues Martialgesetz gegen ein Volk, welches seine Rechte vertheidigt und welches sich seine Freiheit wieder erobert. Sollen wir den Patriotismus entnerven lassen dadurch, daß wir ihn Aufruhrgeist und turbulent nennen und die Sklaverei mit dem Namen Liebe zur Ordnung und zum Frieden beschönigen? Nein, man muß den Unruhen vorbeugen durch Mittel, die der Freiheit entsprechen. Wenn man den Frieden wahrhaft liebt, sind es nicht

Martialgesetze, was man dem Volke bieten muß, sie würden nur dazu dienen, Unruhen herbeizuführen. Das ganze Reich ist mit Bürgern angefüllt, welche sich für die Freiheit bewaffnet haben, sie werden schon wissen, ihren Herd gegen Räuber zu vertheidigen. Geben wir dem Volke seine wahren Rechte; beschützen wir die patriotischen Grundsätze, die man an so vielen verschiedenen Orten angreift; dulden wir nicht, daß bewaffnete Söldner hinziehen und die guten Bürger unter dem Vorwande unterdrücken, sie zu vertheidigen; legen wir nicht das Schicksal der Revolution in die Hände der militärischen Führer; entfernen wir aus den Städten diese Söldner, welche den Patriotismus erschrecken, um die Freiheit zu vernichten.“ Aber er predigte tauben Ohren, und das Gesetz wurde angenommen, auf Grund dessen die bewaffnete Bourgeoisie am 17. Juli 1791 das Blutbad auf dem Champ-de-Mars in Scene setzte, das denn seinerseits das Volk glaubte rächen zu müssen.

(Schluß folgt.)

Die Proportional-Vertretung.

Von C. Lübeck.

Es ist ein natürliches und daher auch heiliges Recht der Völker, ihre Geschichte selbst zu gestalten, und machtvoll und souverän ist ein Volk nur dann, wenn es das höchste und letzte Entscheidungsrecht auf allen Gebieten der Gesetzgebung ausübt.

Wie bei den Schweizern zur Zeit der Burgunder-Kriege und der Reformation*),

*) Die Rathsherren gingen in die Gemeinden und stellten der Bevölkerung die Angelegenheit, um deren Unterstützung oder Bekämpfung es sich handelte, vor und holten deren Zustimmung ein.

so finden wir auch bei unserem Volke in den älteren Zeiten seiner Geschichte seine directe Entscheidung bei Regelung und Schlichtung aller Rechts-, Streit- und Verwaltungsfragen. In den verschiedenen Processen, welche das Volksleben durchgemacht, ist dieses Grundrecht verloren gegangen, und als es wieder geltend gemacht wurde, da gab man dem Volke dafür den Stein statt des Brodes, den parlamentarischen Apparat, ein Recht, das nur ein Scheinrecht ist, das Volk in Ohnmacht erhält, den Despotismus stärkt

und in seiner Ausübung die Corruption fördert und die öffentliche Moral untergräbt.

Man sagte zum Volke: Du sollst souverän sein, aber du mußt es uns gestatten, das neue Gewand, das du hinfort tragen wirst, dir anzupassen. Das Volk, in seinem unbegrenzten Vertrauen gegen seine alte Vormundschaft, sagte Ja und erhielt statt des Abzeichens seiner Majestät, statt des Purpurmantels — eine Zwangsjacke, in der es heute noch steckt.

Wenn die Landsgemeinde eines schweizerischen Kantons, die stimmberechtigte Bürgerschaft, sich versammelt, um über die Angelegenheiten des Kantons sich zu beraten und Entscheidungen zu treffen, dann übt sie ihr Souveränitätsrecht. Wenn man von ihr forderte, das Berathungs- und Entscheidungsrecht durch Repräsentanten ausüben zu lassen, dann würde sie ein solches Ansinnen als eine Verkümmern ihrer Souveränität entschieden zurückweisen und so unter allen Umständen, wie es auch in der Eidgenossenschaft geschieht, das Recht der letzten und höchsten Entscheidung sich wahren, die Vorlegung der von den Repräsentanten gemachten Gesetze verlangen und nur diejenigen gutheißen, die seinen Wünschen und Anschauungen entsprechen.

In Deutschland aber gilt Das, was die schweizerische Landsgemeinde als Verkümmern ihrer Souveränität betrachten würde, der Zwang, Gesetze durch eine Repräsentation geben zu müssen, — als höchstes Volksrecht.

In ihrer vollen Bedeutung erscheint die deutsche Volkssouveränität, wenn man sich erinnert, daß die vom Volke gewählte Repräsentation nur dann Gesetze erlassen darf, — wenn sie die Zustimmung der Krone finden!

Aber mehr noch! Auch dieses kümmerliche Vertretungsrecht ist ein illusorisches. Das Parlament ist kein wahrer Ausdruck der Volksstimmung, kein Spiegel der Meinungen und Parteien, die im Schooße

des Volkes sich regen, sondern eine Vertretung, die, unter heißen Kämpfen und frevelhaften Rechtsbeugungen, zufällige Majoritäten sich geben, während große Bruchtheile der Bevölkerung in ihrer Repräsentation verkürzt oder derselben gänzlich beraubt sind.

Werfen wir einen Blick auf die letzte Reichstagswahl. Es betheiligten sich an der Wahl 5,557,700 Wähler, darunter 560,000 Socialdemokraten. Zu wählen waren 397 Vertreter, was auf circa 14,000 Wähler einen machte. Die Socialdemokratie legte über den zehnten Theil der Stimmen in die Urne, hatte also auf 40 Vertreter Anspruch und setzte nur 12 ihrer Candidaten durch. — Die Conservativen mit 533,740 Stimmen brachten es auf 40 und die Fortschrittler mit 438,190 auf 35 Vertreter. Die Freiconservativen überflügelten gar mit 426,468 Stimmen die Fortschrittspartei, indem sie 38 Candidaten durchbrachten und die ihnen um 133,500 Stimmen überlegene Socialdemokratie, der gegenüber sie ein Mehr von 26 Vertretern aufweisen!!

Doch weiter! Die Nationalliberalen mit der Gruppe Löwe gaben 1,712,000 Stimmen ab und erhielten dafür 140 Vertreter, während ihnen nur 122 zustanden. Das Centrum wiederum hätte bei seiner Stimmenzahl von 1,416,807 auf 101 Vertreter Anspruch gehabt, es erhielt nur 96. Die Polen sind um 2, die Particularisten um 3 bis 4, die Volkspartei um einen Vertreter verkürzt worden. Nach dem Verhältniß der abgegebenen Stimmen berechnet, haben also 168,000 Socialdemokraten im Reichstage ihre Vertretung gefunden, 392,000 ist durch die Majorität eine feindselige Repräsentation aufgedrängt worden. 1,344,000 Ultramontane sind durch Männer ihrer Farbe, 72,807 durch Cultorkämpfer, 37,159 Polen durch Deutsche, 42,496 Particularisten und 15,147 Volksparteiler durch Nationalliberale oder durch andere Gegner ver-

treten. — Die Conservativen gebrauchten, um einen Vertreter durchzusetzen, 13,470, die Freiconservativen 11,224, die National-liberalen 12,230, die Fortschrittler 12,520, das Centrum 14,700, die Polen 16,860, die Volkspartei 19,050, die Particularisten 22,500 und die Socialdemokraten 46,666 Stimmen. Nach der Zahl ihrer Vertreter gruppirt, befindet sich die Socialdemokratie in der siebenten Classe, während sie nach Maßgabe ihrer Stimmen in die dritte gehörte! — Das Recht einer Repräsentation besitz hiernach nur die Majorität, wie ihr auch die Gewalt verliehen ist, die Minoritäten ihrer Repräsentation zu berauben und ihnen als rechtmäßige Vertretung — principielle Gegner aufzudrängen!

„Nützige Klagen!“ wird man einwenden. „Es mag bedauernswerth sein, daß bei einer Wahl die eine oder andere kleine Partei zu kurz kommt. Aber diese Erscheinung ist etwas ganz Natürliches, dem Wählen überhaupt Eigenes. Die Wahl ist ein Kampf, in dem die Parteien ihre Kräfte messen; die Wahlfrage ist eine Machtfrage.“

Zugegeben, die Wahl wäre ein Kampf, ein gegenseitiges Zermalmen, bei dem alle Mittel und selbst die unehrlichsten erlaubt sind, den Gegner zu überwinden. Aber kann dann noch von einem Rechte aller Staatsbürger auf Vertretung im Parlamente die Rede sein?

Die Auffassung, welche uns hier entgegentritt, ist aber durchaus falsch. Sie verleugnet den wahren Charakter der Wahl, die einfach dem Staatsbürger Gelegenheit geben soll, den ihm zustehenden Antheil an der Staatsverwaltung auf Personen zu übertragen, die er als die geeignetsten und würdigsten erachtet. Der Wahl geht die Erwägung über die geeignetsten Persönlichkeiten voraus, und diesen Erwägungen giebt der Wahllact selbst Ausdruck. Wird der Bürger dabei in seinem Rechte geschmälert, wird aus der friedlichen Wahlstatt ein politisches

Schlachtfeld gemacht, auf dem es Sieger und Besiegte giebt, so ist das eben kein Recht, sondern ein Unrecht!

Und wie steht es mit der Gesetzgebung? Verdient sie den Namen einer Volksgesetzgebung, einer Gesetzgebung der Majorität? Bei der Abstimmung über Gesetze entscheidet die Majorität der herrschenden Majorität, also in Wirklichkeit nur eine Minderheit, und demzufolge kann die Gesetzgebung des Parlaments — ganz abgesehen von der Allmacht der Krone, welche die Minoritätsbeschlüsse auch noch verändern kann — besten Falls nur den Wünschen eines kleinen Bruchtheils der Bevölkerung entsprechen.

Das ist das Majestätsrecht des deutschen Volkes, seine Macht, die Gesetze des Staates seinen Wünschen entsprechend zu gestalten.

„Unser Wahlssystem ist so lange gut gewesen,“ wird man jetzt sagen, „und Niemandem ist es bisher eingefallen, darüber Klage zu führen —“

Weil, antworten wir darauf, es den Herrschenden keinen Grund zur Beschwerde gab und die Unterdrückten keine Gelegenheit fanden, ihren Protesten an geeigneter Stelle Ausdruck zu geben. Noch ist keine Wahl vorüber gegangen, in der nicht Seitens der Minoritäten bittere Klagen über Rechtsbeugung und Willkür laut wurden. Im Uebrigen sind den außerdeutschen Völkern schon längst über die Gerechtigkeit des allgemein herrschenden Wahlsystems die Augen aufgegangen, und überall finden wir bereits eine rege Agitation, die Volksvertretung zum wahren Ausdruck der Volksstimmung zu machen, die Souveränität der Völker von ihren beengenden Fesseln zu befreien. Und nicht allein vom Standpunkte des Rechtes, sondern auch von dem der öffentlichen Moral kämpft man gegen die bestehende Einrichtung an. Wirkt nicht jede Wahl demoralisirend, indem sie Leidenschaften erweckt, Haß und Mißtrauen erregt und zu allen möglichen Lastern führt?

Darf das deutsche Volk diesen Bestrebungen fern bleiben? Hat es nicht die Pflicht, ein System abzuschütteln, das es seiner Regierung gegenüber in Ohnmacht erhält und seine Größe zum Spotte des Auslandes macht?

Die Souveränität unseres Volkes ist ein Schatten, sein Vertretungsrecht eine Kette, die seine Glieder einschnürt und seine Culturentwicklung erschwert und verkümmert. Soll die Selbstständigkeit wieder hergestellt werden, dann muß die Kette abgeschüttelt, das Recht der Repräsentation klar gestellt, die Reform des Wahlsystems durchgeführt werden.

Der Gedanke der Proportional-Vertretung ist nicht neu. Weit müssen wir zurückgreifen und zu einer ziemlich langen Wanderung den Leser einladen. In die verschiedensten Staaten werden wir ihn führen, diesseits und jenseits des Oceans, und auf ihren verschiedensten Entwicklungsstufen, in der Anregung, Anbahnung und Lösung, wird die Frage der Wahlreform, der Proportional-Vertretung vor seinen Blicken sich entrollen. Einer späteren Befehgebung Material zur Reform bietend, verzeichnen wir möglichst sorgfältig die Erscheinungen auf dem Gebiete der Proportional-Vertretung, soweit sie zu unserer Kenntniß gelangt sind. Vieles bleibt lückenhaft; eine größere Anzahl der citirten Arbeiten ist uns nicht zu Gesicht gekommen, und viele mögen uns selbst dem Titel nach verborgen geblieben sein. Immerhin dürften unsere Aufzeichnungen ausreichen, ein, wenn auch nur skizzenhaftes Bild von der Entwicklung der Reformbestrebungen zu liefern. — Ihre

ersten Spuren zeigen sich in dem Wahlreform-Vorschlage, den 1780 der Herzog von Richmond dem englischen Parlamente unterbreitete. Auch der französische Convent beschäftigte sich 1793 mit der Frage der Proportional-Vertretung. Es waren namentlich Condorcet und St. Just, welche dem Rechte der Minoritäten eine größere Beachtung wünschten. In der langen dumpfen Reactionsstille, welche dem Revolutionssturme folgte, ruhte die Frage, und nur einzelne Denker: Laplace, A. v. Humboldt, François Arago, gaben dem Gedanken Ausdruck, daß ein gutes Wahlgeseß die Proportional-Vertretung zur Grundlage haben müsse. Mehr oder weniger war jedoch Alles, was über den Gegenstand zu Tage gefördert wurde, nur eine Auflehnung gegen das herrschende System, eine Kritik ohne bestimmte Vorschläge, etwas Besseres zu schaffen. Da trat 1842 Victor Considérant in Genf auf, nachdem er schon vorher in dem Pariser Journal „Démocratie pacifique“ und in der Revue „Phalange“ die Sache gründlich besprochen. Er wandte sich durch einen Deputirten (Hoffmann) mit Reformvorschlägen an den Verfassungsrath. Ohne Discussion ging der Rath, jedoch unter Lachen über die gestellten Anträge, welche ein ganz neues Wahlsystem forberten und begründeten, zur Tagesordnung über. 1846 wiederholte er direct seine Anträge*), ohne indeß damit einen anderen Erfolg als den zu erzielen, daß die Frage der Wahlreform in Fluß gebracht wurde.

*) Schreiben an den Verfassungsrath des Cantons Genf: „De la sincérité du gouvernement représentatif ou exposition de l'élection véridique.“ (Von der Wahrhaftigkeit der Volksvertretung oder Auseinandersetzung des allein richtigen Wahlverfahrens) Genève, Octobre 1846.

(Fortsetzung folgt.)

Polemik.

In Nr. 3 der „Zukunft“ wurde in einer Recension der Ausdruck gethan, man dürfe nicht als Axiom gelten lassen, daß „die wissenschaftliche Begründung der socialdemokratischen Forderungen mit der Werththeorie von Marx stehe und falle.“ Diese Worte sind von gegnerischer Seite vielfach commentirt worden und haben selbst zu einer kleinen Polemik zwischen der „Socialcorrespondenz“ und dem „Vorwärts“ Veranlassung gegeben. Eine nachträgliche kurze Erläuterung dürfte deshalb angemessen sein.

Um begreifen zu können, daß die heutigen socialen Zustände höchst ungerecht und unvollkommen sind, und daß daher die socialdemokratischen Forderungen nicht auf falscher Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse beruhen, dazu gehören weder langjährige Studien, noch gelehrte Bücher, sondern nur ein unbefangener Blick und die Beobachtung des täglichen Lebens. Dem jemals, mag er von selbst oder durch Andere auf diese Thatsache aufmerksam geworden sein, aufgefallen ist, daß Mancher, der nichts oder verhältnißmäßig wenig arbeitet, spazieren fährt und gut lebt, während Andere bei harter und unangenehmer Arbeit sich kaum das Nothwendigste — und oft das nicht — verdienen können, der hat das Vorhandensein von ungerechten Zuständen bereits genügend begriffen. — Es ist indessen nützlich, die Thatsachen, das Wesen, den Ursprung der Ungerechtigkeit eingehender, systematischer, wissenschaftlich zu untersuchen und darzustellen. Diese Aufgabe ist vielleicht schwierig, jedenfalls aber, wie Jeder einsehen, lösbar, und wird eine Theorie, die sie lösen wollte, für

unrichtig befunden, so kann unter allen Umständen eine bessere aufgestellt werden. —

Viele halten die Marx'sche Werththeorie für eine solche Formulirung und Erklärung der thatsächlich bestehenden ungerechten Verhältnisse in der Vertheilung der Güter, daß damit allen Forderungen genügt werde; Andere sind anderer Meinung. — Der Recensent konnte und kann sich auf eine Kritik dieser Theorie um so weniger einlassen, als sie noch gar nicht vollständig vorliegt, und als wichtige Theile derselben, A. V. der Satz, daß der Werth einer Waare durch die in ihr verkörperte „gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit“ bestimmt werde, verschiedene Auslegungen erfahren haben. Bemerkt muß jedoch werden, daß jedenfalls die Theorie von Marx ganz anders lautet, als sie die „Socialcorrespondenz“ und die „Staatsbürgerzeitg.“ (Mehring) zu verstehen belieben. Marx hatte keineswegs behauptet, wie diese ihm nachsagen, „daß die Arbeit allein die Quelle alles Reichthums sei, oder, genauer ausgedrückt, daß der Werth aller Producte sich an der in ihnen enthaltenen „werthbildenden Substanz“, d. h. der Arbeit, messe,“ sondern ein wesentlicher Bestandtheil seiner Lehre ist, daß der Werth einer Waare nicht von der zufällig in ihr verkörperten Arbeit, sondern von der Arbeitszeit abhängt, welche erforderlich ist, um sie mit den vorhandenen gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen. Wie man diesen Satz auch auffassen mag, so ist in demselben doch deutlich aus-

gesprochen, daß die Arbeit nicht der einzige Factor ist, welcher den Werth bestimmt, sondern daß auf seine Größe gesellschaftliche und Natur-Verhältnisse einen bedeutenden Einfluß haben. „Die Productivkraft der Arbeit“, sagt Marx im „Kapital“ S. 15, „ist durch mannichfache Umstände bestimmt, unter anderen durch den Durchschnittsgrad des Geschickes der Arbeiter, die Entwicklungsstufe der Wissenschaft und ihrer technologischen Anwendbarkeit, die gesellschaftliche Combination des Productionsprocesses, den Umfang und die Wirkungsfähigkeit der Productionsmittel, und durch Naturverhältnisse.“

Die „Socialcorrespondenz“ und ihre Verbündeten behaupten weiterhin, wenn der Satz, daß die Arbeit allein den Werth bestimme, nicht aufrecht erhalten werde, so sei der Unternehmergewinn gerechtfertigt. „Es kommt dann — sagt die „Staatsbürgerzeitung“ — nicht allein auf die Arbeit, sondern ebenso auf die Leistung der Arbeit, auf die Fähigkeit an, die Arbeit den Bedürfnissen der Gesellschaft anzupassen, und da diese Aufgabe zu lösen Sache der Unternehmer ist, so haben dieselben einen ebenso entscheidenden Antheil an der Production der Werthe, und hierin liegt die Billigkeit und Gerechtigkeit des Unternehmergewinns.“

Hierauf ist zweierlei zu bemerken. Erstens, daß es keineswegs ein gerechtes Princip ist, Jeden nach dem Maße zu

entlohnen, als er Werthe erzeugt hat, sondern daß die wahre Gerechtigkeit verlangt, daß einer desto mehr erhalte, je mehr Mühe und Unannehmlichkeiten er (unter sonst gleichen Verhältnissen) bei der Arbeit gehabt hat; zweitens, daß auch der Leiter der Arbeit mit dem besten Willen und Talent den Werth der Producte nicht allein bestimmen kann, sondern daß — zumal bei der heutigen anarchischen Volkswirtschaft — nicht vorherzusehende gesellschaftliche und Naturverhältnisse mannichfachster Art seine Pläne kreuzen und die unter seiner Aufsicht erzeugten Producte bald im Werth außerordentlich erhöhen, bald erniedrigen.

Diese beiden Punkte stehen in einem gewissen Zusammenhang. Da es sich ereignen kann — und sich täglich mehr oder minder extrem in tausend Fällen ereignet — daß eine unter mühseligster Arbeit und bei bester Leitung erzeugte Waare werthlos ist, während andererseits Werthe, ohne oder mit nur geringer Arbeit und schlechter Leitung durch gesellschaftliche und Naturverhältnisse geschaffen werden, so verlangen wir, daß nicht allein die durch Arbeit erzeugten, sondern auch die ohne Arbeit entstandenen Werthe, ebenso wie die trotz der Arbeit entstandenen Verluste unter alle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft in gerechter Weise vertheilt werden.

Z—.

Recensionen.

J. Wamb. Socialdemokratie, die einzige Form der befriedigten menschlichen Gesellschaft. (Zürich, Verlagsmagazin, 1878. 95 S.)

„Dem warmen Antheil, den das Herz an dem hier Mitgetheilten hat,“ so heißt es in der Vorrede dieses Buches, „möge der Kritiker es zuschreiben, wenn er etwa in der Anordnung Verstöße gegen die strenge Logik zu tadeln fände.“

Wie sehr wir auch die bona fides des Verfassers und seinen guten Willen anerkennen, so kann uns doch weder dieser Umstand, noch die Achtung vor dem Alter des, wie er selbst erzählt, bald achtzigjährigen Mannes — das Alter ist nun einmal keine logische Potenz — abhalten, zu sagen, daß das Buch, wenigstens wenn es boshaften Gegnern oder solchen, die daraus Belehrung über unsere Ziele schöpfen wollten, in die Hände fällt,

der Socialdemokratie nur Schaden bringen kann. — Der Verfasser hat gewisse Reformideen, die theils demokratischer, theils philanthropischer und medicinischer Art sind, hauptsächlich aber sich auf das häusliche Leben und die Jugend-erziehung beziehen (er war früher Gymnasiallehrer), und hält die Summe dieser seiner Wünsche unglücklicherweise für identisch mit den Bestrebungen der Socialdemokratie. — Von unseren Zielen hat er so gut wie keinen Begriff.

Dr. A. S. Post. Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. (Oldenburg, Schulze, 1878. 306 S.)

Wenn das Trachten der Socialdemokratie, philosophisch ausgedrückt, dahin geht, eine möglichst gleiche Vertheilung von Lust und Leid, Behaglichkeit und Unannehmlichkeit anzustreben, so hat sie vor Allem die Aufgabe, immer wieder und nach allen Seiten hin die Ungerechtigkeit und Unvernünftigkeit der heute zu Recht bestehenden und als Vernunft geltenden gesellschaftlichen Zustände in's klarste Licht zu setzen. Um den Vorurtheilen bezüglich der Nichtigkeit, Heiligkeit, Unantastbarkeit unserer politischen, social-ökonomischen, moralischen, kurz socialen Verhältnisse entgegenzuwirken, ist nun ein sehr geeignetes Mittel, die allmähliche Entwicklung der Anschauungen und Einrichtungen auf den genannten Gebieten darzulegen. Derartige Untersuchungen führen zu bedeutsamen und für uns besonders interessanten Resultaten. Sie zeigen einerseits, daß gewisse moralische Triebe, wie die Sympathie, Liebe, Gerechtigkeitsgefühl, und daß vernünftige Ueberlegung einen bedeutenden Factor bei der Schaffung der jeweiligen gesellschaftlichen Zustände gebildet haben, daß aber andererseits die egoistischen Triebe und das Recht des Stärkeren, und, auf eigene Faust oder von der Gewalt geschickt benützt, der Aberglaube, zu allen Zeiten geherrscht und den socialen Zuständen ihre Signatur gegeben haben; sie zeigen, wie ursprünglich ganz wohlgemeinte Einrichtungen allmählich, weil man ihren Buchstaben beibehielt, den Geist aber, der ihn dictirt hatte, vergaß, zu den schlimmsten Plagen wurden, wie auf der anderen Seite Institutionen, die in gewaltthätiger und böswilliger Absicht oder aus Unvernunft in's Leben gerufen waren, im Laufe der Zeit durch Deutung

und Hineinlegung besserer Motive viel von ihrer Härte verloren; sie zeigen, und das interessirt uns nicht am Wenigsten, welche socialökonomischen Folgen die theils aus den sympathischen Trieben, theils aus der Vergewaltigung hervorgegangenen moralischen und rechtlichen Anschauungen gehabt haben, und wie umgekehrt ökonomische Verhältnisse auf die Gestaltungen der Anschauungen von Recht und Moral einwirken konnten.

Man verfährt bei diesen Untersuchungen gewöhnlich so, daß man die socialen Einrichtungen irgend eines geschichtlichen Volkes, so weit es möglich ist, zurückverfolgt. Eine nothwendige Ergänzung erhält man durch die vergleichende Geschichte des Staats, des Rechts, der Religion, der Moral, der Sitten. Sie erst ermöglicht es, diese Institutionen auf ihren früheren, vorhistorischen Entwicklungsstufen darzustellen. „Man findet“, heißt es in der Einleitung des hier zu besprechenden Buches, „bei den verschiedensten Völkern der Erde und zu den verschiedensten Zeiten gleichartige Rechtsitten und Rechtsinstitute vor. Stellt man diese zusammen und vergleicht sie mit anderen Rechtsitten und Rechtsinstituten derselben Völkern, so ergiebt sich daraus, daß in der Rechtsgeschichte der einzelnen Völkern, welche auf der Erde noch jetzt leben oder in früheren Zeiten gelebt haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung der wesentlichsten Entwicklungsformen sich zeigt, und es wird möglich, eine allgemeine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Rechts zu erschließen. . . . Durch diese Erweiterung des Blickes werden zugleich eine Anzahl von Erscheinungen erklärlich, welche bei historischen Völkern als Ueberbleibsel einer vorhistorischen Entwicklungsstufe sich erhalten haben und bisher unerklärt geblieben oder offenbar ganz falsch aufgefaßt sind.“ Was der Verfasser hier von dem Rechte sagt, gilt ebenso von der Moral und Sitte, die ja in ihrer Entwicklung von jenem nicht zu trennen sind, von der ebenfalls eng damit zusammenhängenden Religion u. s. w.

Die vergleichende Ethnologie ist eine sehr junge Wissenschaft, und erst seitdem der siegreiche Durchbruch der Darwin'schen Theorie die Aufmerksamkeit mehr wie früher auf die jetzt erst mit Sicherheit zu behandelnde Urgeschichte des Menschen gelenkt hat, wird sie öfter und mit

Vorliebe bearbeitet. Wir verdanken dem Fleiße der Gelehrten bereits eine Anzahl Einzeluntersuchungen auf dem betreffenden Gebiete, noch aber fehlt ein Werk, welches die Ergebnisse derselben systematisch zusammenstellte, in oben angedeuteter Weise von allgemeineren Gesichtspunkten aus philosophisch bearbeitete und beleuchtete. — Als eine sehr nützliche Vorarbeit zu einem solchen kann das Buch von Dr. Post, dem wir schon mehrere Specialuntersuchungen einschlägiger Gegenstände verdanken, über „die Anfänge des Staats- und Rechtslebens“ gelten. Es werden in demselben die Rechts sitten vieler Völkerschaften auf ihren frühesten Entwicklungsstufen zusammengestellt und verglichen, ohne daß jedoch der Verfasser auf die Ursachen und die inneren Gründe der Entwicklung tiefer eingeht. — Das Werkchen zerfällt in 7 Bücher, welche sich betiteln: Zur Geschichte des Familienrechts, des Verfassungsrechts, des Erbrechts, des Standesunterschiede, des Strafrechts, des GerichtsweSENS, des Vermögensrechts. — Die einzelnen Capitel ausführlich durchzugehen, müssen wir uns leider hier verlagern. — g.

Emilio Razzani. Del profitto. (Mailand, Dumolard, 1877. 47 S.)

Ein Hauptbestreben der bürgerlichen Oekonomie ist es von jeher gewesen, den Capitalgewinn auf Ursachen der Gerechtigkeit und Billigkeit zurückzuführen. Theilweise geschah dies in der tendenziösen Absicht, eine den betreffenden Oekonomen zwar bekannte, aber vortheilhafte Ungerechtigkeit zu verhüllen; theilweise, vielleicht größtentheils, mag bei der Aufstellung solcher Rechtfertigungstheorien Unklarheit und Unfähigkeit, die verdeckte Verletzung des natürlichen Rechts zu erkennen, welche in der Ausnutzung des Capitalmonopols liegt, Schuld gewesen sein. Das Vorurtheil, welches die Leute glauben macht, in den Gesetzbüchern erlaubte und vertheidigte Gewaltacte könne es nicht geben, ist ja ein so allgemein verbreitetes — trotz aller geschichtlichen Erfahrungen —, daß in ihm das Haupthinderniß zu suchen ist, warum sich die socialistischen Ideen, die jenes Vorurtheil abgeschüttelt haben, nur so langsam Eingang verschaffen können. — So lange es keine socialistischen Bücher gab, welche die

Thatfache und Ursachen des Unrechts, welches im Capitalgewinn verübt wird, wissenschaftlich darlegten, war es eher zu entschuldigen, wenn ein Nationalökonom, in diesem Vorurtheil befangen, eine Rechtfertigungs-Theorie der Rente und des „Unternehmergewinns“ aufstellte; heute giebt es für einen solchen Versuch kaum eine andere Erklärung, als Böswilligkeit oder grobe Unwissenheit und Denkfähigkeit. Es thut uns so leid, so scharfe Ausdrücke gebrauchen zu müssen — was soll man aber sagen, wenn Emilio Razzani, Professor am kgl. technischen Institut zu Forlì, uns in einer Abhandlung „Del profitto“ noch einmal die lächerliche Lehre anbietet, der Capitalgewinn sei zum Theil eine Belohnung für die Arbeit des Capitalisten, zum andern eine Entschädigung für seine „Enthaltksamkeit“. In Wahrheit ist die Lehre, welche die Produktionskosten auf reine Arbeitsmenge zurückführt, diese Lehre, welche die Socialisten von Ricardo genommen und zur Basis ihrer theoretischen Arbeiten gemacht haben, unvollständig. Die Producte erhalten ihren Werth nicht nur durch die in ihnen verkörperte Arbeit, sondern noch durch ein Opfer anderer Art, ohne welches sich die zur Production nöthigen Capitalien nicht gebildet haben würden. „Sparsamkeit, und nicht Fleiß“, hatte schon Smith gesagt, „ist die unmittlere Ursache des Capitalwachsthums.“ —

Abgesehen von dem bedeutenden Unterschied zwischen Sparsamkeit und Enthaltksamkeit — es ist wohl nicht nöthig, Beispiele dafür anzuführen, daß man, wenn man nur genug hat, sein Capital von Jahr zu Jahr vergrößern kann, ohne sich das geringste Opfer aufzuerlegen — wirft sich die Frage auf, woher denn das erste Capital gekommen sei? da doch, ehe man sparen kann, erst ein Gegenstand des Sparens vorhanden sein muß. Die Antwort ist einfach: die Natur schenkte und schenkt noch immer Capital. Aber anstatt daß man sich brüderlich unter das Geschenk theilte und Alle nach ihren Kräften in gemeinsamer Arbeit es benutzen dürften, hat ein Theil der Menschen sich des Naturcapitals bemächtigt und zwingt die Uebrigen zum Frohdienst. In dem so Geraubten oder Erpreßten besteht wesentlich der unrechtmäßige Gewinn des Capitalisten. Z—.

Die Proportional-Vertretung.

Von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Mit großer Schärfe führte Considerant den Nachweis von der Ungerechtigkeit und Unmoralität der herrschenden Einrichtung. Zur Klarstellung der Frage machte er auf die Begriffsverwirrung aufmerksam, die über entscheidendes und berathendes Votum (Abstimmung und Discussion) bestand und — wie wir hinzufügen dürfen — zum großen Theile noch heute besteht.

„Wenn eine zu irgend einem Zwecke einberufene Versammlung eine Entscheidung zu treffen hat, dann eröffnet sie die Discussion über den auf die Tagesordnung gesetzten Gegenstand; alle Meinungen äußern sich, und wenn die Frage discutirt und die Anschauungen genügend geklärt sind, so daß Jeder sich eine Meinung gebildet, wird die Frage durch die Versammlung entschieden. Wenn unter den Mitgliedern keine Uebereinstimmung herrscht, dann ist es gewiß, daß die Ansicht der Majorität den Ausschlag geben muß, da die Entscheidung keine vielfältige sein kann. Bei der schließlichen Stimmabgabe könnte die Minorität nicht den Sieg über die Majorität davontragen, die Abstimmung der Majorität wird also als Entscheidung der Versammlung zu betrachten sein, wobei ehrenhafte Majoritäten sich dazu verstehen müssen, innerhalb der Grenzen der Billigkeit den berechtigten Grundsätzen der Minoritäten so viel als möglich entgegenzukommen.“

„Wenn ein Wahlkörper aber“, so fährt er fort, „einberufen ist, um seine Depu-

tirten zu wählen, um was handelt es sich? Handelt es sich um eine Kraftprobe, um die Entscheidung einer Frage in dem einen oder anderen Sinne, um Herbeiführung einer Verathung? Nichts weniger als das! Es handelt sich für jeden Wähler darum, sein Recht der Entscheidung in Staatsangelegenheiten demjenigen Bürger zu übertragen, den es als den fähigsten und würdigsten zu seiner Vertretung erachtet. Welches Recht würde wohl in diesem Falle die Majorität dazu besitzen, das Recht der Anderen zu erschweren, es zu paralyfieren und zu vernichten.“

Die Darstellung Considerant's ist klar. Wir könnten sie nur durch unser früheres Bild aus dem schweizerischen Verfassungsleben ergänzen. Die Landsgemeinde scheidet sich bei der Abstimmung durch Handaufheben oder ein anderes Abstimmungsverfahren in Majorität und Minorität, von denen die letztere der ersteren sich fügen muß. Will die Landsgemeinde nun das Entscheidungsrecht durch eine Repräsentanten-Versammlung ausüben lassen, und wählt dazu die Majorität alle Vertreter, so kann in der Repräsentanten-Versammlung die gleiche Discussion wie in der Landsgemeinde natürlich nicht stattfinden, weil ja die Vertreter der Minderheit nicht in die Behörde hineingewählt wurden. Es liegt auf der Hand, daß bei der Abstimmung die Majorität auch dann nicht zu kurz käme, wenn die Minorität darin eine

... die Majorität
 ... die eigenen
 ... Und weiter —
 ... könnten meh-
 ... gegen den oder die
 ... Meinung im
 ... um diese Meinung
 ... zu berauben und sich
 ... Vertretung durch die
 ... ihrer Transaction, die
 ... auf-

ubalten?
 Wenn es sich nicht um eine Ent-
 scheidung (Abstimmung über ein Gesetz),
 sondern um eine Vertretung handelt,
 dann darf offenbar auch eine compacte
 oder coalirte Majorität eine Minorität
 nicht mundtot machen. Nun wohl!
 Bisher hat man diese beiden Stimm-
 abgaben vermischt und diese Confusion
 zwischen Abstimmung und Berathung
 (decision et discussion) ist es, welche das
 Wahlsystem gefälscht hat und es sogar
 als berechtigt, gerecht und vernünftig er-
 scheinen läßt, während es im höchsten
 Grade unberechtigt, ungerecht und unver-
 nünftig ist und das Recht der Minori-
 täten in jedem Wahlkreise unterdrückt und
 vernichtet.

Ein Jeder fühlt instinctiv, unbestimmt,
 daß der in Gebrauch stehende Wahlmodus
 ein schlechter ist, aber man giebt sich nicht
 Rechenschaft weder über das Warum noch
 über das Wie und läßt das System ruhig
 weiter bestehen und in jedem Wahlbezirke
 die Minoritäten durch Majoritäten zer-
 malmen, die oft selbst zusammenhangslos
 und zusammengewürfelt sind.“

Die Ursache des Uebels findet Con-
 siderant darin, daß der Wähler noch
 an den Grund und Boden gefesselt
 ist, wie der Bauer in der Feudal-

zeit an die Erbscholle gekettet war,
 worauf er geboren worden.

Der gesammte Staat soll nach seinen
 Vorschlägen einen Wahlkreis bilden,
 der Wähler wieder Herr seines Ver-
 tretungsrechts werden und unabhängig
 von jeder Vormundschaft, frei und un-
 beeinflusst seine Vertretung erwählen kön-
 nen. Was im Volke an Stimmungen
 und Anschauungen lebt, das soll vor der
 Wahl sich krystallisiren, aus dem Volke
 sollen sich Stimmungs-Parteien und
 Meinungs-Sectionen oder Wählergruppen
 bilden, ihre Wahlvorschläge entwerfen und
 für ihren Candidaten stimmen.

Die Bildung einer Section erfolgt, in-
 dem eine vom Gesetze im Minimum fest-
 zusehende Zahl von Bürgern (10, 50,
 100 u. s. w.) sich zusammenfindet, über
 einen Wahlvorschlag sich verständigt und
 denselben der Behörde unterzeichnet über-
 reicht, die ihrerseits ihn mit einer laufen-
 den Nummer versieht und vor der Wahl
 mit allen anderen Wahlvorschlägen zu-
 sammen veröffentlicht. Dem Wahlvor-
 schlage darf auch ein kurzes Wahl-
 programm beigelegt werden, so daß sich
 der Wähler sowohl durch das Programm
 als auch durch die Candidaten und end-
 lich durch die Unterzeichner des Wahl-
 vorschlages des Genauesten unterrichten,
 mit Sachkenntniß auswählen und nach
 seiner Ueberzeugung stimmen kann. Bei
 der Abfassung der Programme und Wahl-
 vorschläge ist die freieste Meinungsäuße-
 rung gestattet. Den Mitgliedern einer
 Wählergruppe bleibt es nun überlassen,
 entweder der aufgestellten Parteiliste ein-
 fach sich anzuschließen, d. h. dieselbe ge-
 druckt in die Urne zu werfen, oder aber,
 da die Wahl von oben nach unten,
 d. h. nach der Reihenfolge der vor-
 geschlagenen Candidaten erfolgt,
 aus der Zahl derselben sich eine
 eigene Liste zu bilden und darin nach
 Belieben die Candidaten zu gruppiren.
 Im ersteren Falle hat der Wähler —
 falls gedruckte Wahlzettel ungesetzlich

wären — auf seinen Stimmzettel nur die Nummer seiner Section zu schreiben, im letzteren jedoch die sämtlichen Namen, für die er stimmen will. Die Wahl erfolgt nach Maßgabe des Wahlquotienten, auch Wahlziffer genannt, d. h. die Zahl der Abstimmenden wird durch die Zahl der zu wählenden Abgeordneten getheilt. Jede Meinungs-Section, jede numerirte Parteiliste hat nun Anspruch auf so viele Vertreter, als der Wahlquotient in der Zahl der ihr Zustimmenden enthalten ist. Ist der Quotient z. B. zehnmal so viel mal enthalten, so sind die zehn obersten Candidaten der Parteiliste als gewählt zu betrachten. Man stimmt also eigentlich doppelt ab: 1) für die Liste, d. h. principiell für's Programm, 2) innerhalb der

Liste für die Candidaten. Tritt einer der Gewählten im Laufe der Amtsperiode ab (durch Tod, Entlassung u. s. w.), so rückt einfach der folgende, also hier der Elfte auf der betreffenden Liste nach — an die Stelle des Abgegangenen, so daß also während der ganzen Legislaturperiode weder Ersatz, noch überhaupt irgend welche Nachwahlen zu treffen sind. Alles ist mit einem Wahlgange abgemacht.

Considerant veranschaulicht sein System folgendermaßen: Nehmen wir an, daß 12,000 Wähler des Cantons Genf in sieben Meinungs-Abtheilungen zerfallen, und daß 120 Vertreter zu wählen sind. Die Wahl würde nun folgende Gestalt annehmen:

Nr. der Parteiliste, d. h.: Meinungs- oder Sections- Nummer	1	2	3	4	5	6	7	Total
Zahl der Wähler	1000	3000	500	800	4000	2000	700	12,000
Recht jeder Partei auf Ver- treter	10	30	5	8	40	20	7	120

Jede Partei-Section wird also eine ihrem numerischen Werthe entsprechende Zahl von Vertretern erhalten und jeder dieser Sectionen wird das Wählen nicht ein Kampf, sondern ein — Auswählen sein. Die zehn Deputirten der Partei Nr. 1 werden diejenigen 10 Bürger sein, welche im Sinne der 1000 Wähler deren Ideen und Principien am würdigsten vertreten u. s. w., u. s. w. Ueberhaupt wird jede Partei ihre billige und ganz getreue Vertretung gefunden haben.“

Ein Freund Considerant's, wie dieser, Führer der Fourier'schen Schule, François Cantagrel, frischte 1858 *) das Reform-Project Considerant's wieder auf und be-

tonte besonders einen wesentlichen Punkt. Er sah die Möglichkeit voraus, daß die Majorität sich in die Partei-Sectionen der Minorität dadurch schleichen könnte, daß sie die Nummern derselben adoptirte und auf deren Listen die ersten Stellen mit Candidaten der eigenen Partei ausfüllte. War dies gestattet, dann war auch die Möglichkeit gegeben, daß die Minorität in der Abstimmung völlig erdrückt werden konnte. Dieser Gefahr gegenüber machte Cantagrel den Vorschlag, daß nur die Vorgeschlagenen einer Parteiliste vom Wähler gruppiert, nicht aber fremde Namen von anderen Parteilisten mit daraufgesetzt werden dürfen. Der Gedanke dieser Einschränkung liegt bereits, wenn auch un-
ausgesprochen, im Systeme Considerant's. — Cantagrel berührte auch die Frage, ob diejenigen Wähler, die für keinen der aufgestellten Listen stimmen wollen, ihres Wahlrechts verlustig gehen sollen. Er findet darauf eine schlagende Antwort.

*) François Cantagrel, damals Redacteur des „L'Indépendant de Neuchâtel“, jetzt Mitglied der französischen Deputirtenkammer als Vertreter von Paris, schrieb: „L'élection véridique ou la sincérité représentative assurée par le vote secret et libre.“ Es ist gerade jetzt in Paris in neuer Auflage wieder erschienen.

Wem keine der bestehenden Partei- oder Meinungs-Sectionen behagt, der hat das Recht, sich eine eigene zu bilden, d. h. so viele Gesinnungsgenossen zu sammeln, als das Gesetz zur Sectionsbildung fordert. — Nach Cantagrel ist es der Genfer Morin, der 1861 und 1862 *) die Ideen Considerant's in Erinnerung brachte und ihre Einführung empfahl. Auf Morin stützt sich wesentlich das Genfer „System der freien Liste“, das im Allgemeinen die Gedanken Considerant's und Cantagrel's in sich aufgenommen hat, unter allen Umständen die Wählergruppen oder Sectionsbildung und die Listenabstimmung fordert, jedoch, von Considerant und Cantagrel abweichend, die Annahme einer Liste durch den Wähler ohne Modification innerhalb der Liste, d. h. eine gedruckte Liste zur Bedingung macht. „Dies ist“, sagen die Genfer, „eine Concession, die wir unseren Sitten, unseren Gewohnheiten und der praktischen Leichtigkeit der Operation zugestanden haben. Mit Hilfe dieser Concession kann das neue Princip in unsere bestehenden Institutionen aufgenommen werden, ohne eine andere Veränderung als der des Stimmzählens.“

„Da wird der Wähler ja in eine furchtbare Abhängigkeit von einer bestimmten Parteiliste versetzt!“ ruft man vielleicht entsetzt aus und vergißt dabei, daß die Abhängigkeit beim bestehenden Wahlsysteme eine noch viel größere ist. Hat denn jetzt ein Wähler Aussicht, irgend einen Vertreter durchzubringen, wenn dieser nicht auf einer bestimmten Parteiliste steht? Geht seine Stimme nicht gänzlich verloren, wenn er abgefordert von den Parteien stimmt? Muß er es sich nicht gefallen lassen, daß an Stelle Desjenigen, den er sich in zweiter Reihe als Vertreter wünscht, Jemand gewählt wird, den er ganz und gar nicht wünscht? — Wir finden die Listenwahl gar nicht so übel,

*) „Nouveau système électoral“, 1861. „La représentation des minorités“, 1862, etc.

für einen größeren Staat aber zu complicirt. Es müßte bei jeder Wahl ein gewaltiger Regierungsapparat in Bewegung gesetzt werden, und es entstünde unter Umständen eine so große Confusion, daß der Wähler gern zum alten System zurückgriffe. Für einen kleinen Staat, für Gemeindevahlen aber scheint das Listensystem ganz vorzüglich geeignet zu sein.

Wir verlassen nun einstweilen das Genfer System, das seit 1867 sich auch wieder bedeutend, und zwar nicht zu seinem Vortheile verändert hat. Erwähnt sei nur noch, daß Parteigenosse Liebknecht im October 1849 in Genf einen Vortrag über Proportional-Vertretung hielt, über den uns leider nichts Genaueres bekannt geworden ist. Wir werden indeß später den Standpunkt Liebknecht's näher kennen lernen.

Bald nach Considerant's Auftreten wird die Bewegung so mächtig, daß sie mehrere Parlamente beschäftigt. *) Einen bedeutenden Erfolg errang sie in Dänemark. Das bis 1830 despotisch regierte Volk hatte unter der Einwirkung der französischen Revolution dem Könige Friedrich VI. eine Constitution abgerungen, 1848 wurde das Repräsentativ-Element darin durch Einführung des „allgemeinen Stimmrechts“ und des directen Botums erweitert, ohne jedoch die Wünsche des Volkes zu befriedigen, das der Herrschaft der Majorität keinen Geschmack abgewinnen konnte. Andrä, ein bedeutender Mathematiker, Finanzminister und später Ministerpräsident, erkannte die Ungerechtigkeit des bestehenden Wahlsystems, die Theilung der Bevölkerung nach dem Territorium oder Wahlkreisen statt nach Meinungs-Gruppen. Bei der Reorganisation des Rigsrads 1855 fand er Gelegenheit, seine Reformpläne zur Durchführung zu bringen.

*) In Deutschland wurde zuerst in Hamburg 1848 bei Berathung der neuen Verfassung ein Antrag auf Einführung der Proportional-Vertretung gestellt, jedoch nicht angenommen.

Nach seinem Systeme hört die Wahlkreis-eintheilung auf, der ganze Staat bildet einen Wahlkreis, und jeder Wähler darf auf seinen Stimmzettel so viele Namen schreiben, als er will. Die Stimme gilt zunächst dem ersten Namen, hat dieser die Höhe des Wahlquotienten erreicht, dann wird er, wenn er weiter vorkommt, nicht mehr berücksichtigt, sondern statt seiner der zweite Name vorgenommen und die diesem zugefallene Stimmenzahl wieder bis zur Höhe des Quotienten gezählt, und so geht es fort, bis die erforderliche Anzahl von Deputirten aus der Wahlurne hervorgegangen ist. Ein solches System (System der eventuellen Stimmen) eignet sich zweifellos für einen größeren Staat. In Dänemark wurde es nach Aufhebung des Reichsraths bei der Wahl der Ausschüsse des Folkething und bei der Wahl der ersten Kammer in Anwendung gebracht, und bis auf den heutigen Tag ist es trotz mehrfacher Stürme, die man zu seiner Beseitigung unternommen, in Wirksamkeit geblieben. Eine Schwierigkeit bietet sich bei diesem System. Es kann und wird sehr häufig vorkommen, daß bei der Wahl nicht die erforderliche Zahl der Vertreter herauskommt. Das dänische Gesetz nimmt nun die Fehlenden aus denjenigen Candidaten, welche nicht die Zahl der Wahlquotienten erreicht haben. Diejenigen Candidaten, welche die meisten Stimmen gefunden haben, erhalten vor denjenigen, die weniger Stimmen zählten, den Vorzug.

Den interessantesten Kampfplatz der Wahlreform bildet sodann England. Im Jahre 1857 erschien die erste Schrift von Thomas Hare über die Proportional-Vertretung, 1859 sein berühmtes Buch „*Treatise on the election of representatives parliamentary and municipal*“. Wir können den Inhalt dieser in mehreren Auflagen erschienenen Reformschrift nicht besser als mit den Worten Stuart Mill's wiedergeben: Die Reform Hare's

besteht darin, für die Wahl der Repräsentanten den Kampf von zwei Parteien in geschlossenen Districten durch die freie Vereinigung der Stimmen auf die Candidaten des ganzen Landes zu ersetzen, in der jeder Candidat, welcher auf sich die Zahl der Stimmen, die einem Deputirten entspricht, vereinigt, als gewählt erklärt wird. Also wie bei Considerant und Andrá ein Wahlkreis, die freie Vereinigung der Stimmen, die Wahl nach Maßgabe des Wahlquotienten. — Diejenigen Wähler, die sich nicht durch einen örtlichen Deputirten vertreten lassen wollen, können nach dem Hare'schen Systeme durch ihre Stimmen zur Wahl derjenigen Vertreter beitragen, die ihnen unter allen Bewerbern am besten gefallen. Sie sollen aber auch Gelegenheit finden, falls sie mit Local-Repräsentanten erliegen, eine anderweitige, ihren Wünschen wenigstens annähernd entsprechende Vertretung zu finden. Zu diesem Zwecke schlägt Hare die eventuelle Stimmabgabe vor, die wir bei Andrá kennen gelernt haben.

Trotz der großen Ähnlichkeit zwischen beiden Systemen darf doch mit Zuverlässigkeit angenommen werden, daß Hare's Arbeit eine durchaus selbständige war. Beide sind aber in ihren Reformstudien zweifellos von Considerant ausgegangen, dessen Ideen inzwischen die weiteste Verbreitung und ihren Weg über den Ocean gefunden hatten.

Durch Henry Fawcett hatte (1860) das in seiner Ausführung etwas complicirte Hare'sche System eine verbesserte Gestalt erhalten, doch weder in der ursprünglichen noch in der vervollkommeneten vermochte es die Gunst der herrschenden Parteien in England zu erwerben. Wie bei Considerant, bestand Hare's Erfolg wesentlich darin, daß das bisherige System erschüttert und die Frage der Wahlreform in Fluß gebracht wurde. Es währte auch nicht lange, da tauchte wieder ein neues System in England auf, das sogenannte

Cumulativ-System.*) Der Gedanke, der ihm zu Grunde liegt, war im Gebiete der britischen Krone nicht neu. Ein am 1. Januar 1850 gestellter Verfassungsvorschlag für die Cap-Colonie (Afrika) enthielt bereits eine Art Proportional-Vertretung nach dem Cumulativ-System, 1853 wurde die Einführung dieser Wahlart für das Oberhaus der Cap-Colonie und für einen Theil des Unterhauses beschlossen.

Später, nach Hare, wurde das Cumulativ-System in England von einem Herrn Cainy wieder in Vorschlag gebracht. Danach hat jeder Wähler, falls z. B. drei Wahlen zu treffen sind, die Befugniß, alle seine drei Stimmen einem Candidaten zuzuwenden. Der Wähler konnte also unter Verzicht auf Stimmabgabe für zwei der zu besetzenden Posten, dreimal für den gleichen zu Gunsten eines Candidaten stimmen.

Durch praktische Erfahrungen ist erwiesen, daß das Cumulativsystem auch für größere Staaten geeignet ist. Trotzdem können wir seiner Einführung nicht das Wort reden, da es nur scheinbar eine Proportional-Vertretung garantirt, im Grunde aber Ungerechtigkeiten zuläßt, die fast noch ärger als diejenigen sind, die wir bei unserem Wahlsysteme kennen gelernt haben. Beim Cumulativ-System gleicht die Wahl einer Lotterie, Alles kommt auf den Zufall, auf die Laune des Glücks an. Ein kleiner Irrthum in der Berechnung der Parteistärke, eine kleine Selbstüberschätzung kann zu einer großen Machtverschiebung führen und eine Vertretung schaffen, die durchaus nicht den Anforderungen entspricht, die man vom Standpunkte der Gerechtigkeit an ein Erswahlsystem stellen muß.**)

*) Ein Engländer Garth Marshall soll zuerst das System der Stimmhäufung, englisch: „cumulative voting“ aufgestellt haben. Als das Jahr wird uns 1853 genannt.

***) Nehmen wir z. B. an, daß 1200 Wähler 6 Repräsentanten zu wählen haben, auf 200

Wie die Ideen Considerant's, hatten auch die Hare's ihren Weg über den Ocean gefunden. In den Vereinigten Staaten waren der Wahlreform berebte und unermüdete Apostel, Gilpin, Steiner, Francis Fisher †), erstanden. In Frankreich forderten sie namentlich E. v. Girardin ††), Laboulaye, Brévoist = Paradol, Laveleye in Belgien und Louis Blanc. „Die Majorität“, so führte dieser im „Temps“ aus, „muß mehr Vertreter haben als die Minorität. Wohl! Aber folgt daraus, daß diese gar keinen haben soll? — Allenthalben, wo die Stimme der Minorität erstickt wird — was sage ich? — allenthalben, wo sie keinen verhältnißmäßigen Antheil an der Leitung der Staatsgeschäfte erhält, herrscht das Privilegium der größeren Zahl, und vergessen wir nicht, aus jedem Privilegium erwächst Tyrannei.“ — In Deutschland empfahl sie Rob. v. Mohl in seinem Werke: „Constitutionelles und

Wähler würde ein Vertreter kommen. Zählt nun die Majorität 798 Stimmen und glaubt sie, damit alle Repräsentanten durchzusetzen, so erhält sie eben, was das einfachste Rechenexempel ergiebt, nicht einen einzigen Vertreter, während die bescheidenere Minorität von 402 Wählern, die, ihrer Stärke entsprechend, nur zwei Candidaten gestimmt hat, diese auch durchsetzt. Im zweiten Wahlgange sind nur 4 Wahlen zu treffen, auf 300 Wähler kommt 1 Vertreter. Wenn die Majorität sich nun mit 2 Vertretern begnügt, so kann sie sie durchsetzen, stimmt sie aber für drei Candidaten, dann ist es gewiß, daß sie nur einen Vertreter erhält und im dritten Wahlgange den zweiten. — Was hier der Majorität passiert, das kann auch der Minorität begegnen.

†) Gilpin regt in Philadelphia das „System der freien Liste“ an, Francis Fisher läßt 1857 in Philadelphia seinen „Plan for the election of national representatives by proxy voting“ erscheinen; 1863 erschien von Fisher: „The Degradation of our Representative System and its Reform.“

††) Girardin trat 1848 in seinem Journal „La Presse“ für ein neues Wahlsystem, das sogen. „pluralité simple, système uninominal sans transfert“, ein. 1850 und 1851 veröffentlichte er Artikel in der „Liberté“, 1850 erschien von ihm auch eine Broschüre: „Abolition de l'autorité par la Simplification du Gouvernement“.

internationales Gesetz und Politik". Zürich 1860.

In der Schweiz erwuchs der Idee in Zürich ein begeisterter Anwalt, Dr. F. A. Wille, der 1862 Stuart Mill's Neben über die Repräsentativ-Verfassung in's Deutsche übersezte und eine rührige Agitation für die Verbreitung der Idee unterhielt. In demselben Jahre erschien von Dupont-White in's Französische übersezt Stuart Mill's „Du Gouvernement représentatif“.

Genf, die eigentliche Pflanzstätte der Proportional-Vertretung, zeitigte ein neues System. Regierungsrath Carteret trat mit einem System der unvollständigen Liste (Listes incomplètes oder vote limité) im Verfassungsrath auf (1862), wonach bei einer Wahl nur $\frac{2}{3}$ der zu Wählenden auf die Stimmkarten zu schreiben sind, was den Minoritäten unter allen Umständen ein Drittel der Deputirten sichert, — falls nicht etwa die Majorität doppelt so stark als die Minorität ist!

In demselben Jahre fanden Parlaments-Debatten über Hare's System in der Colonie Neu-Süd-Wales, 1863 in der Colonie Victoria (Australien) statt, und in Dänemark wurde ein Anlauf, das Proportional-Wahlgesetz Andrä zu beseitigen, nachdem es sich acht Jahre hindurch glänzend bewährt, mit großem Mehr abgewiesen, ein Ereigniß, das die Aufmerksamkeit der englischen Staatsmänner erregte, die sich jetzt über das System Andrä Aufschluß geben ließen und auf's Neue die Frage der Wahlreform auf die Tagesordnung der öffentlichen Discussion brachten.

In der ehemals freien Stadt Frankfurt am Main veröffentlichten 1863 Dr. Gustav Burniß und Dr. Georg Barrentrapp eine „Methode, bei jeder Art von Wahlen sowohl der Mehrheit als der Minderheit die ihrer Stärke entsprechende Zahl von Vertretern zu sichern.“ Im Jahre 1861 hatten bereits im Rathe

Verhandlungen über die Proportional-Vertretung stattgefunden, 1863 und 1864 wurden sie fortgeführt und im letzteren Jahre eine Proportional-Wahlreform discutirt, wobei 27 Mitglieder des Rath's sich dafür, 35 dagegen aussprachen.

Bluntzli erklärte sich 1863 für Proportional-Vertretung*); in Paris, in Nantes, in Kopenhagen, in Brüssel, in Gent, in London, New-York, Philadelphia, Genf, Lausanne und Freiburg erschienen von 1864 bis 1866 zahlreiche Broschüren und Artikel in der Tagespresse**), das System Hare wird in's Schwedische übersezt, in Genf erfolgt die Gründung des Vereins „Association réformiste“ (1865), in New-York die Gründung von „The Personal Representation Society“ (1867), in London von „The representation reform Association“ (1867). In Deutschland veröffentlicht Liebknicht im „Deutschen Wochenblatt“ (1866) eine Reihe von

*) Allg. Staatsrecht. III. Aufl. 1. Bd. pag. 492 ff.

**) Wir verzeichnen die wichtigsten davon: Les élections de Genève. Mémoire présenté au Conseil fédéral et au peuple suisse par E. Naville. 1864. — Systeme électoral proposé par Thom. Hare, par Bourson. Bruxelles 1864. — La patrie et les partis par E. Naville. 1865. — De la Réforme électoral, au congrès pour l'avancement des sciences sociales à Amsterdam par C. Rolin Jacquemyns. Bruxelles 1865. — Réforme du système électoral, rapport présenté au Conseil de l'Association et discuté dans l'Assemblée générale du 18 Décembre 1865. Genève. — Essays on Representative Government — Railways Morals and Railways Legislation by Herbert Spencer. London & New York 1865. — Pratique du nouveau système électoral (Andrä et Hare) d'après Jean Rivoire. Genève 1868. — Artikel über Proportional-Vertretung in der Review of Social Sciences. October 1866. — Reform in our Municipal Elections by Francis Fisher. Philadelphia 1866. — Abhandlung über Proportional-Vertretung in der „Bibliothèque universelle“ von Talliet, März und April 1867. Lausanne. — Artikel im Freiburger „Confédéré“ von Schmidt, 1867. — 1867 veröffentlichte die „Association réformiste“ in Genf eine lezenswerthe „Exposition et défense du système de la liste libre.“

Abhandlungen über die Proportional-Vertretung. Sie wurden 1867 in der Berliner Stadtvoigtei (Gefängniß) vollendet, und das Jahr 1867 (Mai) brachte eine wichtige Debatte im englischen Parlament (Haus der Gemeinen), wobei Stuart Mill eine glänzende Rede für die Proportional-Vertretung hielt.

„Die Wurzel aller Uebel“, sagte er, „liegt im Princip der Wahlen durch die Local-Majoritäten. Das Heilmittel besteht in dem von Hare vorgeschlagenen neuen System, welches gründlich die Principien der Reform aufgestellt und sie in ihren Einzelheiten mit großer Sorge studirt hat. Dieses System scheint nur Dem schwierig zu verstehen, der sich damit begnügt, ihm im Vorbeigehen einen müßigen Blick zuzuwenden. Wenn die Wähler ihre Stimmen frei den Candidaten geben können und wenn jeder Candidat, der die einem Abgeordneten entsprechenden Stimmen auf sich vereinigt, gewählt ist, wird jeder Wähler Einfluß auf das Parlament haben. Er wird in der Wahl seine Stimme Dem geben, der am besten seine Ansichten vertritt und welchem er mit dem meisten Vertrauen die Arbeit überläßt, auf seine Rechnung sich über diejenigen Fragen zu entscheiden, über welche er keine bestimmte Meinung hat.“

Die Berathung hatte kein praktisches Resultat. Der Lord-Kanzler schloß sie mit dem Hinweis darauf, wie gut es sei, wenn so wichtige Ideen, obgleich sie keine Aussicht hätten, unverzüglich angenommen zu werden, den Gegenstand ernster Aufmerksamkeit des Parlaments bildeten.

Ebenfalls im Mai 1867 war dieselbe Frage im Verfassungsrath des Staates New-York in Anregung, wo der Reformverein mit einer Collectiv-Adresse an den gesetzgebenden Körper sich gewandt hatte, um ihn zur Einführung der Proportional-Vertretung zu bestimmen. Das Resultat dieser Adresse war die Einführung der Proportional-Vertretung (limited voting

System) für seine sieben Appellations-Richter, die durch das Volk gewählt wurden, indem der Wähler nur 5 statt 7 Namen schreiben durfte.

Die Aufschlüsse, welche die englische Regierung über das Andrá'sche Wahl-System erhalten, sind von so großem Interesse, daß wir sie in Kürze wiedergeben wollen. Lytton, der Secretair der englischen Gesandtschaft in Kopenhagen, schreibt 1863: „Das System ist seit acht Jahren, ohne daß sich die mindeste Schwierigkeit gezeigt hätte, ohne daß irgend etwas seinen Lauf hätte hindern können, in Ausübung. Es wird ausgetübt, also ist es ausführbar. Es ist verwirklicht, also kann es verwirklicht werden. Ich habe öfters das System angreifen und bespötteln hören. Aber ich habe keinen ernstern Grund für diese Angriffe entdecken können. Ich habe das Gesetz Andrá als lächerlich behandeln hören. Aber trotz meinen wiederholten Fragen habe ich nicht erfahren können, in Folge welcher Gründe man ihm diesen Beinamen gegeben. Ich habe sagen hören, dies Gesetz sei undurchführbar. Aber diese Beschuldigung schien mir völlig widerlegt durch die Thatsache, daß es seit acht Jahren zur Anwendung gekommen ist, ohne daß sich dabei irgend eine Schwierigkeit in seinem Mechanismus ergeben hätte. Ich habe in einer Schrift der Gegner der Reform eine anscheinend wichtige, auf Berechnungen gegründete Einrede gefunden. Als ich sie aber näher untersuchte, fand ich, daß der Einwurf nur ein scheinbarer war, ohne irgend praktische Tragweite zu haben. Uebrigens hat Herr Andrá Grund, sich zu der vollständigen Unfähigkeit seiner Gegner Glück zu wünschen, die laut schreiend gegen die Reform antoben, ohne dieselbe zu verstehen, noch im Stande zu sein, so scheint es, zu begreifen, um was es sich handelt. Der Hauptgrund der Opposition gegen dies neue Gesetz liegt in der Idee der Macht der Majoritäten. Man

will den alten guten Spruch aufrecht erhalten:

Wer die Macht hat, bewahre sie!

Wer sie haben will, suche sie zu paden!

Die Ausübung des Gesetzes hat keine neuen Einwürfe hervorgerufen. Die Gegner des Herrn Andrä verleumben die Reform, aber sie beurtheilen sie nicht."

Diese Antwort hatte der Proportional-Vertretung in England mit die Bahn gebrochen. Der Lord-Kanzler hatte sich getäuscht. Die Idee der Proportional-Vertretung fand im Staate eine raschere Verwirklichung, als er vermuthet hatte. Am 30. Juli 1867 beschäftigte sich das englische Oberhaus mit der Frage der Wahlreform. Lord Cairns stellte, wesentlich auf das System Carteret der unvollständigen Liste gestützt, das auch in New-York adoptirt worden war, den Antrag, daß jeder Wähler in Wahlkreisen, wo drei Wahlen (three cornered constituencies) zu treffen sind, nur zwei Namen auf seinen Stimmzettel schreiben darf, so daß also nur zwei Namen die absolute Majorität auf sich vereinigen können. Als dritter Gewählter erscheint dann Derjenige, auf welchen nach den beiden ersten Gewählten die meisten Stimmen gefallen sind. Diese Stimmen müssen mit Nothwendigkeit der Minorität angehören, — falls die Majorität nicht doppelt so stark als diese ist. Der dritte Candidat muß nämlich wenigstens ein Drittel sämmtlicher Stimmen auf sich vereinigen, wenn er gewählt sein soll. Das Gesetz sollte für zwölf englische Wahlkreise Geltung haben, von denen jeder drei Parlamentsmitglieder zu wählen hat. Wo nur ein Mitglied zu wählen ist, da muß nach dem alten Systeme die Majorität entscheiden. — Das Oberhaus nahm den Antrag an, das Unterhaus stimmte zu und die Proportional-Vertretung wurde Gesetz.

Wir können diesem Systeme keinen Gefallen abgewinnen. Einmal krank es an der Beibehaltung der Wahlkreise, die stets

mit Ungerechtigkeiten gegen die Minoritäten verknüpft ist. Mit jeder Vergrößerung des Wahlkreises, mit jedem Wachsthum der Wählerschaft muß die Ungerechtigkeit drückender werden und die Wohlthat der Reform schwinden. Dann gewährt dieses Wahlsystem auch nur zwei Parteien Spielraum und zwingt die verschiedenen Minoritäten zu unnatürlichen Coalitionen.

Im nächsten Jahre (1868) tritt Zürich in den Vordergrund der Bewegung. Der Canton stand im Begriff, sich eine neue Verfassung zu geben, und die Freunde der Wahlreform säumten nicht, ihren Ansichten Geltung zu verschaffen. Es war besonders Dr. Wille, der in Artikeln und Broschüren für die Proportional-Vertretung eintrat, die Neben Stuart Mill's in's Deutsche übersezte und dem Züricher Verfassungsrathe das System Andrä zur Aufnahme in die Verfassung empfahl.*) Die Bemühungen blieben erfolglos, da, unter Beibehaltung des alten Systems für die vorberathende Behörde, die directe Gesetzgebung durch das Volk in die Verfassung aufgenommen wurde. — Immer mehr schwillt jetzt die Literatur über den Gegenstand an. In Paris, London, Philadelphia, Chicago, Lyon, Neuenburg, Genf, Lausanne erscheinen wieder belehrende und agitatorische Schriften.**)

*) Wir verzeichnen aus der damaligen Literatur: „Unparteiische Worte zur Zürcherischen Bewegung“, I. Heft, von Dr. R. Schauberg. „Minoritäts-Vertretung-Referendum“, Artikel im „Unabhängigen“ und „Pionier“, Winterthur 1868. „Gründung der wahren Demokratie durch ein gerechtes Wahlsystem“ von Dr. F. Wille. Winterthur 1868. „Adresse der Genfer Wahlreform-Gesellschaft an die Zürcherischen Verfassungsräthe Wille und Wyß“ (Wochenblatt von Meilen und Stäfa). „Das Wahlsystem zur gerechten Vertretung aller Stimmberechtigten“ von Dr. F. Wille (Wochenblatt von Meilen und Stäfa). „Verhandlungs-Protocolle des Zürcher Verfassungsraths vom 15. und 16. September 1868.“

**) In Paris: „La France nouvelle (suffrage accumulé)“ par Prévost-Paradol. „Le Droit des minorités, problème électoral“ par S. V. B. (Brian). „Le

In Neuenburg wurde die Proportional-Vertretung bei einer Revision des Wahlgesetzes in der ersten Verathung vom Großen Rathe angenommen, in der zweiten aber verworfen. Referent der Majorität war Jacottet, der sehr eifrig die Durchführung der Idee vertrat. *) Im Canton Waadt kam 1867 ein Gesetz zu Stande, wonach bei der Wahl der Wahlmänner, welche die Bezirks- und Friedensrichter zu wählen haben, jeder Wähler im ersten Skrutinium nur die Hälfte der Namen schreiben darf. Die Wahlmänner sind zugleich Geschworene. Diese Wahlreform stützt sich wie die englische auf das System, das zuerst Carteret in Genf vertrat. — Am 2. September 1869 fand der erste Congress für Wahlreform in Neuenburg statt. Er war sowohl von der Schweiz als auch vom Auslande besetzt.

In Amerika entfaltet sich jetzt eine rege Thätigkeit für die Einführung der Proportional-Vertretung. Bereits bei Anlaß der Reorganisation der rebellischen Südstaaten von Nordamerika (Juli 1867) wurde vom Senator Buckalew von Pennsylvanien die Wahlreform für die Congresswahlen in den amerikanischen Senat nach dem Cumulativ-Systeme angeregt, aber abgelehnt. Bei den letzten Wahlen zum amerikanischen Congress hatten 2 Millionen Wähler 128 Deputirte, während 1,600,000 nur 30 bekamen. In Pennsylvanien standen 303,709 Republikaner 202,351 Demokraten gegen-

Droit des minorités" par Louis Jourdan. „Note sur un nouveau mode de Votation" par F. Harler. „Les Minorités et le Suffrage universel" par le baron de Layre. In Vondon: On Methods of Electing Representatives by H. R. Droop. Representative Reform. Report on Mr. Hare's Scheme of Representation. In den „Times" erschien am 11. März 1868: Speech of Mr. Sterne at the Conference.

*) Henri Jacottet gab im April 1868 über diese Verhandlungen eine Broschüre heraus: Rapport de la majorité de la commission nommée par le Grand Conseil de la République et l'anton de Neuchâtel.

über, die ersteren erhielten bei der Wahl 18, die letzteren nur 6 Vertreter. Die Freunde der Reform verlegten jetzt ihre Bestrebungen in die einzelnen Staaten, denn ähnliche Vergewaltigungen zeigten sich fast überall, wo die beiden Hauptparteien gemeinschaftlich an die Urne traten. Kaum irgend wo anders ist das Wählen ein so leidenschaftlicher Kampf gewesen, und kaum irgend wo anders hat die Wahl zu so empörenden Ausschreitungen und Gewaltthaten geführt, als jenseits des Oceans. Brauchen wir an die diesjährige Präsidentenwahl zu erinnern, wo beiderseits Betrug, Gewalt und Fälschung in unerhörtester Weise geübt wurde?

Es ist begreiflich, daß der Boden der Vereinigten Staaten für die Idee der Proportional-Vertretung ein sehr fruchtbarer sein mußte. Im Februar 1870 nahm der Verfassungsrath des Staates Illinois (2¹/₂ Millionen Einwohner) die Proportional-Vertretung nach dem Cumulativ-Systeme mit 87 gegen 30 Stimmen an. *) Im März desselben Jahres erwirkte Senator Buckalew von der Legislatur des Staates Pennsylvanien für seine Vaterstadt Blomsburg die Erlaubniß, das Cumulativ-System versuchsweise bei den Municipalwahlen einführen zu dürfen. Die Wahl erfolgte im April mit dem besten Erfolge. In demselben Jahre wählte die Harvard-Universität (Massachusetts) ihren Schulrath nach Hare'schem System. Im Juni fanden im Senate und im Repräsentanten-Hause von Washington Verhandlungen über das Cumulativ-System statt. Der Senat beschloß auf den einstimmigen Antrag seiner Commission, die Proportional-Vertretung für die Congresswahlen einzuführen. Der Beschluß fand jedoch nicht die Zustimmung des Repräsentantenhauses. Es fehlten ihm 3 Stimmen an der Majorität, er wurde abgelehnt. Im Laufe des

*) Die „Chicago Tribune" hatte durch aufklärende Artikel wesentlich zu diesem Resultate beigetragen.

Jahres wurden in der Legislatur Pennsylvaniens und anderer Staaten ebenfalls solche Verhandlungen gepflogen. Am 2. Juli 1870 stimmte das Volk des Staates Illinois über die Verfassung, und zwar noch separat über den Artikel der Proportional-Vertretung (cumulative voting) für das Repräsentantenhaus u. s. w. ab. Mit einer Majorität von 30,000 Stimmen wurde dieser Artikel der Verfassung angenommen. Das Volk von Illinois wählte dann auch nach dem neuen Systeme im November 1872 seine Repräsentanten mit dem besten Erfolge. In dem gleichen Jahre beschlossen die beiden Kammern des Staates New-York die Einführung der Proportional-Vertretung (cumulative voting) für die Municipalwahlen. Die Reform scheiterte jedoch am Veto des Gouverneurs. Bei der Wahl des Verfassungsraths von Pennsylvanien wurde im October 1872 das System der unvollständigen Liste (limited voting) versuchsweise angewandt. — Der neue Staat Deferet (Ver. St.) nahm am 18. März 1872 mit sehr großer Majorität das Cumulativ-System für alle Wahlen der repräsentativen Behörden in die Verfassung auf. Die Jahre 1871 und 1873 bringen Broschüren in Chicago und Philadelphia. *) Am 14. Mai 1874 beschloß der Verfassungsrath von Ohio (V. St.) die Aufnahme der Proportional-Vertretung in die neue Verfassung, und zwar das Cumulativ-System für die Repräsentanten, für die Gerichtsbehörden aber das „limited-voting-System“. Das Volk verwarf jedoch am 18. August in der Globe-Abstimmung die Verfassung.

In England wurden mehrfach Ver-

*) On representative government and personal representation, based in part on Hare's Treatise, by Simon Sterne, Philadelphia 1871. — Proportional Representation in Illinois by Andrew Matteson. Chicago. — Proport. Repres. (System der freien Liste) by Dana Horton. Philadelphia. — Proport. Repres. (Cumul.-System) by Buckalew.

suche gemacht, das System der Proportional-Vertretung, und zwar sowohl das limited als das cumulative voting, wieder abzuschütteln, so am 16. Juni 1870 und am 12. Juli 1871 (von Dixon). Der erste Anlauf wurde mit großem Mehr abgewiesen, der zweite fand so wenig Unterstützung, daß man darüber nicht einmal abstimmte. 1870 erfolgte ein Parlamentsbeschuß, wonach bei der Wahl der Schulbehörden im ganzen Königreich das Cumulativ-System angewendet werden sollte. Im November erfolgte die Wahl nach den Beschlüssen des Parlaments, 1872 wurde das neue Wahlsystem auch auf Schottland ausgedehnt. Im Jahre 1875 forderten die Parlamentsmitglieder Dilke und Fawcett mit Rücksicht auf die arbeitende Klasse Englands, welche trotz Proportional-Vertretung des englischen Volkes vom Wahlrecht ausgeschlossen sind, die Ausdehnung des Stimmrechts unter Beibehaltung der Proportional-Vertretung. Die Anträge wurden, wie nicht anders zu erwarten war, abgelehnt. *)

Die belgische Regierung ersuchte 1872 die englische Regierung um Aufschluß über das neue Wahlsystem; die englische Regierung betraute Thomas Hare mit der Abfassung der Antwort. — Die Frage der Wahlreform beschäftigte nachgerade fast alle Staaten. Vom griechischen Ministerium Coumounduros wurde ein Gesetzworschlag über Proportional-Vertretung ausgearbeitet und gedruckt. In Italien wurden von den Freunden der Wahlreform große Anstrengungen gemacht, der Idee Anhänger zu gewinnen. Am 30. Januar 1872 wurde in Rom die „Associazione per lo Studio della rappresentanza proporzionale“ gegründet. Sie wirkte durch Schriften und Vorträge,

*) Das bekannte englische Parlamentsmitglied Forster erklärte im November 1875 vor seinen Wählern in Bradford, daß er sich auf seiner Reise in den Vereinigten Staaten, wo er das Cumulativ-System wohlthätig wirken sah, zum Freunde desselben belehrt habe.

1873 erschienen in Rom mehrere Schriften der Gesellschaft, in den Jahren 1872, 73 und 74 hielten Genala (Präsident der Gesellschaft, Parlamentsmitglied) und Morelli Vorträge in Venedig, Genua, Florenz und anderen italienischen Städten. Am 16. Mai 1874 beschäftigte sich das italienische Parlament mit der Frage der Proportional-Vertretung, um der gewaltigen Wahlenthaltung der Bevölkerung zu steuern. *) In Neapel, Genua, Rom und Florenz erscheinen Schriften**), die Idee findet großen Anklang und selbst das Jesuitenblatt „Civiltà Cattolica“ spricht sich (1875) für die Proportional-Vertretung aus. Die Arbeiterschaft der großen Eisenwerke in San Giovanni im Arnothale (Toscana) wählen die Behörden ihrer Unterstützungskasse nach dem Considerant'schen Systeme der freien Liste zur Zufriedenheit Aller. Nach dem gleichen Systeme wählt auch die Arbeiterbank und Cooperativgesellschaft in Sampierdarena ihre Behörden.

Im October 1875 erließen die beiden Kammern Brasiliens mit Genehmigung des Kaisers ein Wahlgesetz für Gemeindegemeinde-, Provinzial- und Nationalrathswahlen nach dem englischen Wahlssystem mit Proportional-Vertretung. †)

Die Unfertigkeit der französischen Zustände ließ es in Frankreich zu keinen ersten Schritten kommen, obgleich die Frage der Proportional-Vertretung überall lebhaften Anklang fand und Freunde in

*) Teoria della elezione politica da Guido Padellati. Neapel 1870. — Rapport à la Chambre des Deputés d'Italie par Livy, rapporteur. Rom.

**) Della votazione proporzionale nelle società anonime commerciali da Camillo Pallavicino. Genua 1874. — In den Jahren 1873-75 veröffentlichte die römische Gesellschaft für das Studium der Proportional-Vertretung mehrere „Bulletins“ über den Stand der Frage.

†) Aus den brasilianischen Schriften über Proportional-Vertretung nennen wir: Estudo e Commentarios da Reforma eleitoral. Tito Franco de Almeida. Rio de Janeiro.

allen politischen Lagern besaß. Eine reiche Literatur entstand. Girardin, Cantagrel, Louis Blanc, Bernelet, der Marquis von Biencourt, der Herzog von Aven und zahlreiche andere schriftstellerische und parlamentarische Persönlichkeiten widmeten der Sache ihre Feder. *) Erst im Juni 1874 beschäftigte die Frage die Versailler Kammer. Der Abgeordnete Bethmont hatte in der Commission den Antrag auf Einführung der Proportional-Vertretung bei den Municipalwahlen gestellt. Die Kammer ging darüber zur Tagesordnung. Im Mai 1875 beschäftigte sich die Kammer wieder mit der Frage der Proportional-Vertretung, deren Einführung bei den Bureau- und Commissionswahlen der Nationalversammlung vom Abgeordneten Bernelet empfohlen wurde. Auch dieser Antrag wurde abgelehnt. Bernelet stellte im November den Antrag, die großen Arrondissements nicht in mehrere Wahlkreise zu theilen, sondern sie ungetheilt zu lassen und die Proportional-Vertretung einzuführen. Die Verhandlung hatte kein besseres Resultat als die vorausgegangenen. Der Februar 1876 brachte die letzte Verhandlung über die Proportional-Vertretung. Die Bernelet'schen Anträge kamen wieder zur Sprache, doch mochte die Majorität

*) Représentation proportionnelle de la majorité et des minorités (suffrage uninominal avec transfert) par J. Borély (de Nimes). Paris 1870. — Le suffrage universel ou le droit des Minorités par le Marquis de Biencourt. Paris 1870. — De la représentation des Minorités par le duc Aven. Paris 1870. — Propositions de M. Mortimer Ternaux à l'assemblée de Versailles. — Du suffrage universel et de la manière de voter par M. Taine. Paris 1872. — L'organisation des Municipalités (suffrage éventuel) par le Marquis de Biencourt. Tours 1873. — La réforme et l'organisation normale du suffrage universel par H. Lasserre. Paris 1873. — Question d'aujourd'hui et de demain par Louis Blanc. Paris 1873. — La vraie réforme électorale par Aubry-Vitet. Paris 1874. — Unité de collèges, — Abolition des zones électorales — Bulletin uninominal par Emile de Girardin. Paris 1874. — De l'élection véridique par François Cantagrel. Paris 1874.

auch jetzt noch nichts von den Reformvorschlägen, die ihr unterbreitet waren, wissen. Seitdem ruht die Sache; wir sind überzeugt, daß die nächste Zeit schon die Frage der Proportional-Vertretung in Frankreich wieder auf die Tagesordnung des Parlaments und der Presse bringen wird. Dazu drängen die letzten Wahlen. Wir sind weit davon entfernt, aus der Ziffer der Regierungsstimmen auf die Stärke der conservativen Fraction zu schließen. Das wäre nur erlaubt, wenn die Abstimmung eine freie und völlig unbeeinflusste gewesen wäre. Unter allen Umständen aber hätten die Minoritäten auf eine ungleich zahlreichere Vertretung Anspruch gehabt, als sie ihnen jetzt zu gefallen ist.

(Schluß folgt.)

Untersuchungen über die Grundprincipien der Social-Oekonomie.

Von Dr. César de Paepé.

Ein Wort zur Einleitung.

Wir haben schon oft und sogar im Schooße socialistischer Arbeiter-Vereine die Frage aufwerfen hören, die uns immer befremdlich und unüberlegt vorgekommen ist, „ob es wohl nöthig und möglich sei, daß das arbeitende Volk jene Wissenschaft kennen lernt, welche man Social-Oekonomie nennt?“

Wie man sieht, ist diese Frage zweitheilig, und man kann sie in folgende beide Fragen zerlegen:

- 1) Soll das arbeitende Volk die Social-Oekonomie kennen lernen?
- 2) Kann es dazu gelangen, diese Wissenschaft kennen zu lernen?

Auf die erste Frage antworten wir ohne Zögern, daß das arbeitende Volk die Social-Oekonomie nicht nur kennen lernen soll, sondern daß dies sogar bringend nothwendig ist. Das Volk ist der Hauptagent des socialen Fortschritts; es muß die Gesetze verstehen, welche die sociale Bewegung regieren.

Wir sind, wie ich sehr wohl weiß, bisweilen gewissen Socialisten begegnet, die

reine Revolutionäre waren und behaupteten, daß das Studium und die wissenschaftliche Forschung Hemmnisse seien, welche Schwanken und Unschlüssigkeit hervorbrächten. Aber hierin liegt ein Widerspruch. Wie? das Studium, die Kenntnisse, welche wir von den Führern der socialistischen Bewegung verlangen, weil wir wissen, daß das Wissen ihre Stärke ausmacht, dieses selbe Studium wollte man dem arbeitenden Volke rauben, unter dem trügerischen Vorwande, daß es seinen Aufschwung aufhielte?

Nein, das Wissen ist die Haupttriebfeder und das Wesen der wahren socialen Revolution. Die sociale Revolution besteht nicht darin, sich auf die Straße zu begeben, Barricaden zu errichten und irgend eine Macht zu stürzen, sondern darin, die bestehenden socialen Verhältnisse gründlich und im Innersten abzuändern, die bestehenden Einrichtungen durch andere zu ersetzen, welche im Stande sind, allen Gliedern des gesellschaftlichen Körpers das größtmögliche physische Wohlbehagen und die größte geistige und sittliche Entwicklung zu gewährleisten.

Welches sind die gegenwärtigen Einrichtungen, die eine vortheilhafte Seite haben können, indeß ungeändert und vervollkommet werden müssen? Welches sind die gänzlich unbrauchbaren Institutionen, die absolut zu verwerfen wären, und durch welche andere müßte man sie ersetzen? Welches sind die unumgänglichen Bedingungen, um diese Abänderungen, Vervollkommungen, Abschaffungen und Ersetzungen zu verwirklichen? Welcher Art sind die socialen Aenderungen, welche die einfache historische Entwicklung ganz allein und von selbst mit sich führt, und welches sind diejenigen Aenderungen, bei denen die Einmischung des Volkswillens nöthig ist? Welches sind, namentlich vom Standpunkte der ökonomischen Ereignisse und Einrichtungen aus, die Gesetze, welche diese historische Entwicklung bestimmen; und welches sind die richtigen Vorbedingungen einer erspriesslichen Einmischung des Volkswillens in die Entfaltung oder Umbildung der socialen Einrichtungen und Verhältnisse im Allgemeinen? Sind namentlich die Hervorbringung, die Vertheilung und die Verzehrung der Reichthümer durch Gesetze bedingt? Wenn ja, welches sind diese Gesetze? Sind sie unwandelbar oder nicht, sind ihre Resultate unabänderlich oder abänderungsfähig? Wenn sie veränderlich und abänderungsfähig sind, bis zu welchem Punkte, durch welche Mittel und durch welches Verfahren können dann diese Eigenschaften erspriesslich und wirksam benutzt werden?

Alle diese Fragen erfordern zu ihrer Lösung Studium, Beobachtung und Kritik; ihre Lösung gehört in das Gebiet der Wissenschaft und bildet die Unterlage, den Zweck und den Berechtigungsgrund der Social-Dekonomie. Weil diese Fragen aufgeworfen sind, existirt der Socialismus, und weil man ihre Lösung wünscht, existirt eine Tendenz zur socialen Revolution.

Aber, ich begreife; man leugnet nicht die Nützlichkeit der Wissenschaft für die

socialistischen Führer, man findet nur, daß die große Masse der Arbeiter sie nicht nöthig hat. Dann wünschte man also, daß die Arbeiter den Führern, welche sie gewählt haben, blindlings folgen! Dies hieße die Führer zu Päpsten und den Socialismus zu einer Religion machen. Außerdem muß man schon, um diese Führer zu wählen, im Stande sein, sie zu beurtheilen; und um diese richterliche Wahl zu treffen, genügt es nicht, einigen öffentlichen Versammlungen beizuwohnen, die Tageszeitungen zu lesen und sich mehr oder weniger mit Politik zu beschäftigen, sondern man muß die vorhin aufgezählten Probleme erforschen und gründlich erschöpfen, man muß, mit einem Wort, Social-Dekonomie studiren.

Allein jetzt drängt sich folgerichtig die zweite Frage auf: Kann das arbeitende Volk zur Kenntniß der Social-Dekonomie gelangen?

Hier muß man unterscheiden. Die Social-Dekonomie ist eine ausgedehnte und schwierige Wissenschaft, welche ihre Daten aus der Mathematik, den physikalisch-chemischen und biologischen Wissenschaften, der Menschheitsgeschichte und der Statistik schöpft. Außerdem hat die Social-Dekonomie vielfache Beziehungen zur Sitten- und Kunst-Lehre, zur Gesetzgebung, zur Politik, zur Technologie, zur öffentlichen Gesundheitspflege zc. zc. Aus dieser einfachen Zusammenstellung geht schon hervor, welche enorme Summe von verschiedenen Kenntnissen von einem ernsthaften und vollkommenen Nationalökonomem verlangt werden.

Wenn es sich nun, um die Social-Dekonomie kennen zu lernen, darum handelte, sich in alle jene Wissenschaften und ihre Nebenzweige zu vertiefen, so begreift man, daß das arbeitende Volk klug daran thäte, die Social-Dekonomie fahren zu lassen und schleunigst zu seinem Handwerkszeug zurückzufehren. So verhält es sich jedoch nicht. Gerade wie man in unserer Industrie heutzutage, wo die Theilung der Arbeit bis an die äußerste Grenze

getrieben ist, selten einen Arbeiter findet, welcher auch nur alle Theile und Einzelheiten seines eigentlichen Handwerks kennt, geschweige denn alle die verschiedenen Arbeitszweige, welche sich an dieses Handwerk anschließen, genau so selten findet man auch einen Nationalökonom, welcher von Grund aus alle die eben von uns aufgeführten Kenntnisse besitzt, ohne welche eben die Existenz der Social-Ökonomie auf wirklich wissenschaftlicher Grundlage unmöglich ist. Es ist nicht nothwendig, daß der National-Ökonom jene Kenntnisse in allen ihren Einzelheiten besitzt, es genügt für ihn, die Haupttheorien und die allgemeinen Ergebnisse und Gesetze derselben zu kennen.

Gerade so kann und muß der Arbeiter die Hauptlehren, die wichtigsten Principien und Gesetze der Social-Ökonomie kennen lernen, ohne indeß verpflichtet zu sein, sich einem langwierigen Studium zu unterziehen, welches überdies auch mit der geringen Mußezeit unvereinbar wäre, die ihm seine tägliche Arbeit auf dem Felde, im Bergwerk und in der Werkstatt übrig läßt. Und hierin liegt, wohl bemerkt, durchaus nichts Kränkendes für die Proletarier; denn wenn sie von der Social-Ökonomie nur diese allgemeine Kenntniß der Hauptlehren und wichtigsten Principien haben, überragen sie weit fast alle jene Leute, aus denen sich die Bourgeoisie zusammensetzt. Ein Ökonom der Adam Smith'schen Schule, Josef Droz, sagte vor fünfzig Jahren Folgendes: „Eines Tages sprach ich mit mehreren geistreichen und mannichfaltig gebildeten Männern über politische Ökonomie; ich konnte mein Erstaunen darüber nicht verbergen, als ich sah, daß diese Wissenschaft ihnen vollständig fremd war. Die Einen sagten, sie sei ihnen zu trocken, die Anderen versicherten, daß sie nationalökonomische Werke zwar zu lesen versucht, nicht aber verstanden hätten . . .“

Die Bourgeoisie hat sich seitdem nicht geändert, sie ist noch ebenso unwissend.

Warum sollte sie übrigens auch studiren? ist sie ja doch mit dem Bestehenden zufrieden! Der Proletarier hingegen, der bei weitem nicht dieselben Gründe zur Zufriedenheit hat, denkt über die Lage, in die er versetzt ist, nach, sein Geist muß sich unwillkürlich mit der Frage beschäftigen, ob diese Lage unabänderlich ist, oder ob es nicht Mittel giebt, ihr zu entgehen; und er, der bescheidene Proletarier, wird naturgemäß darauf geführt, sich mit denselben Problemen zu beschäftigen, welche die größten Denker unserer Zeit beschäftigt haben, den Problemen der Social-Ökonomie. Diese Probleme zu ergründen, ihre Lösung zu versuchen, und zu diesem Zweck die Grundprincipien der sich mit ihnen beschäftigenden Wissenschaft darzulegen, das heißt, einem augenblicklich besonders gefühlten Bedürfnisse des intelligenten und organisirten Proletariats entgegenkommen, welches sich um das Banner der Socialdemokratie geschaart hat. Diesem Bedürfniß zu entsprechen, ist für die deutschen Arbeiter „Die Zukunft“ und „Die neue Gesellschaft“ in's Leben gerufen worden. Hoffentlich wird demselben nun auch für die französischen Arbeiter durch die Herausgabe der Revue „Le socialisme progressif“ bald abgeholfen werden. Denn wenn ich den Geist, welcher die Gründer dieser Monatschriften beseelt, recht begriffen habe, so verfolgen dieselben hauptsächlich die beiden Ziele: einerseits unter den Massen wirkliche Kenntnisse über die verschiedenen Zweige der Socialwissenschaft zu verbreiten, andererseits, den Gegnern des Socialismus zu beweisen, daß derselbe, weit davon entfernt, ein Phantasiegebild oder Hirngespinnst zu sein, vielmehr fest auf die positive Wissenschaft gegründet ist, und daß alle Zweige des menschlichen Wissens ihm abwechselnd die Waffen liefern.

Die Revue war also nöthig, um der großen Masse der Arbeiter das Studium der Socialwissenschaft zugänglich zu machen,

denn die gewöhnlichen Zeitungen haben schon ihre Aufgabe und werden für die Bedürfnisse des Tages durch Artikel über die Tactik in den politischen und wirthschaftlichen Kämpfen vollauf in Anspruch genommen. Was die umfangreichen Werke unserer Oekonomieprofessoren anbelangt, so haben die Arbeiter, mit sehr geringen Ausnahmen, weder Gelegenheit noch Zeit, sie zu lesen.

Indem ich mich auf diesen Standpunkt stellte, schien es mir völlig dem einem der Zwecke, welche die „Die Zukunft“ verfolgt, zu entsprechen, wenn ich den Versuch machte, in ihren Spalten einige Betrachtungen anzustellen über Das, was ich die Grundprincipien der Social-Oekonomie nenne, und was man vielleicht auch „die wissenschaftlichen Grundlagen der Social-Oekonomie“ betiteln könnte.

Ich habe mir demgemäß **vorgesehen** zu untersuchen:

- 1) Welches ist der **Gegenstand** d Social-Oekonomie, ihr **Ziel**, ihre **Rolle**, ihre **verschiedenen Handlungen** und die **Bestimmung**, **weld** ihr zukommt.
- 2) Welches ist der **Charakter** der **Grundgesetze** dieser Wissenschaft.
- 3) Welches sind ihre **Beziehungen** z den anderen **Zweigen des Wissens** und welchen **Platz** nimmt sie i der **Reihe** der **Wissenschaften** ein
- 4) Welches sind ihre **verschiedene Methoden** und **Erforschungsprocess**
- 5) Endlich, welches sind ihre **große natürlichen Abtheilungen** und **wi** müssen die **ökonomischen Erscheinungen** classificirt werden.

Wir werden der Erläuterung jedes dieser fünf Punkte eine besondere Studie widmen

(Fortsetzung folgt.)

Maximilian Robespierre. *)

Von Dr. Karl Brunnemann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Monat März brachte die Neben über die Aufhebung des droit de triage, d. h. des den Gutsherrschaften durch königliche Bestimmung von 1669 eingeräumten Rechts auf ein Dritteltheil des Gemeindeguts, für die sofortige Freilassung aller auf Grund von lettres de cachet

*) Es sind uns von verschiedenen Seiten aus Kreisen der Parteigenossen Zuschriften zugegangen, welche sich gegen die seitens des Herrn Verfassers acceptirte Auffassung Robespierre's aussprechen. Wir werden, um auch andere Anschauungen zum Worte kommen zu lassen, nach erfolgter Beendigung dieses Artikels aus der Feder eines auf dem Felde der geschichtlichen Erforschung der französischen Revolution ebenfalls sehr bewanderten Genossen eine Entgegnung bringen.

Die Redaction der „Zukunft“.

eingeferkerten Personen, gegen die Bestimmung, daß vor der Btheiligung an Wahlversammlungen sich ein Jeder über die Entrichtung der außerordentlichen contribution patriotique auszuweisen hab und gegen die commissaires royaux, di ähnlich der Stellung der Regierungsbevollmächtigten an den Universitäten der Gemeindebehörden und Gerichten zu deren Ueberwachung beigelegt werden sollten. Alles dies konnte natürlich nur dazu beitragen, die Wuth der Reactionär gegen Robespierre zu steigern, und si überschreiten denn auch die Organe der selben in ihren Ausfällen gegen ihn all Grenzen, so empfehlen beispielsweise di von Moyon und Mahet du Pan, zwe

fanatischen Anhängern der absoluten Monarchie, redigirten „Actes des Apôtres“, es mit Robespierre und den übrigen Demagogen ebenso zu machen, wie es die Bauern auf dem Felde mit den Kröten machten, nämlich sie aufzuspießen und an einem langsamen Feuer auf den Trümmern der Bastille zu verbrennen. Robespierre antwortete auf alle diese Liebenswürdigkeiten nur mit einem verächtlichen Schweigen, obwohl er damals ein eigenes Blatt hatte „l'Union ou le journal de la Liberté“, das gleichzeitig in französischer und englischer Sprache erschien. Er achtete sich und die Pressfreiheit zu sehr, und anderer Ansicht, als jener große Staatsmann, der sich die Strafanträge wegen Beleidigung sogar der Zeiterparnis halber hat drucken lassen, meinte er, um der Freiheit willen müßte man auch die Ausschreitungen der Presse mit in den Kauf nehmen.

Im April begannen die Verhandlungen über die Organisation judiciaire (Gerichtsverfassung), welche die Versammlung monatelang beschäftigten. Robespierre hat vielfach in die Debatte mit eingegriffen, aber obwohl seine Reden eine Fülle der fruchtbarsten Gedanken enthalten und es wohl verdienen, zur Kenntniß unserer Leser gebracht zu werden, müssen wir uns doch, wollen wir die uns gesteckte Grenze nicht weit überschreiten, darauf beschränken, die Tendenzen anzudeuten, die sich in den bezüglichen Reden aussprechen. Robespierre ist selbstverständlich für die Einrichtung von Geschworenengerichten, in denen er die wesentlichste Basis der Freiheit erkennt, aber er will sie im Gegensatz zu den übrigen Rednern, die für das Institut das Wort ergreifen, auch für die bürgerlichen Streitigkeiten. „Welchen Unterschied will man ausfindig machen zwischen den beiden Theilen unserer Procedure? In der einen handelt es sich um die Ehre und das Leben, in der anderen um die Ehre und das Vermögen. Wenn ein Criminalgerichtsverfahren ohne Ge-

schworene nicht genügt, um mir mein Leben und meine Ehre zu garantiren, so verhält es sich auch ebenso für das Civilverfahren, und ich verlange auch Geschworene für meine Ehre und mein Vermögen. Man hat gesagt, für die Civilgerichtsbarkeit sei diese Institution unmöglich. Menschen, welche frei sein wollen und das Bedürfniß dazu empfinden, sind fähig, alle Schwierigkeiten zu besiegen.“ Seiner Ansicht nach sollen die Geschworenen, 600 an der Zahl für das Departement, von den Wahlmännern in den einzelnen Bezirken gewählt werden. Aus diesen 600 werden 8 durch das Loos bestimmt, welche die jury d'accusation (Anklagejury) bilden und sich einmal in der Woche versammeln, und 16 für die jury de jugement, die einmal im Monat zusammenkommen. Sämmtliche Geschworene kann der Angeklagte verwerfen. Eine Verurtheilung kann nur bei Einstimmigkeit erfolgen. Die Ernennung der Geschworenen muß ganz unbeschränkt sein und durch das Volk geschehen. Die Aussagen sind schriftlich niederzulegen. Kein Angeklagter kann verurtheilt werden, wenn nicht die durch das Gesetz geforderten Beweise existiren, kein Angeklagter kann auf gesetzliche Beweise hin verurtheilt werden, wenn sie der Kenntniß oder der Ueberzeugung der Geschworenen zuwiderlaufen. Der unschuldig Befundene ist aus Staatsmitteln zu entschädigen. Das Recht der Anklage steht Jedem zu. Der Angeklagte hat das Recht, sich vertheidigen zu lassen, durch wen er will. Er verlangt ferner, um über Gesetz und Verfassung zu wachen, einen Cassationshof im Schooße des gesetzgebenden Körpers mit möglichst häufiger Erneuerung. Er verlangt Kriegsgerichte zu gleichen Theilen aus Officieren und Soldaten zusammengesetzt und will jeden Unterschied in der Art der Bestrafung aufgehoben wissen. Er dringt unter sofortiger Aufhebung des Châtelet auf Einsetzung eines höchsten Staatsgerichtshofes zur Aburtheilung aller Verbrechen gegen die Nation mit seinem

denn die gewöhnlichen Zeitungen haben schon ihre Aufgabe und werden für die Bedürfnisse des Tages durch Artikel über die Tactik in den politischen und wirtschaftlichen Kämpfen vollauf in Anspruch genommen. Was die umfangreichen Werke unserer Oekonomieprofessoren anbelangt, so haben die Arbeiter, mit sehr geringen Ausnahmen, weder Gelegenheit noch Zeit, sie zu lesen.

Indem ich mich auf diesen Standpunkt stellte, schien es mir völlig dem einem der Zwecke, welche die „Die Zukunft“ verfolgt, zu entsprechen, wenn ich den Versuch machte, in ihren Spalten einige Betrachtungen anzustellen über Das, was ich die Grundprincipien der Social-Oekonomie nenne, und was man vielleicht auch „die wissenschaftlichen Grundlagen der Social-Oekonomie“ betiteln könnte.

Ich habe mir demgemäß vorgenommen, zu untersuchen:

- 1) Welches ist der Gegenstand der Social-Oekonomie, ihr Ziel, ihre Rolle, ihre verschiedenen Wandlungen und die Bestimmung, welche ihr zukommt.
- 2) Welches ist der Charakter der Grundgesetze dieser Wissenschaft.
- 3) Welches sind ihre Beziehungen zu den anderen Zweigen des Wissens, und welchen Platz nimmt sie in der Reihe der Wissenschaften ein.
- 4) Welches sind ihre verschiedenen Methoden und Erforschungsproceffe.
- 5) Endlich, welches sind ihre großen natürlichen Abtheilungen und wie müssen die ökonomischen Erscheinungen classificirt werden.

Wir werden der Erläuterung jedes dieser fünf Punkte eine besondere Studie widmen.

(Fortsetzung folgt.)

Maximilian Robespierre. *)

Von Dr. Karl Brunnemann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Monat März brachte die Nebenüber die Aufhebung des droit de triage, d. h. des den Gutsherrschaften durch königliche Bestimmung von 1669 eingeräumten Rechts auf ein Drittel des Gemeindeguts, für die sofortige Freilassung aller auf Grund von lettres de cachet

eingeferkerten Personen, gegen die Bestimmung, daß vor der Betheiligung an Wahlversammlungen sich ein Jeder über die Entrichtung der außerordentlichen contribution patriotique auszuweisen habe und gegen die commissaires royaux, die ähnlich der Stellung der Regierungsbevollmächtigten an den Universitäten den Gemeindebehörden und Gerichten zu deren Ueberwachung beigelegt werden sollten. Alles dies konnte natürlich nur dazu beitragen, die Wuth der Reactionäre gegen Robespierre zu steigern, und so überschreiten denn auch die Organe derselben in ihren Ausfällen gegen ihn alle Grenzen, so empfehlen beispielsweise die von Royon und Mahet du Pan, zwei

*) Es sind uns von verschiedenen Seiten aus Kreisen der Parteigenossen Zuschriften zugegangen, welche sich gegen die seitens des Herrn Verfassers acceptirte Auffassung Robespierre's aussprechen. Wir werden, um auch andere Anschauungen zum Worte kommen zu lassen, nach erfolgter Beendigung dieses Artikels aus der Feder eines auf dem Felde der geschichtlichen Erforschung der französischen Revolution ebenfalls sehr bewanderten Genossen eine Entgegnung bringen.

Die Redaction der „Zukunft“.

fanatischen Anhängern der absoluten Monarchie, redigirten „Actes des Apôtres“, es mit Robespierre und den übrigen Demagogen ebenso zu machen, wie es die Bauern auf dem Felde mit den Kröten machten, nämlich sie aufzuspießen und an einem langsamen Feuer auf den Trümmern der Bastille zu verbrennen. Robespierre antwortete auf alle diese Lebenswürdigkeiten nur mit einem verächtlichen Schweigen, obwohl er damals ein eigenes Blatt hatte „l'Union ou le journal de la Liberté“, das gleichzeitig in französischer und englischer Sprache erschien. Er achtete sich und die Pressfreiheit zu sehr, und anderer Ansicht, als jener große Staatsmann, der sich die Strafanträge wegen Beleidigung sogar der Zeitersparniß halber hat drucken lassen, meinte er, um der Freiheit willen müßte man auch die Ausschreitungen der Presse mit in den Kauf nehmen.

Im April begannen die Verhandlungen über die Organisation judiciaire (Gerichtsverfassung), welche die Versammlung monatelang beschäftigten. Robespierre hat vielfach in die Debatte mit eingegriffen, aber obwohl seine Reden eine Fülle der fruchtbarsten Gedanken enthalten und es wohl verdienen, zur Kenntniß unserer Leser gebracht zu werden, müssen wir uns doch, wollen wir die uns gesteckte Grenze nicht weit überschreiten, darauf beschränken, die Tendenzen anzudeuten, die sich in den bezüglichen Reden aussprechen. Robespierre ist selbstverständlich für die Einrichtung von Geschworenengerichten, in denen er die wesentlichste Basis der Freiheit erkennt, aber er will sie im Gegensatz zu den übrigen Rednern, die für das Institut das Wort ergreifen, auch für die bürgerlichen Streitigkeiten. „Welchen Unterschied will man ausfindig machen zwischen den beiden Theilen unserer Prozedur? In der einen handelt es sich um die Ehre und das Leben, in der anderen um die Ehre und das Vermögen. Wenn ein Criminalgerichtsverfahren ohne Ge-

schworene nicht genügt, um mir mein Leben und meine Ehre zu garantiren, so verhält es sich auch ebenso für das Civilverfahren, und ich verlange auch Geschworene für meine Ehre und mein Vermögen. Man hat gesagt, für die Civilgerichtsbarkeit sei diese Institution unmöglich. Menschen, welche frei sein wollen und das Bedürfniß dazu empfinden, sind fähig, alle Schwierigkeiten zu besiegen.“ Seiner Ansicht nach sollen die Geschworenen, 600 an der Zahl für das Departement, von den Wahlmännern in den einzelnen Bezirken gewählt werden. Aus diesen 600 werden 8 durch das Loos bestimmt, welche die jury d'accusation (Anklagejury) bilden und sich einmal in der Woche versammeln, und 16 für die jury de jugement, die einmal im Monat zusammenkommen. Sämmtliche Geschworene kann der Angeklagte verwerfen. Eine Verurtheilung kann nur bei Einstimmigkeit erfolgen. Die Ernennung der Geschworenen muß ganz unbeschränkt sein und durch das Volk geschehen. Die Aussagen sind schriftlich niederzulegen. Kein Angeklagter kann verurtheilt werden, wenn nicht die durch das Gesetz geforderten Beweise existiren, kein Angeklagter kann auf gesetzliche Beweise hin verurtheilt werden, wenn sie der Kenntniß oder der Ueberzeugung der Geschworenen zuwiderlaufen. Der unschuldig Befundene ist aus Staatsmitteln zu entschädigen. Das Recht der Anklage steht Jedem zu. Der Angeklagte hat das Recht, sich vertheidigen zu lassen, durch wen er will. Er verlangt ferner, um über Gesetz und Verfassung zu wachen, einen Cassationshof im Schooße des gesetzgebenden Körpers mit möglichst häufiger Erneuerung. Er verlangt Kriegsgerichte zu gleichen Theilen aus Officieren und Soldaten zusammengesetzt und will jeden Unterschied in der Art der Bestrafung aufgehoben wissen. Er bringt unter sofortiger Aufhebung des Châtelet auf Einsetzung eines höchsten Staatsgerichtshofes zur Aburtheilung aller Verbrechen gegen die Nation mit seinem

und weniger Tugend auf, als die Länder, die durch Blutgesetze regiert werden? Glauben Sie, daß Rom in den schönen Tagen seines Ruhmes, als die lex Porcia die strengen Strafen, die durch die Könige und die Decemviri aufgebracht waren, beseitigt hatte, durch Verbrechen mehr besudelt wurde, als unter Sylla, der sie wieder herstellte, oder unter den Kaisern, welche dieselbe, ihrer nichtswürdigen Tyrannei würdig, auf die Spitze trieben? Ist in Rußland das Oberste zu unterst gefehrt, seitdem der Despot, der es regiert, die Todesstrafe ganz unterdrückt hat, als ob er durch diesen Act von Humanität und Philosophie sein Verbrechen habe gut machen wollen, Millionen von Menschen unter dem Joch der absoluten Gewalt zu halten?“

„Hören Sie auf die Stimme der Gerechtigkeit und der Vernunft: sie ruft Ihnen laut genug zu, daß menschliche Urtheile niemals unfehlbar sind, so daß der Mensch dem Menschen den Tod geben dürfte, weil er dazu von anderen Menschen verurtheilt worden ist, weil ja diese dem Irrthume gerade so unterworfen sind, wie er selber. Und hätten Sie sich das vollkommenste Gerichtsverfahren ausgedacht und hätten Sie die aufgeklärtesten und unparteiischsten Richter ausfindig gemacht, es bliebe immer noch Platz für Irrthum und Voreingenommenheit. Warum sich also die Mittel verfagen, den Irrthum wieder gut zu machen? Warum sich in die Unmöglichkeit versetzen, der unterdrückten Unschuld eine hülfreiche Hand reichen zu können? Was nützt hernach das unfruchtbare Bedauern, das sie einem leeren Schatten, einem gefühllosen Haufen Asche nachrufen? Sie sind die traurigen Beweise für die barbarische Verruchtheit Ihrer Strafgesetze. Dem Menschen die Möglichkeit nehmen, seine Unthat durch seine Reue und durch Thaten der Tugend zu sühnen, ihm mitleidslos die Rückkehr zur Tugend, zur Selbstachtung verschließen, ihn in das Grab hinabstoßen, noch ganz

bedeckt mit dem frischen Makel seines Verbrechen, ist in meinen Augen die raffinierteste Grausamkeit.“

„Die erste Pflicht des Gesetzgebers besteht darin, die öffentlichen Sitten, die Quelle aller Freiheit, die Quelle alles socialen Glücks, zu bilden und zu erhalten. Wenn er sich, um nach einem Sonderziel zu streben, von diesem allgemeinen und wesentlichen Ziele entfernt, so begeht er den größten und verhängnißvollsten aller Irrthümer. Das Gesetz muß den Völkern immer das reinste Modell der Gerechtigkeit und Vernunft bieten. Wenn Sie an die Stelle dieser mächtigen, ruhigen, maßvollen Strenge, die das Gesetz charakterisiren soll, den Zorn und die Rachsucht setzen, wenn Sie Menschenblut vergießen, das sie vermeiden können und nicht das Recht haben zu vergießen, wenn Sie vor den Augen des Volkes Scenen der Grausamkeit und von dem Todesinstrument zerrissene Cadaver ausbreiten, dann fälschen Sie in den Herzen der Bürger die Idee von Recht und Unrecht, dann lassen Sie in dem Schooße der Gesellschaft grausame Vorurtheile erstehen, die ihrerseits wieder andere erzeugen werden. Der Mensch ist dann nicht mehr für den Menschen ein so heiliger Gegenstand; man erhält eine weniger große Idee von seiner Würde, wenn man die öffentliche Gesellschaft mit seinem Leben spielen sieht. Die Idee des Mordes flößt weniger Schrecken ein, wenn das Gesetz selbst das Beispiel und das Schauspiel davon bietet; der Abscheu vor dem Verbrechen nimmt ab, sobald das Gesetz dasselbe nur wieder durch ein anderes Verbrechen straft. Hüten Sie sich davor, die Wirksamkeit der Strafe mit dem Uebermaß der Strenge zu verwechseln, diese ist das absolute Gegentheil von dem andern. Alles unterstützt die maßvollen Gesetze, Alles conspirt gegen die grausamen.“

„Man hat die Beobachtung gemacht, daß in den freien Ländern die Verbrechen seltener und das Strafgesetz milber war.

Alle Ideen hängen mit einander zusammen. Die freien Länder sind diejenigen, in denen die Rechte des Menschen respectirt werden und in denen dementsprechend die Gesetze gerecht sind. Ueberall da, wo sie die Menschlichkeit beleidigen durch ein Uebermaß von Strenge, da ist dies ein Beweis, daß die Würde des Menschen dort noch nicht erkannt worden ist, daß die Würde des Bürgers dort nicht existirt; es ist dies ein Beweis, daß der Gesetzgeber dort nur ein Herr ist, der über Sklaven gebietet und der sie unbarmherzig nach seiner Laune züchtigt. Ich stelle den Antrag, die Todesstrafe abzuschaffen.“

Daneben läßt er sich aber auch sonst keine Gelegenheit entgehen, für die Rechte des Volkes einzustehen und gleiches Recht für Alles, was Menschenantlig trägt, zu beanspruchen. So bricht er noch einmal gelegentlich der Unruhen, die in St. Jean de Luz, Departement Basses-Pyrénées, bei Abhaltung der Gemeindevahlen stattgefunden haben, für Beseitigung eines jeden Censur und für allgemeines, gleiches, freies Wahlrecht sehr energisch eine Lanze, denn es ist ihm eine Ungeheuerlichkeit, das Geld zum Kriterium für die politische Wahlfähigkeit machen zu wollen; und sicherlich wären der Revolution alle die Bluttthaten, die sie später befechten sollten, erspart geblieben, wenn man auf seine Stimme gehört und solche Ungleichheiten nicht gutgeheißen und in die Verfassung gebracht hätte, welche die große Masse der Besitzlosen kränken mußten. So verlangt er Jagdfreiheit für Jedermann und eine billige Entschädigung der Pächter geistlicher Güter bei Aufhebung der Pacht, wie es Klugheit und Gerechtigkeit verlangten, aber die Versammlung, weit entfernt, der arbeitenden Klasse dieselbe Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie der besitzenden Mittelklasse, aus der sie größtentheils selber hervorgegangen und deren Herrschaft sie an die Stelle des anciens régimes setzte, ging darauf nicht ein, so wenig wie sie ihm beistimmte, als er auf die Gefahren

aufmerksam machte, die ein gewaltsames Einschreiten gegen eine durch Mangel aufgeregte Menge nach sich ziehen könnte. Und dieselbe politische Scharfsichtigkeit bewies er, als er in Paris den Bezirksversammlungen das Recht wahren wollte, bis zur Befestigung der Verfassung so oft zusammentreten zu dürfen, wie sie wollten, und nachher mindestens einmal monatlich, um so der öffentlichen Meinung Gelegenheit zu geben, sich über Alles zu bilden und auszusprechen.

Am 15. Mai machte der Minister Montmorin-Saint-Hérem der Versammlung die Mittheilung, daß der König Rüstungen beabsichtige für den Fall eines Krieges zwischen England und Spanien und gab dadurch Veranlassung zu langen Debatten über die Frage: wer soll das Recht haben, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen? durch deren richtige Beantwortung denn allerdings auch einzig und allein die Entscheidung darüber bedingt wird, ob ein Volk wahrhaft oder nur scheinbar frei ist. Robespierre verlangt darum auch, daß die Nation ihren Vertretern das Recht anvertrauen muß, Krieg und Frieden zu machen, aber nicht der Regierung. „Man muß dieses Recht Demjenigen übertragen, der am wenigsten Interesse hat, es zu mißbrauchen, der gesetzgebende Körper wird dieses Recht nicht mißbrauchen, aber der König, ausgestattet mit einer mächtigen Dictatur, kann sich dadurch fürchtbar machen und Freiheit und Verfassung angreifen. Der König wird sich immer versucht fühlen, Krieg zu erklären, um seine Prätogative zu vergrößern, die Repräsentanten der Nation dagegen werden immer ein directes und oft selbst persönliches Interesse haben, den Krieg zu verhindern, denn sie treten in die Klasse der Bürger zurück, und der Krieg trifft alle Bürger. Als wenn die Streitigkeiten der Könige noch die der Bürger sein könnten?“ Allein die Versammlung entschied sich zwar für die Erklärung des Krieges durch die Versamm-

lung, aber auf den Antrag der Regierung, und als diese nun mit dem betreffenden Antrage vor die Versammlung trat, versuchte es Robespierre aus demselben Grunde noch einmal, das Land davor zu bewahren: „Jeder hat seine eigene Weise zu sehen. Wenn ich den Gang prüfe, den Diejenigen eingehalten haben, welche auf unsere Berathungen Einfluß ausüben wollen, so finde ich nur Grund zum Mißtrauen. Die, für welche der Krieg das erste Bedürfniß ist, weil sie in ihm das sicherste Mittel erkennen, sich der Revolution widersetzen zu können, die sie in Verzweiflung versetzt, sehen vielleicht nicht mit denselben Augen wie ich.“

Mit Erfolg dagegen trat er für die Wahl der Geistlichen durch das Volk ein: „Alle öffentlichen Beamtungen haben zum Zweck das Glück und das Wohl der Gesellschaft; da die Geistlichen Beamte sind, eingesetzt zum Glück und zum Wohle der Gesellschaft, so müssen sie auch von dieser ernannt werden, und der Gesellschaft steht allein das Recht zu, das Maß ihrer Befoldung zu bestimmen.“ Für die Befoldung der Geistlichen legte er der Versammlung an's Herz, nicht zu vergessen, daß der arme und wohlthätige Stifter unserer Religion gewollt hat, daß seine Jünger arm seien; „er wußte, daß sie durch Reichthum verderbt werden würden, er wußte, daß die reichsten nicht auch die großmüthigsten sind.“

Wie wenig sich Robespierre durch persönliche Bedenken bestimmen ließ, sondern stets unentwegt die Bahn verfolgte, die ihm sein Gewissen vorschrieb, ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung, bewies er auf's Schlagendste dadurch, daß er sich am 25. Juni aus purer Gerechtigkeitsliebe des Deputirten Lantrec, seines politischen Gegners, annahm, der wegen contrerevolutionärer Umtriebe verhaftet worden war. Bei dieser Gelegenheit sprach sich Robespierre zugleich über die Unverletz-

keit der Deputirten folgendermaßen aus: „Was heißt Unverletzlichkeit? Es ist kein Privileg und doch ist es etwas mehr als das gemeine Recht der übrigen Bürger. Es ist selbstverständlich, daß keine Gewalt sich über die Repräsentanten der Nation erheben, keine andere Körperschaft über die Geschicke der Repräsentanten entscheiden darf. Aber, wird man mir sagen, wenn sie schuldig sind, müssen sie doch bestraft werden! Ohne Zweifel, ja; aber man muß die Frage auf diesen Punkt zurückführen: darf es einen Gerichtshof geben, der die Repräsentanten des Volkes schuldig erklären kann? Wenn man diese Frage mit Ja beantwortet, so ist es klar, daß dieser Gerichtshof über ihr Geschick entscheiden kann. Wenn er nicht über ihr Geschick ohne die Förmlichkeit einer Proceedur entscheiden kann, so wird er es mit einer ungerechten Proceedur und durch ungerechte Urtheile können. Und ist die Unverletzlichkeit aufgehoben, so existirt die Unabhängigkeit der Vertreter der Nation nicht mehr. Damit sie ihre Unverletzlichkeit genießen können, dürfen sie durch keine andere, von ihnen abgesonderte Gewalt angegriffen werden können, und keine Entscheidung darf sie treffen, die nicht von einer Gewalt ausgeht, welche der ihrigen gleich ist, eine solche giebt es aber nicht. Es giebt nur eine Gewalt, die höher steht, das ist die Nation selber. Wenn sie sich als Körperschaft versammeln könnte, so würde sie ihr wahrer Richter sein. Wenn Sie diese Principien nicht anerkennen, so machen Sie den gesetzgebenden Körper von einer der bestehenden Gewalten abhängig, die, um Sie aufzulösen, nur einen Jeden von Ihnen einzeln zur Untersuchung zu ziehen haben würde und Sie so zur Nichtigkeit führen könnte, und alle diese so großen und wahren Ideen von Unabhängigkeit und Freiheit würden nur noch Chimären sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueberproduction.

Seit langer Zeit hat die Tagespresse, wie nach einer einheitlich ausgegebenen Parole, die Behauptung aufgestellt und in mehr oder minder geistloser Weise zu vertreten gesucht, daß die Grundanschauungen der Socialisten und demgemäß auch die Begründung ihrer Forderungen im directen Gegensatz zu allen Lehrsätzen der Volkswirtschaft ständen. Namentlich hat man die Richtigkeit der Marx'schen Werth- und Mehrwerththeorie energisch bekämpfen zu müssen geglaubt, weil man eingesehen hat, daß die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Theorie jeden christlichen Menschen zur Anerkennung ihrer Consequenzen führen müsse. Es ist ein drückendes Gefühl für die Wohlhabenden und Reichen, sich sagen zu müssen, daß alles arbeitslose Einkommen, also alle Besizrente, in letzter Instanz nur durch einen Abzug am Arbeits- Ertrage der Lohnarbeiter entstehen kann; eine „gefälschte Wissenschaft“, wie A. Lange sie treffend bezeichnet, hat diese Thatsache zu vertuschen und durch allerlei Phrasen zu verdecken gesucht, was ihr ja auch für den größten Theil unserer „Gebildeten“ in der That geglückt zu sein scheint.

Ueberall, wo es gilt, die Lehren des Liberalismus zu vertheidigen, ist man gern bereit, auf die von Adam Smith entdeckten „ewigen Wahrheiten“ Bezug zu nehmen; daß aber schon Adam Smith offen und ehrlich anerkannt hat, alles Einkommen der Grundbesitzer und Kapitalisten entstehe durch einen Abzug am Arbeits- Ertrage der Lohnarbeiter, das weiß man nicht oder will man nicht wissen, weil man sonst zugestehen müßte, daß die von Carl Marx aufgestellte Lehre von der Entstehung des Mehrwerths nur eine Consequenz der Smith'schen Auffassung sei.

Es ist bezeichnend, daß der Glaube an die Heiligkeit des heutigen Privat-Eigen-

thums selbst einen Adam Smith veranlaßt hat, die Consequenzen seiner Sätze überall da zu verschweigen, wo dieselben mit der bestehenden Eigenthums-Ordnung in Conflict gerathen müßten.

„Der ursprüngliche Zustand,“ — schreibt er im 8. Kapitel — „in welchem der Arbeiter den ganzen Ertrag seiner Arbeit genoss, konnte nicht über die Aneignung des Bodens und die Anhäufung der Kapitalien hinaus dauern. Er war mithin zu Ende, lange bevor die wichtigsten Fortschritte in der Entwicklung der schaffenden Kraft der Arbeit stattgefunden hatten, und es würde zwecklos sein, weiter untersuchen zu wollen, welchen Einfluß er auf die Belohnung der Arbeit, den Arbeitslohn, hätte haben können.“

Heute, wo die sociale Frage allen Ständen und Klassen der Bevölkerung, den Reichen wie den Armen, den Rentiers ebenso gut wie den Unternehmern und Arbeitern, auf den Nägeln brennt, heute ist es dringende Pflicht, zu untersuchen, welchen Einfluß die Trennung der Arbeiter von den Arbeitsmitteln nicht nur auf die Belohnung der Arbeit, sondern auch auf die wirthschaftlichen Zustände der ganzen Gesellschaft ausübt.

„Sobald der Boden Privat-Eigenthum wird“ — fährt A. Smith fort — „verlangt der Besizer einen Theil von fast allen Erzeugnissen, welche der Arbeiter auf demselben hervorbringen oder sammeln kann. Die Rente, welche er erhebt, bildet den ersten Abzug von dem Ertrage der auf den Boden verwendeten Arbeit.“

„Es ist selten der Fall, daß Derjenige, welcher das Land bestellt, so viel besitzt, um sich bis zur Ernte aus eigenen Mitteln zu erhalten. Gewöhnlich wird sein Unterhalt aus dem Kapital eines

Brodherrn, des Pächters, der ihm Arbeit giebt, vorgeschossen, der aber kein Interesse haben könnte, ihn anzustellen, wollte er nicht an dem Ertrage seiner Arbeit Theil nehmen oder sein Kapital nebst einem Gewinne durch dieselbe ersetzt sehen. Dieser Gewinn bildet den zweiten Abzug von dem Ertrage der auf den Boden verwendeten Arbeit.

„Einem solchen Gewinn = Abzuge unterliegt der Ertrag fast einer jeden andern Arbeit. In fast allen Handwerken und Fabrik-Unternehmungen bedürfen die meisten Arbeiter eines Brodherrn, der ihnen die Materialien zu ihrer Arbeit giebt und ihnen bis zu deren Vollendung Lohn und Unterhalt vorschießt. Er nimmt einen Theil des Ertrages ihrer Arbeit oder des Wertes, welchen diese zu den von ihm gelieferten Materialien hinzuthut, und in diesem Antheil liegt sein Gewinn.“

Offener und ehrlicher, als es hier geschieht, kann die Entstehung des arbeitslosen Einkommens aus einem Abzug von dem Arbeitsertrag der Lohnarbeiter schwerlich zugestanden werden. Natürlich wird diese Ansicht nicht als eine von Adam Smith aufgestellte „ewige Wahrheit“ anerkannt, sondern einfach als eine socialistische Verdrehung ausgegeben und bekämpft.

Die Folgen der durch einen Abzug am Arbeitsertrage entstehenden Besizrente treten von Jahr zu Jahr immer offenkundiger und schreckenerregender zu Tage; da man aber die von A. Smith anerkannte Thatfache nicht zugestehen will, sucht man die Folgen derselben in der wunderbarsten Weise auf andere Ursachen zurückzuführen.

Unsere ganze Gesellschaft krankt an dem Mangel an Absatz ihrer Producte. Jeder Landwirth kann mehr Korn und Vieh produciren und zum Markte bringen, ihm nur ein sicherer Absatz und höhrender Preis in Aussicht gestellt wird. Alle unsere Bergwerke könnten und

würden bedeutend größere Mengen von Kohlen und Erzen zu Tage fördern, alle Maschinenbau-Anstalten das Doppelte und Dreifache an Maschinen bauen, alle Fabriken ihre Production um ein Vielfaches erhöhen, alle Kleinmeister mehr Arbeit liefern, sobald ein sicherer Absatz für die Producte vorhanden ist.

Es fehlt uns weder an Rohmaterialien noch an Arbeitskraft; die kurze Zeit, in welcher bei dem starken Aufschwung der Industrie in den ländlichen Districten über Arbeitermangel geklagt wurde, ist schnell genug vorübergegangen und viele Besitzer haben im Laufe des vergangenen Sommers die zum Ersatz der fehlenden Arbeitskräfte angeschafften Nähmaschinen unbenützt stehen lassen, weil sich ihnen genug Arbeiter bei niedrigen Löhnen zum Aebnten des Getreides zur Verfügung stellten.

Ueber Mangel an Absatz und übermäßig starke Concurrenz klagen alle Producenten. Die jetzt in's Leben getretene schutzöllnerische Bewegung verdankt ihr Entstehen der Furcht, daß die ausländische Concurrenz den Absatz im Inlande erschweren werde. Die Differenzen über den Abschluß eines Handelsvertrages mit Oesterreich basiren auf dem mit mehr oder minder großer Energie vertretenen Bestreben, Absatzwege für die eigene Production zu gewinnen und dem Gegner den Absatz nach dem Inlande zu erschweren. In der Frage der Erlangung eines recht großen Absatzgebietes für die Producte der Landwirthschaft und Industrie liegt ein großes Stück der ganzen socialen Frage.

Sobald der Absatz der Producte stockt, werden Arbeiter entlassen, stehen Fabriken, Bergwerke und Hochöfen still, die Kapitalisten erleiden enorme Verluste an ihrem Kapital und die Arbeiter hungern. Es ist dann immer mehr Waare vorhanden, als verkauft werden kann, die Ueberproduction zwingt zur Einstellung der Production, zur Außerbetriebsetzung der Fabriken.

Ueberproduction! Welch' wunderbarer Ausdruck! Es ist zu viel Getreide da — und die Arbeiter hungern. Es ist zu viel Tuch und Leder, zu viel Baumwollen- und Leinen-Zeug da — und die Mehrzahl der Arbeiter geht in Lumpen oder hat so mangelhafte Kleidung, daß sie sich den Unbilden des Wetters nicht aussetzen kann. Wir haben zu viel Steine und Holz, zu viel Eisen und Glas, zu viele Materialien, um Häuser und Wohnungen zu bauen und einzurichten; wir haben Häuser und Wohnungen leer stehen — und die Asyle für Obdachlose sind überfüllt. Die Kohlenbergwerke hören mit der Förderung auf, weil die vorhandenen Maschinen keinen Absatz finden, weil bereits zu viel Kohlen aus dem Schooß der Erde hervorgeholt sind — und Hunderttausende müssen in ungeheizten Stuben leben und arbeiten! Kann man bei solchen Verhältnissen im Ernst von einer Ueberproduction reden? Wenn man aus den vorhandenen Vorräthen nur den dringendsten Bedarf der Menschen befriedigen wollte, es würde sich sofort zeigen, daß nicht nur nicht zu viel, sondern noch lange nicht genug producirt worden ist, daß die Gesellschaft rastlos thätig sein müßte, um nur den wirklich vorhandenen Bedarf zu befriedigen. Der Mangel an Absatz legt die Production lahm, und doch ist der Bedarf noch lange nicht gedeckt! Die Kaufleute möchten gern verkaufen, die Unternehmer möchten gern produciren, die Arbeiter möchten gern arbeiten, aber Allen tritt der Mangel an Absatz hindernd und hemmend in den Weg! Woher diese abnorme Erscheinung?

„Das, was ein Volk im Jahr erarbeitet, ist die Quelle, aus der es das Nöthige für die Lebensbedürfnisse und Genüsse schöpft, die es jährlich zu befriedigen hat; und diese Befriedigung geschieht entweder unmittelbar durch das Erzeugniß jener Arbeit, oder durch die Gegenstände, die ein Volk für den Ertrag seiner Arbeit fremden Völkern abkauft. Je nachdem also

jener Ertrag, oder das dafür Gekaufte, in größerem oder geringerem Verhältniß zu der Zahl der Verzehrenden steht, wird ein Volk mehr oder minder gut mit Dem, dessen es bedarf, versorgt sein.“ So beginnt Ad. Smith sein vielgenanntes, aber verhältnißmäßig wenig bekanntes Werk.

Das heißt mit anderen Worten: So viel Genußmittel ein Volk im Laufe des Jahres herzustellen im Stande ist, so viele Genußmittel kann es auch verbrauchen. Oder ganz trivial: der Werth der im Laufe des Jahres erzeugten Waaren ist immer so groß, daß man dafür die Gesamtmasse dieser Waaren kaufen kann.

Je mehr aber jetzt ein Volk producirt, um so schneller geräth es in den Zustand der sogenannten Ueberproduction, um so größer ist die unverkäuflich daliegende Waarenmasse! Und doch reicht der Werth der erzeugten Waaren aus, diese Waaren zu kaufen. Wie kommt es, daß die Käufer sich nicht finden, da der Bedarf nach den Waaren doch vorhanden ist?

Die Erklärung dieser unleugbaren Erscheinung ist wegen der tausendfach verschlungenen Verhältnisse unserer Production und Distribution und Consumption sehr schwierig. Läßt man aber all' die complicirten Zustände der heutigen Gesellschaft bei Seite, stellt man sich die Sachlage in ganz einfacher Weise vor, so wird man sofort den Grundfehler unserer wirthschaftlichen Lage erkennen und zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Complicirtheit der Production diesen Grundfehler wohl zu verschleiern, nicht aber aufzuheben im Stande ist.

Greifen wir also zu einem ähnlichen Beispiel, wie es von Thünen zur Begründung des natürlichen Arbeitslohns gethan, stellen wir uns den den isolirten Staat vor.

Auf einer isolirten Insel, auf welcher die heutige Produktionsweise mit Privat-Eigenthum und Lohnarbeit noch nicht eingeführt ist, leben 1000 Arbeiter mit ihren Familien. Das Arbeitsproduct dieser

1000 Arbeiter, deren Familien wir der einfacheren Rechnung halber aus dem Spiel lassen, genügt, um alle Bewohner der Insel reichlich mit den nöthigen Lebensmitteln an Wohnung, Kleidung und Nahrung zu versehen. Zweihundert Arbeiter treiben Landwirthschaft und Viehzucht, 200 Bergbau und Hüttenbetrieb, 200 verarbeiten die Metalle, Steine und Holz, 200 beschäftigen sich mit der Herstellung aller Art Bekleidungsgegenstände, und die übrigen 200 sind im Baugewerbe thätig. Jede dieser Gruppen behält ein Fünftel ihres Arbeitsproductes zur Deckung des eigenen Bedarfs und tauscht mit einem anderen Fünftel ihres Arbeitsertrages von jeder der anderen Gruppen je ein Fünftel von deren Producten ein. Dann ist jede Gruppe resp. jedes einzelne Mitglied mit Allem versehen, was überhaupt producirt werden konnte, und Production und Consumtion decken sich vollständig.

Nach Einführung der heutigen Productionsweise, der auf dem Privat-Eigenthum der Unternehmer und der Eigenthumslosigkeit der Arbeiter basirenden Lohnarbeit, ist das Verhältniß auf unserer isolirten Insel dasselbe geblieben, nur haben sich fünf Kapitalisten, die zu gleicher Zeit Unternehmer sind, der Production bemächtigt, und jeder von ihnen beschäftigt jetzt die früher selbstständigen 200 Menschen als Lohnarbeiter. Die Masse der erzeugten Güter bleibt dieselbe; da aber der Arbeitsertrag der Lohnarbeiter jetzt nicht mehr diesen, sondern dem Unternehmer gehört, und als Arbeitslohn nur ein Theil, sagen wir, die Hälfte des Arbeitsertrages gezahlt wird, bleibt jedem der fünf Unternehmer der Arbeitsertrag von 100 Arbeitern als Unternehmergewinn und Kapitalzins übrig.

Der directe Austausch zwischen den verschiedenen Gruppen hat nun ein Ende genommen; die Arbeiter, welche ihren Lohn in Geld bezahlt bekommen, kaufen für denselben ihre Bedürfnisse von den

fünf Unternehmern. Da sie nur die Hälfte ihres Arbeitsertrages als Lohn erhalten, können sie den Unternehmern auch nur die Hälfte der vorräthig lagernden Waaren abkaufen. Jeder Unternehmer aber hat für sich allein den Arbeitsertrag von 100 Menschen zu verzehren; jeder tauscht resp. kauft vom andern die von demselben feilgehaltenen Waaren ein, er hat also bei gleicher Consumtion den Jahres-Ertrag von 20 Mann von jeder Producten-Gruppe zu seiner Verfügung, während die 1000 Arbeiter sich mit dem Arbeitsproduct von 500 Arbeitern begnügen müssen.

Keiner der Unternehmer ist im Stande, die ihm zufallende Masse von Producten zu verbrauchen, da diese Waaren den einfachen Bedürfnissen der Arbeiter entsprechend gearbeitet sind. Es ist unmöglich, zwanzig Mal so viel Nahrung, Kleidung und Wohnung zu verbrauchen, als bei auskömmlicher Production und gerechter Vertheilung auf eine Person entfallen; die Unternehmer haben bei diesem Modus nichts weiter erreicht, als daß sie selbst mit der Fülle der ihnen zufallenden Genußmittel Nichts anzufangen wissen, während die Arbeiter auf halbe Rationen gesetzt sind.

In einem solchen Zustand werden die fünf Unternehmer zur Fabrication von Luxuswaaren greifen. Jeder von ihnen weiß, daß in seinem Geschäftszweige 100 Arbeiter genügen, den Bedarf aller Arbeiter an ordinären Waaren herzustellen; wohlverstanden, nicht den wirklichen Bedarf, sondern nur diejenige Menge von Gebrauchswerthen, welche die Arbeiter mit dem ihnen zufallenden Arbeitslohn zu kaufen im Stande sind. Jeder Unternehmer läßt also hundert Arbeiter die bisher üblichen Waaren anfertigen und verwendet seine übrigen hundert Arbeiter zur Herstellung von Luxuswaaren.

Es braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden, daß es in allen Ge-

schäftsweigen möglich ist, Luxusproducte anzufertigen; das in jeder Arbeitsabtheilung erzeugte Quantum von Waaren wird nun zu einem Fünftel von dem betreffenden Unternehmer selbst verbraucht, während er sich für die übrig bleibenden vier Fünftel von jedem seiner Mit-Unternehmer ein Fünftel von dessen Luxuswaaren eintauscht. Nunmehr ist Jeder von ihnen im Stande, den Arbeits-Ertrag von 100 Arbeitern zu verbrauchen. Die Einführung des Privat-Eigenthums hat es zuwege gebracht, daß 1000 Arbeiter nur die Hälfte ihres Arbeits-Productes zu verzehren haben, damit fünf Menschen in Hülle und Fülle leben, in übertriebenem Luxus prassen können.

Dies in wenig Strichen gezeichnete Bild ist eine getreue Copie der Zustände, in welchen sich Production und Consumption im Alterthum und Mittelalter befunden haben. Die Sklaven, Hörigen und Leibeigenen schmachteten bei schwerer Arbeit und erhielten nur die ordinärsten und gerade zur Erhaltung des Lebens ausreichenden Lebensmittel, während die Herren den übrigen Theil des Arbeitsertrages in immer raffinirter werdendem Luxus vergeudeten.

Ganz anders aber gestaltet sich die Sache mit dem Auftreten der kapitalistischen Produktionsweise. Wir kehren zur Darstellung der sich hieraus entwickelnden Zustände zu unserer isolirten Insel zurück.

Die fünf Unternehmer haben sich im Laufe der Zeit zu wirklichen Kapitalisten entwickelt; es liegt ihnen also nicht mehr nur daran, herrlich und in Freuden zu leben, sie wollen auch nach dem volkswirtschaftlichen Sparrecept verfahren und ihr Kapital vermehren. Sie beschließen also, nicht mehr den Arbeitsertrag von 100 Menschen zu verbrauchen, sondern sich mit der Hälfte zu begnügen; sie lassen also von jetzt ab nur noch 50 Mann Luxusgegenstände für ihren Bedarf anfertigen. Die übrigen 50 Mann sollen in productiver Consumption beschäftigt

werden. Sie müssen also neuen Boden urbar machen, neue Bergwerke anlegen, neue Maschinen bauen, neue Häuser und Fabriken herrichten und sind mit dieser Vorarbeit ein Jahr lang vollauf beschäftigt. Dann sind die Produktionsmittel fertig, man fängt an, für den Verkauf zu arbeiten.

So wie diese Arbeit eine Zeit lang gedauert hat, tritt der Zustand ein, den man heute Ueberproduction nennt. Haben die fünfzig in jeder Arbeitsabtheilung beschäftigten Arbeiter ordinäre Waaren angefertigt, so finden sich keine Käufer dafür, weil die Arbeiter mit ihrem Lohn diese Waaren nicht kaufen können; derselbe reicht ja nur zur Bezahlung des Waarenquantums hin, welches von den ersten hundert Arbeitern in jeder Abtheilung hergestellt worden ist. Haben die Unternehmer aber Luxusartikel fabriciren lassen, so finden sie erst recht keine Käufer, da ja Jeder sparen will und für die Hälfte seines Einkommens nur dasjenige Waarenquantum kaufen kann, welches durch die ursprünglich schon zur Luxuswaaren-Fabrication benutzten fünfzig Arbeiter hergestellt ist.

Alle Magazine sind überfüllt, ohne daß die Unternehmer von dieser Waarenfülle etwas gebrauchen können; sie sehen ein, daß es ein wirthschaftlicher Fehler war, die fünfzig Arbeiter zu neuer Production zu verwenden; der Fehler wird nun dadurch gut gemacht, daß man diese Arbeiter entläßt. Da aber die Magazine mit allerhand Waaren, mit ordinären sowohl wie mit Luxuswaaren, so angefüllt sind, daß ein Verkauf der Waare bei andauernder Production nicht möglich ist, wird die Production noch weiter eingeschränkt; von den bisher in der gewöhnlichen Weise beschäftigten Arbeitern werden noch etwa 50 entlassen mit dem guten Vorsatz, denselben sofort wieder Arbeit zu geben, sobald der vorhandene Waarenvorrath seinem Ende entgegengeht.

Denke man sich statt der fünf etwa zehntausend Unternehmer, welche den ihnen zufallenden Mehrwerth in der Form von Pacht, Miete und Zins mit Grundbesitzern und Kapitalisten theilen müssen; bedenke man, daß durch die Zersplitterung der Production und daß durch den in Tausenden von Händen befindlichen Handel der Zustand der Ueberproduction zu Anfang schwer erkennbar ist, — immer wird das eben gezeichnete Bild den Grundriß bilden, nach welchem sich die heutigen Gesellschaftszustände in mehr oder minder complicirter Form aufbauen.

Die Arbeiter haben nicht so viel Kaufkraft, um die Menge der erzeugten Waaren erwerben und verbrauchen zu können, die Kapitalisten, reichen Leute und der Mittelstand wollen nicht den ganzen ihnen zufallenden Theil vom Gesamt-Arbeits-ertrag consumiren, sondern einen Theil ersparen, also bei neuer Production wieder anlegen. Das sind die eigentlichen, nicht abzuleugnenden Ursachen der heutigen wie jeder früheren Ueberproduction und Handelskrisis.

Ein kurzer Rückblick auf die ersten Jahre nach dem Kriege mit Frankreich wird diese Thatsache in ein noch helleres Licht setzen.

Der ohne jede Gegenleistung in das Land geleitete Milliardenstrom wirkte genau in derselben Weise, als wenn sich die Gesamt-Bevölkerung entschlossen hätte, eine ebenso große Summe an der Consumption zu ersparen. Das Geld sollte zinstragend angelegt werden; die Staatskassen gaben es deshalb der Bank, dieselbe der Seehandlung und allen großen Bankhäusern; letztere stellten es den kleinen Banquiers zur Verfügung und so glaubte jeder Unternehmer nunmehr mit dem geliehenen Gelde sein Geschäft vergrößern, erhöhte Production betreiben zu können.

Den Gründern bot die Leichtigkeit des Creditnehmens die Gelegenheit zu ihren Operationen; bestehende Fabrik- und andere Geschäfte wurden in Actien-Unter-

nehmungen umgewandelt und bei jeder Gründung eine bedeutende Erweiterung der Productionsmittel vorgenommen. Die durch den Krieg verursachte zeitweilige Einschränkung in der Erwerbsthätigkeit des Volkes machte einer fieberhaften Bewegung Platz; die Nachfrage nach allen Producten, welche zur Vorbereitung für die neue, auf großartigstem Fuße geplante Mehrproduction erforderlich waren, stieg in so enormer Weise, daß der Preis dieser Producte in nie geahntem Maße in die Höhe ging. Die Fabrikanten verdienten großartig, das in schwindelhaften Gründungen gewonnene Geld wurde mit vollen Händen wieder ausgegeben, die Nachfrage nach Arbeitern steigerte, unterstützt von zahlreichen Strikes, die Löhne ebenfalls bis zu einem früher für unmöglich gehaltenen Punkt und befähigte dadurch die Arbeiter zum Ankauf von Genußmitteln, welche sie sich bisher immer hatten versagen müssen.

Niemals haben die Fettviehpreise so hoch gestanden, als in jener Periode der hohen Arbeitslöhne; das ist der schlagendste Beweis für den Einfluß, den eine vermehrte Consumtionskraft des Arbeiterstandes auszuüben im Stande ist. Weil jede Arbeiterfamilie in der Lage war, Mittags ihr Stück Fleisch zu essen, vermehrte sich die Nachfrage und damit der Preis des Schlachtviehes in einer Weise, daß die Fleischproducenten, die Landwirthe, trotz der gestiegenen Arbeitslöhne ein gutes Geschäft machten.

Fragt man heute einen Gewerbetreibenden, gleichgültig von welchem Geschäftszweige, ob jene Zeit der hohen Löhne und des flotten Geschäftes oder der jetzige Zustand mit Hungerlöhnen, aber wenig Umsatz vortheilhafter für ihn sei, so wird man unbedingt die Periode der hohen Löhne für die wünschenswerthere, weil rentablere, anerkannt finden. Denn die hohen Löhne der Arbeiter sind zum größten Theil in unproductiver Consumption aufgebraucht worden, haben daher die Production durch Nachfrage nach fertiger

Waare unterstützt und einen sogenannten **flotten Geschäftsgang** hervorgerufen. Alle Geschäftsleute wieder, welche durch den gesteigerten Consum der mindestens 80 pCt. der Bevölkerung ausmachenden großen Klasse der Arbeiter und Kleingewerbetreibenden verdienten, gewannen dadurch Lust und Fähigkeit zu vermehrter Consumption und verhinderten jede übermäßige Waarenanhäufung, bis die bei den Herstellungs-Arbeiten für die neuen Productionsmittel beschäftigten Arbeiter nichts mehr zu thun hatten. Von diesem Augenblicke an begann der Rückschlag; die brodblos gewordenen Arbeiter machten den noch thätigen Concurrenz, die Kaufkraft der Arbeiterklasse nahm ab, der Consum verringerte sich. Als nun gar die große Zahl der neuen Fabriken und Productions-Anstalten eine Zeit lang gearbeitet hatte, war der Waarenmarkt überfüllt; die Production wurde beschränkt oder ganz eingestellt, die im Besiz der Actien derartiger Unternehmungen befindlichen kleinen Kapitalisten verloren ihre Zins-Einnahme, häufig einen Theil, zuweilen ihr ganzes Kapital und damit wieder so viel Kaufkraft, als die bisher von ihnen bezogene Zinssumme repräsentirt.

Freilich ist die Kapitalsumme, welche der Mittelstand verloren hat, nicht absolut verloren, sie hat sich zum größten Theil in wenigen Händen concentrirt; was die kleinen Kapitalisten an Zinsen bezogen und zu consumiren pflegten, bildet jetzt das Vermögen von wenigen Kapitalmagnaten, ist zum erheblichsten Theil der unproductiven Consumption entzogen und wird nun zur productiven Consumption verwendet.

Wenn ein derartiger Kapitalmagnat jetzt jährlich eine Million Mark Mehr-Einkommen gewonnen hat, so giebt er, der schon im übertriebensten Luxus gelebt hat, nicht mehr aus, als früher. Das Einkommen von einer Million Mark wird wieder zinstragend angelegt, d. h. zur

Vermehrung der Production verwendet. Wenn dagegen 10,000 Arbeiter oder Leute vom kleinen Mittelstand jeder 100 Mark im Jahre mehr verzehren können und es thatsächlich auch thun, dann wirkt die so ausgegebene Million befördernd auf die Production, während die von dem Millionär direct zur vermehrten Production verwendete Million zwar im ersten Augenblicke auch Arbeit, dann aber Ueberfluß an Waaren und damit Absatzstockungen hervorruft.

Unbestreitbar richtig bleibt der Satz, daß der Gesamtwertb der im Laufe eines Jahres producirtten Güter hinreicht, diese Güter zu kaufen; wenn also ein Theil dieser Güter unverkäuflich bleibt, so liegt der Grund einzig und allein in der Thatsache, daß ein dem Werth der unverkäuflich gebliebenen Güter gleich großer Theil des Gesamt-Einkommens der Nation nicht zur Consumption, sondern zu neuer Production verwendet worden ist.

Je größer die unproductive Consumption in einem Lande, um so weniger wird es von dem Uebel der sogenannten Ueberproduction heimgesucht; je mehr jeder Einzelne von seinem Einkommen spart, um so geringer ist einerseits der Verbrauch der vorhandenen Waaren, um so mehr steigt andererseits die Waarenproduction durch die Zunahme der Zinserträge suchenden Kapitalien. Die heutige Productionswiese stellt die arbeitenden Klassen vor die Alternative, entweder ihr ganzes Einkommen zu verbrauchen und dann bei dem ersten Unfall, bei Arbeitsstockung oder Krankheit, der Armenpflege anheimzufallen, oder durch Sparen und dadurch verminderte Consumption dem Absatz der Producte hindernd in den Weg zu treten und somit selbst die Ueberproduction mit ihren Schrecken für die Arbeiter herbeiführen zu helfen. Den Reichen bleibt nur die Wahl, ob sie durch Vergeudung ihres gesammten Einkommens in unnatürlichem Luxus den Arbeitern den Unterschied zwischen der socialen Stellung von

Reich und Arm täglich ad oculos demonstrieren oder durch Sparen und Ansammeln von neuen Kapitalien diesen Unterschied von Jahr zu Jahr größer machen wollen!

Die Gesammtheit der Reichen und Armen, der Staat, thut zwar sein Möglichstes in unproductiver Consumtion, aber die Art, wie er die Mittel zu diesem Zweck zusammenbringt, hebt die Wirkung dieser Maßregel, welche in vermehrter Nachfrage nach Arbeitskraft und Waare besteht, vollständig auf.

Die vielen hundert Millionen, welche jeder Staat zur Erhaltung des Hofstaats der Fürsten, des Militärs, der Marine, der politischen Polizei und der Diplomatie verwendet, sind der unproductiven Consumtion gespendet, dienen also zur Verminderung des Waarenvorraths und somit indirect zur Beschäftigung von Arbeitern. Würden die gleichen Summen jährlich zur Errichtung neuer Productionszweige verwendet und dabei das kapitalistische System des Profitmachens beobachtet, so würden dem übermächtigen Concurrenten gegenüber alle Privatkapitalisten in wenigen Jahren bankrott werden; durch die vermehrte Production wäre aber auch eine Ueberproduction in's Leben gerufen, welche die Arbeiterklasse total ruiniren müßte. Eine Anwendung der oben bezeichneten Summen zu einer Production, welche nur den Zweck verfolgte, dem Arbeiterstand aufzuhelfen und die Macht des Privat-Kapitals zu brechen, würde durch Vernichtung aller Privat-Unternehmungen diesen Zweck leicht erreichen können, ist aber selbstverständlich unter den bestehenden Verhältnissen nirgends zu erwarten.

Dient nun auch die unproductive Consumtion des Staates zur Verminderung der Waarenvorräthe, so ist, wie oben angedeutet, dies doch jetzt mehr Schein, wie Wahrheit. Es läßt sich zwar nicht genau feststellen, welche Summen von den zur Bestreitung der unproductiven Ausgaben

des Staates erhobenen einzelnen Steuerbeträgen von Leuten gezahlt werden, welche diesen Betrag wirklich erspart und zinstragend angelegt haben würden; man kann aber auch ohne zahlenmäßigen Beweis annehmen, daß der weit überwiegende Theil der Steuern von den Steuerzahlern selbst unproductiv, also so wie so zur Verminderung des Waarenvorraths verbraucht worden wäre. Das in allen Militärstaaten vorherrschende Streben nach Einführung indirecter Steuern zeigt ja auch, daß man auf die Consumtionslust und das Consumtionsbedürfniß der Massen speculirt, und die Steuern hierbei und nicht von Denen erheben will, welche sparen und neue Kapitalien zu productiver Verwendung ansammeln wollen und können.

Nun ist es ja richtig, daß ohne ein Ansammeln neuer Kapitalien jeder Fortschritt in der Production unmöglich ist. Unter den heutigen Verhältnissen muß das Kapital zum Ankauf von Grund und Boden, zum Aufbau der Fabrikgebäude, zur Beschaffung der Maschinen, Werkzeuge und des Betriebs-Inventars, zum Ankauf der Rohmaterialien und zur Auszahlung der Arbeitslöhne vorhanden sein, wenn ein neues Unternehmen in's Leben gerufen werden soll. Es bleibt sich in dieser Beziehung gleich, ob der Unternehmer selbst im Besitz der dazu nöthigen Geldmittel ist, oder ob er dieselben auf Credit entnimmt; immerhin müssen die vorbezeichneten Werthgegenstände angeschafft werden und das kann jetzt nur geschehen, wenn die dazu nöthige Geldsumme in einer oder der anderen Form flüssig gemacht werden kann. Dazu ist es nothwendig, daß der Betrag derselben entweder mit einem Male oder nach und nach, sei es in Baar oder durch Creditgewährung, in die Hand des Unternehmers gelangt, daß also das nöthige Kapital vorher angesammelt worden ist.

So lange also das Privat-Kapital die Production in der Hand hat, steht die Gesellschaft wieder vor der unseligen

Alternative, entweder zu sparen und dadurch Ueberproduction, Krisis und Arbeitslosigkeit zu erzeugen, oder ihr Einkommen zu verzehren und auf jeden wirthschaftlichen Fortschritt Verzicht zu leisten.

Da man aber weder das Eine noch das Andere will, verfällt man natürlich in das Streben, Absatz in fremden Ländern zu suchen, fordert die Unternehmer zur Concurrenz auf dem Weltmarke auf, und meint durch Verlängerung der Arbeitszeit und Lohnherabsetzungen Absatzwege im Ausland erzielen zu können. Auf das nächstliegende Mittel, die Vermehrung der Consumtionsfähigkeit des eigenen Volkes, scheint bisher noch kein Staatsmann gekommen zu sein. Und doch ist dies das einzige und dauernd durchgreifende Mittel zur Beseitigung jeder Ueberproduction. Es ist sofort durchführbar, sobald möglichst hohe Löhne gezahlt werden; dem steht aber wieder das Interesse der Kapitalisten-Klasse gegenüber, welche ja den modernen Staat beherrscht, bei der die Klage über zu hohe Arbeitslöhne gang und gäbe ist, und die schon Adam Smith so treffend mit den Worten schildert:

„Unsere Kaufleute und Fabrikbesitzer

klagen allerdings oft über die nachtheiligen Folgen hoher Löhne, indem der hohe Waarenpreis den Absatz im In- und Auslande schmälern; sie sagen aber nichts von den nachtheiligen Folgen hoher Kapitalgewinne. Sie schweigen von dem Schädlichen des eigenen Gewinnes und beschweren sich über den Anderer.“

Das bestehende Privat-Eigenthum mit seiner arbeitsloses Einkommen verschaffenden Kraft ist die Ursache, weshalb dem Arbeiter ein Theil seines Arbeits-Ertrages entzogen wird. Das arbeitslose Einkommen, welches das heutige Kapital seinem Eigenthümer verschafft, verlockt und verleitet zu immer neuer Ansammlung von Einkommen schaffenden Kapitalien. Durch jenen Umstand wird die Kaufkraft der Arbeiter geschädigt, durch diesen die Consumtion der besser situirten Klassen eingeschränkt und eine die Kaufkraft der Nation weit übersteigende Production veranlaßt. Die hierdurch entstehenden Handelskrisen werden und müssen immer wiederkehren und jedesmal mit größerer Heftigkeit auftreten, bis die Gesellschaft endlich zu der Einsicht kommt, daß nur im Socialismus Hülfe und Rettung zu finden ist. —m.

Recensionen.

Social Architecture; or Reasons and Means for the Demolition and Reconstruction of the Social Edifice. By an Exile from France. (London, Tinsley, 1876. 439 S.)

Obgleich dieses Buch bereits vor länger als Jahresfrist erschienen ist, und im Allgemeinen an dieser Stelle nur Neuigkeiten besprochen werden können, so halten wir uns doch für verpflichtet, demselben nachträglich noch einige Zeilen zu widmen, da es bisher (trotzdem es eine nicht uninteressante Arbeit ist) von der deutschen Presse noch nicht ausführlich besprochen, ja kaum erwähnt worden ist.

Bei Büchern über die sociale Frage kann die Persönlichkeit des Verfassers dem Leser nicht gleichgültig sein. Der Autor der vorliegenden „Socialen Architectur

oder Gründe und Wege zur Zerstörung und Wiederaufbauung des socialen Gebäudes“ nennt sich zwar nicht bei Namen, indem er, wie er sagt, dem französischen Worte folgt: „Les hommes sont rien, les principes sont tout“ (die Menschen sind Nichts, die Principien Alles), erzählt uns aber, daß er, ein geborener Steiermärker, 1849 in Folge der Theilnahme an der Pariser Demonstration vom 12. Juni, und weil man den Prospect einer internationalen Arbeiterassociation bei ihm fand, aus Frankreich ausgewiesen worden sei und seitdem in England gelebt habe. In Paris hatte er Owen's bekannte Rede vor der Nationalversammlung und Vorlesungen von Considérant gehört und war im Gefängniß mit Proudhon bekannt geworden, der, wie er erklärt, bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt hat; in London trat

er in den deutschen Arbeiterverein und wurde ein Schüler von Karl Marx.

Der Verfasser erhebt keinen Anspruch, neue selbstständige Ideen entwickelt zu haben, sondern will sein Buch nur „als eine fast wörtliche Wiedergabe der von vielen bedeutenden Schriftstellern über das sociale Problem geäußerten communistischen Ideen“, die er hier zu einem systematischen Ganzen zusammenfügte, betrachtet sehen. Er theilt seine Schrift zu diesem Behufe in zwei Haupttheile: im ersten spricht er von der „Zerstörung und Wiederaufrichtung“, den zweiten betitelt er: „Vergleichende sociale Architektur oder bemerkenswerthe Uebereinstimmung und auffallende Ähnlichkeit der Ansichten berühmter Socialtheoretiker in Bezug auf die Gegenstände, die der Verfasser im ersten Buch behandelt hat.“ — Hieran schließt sich ein Anhang, der ein socialistisches Reformprogramm enthält, und zwar für die verschiedenen Stadien der zukünftigen staatlichen Entwicklung. *)

Der erste Haupttheil zerfällt wiederum in drei Abschnitte. Zunächst giebt der Autor eine „kritische Untersuchung über die Ursachen und Wirkungen der augenfälligsten socialen Uebel“, die er, in einer unseres Erachtens unmotivirten Eintheilung, in drei Sectionen behandelt. In der ersten bespricht er mit den Kapitelüberschriften: Armuth, Prostitution, Ehelosigkeit, Ehe, Familie, Geld, Erben, Privateigenthum, Handel „die Hauptmängel in der Construction des bestehenden socialen Gebäudes“; in einer zweiten stellt er die verschiedenen Quellen der „Arbeitsverschwendung“ — Luxus, Arbeitsverschwendung bei der Vertheilung der Producte im Großhandel — im Kleinhandel, bei persönlichen Dienstleistungen, durch ungenügenden Gebrauch von Maschinen, durch die Isolirung der Thätigkeit in den Privathaushaltungen und Privatwerkstätten, durch Müßiggang — zusammen; in der dritten die „Mühseligkeiten der Arbeit“. — Im zweiten Abschnitt werden die Principien dargelegt, auf welche die Wiederaufrichtung der Gesellschaft gegründet werden soll. Zunächst giebt der Verfasser in vier, viel zu kurzen, Kapiteln die „Wege

zur Vernichtung und Wiederaufbauung“ an; dann setzt er in ziemlich breiter Ausführung die „Einrichtungen für die Organisation der Arbeit“ auseinander. — Der dritte Abschnitt des ersten Haupttheils schließlich enthält „Betrachtungen über die Schwierigkeit, Wirksamkeit und Wichtigkeit der neuen socialen Organisation und Aufrufe an alle Klassen der Gesellschaft zur Unterstützung der communistischen Principien“.

Wir wollen dieser ausführlichen Angabe des Inhalts des ersten Theils — der zweite bespricht dieselben Gegenstände nur in anderer Form — noch einige kritische Bemerkungen hinzufügen. Zunächst vermiffen wir einen einleitenden philosophischen Abschnitt, aus welchem die Principien, nach denen der Verfasser den Werth und Unwerth gesellschaftlicher Einrichtungen abschätzt, klar ersichtlich wären. Mit diesem Mangel hängt eng zusammen die schon oben an einigen Stellen angedeutete öfters unsystematische Eintheilung des Stoffes. Lange nicht ausführlich genug behandelt der Verfasser die Wege, auf denen man aus dem gegenwärtigen Gesellschaftszustand herauskommen und jenen vollkommeneren — was doch unmöglich über Nacht geschehen wird — erreichen kann; das als Anhang beigefügte Programm vermag diese Lücke um so weniger auszufüllen, als es sich nur auf englische Verhältnisse bezieht und das internationale Wesen der socialen Entwicklung gänzlich außer Betracht läßt; was endlich die positiven Ausführungen über die zukünftigen Gestaltungen betrifft, so verkennen wir zwar nicht einerseits die Möglichkeit, andererseits die Schwierigkeit und verhältnismäßige Undankbarkeit solcher Conceptionen, müssen indessen erklären, daß der Verfasser für manche seiner Vorschläge doch gewichtigere Gründe hätte vorbringen müssen, um uns von deren Vortheilhaftigkeit zu überzeugen. Auch hier rächt sich der Mangel einer philosophisch-psychologischen Einleitung. Als interessant sind noch zu erwähnen die fleißigen statistischen Ausarbeitungen über die Arbeitsverschwendung im heutigen Staate, selbst wenn sie etwas übertrieben sein sollten. Im Ganzen können wir sagen, daß das Buch, wenn es auch keine besonders neue Gedanken bringt, doch vielfache Anregungen giebt und jedenfalls nicht verdient, todtgeschwiegen zu werden. H.

*) Dieses Programm ist im „Vorwärts“ Nr. 48 ff. von diesem Jahr vollständig mitgetheilt worden. Vgl. auch „Die Zukunft“ Heft 1, S. 15.

Das socialistische Contingent.

Vor etwa zwei Jahren herrschte bei den liberalen Parteien allgemein die Ansicht, die Socialdemokratie sei im Rückgange begriffen. Die letzten Reichstagswahlen und andere Erscheinungen haben indeß bewiesen, daß unsere Ideen immer mehr Anhänger finden und selbst in Kreise einbringen, welche man früher von der Möglichkeit einer Annäherung und Befreundung mit dem Socialismus weit entfernt hielt.

Unsere Gegner suchen nun nach Gründen für diese, ihnen geradezu unbegreifliche Erscheinung und schieben die Schuld auf die verschiedensten Ursachen.

Von den Einen wird der Unverstand und die Unbildung der Massen als der Boden bezeichnet, auf welchem socialistische Ideen allein gedeihen können, und daher behauptet, Aufklärung und Bildung seien die sichersten Mittel zur Bekämpfung der Socialdemokratie. Diese Gegner übersehen ganz, daß die heutige socialistische Bewegung von hochgebildeten Männern ausgegangen ist; Männern, wie Marx, Engels, Lassalle zc. kann man doch nicht Mangel an Bildung vorwerfen! Wenn nun gar der socialistische Gedanke, wie thatsächlich der Fall, selbst auf den deutschen Universitäten immer mehr Fuß faßt, so kann die Ursache dieser Erscheinung doch keinesfalls mit dem Unverstand und der Unbildung in Verbindung gebracht werden.

Von Anderen wird der Nothstand, dessen Existenz man übrigens nach Bedarf auch wieder ableugnet, und die allgemeine, durch die Noth erzeugte und genährte Unzufriedenheit für die vorübergehende

Ursache der augenblicklichen Ausbreitung der socialistischen Partei angesehen. Dieser Anschauung läßt sich eine theilweise Richtigkeit nicht absprechen. „Noth lehrt Beten“ — sagt ein altes Sprüchwort; Noth lehrt aber auch Nachdenken über die Gründe der Noth und über die Mittel zu ihrer Abhülfe. Durch den bestehenden Nothstand werden uns, wie zugegeben werden kann, viele sonst indifferente Elemente zugeführt; es ist auch möglich, daß sich dieselben bei besserem Geschäftsgange wieder mehr von der thatkräftigen Unterstützung unserer Forderungen zurückziehen; schwerlich aber werden diese unsere lauen und halben Anhänger später wieder zu entschiedenen Gegnern werden.

Wie es so häufig vorkommt, sucht man den Grund unserer Erfolge überall, nur nicht da, wo er zu finden ist, und doch liegt er so nahe! Der Socialismus verlangt die Abänderung der heutigen kapitalistischen Productionsweise als das Mittel, durch welches er zu seinem Zweck, der Erlösung der darbenenden Menschheit von Noth und Unbildung zu gelangen gedenkt; alle Menschen, welche unter der Last der Noth und Unbildung schwächten, und ebenso alle Diejenigen, welche, wenn auch materiell etwas besser gestellt, bei der heutigen Productionsweise ihren wirthschaftlichen Ruin oder doch das Herabsinken ihrer Kinder in die Reihen des Proletariats voraussehen, alle diese nach Millionen zählenden Menschen bilden das Contingent, aus welchem dem Socialismus naturgemäß immer neue Anhänger zuströmen.

Die nachstehende statistische Untersuchung beabsichtigt, die Zahl der naturgemäßen Gegner und Anhänger der socialistischen Ideen festzustellen; wir stellen uns dabei stricte auf den Standpunkt des wirtschaftlichen Liberalismus und nehmen daher an, daß das Eigeninteresse, der nackte Egoismus der allein berechnete treibende Factor für das Streben des Menschen sei. Indem wir diesen Maßstab an die in den verschiedensten Ständen und Berufszweigen lebende männliche Bevölkerung des preussischen Staates anlegen, gruppirt sich dieselbe leicht und wohl ziemlich zutreffend in zwei große Gruppen. Die eine ist durch ihr materielles Interesse auf die Erhaltung der bestehenden Productions- und Eigenthums-Verhältnisse hingewiesen, die andere kann eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage unter den eben bezeichneten Verhältnissen nicht erwarten.

Jene Gruppe bildet das Rekruten-Contingent unserer Gegner, diese das unfrige; das Anwerben der Rekruten zu wirklichen Soldaten hängt natürlich von der Rührigkeit der Werbeofficiere ab, immerhin wird aber diejenige Partei mit Sicherheit auf den endlichen Sieg im Wahlkampfe rechnen können, welche im Stande ist, die meisten Streiter in's Feld zu führen.

Wir benutzen zu dem angeedeuteten Zweck die officiellen Zahlen der Standes- und Berufszählung für den preussischen Staat vom Jahre 1867 und die Resultate der Gewerbezahlung vom 1. December 1875.

In der Landwirtschaft finden wir sub A. selbstthätige Guts-, Weinbergs- und Garten-Besitzer, Pächter, Administratoren, Inspectoren, Verwalter und sonstige Beamte: 1,163,289, denen sub B. 1,618,597 Gehülften und Lehrlinge, Gesinde und Tagelöhner gegenüberstehen.

Es drängt sich hier die Frage auf, wie viele von den sub A. aufgeführten Personen durch ihre Besitzverhältnisse in den Reihen unserer Gegner festgehalten werden. Leider läßt uns hier die Statistik

im Stich; wir haben bis jetzt noch keine Uebersicht über die Besitzverhältnisse an Grund und Boden für die neuen Provinzen des preussischen Staates und müssen daher zu einer Schätzung schreiten, bei welcher wir die Zahlen aus den alten Provinzen zu Grunde legen.

Es gab Mitte der sechziger Jahre in den bezeichneten Provinzen nur 14,082 Personen mit einem Grundbesitz von über 300 bis 600 Morgen und nur 17,417 Personen mit einem Grundbesitz von über 600 Morgen, zusammen also nur 31,499 größere Grundbesitzer. Nun ist es ja notorisch, daß mancher Bauer, der weniger als 300 Morgen, aber guten Boden besitzt, ein reicher Mann ist; wer aber die Lage der Landwirthe genauer kennt, wird zugestehen, daß die Hypotheken-Verschuldung der Güter vielfach solchen Umfang erreicht hat, daß die meisten Besitzer bei der ersten Krisis bankrott werden, mindestens aber deren Familie bei der nächsten Erbtheilung Haus und Hof verlassen muß. Greifen wir die Zahl der wohlthätigen Grundbesitzer hoch und stellen den Gegnern volle 200,000 Mann in Rechnung, so fallen auf unser Conto aus Classe A. rot. 960,000 Mann und die ganze Classe B. mit 1,600,000, zusammen 2,560,000 Personen.

In der Forstwirtschaft und Jagd sind 19,009 Forst- resp. Jagdbeamte aller Art incl. der königlichen und Corporationsbeamten, und 15,035 Arbeiter thätig. Das sind alles Beamte, welche schon communisticches Eigenthum bewirtschaften und vielfach den Wunsch hegen, das ihnen in der rationellen Bewirtschaftung hinderliche Privat-Grundeigenthum für den Staat zu erwerben. Sobald die schlecht bezahlten Beamten einsehen, daß ihr Beruf durch unsere Bestrebungen in keiner Weise gefährdet, wohl aber ihr standard of life erhöht werden kann, werden sie naturgemäß zu unseren Anhängern. Das sind also 34,000 Mann.

In der Classe: „Persönliche Dienstleistungen“ stehen 9880 Haus- und Hofmeister, Kammerdiener, Leibdiener, Stallmeister, Küchen- und Kellermeister und sogenannte höhere Dienerschaft, deren Interesse zu eng mit dem ihrer Herrschaften verknüpft ist, als daß wir sie für uns reclamiren könnten; wir thun dies aber wohl mit unbestreitbarem Recht für die 430,424 männlichen Dienstboten, Handarbeiter und Tagelöhner dieser Classe und schreiben daher den Gegnern 10,000, uns aber 430,000 Personen gut.

Medicinalbeamte, Aerzte, Apotheker, Heilgehülfen aller Art und Krankenwärter giebt es 19,874; Künstler aller Art, Schauspieler, Musiker, Beamte von Museen, Sammlungen, Bibliotheken, Theatern, Privatgelehrte, Schriftsteller und Journalisten 21,837. Rechnen wir zusammen rund 40,000 Mann und geben jeder der beiden Parteien gleich viel, also jeder 20,000 Personen.

Geistliche Beamte aller Art, hoher und niedriger Clerus, Prediger, Küster, Leichenbitter, Todtengräber, zusammen 28,844 Personen, stellen wir ohne Abzug in die Reihen unserer Gegner, reclamiren dafür aber sämmtliche Lehrer und Unterrichtsbeamte, also 57,755 Personen für unsere Partei.

Die Beamten der Staatsverwaltung: 38,223 Personen, die der Justizpflege: 29,023 Personen, ebenso alle Beamten in den Gemeinde- und Corporations-Verwaltungen mit 37,673 Personen, können bei der Durchführung unserer Ideen nur Vortheil haben, wir reclamiren dieselben daher mit zusammen 104,000 Mann für uns.

Die 1287 Personen des königlichen Hofstaats, ferner die 115,862 Rentiers und Pensionäre fallen natürlich wieder den Gegnern zu.

Gehen wir nun zu den eigentlichen Gewerbetreibenden über, so gehören die 48,633 Inhaber von Großbetrieben zu unseren Gegnern; daß dies aber nicht bei

allen Inhabern von Kleinbetrieben der Fall ist, wird man ohne Weiteres zugestehen. Wir haben bereits in Nr. 2 dieser Zeitschrift, S. 44, nachgewiesen, daß von den 1,628,591 gezählten Kleinbetrieben höchstens 742,000 noch als lebensfähig anzusehen sind; bedenkt man aber die bedrückte Lage der kleinen Gewerbetreibenden, so wird man uns wohl zustimmen, wenn wir höchstens 500,000 Mann zu den Gegnern rechnen. Danach entfielen für uns rot. 800,000 Klein-Gewerbetreibende und 365,261 Gehülfen und Arbeiter, sowie die 185,254 Lehrlinge, welche die Gewerbestatistik bei den Kleinbetrieben aufführt. Hierzu treten noch die Arbeiter in den Großbetrieben mit 1,007,295 Personen; das kaufmännisch und technisch gebildete Aufsichtspersonal beim Großbetrieb wollen wir dagegen ganz auf das Conto unserer Gegner mit rot. 67,000 Personen setzen.

Unter diesen Voraussetzungen stellen sich die auf volle Tausende abgerundete Zahlen wie folgt:

Gegner des Socialismus sind:

1. Landwirthe	200,000 Mann,
2. Haus- u. Hofmeister zc.	10,000 "
3. Medicinalpersonen und Künstler	20,000 "
4. Geistlichkeit	29,000 "
5. Hofstaat	1,000 "
6. Rentiers	116,000 "
7. Groß-Industrielle	49,000 "
8. Klein-Industrielle	500,000 "
9. Industrie-Personal	67,000 "

Sa.: 992,000 Personen.

Naturgemäße Anhänger des
Socialismus sind:

1. Bei der Landwirtschaft	2,560,000 Mann,
2. Bei der Forstwirtschaft	34,000 "
3. Persönl. Dienstboten	430,000 "
4. Medicinalpersonen und Künstler	20,000 "
5. Lehrer	58,000 "
6. Staats- und andere Beamte	104,000 "
7. Klein-Industrielle	800,000 "
8. Arb. in Kleinbetrieben	550,000 "
9. Arb. in Großbetrieben	1,007,000 "

Sa.: 4,563,000 Personen.

Nach dieser Rechnung befinden sich unter 100 Angehörigen des preussischen Staates immer 85, deren materielles Interesse sie dem Socialismus in die Arme treiben muß; ihnen gegenüber stehen pro 100 immer nur 15 Personen, welche bei der Aufrechterhaltung der kapitalistischen Produktionsweise einen Vortheil haben.

Vielen Lesern wird der Verdacht kommen, daß wir die Zahlen für unsere Gegner vom einseitigen Partei-Standpunkte aus zu gering gegriffen haben; wir bringen daher nachstehend den Beweis, daß diese Zahlen noch um 100 pSt. zu hoch gegriffen sind!

Aus der in Nr. 3 pag. 96 abgedruckten Tabelle geht hervor, daß von 1000 Menschen immer nur 23 in Familien leben, deren Gesamt-Einkommen über 3000 Mark beträgt. Diese Rechnung basiert auf der Vorlage des Finanzministers über die Steuer-Verhältnisse des Jahres 1875. Da nun kürzlich dem preussischen Abgeordnetenhaus der Voranschlag über die Classen- und Einkommensteuer für den Zeitraum vom 1. April 1877 bis dahin 1878 zugegangen ist, benutzen wir diese neuesten Zahlen zu unserer Rechnung.

Wir theilen die Bevölkerung nach dem Einkommen in vier Classen:

1. Classe mit einem Einkommen von	unter 420 Mark,
2. " " " "	" 420 bis 1500 "
3. " " " "	" 1500 bis 3000 "
4. " " " "	" über 3000 "

Die Personenzahl beträgt:

in Classe 1:	6,425,533	=	253 ‰
" " 2:	16,968,563	=	669 ‰
" " 3:	1,355,868	=	54 ‰
" " 4:	596,313	=	24 ‰
Sa.:	25,346,277.		

Das Einkommen beträgt:

für Classe 1: rot.	1200,000,000 Mark	=	172 ‰
" " 2: "	3754,000,000 "	=	538 ‰
" " 3: "	821,000,000 "	=	117 ‰
" " 4: "	1206,000,000 "	=	173 ‰
Sa.:	6981,000,000 Mark.		

Im Durchschnitt entfällt hiernach ein Einkommen von 275 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, also ungefähr 9 Mark mehr pro Kopf, als nach den Steuerlisten des Jahres 1875. Da sich die großen Einkommen, was Zahl und Größe an betrifft, verringert haben, eine Mehr-Einnahme in den unteren Schichten der arbeitenden Classen auch nicht eingetreten ist, so muß diese scheinbare Zunahme des Gesamteinkommens durch richtigere Einschätzung der Mittelclassen entstanden sein.

Wollte man aber auch annehmen, daß das Einkommen aller Personen der 3. und 4. Classe zu niedrig eingeschätzt sei, so würde selbst diese jedenfalls übertriebene

Voraussetzung zwar einen bedeutenden Einfluß auf die Höhe des Durchschnittseinkommens ausüben, in dem Zahlen-Verhältniß der wohlsituirten zu den armen Leuten aber gar nichts ändern. Denn es leben, wenn auch jene Annahme richtig wäre, von 1000 Menschen immer nur 78 in Familien, welche ein Einkommen über 1500 Mark haben, dagegen 922 Personen in Familien, die mit einem Einkommen von unter 1500 Mark auskommen müssen.

Rechnet man nun ein Einkommen von 1500 Mark für eben auskömmlich, um eine Familie vor den drückendsten Nahrungsforgen zu bewahren, was doch wohl

schon stark optimistisch sein würde, so leben **thatsächlich** 92,2 pCt. der Bevölkerung in Preußen in Noth und Sorge um das tägliche Brod und nur 7,8 pCt. befinden sich in einer, vor directen Nahrungsorgen geschützten Lage!

Wir hatten aus der Standes-Statistik 15 pCt. der männlichen Bevölkerung als zu unseren Gegnern gehörig herausgerechnet, und dabei behauptet, das Resultat sei um 100 pCt. zu hoch ausgefallen; nach den Einkommen-Verhältnissen sind nur 7,8 pCt., also etwa die Hälfte von jenen 15 pCt., nicht in drückender Noth, wodurch unsere obige Behauptung als erwiesen gelten dürfte.

Nun frage man aber einmal in den socialistisch gesinnten Arbeiterkreisen umher, wie viele denn nicht ein Einkommen von über 1500 Mark haben; rechne man alle besser situirten Socialisten hinzu und man wird zu demselben Resultat gelangen, welches Lassalle s. Z. den Arbeitern verrieth, daß nämlich nur eine Handvoll Menschen ein materielles Interesse an der Aufrechterhaltung der bestehenden Zustände hat und haben kann.

92,2 pCt. der Bevölkerung in Noth, Elend und Unbildung!

2,4 pCt. mit einem Einkommen über 3000 Mark!

Müssen denn diese entsetzlichen Zahlen nicht Jeden, der es ehrlich meint mit dem Wohle der Menschheit, zu der Ueberzeugung bringen, daß unser vielgepriesener Culturfortschritt für die Massen nichts weiter ist als eine einzige große Lüge? Müssen denn diese Zahlen nicht auffordern, sofort mit der Umgestaltung der Production und Vertheilung zu beginnen und damit nicht zu warten, bis wieder das historische: „Zu spät!“ erschallt? Beweisen diese Zahlen nicht, daß das Streben der bewußten Socialisten nur ein von der Humanität gebotenes ist?

Wie wahr sind doch die Worte, die Lassalle am 19. Mai 1863 in Frank-

furt a. M. sprach, wie ungehört und unverstanden sind sie für die herrschenden und besitzenden Classen geblieben!

„Es ist ein Ruf der Einwirkung auf die öffentliche Ueberzeugung und das öffentliche Gewissen, mit dem ich mich erhoben habe. Es wäre das großartigste Culturfactum, es wäre ein Triumph des deutschen Namens und der deutschen Nation, wenn in Deutschland die Initiative in der socialen Frage gerade von den Besitzenden ausginge, wenn sie aufträte als ein Product der Wissenschaft und der Liebe, nicht als eine Gährung des Hasses und der wilden sansculottischen Wuth.

„Sieht man denn nicht, daß dies eine großartige That der Classenveröhnung ist und daß man gerade nur durch die Wuth ohne Gleichen, mit welcher man sich unseren Bestrebungen entgegenwirft, einen Conflict und einen Haß unter den Classen zu erzeugen droht? Wenn es gelänge, diese Bewegung todt zu machen — — nun gerade dann würde nichts Anderes die Folge davon sein, als daß wir in einigen Decennien an einer wilden, proletarischen Revolution ständen und sich die Schrecken der Junischlacht auch für uns wiederholten!

„Das darf nicht sein und das soll nicht sein!“

Und es wird auch nicht sein, fügen wir hinzu, weil die ehrlich getriebene Wissenschaft auch dem einfachsten Arbeiter die festsensfeste Ueberzeugung beibringt, daß die Zahl der naturgemäßen Anhänger seiner Sache von Tag zu Tag durch den Concentrations-Proceß des Kapitals größer wird, und daß es nur einer energischen Agitation zur Verbreitung der socialistischen Ideen bedarf, um jede gewaltsame Revolution unnöthig zu machen. Denn es wird doch wohl Niemand im Ernst behaupten wollen, daß die 92,2 pCt. der Bevölkerung unter der Herrschaft des allgemeinen gleichen Wahlrechtes der Gewalt bedürften, um den übrig bleibenden 7,8 pCt. Gesetze vorzuschreiben! C.A.S.

Die Proportional-Vertretung.

Von C. Lübeck.

(Schluß.)

Während in fast allen Staaten Europas die Wahlreform-Bewegung mächtige Wogen schlägt, bietet Deutschland das Bild fast absoluter Ruhe. Der Statistiker Engel erklärt sich für die Proportional-Vertretung, Professor Haack hält am 16. März 1873 einen Vortrag an der Universität Tübingen über den Gegenstand, und in Leipzig veröffentlicht Liebknecht im „Volksstaat“*) einen Artikel „Wählen“. Das ist, von leisen Regungen in der bayerischen Kammer (1869) abgesehen, Alles, was uns aus Deutschland auf dem Gebiete der Proportional-Vertretung bekannt geworden.

„Soll“, sagt Liebknecht in dem eben erwähnten Artikel, „die Volksvertretung den Gedanken- und Gefühlsströmungen des Volkes in Wahrheit entsprechen, so müssen die bisherigen Wahlarten bei Seite geworfen und durch eine vernünftigerere ersetzt werden. Das Heilmittel bietet sich uns so zu sagen von selbst dar, wenn wir den Wahlkörper als Ganzes betrachten, das Wahlrecht von den künstlich geschaffenen Schranken befreien und jedem Stimmzettel, so weit es praktisch möglich, die gleiche Kraft geben, indem wir das Recht, einen Abgeordneten zu wählen, an eine gleichmäßige Stimmenzahl knüpfen. Für ein neues Wahlgesetz dürften demnach folgende Punkte sprechen:

- 1) die Wähler des Staates bilden Einen untheilbaren Wahlkörper;
- 2) jede abgegebene Stimme gilt für den ganzen Staat;

*) Nr. 31 vom 15. April 1873.

- 3) jeder Wähler hat das Recht, Stimmzettel abzugeben, welche so viele Namen enthalten können, als Abgeordnete zu wählen sind;
- 4) die Wähler haben das Recht, gedruckte Stimmzettel abzugeben. Die Stimmzettel sind in, von den Behörden gratis zu liefernde, Couverts gleicher Farbe und gleicher Form einzuschließen und, nachdem die Identität des Wählers festgestellt, von diesem in die Wahlurne zu werfen;
- 5) nach der Wahl werden die abgegebenen Stimmen (Zettel?) zusammengezählt und mit der Zahl der zu wählenden Abgeordneten dividirt: das Resultat ist die zur Wahl eines Abgeordneten erforderliche Stimmenzahl;
- 6) jeder Candidat, der an den verschiedenen Abstimmungsorten so viel Stimmen erhalten hat, daß dieselben zusammen die erforderliche Stimmenzahl erreichen, ist gewählt;
- 7) auf gleichlautende, mehrere Namen enthaltende Stimmzettel sind die Stimmen derart zu repartiren, daß die auf den Stimmzetteln befindlichen Namen in der angegebenen Reihenfolge berücksichtigt werden. Fractionen über die Hälfte der zu einer Wahl erforderlichen werden voll,

Fractionen unter der Hälfte nicht gerechnet.“

Wie Confiderant, Andrá und Hare, erblickt Liebknecht die Basis einer gesunden Volksvertretung in der Errichtung eines untheilbaren Wahlkörpers und in der Feststellung der Wahl nach Maßgabe des Wahlquotienten.

„Von unwesentlicheren Bestimmungen“, fügt Liebknecht hinzu, „sehe ich für heute ab. Gelegentlich werde ich mehr in's Einzelne gehen. Das Gesagte reicht wohl hin, eine klare Vorstellung zu geben. Ange deutet sei bloß, daß bei einem solchen Verfahren jede Partei mit gleichlautenden Wahlzetteln wählen wird, welche die sämtlichen Partei-Candidaten in entsprechender Reihenfolge (die, auf deren Wahl die Partei das meiste Gewicht legt, voran) enthalten.“

Aus dieser Schlußbemerkung könnte man folgern, daß Liebknecht sich die Wahl mehr nach den Vorschlägen Confiderant's und Cantagrel's, als nach denen Andrá's und Hare's denkt. Immerhin geht Liebknecht weit über die Genfer hinaus, nähert sich dem dänischen und englischen System und vereinfacht die Listenabstimmung in einer Weise, daß sie ganz gut mit diesen Systemen concurriren kann. — Von der Durchführung seiner Vorschläge erwartet Liebknecht die Beseitigung vieler Uebelstände. Anknüpfend an die Reichstagswahlen von 1871 in Sachsen, wobei die Socialdemokratie ähnlich wie bei den letzten Wahlen in der Vertretung stark verkürzt wurde, sagt er u. A.:

„Unter den oben verzeichneten Stimmen sind viele Tausende, die widerwillig abgegeben wurden, weil der Stimmende keinen besser geeigneten Candidaten hatte; oder die absichtlich einem gegnerischen Candidaten gegeben wurden, um einen zweiten noch unangenehmeren zu Fall zu bringen. Ferner haben in vielen Bezirken Tausende von Wählern deshalb gar nicht gestimmt, weil sie von vornherein überzeugt waren, daß

ihre Stimme verloren sein würde. Derlei Zwangsabstimmungen, Compromisse und Enthaltungen fallen bei dem vorgeschlagenen Wahlssystem, wie auf der Hand liegt, hinweg — ebenso die lästigen engen Wahlen und Nachwahlen.“

Die Richtigkeit dieser Ausführungen ist ganz zweifellos.

Verzeichnen wir nun noch, daß der Idee der Proportional-Vertretung auch in dem Stiefkinde Oesterreichs, Böhmen, ein eifriger Apostel entstand, Carl Sladomský,^{*)} und daß seiner regen und begeisterten Agitation in Wort und Schrift die Gründung eines Vereins für Proportional-Vertretung in Prag (1876) zu verdanken ist — und wenden wir uns nun wieder der Schweiz zu, dem Hauptherde der ganzen Bewegung.

Im Jahre 1871 tritt die Frage der Proportional-Vertretung zum ersten Male vor die Bundesversammlung. Gestützt auf Petitionen aus Zürich, Neuchâtel und Genf, schlug Nationalrath Herzog-Weber der Bundesversammlung die Einführung der Proportional-Vertretung bei den eidgenössischen Wahlen vor. Der Antrag wurde abgelehnt. Das Genfer System der freien Liste erhielt eine Ergänzung. Auch den ohne Listen abgegebenen Stimmen wurde eine Vertretung eingeräumt, und zwar in folgender Art: im Ganzen 4400 Stimmen abgegeben, auf 100 Stimmen fällt ein Candidat. Es würde danach etwa Liste A. mit 1800 Stimmen 18 Vertreter, Liste B. mit 1600 Stimmen 16 Vertreter, Liste C. mit 500 Stimmen 5 und Liste D. mit 300 Stimmen 3 Vertreter erhalten. Bildet der Rest von 200 Stimmen, der keiner Liste angehört, in der Vereinigung doch eine solche, fallen die 200 Stimmen auf 2 Namen, so haben sie auf 2 Vertreter Anspruch. Die Listenwahl genießt indeß unter allen Um-

^{*)} Eine Schrift von Sladomský über Proportional-Vertretung erschien 1875 in Prag, sie wurde von Barat in's Deutsche übersetzt.

ständen den Vorzug, und finden die Listen-Candidaten in erster Reihe Berücksichtigung, die ohne Listen abgegebenen Stimmen würden nur dann in Betracht kommen, wenn die Listen nicht die erforderliche Anzahl Vertreter liefern. — Im Februar 1874 stellte Herr G. v. Wyß im Zürcher Großen Rathe den Antrag, das Obergericht nach dem System der Proportional-Vertretung zu wählen. Mit 119 gegen 62 Stimmen wurde der Antrag verworfen. Eine höchst interessante Discussion fand im Juni 1875 im Großen Rathe des Waadt und einen Monat früher im Großen Rathe von Wallis statt. Im December 1876 wurde in Bern der Schweizer-Verein für Proportional-Vertretung gegründet, im März 1877 unterbreitete er der Bundesversammlung eine Petition um Einführung der Proportional-Vertretung nach einem gemischten System (freie Liste mit absolut freier, also nicht an die Liste gebundener Stimmabgabe, sogar mit Cumulativ-Abstimmung). Auch dieser Schritt war resultatlos, die Bundesversammlung fand das vorgeschlagene System zu complicirt, wenn sie auch die ihm zu Grunde liegenden Principien als gerechte anerkennen mußte. Nach den Vorschlägen des Schweizerischen Vereins erfolgt wie bei Considerant und Cantagrel die Abstimmung in Listen. Jeder Wähler hat so viel Stimmen (Einzelnstimmen) abzugeben, als Wahlen zu treffen sind. Er kann diese Stimmen nach Belieben auf einen oder mehrere Candidaten vereinigen oder theilen, auch gültiger Maßen auf Candidaten lenken, die auf keiner der eingereichten Vorschlagslisten sich befinden. Diejenigen Candidaten, die auf keiner Liste stehen und doch eine der Wahlziffer gleichkommende oder größere Zahl von Einzelstimmen erhalten haben, sind gleichfalls, und zwar als „persönlich erwählte Repräsentanten“ erwählt.

Das hier in Vorschlag gebrachte Wahlsystem leidet an einigen versteckten Män-

geln, auf die wir jetzt nicht mehr näher eintreten wollen.

Wir stehen an der Schwelle eines neuen Systems, das durch seine Klarheit von selbst sich empfiehlt.

Zuvor wollen wir noch einen Antrag verzeichnen, der bei der Basler Verfassungs-Revision von Hagenbach-Bischoff im März 1875 auf Einführung der Proportional-Vertretung gestellt wurde. Er führte zu eingehenden Discussionen im Großen Rathe und in der Presse, wurde aber mit 53 gegen 45 Stimmen, also mit einer ganz geringen Majorität, abgelehnt. — Erwähnt sei auch noch die Gründung eines Waadtländischen Wahlreformvereins im April 1875.

Wir müssen in's Jahr 1872 zurückgreifen. In Zürich hatte sich Karl Bürkli mit der Frage der Wahlreform beschäftigt und schon früher für Beseitigung von Uebelständen beim bestehenden Wahlsysteme und für eine gerechtere Vertretung des Volkes, als sie bei diesem möglich sei, gewirkt. Er stellte ein neues Wahlsystem auf, das zunächst die schweizerische Socialdemokratie angelegentlich beschäftigte. Greulich veranschaulichte in der „Tagwacht“ (vom 2., 9. und 16. November 1872) in einer Reihe von Artikeln das System Bürkli und kleidete es gleichzeitig in die Form eines Wahlgesetzentwurfs, wobei er sich in mehreren Punkten auf Liebknecht's Artikel im „Volkstaat“, den wir vorhin erwähnt, stützte. Er führte u. A. Folgendes aus: „Die Eidgenossenschaft zählt in runder Summe 600,000 Stimmberechtigte, der Canton Zürich ebenfalls in runder Summe 60,000. Nehmen wir nun an, der schweizerische Nationalrath oder der zürcherische Cantonsrath — jeder dieser beiden solle im Maximum aus 200 Mitgliedern bestehen. Es würde demgemäß für den Nationalrath ein Vertreter auf 3000 und für den zürcherischen Cantonsrath ein Vertreter auf 300 Stimmberechtigte kommen. Stellt man nun den Grundsatz auf,

daß jeder Stimmberechtigte nur einem Candidaten gültig seine Stimme geben kann, so folgt daraus, daß wer 3000 Stimmen auf sich vereinigte, als Mitglied des Nationalraths gewählt wäre. Das Gleiche wäre der Fall mit 300 Stimmen zum zürcherischen Cantonsrath. — Lassen wir nun einen Augenblick den Nationalrath bei Seite und beschäftigen wir uns mit einer zürcherischen Cantonsrathswahl nach dem neuen System. Der Rückschluß auf die Nationalrathswahl ist dann leicht zu machen. — Ein neues Wahlgesetz für die Cantonsrathswahlen im Canton Zürich würde etwa folgende Fassung erhalten:

- 1) Der Canton Zürich bildet für die Cantonsrathswahlen einen Wahlkreis: Jede abgegebene Stimme zählt für den ganzen Canton.
- 2) Jeder Wähler kann nur für einen Candidaten gültig stimmen, jedoch darf er so viele Namen auf seinen Stimmzettel schreiben, als ihm beliebt. Auch gedruckte Stimmzettel sind zulässig; in diesem Falle wird
- 3) jedem Stimmberechtigten mit der Ausweisarte ein Couvert in's Haus geschickt, in dem er seinen gedruckten Stimmzettel verschließt.
- 4) Beim Einlegen des Stimmzettels in die Urne ist die Ausweisarte dem dazu beauftragten Mitgliede des Wahlbureau abzugeben.
- 5) Stellvertretung durch Stimmberechtigte ist zulässig, doch darf Niemand mehr als zwei Stimmzettel — gegen Abgabe der Ausweisarten — einlegen.
- 6) Die Wahlen für den Cantonsrath werden in einem Wahlgange erledigt.
- 7) Jeder Wahlfähige, der 300 Stimmen auf sich vereinigt, ist gewählt.

8) Für die Ermittlung des Wahlergebnisses gelten folgende Grundsätze:

- a. Nach Schluß der Wahlurne werden die abgegebenen Stimmzettel, sowie die abgegebenen Ausweisarten gezählt. Wenn die Zahl beider miteinander übereinstimmt, wird sie im Wahlprotocolle vorgemerkt, letzteres von sämtlichen Mitgliedern des Wahlbureau unterschrieben und nebst den (immer noch in Couverts verschlossenen) Stimmzetteln versiegelt an das Central-Wahlbureau in Zürich gesandt.
- b. Das Central-Wahlbureau, in öffentlicher Sitzung versammelt, constatirt zuerst die Zahl der eingelaufenen (immer noch in Couverts verschlossenen) Stimmzettel. Hierauf erfolgt die Eröffnung der Couverts.
- c. Bei jedem Stimmzettel gilt zunächst der zuerst stehende Name, bis derselbe die Zahl von 300 erreicht, alle übrigen Namen sind sofort als ungültig zu durchstreichen.
- d. Ist die Bezeichnung des zuerst stehenden Namens eine durchaus ungenaue, so daß eine Verwechslung mit einem anderen Wahlfähigen entstehen kann, so ist der zuerst stehende Name zu streichen und es gilt nur der zweite.
- e. Hat der erste, resp. der zweite, dritte, vierte u. s. w. stehende Name die Zahl von 300 Stimmen erreicht, so wird derselbe resp. werden dieselben auf den betreffenden Stimmzetteln durchgestrichen und es gilt der nächstfolgende. Die unter diesem stehenden Namen werden ebenfalls durchgestrichen.

f. Sämmtliche Durchstreichungen haben derart zu geschehen, daß die Namen bei einer allfälligen Revision noch erkenntlich sind. Bei Ungültigkeit eines Namens in Folge durchaus ungenauer Bezeichnung ist ein entsprechendes, ein für allemal festgesetztes Zeichen zu machen.

- 9) Jeder Stimmberechtigte hat das Recht, die Thätigkeit der betreffenden Gemeinde-, sowie des Central-Wahlbureau's zu kontrolliren."

Wir begegnen hier einem System, das sich wesentlich von den bisher aufgeführten unterscheidet. Es lehnt sich zunächst an das System Andrá, das der eventuellen Abstimmung, geht aber darüber hinaus, indem es die Zahl der Vertreter insofern offen läßt, als es nur ihre Begrenzung im Maximum in Vorschlag bringt. Auf 600,000 Stimmberechtigte kämen nach dem System Bürkli in der Schweiz 200 Deputirte. Bleibt bei der Wahl die Betheiligung unter der Zahl der Stimmberechtigten, so verringert sich dem entsprechend auch die Zahl der Deputirten; nehmen z. B. nur 300,000 Wähler an der Wahl Theil, so würde die Schweiz nur durch 100 Deputirte vertreten sein. Die Ermittlung der Wahl durch den Wahlquotienten fällt fort. Wer eine bestimmte, gesetzlich fixirte Zahl von Stimmen auf sich vereinigt, gilt als gewählt. Das ganze Verfahren ist ein klares und einfaches und unseres Erachtens das System Bürkli das beste von allen bisher aufgestellten. Wir sind überzeugt, daß ihm, bei einiger Vervollkommnung in der Ausführung, die Zukunft gehört, weil es die einzig richtige Consequenz aus dem System der Proportional-Vertretung à la System Andrá-Hare, dem System der eventuellen Stimmen, zieht: Was gesetzlich fixirt werden muß, ist nicht die Zahl der Volksvertreter, sondern die Zahl der Stimmen, die ein Vertreter haben

muß, um gewählt zu sein. Was bisher fixirt war, wird schwankend, und was bisher schwankend war, wird fixirt. Das ist der ganze Unterschied, der aber auch das System Bürkli zu dem einfachsten aller macht. Freilich, wenn man absolut eine bestimmte Zahl von Vertretern will, so müßte man sie aus Denjenigen completiren, die weniger als die gesetzliche Zahl Stimmen bekommen hätten; von diesen würden Diejenigen, die am meisten Stimmen erhalten haben, gewählt sein.

Stellen wir das neue System noch klarer. Was bringt es dem Wähler für Neuerungen? Direct eine einzige, und zwar die, daß er mit einem größeren Wahlzettel zur Urne geht, wenn er einer Partei angehört. — Und wenn er keiner Partei angehört? Nun, welches Schicksal hat bei dem herrschenden Wahlsystem ein Wähler, der sich aus irgend welchen Gründen isolirt und für eigene Candidaten stimmt? Seine Stimme geht auf alle Fälle verloren. — Wie aber bei dem System Bürkli? Dieses fragt zunächst nach den Ursachen der Isolirung. Ist sie aus Gleichgültigkeit erfolgt, ver schmähst es der Stimmberechtigte, zu den das Volk bewegenden politischen und socialen Fragen Stellung zu nehmen, so erachtet es ihn gleich Denjenigen, die sich ihrer Stimme enthalten haben, und sein Votum geht verloren, wie es beim heutigen Wahlsystem geschieht. Isolirt der Wähler sich dagegen aus irgend welchen stichhaltigen Gründen von den Parteien, die im Volke selbst Anerkennung und Unterstützung finden, so garantirt das System Bürkli ihm die Möglichkeit, die Männer seiner Wahl durchzubringen, indem es all' Denjenigen, die seine Anschauung theilen, die Vereinigung ihrer Stimmen auf die Männer ihrer Wahl gestattet.

Eine einzige Neuerung nur bringt also das neue Wahlverfahren dem Wähler, für den größeren Zettel, den er unter Umständen abgeben muß, erwirkt er die

Garantie, daß seine Partei die ihrer numerischen Stärke im Staate entsprechende Vertretung findet.

In zweiter Reihe erst berührt den Wähler die Neuerung, daß es nicht ein Wahlkreis, sondern nur ein Stimmbezirk gewesen, in dem die Wahl vor sich gegangen, daß der ganze Staat nun einen Wahlkreis bildet, und daß die Zahl der Vertreter nicht im Voraus, nicht nach der Menge der Stimmberechtigten, sondern nach der Menge der tatsächlich an der Abstimmung Theilnehmenden, der Stimmenden, festgestellt wird.

Das System Bürkli, im Einzelnen entwickelungsfähig und auch der Vervollkommnung bedürftig, schließt sich im Allgemeinen in der Ausübung des Stimmrechts möglichst eng an das Bestehende an. Es ist klar und einfach und vor allen Dingen gerecht gegen alle Minoritäten im Volke.

Im November 1872 adoptirte ein socialdemokratisches Programm das System Bürkli und nahm folgende Bestimmung auf:

„Einführung der Proportional-Vertretung für Wahlen in die Legislativen, d. h. das Gesetz vorberathenden Behörden, wie Nationalrath, Cantonsrath u. s. w. Daher Abschaffung des jetzigen Wahlsystems der Territorial- und Wahlkreisvertretung, wobei mehr die Erbscholle als der Mensch vertreten wird, und wobei die Minderheiten, speciell die Arbeiter, in der Regel unberücksichtigt gelassen werden, ihre Interessen und Ideen daher auch nicht nach Verhältnis im Rathe repräsentirt sind. Amtsdauer der vorberathenden Behörden nur zwei Jahre.“*)

*) Hieran ist folgende Note geknüpft: „Bei dieser Wahlart, deren Organisation hier nicht des Näheren auseinandergesetzt werden kann, darf jeder Stimmberechtigte nur Einen Vertreter und nicht, wie jetzt, mehrere, ja Tausende wählen helfen, (obchon die Stimmzetteln so eingerichtet wären, daß der Wähler mehrere Namen, und zwar in der Reihenfolge, wie sie ihm am liebsten sind, darauf

Bürkli trat mit seinem Systeme auch vor den Zürcher Großen Rath. Am 2. März 1874 stellte er folgenden Antrag:

„Der Cantonsrath wird nach dem Grundsätze der Proportional-Vertretung gewählt, wobei der ganze Canton einen Wahlkreis bildet.

„Das Gesetz (nicht die Verfassung) bestimmt die Anzahl der Stimmen, welche zur Wahl eines Mitgliedes erforderlich ist. Jeder Wähler kann nur für eine Person gültig stimmen, und findet nur ein Wahlgang statt.“

schreiben kann, in der Meinung, daß, wenn bei Vorlesung dieses seines Stimmzettels der Erste oder gar schon der Zweite gewählt wäre, d. h. schon die gesetzliche Anzahl Stimmen auf sich vereinigt hätte, der Dritte eventuell der Vierte an die Reihe käme). Auch kann es nur Einen Wahlgang geben, nicht wie jetzt endlose Wählerei, weder Ersatz- noch Nachwahlen, daher Amtsdauer von nur zwei Jahren. Die Proportional-Vertretung ist ebenso gerecht als praktisch. Sie ist auch elastisch, d. h. allen Verhältnissen Rechnung tragend. Jede Ortschaft, wo die nöthige Anzahl Stimmberechtigter einig ist, sowie auch jede Idee, die im ganzen Canton oder der Schweiz herum dieselbe Anzahl Anhänger zählt, kann ihre Vertretung im Rathe finden, wenn sie nur will. Der Rath wäre somit die getreue Photographie der Volksanschauungen. Wer z. B. im ganzen Canton Zürich herum oder auch nur in einer Ortschaft 300 Stimmen auf sich vereinigte, wäre Mitglied des Cantonsraths; wer z. B. in der ganzen Schweiz oder auch nur in einer einzigen Stadt 3000 Stimmen auf sich vereinigte, wäre Mitglied des Nationalraths. Somit könnte jede wohl organisirte Partei, jede etwas verbreitete Idee, jedes größere Orts- und Standesinteresse so viele Vertreter in den Rath wählen, als sie im Verhältniß Anhänger besitzt. Daher keine Unterdrückung der Minderheit mehr, nur wer sich am Staatsleben nicht bethätigt, fände auch, wie billig, keine Vertretung, und deshalb kann auch die Zahl der Vertreter nicht, wie jetzt, gesetzlich festgestellt werden. Wenn z. B. im Canton Zürich 66,000 Stimmberechtigte wählen würden und gut organisirt wären, könnten höchstens 220 Cantonsräthe gewählt werden; ist dies aber nicht der Fall, so können auch nur 180, 150, 130 gewählt werden, was ja aber bei einer das Gesetz vorberathenden Behörde kein Unglück wäre, im Gegentheil. Die Initiative (Vorschlagsrecht des Volkes) ist auch da, und das Referendum (Volks-Abstimmung über Gesetze) hat so wie so das letzte Wort.

Der Antrag wurde abgelehnt.

Wir könnten unsere historischen Aufzeichnungen noch weiter fortsetzen. Die Bewegung entwickelt sich eben rastlos, und während wir ihr diese Zeilen widmen, überholt sie bereits unsere Darstellung. Namentlich ist es die Schweiz, wo sie durch vorzügliche agitatorische Kräfte (zu denen sich in der letzten Zeit als der Eifrigsten Einer Herr Professor Sal. Bögelin von Zürich gesellt) stets in Fluß und in der Fortentwicklung erhalten wird. Wir verzichten indeß auf die Mittheilung weiterer Erscheinungen, um den Raum der „Zukunft“ nicht noch mehr in Anspruch zu nehmen. Es sei uns nur noch eine Schlußbetrachtung gestattet.

Die Souveränität des deutschen Volkes ist illusorisch, sein Vertretungsrecht in der Ausübung ein Scheinrecht, indem es große Bruchtheile der Bevölkerung ihrer rechtmäßigen Repräsentation beraubt und ihnen eine feindliche aufbrängt. Nicht unter Mitwirkung der Majorität des Volkes, sondern einer Minorität wird die Gesetzgebung geübt, und mit despotischer Gewalt stattet das Vertretungsrecht Regierung und Minorität der großen Gesamtheit des Volkes gegenüber aus, die den erlassenen Gesetzen sich fügen muß.

Die Art der Ausübung des Vertretungsrechts wirkt demoralisirend auf das Volk, indem es niedrigen Handlungen den Stempel des Rechts verleiht, Leidenschaften entfesselt, das Rechtsbewußtsein des Volkes erschüttert und es, statt nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit, nach dem Ideale eines bekannten Staatsmannes erzieht, daß Gewalt vor Recht gehe.

Die Souveränität des Volkes muß gewahrt, sein Vertretungsrecht in seiner Reinheit hergestellt, das herrschende Wahlsystem abgeschüttelt und durch ein gerechtes ersetzt werden.

Wir haben die Bestrebungen der civilisirten Nationen diesseits und jenseits des Oceans nach einem gerechteren Wahlverfahren kennen gelernt. Aus den unbestimmten Regungen nach einer gerechten Volksvertretung im Allgemeinen hat sich die Idee der Proportional-Vertretung entwickelt und verschiedene neue Wahlsysteme gezeitigt, die zum großen Theil bereits ihre praktische Verwirklichung gefunden, das System Considerant's, das System der freien Liste, die Systeme Andrá-Hare, Carteret (System der unvollständigen Liste, limited voting), das Cumulativ-System, das System Liebknecht und zuletzt das Bürkli'sche. Von allen hat das letztere sich uns als dasjenige herausgeschält, das am meisten den Anforderungen der Gerechtigkeit, Klarheit und Einfachheit entspricht.

Was ist zu thun, um dieses System zu verwirklichen, von welcher Seite hat die Wahlreform auf Unterstützung zu rechnen?

„Ich habe irgendwo gelesen,“ sagt Ernst Naville *), „daß der Fürst Bismard an ein Gesetz denkt, das den Minoritäten die Vertretung sichern soll, aber es war wohl nur eine Zeitungssente. Deutschland hat viel zur Vermehrung seiner Kraft und Größe gethan, die Principien des repräsentativen Regiments haben aber stark zu leiden gehabt, als die preußische Regierung die Kriege vorbereitete, aus denen es siegreich hervorgegangen ist. Je mehr Deutschland groß und stark wird, um so mehr ist zu wünschen, daß es als Basis seiner Volksvertretung die Principien der Gerechtigkeit und der Freiheit erwähle.“

Läßt sich von der deutschen Reichsregierung eine Mitwirkung bei der Wahlreform, eine Anerkennung der Principien der Gerechtigkeit und der Freiheit, erwarten? Die Geschichte des preußisch-deutschen Constitutionalismus, die überreich

*) Les Progrès de la Réforme électorale en 1873. Genève 1874.

an schändlichen Rechtsbeugungen und Gewaltthaten ist, überhebt uns der Antwort. Sollte auch eine Regierung, die den Constitutionalismus nur so weit achtet, als er ihr nützlich ist, die nur durch ein Wahlsystem wie das herrschende sich zu behaupten vermag, zu einer Reform die Hand bieten, die ihr bei Verfassungs-Conflicten den sicheren Untergang bereiten muß? Für so naiv wird Niemand sie halten.

Und die Parteien? — Unser Reichstagsbild hat gezeigt, daß alle Minoritäten durch das herrschende Wahlsystem in ihrem Rechte gekränkt und in ihrer Vertretung verkürzt und benachtheiligt werden. Alle besitzen das gleiche Interesse daran, das Vorrecht der zufälligen Majorität zu brechen und ein gerechteres Wahlsystem zu gewinnen.

Die nationalliberale Partei wird gegen die Wahlreform sich sträuben, und die eine oder andere der im Trüben fischenden Parteien dürfte sich ihr anschließen, eine Wahrscheinlichkeit, die Niemanden befremden wird, der da weiß, wie bei uns die Majoritätenbildung erfolgt. Die Wahlfrage wird von dieser Seite auch, wie von der der Regierung, als eine Machtfrage betrachtet, und die Herrschenden werden sich hüten, die Quelle ihrer Macht selbst zum Versiegen zu bringen. Auf eine Unterstützung der Reformbestrebungen seitens der Majorität muß somit von vornherein verzichtet werden. Immerhin sei sie an den großen Meinungswechsel erinnert, der in der letzten Zeit Platz gegriffen und von all' dem Flittergold unserer „Errungenschaften“ im Gedächtnisse des Volkes nur noch einen matten Schimmer zurückgelassen hat. Die Stunde läßt sich voraussehen, in der die nationalliberale Partei in die Reihe der Minoritäten zurückgesunken sein und wie vor wenigen Jahren auf's Neue die Ungerechtigkeit unseres gerechten Wahlsystems zu erweisen haben wird. *)

*) Ein drastisches Beispiel nur aus der Geschichte der nationalliberalen Partei! Bei

Die conservativen Fractionen haben dem einst so heftig angefeindeten sogenannten „allgemeinen Wahlrecht“ glänzende Triumphe zu verdanken, und das könnte sie der Wahlreform feindlich machen. Mögen indeß auch sie der Vergangenheit gedenken, die sie oft schon in verschwindender Minorität sah, und möge ihnen das Schicksal ihrer schweizerischen Gesinnungsgenossen zur Lehre dienen, die von der Demokratie vom Throne gestürzt wurden und nun ängstlich an die Idee der Proportional-Vertretung sich klammern und in deren Durchführung allein eine Garantie für die gerechte Vertretung ihrer Interessen erblicken.

Aber gleichviel, ob die regierenden Parteien die Wahlreform unterstützen oder nicht — sie wird auch ohne sie ihren Weg finden.

Die Wahlreform ist Sache des Volkes. Wenn es nicht selbst sein Recht fordert — von oben herab wird es ihm niemals geschenkt werden. Aufgabe der unterdrückten Minoritäten, besonders unserer Partei, die am meisten unter dem gegenwärtigen Wahlsystem zu leiden hat, ist es, die Frage der Wahlreform in's Volk zu tragen, den Wahn von der Gerechtigkeit und Trefflichkeit unseres Wahlsystems zu zerstören und das Ungerechte, Bedrückende und Unmoralische, das ihm anhaftet, rücksichtslos aufzudecken. — Leicht wird es dann sein, dem neuen System, das durch Gerechtigkeit und Klarheit sich auszeichnet, Freunde und Anhänger zu gewinnen.

Mag die Regierung widerstreben, mag die herrschende Majorität sie in ihrem Widerstande unterstützen, die Sache der Wahlreform wird sich trotz alledem Bahn brechen und ihr Ziel erreichen.

den achtundsechsziger Wahlen zum Zollparlament zählte sie in Württemberg ein Viertel der Wähler für sich, und doch setzte sie nicht einen einzigen ihrer Candidaten durch, da ihre Gegner sich klüßschweigend zu einer Coalition die Hand boten!

„Wenn man untersucht,“ sagt Stuart Mill, „welcher Partei die vorgeschlagene Reform Vortheil bringen werde, wird man sich überzeugen, daß immer der schwache und verletzte Theil der Nation aus ihr Vortheil zieht, weil die Unterdrückten keine andere Waffe als die Begründung der Gerechtigkeit haben. Heut zu Tage wird die Reform der Arbeiterklasse Vortheil bringen.“

Der Kampf gegen tief eingemurzelte Vorurtheile, gegen eine mit dem Scheine des Rechts versehene despotische Einrichtung ist kein leichter. Mögen unsere Gesinnungsgenossen sich indeß durch die Mühe, die ihnen erwächst, nicht entmuthigen lassen, sie wird ihnen reiche Früchte tragen. Mag das Wort Stuart Mill's ihnen ein Ansporn sein, die Frage der Wahlreform mit allem Eifer zu betreiben.

Die Arbeitslöhne in Belgien

im Zusammenhange mit den Preisen der Lebensmittel, dem Verkaufswerthe von Grund und Boden und den Verbrechen.

Von Louis Bertrand.

Löhne und Unterhalt.

(Fortsetzung.)

Die Ungleichheit zwischen Reich und Arm entwickelt sich in ganz unzweideutiger Weise. Die Bedürfnisse der großen Masse beschränken sich thatsächlich auf die aller-nothwendigsten Dinge, wie die Nahrungsmittel, deren Preis ohne Unterlaß steigt, während die den Reichen eigenthümlichen Bedürfnisse, als Möbel, Fußgegenstände u. s. w., mit den Fortschritten der Technik und Industrie stetig im Preise abnehmen. Darin liegt schon eine der hauptsächlich auf die Entwicklung der Ungleichheit hinwirkenden Ursachen.

Wenn wir von einer anderen Seite Schritt für Schritt dem Preise der Mittel zum Lebensunterhalt im Verhältnisse zu den Arbeitslöhnen folgen, so zeigt sich auch da dieselbe Thatsache, die fortgesetzt größere Ungleichheit.

Ohne nach fernliegenden Beispielen greifen zu wollen — was uns nöthigen würde, gar zu viel Zahlen zu citiren — sei es uns gleichwohl erlaubt, dem Leser die Meinung einiger Schriftsteller zur Kenntniß zu bringen, welche sich mit dem

Werthe der Dinge seit vier bis fünf Jahrhunderten beschäftigt haben.

Alexander Henne sagt darüber in seiner „Geschichte der Herrschaft Karl's V. in Belgien“ Folgendes: Wenn man den wirklichen Werth des Geldes in Betracht zieht, so wird man die Bemerkung machen, daß sich der Preis vieler Gegenstände kaum geändert hat; aber — eine traurige Thatsache! — der Arbeitslohn war damals viel höher als heutzutage, und dieses unrichtige Verhältniß scheint mir eine der wesentlichsten und ernstesten Ursachen der socialen Wirren, von denen unsere Zeit bedroht ist. . . .*)

Der Schriftsteller, den wir soeben citirt haben, ist kein Socialist; er ist im Gegentheil ein Freund der herrschenden Macht; seine Worte haben darum nur um so mehr Werth.

Ein anderer Schriftsteller, Ballam, macht in seiner Arbeit: „Europa im Mittelalter“ in Bezug auf England dasselbe Geständniß.

„Es ist eine peinliche Wahrnehmung,“ sagt er, „die sich allen Denjenigen, welche

*) A. Henne: Geschichte der Herrschaft Karl's V. in Belgien. 5. Band, S. 252.

sich mit einer Prüfung der Preisveränderungen beschäftigten, aufdrängen muß, daß die arbeitenden Classen, namentlich aber die Landarbeiter, heutzutage über weniger Mittel zum Lebensunterhalt verfügen, als unter der Herrschaft Eduard's III. oder Heinrich's VI.

„Im 14. Jahrhundert verdiente nach einer Feststellung John Cullom's ein Erntearbeiter vier Pence täglich, wofür er sich in einer Woche ein „Comb“ Getreide kaufen konnte, während er heute zehn bis zwölf Arbeitstage nöthig hat, um sich dasselbe anzuschaffen.“

Es ist fast unmöglich, für alle Beschäftigungsarten, im Allgemeinen genommen, den mittleren Lohn zu finden.

Am Ende des letzten Jahrhunderts betrug in Belgien nach einer großen Zahl von Gewährsmännern der Lohn für einen Arbeitstag 1 Franc 80 Centimes. Von 1820 bis 1825 betrug der Lohn im Sommer bei elf und einhalbstündiger Arbeitszeit 2 Francs und im Winter bei neun und einhalbstündiger Arbeitszeit 1 Fr. 85 C.

Eduard Dupétiour giebt in seiner Schrift: „Budgets économiques des classes ouvrières“ folgende Daten über den Stand der Arbeitslöhne gegen das Jahr 1850:

Von 215,375 erwachsenen Arbeitern erhielten:

500	über 5,00 Francs,
1,136	von 4,00—5,00 „
3,302	von 3,00—4,00 „
11,706	von 2,50—3,00 „
18,291	von 2,00—2,50 „
66,490	von 1,50—2,00 „
58,704	von 1,00—1,50 „
36,574	von 0,50—1,00 „
18,672	unter 0,50 „

Von 35,880 Arbeitern unter 16 Jahren belamen:

5,890	von 1,00—1,50 Francs,
12,459	von 0,50—1,00 „
17,531	unter 0,50 „

Sehen wir uns nun die Lohn-tabelle der Arbeiterinnen aus derselben Zeit an.

Es erhielten von 19,884 erwachsenen Arbeiterinnen:

8	von 4,00—5,00 Francs,
11	von 3,00—4,00 „
17	von 2,50—3,00 „
126	von 2,00—2,50 „
2,001	von 1,50—2,00 „
8,101	von 1,00—1,50 „
16,008	von 0,50—1,00 „
13,612	unter 0,50 „

Von 30,260 jugendlichen Arbeiterinnen unter 16 Jahren:

1,385	von 1,00—1,50 Francs,
6,346	von 0,50—1,00 „
22,538	unter 0,50 „

Das ist der Stand der Löhne für die industriellen Arbeiter und Arbeiterinnen; für die Landarbeiter beträgt in derselben Zeitperiode der Tageslohn 1 Franc 15 Centimes ohne Kost, mit Kost nur 60 Centimes. Für die Frauen stellt sich der Durchschnittslohn mit Kost auf 41 Centimes, ohne Kost auf 70 Centimes.

Seit dieser Periode (1850) sind die Arbeitslöhne der großen Industrie eine Zeit lang gestiegen, aber seit 4 bis 5 Jahren sind sie auch wieder empfindlich gefallen.

Das zeigt sich z. B. an der Bewegung der Löhne in der Kohlenindustrie (nach den Berichten der Minen-Ingenieure); ihre Schwankung in den letzten zehn Jahren wird durch folgende Tabelle veranschaulicht:

Es betrug der Lohn:

1867:	2,85 Francs,
1868:	2,54 „
1869:	2,56 „
1870:	2,68 „
1871:	2,62 „
1872:	3,01 „
1873:	3,61 „
1874:	3,42 „
1875:	3,34 „
1876:	3,19 „

Seit 1873 hat sich, wie man sieht, der Lohn vermindert. Gegenwärtig beträgt der Lohn der Kohlenarbeiter, welcher nach

obiger Tabelle im Jahre 1876 auf 3,19 Francs stand, nur 2,80 bis 3 Francs.

Während also der Lohn der Minenarbeiter auf 3 Francs geschätzt werden kann, beläuft sich der der Arbeiter in den Leinen-, Seiden- und anderen Industrien, in Fabriken aller Arten für den Mann im Durchschnitt auf 2,50 Francs, für die Frau auf 1,50 bis 1,75 Francs. — Bei den Luxus-Industrien und solchen, die nur eine geringe Arbeiteranzahl beschäftigen, kann man den mittleren Tageslohn für ganz Belgien auf 3 bis 4 Francs berechnen.

Stellen wir die verschiedenen Ausweise über die Löhne zusammen, so ergibt sich, daß der Durchschnittslohn für die industriellen Arbeiter seit Beginn dieses Jahrhunderts sich um 25 bis 30 pCt. erhöht hat. Der Durchschnittslohn der

Landarbeiter hat sich nach den statistischen Ergebnissen von 1830 bis 1870 nur um 14 pCt. vermehrt.

Es ist demnach die Lohnsteigerung eine sehr langsame. Und die gegenwärtige Organisation der Industrie macht für die Zukunft die Lohnhöhe noch stationärer, und wird uns sogar stetige Lohnvermindierungen bringen.

Alles das beweist ganz einfach, daß das Elend des Volkes ohne Unterlaß zunimmt. Ein socialer Staat mit solchen Resultaten ist gerichtet. —

Nachdem wir nun aber die Entwicklung des Durchschnittslohnes in ihren einzelnen Stadien beobachtet, wollen wir untersuchen, welche Veränderungen im Preise die zur Nahrung bestimmten Producte durchgemacht haben. Darüber lehren uns die officiellen statistischen Tafeln Folgendes:

Durchschnittspreise der hauptsächlichsten landwirthschaftlichen Erzeugnisse.

		In den Jahren:						
		1840	1850	1860	1865	1870	1873	1874
		in Francs.						
Weizen	pr. 100 Kilogr.	28,78	20,95	31,15	23,11	29,34	33,51	35,06
Roggen	do.	19,16	14,49	21,36	18,44	21,10	23,00	24,74
Wanglorn	do.	23,58	16,41	25,18	23,42	24,52	27,92	28,05
Kartoffeln	do.	6,79	6,92	8,89	6,90	8,47	7,87	8,67
Butter	pr. Kilogramm	—	—	2,13	2,55	2,97	2,99	3,21
Fleisch (gewöhnliches								
Schlacht.)	do.	—	—	1,42	1,46	1,63	1,93	1,98
Schweinefleisch	do.	—	—	1,51	1,56	1,77	1,92	1,95

Aus mehreren anderen Documenten ersehen wir Folgendes:

		Preise gegen das Jahr 1820:	Gegenwärtige Preise:
Brod	pr. Kilogramm	0,21 Francs	0,43—0,45 Francs
Kartoffeln	pr. 90 Kilogr.	3,50 "	7,00—8,00 "
Butter	pr. Kilogramm	1,05 "	3,00—3,50 "
Rindfleisch	do.	0,81 "	2,00 "
Schweinefleisch	do.	0,73 "	1,80—2,00 "
Eier	je 26 Stück	0,70 "	2,00—2,80 "

Wir haben es für zweckmäßig gehalten, diese Zahlen zu controliren, indem wir den Preis der Lebensmittel nach Städten feststellten. Diese neuen Untersuchungen haben uns bewiesen, daß die generellen Resultate, welche wir eben gaben, nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sind; denn wir bemerken, daß die Preissteigerung viel größer ist, wenn wir die verschiedenen Preise einer großen Anzahl von Städten beobachten.

Nehmen wir die bedeutendsten Städte Belgiens einzeln, so hat die Stadt Louvain (Löwen) die geringste Steigerung in den Preisen der Lebensmittel erfahren. Gleichwohl finden wir auch hier noch eine stärkere Preiserhöhung, als sie die Tabelle aufweist, welche für ganz Belgien die Preise angiebt. So wurde zu Löwen der Hectoliter Weizen von 1835 bis 1845 für 20,15 Francs verkauft, von 1845 bis 1855 zu 22,93 Francs, von 1855 bis 1865 zu 24,14 Francs. Macht eine Erhöhung von circa 20 pCt. in zwanzig Jahren. — Roggen wurde daselbst der Hectoliter verkauft: 1845 zu 12,14 Francs, von 1845 bis 1855 zu 15,27 Francs und von 1855 bis 1865 zu 14,95 Francs. Die Erhöhung beträgt etwa 23 pCt. — Kartoffeln, welche den wesentlichsten Bestandtheil der Nahrung der Armen bilden, wurden per 100 Kilogr. verkauft von 1835 bis 1845 zu 3,48 Francs, von 1845 bis 1855 zu 6,36 Francs, von 1855 bis 1865 zu 7,21 Francs. Macht eine Preis-erhöhung von mehr als 100 pCt. — Brod wurde pro Kilogramm verkauft von 1835 bis 1845 für 0,18 Francs, von 1845 bis 1855 für 0,24 Francs und von 1855 bis 1865 für 0,27 Francs. Es ist also eine Erhöhung von 50 pCt. des

ursprünglichen Preises vorhanden. — Der Preis des gewöhnlichen und der des Schweinefleisches nahm um 32 pCt. zu.

In den anderen Städten ist die Erhöhung noch größer.

Man sieht demnach klar: Während die Löhne fast auf derselben Höhe bleiben, steigt der Preis der Lebensmittel von Jahr zu Jahr. Während die Industrie vom Arbeiter mehr Arbeit verlangt, empfängt dieser weniger Nahrung.

Diese Sachlage hat einen entsetzlichen Charakter. Ganz allmählich verliert der Mensch von dem ihm Nothwendigen und lebt gleichwohl weiter, ohne es gerade besonders zu merken. Uebersehen wir aber diese Thatsachen im Allgemeinen, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß sich im ganzen socialen Mechanismus der Rückschlag dieser Verhältnisse geltend macht, die Durchschnittsgröße und mittlere Lebensdauer des Menschen sinken *), Verbrechen und Vergehen nehmen zu, mit einem Worte: die Unordnung macht sich in der Gesellschaft immer breiter.

Darf man etwa hierüber sich wundern? Nicht im Mindesten. Der Gradmesser der moralischen und physischen Beschaffenheit einer Nation richtet sich nur nach der besseren oder schlechteren ökonomischen Lage ihrer Mitglieder. Genießen die Bewohner eines Landes gesunde und ausreichende Nahrung, dann wird man dort Verbrechen und Vergehen kaum kennen; wird ihnen dagegen ihr Lebensunterhalt vermindert, dann wird und muß Unordnung eintreten und ihr vernichtendes Handwerk treiben.

*) Wir werden später Gelegenheit haben, das trotz oft gehörter, gegentheiligter Versicherungen zu beweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Die sociale Lage in Italien.

Von Benoit Malou.

Einleitung.

Kurze Uebersicht über die großen historischen Phasen Italiens. — Geschichte der Revolution der Unabhängigkeit und ihr rein politischer Charakter. — Das Statuto. — Die an der Macht befindlichen Parteien und ihre Wirksamkeit.

Vor 50 Jahren hätte man das geknechtete und zerstückelte Italien Land der Todten nennen können; heute ist die Todte auferstanden und hat sich stolz der europäischen Familie angeschlossen.

Diese sonst rein politische Wiedererstehung hat tiefe Politiker überrascht, obwohl sie in den gegebenen Eigenthümlichkeiten des italienischen Geistes begründet ist, so wie sich derselbe in der Geschichte offenbart hat.

Italien, welches von den Barbaren niedergeworfen worden war, nachdem es alle mittelländischen Völker besiegt und geknechtet hatte, war das erste Land, das die feudale Sklaverei abschüttelte.

Während mit Ausnahme von Flandern, Catalonien und einigen französischen und deutschen Städten Europa in der Finsterniß des Mittelalters seufzte, waren die Republiken von Amalfi, Venedig, Mailand, Genua, Florenz, Pisa, Siena, Lucca u. s. w. Centren gewerblicher und Handelsthätigkeit und thaten das Meiste zu jener Wiedergeburt der Philosophie, der Literatur, der Kunst, welche der Humanität neue Wege öffnete.

Zum größten Theil waren diese Republiken, das muß anerkannt werden, nichts weniger als demokratisch: die oligarchische Tyrannei war dort härter und unmoralischer als der türkische Despotismus jener

Zeiten. *) Sie zerfleischten sich mit einer Grausamkeit, welche niemals übertroffen worden ist. In langen und blutigen Kriegen wurden Amalfi und Lucca von Pisa fast zerstört; Pisa wurde von Genua verwüstet; Genua von Florenz und Venedig auf's Haupt geschlagen, und diese wiederum hatten häufige Kämpfe, entweder unter sich oder gegen Mailand, und zwar meistens mit erkaufter Hülfe des Auslandes. Und nicht allein zerstörten sich die Städte gegenseitig, sie wurden auch durch die Parteien zerrissen, welche sich in ihrem Inneren um die Herrschaft stritten.

Das Alles ist richtig und es hatte die Zerstörung der meisten dieser Republiken und den unabwendbaren Verfall der überlebenden zur Folge; aber es ist nicht weniger richtig, daß sie, in der Zeit ihrer Größe, Mittelpunkte einer furchtbaren Bewegung bildeten.

Die lombardische Liga zeigte zum ersten Mal, daß die Gemeinden verbündet gegen die feudalen Räuber aufkommen konnten. Florenz gebührt, mit Gent, die Ehre, in Europa das demokratisch-republikanische Regime eingeführt zu haben. An dem Fall Italiens im 16. Jahrhundert trug zum großen Theil die Schändlichkeit seiner Päpste und das unwürdige Betragen seiner Aristokratie Schuld, und durch fremde Invasion wurde er besiegelt.

Karl der Fünfte, der unselige Reactionär, den jeder fortschrittliche Mann verurtheilen muß **), war es, der nach der Niederwerfung des freien und gewerb-

*) Montesquieu, Esprit des Loix.

***) Siehe Adolphe Blanqui: Geschichte der politischen Oekonomie.

fleißigen Flanderns, durch die Eroberung der Lombardei und Zerstörung der Republik Florenz der italienischen Freiheit und Production den Todesstoß versetzte.

Die Verachtung der Arbeit und der Arbeiter wurde den Italienern durch die anmaßlichen spanischen Eroberer geläufig, die außerdem durch ihre unerhörten Erpressungen die Quellen der Arbeit vertrockneten. Dann zwang die Reaction der Medicci zu Florenz die besten Arbeiter zur Auswanderung, und diese wandten sich nach Lyon, das sie bereicherten. Die italienische Production wurde in weniger als einem Jahrhundert vernichtet, und aus einer der reichsten Nationen Europas wurde in kurzer Zeit eine der ärmsten.

Im 18. Jahrhundert, in den schönen Tagen des Einflusses der Physiokraten, versuchten die österreichischen Herrscher, jedoch mit geringem Erfolg, die italienische Production zu neuer Entfaltung zu bringen; darauf kam die französische Revolution, welche die Gemüther erhob und den Italienern die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit brachte, die sie verloren zu haben schienen. Sodann trat auf die Schaubühne jene große patriotische Partei, die länger als ein halbes Jahrhundert für das Vaterland gekämpft, gelitten, Märtyrer verschwendet und endlich gesiegt hat.

Die geheimen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts (selbst die revolutionärsten, wie die Illuminaten) waren nur Gesellschaften zur Propaganda; die Schwierigkeiten, die ihrem Handeln entgegenstanden, waren für sie unüberwindbar.

Die Revolution brachte die alte Welt aus ihren Fugen und ermöglichte so die geheimen Gesellschaften der That. Die Italiener warfen sich mit Eifer darauf: seit 1793 organisirte Blasi in Sicilien eine Verschwörung zur Aufrihtung einer Volksrepublik. Der Untergang der sicilianischen Verschwörer dämmte den Muth der neapolitanischen Jugend nicht ein; denn kurze Zeit darauf begann sie mit

patriotischen Verschwörungen und bewies ihre Tapferkeit im Kampfe und vor dem Tode (1798—99).

Die bourbonische Reaction, die schmackvollen Thaten der schändlichen Karoline, die entwürdigenden Gefälligkeiten Nelson's konnten nicht alle Patrioten vernichten; das zeigte sich bei der siegreichen Rückkehr der Franzosen.

Die anderen Theile Italiens waren nicht unthätig geblieben. 1795 wurde die geheime Gesellschaft der Unitarier in Bologna gegründet; ihr Zweck war die Erringung der Freiheit für Italien. Zu derselben Zeit hatte sich sehr rasch die Gesellschaft der Rayons, welche nur zu sehr die Freiheit der Unabhängigkeit opferte, in den kleinen Tyrannien Italiens verbreitet.

Schließlich gründete im Anfang des Juli 1811 ein französischer verwundeter und zu Capua wohnender Officier eine politische Gesellschaft, die Carbonari. Zu dieser Zeit erstickte das italienische Vaterland, das den Bourbonen und den Bonapartes ausgeliefert war, in der Einzwängung zwischen zwei rivalisirenden Königreichen. Die Carbonari wollten das eine wie das andere zerstören, die Revolution verbreiten und überall im Geheimen Keime neuer Republiken säen. *)

Unglücklicher Weise gaben die Carbonari rasch ihre revolutionären Principien auf und liehen den trügerischen Versprechungen der bourbonischen Agenten ein zu geneigtes Ohr. Fortwährend, ohne großen Ruhm zu gewinnen, gegen den König Murat Kriege führen, war Alles, was sie thaten.

Nach den Ereignissen von 1818 wurde das Carbonarithum, das bis dahin italienisch war, celto-lateinisch; aber zur

*) Es ist wahrscheinlich, daß dieser französische Officier das Carbonarithum nur reorganisirte und nicht gründete, denn es existirte bereits in Calabrien unter der Leitung von Capobianca.

selben Zeit wurde es, trotz der mächtigen Propaganda Buonarotti's, rein liberal-constitutionell.

Damals gelangte es zur höchsten Blüthe (1820—1823). Es verjagt die Bourbonen aus Neapel, ruft in Piemont und Messina, von Spanien unterstützt, Aufstand hervor; seine Märtyrer geben überall Beweise großen Muths, und wenn es schließlich durch die österreichische Intervention in Italien und die französische in Spanien besiegt wurde, so vermacht es der Nachwelt die herrlichen Namen Guglielmo Pepe, Riego, Mina, Quiroga, Santarosa, Rossaroll etc.

Alle diese Leiden schwächten das Carbonarithum nicht. In Italien und in Spanien besiegt, warf es sich auf Frankreich, welches es, dank den energischen Anstrengungen zweier jungen Leute (die sich seitdem einen Namen im Socialismus gemacht haben, Armand Vazard und Büchez) mit seinen Sectionen bedeckte.

Binnen einigen Jahren umspannte es das ganze Land, es knüpfte Verbindungen mit den politischen Führern der Bourgeoisie an, Lafayette und Lafayette an der Spitze, und es ist bekannt, wie es, von Aufstand zu Aufstand schreitend, in der bürgerlichen Revolution von 1830 gipfelte.

In Italien spielten sich die Ereignisse nicht mit dieser Schnelligkeit ab. Nach den Niederlagen von 1821 fanden die italienischen jungen Patrioten das Carbonarithum zu gemäßigt in seinen Zielen und zu kindisch in seinen Mitteln, und gründeten unter der Leitung eines jungen Mannes, welcher so berühmt werden sollte, das Junge Italien. Die Principien, welche Mazzini begeisterten, als er die Statuten des jungen Italiens redigirte, waren sicherlich denen des Carbonarithums überlegen.

Mazzini hatte begriffen, daß der neuen Ordnung der Dinge, wie sie aus der Revolution hervorgegangen war, neue politische und sociale Organisationen entsprechen mußten; aber er hatte das Unglück, sich

in die Orgien des Spiritualismus hereinziehen zu lassen, der zu dieser Zeit in Europa das Denken entnervte.

Die Mazzini'sche Devise war: Dio e popolo (Gott und das Volk).

„Ihr müßt“, sagte er, „Gott ansehen, um Euch der Willkür und der Unterdrückung der Menschen zu entziehen. Ihr müßt an ein Gesetz des Fortschritts und der Pflicht glauben. Ich spreche zu Euch von Opfern, von moralischer Verbesserung und Erziehung, und nicht von Glück. Man hat viel von Recht gesprochen; hat sich die Lage des Volkes deshalb verbessert? Nein, im Gegentheil! Die Idee des Rechts hat nur den Egoismus entseffelt. Die französische Revolution hat ihre Versprechungen nicht gehalten, weil sie sich auf das Recht stützte. Mit dieser Rechtsidee und mit dem Trachten nach Wohlbefinden gründet man keine gerechte Gesellschaft.

Arbeiter, Ihr seid die Parias der Gesellschaft, und gewiß muß Eure Lage verbessert werden. Ihr müßt vom Lohnsystem zu Associationen übergehen, Ihr müßt das Product Eurer Arbeit genießen. Ihr habt deshalb das Recht, nach Verbesserung Eurer Lage zu trachten; aber Ihr dürft nach dieser Verbesserung nur trachten als nach einem Mittel und nicht als Zweck; um besser Eure Pflichten erfüllen zu können, und nicht als nach der Eroberung eines Rechts; um besser zu werden, und nicht um Euch wohler zu befinden. Wo nicht, welcher Unterschied bestände dann zwischen Euch und Euren Tyrannen? Nicht die mehr oder weniger guten Institutionen sind es, die eine Gesellschaft gut machen, sondern die tugendhaften und guten Menschen. Werdet tugendhaft und gut, und schon dadurch wird Eure gesellschaftliche Organisation eine vortreffliche werden. Seid also Menschen der Pflicht; das ist die beste Weise, den Fortschritt zu verwirklichen und Eure hohen Bestimmungen zu erfüllen.

Eure Pflichten haben ihren Ursprung in Gott. Sie sind durch sein Gesetz bestimmt. Die fortschreitende Erkenntniß und Befolgung des göttlichen Gesetzes bilden das Wesen der Humanität.

Italien ist eine Religion. Gott will es! Das ist der Ruf des italienischen Volkes;

denn Italien hat eine Mission von Gott erhalten, dem Vater der Weisheit und Liebe, dem Schöpfer und Erzieher der Menschheit.

Italien hat von Gott eine Mission erhalten. Zwei Civilisationen hat es schon Europa gegeben, es muß eine dritte geben, eine höhere als die früheren.

Behandelt die Frau als Guresgleichen und haltet die Familie heilig in der Einheit der Liebe. *)

Nach diesen Principien wollte Mazzini eine einheitliche Republik einrichten, mit dem allgemeinen Stimmrecht, mit einer verallgemeinerten Bildung und Erziehung und einigen wirthschaftlichen Reformen, mit denen er bezweckte, eine Vereinigung von Kapital und Arbeit allmählich herbeizuführen.

Der Mazzini'sche Gedanke ist ein überarbeitetes und verbessertes Christenthum, doch ist es deswegen nicht menschlicher als dieses. Eine sonderbare Art, die Menschen dadurch befreien zu wollen, daß man sie vorher unter das Joch einer eingebildeten Gottheit beugt. Kann man die Gerechtigkeit verwirklichen, wenn man gleichzeitig das Recht dazu leugnet? Die Pflicht? Mehr als achtzehn Jahrhunderte predigt man es uns, ohne daß sich die Menschheit dabei besser befunden hätte.

Uebrigens vernachlässigten die Mazzinisten bei allen Verschwörungen und politischen Unternehmungen sehr die sociale Seite ihres Programms. Was sie Neues in die Actionsgesellschaften brachten, das ist die Idee der Republik, welche alle die späteren Erhebungen nach 1830 beseelte.

Zugleich mit der Entwicklung des jungen Italiens entstand die Literatur der Unabhängigkeit. Gerade nach 1821 tauchten nacheinander Männer auf, wie Guerrazzi, Tomaseo, Berchet, Cattaneo, Balbo, Gioberti, Mamiani, Giusti, Montanelli, Ricciardi zc. Alle diese Patrioten,

*) Siehe Scritti editi ed inediti di G. Mazzini. Band 1, S. 107 u. ff., und I Doveri dell' uomo, S. 5 u. ff.

außer Montanelli, der St.-Simonist war, Cattaneo, der republikanischer Föderalist, Giusti und Ricciardi, die Republikaner waren, sind im Grunde doch nur Rückschrittler gewesen, oder hatten wenigstens keine Ahnung von der Zukunft.

Die Mazzinisten waren also die fortgeschrittensten Patrioten, und ihre Conception ging, wie wir gesehen haben, nicht über eine einheitliche und religiöse Republik hinaus.

Die Garibaldi'sche Partei sollte erst viel später erscheinen.

Kommen wir zu den geschichtlichen Daten zurück.

1830 erhebt sich Mittelitalien. Diese Erhebung wurde unterdrückt, und es folgten ihr Versuche in den Jahren 1831, 1833, 1837, 1841 und 1844, die alle unglücklich verliefen, indessen den Patrioten eine ruhmvolle Legende einbrachten und die Gemüther für die Unabhängigkeit begeisterten.

Es folgte 1848. In Mailand spielten die Fünf Tage; der Fremdherrscher wurde vertrieben. Piemont schloß sich der freiheitlichen Bewegung an. Auf Siege folgten unheilvolle Niederlagen. — Der Papst erklärte sich plötzlich gegen die Unabhängigkeit.

Die patriotische Erhebung wurde in Neapel im Blute erstickt. Aber Venedig mit Manin und Moa widersteht tapfer, und in Rom wird unter den Auspicien Garibaldi's und Mazzini's die Republik erklärt. Eine französische Armee in Rom, drei österreichische in der Lombardei und Piemont, Venetien und der Romagna unterdrückten 1849 die letzten Anstrengungen der Patrioten, und Italien wurde mehr als je unterworfen und zerstückelt.

Die Verschwörung zu Mailand vom Jahre 1853 verursachte nur neue harte Maßnahmen. Die heldenmüthigen Versuche des Socialisten Pisacane (zu Sapri 1857) hatten eine andere Tragweite und vermehrten bedeutend die Sympathien der europäischen Demokratie für Italien.

Indessen, die Republikaner waren gründlich geschlagen. Italien, das schon das Unglück gehabt hatte, daß die Reorganisation seiner patriotischen Partei in einer Periode spiritualistischer Reaction und politischer Schwäche sich vollzog, und an seinen höchsten Persönlichkeiten die Folgen dieses Ursprungs empfinden mußte, hatte nun ferner das Unglück, seine Unabhängigkeit der piemontesischen Monarchie, die sich bei ihrem Werke mit dem kaiserlichen Frankreich verband, verdanken zu müssen; freilich mit Hilfe Garibaldi's, des Garibaldi's aber, der sich der constitutionellen Monarchie unterwarf. Die Diplomatie Cavour's hatte dort Erfolg, wo die republikanische Generation verschwunden war, und Italien wurde höchst einfach Piemont einverleibt.

Anstatt sich mit der Besserung der Lage seines Volkes zu beschäftigen, anstatt ein seinen eigenen Bedürfnissen und den Ansichten der zeitgenössischen Demokratie entsprechendes sociales Programm aufzustellen (wozu es durch die Macht der Thatfachen, trotz dem entgegenstehenden, im Grunde reactionären Sinne der Mehrheit seiner „patriotischen“ Partei hätte veranlaßt sein sollen), gerieth Italien aus der Willkür seiner Duzend-Tyrannen in die Verwaltung einer räuberischen Bureaucratie und mußte statt jeder Constitution eine Mißgeburt des piemontesischen Liberalismus annehmen, das Statuto, in Folge dessen das allgemeine Stimmrecht den Italienern versagt ist, und keine sociale Ungleichheit zu Reformen der Gerechtigkeit Veranlassung geben kann.

• Denn was bestimmt dieses Document?

Die apostolische, römisch-katholische Religion ist die einzige des Staates. Die anderen Culte sind geduldet, gemäß dem Gesetz. (Art. 1.) Die Regierung ist monarchisch-constitutionell. (2.) Die gesetzgeberische Macht wird vom König und den beiden Kammern geübt. (3.) Die ausübende Gewalt wird vom Könige

gehandhabt, dessen Person unverletzlich und geheiligt ist. (4.) Der König ist das Oberhaupt des Staates; er befehligt das Landheer und die Marine, erklärt Krieg, macht Frieden und schließt die Handelsverträge ab (5), ernennt zu allen Staatsämtern, sanctionirt und verkündet die Gesetze (6 und 7), hat das Recht der Begnadigung (8), beruft den Senat und das Haus der Abgeordneten. Er theilt mit den Kammern die Initiative bei der Gesetzgebung (9 und 10).

Die Bürger sind gleich vor dem Gesetze und im Vollbesitz ihrer bürgerlichen und politischen Rechte, mit Ausnahme der in den Gesetzen (24) erwähnten Fälle. Sie tragen entsprechend ihrem Besitz zu den Lasten des Staates bei (25).

Die persönliche Freiheit ist gewährleistet (26); keine Hausdurchsuchung darf stattfinden, wenn nicht kraft des Gesetzes und in der gesetzlich vorgeschriebenen Form. Die Presse ist frei; ihr Mißbrauch wird unterdrückt. (27.) Die christlichen Bücher dürfen nicht ohne die vorhergehende Erlaubniß des Bischofs gedruckt werden. (28.) Das Eigenthum ist unantastbar. (29.) Die Abgeordneten beschließen über die Steuern. (30.) Die Staatsschuld ist garantirt. (31.) Man darf sich friedlich und ohne Waffen versammeln, mit Beachtung der dieses Recht regelnden Gesetze. Die öffentlichen Versammlungen indessen unterliegen vollständig den Vorschriften der Polizei. (32.)

Erzbischöfe, Bischöfe, Minister, Gesandte, Gerichtspräsidenten, Staatsanwälte, akademische Beamte, besonders ausgezeichnete Personen und alle, die 3000 Fr. Steuern zahlen, können allein (durch den König) zu Senatoren ernannt werden. (33.) Die Rechtsprechung geht vom Könige

aus und wird in seinem Namen durch die Richter geübt, die er einsetzt. (68.) Die Ritterorden bleiben erhalten; der König kann neue errichten. (79.)

Um Wähler zu sein, muß man 25 Jahre alt sein, schreiben und lesen können und einen jährlichen Census von 40 Fr. zahlen. (Gesetz vom 17. December 1860, Art. 1.) Befreit vom Census sind die Mitglieder der Akademien, die Professoren, sowohl die im Amte als die pensionirten, die Lehrer der verschiedenen Hochschulen, die Wechselfenale, eine Kategorie von Handeltreibenden.*)

Und dieser matte Abglanz der französischen und spanischen Restaurations-Verfassungen wird nicht einmal zur Anwendung gebracht. Die Presse ist frei, doch die socialistischen Zeitungen können unter dem geringfügigsten Vorwande confiscirt werden. Die persönliche Freiheit ist gewährleistet; aber die mit dem furchtbaren Recht der Ammonizione (Verhaftung) und des domicilio coatto (Deportation) ausgestattete Macht ist nicht behindert, durch Verwaltungsmaßnahmen Diejenigen zu Tausenden unschädlich zu machen, welche ihr unangenehm sind. Was in diesem Sinne in der Romagna und in Sicilien geschehen ist, hat kein Analogon in irgend einem anderen civilisirten Lande.

Wenn ich einem Socialisten aus der Romagna Glauben schenken darf, so war 1874 ein Theil der dortigen Jugend vor den Schreckensthaten der Polizei ausgewandert, und man konnte die Ammoniti (Verhafteten) und die Coatti (Deportirten) nach Tausenden zählen.**) In Sicilien terrorisirt im Augenblicke, wo ich dieses schreibe,

*) Die Zahl der Wähler beträgt 528,000, jedoch nimmt nur die Hälfte an der Abstimmung Theil.

**) Diese Deportationen ohne Richterspruch finden nach Sampedusa und den benachbarten Inseln, auch nach Sardinien statt.

unter dem Vorwande, die Mafia zu unterdrücken, die Regierung das Landvolk durch Banden von Polizisten unter der Führung eines gewissen Lucchese. Sie prügeln und quälen die Bauern, die schon bei ihrem Herannahen die Flucht ergreifen. *)

In Sicilien kann man nach Zehntausenden die Ammoniti und die Coatti zählen. Im ganzen Königreiche kann man ohne Uebertreibung die Zahl der Ammoniti auf 50,000, die der Coatti auf 7—8000 angeben. Wieviel von diesen sind wegen ihrer politischen Gesinnung gemäßigelt, wieviel ganz Unschuldige?

„Sicilien, sagte ein Journalist, unter einem früheren Ministerium, ist bis zur Vernichtung getroffen worden, erdroffelt, gemordet durch die Polizei, d. h. durch die Mafiosi und die Camorristi**), die die Polizei selbst sind. Barbarische Megeleien, gegen welche das Regiment der Bourbonen sehr milde erscheint. Eingebildete Verschwörungen, erfunden eigens dazu, um außerordentliche Macht zu erlangen, ehrenhafte Leute zu mißhandeln. Die Corruption der Polizei ist grauen-erregend.“

So sprach ein Liberaler vor 3 Jahren, und jetzt, wo die Liberalen am Ruder sind, ist es schlimmer. Nicotera übertrifft Cantelli, der Praefect Malusardi stellt

*) Ein sicilianischer Patricier, Baron Sibestri, war einer von denen, die gegen diese Schändlichkeiten protestirten, und damit man die Thatsache nicht bestreiten könnte, hat er eine beträchtliche Anzahl der Opfer der polizeilichen Mißhandlungen namhaft gemacht (Baese von Palermo, August und September 1877). Unter Anderen erwähnt er einen gewissen Joseph Duca aus Gongi, den man vermittelst eines Trichters 6 Flaschen Wasser zu verschlucken nöthigte. Da dieses Mittel nicht zu den Geständnissen führte, die man erwartete, steckte man ihm Stahlfedern unter die Nägel und in die Finger, und man hörte nicht auf mit den Quälereien, als bis der Unglückliche unter furchtbaren Schmerzensschreien den Geist aufgab. So geschehen im Gefängnisse von San Mauro Cola in Sicilien, im Jahre 1877.

**) Im nächsten Artikel wird man die Monographien der Mafia und Camorra finden.

Gerra in Schatten, und der Duästor Sant' Agostino und sein Diener, der Senker Lucchesi haben nicht Jhresgleichen.*)

Das neapolitanische Gebiet ist nicht glücklicher als Sicilien. 1861 sagte der Herzog Proto de Maddaloni in öffentlicher Sitzung des Parlaments von Turin, nachdem er die Raubsucht der piemontesischen Verwaltung gebrandmarkt:

„Es ist eine wahre Invasion. Es ist keine Einigung, auch keine Annexion. Man will unser Land ausrauben, wie ein erobertes. Die Regierung von Piemont will die südlichen Provinzen behandeln, wie Cortez oder Bizarro in Peru und Mexiko verfahren; wie die Florentiner im Gebiete von Pisa, die Genueser in Corsika und die Engländer in Bengalen. Und doch hat sie diese Provinzen nicht erobert. Gestatten Sie mir diese Wendung, die piemontesische Regierung verfährt in Neapel wie jener Parasit, der zu einem brüderlichen Mahle geladen wurde und die ganzen Gedecke mit sich nahm.“

Wenn Toscana, die Lombardei, Piemont und Sardinien im Besiz irgend welcher politischen Freiheit sind, so ist dieselbe immer der ministeriellen Willkür unterworfen. In allen Provinzen gehören die Untersuchungen, die Untersuchungshafte (die wirklich politischen Einsperrungen gleichkommen) zu den Gewohnheiten der Regierung. Das Briefgeheimniß wird in cynischer Weise verletzt. Diese Niedertracht wird offen geübt und frech bekannt.

Kurz, die Gemäßigten haben 16 Jahre unter 11 Cabineten und 11 Legislaturen regiert. Sie haben die italienische Marine in's Leben gerufen, deren Flagge auf allen Meeren schwimmt; sie haben be-

deutende und zahlreiche öffentliche Arbeiten geleistet. Sie haben dem Volksunterricht einen Aufschwung gegeben, aber mit welchen Opfern für das Volk? Wir werden ja später sehen.

Das ist alles Gute, das sie um den Preis unberechenbarer Schäden vollbrachten.

Die Progressisten, die so und so viele Versprechungen gemacht haben, fördern das Heil Italiens nicht besser.

Seit 17 Jahren haben eine ränkelsüchtige und höchst räuberische Verwaltung, die cynischste kapitalistische Exploitation sich auf das edle italienische Volk geworfen, verderben, was sie nur berühren, überall Verwüstung, Unheil und Verderben auf ihrem Wege zurüclassend; sie entmuthigen die Thatkraft, halten die Entwicklung der productiven Kräfte darnieder, bringen die Freunde der Freiheit und Gerechtigkeit zur Verzweiflung, stürzen die Arbeiter in eine Hölle von Elend, von der man sich keinen Begriff machen kann.

Um die socialen Fragen, die wir behandeln wollen, richtig zu verstehen, war es nöthig, von der politischen Lage eine Vorstellung zu haben; dazu dient die gegebene Einleitung.

Nunmehr wollen wir die ökonomische und sociale Lage Italiens wahrheitsgemäß behandeln. Wir werden dabei auf die schon oft dargelegte Thatsache stoßen, daß die Bourgeoisie nicht im Stande ist, die neuen Forderungen zu begreifen, daß vom Gesichtspunkt der bestehenden Verhältnisse das Wachsthum der kapitalistischen Production in seiner weiteren normalen Entwicklung schließlich die Sklaverei und Entvölkerung durch Hunger zur Folge haben müßte, und daß für Italien und für alle anderen Nationen, und für diese vielleicht in noch höherem Maße, dasselbe Dilemma besteht: Sociale Reform oder socialer Tod!

*) Im Augenblick, wo dieser Bogen zur Presse geht (30. December), herrscht Ministerkrise in Italien. (Anm. d. Redaction.)

(Fortsetzung folgt.)

Maximilian Robespierre.

Von Dr. Karl Brunnemann.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1781 hatten einige freiheitsliebende Männer im Schweizer Canton Freiburg den Versuch gemacht, das Joch des Patriciats von sich abzuschütteln, ihr Versuch war aber gescheitert und vier von ihnen, Rossier, Chappuis, Sedan und Huguenot, zu Galerenstrafe im Bagno zu Brest verurtheilt worden. Die beiden ersten waren dort ihren Leiden erlegen, Sedan und Huguenot dagegen hatte die Nationalversammlung die Freiheit geschenkt. Auf ihrer Rückkehr hatten sie derselben dafür ihren Dank abstellen wollen, aber so groß waren noch die Vorurtheile der Majorität der Versammlung, daß ihnen ihr Gesuch trotz der warmen Fürsprache Robespierre's abgeschlagen wurde, weil eine alte Bestimmung es nicht zuließ, daß ein Galerensträfling sich dem Orte nähere, wo sich der Hof aufhielt, Robespierre aber brachte seine Vorurtheilslosigkeit von Seiten eines reactionären Blattes, des „Ami du Peuple“, den ihn nur ehrenden Beinamen *avocat des galériens* ein. Ein anderes Pamphlet glaubte ihn dadurch zu beschimpfen, daß es ihn für einen Verwandten von Damiens, der im Jahre 1757 das Attentat auf Ludwig XV. beging, ausgab, weil dieser zufällig die Vornamen Robert Pierre führte. Robespierre antwortete nicht darauf, ihm war die Presse die Lanze des Achilles, welche die Wunden wieder heilt, die sie schlägt, und jede Beschränkung der Pressfreiheit ein Anebel für den freien Gedanken. Aber auf der andern Seite wurde er auch wieder für seinen glühenden Patriotismus, seine erprobte Uneigennützigkeit und seine Liebe zur

Menschheit und oft in recht drastischer Weise hoch gepriesen: „Sein unbefiegbarer Muth hat der Sache der Unglücklichen zum Siege verholfen und den Heulern das Maul gestopft. Fahre fort, unerfrockener Robespierre, Dich von den Schlechten hassen zu lassen, Deine Rache ist in ihren Herzen, sie sind gezwungen, Dich zu bewundern.“ Ein anderes volksfreundliches Blatt, „Point du jour“, nennt ihn „immer streng, wie die Principien der Vernunft“, und Camille Desmoulins „den lebendigen Commentar der Menschenrechte und den gesunden Menschenverstand in Person“; ja selbst Mirabeau konnte sich dem nicht verschließen und erkennt es offen an, indem er sagt: „Alle Parteien stimmen darin überein, Robespierre das Recht werden zu lassen, daß er niemals die Principien der Freiheit verleugnet hat, und es giebt nicht viele Mitglieber in der Versammlung, zu deren Lobe man dasselbe sagen könnte“; und die Freunde der Verfassung (das war die officielle Bezeichnung des Jacobinerclubs) in Marseille ehrten seinen Eifer für die allgemeine Sache und seine Volksfreundlichkeit durch eine enthusiastische Dankadresse.

So wuchs seine Popularität in's Ungewöhnliche, und wenn sich in unseren Tagen Jemand mit einer schon an Arivolität anstreichenden Unverfrorenheit gerühmt hat, der bestgeschätzte Mann in Deutschland zu sein, so konnte Robespierre umgekehrt stolz sein auf den Titel des bestgeliebten Mannes in Frankreich. In allen Schaufenstern sah man sein Bild mit folgenden Versen darunter:

Du superbe oppresseur ennemi redoutable,
Incorruptible ami du peuple qu'on accable,
Il fait briller au sein des viles factions,
Les vertus d'Aristide et l'âme des Catons.

(Des stolzen Unterdrückers fürchtbarer Feind,
des Volkes, welches man niederdrückt, un-
bestechlicher Freund, läßt er im Schooße der
künstlichen Parteien die Tugenden eines Ari-
stides und die Seele eines Cato erglänzen.)

Ja, in der That, Robespierre bildete
eine Partei für sich, die Partei der Ueber-
zeugungstreue.

Aber noch einer ganzen Reihe von
Reden aus dem Jahre 1790 haben wir
Erwähnung zu thun, in denen sich Robes-
pierre immer wieder und wieder bei den
verschiedenartigsten Veranlassungen als den
aufrichtigsten Freund des Volkes und als
den unerschrockenen Vertheidiger seiner
Rechte, über die er eifersüchtig wacht,
erweist. Am 21. Juli verfißt er das
Recht der Gemeinden, zu Gunsten der
ärmeren Klasse der Bevölkerung eine
Brodtaxe aufstellen zu dürfen; am 28. Juli
mißbilligt er einen Antrag auf vereinzel-
tes und voreiliges Einschreiten gegen den
Minister der auswärtigen Angelegenheiten
Montmorin, der österreichischen Truppen
erlaubt hatte, französisches Gebiet zu über-
schreiten, und gegen den Prinzen Condé,
und beantragt die Festsetzung eines Tages
zur Verathung der Mittel, alle Feinde
des Volkes gleichzeitig unschädlich zu
machen; am 1. August, als man be-
schlossen hatte, den König durch eine De-
putation der Anhänglichkeit der Versamm-
lung an seine Person zu versichern, ver-
langt er gleichzeitig die Absendung einer
Deputation, um der Todtenfeier beizu-
wohnen, die man für Diejenigen vor-
bereitete, die bei dem Bastillesturm für die
Freiheit gefallen waren. Er spricht sich
gegen eine Petition einer Deputation aus
Béarn (dem jetzigen Departement Basses-
Pyrenées) aus, Pau, wo Henri IV. ge-
boren, nicht zu verkaufen, weil die Petition
an den König und nicht an die Versamm-
lung gerichtet ist, und um nicht die könig-
lichen Domänen vermehren zu lassen; er
verwendet sich für eine Erhöhung der Ge-

hälter der Briefträger, die in einem auf-
fälligen Mißverhältniß zu der enormen
Besoldung der höheren Postbeamten stehen;
er will die Geistlichkeit von der Beklei-
dung von Richterstellen ausgeschlossen
wissen, weil sie Beamte sind und weil
mehrere Aemter nicht ohne Gefahr für die
Freiheit in eine und dieselbe Hand gelegt
werden können; er spricht sich gegen die
Erneuerung des Familienpactes mit
Spanien aus; er will nichts von einem
besonderen Eide der Priester auf die Ver-
fassung und von einer bestimmten Klei-
dung derselben außer dem Amte wissen,
als unnützen Formalitäten, aus denen
aber die Geistlichkeit gefährliche Waffen
schmieden könnte, um die Zahl ihrer An-
hänger zu vermehren. Er vertheidigt die
Gemeindebehörden von Soissons, die nicht
eingeschritten sind, als das Volk, um seine
eigene Nahrung besorgt, sich der Ausfuhr
von Getreide widersetzt hat; er spricht sich
gegen das Tabaksmonopol wie gegen alle
indirecten Steuern aus, die wenig lästig
für den Reichen, um so schwerer auf dem
Armen lasten; er ist für den sofortigen
Anschluß von Avignon, weil die Bevölke-
rung es verlangt: „Man hat uns gesagt,
Avignon sei das Eigenthum des Papstes.
Gerechter Gott, die Völker Eigenthum
eines Menschen! Und auf der Redner-
bühne der französischen Nationalversamm-
lung wagt man solche Blasphemie! Man
hat gesagt, Sie hätten durch ein Decret
auf alle Eroberungen verzichtet. Hat der
freie Anschluß eines Volkes etwas mit
Eroberungen zu thun? Ist Eroberung
nicht die Unterdrückung eines Volkes, dem
der Eroberer Fesseln anlegt? Hier laden
die Bürger selber zu einem freien Ver-
trage ein“; er will nur diejenigen Beamten
entschädigt wissen, die selbst oder deren
Vorgänger auf Grund sogenannter Brevets
de retenue (königlicher Gnadenbriefe, die
einem Beamten einen Abzug vom Gehalte
des Nachfolgers zusichern) wirklich Zah-
lungen an den Schatz geleistet haben; er
nimmt sich der Soldaten in Nancy an,

die ihren Officieren den Gehorsam aufgefagt, weil man auf einen bloßen Bericht des Ministers hin noch lange nicht wissen könne, wer eigentlich die Schuld an dem bedauerlichen Vorfall trage: mit einem Worte, wir sehen ihn immer nur einschreiten, wo etwas gegen das Recht, gegen die Billigkeit und gegen die ewige Gerechtigkeit geplant wird und verköst; daher auch seine milde Beurtheilung, als der Minister die strafrechtliche Verfolgung des Parlaments (höchsten Gerichtshofes) in Toulouse beantragte, weil dasselbe gegen die neue Gerichtsorganisation protestirt hatte: „Dieser Schritt ist ein Act des Wahnsinns, der nur Verachtung verdient. Die Versammlung muß den Mitgliedern des Parlaments erklären, daß ihnen erlaubt sei, fortzufahren, schlechte Bürger zu sein.“

Sehr erfreut wurde er durch die Wahl zum Mitgliede des Tribunals in Versailles, weil er darin eine Anerkennung seiner Bestrebungen sehen zu dürfen glaubte. Als Curiosum sei noch aus dem Jahre 1790 angeführt, daß er am 29. December der Trauung seines alten Schulkameraden vom Lycée Louis-le-Grand her, Camille Desmoulins, mit Lucile Duplessis in der Kirche St. Sulpice in Paris, durch ihren ehemaligen Lehrer Abbé Bérardier, der gleichfalls Mitglied der Nationalversammlung war, als Trauzeugen beimohnte.

So war das Jahr 1791 herangekommen. Hatte Robespierre die Jahre vorher mit eifersüchtiger, nie ermüdender Sorge über die Volksinteressen gewacht und dieselben sowie die Sache der Freiheit, ohne je zurückzweichen, vertheidigt, so geschah dies in noch höherem Grade in dem Jahre darauf, als die Zahl der Streiter für Freiheit und Recht immer kleiner wurde, denn die Einen machten Halt aus Ermüdung, Andere, weil sie erreicht hatten, was sie in ihrem Eigennutze hatten haben wollen, die Aufbaue der Herrschaft der Bourgeoisie auf den Trümmern des absoluten Königthums und der Adels Herrschaft. Gegen diesen reactio-

nären Geist, wie er sich in den Constitutionellen mit Barnave an ihrer Spitze aussprach, und wie er sich selbst eines Theiles der Linken, die sich vor dem Volke fürchteten, bemächtigt hatte, war Robespierre die Seele und der Träger der Opposition, und weil er der wahrste Repräsentant und der energischste Vertheidiger der anfänglich von der Versammlung aufgestellten Grundsätze war, so richtete ganz Frankreich sein Auge auf ihn als den Rettungsanker der öffentlichen Freiheit. Deshalb war der Haß dieser Deserteure der Volks Sache groß, und sie machten gemeinschaftliche Sache mit einem Malonet und den Anderen, deren erbitterteste Gegner sie noch vor Kurzem gewesen waren, und ihnen war kein Mittel zu schlecht, ihn anzuschwärzen und zu verleumden; ja selbst das Wort suchten sie ihm abzuschneiden, und Robespierre sah sich genöthigt, sich mit einem offenen Sendschreiben an die Nation zu wenden: „On me force à défendre à la fois mon honneur et ma patrie, je remplirai cette double tâche“ (man zwingt mich zu gleicher Zeit meine Ehre und mein Vaterland zu vertheidigen, ich werde diese doppelte Aufgabe erfüllen). Und er hat sie erfüllt, diese Aufgabe, er ermüdete nicht, das Vaterland in des Wortes verwegenster Bedeutung zu vertheidigen, aber leider fehlt es uns an Raum, ihm Tag für Tag auf die Rednerbühne zu folgen; wir müssen uns auch für das Jahr 1791 wieder damit begnügen, das Remarkabelste aus seinen Reden hervorzuheben.

Er spricht sich für absolute Theaterfreiheit („die öffentliche Meinung darf der einzige Richter darüber sein, was den guten Sitten conform“), für unbeschränktes Petitionsrecht („je elender Jemand ist, desto mehr Grund hat er zu petitioniren“), für unbedingte Press- und Redefreiheit aus, auch wenn er selber darunter persönlich zu leiden hat, wie er sich zum Beispiel auf's Wärmste eines Mannes

annahm, den man aus dem Jacobinerclub ausschließen wollte, weil er ihn geschmäht, und den Abbé Raynal vertheidigte, der wegen seiner *histoire philosophique des deux Indes* unter dem alten Regime verbannt worden war und jetzt, zurückgekehrt, sich eine respectwidrige Kritik der Beschlüsse der Nationalversammlung erlaubt hatte, auch sich gegen die Zulässigkeit einer strafrechtlichen Verfolgung wegen Beamtenebeleidigung aussprach; er erkennt in der allzugroßen Ungleichheit der Vermögen ein Unglück für die Gesellschaft („*Législateurs, vous n'avez rien fait pour la liberté, si vos lois ne tendent pas à diminuer par des moyens doux et efficaces l'extrême inégalité des fortunes!*“ „Gesetzgeber, Ihr habt nichts für die Freiheit gethan, wenn Eure Gesetze nicht durch sanfte und wirksame Mittel darauf abzielen, die außerordentliche Ungleichheit der Vermögen zu vermindern“), deshalb ist er für Gleichstellung aller Erbberechtigten und will durch ein besonderes Gesetz bestimmt wissen, in welchen Fällen ein Erbe vor den anderen durch den Testator bevorzugt werden darf; deshalb verlangt er für die Ministergehälter, welche die Versammlung auf 150,000 resp. 100,000 Livres normirt hatte, Herabsetzung auf mindestens die Hälfte; er protestirt, obwohl er selbst in der demokratischen Partei mit seiner Ansicht ziemlich allein stand, energisch gegen die Ausnahme Gesetze, auf Grund deren ähnlich unseren famosen Maigesetzen die Geistlichen gerichtlich verfolgt werden sollten, welche sich durch Rede oder Schrift vergingen: „Es ist kein Unterschied zu machen zwischen einem Geistlichen und einem anderen Bürger. Es ist daher absurd, gegen die Geistlichen ein Gesetz machen zu wollen, das man nicht gewagt hat, gegen alle Bürger zu erlassen. Sonderermäßigungen dürfen nie den Sieg über die Principien der Freiheit und Gerechtigkeit davontragen. Ein Geistlicher ist so gut Staatsbürger wie jeder Andere.“

Er tritt für die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses ein, „eine Verletzung desselben sei ein Attentat auf die *soi publique* (öffentliche Treu' und Glauben)“; in Sachen der Politik stellt er den Grundsatz auf: „rien n'est juste que ce qui est honnête, rien n'est utile que ce qui est juste“ (Nichts ist gerecht, was nicht ehrenhaft, nichts ist nutzenbringend, was nicht gerecht ist), und mißbilligt daher die Geheimnißkrämerei des *comité diplomatique*, das darin dem Beispiele der Regierung folgt; er tadelt die Eucht der Franzosen, dem Staate, d. h. der obersten Verwaltung, den Ministern, Alles zu überlassen, und will denselben es unmöglich gemacht wissen, über die Schranken der Verfassung hinaus sich Eingriffe in Anderer Machtbefugnisse zu gestatten oder wohl gar die öffentlichen Freiheiten zu gelegener Zeit ganz zu confisciren; darum will er die untergeordneten Verwaltungsbehörden nicht bedingungslos den höheren und durch diese den Ministern unterstellt wissen, und den Ministern die Befugniß entziehen, sie unter dem Vorwande des Ungehorsams gegen höhere Weisung ihrer Functionen entheben zu dürfen; darum verlangt er die Ernennung der Schatzbeamten nicht durch den Minister, sondern durch die Vertreter der Nation; endlich ist es Robespierre, der zum ersten Male den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht aufstellt und Volksbewaffnung verlangt unter Entlassung und Entfernung aller vorhandenen Officiere.

Am 21. Juni des Morgens wurde es in Paris bekannt, daß die königliche Familie in der Nacht die Tuileries heimlich verlassen hätte und geflohen wäre. Natürlich war die Bestürzung in allen Kreisen groß und überall wurde auf das lebhafteste die Frage ventilirt, was nun werden solle. Indessen kam es nirgends zu Ruhestörungen, und am Morgen des folgenden Tages waren die Pariser Spießbürger nicht wenig erstaunt, aber zu gleicher Zeit auch hoch erfreut, daß sie auch ohne König

die Nacht so gut geschlafen hätten. Die Nationalversammlung beschäftigte sich wiederum mit der Berathung über die zu ergreifenden Maßregeln und hatte gerade beschlossen, eine Proclamation an die Nation zu erlassen, in der von einer Entführung der königlichen Familie die Rede ist, als um 9¹/₂ Uhr ein Courier die Meldung machte, daß die Flüchtlinge in Varennes angehalten worden seien. Auch das directoire des Departement von Paris hatte sich schon am 21. unter dem Vorfitz des Herzogs von La Rochefoucauld in Permanenz erklärt, um die Schritte zu berathen, die wegen dieser Reise zu ergreifen wären. Hier berichtete am 22. Abends 10 Uhr der Chirurg Magnin aus Varennes, der also die Strecke von Varennes bis Paris (228 Kilometer) in etwa zwanzig Stunden zurückgelegt haben mußte, über die Arretirung der königlichen Familie. Da dieser Bericht, er rührt von einem Augenzeugen her, von den sonstigen Darstellungen des Vorfalls mehrfach abweicht, ihm aber der Vorzug der Unmittelbarkeit zur Seite steht, während die übrigen nachträglich in bestimmter Absicht gemacht worden sind, so wollen wir uns erlauben, ihn nach den Protocollen des conseil général vom 22. hier mitzutheilen: „Heute gegen ein Uhr Morgens traf in Varennes (District Clairmont, Departement de la Meuse) eine Kutsche ein, von der man weit entfernt war, zu vermuthen, daß sie den König und die königliche Familie berge. Dieselbe wurde von einem Detachement Lanzunhusaren escortirt und war von mehreren Personen begleitet, die Courierdienste versahen. Der Postmeister von St. Rénehould, dem der Wagen verdächtig vorgekommen, war demselben bis Clairmont gefolgt, wo die Couriere erklärten, sie gingen nach Verdun, er bemerkte jedoch, daß sie den Weg nach Varennes einschlugen, er eilte daher dem Wagen voraus und forderte die Leute auf, den Wagen anzuhalten, der gleich durchkommen mußte.

Zwei junge Leute, Paul Leblom und Joseph Pontant, die sich zufällig noch auf der Straße befanden, widersetzten sich daher der Weiterfahrt, die Couriere schlugen auf die Pferde und Postillone; aber als die beiden jungen Leute erklärten, sie würden in den Wagen schießen, wenn nicht sofort gehalten würde, wurde Befehl zum Halten gegeben. Während dessen machten einige Personen, die hinzugekommen waren, Lärm, im Augenblick war die Nationalgarde auf den Beinen, und man forderte die Personen, die in dem Wagen saßen, auf, auszustiegen, was sie auch ohne Widerrede thaten. Die Lanzunhusaren ließen sich von der Nationalgarde arretiren, ohne daß sie es versucht hätten, Widerstand zu leisten. Der Procureur der Gemeinde ließ die Personen bei sich eintreten, wo sie Erfrischungen verlangten; man erkannte jetzt den König, die Königin und den Dauphin, Mme. Royale und Mme. Elisabeth. Ich gehe wieder auf die Straße und verkündige allen meinen Mitbürgern, daß es der König und die königliche Familie wären. Sie legen alle den größten Eifer an den Tag, sich der Weiterreise zu widersetzen und einige Husaren- und Dragoner-Officiere auseinander zu jagen, die den Versuch machen wollten, sie zu erzwingen. Die gute Haltung der Nationalgarde und die Festigkeit der Gemeindebeamten lassen jeden Versuch scheitern. Mit zwölf meiner Mitbürger werfe ich mich auf's Pferd und wir eilen von Dorf zu Dorf, Unterstützung heranzuziehen, und in weniger als einer Stunde hatten wir 4000 Mann Nationalgarde bei einander, ohne die Husaren und Dragoner zu rechnen, die sich uns angeschlossen und als gute Patrioten erwiesen.“

Nach der Rückkehr der königlichen Familie am 25. Juni begannen in der Nationalversammlung die Berathungen über die Folgen der Flucht, an denen Robespierre einen hervorragenden Antheil nahm. Gleich nach dem Bekanntwerden der Flucht hatte Robespierre namentlich

in dem Jacobinerclub von dem Märchen einer gewaltfamen Entführung des Königs gegen seinen Willen nichts wissen wollen, an das die Constitutionellen zu glauben heuchelten, aber er stand mit seiner Ansicht in der Versammlung ziemlich allein, so daß bei siegreicher Rückkehr des Königs sein Kopf jedenfalls zuerst gefallen wäre; dagegen hatte er sich gegen eine Petition um échéance (Verlust der Krone) ausgesprochen, weil er fürchtete, sie könnte der Majorität der Versammlung die längst gesuchte Gelegenheit bieten, den Club zu verfolgen und einen lang gehegten Plan gegen denselben zur Ausführung zu bringen. Als am 26. der Antrag gestellt wurde, den König und die Königin durch Deputirte der Versammlung vernehmen zu lassen, protestirte Robespierre dagegen, „die Königin sei Bürgerin wie jede andere Französin und der König nichts weiter als der erste Beamte der Nation, mithin dem Gesetze unterworfen“, und warnte vor Ueberstürzung in der Angelegenheit, „es heiße nicht das Wohl der Nation wollen, wenn man Ueberstürzung an die Stelle ruhiger Ueberlegung und die Ueberraschung an die Stelle der Regeln der Weisheit treten lasse.“ Gegen die Ansicht der Majorität, welche den König mit der in der Verfassung ihm zugesprochenen Unverletzlichkeit schützen wollte, führte er aus, daß von Unverletzlichkeit für den König nur die Rede sein kann, wo die Ministerverantwortlichkeit eintritt, mithin ist der König in dem vorliegenden Fall schuldig.

„Als solcher wahrte er sich entweder sein Ansehen, oder die Zügel werden in seinen Händen schlaff. Im ersteren Falle wird er es dazu mißbrauchen, die öffentliche Freiheit zu verfolgen, im anderen fallen sie in die Hände einiger Auführer. Uebrigens wenn der König nicht schuldig ist, giebt es auch keine Mitschuldigen; wenn einen Schuldigen laufen lassen, weil er mächtig ist, ein Beweis von Schwäche ist, so ist es eine Feigheit, einen schuldigen Schwachen aufzuopfern: entweder richtig bestrafen oder richtig freisprechen.“ Deshalb verlangt er in erster Linie Appellation an das Volk, in zweiter aber stellt er den Antrag, sich nicht durch die Verfolgung vorgeschobener Mitschuldiger zu besudeln. Würde aber ein Verfahren gegen die Mitschuldigen eingeleitet, so will er es in jedem Falle auch auf des Königs Bruder ausgedehnt wissen. „Hüten Sie sich, einen mächtigen Verschwörer zu schonen; vergessen Sie nicht, daß der einzige Mensch, der der Revolution zum Opfer gefallen ist (er meint den Marquis de Favras, der wegen Hochverraths gehängt wurde), von geringem Range war, und daß er eben diesem Menschen zum Opfer gebracht worden ist, der die Flucht ergriffen hat. Wenn die Versammlung solche Inconsequenzen begehen will, werde ich mich genöthigt sehen, zu Gunsten des ewigen Gesetzes, das mir die Vertheidigung der Interessen der Nation zur Pflicht macht, in seinem Namen feierlichst zu protestiren.“

(Fortsetzung folgt.)

Recensionen.

C. L. Moll. Der Werth. Eine neue Theorie desselben. (Leipzig, Felix, 1877. 48 S.)

Von einer vollkommenen Werththeorie darf man unseres Erachtens dreierlei verlangen: sie hat erstens festzustellen, unter welchen Umständen die Menschen den Dingen

(Gebrauchs-) Werth beilegen; zweitens wird sie darlegen, welche Factoren die Preise der Dinge regeln, und insbesondere, wie jener Durchschnittspreis, den man populär den wirklichen (Tausch-) Werth zu nennen pflegt, zu Stande kommt; es kann drittens die Anforderung

an sie gerichtet werden, zu untersuchen, ob heutzutage eine gerechte Werthbeurtheilung besteht und, wenn nicht, wie eine solche auf verschiedenen Entwicklungsstufen zu denken ist.

Von diesem Standpunkte aus ist das vorliegende kleine Buch nicht als eine vollständige Werththeorie zu betrachten, sondern nur als ein Beitrag zu derselben. Der Verfasser bemüht sich, für die Werthschätzung eines Dinges durch einen oder mehrere Menschen mathematische Formeln aufzustellen. Diese Aufgabe ist gerade nicht allzu schwer, bis jetzt aber noch nicht in Angriff genommen worden. Zunächst giebt Professor Moll eine Definition des Werthes, die allerdings nur eine Umschreibung des Gebrauchswertes ist und folgendermaßen lautet: „Der Werth eines Gegenstandes für eine Person ist die Bedeutung, welche diese Person dem Gegenstande dafür zuerkennt, daß derselbe Forderungen, welche die Person an ihn als Mittel zur Erzielung eines Resultates stellt, erfüllt.“ Er ersetzt sodann die einzelnen in diesem Satz vorkommenden Begriffe durch mathematische Ausdrücke und ermittelt die Formeln für verschiedene Verhältnisse derselben. Leider ist er dabei auf halbem Wege stehen geblieben. Zwar untersucht er, welches Werthschema entsteht, wenn mehrere Personen den Werth eines Gegenstandes gemeinsam feststellen wollen, an den sie zwar alle die gleichen Forderungen stellen, aber über die Höhe, in der dieselben von dem Gegenstand erfüllt werden, sie nicht einig sind (in dieser

Lage befinden sich z. B. häufig Preisrichter bei Ausstellungen u. dgl.). Dagegen läßt er die Frage ganz unberührt, welche Formeln sich ergeben, wenn die Personen, welche Gegenstände abschätzen, nach Art und Grad verschiedene Forderungen an dieselben stellen. Die Lösung dieses Problems, welche, wie wir hier nicht weiter ausführen können, zu einer allgemeinen mathematischen Formulierung der Entstehung der Preise (des Tauschwerthes) führen würde, wäre wichtiger und fruchtbringender als die von Moll allein behandelte Formulierung des Gebrauchswertes. — Alle diese Versuche haben übrigens vorerst fast nur theoretisches Interesse. Bei den meisten Werthschätzungen kommen Factoren vor, welche sich nicht mit Maß und Gewicht messen lassen, so daß bei der Substitution der Formel ausdrücke durch diese Factoren unbekannte und durch keine mathematische Operation zu eliminirende Größen übrig bleiben würden. Das von Moll vorgeschlagene Hülfsmittel, in diesem Fall nach subjectiver Schätzung Zahlen in die Formeln einzustellen, ist wegen der hierbei nothwendig entstehenden Willkür und Ungenauigkeit nicht von großer Bedeutung. Würde es einstmals gelingen, alle subjectiven Werthschätzungen des Menschen durch objective zu ersetzen, mit anderen Worten, menschliches Glück und Unglück, Lust und Leid in meßbaren Größen auszudrücken, dann allerdings erhielten solche mathematischen Formulierungen eine ganz andere Bedeutung. — g.

Notizen.

* Dem kürzlich in neuer Auflage (die erste ist von 1865) erschienenen Buche von Ed. Pfeiffer: „Vergleichende Zusammenstellung der europäischen Staatsausgaben“ (Stuttgart, Kröner, 1877), einer fleißigen und dankenswerthen Arbeit, entnehmen wir folgende Daten:

Die eigentlichen Regierungsausgaben (Ausgaben für Hofhaltung, Landesvertretung, auswärtige Angelegenheiten, Landesverteidigung, Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden [aber ohne die Eisenbahnschulden u. dgl.], Regierungs- und Verwaltungsbehörden, Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei, Justizwesen, Kunst,

Wissenschaft und Unterricht, Cultus, Armenpflege, Förderung von Gewerbe, Handel, Landwirthschaft, öffentliche Bauten, Colonialwesen) betragen pro Kopf der Bevölkerung in Frankreich 52,5 Mark; in England 41,3; in Italien 31,9; in Sachsen 29,9; Bayern 27,7; Preußen 23,6; Canton Zürich 22; Belgien 21,4; Rußland 16,1. — Die Zunahme beträgt seit ungefähr 12 Jahren pro Kopf: in Sachsen 103,4 pCt., Württemberg 100,7, Hessen 92,6, Bayern 67,8, Baden 59,9, Preußen 51,3, Frankreich 26,8, Italien 20,8.

Für Civilliste, Apanagen, Hofhaltung werden ausgegeben:

Frankreich	} 0,02	Mark		
Schweiz				
England				
Rußland				
Italien	} 0,43	"		
Oesterreich-Ungarn				
Preußen	} 0,52	"		
Belgien				
Bayern				
Württemberg				
Baden				
Sachsen				
Hessen				
Sachsen-Weimar				
Sachsen-Coburg				
Schwarzburg-				
Sondershausen				
			6,89	"

auf den Kopf.

Während in den Republiken Schweiz und Frankreich eine Familie von fünf Personen im Durchschnitt 10 Pfennige für die oberste Regierungsgewalt beizusteuern hat (unter dem zweiten Kaiserreich betrug die Summe 3 Mark), zahlt eine gleich große Familie in Preußen und Oesterreich 2 M. 60 Pf., in Schwarzburg-Sondershausen 34 M. 45 Pf. für den Unterhalt des fürstlichen Haushalts!

Die Kosten der Volksrepräsentation betragen pro Kopf:

in Frankreich	0,19	Mark
" England	0,13	"
" Belgien	0,11	"
" Sachsen	0,07	"
" Schweiz	0,06	"
" Preußen	0,05	"
im Deutschen Reich	0,007	" u. f. w.

Die europäischen Staatsschulden betragen jetzt circa 80 Milliarden; dazu kommen noch etwa 20 Milliarden in außereuropäischen Ländern. — Für Verzinsung, Verwaltung und gewöhnliche Tilgung der allgemeinen Staatsschulden ist erforderlich pro Kopf der Bevölkerung:

in Frankreich	19,6	Mark
" England	16,6	"
" Italien	14,7	"
" Ver. Staaten von		
Amerika	9,9	"
" Oesterreich:		
Cisleithanien	8,8	"
Transleithanien	8,6	"
" Belgien	6,0	"
" Bayern	3,5	"
" Rußland	3,0	"
" Preußen	1,4	"
" Schweiz	0,5	" u. f. w.

Die Ausgaben für Heer und Flotte betragen pro Kopf der Bevölkerung:

in Oesterreich	6,09	Mark,
" Italien	7,42	"
" Rußland	7,67	"
" Deutschland	10,31	"
" Frankreich	16,07	"
" England	16,91	"

In Deutschland hat also eine Familie im Durchschnitt 51 1/2 Mark, in Frankreich allerdings noch mehr, circa 80 Mark, zu den Kosten des Heeres und der Flotte beizusteuern.

Der Bedarf für Staatsschuld und Heer und Flotte zusammen beträgt heutzutage pro Kopf der Bevölkerung:

in Frankreich	35,7	Mark,
" England	33,6	"
" Italien	22,1	"
" Oesterreich, Cisleithan.	15,7	"
" Bayern	13,8	"
" Oesterr., Transleithan.	13,6	"
" Belgien	12,8	"
" Sachsen	12,8	"
" Württemberg	12,2	"
" Preußen	11,7	"
" Hessen	11,7	"
" Rußland	10,7	"
" Elsaß-Lothringen	10,3	"
" Baden	10,3	"
" Canton Zürich	4,6	"
" Canton Bern	4,4	"

Oder, um diese Zahlen durch ein Beispiel deutlicher zu machen: Würden diese beiden Institutionen abgeschafft und die dafür jährlich aufgewandten Kosten unter sämtliche Bewohner eines jeden Landes gleichmäßig vertheilt, so würde jede Familie jährlich einen Zuschuß erhalten von: 178,5 Mark in Frankreich, 110,5 in Italien, circa 72,5 in Oesterreich-Ungarn, 58,5 in Preußen, 22 in Bern u. f. w.

Wie verschwindend klein sind dagegen die Summen, die für Förderung von Gewerbe, Handel und Landwirtschaft ausgegeben werden. Dieselben betragen pro Kopf der Bevölkerung:

in Italien	6 Pf.	in Württemb.	20 Pf.
" England	10 "	" Bayern	21 "
" Oesterreich,	" "	" Els.-Lothr.	22 "
Transleith.	12 "	" Frankreich	23 "
" Belgien	13 "	" Baden	25 "
" Zürich	15 "	" Oesterreich,	" "
" Sachsen	18 "	Cisleithan.	27 "
" Hessen	19 "	" Preußen	39 "

Die sociale Lage in Italien.

Von Benoit Malon.

Zweiter Artikel.

(Geschichtliche Ursachen des Affarismus in Italien. — Stand und Vertheilung der productiven Kräfte; Gründe ihrer geringen Entwicklung. — Der Affarismus und die Gütervertheilung. — Schlechte Steuervertheilung. — Die Regierungs-Lotterie. — Ausbreitung des Wuchers in der Bevölkerung. — Die Incezzatori — Die Camorra, die Mafia und die Räuberei.)

I.

Die große Einigungsarbeit, welche sich in der europäischen Völkerfamilie vollzieht, ist noch lange nicht vollendet. Die alten Interessen, die Racen- oder Völkervorurtheile, die verschiedenen geschichtlichen Ueberlieferungen, die verschiedenen klimatischen und politischen Zustände bewahren noch jeder Nation ihren besonderen Charakter.

Die Italiener haben noch schwer an ihrer großen geschichtlichen Vergangenheit zu tragen. Sie sind nicht umsonst die Abkömmlinge des räuberischsten und arbeitsscheuesten Volkes, welches das Alterthum hervorgebracht hat. Die Römer ertödteten überall, wo ihre Waffen triumphirten, die Arbeit zugleich mit der Freiheit; Italien selbst war ihr erstes Opfer; ganze Nationen wurden kraft des Rechtes der Gewalt in Sklaverei gebracht, und bald hatte sich trostlose Debe über alle Länder des Mittelmeeres verbreitet. Die wenigen Arbeiter waren Sklaven, erdrückt und ehrlos; die wenigen Bürger waren nur

Unterworfene, verderbt durch die Tyrannei, ausgehungert vom Fiscus. Die Barbaren konnten kommen.

Sie kamen; aber von ihnen konnte man nicht eine Rehabilitation der Arbeit verlangen. Es geschah sogar, zur Ehre des elastischen italienischen Geistes, daß, wie wir bereits gesagt haben, Italien als eines der ersten Länder sich auf den Handel warf, der bei den Römern fast ebenso verachtet wie die Arbeit war, und ein wenig auch auf Arbeit.*) Aber das Gedeihen der See- und Handelsrepubliken entwickelte bei den Italienern in einem unerhörten Grade den Speculationsgeist, welcher einer Nation mehr oder minder ehrenhaften Gewinn schaffen kann, wenn andere unklügere, ärmere und arbeitssamere Nationen zur Ausbeutung vorhanden sind; welcher aber schnell ein Volk arm macht, wenn es gezwungen ist, die Speculation gegen sich selbst zu richten. Darauf kam, um das Unglück voll zu machen, jene spanische Herrschaft, deren Folgen wir bereits oben beklagt haben.

Im Ganzen aber war die Blüthezeit Italiens im Mittelalter, von ihrer ökonomischen Seite aus betrachtet, unter einer milderen Form die Anwendung des alten römischen Gedankens: Andere für sich arbeiten lassen. Und die italienische Intelligenz brachte es nicht minder weit als die römische Macht: zu einer

*) Die einzigen Republiken, in welchen die Arbeit wirklich in Ehren stand, waren Florenz und Mailand.

bestimmten Zeit hatten die italienischen Republiken des Mittelalters die meisten früher von Rom eroberten Länder tatsächlich in Tribut genommen.

Diese zweifache geschichtliche Erinnerung, die in der Geschichte eines anderen Volkes ohne Beispiel ist, beherrscht ganz besonders die Einbildungskraft der Italiener. Rom! Rom! Dieser Name sagt für sie Alles, er ist das Symbol des vaterländischen Ruhmes, er ist das Unterpfeiler künftiger Größe, und doch, was bezeichnet er Anderes als militärische Räuberei, als Gedanken-Unterdrückung. Die Hohenpriester der Unabhängigkeit selbst, vergeßend, daß die Geschichte sich niemals wiederholt, haben unaufhörlich gerufen:

„Italien hat zwei Civilisationen geschaffen, es wird die dritte schaffen. Wir werden würdig sein unserer römischen Vorfahren und unserer Väter aus dem Mittelalter. Wir werden die Weltherrschaft wieder ergreifen.“

Eroberung und Handel sind kein genügend hohes Ideal für eine Nation, welche im 19. Jahrhundert kräftig wieder aufblüht, und es war das Wiederaufleben des durch die Unabhängigkeitskämpfe erregten Patriotismus nöthig, um den Italienern diesen Cultus einer längst verurtheilten Vergangenheit einzugeben.

Diese Ursachen zusammen haben ihre Wirkung gehabt: Die Italiener haben einen offenen Geist, sie sind leicht großmüthig, sie sind sogar thätig trotz des bösen Rufes, in welchem sie wegen ihrer Vorliebe für das Dolce far niente stehen; sie sind außerordentlich nüchtern und tragen mehr Sorge für die Kleidung als für sonstige Bequemlichkeit; erhabene Dinge begeistern sie, und sie mögen für dieselben mit einer Hingebung und einem Muthes sterben, welche bei anderen Völkern selten sind. Alles in Allem sind sie intelligent und sympathisch, sie sind im Besitze alles dessen, was nöthig ist, ein großes Volk

zu schaffen: aber sie werden als keine blühende Nation wiedergeboren werden, so lange sie es nicht verstehen, sich von dem schweren Schaden des Affarismus zu befreien, dessen Wesen in ihnen selbst liegt.

Der Affarismus*) hindert die Entfaltung der productiven Kräfte, er verdrängt die Arbeit, er legt auf die Arbeiter das schwere Joch des Elends, er verdirbt das moralische Gefühl des Volkes, er ist ein Anlaß zu Entfittlichung und ökonomischem Untergang; gegen den verallgemeinerten Affarismus könnte sich keine moderne Nation halten. Und groß ist das Uebel in einigen italienischen Provinzen. Wenn der italienische Ackerbau — abgesehen von der Lombardei — dem anderer westlicher Nationen gegenüber auf einer niederen Stufe steht, wenn seine Industrie mit Ausnahme einiger Specialitäten keinen Vergleich mit einer anderen aushält, wenn seine Finanzen traurig sind, wenn sein Proletariat ganz ausnahmsweise unglücklich ist: — man darf die Ursache dafür nirgend anders suchen als in dem Affarismus; denn der Boden ist fruchtbar und die Bevölkerung thätig, verständig und nüchtern.

Bevor wir jedoch den Affarismus in seinen verschiedenen Formen verfolgen, ist es wichtig und nöthig, einen Begriff von dem Stande der productiven Kräfte in Italien zu geben.

II.

Nach der officiellen Statistik erstrecken sich die 69 Provinzen Italiens über eine Oberfläche von 296,012 Quadrat-Kilometern, also nahe an 30 Millionen Hectaren, die sich ungefähr so vertheilen:

*) Ein von den Italienern für Gewinnsucht und Pluvmacherei erfundener Ausdruck. (Don affare = Geschäft.)

Beackertes Land mit und ohne Weinstöcke . .	12,000,000 Hect.
Wiesen	1,300,000 "
Weispflanzungen . .	200,000 "
Delbaumpflanzungen .	560,000 "
Kastanienpflanzungen .	590,000 "
Weideländereien . . .	5,900,000 "
Gehölze und Wälder .	5,150,000 "
Unbebautes Land . . .	4,500,000 "
Teiche, Sümpfe u. Moor	1,500,000 " *)

Nach diesen Daten sind fünf Sechstel des italienischen Bodens productiv, aber das Resultat entspricht so schönen Voraussetzungen nicht. Die italienische Getreideproduction beträgt ungefähr 75 Millionen Hectoliter. Die französische auf einer nur doppelt so großen Oberfläche übersteigt 245 Millionen Hectoliter, und im Verhältniß zur Anzahl der Hectaren ist die Production in Belgien, England, Dänemark und Holland noch größer als die französische. Vor dem französisch-deutschen Kriege producirte Norddeutschland mehr als 200 Millionen Hectoliter Getreide, eine nach Hectaren der französischen ungefähr gleiche und folglich der italienischen gleichfalls überlegene Production. Oesterreich erzeugt auf einer ungefähr doppelt so großen Fläche als Italien 165 Millionen Hectoliter. Die ungefähre Getreideproduction Europas beträgt 1700 Millionen Hectoliter, mehr als 22 mal so viel als die Italiens. Allerdings stellt das italienische Territorium nur den drei und dreißigsten Theil des europäischen vor, dafür aber ist es eines der fruchtbarsten.

Nicht besser ist Italien in seinem Viehstand im Vergleich zu dem mittleren und westlichen Europa gestellt.

Nach Devassieur **) gab es im Jahre 1871 in Europa: 32,000,000 Pferde,

*) Die Statistiken, welche ich benutzt habe (Gilles Raclus, Devassieur, Raeftri, Carelli) weichen in der Zahlenangabe von einander ab; ich habe die mittleren Durchschnittszahlen genommen.

**) „Europa außer Frankreich“ (1871).

90,000,000 Stück Hornvieh, 220,000,000 Schafe, 45,000,000 Schweine, 15,000,000 Ziegen.

Italien figurirt unter diesen Zahlen mit 1,500,000 Pferden, 3,500,000 Stück Hornvieh, 9,000,000 Schafen, 4,000,000 Schweinen und 1,000,000 Ziegen. Ist ungefähr ein Zwanzigstel, ein sehr ungünstiges Verhältniß zu dem, was man von der fruchtbaren Halbinsel erwarten könnte.

In der Weinproduction nimmt Italien einen respectablen Platz ein. Es liefert 29 Millionen Hectoliter auf 135 Millionen, welche ganz Europa *) erzeugt; aber auch diese Weinproduction steht unter der Höhe, welche man gemäß dem Klima und der Beschaffenheit des italienischen Bodens erwarten könnte.

Schließlich eine Thatfache, welche noch lauter spricht als die obigen Zahlen: Italien ist eine wesentlich ackerbauende Nation, mehr als ein Drittel seiner Bevölkerung widmet sich dem Ackerbau; Italien ist ferner einer der fruchtbarsten Theile Europas und dennoch muß es jährlich 6 Millionen Hectoliter Weizen importiren!

Wenn das Roherzeugniß des italienischen Ackerbaues sehr gering ist, so ist dagegen das Reinproduct oder die Rente sehr hoch; das ist die schlechte Vertheilung der Güter auf die schlechte Production gepflropft! Die eine zieht nicht nothwendigerweise die andere nach sich, aber sie gehen häufig zusammen.

Man rechnet, daß das Rohproduct auf den Hectar einen Werth von 124 Francs erreicht, von welchem der Eigenthümer allein, nach Abzug aller Kosten, 45 Francs, d. h. durchschnittlich 34 pCt. vorweg nimmt. Und da in vielen Provinzen, zuweilen weil sie weniger fruchtbar, aber am häufigsten, weil sie schlecht bewirth-

*) Die Weinproduction Frankreichs beträgt ungefähr 70 Millionen Hectoliter.

„Gharze und“, der Boden kann die Erhaltung der Arbeiter und die Zukunft sichergestellt, zu zeigen an, daß die mit bewirtschafteten und fruchtbareren Provinzen mit einer ungenügend hohen Rente belassen sind, welche die Arbeiter zum überflüssigen Elend verdammt.

Es bringt die Summe der Einkünften eine Durchschnittsrente von 25 Francs auf den Hectar, der Pächter, welcher die Steuern bezahlen, im Ackerbau betriebe ein Kapital von ca. 500 Francs von Hectar zu legen muß und welcher als solcher Hectar leih, nimmt einen fast gleichen Theil davon; man benötigt das Kapital in der Summe eines mehr als 20 Francs auf den Hectar, da sieht man, was für den Arbeiter übrig bleibt.^{*)}

Die Industrie beschäftigt in Italien 1,700,000 Frauen und 1,300,000 Männer, im Ganzen ungefähr 3,000,000 Proletariat, 6 Millionen, rechnet man die Familien hinzu, und 16 Millionen, werden der 10 Millionen Ackerbau-Proletariat, die Familien gleichfalls mit einbegriffen, hinzugefügt.^{**)}

*) Diese schreckliche Cultur rührt vor allen Dingen her von dem unglücklichen Mangel an Verbindungswegen im südlichen Italien und auf den Inseln und von jenem Affairismus, welcher das ganze Kapital in die Speculation wirt und den Ackerbau an den allerwichtigsten Vorkäufen Mangel leiden läßt.

**) Diese Zahl gebe ich aus eigener Beobachtung. In einer interessanten Monographie La terra promessa berechnet R. Peroli die Rente auch auf 15 Francs die Quadrat-Ruthe, macht 127 Francs den Hectar. Die offiziellen Zahlen schwanken. Eine Statistik von 1862 berechnet die Rente auf den Hectar, nach Abzug aller Kosten, in der Lombardei auf 69,53 Francs, in Piemont, Ligurien und Sardinien auf 36,65 Francs, in Modena auf 62,47 Francs, in Parma auf 50,44 Francs, in Toscana auf 40,98 Francs, in der Romagna auf 57,10 Francs, in den Marken auf 43,26 Francs, in Umbrien auf 26,45 Francs, im Neapolitanischen auf 47,95 Francs, in Sicilien auf 41,63 Francs. Aber seit 1862 sind Rente und Elend gleichmäßig gestiegen.

***) Unter den 10 Millionen Ackerbau-Proletariern, einer runden Zahl, befinden sich

Der Handel beschäftigt an die 700,000 Personen beiderlei Geschlechts, macht mit den Familien 1,500,000. In dieser Zahl sind inbegriffen 360,000 Kleinverkäufer und 220,000 Menschen, die beim Transport beschäftigt sind. Großhändler giebt es 61,000. In dieser Aufzählung sind nicht mit einbegriffen die kleinen herumziehenden Verkäufer, Kinder oder Erwerblose, welche zum größten Theile man weiß nicht wie leben, und die man auf 60,000 schätzen kann. Dann kommen 55,000 Staatsbeamte, 150,000 Gemeindebeamte, 200,000 Lotterie-Beamte und die unzählige Reihe von Blutsaugern, Unnützen und Parasiten, Pfaffen, Soldaten, Richter, Mönche, Polizisten, Rentiers, Bettler u. s. w.

So vertheilt sich ungefähr die italienische Bevölkerung. Man sieht, daß die eigentliche Industrie viel mehr Hände beschäftigt, als die Summe ihrer jährlichen Production vermuthen ließe, da sich diese, die Weinproduction einbegriffen, auf nur etwa zwei bis drei Milliarden beläuft.

Um die Geringsfügigkeit dieser Zahl zu rechtfertigen, berufen sich die National-Ökonomen darauf, daß Italien vollständig der Kohlenlager entbehrt, und daß in Folge dessen die italienische Nation in Anbetracht der Erfordernisse der modernen Production nicht im Stande ist, mit den großen industriellen Nationen, England,

ungefähr 2 Millionen Pächter und kleine Eigenthümer, denen es fast eben so schlecht geht wie den Tagelöhnern. Im Jahre 1861 vertheilte sich die Bevölkerung von Italien außer Venetien folgendermaßen: 8 Millionen Ackerbauer, Minen- und Metall-Industrie 68,000, sonstige Industrie und Handwerker 3,072,000, Handel 684,000, Künste und Wissenschaften, gelehrte Stände 534,000, Cultus 164,000, öffentliche Verwaltung 130,000, Armee 240,000, Bettler 305,000, ohne bestimmte Beschäftigung acht Millionen. Man sieht, daß trotz alledem sich die Lage seitdem gebessert hat; soviel lebendige Kraft steckt in diesem italienischen Volke. Was würde es nicht leisten, wenn seine politischen Führer weniger unwürdig wären!?

Frankreich, Deutschland, Belgien, zu concurriren.

Es ist wahr, daß Italien keine Kohlen hat. Es gewinnt kaum einige hundert Tausend Tonnen Braun- und Anthrazit-Kohlen und muß jedes Jahr sechs bis sieben Millionen Tonnen Steinkohle einführen. Man muß auch zugeben, daß in Anbetracht der Transportkosten dieser Brennstoffe eine bestimmte Summe von Dampfkraft in Italien mehr als bei den obengenannten Nationen kostet. Aber verschiedene Provinzen Italiens könnten die Dampfkraft durch Wasserkraft ersetzen.

Zahlreiche Wasserfälle stürzen sich von den Abhängen der Alpen in die Thäler Piemonts und des Belküns und von den Abhängen der Appenninen in eine große Zahl von Thälern verschiedener Provinzen; viele werden verwerthet, und dank diesen sind beispielsweise das Thal von Viala und die Districte von Secco industrielle Brennpunkte, die eine Zukunft haben.

Man könnte aber noch viel mehr thun, sei es, indem man alle Wasserfälle verwerthete, sei es, indem man neue ab-

leitete, sei es durch Vervollkommnung der hydraulischen Maschinen.

Ein Ingenieur, dessen Namen ich leider vergessen habe, schlug vor einigen Jahren vor, das Bett des Po abzuleiten, ihn nach der Seite der Appenninen zu lenken und mit seinen mächtigen Wassermassen eine unermessliche Bewegungskraft zu schaffen, welche man auf seinem ganzen Laufe durch Etablirung zahlreicher Fabrikwerkstätten verwerthen könnte, die seine Triebkraft ganz nach Belieben sich nur anzueignen hätten. Das wäre, fügt der Ingenieur hinzu, ein Mittel, blühende Industrien zu schaffen und den periodischen Ueberschwemmungen des gefährlichen Flusses ein Ende zu machen.

Diese großartige Idee hat in Italien keine Anhänger gefunden, und gleichwohl könnte ihre Verwerthung das Land umändern und der italienischen Industrie einen ungeahnten Aufschwung geben. Denn die Wasserwerke können nicht nur die Dampfwerke ersetzen, sondern sie sind außerdem viermal billiger.

Zum Belage gebe ich einige Zahlen nach einer Studie von Carlo Casali (siehe Il Sole, October 1874):

Kosten einer mechanischen Seidenweberei:

	Italien. Francs.	Europa. Francs.
Gebäude	55,000	70,000
Triebkraft (Wasser in Italien, Dampf in Europa)	5,000	25,000
Innere Einrichtung, Utensilien, Transport u. s. w.	99,400	93,400
Summe des stehenden Kapitals:	159,400	188,000

Unterschied zu Gunsten Italiens: 29,000 Francs.

Ausgaben für ein Jahr:

Kosten für die Triebkraft	500	5,100
Maschinisten und Heizer	—	2,100
Allgemeine Kosten (Fett, Eisen, Holzversicherung u. s. w.)	16,500	24,600
Löhne für 10 zurechtende Arbeiter, 22 Arbeiter an den Webstühlen, 6 Mechaniker u. s. w, pro Jahr	14,250	21,150
Direction und Verwaltung	8,000	10,000
Summe des Betriebs-Kapitals:	39,250	62,950

Unterschied zu Gunsten Italiens: 23,300 Francs.

Nach diesen Zahlen können wir behaupten, daß, wenn das italienische Kapital sich von der Industrie ebenso wie vom Ackerbau abwendet, dies nicht deshalb geschieht, weil die italienische Production unter ungünstigen Bedingungen gegen die ausländische Production kämpfen muß, sondern weil der Affarismus zu ungesunden Speculationen treibt und Intelligenz und Kapital von nützlichen Arbeiten abhält.

Klarsehende Italiener fühlen das und beunruhigen sich darüber; es giebt eine große Anzahl, welche den Namen von Volkswohlthätern gern vorsichtigen Kapitalisten giebt, die da ihr Vermögen in der Industrie zu vergrößern geruhen, selbst wenn sie dabei ihre Arbeiter auf das Furchtbarste ausbeuten.

Aus alledem ergibt sich der Schluß: Das große Hinderniß der ökonomischen Erhebung Italiens ist der Affarismus. Es erübrigt, diesen Affarismus in seinen hauptsächlichsten Formen und in seinen Folgen zu untersuchen.

III.

Nicht die Staatsmänner der italienischen Nation haben das Beispiel der Achtung der Arbeit gegeben; es ist, als hätten sie die ökonomische Entwicklung ihrer Nation hindern wollen, sonst hätten sie anders gehandelt. In 17 Jahren haben sie den Steuerbetrag verdreifacht; das erscheint unglaublich, und doch ist es so. *) Man

*) Steuerbetrag im Jahre 1858: Für die sieben Staaten 571 Millionen, für die Provinzialverwaltung 29 Millionen, für die Gemeindeverwaltung 150 Millionen; im Ganzen 750 Millionen.

Gegenwärtiger Steuerbetrag: Für den Staat 1254 Millionen, Provinzialverwaltung 110 Millionen, Communalverwaltung 380 Millionen; mittleres jährliches Deficit für die drei Budgets 150 Millionen: im Ganzen in runder Ziffer zwei Milliarden! Und mit einem solchen Budget haben es diese Staatsmänner verstanden, die Staatsschuld von zwei auf zehn Milliarden zu bringen. Man hat

könnte sagen, sie haben sich Mühe gegeben, die Steuern in einer Weise zu vertheilen, welche die Producirenden erdrücken mußte. Die enorme Grundsteuer (220 Millionen) ruinirt die kleinen Besitzer und beugt die Landarbeiter unter das schrecklichste Elend (denn der Besitzer nimmt seine Rente immer vorweg, indem er die Pacht erhöht); es entzieht auch zum großen Theil die Kapitalien dem Ackerbau. Die übermäßig große Salzsteuer, die niederträchtige Mahlsteuer (macinoto), wegen der die Bauern der Romagna und Andere Aufstände gemacht haben, die man blutig unterdrückt hat, bewirken, daß im Durchschnitte das Salz dreimal und das Brod 15 Centimes pro Kilo theurer bezahlt wird, und Das von den italienischen Arbeitern, deren Lohn nicht $\frac{2}{3}$ der Höhe des bei den benachbarten Völkern gezahlten Lohnes erreicht. Aber was kümmert die Affaristen das Loos der Arbeiter? Diese Leute denken nur an die Plusmacherei; sie wissen gar nicht einmal, daß die Arbeit die Quelle aller Reichthümer ist.

Die verdammenswürtheste fiscalische Praktik der italienischen Regierung ist das Lotto. In Folge der sieben wöchentlichen Lotterien, mit welchen die italienische Regierung das Volk beglückt, werden die Arbeiter von der Arbeit entmuthigt, viele Tausende von Familien ruinirt und die Armen ihres letzten Centimes beraubt.

Im Jahre 1861 brachte die Lotterie nur 38 Millionen ein, das Ergebniß ist von Jahr zu Jahr gestiegen, und jetzt entzieht es dem italienischen Volke jährlich mehr als 80 Millionen! In einzelnen Städten Italiens existirt keine noch so arme Haushaltung, die nicht eine bis fünf Nummern wöchentlich nähme. Man entzieht sich Alles, um das Glück zu ver-

sicherlich nicht für zwei Milliarden außerordentliche öffentliche Arbeiten besorgt; ein anderes modernes Beispiel für eine derartige Verschleuderung von Geldern des Volkes giebt es nicht. (?)

suchen; man macht die schönsten Projecte, man achtet nicht auf seine Lage und bemüht sich durchaus nicht, sein Loos durch Vereinerung zu bessern: Alles erwartet man vom Glücke. Und da das Glück diesen heißen Wünschen nicht entspricht, auch nicht Ausbrüchen der Wuth oder der Verzweiflung, so beraubt man sich der unerläßlichsten Nahrung, bringt seine Kleider zum Wucherer, um nur mehr Nummern nehmen zu können, und stürzt sich von Tag zu Tag tiefer in den Abgrund des Elends. Man ist todt für den Fortschritt, todt für den Kampf um Befreiung, und nachdem man in Verzweiflung geendet, hinterläßt man den Kindern nur krankhafte Träume und Mißachtung von Arbeit und Fortschritt.

Wer zählt jemals die Opfer dieser räuberischen und entfittlichenden Unternehmung der Regierung?

Aber damit nicht genug. Die Regierung hat Nachahmer, Unternehmer von Privat-Lotterien, die denen der Regierung nachgebildet sind. Sie finden sich in den ärmsten Quartieren, bieten ihre Loose zu 5 oder 10 Centimes an, und Diejenigen, welche nicht die nothwendigen 25 Centimes hatten, um sich ein Loos der Staatslotterie zu kaufen, geben diesen die 5 oder 10 Centimes, welche ihnen übrig bleiben. Für diese Loos-Promessen nimmt man an den Ziehungen der Regierungs-Lotterie Theil, und Sonnabends lauern schon die Spieler mit jenem ungesunden Fieber und harren der Verkündigung der gewinnenden Nummern. Gäben die italienischen Arbeiter seit 10 Jahren zum Zwecke ihrer Emancipation ein Viertel von Dem, was sie an die Lotterie verschleudern, sie ständen an der Spitze des socialen Fortschritts in Europa.

Alle ernststen Leute Italiens bekämpfen die Regierungs-Lotterien; aber die Fortschrittler (progressisti) sind den Gemäßigten (moderati) in der Regierung gefolgt und Nichts hat sich geändert. Im Grunde wissen die Staatsmänner ganz

genau, was es mit dieser Unfittlichkeit auf sich hat; aber einmal sehen sie darin eine Geldquelle, und dann fragen sie sich, ob man nicht dadurch, daß man den Enterbten die trügerische Hoffnung plötzlichen Gewinnes nähme, mit einem Schlage die unheilvolle Resignation aufheben würde, von welcher diese nur zu viele Beweise geben. Das aber hieße die Revolution säen.

Das ist ganz gewiß niederträchtig, aber schlaue berechnet. Der berüchtigte Romieu verlangte zur Unterdrückung des Socialismus nur zwei Dinge: das Niederschmettern der Revolutionäre durch Kanonen und die Entfittlichung der Massen durch die Lotterie.

Eine weitere Geißel des italienischen Proletariats ist der Wucher; nicht allein der gewöhnlich betriebene Wucher, wie das in einem Lande, welchem es an Kapital fehlt, begreiflich wäre, oder in Handelscentren, wo häufig dringende Bedürfnisse einen Kaufmann zwingen, einem geachteten Diebe für ein unbedingt nothwendiges Kapital 25 bis 100 pCt. zu zahlen; nicht allein der mit einem unvorsichtigen Besitzer oder einem verschwenderischen Sohne betriebene Wucher. Dieser existirt in allen Ländern; aber hier ist der Wucher hinabgestiegen in die unteren Volksschichten und ist im Begriffe, den Verzweifelten den letzten Strohsack zu rauben. Es handelt sich nicht um einige Ausnahmefälle, sondern um ein wirkliches sociales Uebel. Der arme Haushalt, der zwei Francs nöthig hat — und das kommt leider häufig genug vor — muß dafür monatlich zwei Francs zahlen, 1200 pCt. Zinsen. Man versteht auf Wiederkauf und der Wucherer ist stets sicher, nicht nur Nichts zu verlieren, sondern im Nichtzahlungsfalle noch an dem Pfande, das sich in seinen Händen befindet, zu gewinnen. Im Neapolitanischen, in Sicilien, in Sardinien frist sich dieser Krebs bis auf's Mark der armen Klassen und schreitet mit unerhörter Schrecklichkeit

zur Enteignung der letzten kleinen Besitziger vor.

Wer sind die Wucherer? Mit Bedauern muß ich es sagen: es sind am häufigsten gleichfalls Arme, welche sich bereichern und Elend, Hunger und Verzweiflung um sich bereiten.*) Und warum sollten sie gesünder sein als ihre Regierenden und die herrschenden Klassen? Stets sahen sie die Arbeit verachtet und die Speculation geehrt — was sage ich? — sie sahen sogar aus dem Lotto ein Regierungsgeschäft werden, und so werden denn auch sie gewinnstüchtige Plusmacher, sie werden Affaristen.

Doch giebt es noch andere Leute, welche von demselben Grundsatz ausgehen**): Gewinnen ohne zu arbeiten! und trotzdem sie keine Kapitalien besitzen, verdienen wollen. Diesen verdanken drei Gruppen von Industrien ihre Entstehung, welche man bei keinem anderen europäischen Volke antrifft: Die Camorristen in Neapel, die Mafiosi in Sicilien und die Grassatori in Sardinien.

Die Camorra ist eine geheime Gesellschaft mit eigenen Regeln und Sitten; ihr Zweck ist, von jeder ökonomischen Transaction eine Steuer zu erheben. Außer den Häuptern giebt es zwei Unterabtheilungen von Camorristen, die Bereideten (professi) und die Picciotti, d. h. Novizen. Anfänglich geht man mit einer gewissen Milde vor, um Geld zu ergaunern; wird es aber nöthig, so wendet man auch Gewalt an.

Die Klienten? — Ein Trödlar ist es oder ein Fuhrmann, den man dafür eine Summe bezahlen läßt, daß er auf der

*) Man vergleiche die officielle Bestätigung dieser Thatsache in dem Bericht über Sardinien, erstattet von der Enquête-Commission des Jahres 1875, Seite 9 ff.

***) Es wären noch sehr verschiedene Gruppen solcher zu citiren, welche mit Kapital Wucher treiben, so u. A. die Aufkäufer (incettatori), die so zahlreich und verhaßt sind. Doch verbietet das der Raum dieses Artikels.

Strasse seinen Platz hat; oder es ist ein Advocat, den man zwingt, einen Proceß fallen zu lassen, der gegen einen camorristischen Händler angestrengt war; oder es ist ein Journalist, den man verhindert, einen Affaristen zu entlarven, welcher den Armen das Geld abnimmt; oder es ist ein Geschäftsmann, der dafür bezahlen muß, daß er ein wenig Sicherheit genießt; oder es sind die Markthändler, welche sich dazu entschließen müssen, den Camorristen einen Procentsatz von ihrem Verkaufe abzugeben, u. s. w., u. s. w.

Die Gesellschaft hat ihre Eleganz mit gelben Glacé-Handschuhen, ihre Speculanten, ihre Politiker, ihre Redner, ihre Kaufbolde, ihre Kuppler, ihre Leute für Alles. Häufig haben die Regierungsparteien mit ihr verhandelt; sie ist mächtig zur Zeit der Wahlen. Die Regierung beginnt erst mit dem Kriege gegen sie.

Die Camorristen sind derartig davon überzeugt, daß sie ebenso achtbar sind als irgend welche Speculanten, welche sie um sich mit Kapitalien „arbeiten“ sehen, daß sie ihr Parasitenthum als ein Recht auffassen. Vor einigen Monaten arretirte die Polizei auf dem Markte von Neapel ungefähr hundert Camorristen, die daran waren, sich öffentlich von den Fischhändlern die abgemachte Steuer abzuholen; Tags darauf erschienen die Frauen, jammernd, daß man ihnen das Brod ihrer Kinder stehle, und sie heischten ihre Gebühren von denselben Fischhändlern; man mußte sie mit Stockschlägen fortreiben.

Das Wort Mafia bedeutet in der Diebsprache der Gefängnisse zu Palermo Vortrefflichkeit, Ueberlegenheit; es wird öffentlich gebraucht seit der Auführung eines Dramas, welches sich I Mafiosi betitelte und im Jahre 1863 einen großen Erfolg hatte. Die Mafia ist nicht so wie die Camorra rein und nackt eine Gaunergesellschaft; sie ist eine Vereinigung zur Vertheidigung der individuellen Willkür gegen die staatlichen

Gefetze. Die Mafiosi nennen sich unter einander *Picciotti*. Wie die *Camorristen* sind sie durch eine strenge *Verteidigungs-Solidarität* verbunden; aber ihre erste Tugend ist die *Omerta*, d. h. die *Beschwiegenheit*, die Hingebung an die anderen *Picciotti*, die *Pflicht*, empfangene *Beleidigungen* zu rächen, ohne jemals *Zusucht* zum *Gefetze* zu nehmen, die *Regierung* als einen *Feind* zu betrachten, den man bei jeder *Gelegenheit* betrügen und bekämpfen muß, was jedoch *zeitweilige politische Alliancen* nicht ausschließt. *)

Zweck der *Gesellschaft* ist, der *Freiheit* ihrer *Mitglieder Achtung* zu verschaffen, außerdem aber *Geld* durch die *Ricatti*. Man weiß, daß der und der *unermeslich* ist, man zieht über seine *Lebensgewohnheiten* *Erfundigungen* ein und bereitet *langer Hand* seine *Entführung* (*ricatto*) vor. Sind *Tag* und *Gelegenheit* gekommen, wird der *Betreffende* entführt, man verbindet ihm die *Augen* und schleppt ihn in irgend eine *entfernte Höhle*. Dort wird der *Ricattato* (*Entführte*), wie es scheint, *ziemlich gut* behandelt; aber am *folgenden Tage* muß ein *gezwungener*

*) **Gelegentlich** der *Discussion* über die *Andnahmegesetze*, welche man gegen *Sicilien* votiren wollte (*Juni 1875*), bewies der *progressivste Abgeordnete Tajani*, ehemaliger *General-Staatsanwalt* von *Sicilien*, mit *Actenstücken* in *Händen*, daß die *Agenten* der *öffentlichen Gewalt* und ihre *Vorgesetzten* mit der *Mafia* *gemeinschaftliche Sache* machten, sei es zu *politischen Coups*, sei es zur *Verübung* von *Diebstählen*, mit einem *Worte*, daß die *Gesellschaft* von der *Regierung* *protegirt* sei. Noch mehr, *Tajani* behauptete eine *päpstliche Bulle* vom *Jahre 1868* gelesen zu haben, in welcher *Pius IX.* die *Beichtväter* anwies, den *Mafiosi* *Sündenvergebung* zu erteilen unter der *Bedingung*, daß diese einen *Theil* der *gestohlenen Summen* an die *Kirche* abgäben. Diese *vernichtenden Enthüllungen* wurden nicht einmal *befristet*. Nachdem die *Progressivisten* an das *Ruder* gelangt sind, laßt auf *Sicilien* unter dem *Borwande*, es müsse dort die *Mafia* *vernichtet* werden, eine *Tyrannie*, neben welcher die der *Ruffo*, *Del Carretto*, des *Königs Bomba* und die von *Sanoffa* *milde* erscheinen. *Armes Sicilien!*

Unterhändler einen *Brief* von ihm an seine *Familie* besorgen, mit der *Aufforderung*, daß man an einem *verabredeten Orte* eine *bedungene Summe* als *Lösegeld* bereit halte. Dieses *Lösegeld* ist dem *Vermögen* des *Ricattato* *entsprechend hoch* und übersteigt unter *Umständen* *100,000 Francs*. Selbst der *Zeitpunkt* der *Bezahlung* ist *festgesetzt*. Erfolgt dieselbe nicht, so ist der *Gefangene* dem *Tode* geweiht. Aber die *Bezahlung* erfolgt *regelmäßig*, und der *Austausch* findet mit einer *gewissen Loyalität* statt. Die *Picciotti*, welche den *Raub* ausgeführt haben, theilen sich in das *Geld*; einen *bestimmten Theil* überlassen sie, wie man sagt, den *Armen* ihrer *Bekanntschaft*. Hinzuzufügen ist, daß der *Mafioso* wie der *Picciotto* stets *bereite Soldaten* jeder *Volksrevolution* sind; sie halten die *Mitte* zwischen dem *Räuber* und dem *Revolutionair*. *Mafiosi* und *Camorristen* haben wie die *Freimaurer* ihre *geheimen Erkennungszeichen*.

Die *Grassatori* in *Sardinien* sind *einfache Wegelagerer*. Es sind *Landbewohner*, *Leute* aus allen *Lebensstellungen*, *Reiche*, *Arme*, *Bauern*, *Hirten*, auch *Kaufleute*. Es giebt irgendwo ein *Bubenstück* auszuführen, eine *Diligence* zu *berauben*, ein *etwas allein stehendes Haus* zu *überfallen*; man *verabredet* sich *miteinander*, steigt *des Abends* zu *Pferde*, *bedeckt* sich das *Gesicht* mit einer *Maske* und zieht in der *Zahl* von *20* oder *30*, aber *einzelnen*, zur *Unternehmung* aus; man *vollzieht* die *Grassazione* und kehrt vor *Tagesanbruch* nach *Hause* zurück. Häufig kennt der *ganze Ort* die *Grassatori*, aber *spräche* *Jemand* ein *Wort*, so hätte er die *längste Zeit* gelebt, daher *schweigt* *Jeder*.

Wie man sich vorstellen kann, *schädigt* die *Camorra* den *Handel* zu *Neapel* ganz *außerordentlich*; aber die *Mafia* und die *Räuberei* sind für die *ländliche* und *industrielle Production* in *Sicilien* und *Sardinien* noch *verderblicher*: *Rapi-*

talisten wagen es nicht, sich in diesen Ländern niederzulassen, es giebt dort keine Weiler — sie würden jeden Augenblick ausgeplündert werden — und manchmal muß der Landmann 7 oder 8 Kilometer machen, um zu seinem Arbeitsfelde zu gelangen. Die Folge davon ist, daß das Land nicht bebaut ist, daß dort statt einer blühenden Bevölkerung eine ausgehungerte lebt, deren Sitten an vergangene Zeitalter erinnern und die unbekannt ist mit den modernen Fortschritten! —

Die privatkapitalistische Production begünstigt das Volkselend, sie vernichtet ganze Generationen zum großen Vortheile einiger Privilegirten; aber sie vermag nicht die Kraft des Fortschritts, der Entwicklung zu erdrücken. Indem sie die industriellen Zusammenhäufungen begün-

stigt, schafft sie selbst die neuen Elemente zur socialen Emancipation. — Nimmt aber nur die Verachtung der Arbeit zu, wachsen die unterdrückenden Kräfte, so verkommt die Bevölkerung ohne Rettung in physischem und moralischem Elend, und es wird eben so sehr die allgemeine Entwicklung gehemmt als eine vernünftige Vertheilung der Güter.

Wir haben die Hindernisse kenntlich gemacht, welche diese Kräfte der Production entgegensetzen; wir werden nunmehr die Ungerechtigkeit kennen lernen, welche sie in der Vertheilung erzeugen, d. h. wir werden hinabsteigen in die Tiefe des Elends des italienischen Proletariats. Nach den Resultaten dieser schmerzlichen Forschung werden wir schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Socialismus und das Landvolk.

Von Dr. A. Mülberger.

Wir werden in Nachstehendem die Frage behandeln, woher es kommt, daß das Landvolk oder der Bauer dem Socialismus bis heute im Großen und Ganzen theilnahmlos gegenübersteht. Mit dem Aufwerfen dieser Frage erheben wir keinerlei Anspruch auf Originalität. Sie ist schon oft genug aufgeworfen, schon oft genug „beantwortet“ worden. Wenn wir uns daher noch einmal daran machen, diese Frage — keineswegs endgültig zu beantworten, sondern — wir wollen uns bescheidener ausdrücken — eine Beantwortung derselben zu suchen, so wird der Leser schon daraus entnehmen können, daß hinter ihr noch so Manches verborgen liegt, an dem der Tagespolitiker und der Agitator, ohne es zu sehen, vorübergeht.

Die vorliegende Frage ist in der That eine umfassendere, eine tiefer gehende, als man gemeinhin glaubt. Eine kurze Erwägung wird dies leicht verständlich machen. Legt man sie einem Socialisten vor, so ist wohl kaum Einer um eine Antwort verlegen. Im Gegentheil, Jeder wird Euch in's Gesicht lachen und sagen: wie, daß der Socialismus so langsam unter die Bauern eindringt, das soll schwerverständlich, unbegreiflich sein? Ganz und gar nicht. Tausend Gründe statt eines könne er nennen. Da ist allem voran der so stark ausgeprägte Individualismus oder richtiger Egoismus des Bauern, da ist seine Abgeschlossenheit von den Centren der Cultur, seine Isolirtheit, da ist der Einfluß des Geistlichen, des

Schulmeisters, da ist der Druck der Herrschaft, da ist die mangelhafte Schule und die Unmöglichkeit, das Versäumte später nachzuholen, da ist der Soldatenrock, in dem allein der Bauer die Welt zu Gesicht bekommt und der bekanntlich Alles eher als das Denken begünstigt, da ist der ganze Charakter seiner Arbeit u. s. w., u. s. w., kurz, lauter Gründe, von denen schon ein einziger hinreicht, um jeden revolutionären Windhauch abzuhalten. Diese Gründe mögen alle durchaus zutreffend sein, und dennoch erlauben wir uns, diese Beantwortung unserer Frage eine oberflächliche zu nennen, oberflächlich deshalb, weil sie sich mit lauter äußerlichen, möglicherweise ganz richtigen Momenten begnügt, aber nirgends der Sache auf den Grund geht. Wir sind der Ansicht, daß es noch eine tiefere Beantwortung der Frage giebt, und wollen versuchen, dieselbe in Nachstehendem zu bieten. Schon die Formulirung der Frage, wie wir sie im ersten Satze aufgestellt haben, giebt dem Gedanken Raum, daß dieselbe doch wohl noch Manches in ihren Falten birgt, was nicht so ohne Weiteres klar ist. Ist der Bauer wirklich à tout prix conservativ? Hat er kein eigenes socialpolitisches Wollen? Keine eigenthümliche Auffassung vom Eigenthum? Und, wenn dem so ist, steht sein socialpolitisches Wollen, seine Auffassung des Eigenthums ein für alle Mal mit dem der arbeitenden Klassen im Widerspruch? Giebt es keine inneren Anknüpfungspunkte beider, und wenn es solche giebt, welche sind es? Diese und ähnliche Folgerungen sind es, welche sich unseres Erachtens unmittelbar beim Herantreten an unsere Frage dem Tieferblickenden ergeben müssen. Der scheinbar so einfachen, rein äußerlichen, rein praktischen Frage, warum der Socialismus so schwer in's Landvolk eindringe, liegt also die viel tiefere Frage zu Grunde, durch welche Factoren das sociale und politische Denken des Bauernstandes bestimmt wird, und erst mit

der Untersuchung und Beantwortung dieser Frage kann über jene Licht verbreitet werden.

Ehe wir an unsere Untersuchung herantreten, müssen wir noch eine Ansicht besprechen, welche ihrer großen Verbreitung wegen eine ernsthaftere Widerlegung verdient. Es giebt nämlich eine ganze Reihe socialistischer Politiker, welche die revolutionäre Bewegung des Arbeiterstandes und die revolutionäre Bewegung des Bauernstandes unter ein und demselben Gesichtspunkt betrachten. Da aber die Bewegung der Bauern bis jetzt auch den billigsten Anforderungen keineswegs entsprochen hat, so schließen sie, der Arbeiterstand sei nun einmal als der beweglichere, offenbar höher begabtere, zur politischen Führerschaft auch für die Bauern berufen, und hegen die sichere Hoffnung, früher oder später werde es ihnen doch gelingen, die träge Masse in Fluß zu bringen und auch den durus arator ihren Anschauungen geneigter zu machen. Eine gewisse thatsächliche Begründung findet diese Auffassung der Dinge in denjenigen Gegenden Deutschlands, wo der Großgrundbesitz ein dem Proletariat der Städte analoges ländliches Proletariat geschaffen hat. Dort erzeugen ähnliche Verhältnisse ähnliche Stimmungen, und wir halten es deshalb nicht für unwahrscheinlich, daß es in diesen Gegenden dem Socialismus früher oder später gelingen wird, das ländliche Proletariat mit fortzureißen, auch ohne daß er seine bis jetzt befolgte Tactik ändert. Aber in dem weitaus größten Theile Deutschlands ist der Großgrundbesitz keineswegs die vorherrschende Form der landwirthschaftlichen Ausnützung. Ganz im Gegentheil, der mittlere und besonders der kleine Bauer sind es, die das Gros der Bevölkerung repräsentiren, sie sind es, die als politischer Factor in erster Reihe in Betracht kommen. Unsere Ausführungen beziehen sich daher auch fast ausschließlich auf ihn. Viele Socialisten sind freilich auch hier nicht in Ver-

legenheit; das große Kapital, sagen sie, verschlingt das kleine Kapital, das große Grundeigentum verschlingt das kleine Grundeigentum. Der kleine Bauernstand wird bald so enterbt sein, wie wir städtischen Arbeiter, und ohne unser Zutun wird er bald genug mit uns zusammengehen. Wir können diese Ansicht nur als einen unheilvollen Optimismus bezeichnen. Der Städter macht sich gemeinhin gar keine Vorstellung von der ganz unglaublichen Zähigkeit und Festigkeit, mit der unsere Bauern an der Scholle haften. Der Enteignungsproceß, wenn wir so sagen dürfen, geht beim kleinen und mittleren Bauernstand ganz außerordentlich langsam. Selbst in Gegenden, wo die Grundstücke mit Hypotheken und Steuern schwer belastet sind, wo die Grundrente auf ein Minimum herabsinkt, hält sich der kleine Grundeigentümer bis zum letzten Athemzug. Wenn also der Socialismus warten will, bis unsere Bauern Proletarier geworden sind, so möge er sich noch ruhig 50 oder 100 Jahre gedulden und dann einmal nachsehen, ob sich wirklich schon ein ländliches Proletariat gebildet hat. Wir glauben, er wird selbst dann noch vergeblich suchen. Und noch ein anderer Punkt verdient hier Erwähnung. Das Grundeigentum wird oft genug allmählich vom beweglichen Kapital verschlungen. Da das bewegliche Kapital aber sehr wohl weiß, daß heutzutage mittelst der Grundrente nichts mehr profitirt wird, da ihm überdies alle moralischen Erfordernisse fehlen, ein ausgedehntes Grundeigentum zu bewirtschaften, da es, wie in Allem, so auch im Boden nur ein Object der Speculation sieht, so zerkrümelt es oft genug wieder den großen Besitz mit seinen eigenen Händen und findet durch verhältnißmäßig theuren Verkauf seiner kleinen und kleinsten Stücke den ersehnten Profit. So schafft also das bewegliche Kapital häufig wiederum ein kleines und kleinstes Grundeigentum.

Kehren wir zu unserer ursprünglichen Frage zurück. Schon das Bisherige gestattet uns, einige besonders interessante Folgerungen, die sie wahrhaft, schärfer hervorzuheben. Wird der Socialismus den Bauernstand zu sich herüberreißen, wird er ihn so ohne Weiteres in's Schlepptau nehmen können? Ist die Arbeiterklasse wirklich die berufene Führerin des Bauern in allen politischen und socialen Fragen und, wenn sie es ist, ist sie bis jetzt dieser ihrer Aufgabe gerecht geworden, ja, hat sie dieselbe auch nur richtig begriffen?

Wir sollten kaum nöthig haben, auf die ungeheure Tragweite dieser letzteren Fragen aufmerksam zu machen. Statt längerer Auseinandersetzungen genüge ein geschichtliches Beispiel. Was ist es, das in Frankreich bis jetzt jede revolutionäre Bewegung scheitern ließ? Was ist es, das dieses große und edle Volk bisher von einer Katastrophe in die andere trieb, was kostbares Blut in revolutionären Zuckungen vergeubete, was bis zur Stunde das Volk im Banne hält? Nun, wenn der Arbeiter Ja sagt, sagt der Bauer Nein, und wenn der Bauer Nein sagt, sagt der Arbeiter Ja. Steht es in den Sternen geschrieben, daß diese beiden Grund-Elemente der französischen Gesellschaft in ewigem Antagonismus verharren und eben durch ihr gegenseitiges Einschach-Halten einer seit 25 Jahren todtten Bourgeoisie, einem Clericalismus ohne Maß, einer Corruption ohne Gleichen die Möglichkeit geben sollen, ewig über das Volk zu herrschen? Ist der Bauer wirklich ein für allemal Reactionär, und, sei es an der Wahlurne, sei es im offenen Bürgerkriege bereit, mit den Machthabern gegen den Arbeiter zu marschiren? Und dieser Letztere, sollte er eine bessere Einsicht von dem Bauer erst von dem Tage ab erhoffen können, wo auch der Bauer, gleich ihm selbst, enterbt, von der Scholle verjagt sein wird? — Aber, warum nach Frankreich sehen, wenn uns unser eigenes

Vaterland Stoff genug zu solchen Betrachtungen bietet? Haben nicht die letzten Reichstagswahlen mit ihrer halben Million socialistischer Stimmen deutlich genug gezeigt, daß wir selbst einem ähnlichen unheilvollen Antagonismus entgegengehen? Haben sie nicht, wenigstens im Großen und Ganzen, bewiesen, daß der Gegensatz zwischen Stadt und Land, d. h. zwischen Arbeiter und Bauer unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts immer tiefer, immer schneidender wird? Sollte auch unser Volk, gleich unseren französischen Brüdern, dazu bestimmt sein, sich von Zeit zu Zeit gegenseitig zu mordeten zu Ruß und Frommen Derer, die im Volke nie etwas anderes gesehen haben, als das ihnen von Gott zugewiesene Erbtheil, mit dem sie nach Gutdünken schalten und walten können?

Es ist hier der Ort, eine Illusion zu zerstören, welche unseres Erachtens die große Mehrzahl der Socialisten theilt. Wir meinen: dieses blinde Vertrauen auf das allgemeine Wahlrecht. Wir sind weit entfernt, die großartigen Erfolge zu verkennen, welche die Politik des Volkes dieser schneidigen Waffe schon jetzt zu danken hat. Wir sind noch weiter entfernt, die fundamentale Bedeutung des allgemeinen Wahlrechts für die Zukunft zu verkennen. Im Gegentheil! Das allgemeine Wahlrecht ist schon heute der Embryo der kommenden Gesellschaft, und diese Gesellschaft wird organisiert sein an dem Tage, wo das allgemeine Wahlrecht, frei von jedem Zwang, das ausdrückt, wozu es berufen ist, die spontane, selbstthätige Gliederung der Nation mit vollkommener Freiheit und Unabhängigkeit der einzelnen Glieder. Mit Einem Wort, das allgemeine Wahlrecht ist kein Wahlsystem wie andere Wahlsysteme auch, es ist die künftige Gesellschaft selbst, die Revolution in Permanenz. Aber von hier aus bis zu dem Satz, wie dieses Wahlrecht unter den heutigen, thatsächlichen Verhältnissen wirken wird, wirken muß,

ist der Schritt nicht so einfach, wie man sich gemeinhin vorstellt. Es mögen 60, es mögen selbst 100 Socialisten in den Reichstag gewählt werden (die bisherigen Erfolge lassen eine solche Hoffnung nicht einmal besonders sanguinisch erscheinen), aber die Bahn zu einem legalen Ausweg aus der Gegenwart in die Zukunft wird uns das allgemeine Wahlrecht nicht eröffnen. Und wenn die Geschichte es will, daß dieser Ausweg auf illegale Weise gesucht wird, wenn Katastrophen hereinbrechen, die das Volk mit Nothwendigkeit auf den illegalen Weg drängen? Nun, der Socialismus von heute wird dann nicht nur die Machthaber und den größten Theil der Regierungsmaschine, er wird, was viel gewichtiger ist, er wird das Landvolk gegen sich haben. Also, wie wir die Sache auch wenden, im einen Fall bewegen wir uns in einer Illusion, im zweiten Fall stehen wir jenem oben genannten Antagonismus gegenüber, durch den Frankreich jetzt seit 30 Jahren zerfleischt wird.

Wir sehen somit, daß sich uns die Frage, wie hat sich der Socialismus dem Landvolk gegenüber zu stellen, geradezu mit Nothwendigkeit aufdrängt. Wir müssen die Frage beantworten, wenn man uns nicht den Vorwurf machen soll, der Socialismus wirthschafte in den Tag hinein, er treibe das Volk dem Ungewissen, dem Unbekannten in die Arme. Was nützt es, wenn wir unsere Theorien vom Staat und seinem wunderbaren Beruf, von der neuen Gesellschaft und ihrer culturhistorischen Mission noch so schön ausarbeiten, was nützt es, fragen wir, wenn zwei Drittheile des Volkes zu all' diesen Dingen beständig „Nein“ sagen und nichts davon wissen wollen. Und daß dem so sein wird, wenn der Socialismus auf seiner bisherigen Bahn verharrt, steht für uns mathematisch fest. Wir wiederholen, wir halten die gegen-theilige Ansicht für eine absolute Illusion. —

Jetzt aber dürfte es endlich Zeit sein, an unsere eigentliche Frage heranzutreten. Eine Vorbedingung zu ihrer Lösung wird sein, daß wir uns zunächst in gewissenhaftester Weise davon Rechenschaft geben, ob die gang und gäben Vorstellungen von dem politischen Denken des Landvolks, die es als von Natur conservativ und reactionär ansehen, richtig sind, ob die Lehre vom „dummen Bauer“ auch in den politischen und socialen Fragen ihre Anwendung findet. Denken wir uns einen concreten Fall. Die Wahlen sind ausgeschrieben für einen Bezirk, in welchem das Gros der Bevölkerung ausschließlich aus mittleren und kleineren Bauern besteht. Zwei Candidaten präsentiren sich, ein Socialist und ein Conservativer. Der Socialist, ein braver, tüchtiger Arbeiter, der sein socialistisches Glaubensbekenntniß besser inne hat, als ein Frommer seine Bibel, der seinen Lassalle, seinen Marx studirt hat *jusqu'au fond*, tritt in der Wahlversammlung auf und entwickelt alle die Anschauungen, welche wir beim Lesen dieser Blätter als bekannt voraussetzen können. Er spricht vom Normalarbeitstag. Was ist das, fragt sich der Bauer, ich soll mir von Staatswegen verbieten lassen, meine Kühe schon Morgens 4 Uhr zu füttern und bei der Heuernte schon um 2 Uhr auf den Beinen zu sein? Er spricht von der Progressivsteuer. Was, sagt der Bauer, je mehr ich arbeite im Schweiß meines Angesichts, je mehr ich durch meine Arbeit verdiene, desto größere Steuer soll ich zahlen? Die jetzige ist schon viel zu hoch. Er spricht vom gleichen Recht Aller an Grund und Boden. Wie, ich ringe mich Zeit lebens ab, um mein Eigenthum frei zu machen, um vielleicht so weit zu kommen, noch einen kleinen Acker dazu zu kaufen, dann kommt der Staat und sagt, Du hast zu viel, Du sollst nicht mehr haben als der Johann oder der Jacob? Es ist vielleicht schwer zu beklagen, daß der Bauer so denkt, aber -- und das geht uns hier

zunächst an — er denkt so. Nach dem Socialisten tritt der Conservative auf, ein höherer Regierungsbeamter aus der Residenz. „Es sind schlimme Zeiten, liebe Freunde,“ sagt er, „ich bin der Letzte, ein Hehl daraus zu machen; aber Ihr wißt auch, mit welcher Klugheit, Ruhe und Mäßigung die Regierung geführt wird. Ich weiß wohl, wir haben Euch Erleichterungen aller Art, mehr Unabhängigkeit in der Gemeinde-Verwaltung, Regelung der Pachtverhältnisse, einen billigen Bodencredit versprochen, aber, Ihr wißt, wir konnten bis jetzt unser Versprechen nicht halten. Aber all Das und noch viel mehr kommt, sobald es die Verhältnisse gestatten. Vertrauet ganz und voll auf die Regierung.“ Am andern Tage wird gewählt, der Socialist erhält keine einzige Stimme, alle fallen auf den Conservativen. Ersterer schüttelt den Staub von seinen Füßen und zieht von dannen, letzterer berichtet nach Hause, es sei merkwürdig, *welch'* ein gesunder, conservativer Sinn noch in unserer Landbevölkerung sei und freut sich seines Sieges. Der Bauer aber kehrt wieder an seinen Pflug zurück. Was ist geschehen? Der Socialist ist in seinen billigsten Erwartungen betrogen, der Conservative sieht seine kühnsten Hoffnungen noch übertroffen, und der Bauer — nun ja, der Bauer bleibt, was er ist. Doch, führen wir unsere Erzählung zu Ende. Kurz nachher berichten die Parteiblätter über die Wahl; das socialistische Organ schreibt, im Bezirke X. habe ihr Candidat keine Stimme erhalten. Der dortige kleine und mittlere Bauernstand sei seiner Klassenlage nach so conservativ, so durchaus reactionär, daß auch für die Zukunft wenig zu erhoffen sei. Das conservative Blatt schreibt, der Bezirk X. habe wieder einmal bewiesen, *welch'* gesunder Sinn, *welch'* conservative Kraft in ihm liege. Auf diesen Kern einer kräftigen, gesunden Landbevölkerung könne die Regierung immer zählen. Die Leser beider Blätter

denken natürlich ebenso, wie die Blätter selbst; man resignirt sich auf der einen Seite, man vergißt auf der andern, und wenn die Wahlen wiederkommen, wird sich dasselbe Schauspiel wiederholen.

Es sind also drei personas dramatis, die in der Affaire auftreten: der Socialist, der Conservative und der Bauer. Wer hat seine Rolle am besten, wer hat sie am schlechtesten gespielt? Der Einzige, welcher beim ganzen Vorgang correct, logisch und vernünftig gehandelt hat, war der „dumme“ Bauer. Am schlechtesten hat der Socialist gespielt, deshalb ist er mit Fug und Recht durchgefallen. Der Conservative aber hat seine Vermittler-Rolle, den „Onkel im Luftspiel“, leidlich gut durchgeführt.

Doch, Scherz bei Seite! Nennen wir das Kind beim rechten Namen. Der Socialist hat dem Bauern von allem Möglichen gesprochen, aber leider von lauter Dingen, für die der Bauer kein Verständniß hat, noch haben kann, ohne deswegen das Prädicat „dumm“ zu verdienen. Er hat also die erste Pflicht eines jeden Redners, sich der Stimmung, dem Ideengange seiner Zuhörer anzubequemen, vollständig hintangesezt. Er hat zweitens die bestehenden Verhältnisse vor einem Publicum angegriffen, ja verurtheilt, dem er für eine Aenderung, für eine fundamentale Besserung nicht die geringste Handhabe zu bieten wußte, denn anders sind die Klagen des Bauern, anders die Klagen des Arbeiters. Drittens endlich — und das ist dem gegebenen Zuhörerkreis gegenüber vielleicht seine größte Sünde — hat er dem Bauer so gar viel von jenem mystischen, unfaßbaren Traumgebilde erzählt, dem Staat der Zukunft und mit dieser Betonung des Staats und wieder Staats eine sehr empfindliche Saite im Gemüthsleben des Bauern herb und ungart angegriffen. Wir werden weiter unten auf diesen Punkt zurückkommen. Der Conservative hielt sich an die dem Bauer

naheliegenden Verhältnisse, er erkannte ihr Besserungsbedürfniß an und verwies sie auf den aufrichtigen Willen der Regierung. Der Bauer gab ihm, wie nicht mehr als billig, seine Stimme.

Nichts wird gemeiniglich falscher, einseitiger beurtheilt, als das politische Denken des Bauern; es ist hier der Ort, diesen Punkt einmal in's rechte Licht zu stellen, denn aus dem Bisherigen wird der unbefangene Leser wenigstens so viel entnommen haben, wie enorm wichtig diese Frage ist. Der Bauer theilt zunächst das Loos aller Sterblichen, er wird in seinem Denken und Handeln von seinem Interesse bestimmt. Er geht vorwärts, so lange ihn sein Interesse treibt, er macht Halt, sobald es, wenigstens principuell, befriedigt ist. Diese schon beim einzelnen Bauer mehr als in allen anderen gesellschaftlichen Klassen ausgeprägte individuelle Eigenthümlichkeit tritt noch schroffer, noch schneidender auf, wenn es sich um Lebensäußerungen des collectiven Bauern handelt. Die französische Geschichte liefert zahlreiche Beispiele hiefür; in Deutschland ist besonders das Jahr 1848 in dieser Beziehung lehrreich gewesen. Aus dieser so sehr ausgeprägten Eigenschaft des Bauernstandes ergiebt sich zunächst das ABC der politischen Weisheit, daß jede Partei, jede Bewegung, welche beim Bauer Erfolg erwartet, sich nothwendig an dessen Interessen, oder was dasselbe ist, an den Ideenkreis wenden muß, in welchen der Bauer von Natur gestellt ist. Hat der Socialismus bis jetzt auch nur dieses ABC richtig verstanden? Hat er ihm nicht vielmehr stets schnurstracks entgegengehandelt? Wäre der Socialismus an diesen Ideenkreis des Bauern herangetreten, so hätte er damit zweierlei erreicht. Für's Erste hätte er seinen eigenen Ideenkreis erweitert, er wäre zu seinem Erstaunen inne geworden, daß eine Zeit, wie die unsere, die berufen ist, das Eigenthum zu constituiren, noch ganz

andere Dinge nöthig hat, als Normalarbeitsstag, Progressivsteuer und principielle Anerkennung des gleichen Rechtes Aller an Grund und Boden. Für's Zweite hätte er bemerken können, daß der Bauer weit nicht so „dumm“ ist, wie man des Besteren behauptet, daß er vielmehr von seinem Standpunkt aus außerordentlich richtig und logisch denken kann, ja oft genug richtiger und logischer als die Arbeiterklasse. Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, der Bauer sei Das, was man in der politischen Sprache conservativ heißt, d. h. er sei jeder Zeit bereit, mit der Regierung durch Dick und Dünn zu gehen. Ja, wir gehen so weit, zu sagen, daß weit eher das Gegentheil der Fall ist. Der Bauer ist der Regierung gegenüber in erster Linie mißtrauisch, in zweiter Linie indifferent. Die höchste Anerkennung, welche er ihr in seinem Denken einräumt, ist, daß er sie für ein nothwendiges Uebel hält. Die bombastischen Phrasen conservativer Zeitungsschreiber über die Liebe, Zuneigung des Landvolks zur Regierung, über seinen conservativen Sinn u. s. f. sind eitel Lug und Trug. Der Bauer liebt nichts als seinen Boden und hält diejenige Regierung für die beste, welche ihn am wenigsten scheert, welche seinen Boden am wenigsten belastet, welche ihm die freie Ausnützung und Verfügung über denselben am wenigsten einschränkt. Nun aber bemerken wir eine höchst merkwürdige Thatsache, an der allerdings das allermerkwürdigste das ist, daß sie den Politikern des Socialismus bis jetzt vollkommen entgangen zu sein scheint, nämlich Folgendes: Die Politik des Socialismus, wie sie sich im Reichstag, in den Versammlungen, auf den Congressen kundgibt — wir wollen wieder nur an die nächstliegenden Dinge, Normalarbeitsstag, Fabrikgesetzgebung, Progressivsteuer u. s. w. erinnern — geht bis jetzt ihrer innersten Tendenz nach dahin, das Eigenthum einzuschränken, die schrankenlose Willkür

desselben zu brechen und durch Fesselung und Bändigug desselben dahin zu gelangen, seinen Segen Allen in gleicher Weise zu Theil werden zu lassen. Wir haben hier nicht darüber zu urtheilen, ob diese Tendenz die richtige ist, wir constatiren sie nur in nüchternster, objectivster Weise. Stellen wir nun dieser politischen Tendenz des Socialismus Das gegenüber, was, wie wir glauben, wie wir unumstößlich beweisen können, das innerlich Bestimmende für die social-politische Denkweise des Bauern ist, nämlich sein Drang, den Boden frei machen, ihn aller Lasten, aller Fesseln zu entledigen, so kommen wir zu dem unabwendbaren Schlusse: Die politisch=soziale Tendenz des Arbeiters und die politisch=soziale Tendenz des Bauern sind einander entgegengesetzt. Und so wären wir wieder bei Dem angelangt, was wir oben als unheilvollen Antagonismus bezeichnet haben? Wir haben also mathematisch bewiesen, daß es wahrhaftig in den Sternen geschrieben steht, der Arbeiter und der Bauer sind dazu da, sich gegenseitig abzuschlachten, und das dritte Wesen auf dieser Welt, der privilegierte Stand, setzt sich derweil an den leergelassenen Tisch?

Erinnern wir uns, ehe wir in unserer Untersuchung weiter schreiten, daß die Menschheit in ihrer Geschichte schon über so viele Gegensätze Herr geworden ist; sagen wir uns zum Trost, daß wir deshalb noch lange nicht zu verzagen brauchen. Es muß einen Ausweg aus diesem Zwiespalt geben, und wenn ihn die Menschen nicht finden, so findet ihn das blind waltende Schicksal. Wenn wir das vorhin Gesagte aller politischen, aller unmittelbar praktischen Folgerungen entkleiden, so resultiren folgende Sätze: Neben der ökonomischen Reformbewegung des Arbeiterstandes existirt eine ökonomische Reformbewegung des Bauernstandes. Beide Bewegungen, weil von entgegengesetzten Principien aus-

gehend, erscheinen dem Auge des Beobachters divergirend. Die sich unmittelbar aufdrängende Frage ist nun: Gibt es ein Mittel, diese beiden Reformbewegungen convergiren zu lassen? Denn darüber wird wohl Jedermann einig sein, daß von dem Tage ab, wo der Arbeiter und der Bauer, wo Beide dasselbe wollen, Nichts mehr auf dieser Erde ist, das ihrem vereinten Willen auch nur das geringste Hinderniß in den Weg stellen könnte. Aber, was heißt „dasselbe wollen“? Alle Wege führen nach Rom, sagt das Sprichwort. Man kann auf verschiedenem, ja entgegengesetztem Wege zum selben Ziele gelangen. Sache Derer aber, welche sich in den social-politischen Kämpfen der Gegenwart zur Führerrolle berufen fühlen, ist es, ihren geistigen Standpunkt so hoch zu wählen, daß sie von ihm aus gleichzeitig alle Wege, die zum selben Ziele führen und die das Volk theils bewußt, theils unbewußt einschlägt, übersehen.

Wir wollen, um unsere Gedanken greifbarer zu machen, wieder ein Beispiel aus der französischen Geschichte anführen. Kurz nach Proudhon's Tode (er starb am 19. Januar 1865) erschien sein letztes Werk: „La capacité politique des classes ouvrières“; er konnte ihm gerade noch die letzte Durchsicht zu Theil werden lassen. Der erste Theil des Buches enthält eine überaus interessante Geschichte der französischen Wahlen von 1863 und der Nachwahlen von 1864. Ein Abschnitt desselben, die Wahlen des Landes im Gegensatz zu den Wahlen der Städte betreffend, knüpft so vielfach an unsere obigen Ausführungen an, daß wir uns nicht versagen können, hier darauf aufmerksam zu machen. Proudhon versucht, den wahren Sinn der Wahlen des Landvolks zu ergründen und kommt hierbei zu dem merkwürdigen Schluß, daß diese dem Kaiserthum treuen Wahlen dennoch innerlich vom Gedanken ökonomischer Reformen bestimmt seien. Das Kaiserreich thue sehr unrecht, diese Wahlen so ohne Weiteres

auf sein Konto zu setzen und sich über alle Gefahr erhaben zu wähnen. „Es ist“, fährt er dann fort, „an der industriellen Demokratie von Paris und den großen Städten, welche den Vormarsch übernommen, die Vereinigungspunkte zu suchen, welche zwischen ihr und der Demokratie des Landes bestehen und sich in den Augen des Freiguts nicht den Schein von Lebensstreitern zu geben.“ Dieser Satz enthält unseres Erachtens ein ganzes revolutionäres Programm und hat für Deutschland nicht weniger Geltung in der Gegenwart, als damals für Frankreich. Der Socialismus bei uns spricht, so sagten wir oben, eine Sprache, die dem Bauer absolut unverständlich ist, die ihm unverständlich sein muß. Er schilbert, als reiner Sohn des industriellen Proletariats, nur seine eigenen Klagen und erwartet dann vom Bauer, er solle ohne Weiteres in sein Klagelied mit einstimmen. Thut der Bauer das nicht, so schilt er ihn reactionär und vertraut auf die „allmächtige Zeit und das ewige Schicksal“. Dies ist vielleicht der wundeste Fleck in der ganzen socialen Bewegung der Gegenwart; dies ist es, was den Freund der Freiheit und Gleichheit mit bangen Ahnungen für die nächste Zukunft erfüllen muß, was ihn, wenn der Socialismus sich auch noch so machtvoll entfaltet, sich der Siege nicht von ganzem Herzen freuen lassen kann.

Ja, es gilt, zwischen dem Arbeiter und dem Bauer „Vereinigungspunkte“ zu suchen, wie Proudhon sagt, und an der unläugbar weiter vorgeschrittenen Demokratie der Städte ist es, hierzu in erster Linie die Hand zu bieten. Man frage den Bauer nach den Klagen des Bauern und hüte sich, ihn ein vom städtischen Proletariat dictirtes Programm so ohne Weiteres aufzwingen zu wollen, denn, man kann es nicht oft genug wiederholen, ein Anderer ist der Bauer, ein Anderer der Arbeiter. Die Stellung

dem Eigenthum, diesem fundamentalsten Princip, gegenüber ist bei diesen beiden Grundelementen der Gesellschaft eine andere. Schon eine oberflächliche Erwägung zeigt das Bedeutsame des Unterschieds. Die Arbeiterklasse ist enterbt, d. h. sie hat nichts als ihre Hände; sie will deshalb das Arbeits-Instrument, das Kapital. Die Bauernklasse ist auf dem heutigen Standpunkt ihrer Entwicklung noch keineswegs enterbt, sie hat das Arbeitsinstrument, d. h. den Boden. Aber dieser Boden ist so belastet, so beschwert, so wenig frei, so von drohenden Feinden aller Art (Pacht, Hypothek, Großbetrieb, Wucher, Waldverbot, Steuer u. s. w.) umgeben, daß der weitaus größte Theil der Bauern eben auch, wie das Proletariat, nur lebt, um für seine Existenz zu kämpfen. Das Bedürfniß ökonomischer Reformen, mit Einem Wort, ist für das ackerbautreibende Volk gerade so groß wie für das industrielle Volk.

Man würde uns, falls wir hier abbrächen, mit Recht den Vorwurf machen, auf halbem Wege stehen geblieben zu sein. Die Aufgabe, welche uns noch vorliegt, ist klar genug bestimmt: Auf welche Weise sind diese Vereinigungspunkte zu suchen? Welche Tactik ist dabei zu befolgen? Was für Wege allein können zu dem erwünschten Ziele führen? Um auch diese letzte Frage zu beantworten, muß der Socialismus zunächst bei sich selbst Einkehr halten und sich darüber Rechenschaft geben, was er selbst für Wege bisher eingeschlagen hat, denn dann erst kann er den Unterschied zwischen seinen eigenen Wegen und denjenigen, welche die Reformbewegung der Bauern einschlagen wird, erkennen. Wir schreiben hier keine Geschichte des Socialismus, es genügt deshalb, mit wenig Worten die Richtungslinie desselben zu zeigen. Was sind, wenn wir von allem **Demerit** absehen, die hauptsächlichsten **treibenden** Gedanken der gegenwärtigen socialen

Bewegung? Es sind nach unserem Dafürhalten besonders zwei, nämlich der Associationsgedanke und der Staatsgedanke. Der erstere braucht wohl trotz seiner Allgemeinheit keine nähere Definition. Um so mehr der zweite. Wir verstehen darunter jenes dunkle Gefühl, jenen unbewußten Drang, der dem Proletariat sagt, daß ohne ein strammes Zusammenfassen aller collectiven Kräfte der Durchbruch in die neue Gesellschaft unmöglich ist, der ihm weiterhin sagt, daß die Organisation der neuen Gesellschaft, d. h. die Ordnung, die Harmonie, die Solidarität der Interessen auch nur unter Aufbietung aller collectiven Kräfte möglich ist. Als unmittelbar packenden, allgemein verständlichen und deshalb zündenden Ausdruck hat der Socialismus hiefür das Wort Staat gewählt, ob mit Recht oder mit Unrecht, haben wir hier nicht zu untersuchen.

Nun ist es im höchsten Grade beachtenswerth, daß gerade der Appell an diese beiden Gedanken, an den der Association, an den des Staates, beim Bauern fast gar kein, jedenfalls ein sehr schwaches Verständniß findet. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. Beide Gedanken haben unverkennbar, obgleich sie, und mit Recht, die Fahne der Freiheit schmücken, eine Idee von Zwang, von Unfreiheit in sich, die dem ausgeprägten Individualismus der Bauern von Grund aus zuwider ist. Der Satz, daß der Mensch sich erst associirt, wenn er muß, gilt so recht vom Bauern, und es ist geradezu unglaublich, wie viel dazu gehört, bis der Bauer dieses Müßsen zugesteht. Die Abscheu, wir können es mit Fug und Recht so nennen, des Bauern vor dem Associations-Gedanken ist natürlich in erster Linie Folge seiner Klassenlage. Diese Abscheu stellt, wir sind die Letzten, es zu verkennen, hauptsächlich einen niederen Bildungsgrad, ein Zurückbleiben in der modernen Cultur-Entwicklung dar, und es wird vielleicht

noch lange Zeit darüber hingehen, bis der Bauer selbst bei einer neuen Ordnung der Dinge alle Voreingenommenheit, alle Vorurtheile in dieser Beziehung fahren läßt. Und ganz ähnlich, wie der Association, steht der Bauer dem Staate gegenüber. Der Socialismus darf ihn tausendmal darauf hinweisen, der Staat, den er meine, sei etwas ganz Anderes, als der heutige Staat, der Bauer wird es ihm nicht glauben. Er sieht ein für allemal im Staate nichts anderes, als, wie wir schon oben gesagt haben, ein nothwendiges Uebel, kurz, der Bauer ist — *horribile dictu* — ein verkappter Anarchist.

Der Anfang unserer Forschung nach diesen, wie Proudhon es nennt, „Ver- einigungspunkten“ ist, wie wir sehen, nicht eben vielverheißend. Die beiden zündenden Gedanken der Association und des Staates, die Gedanken, welche den Socialismus bereits heute zu Dem gemacht haben, was er geworden ist, prallen, wie wir gefunden, machtlos an der eisernen Brust des bäuerlichen Individualismus ab. Der Socialismus muß sich, um dieses harte Herz zu rühren, nach anderen Waffen umsehen. Gibt es solche Waffen und, wenn es giebt, sind sie schneidig genug, um bis in's Herz des Landvolks einzubringen?

Und auf diese Frage kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Ja, es giebt solche Waffen, und diese Waffen sind schneidig genug, um, wenn sie richtig geführt werden, in Kurzem eine Bewegung unter dem Landvolk in's Leben zu rufen, von der sich die kühnsten Hoffnungen bis jetzt nichts träumen ließen. In socialer Beziehung ist es die Pacht und die Hypothek, in politischer Beziehung ist es die Steuer und die Selbstverwaltung der Gemeinde. So nahe die Versuchung liegt, diese vier Punkte hier eingehender zu behandeln, so müssen wir für jetzt davon abstehen; sie greifen zu tief, um hier in beiläufiger Weise ihre

Erledigung finden zu können. Nur wenige andeutende Worte seien uns gestattet. „Der Bauer haßt die Pacht, wie der Arbeiter die capitalistische Lohnarbeit“, sagt Proudhon von Frankreich; dasselbe gilt von Deutschland. Eine Politik also, die als ersten Grundsatz aufstellt, die Umwandlung von Pächtern in freie Besitzer zu begünstigen, braucht auf Entgegenkommen vom Bauer nicht erst zu warten. Ein hypothekarischer Credit von 5 bis 6 pCt., wie er allgemein üblich, bei einer Grundrente von höchstens 3 pCt., heißt den Bankerott zur Naturnothwendigkeit machen. Eine Politik also, die den Credit socialistisch organisiert, so daß er sofort auf 2 oder 1 pCt. sinkt, um sich immer mehr der Unentgeltlichkeit, d. h. den bloßen Betriebskosten zu nähern, heißt der Bauer von Herzen willkommen. Was die Steuer und die Selbstverwaltung der Gemeinde betrifft, so werden wir ein andermal darauf zurückkommen. Der Bauer ist auch in dieser Beziehung überaus empfänglich.

Es gab eine Zeit, sie liegt noch gar nicht weit hinter uns, wo Jeder, der sich in der Einfalt seines Herzens einbildete, daß außer den gang und gäben Fragen auf den social-demokratischen Congressen, in der socialistischen Literatur, kurz außer den das Proletariat unmittelbar berührenden Fragen noch gar viele andere „Fragen“ da seien, mit dem Titel „Kleinbürger“ beehrt wurde. Es war so schön, auf der einen Seite den „vogelfreien Proletarier“ zu sehen, auf der andern den „allmächtigen Staat“, alle übrigen Kleinigkeiten aber nur bestimmt, von dieser Mühle zerstampft, gemahlen und dann in beliebige Formeu geknetet zu werden. Spuren dieser Anschauung lassen sich noch heute in der socialistischen Bewegung tausendfach nachweisen; sie gipfeln alle in jener Grundanschauung, daß der Socialismus unter Anderem dazu da sei, den Individualismus zu bekämpfen. Wir reden hier von Prin-

cipien und die sie wohl erkannt, daran zu erinnern, daß unter allen

Wenn wir unsere obigen Ausführungen zusammenfassen und zugleich die praktischen Folgerungen ziehen, auf die sie hindrängen, so ließe sich das Folgende etwa folgendermaßen formulieren:

In Erwägung, daß thatsächlich bei dem ackerbautreibenden Volke dasselbe Bedürfnis ökonomischer und politischer Reformen besteht, wie beim Proletariat.

In Erwägung, daß dieses Reformbedürfnis bis jetzt noch zu keiner einheitlichen Bewegung, zu keiner Klarstellung bestimmter Forderungen und insbesondere zu keiner Verbindung mit der socialistischen Bewegung der arbeitenden Klassen geführt hat,

In Erwägung, daß dieses Einverständnis der beiden Grundelemente der Gesellschaft von der größten Gefahr für die politische und sociale Zukunft der Nation ist,

In Erwägung endlich, daß es offenbar die Aufgabe der unlängst vorgeschrittenen Arbeiterklasse ist, die gemeinsamen Vereinigungspunkte zu suchen und ein wirkliches Einverständnis anzubahnen,

In Erwägung dieser Punkte sollte der Socialismus seine Anhänger auffordern, sich mit den einschlägigen Fragen näher vertraut zu machen, das Landvolk nach seinen Klagen und Wünschen zu fragen, persönliche und politische Verbindungen mit ihm anzubahnen und so eine immer einheitlichere Bewegung vorzubereiten, die allein ein sicheres Unterpfand des Sieges bilden kann.

Der Gotteslästerungs-Paragraph im deutschen Reichs-Stratgesetzbuch.

Von Dr. M. Lehmann.

Es steht gewisse Dinge in unserem heutigen Staatsleben, die, obwohl in directem Widerspruch stehen mit den herrschenden wissenschaftlichen Doctrinen, denen sogar die sanction der leitenden Staatspersönlichkeiten nicht fehlt, doch nach wie vor ihrer Existenz behaupten und trotz aller Anfechtungen aufrecht erhalten werden. Obwohl so die Grundsätze des Atheismus von allen Rathgebern herab gepredigt werden und der Staat als solcher nach jenen Grundsätzen absolut religionslos sein muß, obwohl ferner die ersten Denker unseres Staates in mancher Hinsicht sich in der That auch den Anstrich zu geben wissen, als ob sie wirklich den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung praktische Verwerthung geben wollten, erkennt man dies Alles dennoch, bei einigermaßen

aufmerksamer Betrachtung, als Schein und Täuschung, die nur Widersprüche und Contraste schaffen. Die freisinnige Miene des heutigen Liberalismus ist Heuchelei, denn verkappte Orthodoxie steckt hinter ihr. Nach einer Richtung hin religionslos sein und nach der anderen um Pfaffengunst buhlen, darin liegt der Machiavellismus der herrschenden Partei. Sie will damit wahrscheinlich Allen gerecht werden, verdirbt es aber gerade dadurch mit Allen. Denn wo keine Grundsätze sind, wo Wankelmuth und Inconsequenz vorherrschen, da kann kein Vertrauen faßen und darum auch kein Bestand gesichert werden.

Was muß der gerade Denker davon halten, wenn er hört, daß man im „Staate der Intelligenz und des Culturkampfes“ Männer gar ihres Amtes ent-

setzt, wenn sie sich weigern, die religiöse Eidesformel nachzusprechen. ~~Wenn es heißt,~~ daß man bei Beamten die ausschließliche Civiltrauung „nicht gern sieht“, was so viel als Zurücksetzung oder gar Entsetzung heißt, wenn ein solcher nun trotzdem sich beikommen lassen sollte, die kirchliche Trauung für überflüssig zu erachten! Und was müssen die Söhne eines aufgeklärteren Jahrhunderts, als das unfrige ist, denken, wenn sie ein Strafgesetzbuch zur Hand bekommen aus einer Zeit, in welcher der „Liberalismus“ in seiner Blüthe stand, der Liberalismus nämlich von jener Doppelnatur, wie im Eingange geschübert. Einem Gotteslästerungs-Paragraphen! werden sie rufen und Mitleid wird ihr Herz beschleichen für Die, die unter jener Epoche gelebt und gelitten. —

Die Gotteslästerung erhielt ihr Dasein durch den von der Völkergeschichte vielfach bezeugten Wahn, als ob, auf Grund der Annahme eines höchsten Wesens, dieses beleidigt werden könne, so daß durch dessen Zorn eine gemeine Gefahr herbeigeführt werden möchte. Ein besonderer Reichsbeschluß vom 6. August 1497 ging von der Betrachtung aus, daß „Gott durch Lästerung schwer beleidigt und des Menschen Seele seiner göttlichen Gnade ewiglich beraubt und unwürdig worden; auch vormals aus solchem Hunger, Erdbeben, Pestilenz und andere Plagen auf Erden kommen und gefallen sind“, und verordnete, daß die „so geringen Standes“, je nach der Schwere ihrer Vergehungen, sogar mit dem Tode, die aber „vom Adel geboren“, mit Ausschließung von Ehren und Ämtern, im Falle der Wiederholung aber „an ihrem Leben“ bestraft werden sollten. Die Reichspolizeiordnung vom Jahre 1530 gebot, „daß Keiner, weß Standes oder Wesens er sei, Gott, unseren Schöpfer, Mariam, seine auserwählte Mutter und Gottes Heiligen lästern“ solle, widrigenfalls bei Verlästerung der Gottheit der Schuldige

mit Gefängniß, bei Wiederholung mit Verlust des Vermögens und das dritte Mal mit dem Tode oder mit Körperverstümmelung bestraft werden solle; die „Lästerung der Mutter Christi und der Heiligen solle an Leib und Gut gestraft werden“, während auch Der, welcher als Zeuge den Frevel nicht anzeige, mit schwerer Strafe zu belegen sei. Die bald darauf als Reichsgesetz bekannt gemachte peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V. folgte dieser Richtung und verordnete unter Bezugnahme auf die besonderen Bestimmungen der „Reichsordnung“ am Schlusse, im Art. 106: „So Einer Gott zumißt, daß Gott nicht bequem ist, oder mit seinen Worten Gott, das ihm zusteht, abschneidet, die Unmächtigkeit Gottes, seine heilige Mutter, die Jungfrau Maria, schändet, sollen durch die Amtsleut oder Richter von Amtswegen angenommen, eingelegt und darnach am Leib, Leben oder Gliedern, nach Gelegenheit und Gestalt der Person und Lästerung, gestraft werden.“

Diesen von den Tendenzen des Katholicismus gegen den anstreben, die christliche Götterlehre leugnenden Protestantismus mitgetragenen Geist der Gesetzgebung athmet die Reichspolizeiordnung vom Jahre 1548 und vom Jahre 1577, und ihm huldigte die Rechtsprechung, bis geläuterte Religionsbegriffe, Beleidigung der Gottheit als undenkbar betrachtend, dem Begriffe des Verbrechens der Gotteslästerung, als einer Injurie gegen „Gott“, den Boden untergruben. Dieses Ergebniß der Religionsphilosophie hat in der That bewirkt, daß, eine Zeit über wenigstens, verschiedene Gesetzgebungen, z. B. die Strafgesetzgebung für das Königreich Bayern, für Holstein, Oldenburg und für Frankreich (code pénal) von dem Verbrechen der Gotteslästerung schwiegen. Da, wo dieses nicht geschah, hatte die gewöhnlich auf kürzere Gefängnißstrafe erkennende Rechtspflege, eine andere Begriffsbestimmung dem bestehenden

Strafgesetze unterschiedend, sich dahin entschieden, daß der sich einer Blasphemie schuldig mache, welcher durch Reden oder Handlungen „die einer vom Staate geschützten Religion gebührende Ehrfurcht“ absichtlich verlege und dadurch ein „öffentliches Vergerniß“ gebe.

Und diese Doctrin haben die Gesetzgeber unseres Strafgesetzbuches hervorgeholt und sie dem § 166 zu Grunde gelegt. Derselbe bestraft nicht die Gotteslästerung an sich, sondern nur das Vergerniß, das Einer in Folge der Gotteslästerung giebt. In diesem Falle wäre also stets der Nachweis, daß die Lästerung in der That ein Vergerniß verursacht hat, erforderlich, allein die Praxis der Gerichte kehrt sich daran meistens nicht. Sie bestraft einen sogenannten „Gotteslästerer“ sicherlich auch dann, wenn nur ausgesprochene Atheisten die „Lästerung“ mit angehört, und darin liegt mit das Hinfällige des Paragraphen. Der Ausdruck Vergerniß ist ein sehr dehnbarer Begriff, ja ein ganz relativer Begriff. Dem bigotten Richter kann Das als großes Vergerniß erscheinen, was einem freidenkenden, aufgeklärten Richter — deren Zahl allerdings noch eine sehr geringe ist — innere Freude bereiten mag. Bekanntlich kann man die Dummheit nachhaltig nur mittelst Spott bekämpfen, und darum richtete Voltaire in seiner Epoche auch so unermesslich viel aus durch die Geißelhiebe, die er dem Pfaffenthum versetzte.

Das sollte heute Einer wagen! Die Redacture der „Chemnitzer Freien Presse“ wissen davon wohl ein Lied zu singen, aber auch noch Andere. Die „Liberalen“ haben daher durchaus nicht nöthig, verachtend auf die Zeiten der Regerverfolgungen herabzublicken, sie sollen nur ihr eigenes Werk mit Klarheit betrachten und sie werden finden, daß noch manches Stück Mittelalter an ihm klebt. Und welche Consequenz! Dieselben Vertreter und Anhänger einer Wissenschaftslehre,

welche nachweist, daß ein höheres Wesen mit menschlichen Verstandesmitteln absolut nicht erkannt werden kann, dieselben Männer scheuen sich nicht, im gesetzgebenden Körper für einen Paragraphen zu stimmen, der die Beleidigung eines reinen Nichts, eines „Gottes“, fixirt. Und wie fixirt? Mit Gefängniß bis zu drei Jahren, heißt es, wird bestraft, wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Vergerniß giebt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Corporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft, oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beschimpft. So wird verhindert, daß man sich auch selbst über die tollsten Gebräuche „einer mit Corporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehenden Religionssecte“ keinen Scherz erlauben darf, so verdienstlich es auch wäre, das der Lächerlichkeit Preis zu geben, was dem vernünftigen Menschen als ungereimt und absurd erscheinen muß. Und wo ist die Grenze zwischen der erlaubten wissenschaftlichen Entwicklung oder dem freien Urtheile und der strafbaren Verletzung!? Läßt sich eine solche legislativ überhaupt aufstellen? Nein, „beschimpfende Aeußerungen“ aber kann der Bigotte selbst in der wissenschaftlichsten Untersuchung entdecken, wie man ja Beispiele der Art genug hat.

Sind es somit nur politische Gründe, welche die Existenz eines Gotteslästerungs-Paragraphen rechtfertigen sollen, so setze man denselben wenigstens unter die Kategorie der Uebertretungen, nicht aber unter die der Vergehen in unserem Strafgesetzbuche und hier gar noch mit einem Strafmaximum mit Ausschluß von Milberungsgründen, was man selbst in dem Jesuitenlande Spanien zu rigoros findet. Gute Gesetze sind stets solche, welche dem Richter am wenigsten Spielraum seines freien Ermessens gewähren, deren Minimal- und Maximal-Strafandrohung am dichtesten beisammenliegt. Die Differenz von einem

Tag bis zu drei Jahren ist aber entschieden zu groß, zumal bei politischen und sog. Religionsdelikten zu viel vom bloßen Zufall abhängig ist, d. h. ganz die persönliche und nicht die sachgemäße, objective Ueberzeugung der zu Gericht Sitzenden bestimmt die Höhe des Strafmaßes. Die Zusammensetzung eines Gerichtshofes ist daher in jener Beziehung

stets immer entscheidend, und der Orientirte weiß oft sofort, noch vor Beginn der Verhandlung, ob milde oder hart das Urtheil ihn bedenkt.

Das Verlangen nach Beseitigung resp. Reformirung des § 166 unseres Strafgesetzbuches ist ein durchaus zeitgemäßes und man wird sich ihm auf die Dauer auch schwerlich entgegenstemmen können.

Recensionen.

H. Lammer. Der Socialismus. A. u. d. T.: Deutsche Volksschriften. Erster Band. (Breslau, 1878, Koebner. 115 S. 50 Pf.)

Wenn man unter Demagogie jene Haranguirung versteht, welche durch falsche Darstellung der Verhältnisse das Volk über seine wahren Interessen absichtlich oder unabsichtlich täuscht, so ist das vorliegende, offenbar auf die Massen berechnete und ziemlich geschickt geschriebene Büchlein demagogisch im vollen Sinne. Das Bestreben des Verfassers, eines bekannten Mitgliedes des preussischen Landtags, geht in jeder Zeile dahin, die Ungerechtigkeit und die Schäden der heutigen gesellschaftlichen Ordnung möglichst zu vertuschen, dagegen die Vortheile des Socialismus, unter Verdrehung desselben als sehr geringfügig und prekär darzustellen. In welcher Weise er das anfängt, mögen einige Sätze zeigen, in denen er von dem Verhältniß von Kapital und Arbeit spricht. „Nur die Aussicht auf Zins“, heißt es da S. 40, „ruft Kapital hervor und erhält es. Ohne sie entsteht es entweder gar nicht oder verzehrt sich.“ Um zu zeigen, daß dies falsch oder zum mindesten stark übertrieben ist, brauchen wir nicht einmal mit geschichtlichen Hinweisen zu kommen; wir dürfen nur daran erinnern, daß jeder Bauer sich von der Ernte die Ausfaat für's nächste Jahr zurückbehält, der Handwerker den Erlös seiner Arbeit zum Theil für den Erwerb neuer Rohstoffe u. verwenden wird. Erstirt ein socialistisches Gemeinwesen, so wird es, je nach den Beschlüssen der Stimmfähigen oder deren Beamten eine gewisse Quote des jährlichen Ertrags nicht verbrauchen, sondern zu neuen Kapitalanlagen verwenden — genau so wie schon der heutige Staat und die Commune

Schulen baut, Straßen anlegt u. s. w. Wenn dann Herr Lammer fortfährt: „Denn woraus besteht Kapital von Haus aus? Entweder aus unmittelbaren Genußmitteln, oder aus anderen werthhabenden Dingen, wie z. B. Geld, für die man sich Genußmittel verschaffen kann. In reine Arbeitsmittel, d. h. in Gegenstände, die nur zur Erleichterung der Arbeit und nicht zu Verbrauch und Genuß dienen können, verwandelt sich das Kapital erst, wenn die Unternehmung durch einen Antheil am Arbeitsertrage dazu loct,“ so wird unversehens der allgemeine Begriff Kapital mit dem des monopolistischen Privatkapitals vermischt und so die Meinung erweckt, als ob beide gleichbedeutend wären. Da ist es leicht, zu sagen: „Wem wird es denn einfallen, Werkzeuge zu machen und Rohstoffe herbeizuschaffen, wenn seine Mühe nicht vergütet werden soll?“ Als ob nicht der Nutzen der Zurücklegung von Kapital im Grunde genommen darin bestünde, daß durch seine Benutzung mit Hilfe der Arbeit (bisweilen auch ohne dieselbe) neue Kapitalien geschaffen werden! Und als ob die Socialisten jemals (was denselben doch damit für den naiven Leser untergeschoben werden soll) diesen natürlichen Gewinn abschaffen könnten oder wollten. Sie wollen ja im Gegentheil, daß Jeder wirklich die ihm gebührende Quote am Ertrag des Kapitals erhalte! In der heutigen Gesellschaft ist das nicht möglich. Der Kapitalist benutzt den monopolistischen Vortheil, den er vor dem Nichtkapitalisten hat, demselben einen größeren Antheil abzunehmen, als ihm gerechter Weise zukommt. Gleichsam als wenn mit der Feststellung dieser Thatsache dieselbe als gerechte anerkannt wäre, declamirt der Herr Volksvertreter: „Wer wird Arbeitern Unterhalt gewähren,

wenn der Ertrag ihrer Arbeit ihn nicht dafür zu entschädigen verspricht? Die eine Liebe ist der andern werth. Wenn die Arbeiter anerkennen müssen, daß Waaren höheren Werthes nur hervor gebracht werden können durch Zuthun des Kapitals, das ihnen von Woche zu Woche ihren Antheil an dem gemeinsamen Ertrage vorzuschießen erlaubt, und das gleichzeitig für Rohstoffe, Werkzeuge und Werkstätten sorgt — warum sollten sie für diesen Dienst nicht gern einen Gegendienst leisten?“ Eine schöne Liebe, welche die Noth Anderer zu Erpressungen benutz — denn so stellt sich das Verhältniß, von allen verhüllenden Formen entkleidet dar, mag es auch beiden Theilen nicht bewußt sein. Ein schöner Gegendienst, der doppelt oder dreifach so groß ist wie der ursprüngliche Dienst und der oben drein für etwas geleistet wird, was vom Standpunkt — nicht des heutigen Rechts, aber der natürlichen Gerechtigkeit — dem Verfügur meistens eigentlich gar nicht gehörte!

Pm.

Wpered (Vorwärts. Russische social-revolutionäre Revue.) Band V. London 1877.

Dieses neueste Jahrbuch des schon seit 5 Jahren erscheinenden, mit vielem Tact und respectablem Wissen redigirten Organ der russischen Socialisten, bringt auch diesmal eine Fülle der gebiegensten Abhandlungen über die ökonomischen und politischen Zustände und Ereignisse in Rußland, eine eingehende, von geübter Feder mit glühender Begeisterung und universellem Verständniß für Ziele und Zwecke des Socialismus verfaßte Chronik der revolutionären Bewegung Rußlands, der dann eine Rundschau der internationalen Arbeiterbewegungen folgt, in der die deutsche in so außerordentlicher Weise berücksichtigt wird, daß von den 127 Seiten dieser Abtheilung 115 allein jener gewidmet sind. Soviel wir schon jetzt, nachdem wir den 490 Seiten starken Band nur flüchtig, aber mit stets wachsendem Interesse und Sympathie eingesehen, den Inhalt desselben beurtheilen können, haben wir vor uns kein ephemeres Product der — leider oft — so leichtfertigen Tagesjournalistik, sondern ein publicistisches Werk, in dem bedeutende wissenschaftlich-socialistische Bildung, mächtig bewegendes und ergreifendes Pathos, sowie literarische Gewandtheit gleich vertreten und ausgeprägt sind. Es kann nur die Aufgabe eines größe-

ren Artikels sein, aus dem mannigfachen Inhalt des Buches das Interessanteste und Bemerkenswertheste wiederzugeben. Wir wollen uns einstweilen darauf beschränken, das Inhaltsverzeichnis, sowie einige Stellen aus der Abhandlung über die deutsche Bewegung hier anzuführen. Das Inhaltsverzeichnis lautet: A. I. Die Früchte der Reformen. Skizzen über die Fortschritte der ökonomischen Ausbeutung in Rußland während der letzten Jahre. I.—X. II. und III.: 2 Gedichte, wovon das erste, ein Fragment aus dem Epos „Der Kampf“, ein bedeutendes poetisches Talent verräth. IV. Zu den Tagesfragen. Anlässlich der letzten politischen Prozesse. V. Ein Balthazar-Fest. Aus Anlaß des schreienden Vorfalls in dem Petersburger Voruntersuchungs-Gefängnisse. B. I. Chronik der Bewegung in Rußland, bestehend aus XV Kapiteln. II. Chronik der Arbeiterbewegungen aller Länder: Deutschland, Serbien, die Resolutionen des Genter Weltcongresses. In dem Artikel über die deutsche Bewegung heißt es: „Sagen wir es offen: es ist das unser heißester Wunsch, daß möglichst mehr unserer russischen Genossen unsere Ansichten über die Arbeiterbewegung in Deutschland theilen; daß eine möglichst größere Anzahl Derjenigen, die auf revolutionärem Felde thätig sind, die Ueberzeugung gewinne — nicht aus unserem Artikel allein, freilich, unsere Aufgabe ist eine viel bescheidenere — von der hervorragenden Bedeutung der revolutionären deutschen Bewegung.“ Und im Schlußwort heißt es wieder: „Indem wir die Fehler und Tactlosigkeiten, denen wir gar oft begegnen in der schäumenden, von beispielloser Energie athmenden Fluth der revolutionären Bewegung Deutschlands, nicht übersehen, erlauben wir uns die Ueberzeugung auszudrücken, daß Deutschland bereits jene Phase der Entwicklung der Arbeiterbewegung erreicht hat, in der die Fehler einzelner Personen sehr wenig dem allgemeinen Gange Schaden können.“ Soweit hatten wir dem „Wpered“ nur Lob zu spenden; wir dürfen es aber nicht unterlassen, zu erwähnen, daß wir auf einzelne Urtheile und Auffassungen gestoßen sind, die nur durch Einseitigkeit und persönliche Voreingenommenheit dictirt worden sein können. Es ist eben nicht leicht, von London aus Alles richtig zu beurtheilen, sogar einzelne Vorgänge im eigenen Lande.

G. W.

Ueber den Gewerbe-Betrieb der Communen.

Noch vor etwa fünfzehn Jahren, also zu jener Zeit, in welcher die Nichts-als-Freihandels-Männer unbestritten in allen Zeitungen, Vereinen und Parlamenten den Ton angaben, galt es allgemein für ein Zeichen von Unwissenheit in volkswirtschaftlichen Dingen und zu gleicher Zeit als Beweis einer reactionären Gesinnung, wenn Jemand Zweifel zu äußern wagte an der Richtigkeit des Axioms, nach welchem weder der Staat noch die Commune irgend ein Gewerbe betreiben darf. Das Feldgeschrei, welches der herrschende Liberalismus beim Auftreten Lassalle's ausgab, dem naturgemäß von gegnerischer Seite ein Paroli geboten wurde, die beiden, jetzt längst veralteten Schlagworte: „Selbsthülfe“ und „Staats-hülfe“ bezeichnen in dieser Hinsicht klar die Stimmung, welche damals die öffentliche Meinung beherrschte und die sich seit jener Zeit in ihr vollständiges Gegentheil verwandelt hat.

Unsere Gegner haben es längst ver-gessen, wenn sie es überhaupt gewußt haben, daß Lassalle anfänglich nur den-selben principiellen Standpunkt vertrat, auf dem sie sich heut' befinden; sie wür-den wahrscheinlich mit Entrüstung Protest erheben, wenn man ihnen in's Gesicht sagte, sie hätten sich zu der von Lassalle vertretenen Ansicht bekehrt. Und doch ist dies thatsächlich der Fall, denn die Ma-jorität unserer liberalen Gegner erkennt heute das für richtig an, was sie Lassalle gegenüber für widersinnig und unvernünftig erklärt hat.

„Die Zukunft.“ 1. Jahrg. Heft 9. (1. Febr. 1878).

In seiner am 17. Mai 1863 zu Frank-furt a. M. gehaltenen Rede sagte nämlich Lassalle wörtlich:

„Herr Schulze-Dehlig hat gegen mich in's Feld geführt das Princip: der Staat dürfe nicht interveniren in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Das ist der einzige, nicht auf Miß-verständniß beruhende Grund, den er gegen mich geltend gemacht hat, und das, ich sage es Ihnen selbst, das ist der principielle Punkt, um den es sich bei dieser ganzen Agi-tation handelt, und für den ich mich zu derselben erhoben habe. Hier, mit dieser Frage, steht und fällt die Schlacht, die ich schlage. Schulze hat gegen mich in's Feld geführt das ganze Vorurtheil der öffentlichen Meinung, der Staat dürfe um keinen Preis und unter keinen Umständen in den Verkehrs-Verhältnissen interveniren. Nicht für die Wissenschaft besteht dies Vor-urtheil — die ist heut' zu Tage schon lange darüber hinaus, aber für die öffentliche Meinung der Gebildeten ist dies heut' noch ein Dogma, ein Glaubenssatz.“

Der damalige Standpunkt des Libe-ralismus läßt sich nicht kürzer und tref-fender kennzeichnen, als durch die Wiedergabe einer Correspondenz der „Volks-Zeitung“ vom 20. Mai 1863, in welcher das oben besprochene Auf-treten Lassalle's mit den Worten ge-meldet wird:

„Er war hier, der große Agitator der Schwefelbände, der in den abgelegten, gewendeten Hosen des weltberühmten Schneider Weitling hier aufgetreten ist.“

Heut' steckt beinahe der ganze Liberalismus in dem, was man früher die abgetragenen und gewendeten Hosen des Schneider Weitling zu nennen beliebte, denn er hat die ihm von Lassalle gelieferte Schlacht total verloren und auf der ganzen Linie den Rückzug angetreten. Heute rühmt sich dieser selbe Liberalismus sogar, daß all' die Institutionen, durch welche sich der Staat in die wirtschaftlichen Verhältnisse einmischt, aus seiner Initiative hervorgegangen seien. Heut' bekämpft fast Niemand mehr die Bestimmungen der Fabrikgesetzgebung und das Institut der Fabrik-Inspectoren als einen Eingriff in den „freien Arbeitsvertrag“; heute vertritt Niemand mehr die damals viel besprochene Forderung, nach welcher der Staat die in seinem Besitz befindlichen Eisenbahnen an Privat-Kapitalisten verkaufen sollte; von keiner Seite hört man heut' noch ein Wort zu Gunsten der Privat-Zettelbanken oder gegen das, zwar noch nicht streng durchgeführte Noten-Monopol der Reichsbank. Im Gegentheil werden immer mehr Stimmen laut, die sich nicht nur für den Staatsbetrieb beim Eisenbahnwesen aussprechen, sondern auch schon die Uebernahme anderer Wirtschaftszweige vom Staat verlangen, also dem communistischen Betriebe das Wort reden.

Man kann daher mit vollem Recht behaupten, daß die Frage zu Gunsten Lassalle's entschieden, daß das Princip der Einmischung des Staats und der Communen in die gewerblichen Verhältnisse bereits anerkannt ist.

Nach Erledigung dieser principiellen Frage tritt nunmehr die praktische Seite in den Vordergrund. Allgemein wird wohl zugegeben werden, daß von einer Uebernahme der Gesamt-Production durch

den Staat, die Provinz, den Kreis resp. die Gemeinde zur Zeit aus den verschiedensten Gründen noch nicht die Rede sein kann. Ebenso wird aber von allen Seiten anerkannt, daß einzelne Verkehrs- und Productions-Zweige schon jetzt im Interesse der Gesamtheit dem Privatbetriebe entzogen und dem communistischen Betriebe übergeben werden können.

Jetzt plagen die Geister bei jedem in die Oeffentlichkeit gelangenden Vorschlag hart aufeinander und bringen es leider zu Wege, daß die sachliche Polemik häufig in persönliche Angriffe übergeht. Das darf nun freilich nicht Wunder nehmen; die materiellen Interessen Einzelner wie ganzer Gruppen werden ja durch die geplante Aufhebung des Privatbetriebes stark geschädigt, und so kommt es, daß sich die Betheiligten aus Egoismus zur Parteinahme gegen das Gesamt-Interesse verleiten lassen.

Thatsache ist es nun, daß Staat und Gemeinde heute schon verschiedene Gewerbe betreiben, Thatsache ist es ferner, daß die weitere Ausdehnung dieses communistischen Gewerbe-Betriebes nach verschiedenen Richtungen hin empfohlen und gefordert wird. Diesen Thatsachen gegenüber muß der Socialismus Stellung nehmen, und zwar um so entschiedener, als er ja nach seinem Grundprincip die Uebernahme aller jetzt noch den Privaten überlassenen Productions- und Verkehrs-Anstalten in den communistischen Betrieb verlangt.

Unseres Erachtens hat nun der demokratische Socialismus die politische Seite der Frage gerade dem bestehenden Regierungssystem und dem in neuester Zeit auftauchenden Staats-Socialismus gegenüber besonders stark in's Auge zu fassen. Denn unsere Partei ist eine demokratische und muß daher unentwegt an dem alten Grundsatz festhalten: „Die politische Freiheit ist die unentbehrliche Vorbedingung zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden

Klassen. Die sociale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat."

Wer diesem Satze aus Ueberzeugung zustimmt, wird ihn auch immer als Maßstab zur Beurtheilung der Frage benutzen, ob dieser oder jener Verkehrsweig, diese oder jene Production schon heute dem Staat oder der Gemeinde übertragen werden soll.

Von diesem Standpunkte aus hat der 1876er Socialisten-Congress in Bezug auf das Bismarck'sche Reichseisenbahn-Project die principiell so wichtige und entscheidende Resolution gefaßt: „Der Congress ist überzeugt, daß die deutsche Reichsregierung, falls das Reich alle Eisenbahnen in Besitz bekäme, vornehmlich die Interessen des Klassen- und Militärstaates damit zu fördern und die Einnahmen zu unproductiven Zwecken zu verwenden bestrebt sein und daß sie ein neues Uebergewicht im volksfeindlichen Sinne erlangen würde.“

Aus diesem unbedingt durchschlagenden Grunde darf kein Gewerbe, welches dem Militärstaat neue Mittel zuführt, ihm neue Gelegenheit zur Beeinflussung der Arbeiter und Kleinbürger bietet, dem heutigen Staate übertragen werden, dies um so weniger, als er unter dem herrschenden System ja doch alle seine industriellen Unternehmungen im ausgeprägt kapitalistischen Sinne betreibt, möglichst hohe Geschäftsprofite zu erzielen bestrebt ist. Die unbezahlte Mehrarbeit der Lohnarbeiter würde also auch bei den neuen Staatsgewerben ebenso, wie es bei den bisherigen schon geschieht, nicht herabgesetzt, sondern noch verlängert werden; außerdem würde aber der Reichsregierung in den Geschäfts-Ueberschüssen eine neue Einnahmequelle erwachsen, die dem schon so geringen Steuerbewilligungsrechte der Volksvertretung noch mehr Abbruch thun würde.

Wer der politischen Entwicklung im preußischen Staate aufmerksam gefolgt ist, kann sich ja der offenkundigen Thatsache nicht verschließen, daß die ganze Machtstellung der Regierung wie des Reichszanzlers abhängig ist von der Beschaffung der Mittel für den Militär-Stat. Nach der Entlassung des Ministerium Manteuffel kam ein liberales Ministerium an's Ruder und würde am Steuer geblieben sein, wenn es ihm gelungen wäre, die an maßgebender Stelle für das Militär geforderten Gelder bewilligt zu erhalten. Da dies nicht glückte, folgte das Ministerium Bismarck und mit ihm der Verfassungs-Conflikt, das budgetlose Regiment. Seit den 1866er Siegen gab man dem wirthschaftlichen Liberalismus Schritt für Schritt nach, sobald nur die Gelder für die Armee in der geforderten Höhe bewilligt wurden; nach 1870 hat man sogar auf politischem Gebiet kleine Concessionen gemacht, wenn es sich darum drehte, die Stimmung des Reichstages den erhöhten Anforderungen des Militär-fiscus geneigt zu machen. Thatsächlich existirt das Gelbbewilligungsrecht des Reichstags nur noch bei den Matri-cular-Beiträgen; das fortgesetzte und eifrige Streben des Reichszanzlers nach Einführung weiterer indirecter Steuern für das Reich hat u. E. hauptsächlich die Tendenz, das Reich auch ohne besondere Bewilligung des Reichstags in den Besitz der zur Erhaltung des Militärstaates nöthigen Gelder zu bringen.

Von diesem Gesichtspunkt aus glauben wir zur Zeit gegen jedwede neue industrielle Unternehmung des Reiches Front machen zu müssen.

Gleiche Bedenken können wir bei der Frage, ob neue Zweige des Gewerbe-Betriebes den Communen in die Hand zu geben sind, nicht für berechtigt erachten. Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß fast alle Stadtbehörden aus mehr oder minder entschiedenen Gegnern unserer Partei bestehen und daher auch

leicht geneigt sind, einen Druck im reactionären Sinne auf „ihre“ Arbeiter auszuüben. Immerhin ist diese Gefahr in Folge der Vielköpfigkeit der Verwaltung nicht so groß, zumal die städtischen Behörden wegen ihrer auf Wahl beruhenden Stellung der Strömung der öffentlichen Meinung weit mehr Rechnung zu tragen pflegen, als die an strengste Disciplin und unbedingten Gehorsam von vornherein gewöhnten Staatsbeamten.

Der Uebernahme von Gewerbebetrieb durch die Städte stehen die vorbesprochenen politischen Gründe also nicht oder doch nicht in dem Maße entgegen, wie dies bei dem Staat und vornehmlich beim deutschen Reiche der Fall ist. Wohl aber wird man auch hier nicht jedem aufstauchenden Projecte ohne Weiteres zustimmen dürfen, sondern Rücksicht zu nehmen haben auf die Tendenz, die mit demselben verfolgt wird.

Jeder derartige Vorschlag muß zuerst von dem Gesichtspunkte aus geprüft werden, ob bei seiner Durchführung auch nicht etwa dem kapitalistischen Interesse des Profitmachens, dem Verdienen die Hauptrolle zugetheilt werden soll. Wir meinen nämlich, daß communisticcher Betrieb im Interesse der Gesamtheit gehandhabt und daher pecuniäres Verdienen dabei ausgeschlossen werden muß; eine aus Gewerbebetrieb fließende Einnahmequelle der Commune ist ja doch nur als eine indirecte Steuer anzusehen. Die Production zu einer Steuerquelle machen, heißt das Product um den Steuerbetrag vertheuern; ein derartiges Verfahren kann nur in dem einen Falle gerechtfertigt erscheinen, wenn das von der Stadt betriebene Gewerbe nicht allen Bürgern zu Gute kommt, oder es doch für gewisse Klassen und Stände von besonderem Nutzen ist.

Betrachten wir beispielsweise die städtische Gasfabrikation. So weit das von der Stadt selbst fabricirte Gas zur Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Gebäude

benutzt wird, haben alle Bürger ein gleichmäßiges Interesse an billiger und guter Herstellung; da aber die Stadt auch Gas an Private liefert und da Gaslicht, Gasheizung und das Kochen auf Gas nicht in allen Wohnungen, namentlich nicht in den Arbeiter- und Kleinbürger-Wohnungen gebräuchlich ist, einmal, weil Gas ein zwar angenehmes und bequemes, in Vergleich zu Petroleum aber theures Brennmaterial ist, andererseits aber auch, weil die billigeren, von den kleinen Leuten benutzten Wohnungen nur in seltenen Fällen mit Gasleitungen versehen sind, — so dürfte es durchaus nicht ungerecht sein, wenn die Stadt den Preis des Gases so stellt, daß bei der Fabrication noch ein Ueberschuß erzielt wird.

Ein Gleiches gilt von allen Verkehrs-Anstalten, namentlich von den in allen Großstädten immer mehr an Ausdehnung gewinnenden Pferdebahnen. Sie werden ein geradezu unentbehrliches Communicationsmittel, sie können ohne Benutzung der öffentlichen Straßen überhaupt nicht angelegt werden, sie sind daher naturgemäß im Besitze eines Monopols, da bei der Enge der Straßen und dem regen Verkehr unmöglich mehrere Linien nebeneinander fahren und sich im Preise Concurrenz machen können. Bei diesen Anstalten wird der Betrieb durch die Communen sehr bald eine Nothwendigkeit werden, hier wird aber auch der Fahrpreis immer so bemessen werden müssen, daß voraussichtlich ein Ueberschuß erzielt wird, da man ja die Zahl der Fahrgäste nie mit Sicherheit vorherbestimmen und auch wegen der einmal gebräuchlichen Münzen auf gewisse Sätze abgerundete Beträge erheben muß.

Es lassen sich noch eine Menge von Gewerben aufzählen, bei denen communisticcher Betrieb denkbar und wünschenswerth erscheint und deren Producte oder Dienstleistungen doch nicht allen Einwohnern gleichmäßig zu Gute kommt;

bei der Mehrzahl dieser Betriebe wird es gar nicht möglich sein, den Preis des Products oder der Benutzung so abzumessen, daß die Productionskosten und die Instandhaltung der Anlagen genau gedeckt werden; alle derartigen Gewerbe können also von der Stadt auch als Einnahmequellen benützt werden, die um so ergiebiger fließen werden, je prompter das Geschäft gehandhabt und je billiger der Detailpreis gestellt wird.

Der soeben besprochenen Kategorie von Geschäften stellen wir eine zweite gegenüber, deren Producte oder Dienstleistungen allen Einwohnern gleichmäßig zu Gute kommen; bei diesen würden wir die Uebernahme durch die Stadt nur in dem Falle befürworten können, wenn der Betrieb unter keinen Umständen zu einer Steuerquelle gemacht wird. Diese Art des städtischen Gewerbe-Betriebes muß auf Kosten der Gesamtheit verwaltet, das Product den Bürgern ebenso unentgeltlich zur Disposition gestellt werden, wie die Benutzung der Brücken, des Pflasters, der Parks und der öffentlichen Brunnen, Museen zc.

Zu dieser Kategorie rechnen wir alle der Gesundheitspflege dienenden Gewerbe, wozu u. E. auch die Versorgung der Wohnungen mit reinem Wasser gehört.

Allseitig wird anerkannt, daß der mehr oder minder reichliche Gebrauch von Wasser zur Reinhaltung der Wohnungen, der Wäsche und des menschlichen Körpers eminenten Einfluß auf den Gesundheitszustand der Einzelnen wie der Gesamtheit der Bevölkerung ausübt. Schon jetzt ist die Versorgung der Wohnungen und Geschäftsräume mit Wasser fast durchweg eine von den städtischen Behörden geleitete öffentliche Angelegenheit; den Verbrauch des Wassers durch hohe Preise desselben vermindern, heißt den Gesundheitszustand der Bevölkerung verschlechtern. Das thun also die städtischen Anstalten, wenn sie die Wasserwerke zu einer Einnahmequelle für den Steuerfiscus

machen; hierbei würde eine unentgeltliche Lieferung für den Hausbedarf unbedingt zu empfehlen sein; für das zum Gewerbebetrieb entnommene Wasser würden die Consumenten selbstverständlich einen angemessenen Preis bezahlen müssen.

In derselben Weise, wie die Stadt die Wohnungen mit Wasser versorgt, sollte sie auch die Fabrikation und Lieferung von Eis in den Sommermonaten in die Hand nehmen. Im ersten Augenblick wird diese Forderung auffällig erscheinen, da die Benutzung von Eis zur Kühlung und Conservirung der Nahrungsmittel heute noch als ein Luxus gilt, trotzdem unsere Bevölkerung im Sommer schon von jedem Biergärtner verlangt, daß er das Bier auf Eis liegen habe. Wer sich aber mit den Wohnungsverhältnissen unserer Großstädte vertraut gemacht hat und den gänzlichen Mangel an kühlen Kellerräumen kennt, der wird uns ohne Weiteres zustimmen, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß die in den heißen Monaten so enorm steigende Sterblichkeit, namentlich unter den Kindern, vielfach auf den Genuß verdorbener Nahrungsmittel, namentlich auch auf sauer gewordene Milch zurückgeführt werden muß.

Die Großstädte beziehen ihren Bedarf an Milch, diesem für die ersten Lebensjahre des Menschen fast unentbehrlichen Nahrungsmittel, nicht nur aus der nächsten Umgebung, sondern auch aus weiterer Entfernung, da die benachbarten Dörfer und Güter den Bedarf zu decken nicht im Stande sind. Die Milch hat also einen stundenlangen und meilenweiten Transport auszuhalten und wird in den heißen und dämpfenden Wohnungen sauer. Diesem Uebelstande kann nur durch Benutzung von Eispinden abgeholfen werden; der hohe Eispreis im Sommer erschwert und verhindert den Gebrauch zu dem oben gedachten Zwecke. Nachdem sich nun aber die Herstellung von künstlichem Eis durch Ammonial-Dämpfe praktisch bewährt hat, dürfte die Anlegung

von berartigen Eisfabriken um so mehr Aufgabe der Communen sein, als die Durchführung in großartigem Maßstabe mit verhältnißmäßig geringen Kosten bewirkt werden kann und der Verkauf von Eis zu industriellen Zwecken, an Fleischer, Brauer, Restaurateure, Conditoren zc. sicherlich so viel einbringen wird, daß der Preis für das in den Privat-Haushaltungen zu consumirende Eis auf ein Minimum herabgesetzt werden könnte.

Aus Rücksichten auf die öffentliche Gesundheitspflege glauben wir auch die Uebernahme sämmtlicher Bade-Anstalten und Apotheken von den Städten fordern zu müssen. Immer mehr greift die Ueberzeugung um sich, daß durch rationelle und sorgfältige Pflege der Haut einer Menge von Krankheiten vorgebeugt werden kann; daß der Gebrauch von Bädern in sehr vielen Fällen das beste Mittel zur Herstellung der Gesundheit ist. Wenn Rücksichten auf das öffentliche Wohl bestimmend bei der Entscheidung der Frage sind, ob und welche Gewerbe dem Privatbetriebe entzogen und den Communen zur Verwaltung übergeben werden sollen, so müssen die Bade-Anstalten mit in die erste Reihe gestellt werden. Denn bei dem Privatbetriebe muß die Rentabilität des Geschäftes unbedingt berücksichtigt werden, während öffentliche Bade-Anstalten auf jeden geschäftlichen Uberschuß verzichten und Bedürftigen und Kranken unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden können.

Die vielgeschmähten Türken, die beinahe neben jeder Moschee ein öffentliches Bad eingerichtet haben, können uns in dieser Beziehung zum Muster dienen.

Die Uebernahme der Apotheken muß geradezu aus Gründen der öffentlichen Moral gefordert werden. Der freilich mit manchen lästigen Verpflichtungen verbundene monopolisirte Privatbetrieb hat es zu Wege gebracht, daß für die nothwendigsten Arzneimittel Preise bezahlt werden müssen, deren wucherische Höhe

durch die Bezeichnung: „Apothekerpreise“ längst sprüchwörtlich geworden ist. Läßt es sich denn nun aber verantworten, daß man die Bereitung und den Verkauf von Arzneimitteln dem privilegierten Wucher überläßt, während man es als eine volkswirthschaftliche Verirrung bezeichnet, wenn man z. B. für die inländische Eisenproduction einen Schutz verlangt? Wenn Eisen im Interesse der Consumenten durchaus nicht um wenige Procente vertheuert werden darf, wie will man den Aufschlag von 100 pCt. bei den Arzneimitteln vertheidigen?

Wer die Gründe gegen vollständige Freigabe des Apothekergewerbes anerkennt, die wucherische Ausbeutung der Kranken aber für ein Verbrechen an der öffentlichen Moral hält, der wird dem von uns vorgeschlagenen einfachen Ausweg aus dem schwierigen Dilemma zustimmen müssen.

Ein öffentliches Gesundheits-Amt, auf dessen Errichtung ja jetzt von allen Seiten gedrängt wird, kann die ihm gestellten Aufgaben erst dann erfüllen, wenn die Apotheken aufgehört haben, auf Erwerb gerichtete Privatgeschäfte zu sein und Communal-Anstalten geworden sind, in denen sich zu gleicher Zeit die chemischen Laboratorien und Stationen zur Prüfung und Untersuchung der Nahrungsmittel, des Wassers und sonstiger Substanzen auf ihre Reinheit befinden; Laboratorien, mit denen auch die Eisbereitung, die Herstellung von massenhaft zu benutzenden Desinfectionsmitteln u. dgl. verbunden werden kann.

Wir halten es für die erste Aufgabe des Reichs-Gesundheitsamtes, die Staaten zur Ablösung der erteilten Privilegien zu bewegen und den Communen, auf dem Lande den Kreisen, die Verpflichtung zur Uebernahme und Unterhaltung der Apotheken aufzulegen. Dem Geheimmittelschwindel würde durch diese Organisation gründlich entgegengearbeitet werden können.

Mit den vorstehend aufgezählten Einrichtungen meinen wir durchaus nicht die

Reihe der Betriebe erschöpft zu haben, welche schon unter den heutigen Verhältnissen dem communistischen Betriebe übergeben werden können; unsere Erörterung bezweckt vielmehr nur die Anregung zu einer eingehenderen Debatte über diese so wichtige Frage zu geben, und finden sich nun vielleicht berufenere Fachkennner der einzelnen Gewerbe veranlaßt, ihre con- oder dissentirenden Ansichten der Öffentlichkeit zu übergeben. Denn auch von gegnerischer Seite wird zugestanden, daß eine Prüfung der vorliegenden Frage dringend nothwendig ist, da ja die ganze Tendenz unserer Zeit dem genossenschaftlichen, theilweise auch dem communistischen öffentlichen Gewerbebetriebe zuneigt.

Wie sehr Letzteres der Fall, zeigt sich recht deutlich in Berlin. Die in ihrer Mehrzahl manchesterlich gesinnten Stadtverordneten haben sicherlich nicht die Absicht gehabt, einen immer weiter um sich greifenden Gewerbebetrieb einzurichten und doch sind sie durch die erst zum kleinsten Theile vollendete Canalisation der Stadt wider ihren Willen dazu getrieben worden. Die Stadt hat auf der Südseite das Gut Dsdorf mit circa 3500 Magdeburger Morgen Acker kaufen müssen, um die Rieselfelder zur Verwerthung der aus der Stadt fortgeschwemmten Fäcalstoffe anzulegen. Hier wird Gemüsebau en gros betrieben, und sind in Folge davon wieder Verkaufshallen für den Detail-Verkauf eingerichtet worden, in denen das Publicum seinen Bedarf zu verhältnißmäßig billigen Preisen decken kann.

Das ist nun der sehr kleine Anfang, aus dem sich naturgemäß eine immer weiter um sich greifende Production entwickeln muß. Denn die weiten, zur Unterbringung des Rieselwassers nothwendigen Flächen können nur zum kleineren Theile für Gemüsebau hergerichtet werden; die überwiegend größte Fläche muß zur Grasproduction dienen. Von den bis jetzt cultivirten 700 Morgen

werden nur 230 Morgen mit Gemüse, Tabak, Hanf und Korbweiden bepflanzt, der Rest von 470 Morgen, also mehr als zwei Drittel der Fläche, wird zum Grasbau benutzt und liefert der Morgen bei drei Schnitten circa 180 Centner Gras.

Vorläufig stehen in Dsdorf 70 Kühe, deren Milchtrug mit täglich ca. 6—700 Liter verpachtet ist. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß der jetzt noch schwunghaft betriebene Verkauf von grünem Gras, welches mit 30 Pf. pro Centner abgegeben wird, mit zunehmender Production das erzeugte Grasquantum zu bewältigen nicht im Stande ist. Außerdem ist es klar, daß das Gras sich durch Verfüttern an die eigenen Kühe pecuniär besser verwerthet, als durch Verkauf. So wird die Stadt von selbst zu einer immer ausgedehnteren Milchwirthschaft getrieben und muß dann wieder aus pecuniären Rücksichten den Detail-Verkauf selbst in die Hand nehmen.

Auch unter den Berliner Aerzten werden schon Stimmen laut, welche im Interesse der kleinen Kinder die Stadt zur Lieferung von reingehaltener Kuhmilch auffordern, da man der Ansicht ist, daß die enorme Kindersterblichkeit in Berlin zum großen Theil der verfälschten, verdorbenen oder von kranken Kühen herührenden Milch zugeschrieben werden muß. So wirken also neben den pecuniären auch sanitäre Interessen auf die Ausdehnung der Milchproduction durch die Stadt.

Berlin wird nach vollständig durchgeführter Canalisation circa 10,000 Morgen Rieselwand gebrauchen; aus landwirthschaftlichen Gründen werden davon etwa 7000 Morgen zum Grasbau dienen müssen. Bei einem Ertrage von 180 Ctr. Gras pro Morgen kann man bequem 3000 Kühe halten, welche, 10 Liter im Durchschnitt pro Tag gerechnet, täglich 30,000 Liter Milch liefern. Damit kann natürlich nicht der ganze Bedarf der Stadt gedeckt werden, der bei einer Million

Menschen auf 180,000 bis 200,000 Liter täglich zu veranschlagen ist. Immerhin ist es ein eminentes Vortheil für die Bevölkerung, wenn die Stadt als größter Producent in den Concurrenzkampf eintritt und dadurch sowohl auf die Preise wie auf die Qualität der Waare bestimmenden Einfluß gewinnt.

Keine Milchwirthschaft läßt sich besonders vortheilhaft betreiben, wenn man immer frischmilchende Kühe einstellt; dann kann man pro Kuh 12—14 Liter Milch erzielen, vorausgesetzt, daß man so gut als möglich füttert; die in dem Milch-ertrag nachlassenden Kühe sind inzwischen fett geworden und können zur Schlachthof wandern. Im Durchschnitt werden also künftig durch den städtischen Betrieb der Milchwirthschaft 3000 fette Kühe jährlich für den Consum der Einwohner-schaft disponibel gestellt. Da nun die Stadt ihren eigenen Schlachthof baut, kann sie ihr Fettvieh nicht an die Schlächter abgeben, sondern muß es auf eigene Rechnung schlachten lassen und das Fleisch in ähnlichen Verkaufshallen, wie Milch und Gemüse, direct an das Publicum verkaufen, wenn sie den möglichst hohen pecuniären Nutzen aus ihrem land-wirthschaftlichen Betriebe erzielen will.

Liebhaber und Abnehmer wird dies Fleisch um so eher finden, als man ja überzeugt sein darf, daß aus den städtischen Ställen nur unbedingt gesundes Vieh zum Schlachthof gebracht werden wird. Die Privat-Schlächter werden dann durch die Concurrenz der Stadt gezwungen, den Anforderungen des Publicums in Bezug auf Preis und Qualität mehr Rechnung zu tragen, als es jetzt der Fall ist, da die Stadt in der Lage ist, der steigenden Nachfrage in ihren Fleischhallen durch Ankauf von Vieh auf dem Markt vollständig Genüge zu leisten.

So werden die pecuniären Interessen des Stadtfäckels ebenso sehr wie die Anforderungen der Gesundheitspflege zu

immer weiterer Ausdehnung der communistischen Production drängen.

Von unserem Standpunkt aus können wir nur wünschen, daß sich die Städte an allen Productions- und Handels-Geschäften betheiligen, deren unreelel Betrieb dem consumirenden Publicum unberechenbaren Nachtheil zufügt, also vor Allem an der Production und dem Handel mit den nothwendigsten Lebensmitteln. Eine von der Stadt organisirte Concurrenz wird der jetzt in so hohem Maße betriebenen Verfälschung schneller und gründlicher ein Ende machen, als polizeiliche Maßregeln, welche ja deshalb natürlich nicht zu unterbleiben brauchen. Ein derartiger Betrieb muß selbstverständlich auch einen nennenswerthen Verdienst abwerfen, was nicht zu verachten ist, da sich ja die Steuerlast der Bürger um den so gewonnenen Betrag ermäßigen muß.

Der von uns geforderte profitlose Betrieb vieler Geschäfte ist bei dem bestehenden Steuersystem und bei der üblichen Art der Besteuerung in den Städten nur nach riesiger Vermehrung der Schulden und der Einkommensteuer auszuführen und daher ohne eine gründliche und durchgreifende Steuerreform schwerlich zu realisiren. Legt man aber bei der so wie so nothwendig werdenden Steuerreform den Hebel da an, wo er angelegt werden muß, um die Einnahmen der Communen erheblich zu vermehren, ohne die nach den heutigen Rechtsbegriffen ehrlich verdienten Einkommen der besitzenden Klassen übermäßig zu belasten, so werden sich auch die Mittel zur Durchführung der vorstehenden, gewiß nicht übertrieben gestellten Anforderungen finden.

Unsere Vorschläge zu einer gründlichen Reform des Steuersystems in den Großstädten werden wir den Lesern demnächst in einem besonderen Artikel vortragen.

—m.

Nachwort der Redaction.

Wir glauben durch Veröffentlichung des vorstehenden Artikels eine neue Anregung zur Besprechung eines wichtigen Gegenstandes gegeben zu haben. Es macht sich auf den verschiedensten Seiten die Meinung geltend, daß die allmähliche Uebernahme der wirthschaftlichen

Betriebe durch die Gemeinden, an die sich naturgemäß eine gewisse gemeinsame Leitung größerer Complexe anschließen wird, unter gleichzeitiger Demokratisirung der communalen und staatlichen Einrichtungen der sicherste und beste Weg zur friedlichen Lösung der socialen Frage ist.

Die sociale Lage in Italien.

Von Benoit Malon.

Dritter Artikel.

(Die angebliche Trägheit der Italiener; ihre außerordentliche und unheilvolle Enthaltfamkeit in Folge des Lohngesetzes. Stand der Löhne der Landleute, Arbeiter, Frauen, Kinder und der Angestellten.)

Man hat viel von der angeblichen Trägheit der Italiener gesprochen. Eigenthümliche Faulenzer, diese abgehärteten Piemontesen, die ersten Erdarbeiter Europas, diese unermüdblichen Lombarden, diese thätigen Ligurier, diese geschäftigen Luccaer, diese lebhaften Romagnolen, diese arbeitssamen Toscaner und diese rauhen Arbeiter der neapolitanischen Provinzen! Die Reisenden, welche bisher allein über Italien geschrieben haben, haben einige Tausende von Lazzaroni und Bettlern für das italienische Volk angesehen.

Zwar wirft sich der Italiener auf die Speculation, sobald er nur irgend kann; zwar ist er eifrig bemüht, durch irgend ein kleines Handwerk eigener Erfindung, als Händler, herumziehender Musiker u. s. w. sich productiver Arbeit zu entziehen, — aber geschieht das wohl aus Trägheit oder nicht vielmehr in Folge erbärmlicher gesellschaftlicher Zustände, welche für einen Spottlohn eine er-

müdende Arbeit von 12 bis 16 Stunden täglich verlangen?!

Die Männer des Fortschritts thäten besser daran, die übergroße Mäßigkeit der Italiener zu bekämpfen. Diese Mäßigkeit überschreitet Alles, was man sich nur einbilden kann; sie streift bis an die Bedürfnislosigkeit gegenüber dem Allernothwendigsten. Im Occidente giebt es heutzutage keinen Arbeiter, welcher nicht wenigstens für seinen Hunger Brod, einige warme Lebensmittel, Feuer im Winter, eine Wohnung und ein einfaches Lager verlangte. Der Italiener begnügt sich mit der entsetzlichen Maisabkochung, genannt Polenta, als Nahrung, oder mit Kastanien oder schwarzem Brode und er entbehrt ohne Widerspruch warme Nahrungsmittel, das Feuer im Winter*), und als Wohnung wird er, wenn er keine Familie hat, als hinreichend ansehen einen Heuboden oder einen anderen Stubenraum, wo er an der Seite von 10 oder 20 Kameraden auf Stroh schlafen kann. Darnach ist das, was in seinen Augen das unbedingt Nothwendige darstellt, um die Hälfte geringer als das beispielsweise für einen Fran-

*) Wir bemerken, daß es in Nord-Italien ebenso kalt wie in Mittel-Europa.

zosen oder Schweizer unbedingt Nothwendige.

Vermöge des ehernen Lohngesetzes nun — welches so lange wahr bleiben wird, als nicht die gesammte Arbeitskraft gegen die kapitalistische Ausbeutung sich organisiert hat —, wonach der Durchschnittslohn die Höhe des unbedingt Nothwendigen nie überschreitet und häufig nicht einmal erreicht, erhellt, daß der Lohn des Italieners um die Hälfte geringer ist als der des Franzosen oder Schweizer, deren Lebensbedürfnisse die doppelten sind. Denn was man nach einem gewissen Uebereinkommen das unbedingt Nothwendige nennt, ist sehr veränderlich. Die Natur des Menschen kann sich unglücklicher Weise den Leiden zu sehr anpassen; die schmerzlichsten Entbehrungen quälen ein menschliches Wesen, untergraben seine Gesundheit, verkürzen sein Leben; aber, wosfern nicht zufällige Umstände oder eine vollständige Entblößung hinzutreten, tödten sie nicht auf der Stelle: nach Hunderten von Millionen zählen Diejenigen, welche in 20 bis 40 Jahren langsam sterben, an allmählicher Entkräftung in Folge fortgesetzter Entbehrungen, und jene Unglücklichsten sind zu zählen, welche ganz plötzlich auf elendem Lager oder in irgend einem Winkel todt zusammenbrechen. Die natürliche Zuchtwahl ist noch am Werk. Die Erblichkeit überträgt eine größere Widerstandskraft gegen Entbehrungen, eine anspruchslosere Körperanlage, und da die Schwächsten bereits in früherem Alter sterben, so erhält sich die Constitution der widerstandsfähigeren Kategorien von Individuen, für welche die Entbehrungen von minder mörderischer Wirkung sind. So würde ein Europäer sterben, wenn er nur das unbedingt Nothwendige erhielte, welches den Chinesen vollständig glücklich macht.

Das eherne Lohngesetz lastet gewaltig auf diesen Unterschieden. Man darf sogar behaupten, daß es, je niedriger das

Niveau des unbedingt Nothwendigen ist, desto mehr Opfer vernichtet: der Chineser entbehrt häufiger die Abfälle, mit denen er sich begnügt, als der Europäer das Brod, welches er verlangt, und um weniger allgemein zu sprechen: dem Irlander fehlte es zur Zeit seines großen Glends öfter an Kartoffeln als dem Engländer an Fleisch, und der italienische Arbeiter entbehrt häufiger Schwarzbrod oder Polenta als der französische Arbeiter Weißbrod und etwas Fleisch.

Ja, der böseste Feind des italienischen Proletariats ist seine übermäßige Bedürfnislosigkeit, welche es den Kapitalisten ausliefert, gefesselt an Händen und Füßen, ohne Hoffnung und ohne Verlangen nach gerechter Aenderung.

„Man muß Italien besuchen, man muß mit den Italienern umgehen, um zu begreifen, wie antisocial die Habsucht ist und wie feindlich dem Wachsthum des allgemeinen Wohles.“

„Aber das ist nicht Alles; der Italiener ist auch zu mäßig. Er hat keine Bedürfnisse. Daher ist er verloren. Die Nüchternheit, auch eine negative Tugend, richtet in Italien größere Verwüstungen an und schadet der socialen Entwicklung mehr, als man sich vorstellen kann. Wie oft habe ich den Italienern an Stelle dieser unglücklichen Tugend ein halbes Duzend recht lebendiger, in Bewegung setzender Laster gewünscht! . . .“

„Es ist selbstverständlich, daß ich hier nicht Lieberlichkeit und Ausschweifung predige; ich stelle nur fest, daß gewisse sogenannte Tugenden, welche eine Fierde des Einzelnen sein und einen wohlmeinenden Familienvater veranlassen können, dem Betreffenden seine Tochter zur Ehe zu geben, — daß diese Tugenden manchmal die eigenthümlichsten Folgen haben, wenn man sie in einer

Sammelmehrheit von einigen Millionen Individuen wirksam sieht. . .

„Der Italiener ist sehr wenig, trinkt noch weniger, und die Abwesenheit von tausenderlei Dingen, welche bei dem Engländer oder Franzosen einer schmerzlichen Entbehrung gleichkäme, läßt ihn gleichgültig. . .

„Diese Nichtachtung materiellen Wohlseins ist vom christlichen Standpunkt aus ganz vorzüglich und muß schnurstracks in's Paradies führen; leider ist die Erde nicht das Paradies, und nicht auf diese Weise erobert man die Erde. . .

„Wer hat die Welt civilisirt, das nüchterne Sparta oder das lebensfrohe Athen? — Das Ideal von Nüchternheit ist, Eicheln zu essen und reines Quellwasser zu trinken. Das nimmt sich ganz gut aus in Predigten gegen die Verderbniß des Jahrhunderts; aber dann lebt wohl, Gesellschaft, Fortschritt, Civilisation, Verbesserung des Lebens auf der Erde, die doch nun einmal des Menschen Wohnsitz ist!“ *)

Die Kapitalisten und ihre intellectuellen Bedienten, die Dekonomisten, haben diese Neigungen ihrer Ausbeutungsmaterie schlaue gefördert. In kleinen Schriften, in öffentlichen Versammlungen, in Reden bei den „Hülfskassen auf Gegenseitigkeit“ haben sie ohne Unterlaß „heiligste“ Mäßigung und Entsagung und nicht minder heilsames individuelles Sparen gepredigt, sowie namentlich den Abscheu vor allen berechtigten Forderungen. Die Mazzinisten ihrerseits nehmen Diejenigen in Beschlag, welche den Dekonomisten entronnen sind, und predigen die Heiligkeit der Pflichten ohne Rechte.

Es ist begreiflich, daß sich die italienischen Proletarier durch diese Sophismen, denen sie von allen Seiten ausgesetzt

*) Arthur Arnould: Von Paris nach Buenos-Ayres, von einem Reisenden wider Willen.

waren, fangen ließen. Gleichwohl — ich spreche noch nicht von der socialistischen Elite — sind die Anzeichen des nahenden Erwachens zahlreich. Die großen Strikes von Mailand (1872), von Mantua (1874), die sechszig Hunger-Aufstände (1874), welche den Bauernrevolten gegen die verhaßte Mahlsteuer (macinato) folgten, die schöne corporative Organisation der Buchdrucker, der Strike in Biella, der besonders wichtig ist durch die Zahl der Theilnehmer, durch das hassenswerthe Auftreten der Kapitalisten und ihres weltlichen Armes, der Polizei, im Gegensatz zu der sicheren Ruhe und dem einmüthigen Widerstande der Arbeiter: das Alles sind, ohne einer Menge secundärer Thatsachen zu gedenken, Beweise, daß der Geist erwachenden Rechtsbewußtseins allen Einschläferern und Sophisten zum Troß in das italienische Proletariat einzubringen beginnt. *)

*) Wie weit die Sophisterei der Dekonomisten betreffs der socialen Frage geht, läßt sich gar nicht vorstellen. Man lese z. B., in welchen Ausdrücken ein Parteigänger des *laissez faire*, ein Held der Freiheit der Arbeit, mit einem Worte, ein liberaler Dekonom, ein Attentat von Mailänder Industriellen gegen eben diese Freiheit der Arbeit billigt, die er so tapfer verteidigt, wenn sie nichts Anderes ist als die von den Kapitalisten beanspruchte Freiheit der Ausbeutung:

„In Mailand hat sich eine große Anzahl industrieller Arbeiter die Art auf die Füße geworfen (in dem Strike von 1872). So werden z. B. die Mechaniker, wenn sie künftighin wieder in die Arbeit eintreten wollen, sich einem Collectiv-Reglement, das ihnen von den vereinigten Fabrikbesitzern dieser Stadt aufgezwungen wird, unterwerfen müssen.“

„Einer der Artikel des Reglements verpflichtet die Arbeiter, stets in den Händen ihres Brodherrn den Lohn der letzten Woche zu deponiren. . . und fehlt einmal ein Arbeiter ohne ausreichenden Grund oder, schlimmer noch, versucht er die anderen aufzureigen, so wird er weggejagt und verliert sein Depot.“

„Ein Artikel bestimmt, daß die Arbeitgeber keinen aus einer anderen Werkstatt entlassenen Arbeiter annehmen dürfen,

Wir begrüßen von ganzem Herzen und mit vollster Hoffnung diese Morgenröthe des rechtfordernden Bewußtseins, und um ihre Unerläßlichkeit zu beweisen, braucht man nur das Elend der Gegenwart darzulegen. Was wir soeben über Italiens politische und sociale Lage, über die maßlose Bedürfnislosigkeit der Italiener gesagt, läßt ahnen und erklärt genügend das ausnehmend elende Geschick, unter welchem die Arbeiter dieses Landes leiden; es sind einfache Folgen des Dargelegten, die wir nunmehr zu constatiren haben.

Seitdem sich nach der Unabhängigkeits-Revolution die ökonomische Entwicklung fast ausschließlich auf den Handel und die Speculation gerichtet, hat sich der Preis der Waaren und namentlich der Jedem unentbehrlichen, wie Gewaaren, Brennmaterialien und Wohnung mehr als verdoppelt.

Ich gebe hier eine Tabelle officiellen Ursprungs wieder, welche mehrere Zeitschriften im Jahre 1874 veröffentlichten und welche sich über diese Verhältnisse des Längeren ausläßt:

Preise von Brod und Fleisch
pro Kilogramm.

	1840.	1860.	1873.
	c.	c.	c.
Venedig, Brod 2. Sorte	0,32	0,40	0,60
" Rindfleisch	0,89	1,25	2,20
Neapel, Brod 2. Sorte	0,30	0,38	0,55
" Rindfleisch	0,70	1,10	2,14
Mailand, Brod 2. Sorte	0,35	?	0,65
" Rindfleisch	0,75	1,25	2,35
Turin, Brod 2. Sorte	0,32	?	0,50
" Rindfleisch	1,02	1,50	2,25
Rom, Brod 2. Sorte	0,35	?	0,70
" Rindfleisch	0,60	1,05	3,10

Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß der Preis des Brodes in 33 Jahren zugenommen hat in Venedig um 88 pCt.,

aus den im Reglement angegebenen Gründen.

„Der Zweck dieses Reglements ist offenbar, für die Zukunft Strikes zu verhindern. Wir gestehen, daß wir dasselbe mit großem Vergnügen

in Neapel um 83 pCt., in Mailand um 86 pCt., in Turin um 56 pCt., in Rom um 180 pCt., macht für die hauptsächlichsten Städte Italiens eine durchschnittliche Preiserhöhung von 98 pCt.!

Ferner ergibt sich, daß sich der Preis des Fleisches zu Venedig um 147 pCt., zu Neapel um 305 pCt., zu Mailand um 210 pCt., zu Turin um 121 pCt., zu Rom um 417 pCt. erhöht hat, macht für die bedeutendsten Städte Italiens eine durchschnittliche Erhöhung von 221 pCt.!

Man wird einwerfen, daß 1873 und 1874 in Bezug auf das Brod Theuerungsjahre waren, und es beträgt auch der Durchschnittspreis des Brodes zur Zeit 52 Centimes pro Kilo. Aber selbst nach diesem Abzuge bleibt immer eine mittlere Preiserhöhung von 75 pCt. für das Brod. Die Fleischpreise steigen ohne Unterlaß.

Die Preise von Del, sogenannten italienischen Kuchen, Salz, Butter, Käse u. s. w. haben sich verdoppelt, der Preis von Geflügel verdreifacht; Wein, der früher im Detail zu 10 bis 20 Centimes der Liter verkauft wurde, kostet jetzt 40 bis 80 Centimes. Das einzige Zimmer, mit welchem sich die Arbeiterfamilien begnügen, kostete ehemals 25 bis 45 Francs Miethe, jetzt 70 bis 125 Francs. †) Der Preis des Brennholzes hat sich verdreifacht; in Mailand kostet der Centner jetzt 5 Francs.

sehen . . . im eigenen Interesse der Arbeiter. (!?) Die Mailänder Industriellen werden so ein heilbringendes Beispiel gegeben haben. Noch haben die Industriellen keines Landes ausreichende Vorsicht und Weisheit gezeigt.“ (Carlo Duratti: *Armonia degli interessi sociali* = Harmonie der socialen Interessen, Seite 206.)

Wem gebührt da die Palme der Infamie? Den Industriellen, welche ihre Arbeiter begaunern wollen, um ihnen jede Freiheit zu nehmen, oder dem unverschämten Weibrauchstreuer?

†) Eine Ausnahme machen einige entvölkerte Städte, wie Pisa, Venedig, Siena u. s. w., wo die Miethe weniger hoch sind.

Während desselben Zeitlaufs sind die Löhne, selbst nach dem Geständnisse der Oekonomisten, nur um 40 pCt. gestiegen. —

Sehen wir uns diese Thatfachen von einem anderen Gesichtspunkte an!

Der Preis der unbedingt nothwendigen Lebensmittel ist in diesem Augenblicke höher als in Frankreich, der Schweiz und Belgien; dagegen stellt sich der Lohn der italienischen Arbeiter zu dem der französischen, schweizerischen und belgischen wie 55 zu 100!

Das verlangt jedoch einen Beweis, den wir hiermit des Längeren in schlagendster Weise geben:

In der Lombardei, in Piemont und in Ligurien wird ein ländlicher Tagelöhner *) während der Ernte mit 3 Francs, während der anderen Sommerzeit mit 2 Francs, während des Frühlings und des Herbstes mit 1 Franc, während des Winters mit 70 bis 85 Centimes abgeloht; ungefähr 2 Monate ist er ohne Arbeit. Daraus ergibt sich, daß sein jährlicher Durchschnittslohn zwischen 280 und 320 Francs schwankt. Und mit diesem Lohne muß er und seine Familie wohnen, sich kleiden und ernähren.

Dieselben Tagelöhner werden in den anderen Provinzen noch viel schlechter bezahlt; sie verdienen in Venedig während des Winters 60 bis 75 Centimes, während des Sommers 1 bis 1,50 Francs, während der Ernte- und Dreschzeit 2 Francs. In der Romagna und verschiedenen Gegenden Toscana's **) verdienen sie 0,70 bis 1,50 Francs: macht für diese drei Provinzen einen jährlichen Verdienst von nur 240 bis 290 Francs, wenn man die arbeitslose Zeit in Rechnung zieht. Im Neapolitanischen halten

*) Zu bemerken ist, um jede Wiederholung zu vermeiden, daß der italienische Arbeiter niemals bei seinem Brodherrn in Kost steht. Es wird sich für die Folge hier also um den Lohn ohne die Nahrung handeln.

**) Biareggio, Pisa, Siena und die ganze Maremmengegend.

sich die Löhne der ländlichen Tagelöhner zwischen 50 bis 80 Centimes, in Sicilien zwischen 0,65 bis 1,00 Francs.

Für die Proletarier der Industrie und des Handwerks ergeben die Arbeitslöhne keine günstigere Lage.

Zu Mailand verdienen die Hutmacher ungefähr 2,65 Francs, die Schriftsetzer 24 Cent. per Tausend, die Schuhmacher 1,50 Fr., die Klempner 1,65 Fr., die Tischler und Schneider 2 Fr., die Spinner 1,50 bis 2,50 Fr., die Weber 10 bis 15 Fr. (pro Woche), die Bäcker 40 Fr. (pro Monat), die Holzmodellirer 2,50 Fr., die Schloß-Mechaniker 2,60 Fr., die Wagenbauer 1,80 Fr., die Korbmacher 1,90 Fr., die Böttcher 1,50 Fr., die Gießer 3,50 Fr., die Juweliere 3,20 Fr., die Graveure 3 Fr., die Möbelarbeiter 1,60 Fr., die Fabrikarbeiter 1,70 bis 2,30 Fr., die Tagelöhner 1,60 Fr., die Fabrikarbeiterinnen 0,60 bis 1,10 Fr., die Kinder 30 bis 50 Centimes.

In den anderen lombardischen Städten sind die Löhne wenig verschieden. Die Papierarbeiter verdienen nach Garelli 50 Centimes bis 3 Francs, die Frauen 30 Centimes bis 1 Franc. Die Handwerksarbeiter verdienen durchschnittlich 1,60 bis 2,20 Francs, die Tagelöhner 1,40 Fr., die Fabrikarbeiterinnen 80 Centimes bis 1,10 Fr., die Kinder 30 bis 50 Centimes.

Im Allgemeinen beträgt in der Lombardei in den Seidenwebereien der Lohn für Männer 1,70 Fr., für Frauen 90 und für Kinder 50 Centimes. In den Leinwebereien werden die Männer mit 1,50 Fr., die Frauen mit 45 Centimes abgelohnt.

In Piemont sind die Löhne etwas höher. In dieser Provinz werden durchschnittlich bezahlt die Ziegelbrenner mit 2,10, die Tischler mit 1,75, die Hutmacher mit 1,65, die Kunsttischler mit 2,60, die Zimmermaler mit 3,50, die Schloß-Mechaniker mit 2,80 Francs, die Turiner Arsenalarbeiter mit 15 bis 25 Centimes

für die Stunde, die Schriftfeger mit 35 bis 40 Centimes für das Tausend, die Weber mit 2,25, die Marmorarbeiter mit 3,00, die Maurerpoliere im Sommer mit 2,60, im Winter mit 1,40, die Maurergehülften mit 1,35 Francs.

In den Manufacturen von Biella, wo gegenwärtig ein Strike herrscht, stellen sich die Löhne folgendermaßen: Wollspinnerei: Männer 1 bis 3 Francs, Frauen 75 Centimes bis 1,25 Francs, Kinder 40 bis 70 Centimes; Wollweberei: 25 Centimes mehr für Männer und Frauen; Strumpfmanufactur: Männer 1,40 Francs, Frauen 70, Kinder 40 Centimes; in den Baumwollen-Manufacturen beträgt der Lohn der Männer 1,50 Fr., der der Frauen 1 Franc und der der Kinder 40 Centimes.

Ich habe diese Zahlen meist nach eigenen Erkundigungen aufgestellt, indem ich gleichzeitig die von N. Manzoni in der „Revista Europea“ vom Jahre 1872 veröffentlichte Lohnstatistik und das Werk des Oekonomisten Garelli (I salarii in Italia - Die Löhne in Italien) benutzte. Dieser Letztere schließt seine Statistik der Löhne in Piemont also:

„Durchschnittlich verdienen die Männer 1,90, die Frauen 1,20 Francs und die Kinder 53 Centimes. Nun kann ein Mann sehr gut täglich mit 1,25 Fr. leben, eine Frau lebt mit weniger und ein Kind mit noch weniger. Das beweist, daß der Arbeiter in ganz guten Verhältnissen lebt, und daß ihm das Sparen sehr leicht ist.“

Was das für kluge Leute sind! Das Brod kostet 52 Centimes pro Kilo, Fleisch

1,30, Wein 50 Centimes der Liter, die Wohnung kostet jährlich 100 Fr. und trotz alledem soll ein Arbeiter mit 1,25 Francs täglich leben können! Wovon? —

In den Seidenspinnereien Venetiens verdienen im Durchschnitte die Männer 1,80, die Frauen 1 Fr., die Kinder 32 Centimes. Papierfabrication: Männer 1,80 Fr., Frauen 75, Kinder 40 Centimes. (Diese Arbeiter sind in der Fabrik kasernirt.)

Im Neapolitanischen beträgt der Durchschnittslohn der industriellen Arbeiter: für Männer 1 Fr., für Frauen 50, für Kinder 25 Centimes.

In Sicilien, in Sardinien und in Mittel-Italien unterscheiden sich die industriellen Löhne wenig von den in der Lombardei gezahlten.

Es bleibt uns also noch der Lohn der Grubenarbeiter, vornehmlich in den Schwefelgruben, in welcher Beziehung Sicilien und Sardinien fast das Monopol haben. Die Zahlen, welche ich vor mir habe und welche einer amtlichen Quelle entstammen, berechtigen mich, den mittleren Tageslohn der Männer auf 2,30 Fr., den der Kinder auf 50 Centimes zu veranschlagen.

Entrollen wir nun als Zusammenfassung der vorhergehenden endlosen Zahlen eine außerordentlich wichtige Tabelle. Sie ist das Endergebnis einer sehr genauen Ackerbau- und Industrie-Enquête, wie sie von der Mazzinistischen Partei unter Mitwirkung von mehr als 200 „Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfeleistung“ ausgeführt worden ist.

Der Durchschnitts-Tageslohn in Italien.

	Lombardet und Benedig.	Piemont.	Mittel- Italien.	Im Neapoli- tanischen.
	Fr.	Fr.	Fr.	Fr.
Landarbeiter, auf ein Jahr gemiethet .	0,80	0,95	0,90	0,70
Ländliche Tagelöhner, lange Zeit ar- beitslos	1,00	1,20	1,10	1,00
Maurer	1,00	1,10	1,15	1,00
Tischler	1,40	1,45	1,42	1,25

	Lombardei und Venetig.	Piemont.	Mittel- Italien.	Im Neapoli- tanischen.
	Fr.	Fr.	Fr.	Fr.
Kunstfischer	1,90	2,10	2,00	2,00
Schuhmacher	1,40	1,45	1,40	1,80
Graveure und Verzierer	2,70	2,85	2,90	2,50
Schneider	1,20	1,25	1,30	1,24
Hutmacher	2,30	2,45	2,35	2,50
Bäcker und Kuchenmacher	2,25	2,30	2,27	2,15
Mechanische Schlosser	2,05	2,12	2,10	2,00
Weber	1,40	1,45	1,42	1,80
Spinner (Männer)	1,10	1,15	1,20	1,05
do. (Frauen)	0,75	0,80	0,80	0,75

Wenn wir unsere Generalisation noch weiter ausdehnen, können wir mit der Angabe schließen, daß der Durchschnittslohn sich folgendermaßen vertheilt:

Ländliche Tagelöhner	1,00 Fr. pro Tag,	macht incl. arbeitsloser Zeit jährlich	290 Fr.
Städtische Tagelöhner	1,50 " " "	do.	835 "
Handwerksarbeiter	2,00 " " "	do.	580 "
Fabrikarbeiterinnen	0,90 " " "	do.	261 "
Landarbeiterinnen	0,80 " " "	do.	232 "
Kinder beiderlei Geschlechts	0,45 " " "	do.	145 "

Für diesen elenden Lohn müssen die italienischen Proletarier täglich 12 bis 16 Stunden arbeiten. Was können sie sich wohl im Vergelt einer so aufreibenden Arbeit schaffen? —

Bayen hat das einem Arbeiter nothwendige Nahrungsquantum nach den physiologischen Bedürfnissen folgendermaßen festgestellt*):

Rindfleisch (ohne Knochen) 400 Gramm	Stickstoff 12 Gr.,	Kohlenstoff 44 Gr.
Weißes Brod 500 " "	5,40 " "	150 "
Frische Butter oder Fett 60 " "	0,85 " "	35 "
Wein 500 " "	0,07 " "	20 "
1460 Gramm =		Stickstoff 17,79 Gr., Kohlenstoff 249 Gr.

Setzt man in dem vorstehenden Quantum 300 Gramm Kartoffeln an die Stelle von 100 Gramm Brod und statt 200 Gramm Fleisch 200 Gramm Brod und 200 Gramm

Gemüse, so hat man eine mannichfaltigere und doch gleich inhaltreiche Nahrung. Veranschlagen wir demnach die einem Arbeiter täglich nothwendige Nahrung so:

Fleisch mit Knochen 300 Gramm	zum Preise von 45 Centimes,	
Brod 600 " " " "	30 "	
Butter 60 " " " "	25 "	
Wein 1/2 Liter	25 "	
Kartoffeln 300 Gramm	6 "	
Gemüse 200 " " " "	9 "	
Summe		1,40 Francs

täglich, das macht auf das Jahr 511 Francs.

*) Es sind von mancher Seite gegen diese Aufstellungen Bayens und die ihr zu Grunde liegenden physiologischen Theorien Einwände gemacht worden. Wenn aber auch diese Einwände, was noch nicht ausgemacht ist, Recht behielten und es sich etwa herausstellen sollte, daß selbst mit dem geringen Lohn, den er erhält, der italienische Arbeiter sich ausreichenden Lebensunterhalt verschaffen kann, so würde dieses Resultat doch den socialistischen Schlussfolgerungen keinen Einhalt thun können. Der Socialismus will nicht nur, daß der Arbeiter

Siegen wir diesen Ausgaben von	511 Fr.
pro Jahr; ferner hinzu:	
Heizungs- und Beleuchtungskosten	60 "
Wäsche und Ausbesserung . . .	40 "
Miethe	100 "
Kleidung und Schuhzeug . . .	60 "
Gesellschaft zu gegenseitiger Unter-	
stützung und Verschiedenes . .	30 "
Macht Totalsumme pro Jahr	801 Fr.

Die italienischen Arbeiter verdienen im Durchschnitt die Hälfte von dieser Summe! Und bei diesem Ausgabebudget haben wir einen Mann ohne Familie angenommen; wollen wir die Familie in Rechnung ziehen, so ist es nöthig, die obigen Zahlen fast zu verdoppeln, und es wäre deshalb nöthig, einen viermal so hohen nothwendigen Lohn festzusetzen als der gegenwärtig thatsächliche Lohn. Wie leben unverheirathete Frauen oder Wittwen mit einem täglichen Lohne von 40 Centimes? Es kommt vor, ich weiß es, daß Vater, Mutter und Kinder arbeiten, aber selbst bei dieser günstigsten Annahme stehen wir noch vor einem Deficit. Mann, Frau und zwei Kinder verdienen in den Städten durchschnittlich zusammen 1050 Francs und ihre jährlich nothwendigen Ausgaben können auf nicht weniger als 1400 Francs geschätzt werden. —

Während nun die privatkapitalistische Production fort und fort den Abgrund des Proletarier-Elends weiter gräbt, entwickelt sie zu gleicher Zeit in schleunigstem Tempo das Elend im schwarzen Rock. Auf der einen Seite vermehrt der politische Fortschritt unaufhörlich die Zahl der Unterrichteten und Fähigen, und auf der anderen Seite schränkt der Kapitalismus die Zahl der zu besetzenden Plätze ein, indem er die eigene Organisation fortgesetzt vereinfacht, und es ist wahrlich eines der traurigsten Schauspiele der

auskömmlich ernährt werde u. s. w., er verlangt auch, daß alle Genüsse, welche der Zustand der Cultur und der Gesellschaft gestattet, in gerechter Weise unter alle Mitglieder derselben vertheilt werden. (Anmerk. d. Red.)

gegenwärtigen Civilisation, daß viele Tausende unglücklicher Enterbter vergebens eine Verwerthung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten suchen, um ein Stückchen Brod zu haben, und daß sie vor Entbehrung dahinsterven, wenn nicht ein Selbstmord diese Leiden abkürzt.

Diese Ueberfülle von Kräften und Fähigkeiten ist in hohem Grade in Italien vorhanden. Es giebt ohne Uebertreibung viele Zehntausende von Unglücklichen, welche, ohne sie zu finden, eine Beschäftigung für monatlich 60 Francs suchen, die es ihnen doch nur ermöglichte, langsam an Hunger zu sterben.

Die Auserwählten, d. h. Diejenigen, welche im glücklichen Besitze von Arbeit sind, verdienen monatlich durchschnittlich 75 Francs. Von 69,000 Staatsbeamten verdienen 41,000 weniger als 1200 Fr.; die Communalbeamten erhalten durchschnittlich 70 Francs. Setzen wir also den monatlichen Durchschnittsgehalt der großen Mehrheit der italienischen Beamten auf monatlich 85 Francs, also das Jahr 1020 Francs, so sagen wir mehr als die Wahrheit.

Wie groß kann demnach die durchschnittliche Ausgabe eines Beamten, Familienvaters, während eines Jahres sein?

Rechnen wir ganz niedrig:	
Miethe (in der Stadt)	850,00 Fr.
Brod, 1 1/2 Kilo täglich, zu 50 C.	
das Kilo, pro Jahr	273,75 "
Gemüse, Reis, Gebäck, Salz u. s. w.,	
50 C. täglich,	182,50 "
Fleisch, 600 Gramm täglich 90 C.,	329,50 "
Beleuchtung und Heizung . . .	120,00 "
Wein, Liter zu 50 C.,	182,50 "
Kleidung und Wäsche	400,00 "
Verschiedenes	50,00 "
Gesamtsumme der Ausgaben	1888,25 Fr.
Einnahme	1020,00 "
Deficit	868,25 Fr.

Wie diese Beamten bestehen können, ist für mich, ich gestehe es bescheiden, unfassbar. Man sieht sie und ihre Familien stets untadelhaft gekleidet. Bei den Besseren ist das nur in Folge unerhörter

Entbehrungen möglich, welche manchmal zum Schlusse im Selbstmorde eines Vaters gipfeln, der daran verzweifelt, die Seinen zu ernähren; Andere schaffen sich, wie es scheint, einen Einnahme-Ueberschuß

durch mehr oder minder freiwilliges Nichtsehen, wobei die Sittlichkeit auch Nichts zu sehen hat.

Wie die Landleute und Arbeiter leben, werden wir im nächsten Artikel sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die Grundprincipien der Social-Oekonomie.

Von Dr. César de Parpe.

(Fortsetzung.)

I.

Ueber den Gegenstand und den Zweck der Social-Oekonomie.

Bevor wir auf den Kern unseres Thema's eingehen, wollen wir zunächst zeigen, daß es eine Reihe von besonderen Erscheinungen giebt, welche den Namen der ökonomischen verdienen, und wollen untersuchen, inwiefern diese besonderen Erscheinungen den anderen Naturerscheinungen sich anschließen, und wodurch sie sich von ihnen unterscheiden. Dann wollen wir sehen, welche Phasen die Summe von Daten und Ideen durchgemacht hat, welche man heute Social-Oekonomie nennt. Erst nach diesen Bemerkungen werden wir darüber klar sein, welches das Ziel der Social-Oekonomie ist und sein muß, und welches die richtige Definition dieser Wissenschaft ist.

Ein Forstmann, welcher zugleich ein tiefer Denker und ein ausgezeichnete französischer Schriftsteller war, George Leroy, spricht in seinen Briefen über die Thiere von einem Adler, welcher über der Erde schwebt und mit raschem Blick die Dinge betrachtet, die sich dort zu tragen. Nach unserem Schriftsteller würde der Raubvogel zuerst keinen Unterschied

finden zwischen den um eine Hütte versammelten Holzhauern und den vierzig in der französischen Akademie vereinigten Unsterblichen. Nun, erheben wir uns in Gedanken einen Augenblick zu dieser Höhe, von der aus man die Details vergißt, um das Ganze zu überblicken. Was sehen wir? Gebirge, Wälder, Häuser, Ströme, deren ruhiger oder reißender Lauf schwimmende Körper treibt. Diese Erscheinungen geben uns die Idee der Zahl, der Form und der Bewegung. Man hat diesen Phänomenen den Namen der mathematischen beigelegt. Es sind die einfachsten und zugleich die allgemeinsten (weil man sie überall findet), und man möge uns erlauben, sie von jener Höhe zu beobachten, auf die wir uns gestellt haben.

Nähern wir uns der Erde und beobachten wir aus größerer Nähe, so bemerken wir, daß alle Körper, welche sich auf ihrer Oberfläche befinden, tiefer gelegenen Punkten zustreben. Der Fluß entspringt in den Gebirgen und fließt thalwärts; wir sehen die reifen Früchte sich ablösen und an den Fuß des Baumes fallen. Dies sind physikalische Erscheinungen. Die Gelehrten werden uns später zeigen, daß Dasjenige, was wir eben gesehen haben,

nichts weiter ist als die Wirkung eines allgemeinen Gesetzes, welches man das Gravitationsgesetz nennt. Die Gravitation oder die Schwere ebenso wie die Wärme, die Electricität, das Licht u. s. w. sind Facta, welche man an allen Körpern ohne Ausnahme findet, es sind eben physikalische Erscheinungen.

Steigen wir immer weiter hinab, dringen wir bis in den Schooß der Erde, da werden wir Felsen finden, Krystalle, welche durch Zersetzung oder Verbindung aus anderen Stoffen erzeugt werden, und der Gelehrte wird uns sagen, daß man diese Zersetzungen und Verbindungen ebenso gut in den Laboratorien hervorbringen kann, und er wird uns eine ganze Reihe neuer Erscheinungen zeigen können, welche sich von den physikalischen dadurch unterscheiden, daß die letzteren sich in jedem Körper in isolirtem Zustande zeigen, während jene wenigstens die Zweifelt voraussetzen, d. h. die Existenz von wenigstens zwei Körpern. Diese Erscheinungen nennt man chemische, und sieht sie an den Wurzeln der Bäume, in dem Magen der Thiere sich vollziehen. Dort veranlassen sie eine neue Reihe der Erscheinungen, diejenige der Ernährung, der Zeugung, Bewegungskraft, Empfindungsfähigkeit, des Instincts, des Willens und des Gedankens. Alle diese Erscheinungen, sowohl diejenigen, welche, um mit Schopenhauer und Hartmann zu sprechen, in das Gebiet des „Unbewußten“ gehören, als die höheren Erscheinungen der Ueberlegung und des Bewußtseins bezeichnen eine neue Rundgebung: das Leben. Es ist dies eine neue Ordnung von Thatsachen, die viel weniger allgemein sind als die anderen, da sie ja nur den Pflanzen und den Thieren zukommen und viel complicirter sind, da sie ja in diesen Wesen die Existenz der physikalischen und chemischen Erscheinungen voraussetzen. Dies sind biologische Erscheinungen.

Doch das ist nicht Alles. Die zahlreichen thierischen Arten, welche wir auf

der Erde finden, leben nicht alle isolirt. Es giebt einige, welche in Gruppen, Stämmen, Gesellschaften zusammenleben, und der philosophische Forstmann, von dem wir soeben gesprochen, wird uns von der Republik der Kaninchen reden können; aber unter allen Wesen, welche die organische Welt zusammensetzt, giebt es eine Art, welche höher begabt ist als die andere, die sich auf natürliche Weise und überall zu Gesellschaften formirt, und zwar zu complicirteren, als es die primitiven Vereinigungen der Thiere sind, Vereinigungen, die sich mehr oder weniger rasch entwickeln und fortschreiten, während die anderen mehr oder minder auf demselben Standpunkt bleiben. Der natürliche Zustand des Menschen ist in der That durchaus nicht jenes isolirte Leben, welches Jean Jaques Rousseau unbegreiflicherweise „den natürlichen Zustand“ zu nennen beliebte. Der wahrhaft natürliche Zustand des Menschen ist der gesellschaftliche Zustand, das Leben in Gesellschaft.

Mit dem Menschen erscheinen in ihrer ganzen Größe eine Reihe von Erscheinungen, die zu einem neuen Leben gehören, zu einem Gesamtleben: man nennt dieselben sociale Erscheinungen.

Sie haben ebenso wie die biologischen verschiedene Abtheilungen. Gerade wie wir auf dem Grunde aller biologischen Erscheinungen die Ernährung antreffen, als eine Art Uebergang zwischen den chemischen und biologischen Vorgängen, werden wir als Basis des ganzen socialen Lebens einer ganzen Reihe von materiellen Erscheinungen begegnen, welche uns zuerst wie eine Art Uebergang oder Bund zwischen dem individuellen und dem Gesamtleben erscheinen. Der Mensch verzehrt zunächst die natürlichen Reichthümer der Erde, dann sieht man ihn Werkzeuge schaffen, um neue Reichthümer hervorzubringen, endlich sieht man diese Reichthümer auf eine oder die andere Art unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt. Später

werden wir unter den Menschen eine erste Arbeitstheilung eintreten und die Producte des Einen gegen die des Anderen austauschen sehen. Wir werden ferner wahrnehmen, daß ein Theil der Producte unmittelbar verzehrt wird, um dem augenblicklichen Bedürfniß zu genügen, während ein anderer Theil derselben aufbewahrt werden wird, um zu neuer Production zu dienen, um kapitalisirt zu werden. Wir werden endlich sehen, wie der Mensch, um den Tausch seiner Producte zu erleichtern, Transportmittel und einen besonderen Stoff erfindet, welcher bestimmt ist, der gemeinsame Maßstab aller anderen Producte zu sein, nämlich das Geld, dessen Circulation wir schließlich noch betrachten.

Alle diese Erscheinungen, die Besitznahme und der Verbrauch der natürlichen Reichthümer, Production, Arbeitsinstrumente, die Vertheilung, die Arbeitstheilung, Austausch, Geld, Kapitalisation, Circulation, Transportmittel, Verbrauch der Producte 2c. 2c. sind von einer besonderen Natur, auf welche die übrigen socialen Erscheinungen allerdings einen großen Einfluß üben, wie bei den höher stehenden Thieren das Thierische (die Functionen des Nervensystems zum Beispiel) einen unbestreitbaren Einfluß auf das Pflanzenleben haben; nichtsdestoweniger existiren sie für sich allein und unterscheiden sich durchaus von den anderen, sie sind, ich wiederhole es, für das sociale Leben Das, was die Ernährung für das thierische Leben ist.

Die socialen Erscheinungen dieser besonderen Ordnung sind die ökonomischen, und sie bilden den Gegenstand der Wissenschaft, deren Idee wir hier untersuchen wollen, nämlich der Social-Oekonomie.

Wie man sieht, ist der Mensch das Substrat der Social-Oekonomie, der Mensch, sobald er betrachtet wird in gewissen seiner Beziehungen mit den anderen Menschen und mit der Natur. Aber der

Mensch selbst ist das Product kosmischer Kräfte, welche bei der Bildung der Welt so wie sie uns erscheint, zusammengewirkt haben. Von diesen, jeder Materie inwohnenden Kräften bis zu den complicirten Erscheinungen der Social-Oekonomie ist die Reihe eine ununterbrochen fortschreitende, und diese Kräfte sind überall und beständig in Thätigkeit. Nur durch theoretische Erwägungen hat der Mensch jede dieser Beziehungen isoliren, sie im Einzelnen beobachten und gruppiren können; er bildete aus ihnen eben so viele verschiedene Klassen, die denselben allgemeinen Gesetzen unterworfen sind, und die dann den Gegenstand besonderer Wissenschaften ausmachen.

Alle diese Wissenschaften liegen in ihrem Keime im Menschen unter dem Gesamtbegriff der ökonomischen Wissenschaften; die Paläontologie zeigt ihn uns schon in Gesellschaft lebend in den ältesten geologischen Epochen. Die Steinzeit hat nicht gerade Mathematiker, Physiker, Chemiker, Physiologen, Oekonomen in unserem heutigen Sinne gehabt, aber nichtsdestoweniger wird der Mensch dieser Zeit durch die Noth gedrängt, zu überlegen, zu beobachten, zu experimentiren, zu combiniren, und erkennt den Dingen, die ihn umgeben, eine bestimmte Eigenthümlichkeit und specielle Eigenschaften zu, ganz wie der Gelehrte unserer Tage. Nur ist das Wissen des Armen Menschen ein rein praktisches und wird von einem angeborenen Mysticismus beherrscht, der ihm oft die wahren und genauen gegenseitigen Beziehungen der Dinge verbirgt.

Der Mensch lebt in dieser Weise sehr lange Zeit, unter der Herrschaft der Noth, der Gewohnheit und der Furcht, und er kann sich erst an dem Tage davon befreien, an dem er die bleierne Decke, die auf seiner Erkenntniß ruht, abschüttelt. Dann entwindet sich die Wissenschaft zuerst schüchtern, dann kühner den Armen der Religion und wendet sich der Forschung zu, nachdem sie wie Prometheus das Feuer

vom Himmel geholt hat. Galilei behauptet die Drehung der Erde um die Sonne vor einem Inquisitions-Tribunal: „Und sie bewegt sich doch“. Newton entdeckt das Gravitationsgesetz und Franklin bemächtigt sich der Blitze Jupiters. Priestley und Lavoisier entdecken den Sauerstoff und befreien die Wissenschaft von dem alten und mystischen Phlogiston. Woehler bewirkt die erste organische Synthese; Schleiden und Raspail zeigen uns zu gleicher Zeit, der eine in Deutschland, der andere in Frankreich, das erste Element jedes organischen Wesens, die Zelle; Darwin und Haeckel enthüllen uns die Bedingungen, welche die Veränderungen der Arten bestimmen und der beständigen Entwicklung der Wesen zu Grunde liegen; Auguste Comte entdeckt das Grundgesetz der Geschichte, das Gesetz von den drei Ständen; Marx weist uns in die Gesetze ein, welche die verschiedenen Prozesse der kapitalistischen Production bestimmen u. s. w.

So sind nacheinander die fünf großen Grundwissenschaften entstanden und bestimmt constituirt, wir sagen nicht: vollendet. Der menschliche Geist bringt zuerst die Mathematik zu Tage, welche zur Erforschung der himmlischen Räume nöthig ist (Astronomie und Physik des Himmels) und zur Entdeckung der Gesetze des Falles, der Fortpflanzung des Schalles, der Wärme, des Lichts, des Magnetismus und der Electricität (Physik der Erdoberfläche, Physik im eigentlichen Sinne). Darauf bringt der menschliche Geist mit Hilfe der in der Physik erworbenen Kenntnisse, und indem er von den sogenannten Kräften der Wärme, des Lichts und der Electricität Gebrauch macht, in das innerste Wesen der Körper ein, entdeckt die Gesetze der Verbindung und Zerlegung der Materie und begründet die Chemie. Ferner analysirt er mit Hilfe der Chemie den Zusammenhang der Gewebe der Pflanzen und der Thiere, während er sie gleichzeitig mit dem Scalpell und dem Mikroskop erforscht, und erschafft

die Biologie. An diesem Punkt angelangt, schreitet er zum Studium der Principien, welche die menschlichen Institutionen und ihre historische Entwicklung regieren; er sucht die Grundgesetze des Zusammenlebens und legt den Grund zur Gesellschaftslehre oder Socialwissenschaft.

Wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen, erscheint uns die Gesamtheit der menschlichen Kenntnisse wie ein Ganzes, dessen Theile, nur unterschieden durch den menschlichen Verstand, sich allmählich entwickelt haben, je nachdem die Erscheinungen weniger allgemein oder mehr besonderer Art und weniger einfach und complicirter sind. Wir haben in der That gesehen, daß man natürliche Erscheinungen verschiedener Art trotz ihrer Uebereinstimmung als sich einander überordnend betrachten kann, und zwar nach der Reihenfolge ihrer abnehmenden Allgemeinheit oder Einfachheit, oder, was auf dasselbe herauskommt, in ihrer zunehmenden Eigenthümlichkeit und wachsenden Complicirtheit. Mit anderen Worten, wir sehen, daß die Zahl und die Ausdehnung überall existiren (große Allgemeinheit) und unabhängig von jeder anderen Eigenthümlichkeit der Materie studirt werden können (große Einfachheit). Auf der anderen Seite kann chemische Verwandtschaft nur dann eintreten, wenn wenigstens zwei auf einander reagirende Körper vorhanden sind (geringere Allgemeinheit), und ihre Gesetze können nur festgestellt werden mit Hilfe von numerischen Formeln und der Kenntniß von der Thätigkeit der physikalischen Kräfte (also geringere Einfachheit oder größere Zusammengesetztheit). Während die chemischen Erscheinungen zugleich in der unorganischen und organischen Welt existiren, bietet diese ein neues Phänomen: das Leben, das natürlich weniger allgemein ist als die mathematischen, physikalischen und chemischen Erscheinungen (also geringere Allgemeinheit), und welches diese letzteren verflücht (also größere Zusammengesetztheit

ober geringere Einfachheit). Endlich bildet unter den organischen Wesen nur ein Theil Vereinigungen, die einer fortschreitenden Entwicklung unterworfen sind (also geringere Allgemeinheit der socialen Erscheinungen), und diese neuen Erscheinungen der gesellschaftlichen Organisation und der historischen Entwicklung schließen sich den anderen natürlichen Erscheinungen an (woher eine größere Verwickeltheit der socialen Erscheinungen). In dieser Reihe von natürlichen Erscheinungen, welche der Mensch beobachten kann, ist also jede mehr oder weniger von der ihr folgenden unabhängig, aber sie hängt immer von der vorhergehenden ab. So kann die Reihe der mathematischen Erscheinungen ohne andere vorangehende wissenschaftliche Kenntnisse studirt werden, während diejenige der physikalischen nur gründlich mit Hülfe der Mathematik studirt werden kann. Das Studium der chemischen Erscheinungen ist nur möglich vermittelt der Kenntniß der physikalischen und chemischen Gesetze. Die Reihe der socialen Erscheinungen endlich kann wissenschaftlich nur vertieft werden mit Hülfe der Gesetze, welche das individuelle menschliche Wesen und die Gesellschaft beherrschen, in deren Schooß dieses lebt und sich entwickelt, was die Kenntniß der biologischen, chemischen und physikalischen Gesetze nothwendig macht.

Wir kommen so zu dem Schluß, daß alle menschlichen Kenntnisse auf fünf Wissenschaften zurückgeführt werden können, die zugleich objectiv uod abstract sind und sich in nachstehender Reihenfolge anordnen lassen: Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Gesellschaftslehre.

Wir sagen zugleich objectiv und abstract, weil jede dieser Wissenschaften auf dem Studium der äußeren objectiven Thatfachen beruht, die mit Hülfe der menschlichen Sinne beobachtet werden, und weil jede von ihnen wesentlich durch eine Gesammtheit von abstracten Gesetzen gebildet wird, die streng genommen nicht die con-

creten Thatfachen sind, nicht die materiellen Erscheinungen selbst, sondern welche die beständigen Beziehungen zwischen diesen concreten Thatfachen ausdrücken. Diese letztere Bemerkung zeigt, daß man neben den fünf großen Wissenschaften eine große Zahl von concreten Wissenschaften aufstellen kann, die in der That existiren und die nur die besondere Anwendung der Gesetze einer oder mehrerer dieser fünf großen Wissenschaften sind. Zum Beispiel die Mineralogie, welche eigentlich nur eine Anwendung der Gesetze der Geometrie, der Physik und besonders der Chemie ist, die Geologie, nur eine Anwendung der Gesetze der Physik und Chemie und auch der Biologie (Paläontologie). Aber was hat alles dieses gemein mit den Grundprincipien der Social-Oekonomie? wird man uns vielleicht fragen. Noch einen Augenblick Geduld!

Jede der fünf großen Grundwissenschaften theilt sich in mehrere Zweige, so theilt sich die Mathematik in vier Zweige: die Arithmetik oder die Wissenschaft von den Zahlen, die Algebra oder die Lehre von den Functionen, die Geometrie oder die Wissenschaft von der Ausdehnung und der Form, die Mechanik oder die Wissenschaft von den Kräften und der Bewegung.

Die Physik zerfällt in die Barologie oder die Lehre von der Schwere, zu welcher man die universelle Gravitation, d. h. die Astronomie rechnen kann. In der Acustik studirt man die Gesetze des Schalls. In der Thermologie betrachtet man die Gesetze der Wärme, in der Optik diejenigen des Lichts, in der Magneto-Electrologie die Gesetze des Magnetismus und der Electricität. Alle physikalischen Kräfte, welche man heute kennt, können sich in einander verwandeln, und dies stellt die Einheit der Physik endgültig fest. Die Chemie läßt sich in eine organische und anorganische einteilen, obwohl in Wirklichkeit diese Theilung etwas zu wünschen übrig läßt.

Die Biologie kann man auf verschiedene Weise eintheilen, zunächst in die der Pflanzen und die der Thiere (diese Eintheilung ist deshalb nicht sehr genau, weil die Grenzen zwischen dem Pflanzenreich und dem Thierreich nicht vollkommen festgestellt werden können). Ferner in Anatomie, d. h. in die Wissenschaft von dem Bau und den Beziehungen der Organe untereinander und ebenso der Organismen untereinander, und in Physiologie, d. h. die Wissenschaft von den Functionen der Organe (specielle Physiologie, z. B. Physiologie des Menschen), und von den Functionen der unter einander verglichenen Organismen (vergleichende Physiologie).

Die Sociologie schließlich kann in gleicher Weise in mehrere Zweige getheilt werden, unter welchen wir zuerst (und zwar als einen Uebergang von der Lebens- zur Gesellschaftslehre) die sociale Gesundheitslehre erwähnen, und die Social-Oekonomie oder die Wissenschaft vom Volkswohlstand.

Dann folgen als weitere Zweige der Gesellschaftswissenschaft die sociale Psychologie, die Sittenlehre, die Rechtswissenschaft. Hierzu wollen wir eine Bemerkung machen, auf welche wir später zurückkommen werden, nämlich, daß jede dieser Abtheilungen der Sociologie in einem gegebenen Augenblick, dem gegenwärtigen Moment z. B., oder auch in ihrer Entwicklung, in ihrem Lauf durch die Jahrhunderte betrachtet werden kann. Dieser letztere Gesichtspunkt liefert uns die Geschichte sowohl der Menschheit in ihrer Gesamtheit, als die Geschichte jedes besonderen gesellschaftlichen Zweiges, d. h. als die Erzählung von der Entwicklung, den Abänderungen und Umbildungen der Erscheinungen, die jedem dieser Zweige eigen sind.

Wie unsere Leser zweifellos bemerkt haben werden, ist diese Classification der natürlichen Erscheinungen und diese Classi-

fication der Wissenschaften nicht neu, sie stammt von Auguste Comte, und wir haben uns nur erlaubt, einige Abänderungen in die über diesen Gegenstand durch den Gründer des französischen Positivismus ausgesprochenen Ideen einzuführen. *) Auguste Comte ließ zuerst sechs Grundwissenschaften zu, später sieben: Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Biologie, Gesellschaftslehre, denen er später als selbstständige Wissenschaft die Sittenlehre hinzufügte. In unseren Augen ist die Astronomie nur ein specieller Fall der Physik, und was die Sittenlehre betrifft, so glauben wir sie als einen Zweig der Gesellschaftslehre betrachten zu sollen, da die Moralität, ebenso wie das Recht für uns nur ein Resultat der Menschen unter sich ist, oder noch besser, ein specieller Punkt der veränderlichen Beziehungen, die zwischen den Einzelnen und zwischen den Gesellschaftsgruppen bestehen. Doch wir können hier nicht die Motive entwickeln, welche uns die Dinge in dieser Art betrachten lassen, dies würde uns zu sehr von unserem Gegenstande abziehen, von dem wir uns vielleicht schon viel zu weit entfernt haben. Fügen wir indessen noch hinzu, daß für Auguste Comte nicht nur die Sittenlehre kein Zweig der Gesellschaftslehre ist, sondern daß nach ihm auch das Recht und die Social-Oekonomie, die gesellschaftliche Gesundheitslehre und die sociale Psychologie nicht Zweige der Gesellschaftslehre sind.

Wir hielten diese einleitenden Bemerkungen durchaus für nöthig, um uns über die Phasen Rechenschaft zu geben, welche die ökonomischen Wissenschaften durchgemacht haben, und um zu einer genauen Bestimmung des Zwecks der Social-Oekonomie,

*) Wir wollten den Herrn Verfasser in seinen Ausführungen nicht beschränken, dürfen aber wohl bemerken, daß wir selbst den Standpunkt desselben nicht theilen und weder das Comte'sche System überhaupt noch speciell seine Eintheilung der Wissenschaften, selbst mit den Aenderungen des Herrn Dr. de Paeppe, für vollkommen halten. Die Redaction.

sowie ferner der Naturgesetze, welche jene Wissenschaft regieren, ihrer Beziehungen zu den anderen Wissenschaften und der Stellung, welche sie unter diesen einnimmt, sowie endlich zur Bestimmung der Methoden und Erforschungsvorgänge zu gelangen, welche sie gebraucht und im Allgemeinen den anderen Zweigen entlehnt, die ihr in der Reihenfolge der Wissenschaften vorangehen.

(Fortsetzung folgt.)

Maximilian Robespierre.

Von Dr. Karl Brunnemann.

(Fortsetzung.)

Sonntag, den 17. Juli, fand das bekannte Blutbad auf dem Champ de Mars statt. Tausende wehrloser Bürger mit ihren Weibern und Kindern, die sich in den Nachmittagsstunden dort eingefunden hatten, theils um von ihrem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch zu machen und eine Petition an die Nationalversammlung zu unterschreiben, theils auch bloß um sich mit den Ihrigen im Freien zu ergehen, wurden plötzlich von der bewaffneten Bourgeoisie, aus der sich nach dem unglücklichen Gesetze über die Organisation der Volksbewaffnung, welches die Passivbürger davon ausschloß, die Nationalgarde allein zusammensetzte, unter der Führung von Lafayette und Bailly und auf Befehl von Ch. Lameth, dem Präsidenten der Nationalversammlung, der sich dessen noch im Jahre 1832 in der chambre des députés öffentlich gerühmt hat, angegriffen, und nach wenigen Salven bedekten Hunderte von Todten und Verwundeten den Platz.

Eine solche Mißachtung und Verletzung der constitutionellen Freiheiten mußte noch weitere Gewaltthaten von Seiten der Machthaber befürchten lassen. Deshalb bot Maurice Duplay Robespierre beim Hinausgehen aus dem Club der Jacobiner Abends 11 Uhr ein Asyl in seiner Wohnung Rue St. Honoré für die Nacht an. Nach einigem Sträuben nahm Robespierre das Anerbieten an.

Frau Duplay empfing ihn wie einen Sohn. Als er am nächsten Morgen sich von ihnen verabschieden wollte, um in seine Wohnung zurückzukehren, beschwor sie ihn, wenigstens noch einen Tag vorübergehen zu lassen. Daraus wurde für

ihn, entzückt von der Liebenswürdigkeit der Familie, ein dauernder Aufenthalt, indem er sich bei derselben gegen Zahlung einer Pension in Kost und Logis gab; vorher hatte er seine Mahlzeiten in einem kleinen Restaurant à 30 Sous (1 Mark 20 Pf.) eingenommen.

Duplay war zu St. Didier im Departement Haute-Loire um's Jahr 1735 geboren und jung nach Paris gekommen, wo es ihm unter der Protection von Mme. Geoffrin, der bekannten geistreichen Freundin der Encyclopädisten, glückte, in vierzigjähriger angestrengter Arbeit ein Vermögen von 15,000 Livres Jahresrente, das größtentheils in Häusern angelegt war, als entrepreneur en menuiserie (Bau- und Möbeltischlerei) zu erwerben, doch da er seine Häuser in Folge der Revolution nicht vermieten konnte, hatte er sein Geschäft wieder aufgenommen; er hat sich also jedenfalls nicht in der Hoffnung auf Vortheil der Bewegung angeschlossen. Duplay hatte einen Sohn von zwölf Jahren und vier ältere Töchter, **Éléonore**, **Sophie**, **Victoire** und **Elisabeth**, von denen die zweite schon damals an den Advocaten **Auzat** in **Issoire**, Departement **Puy-de-Dôme**, verheirathet war.

Die Familie bewohnte einen in der Tiefe des Hofes gelegenen Pavillon, der im Erdgeschoß das Speisezimmer, den Salon und das Zimmer der jungen Mädchen enthielt, im ersten Stocke befanden sich das Schlafzimmer der Eltern, das Schlafzimmer der Töchter, ein Toilettezimmer und das Zimmer, welches an Robespierre abgetreten wurde. Dasselbe hatte ein einziges Fenster nach dem Hofe heraus. Die Möbel bestanden in

einer Rußbaumbettstelle mit Vorhängen aus blauem Damast mit weißen Blumen, einigen Strohseffeln und einem einfachen Schreibtisch, über dem ein Bücherbrett an der Wand angebracht war; aber Robespierre benutzte, wie das auch heute noch in Frankreich allgemein Sitte ist, wenn man sich bei einer Familie in Pension gegeben hat, auch zum Empfange seiner Besuche den Salon im Erdgeschoß, der dann allerdings mit einem mit Ultrarother carmoisinrothen Sammet überzogenen Mahagoni-Meublement versehen war und in dem auch später sein lebensgroßes Bildniß, von Gérard gemalt, aufgehängt wurde. Und daraus hat man das elegante Gemach gemacht, in welchem der Schüler Rousseau's „mitten unter den plastischen Bildern, Delgemälden und Kupferstichen saß, die sein Selbst vervielfaltigten und abspiegelten.“

Im August schritt man zu einer nochmaligen Revision der Constitutionsacte, die jedoch keine wesentlichen Aenderungen ergab, und es ist fast rührend mit anzusehen, wie Robespierre, obwohl es von vorn herein von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt sein mußte, Tag für Tag seine Stimme erhebt, um für die Rechte des Volkes und die großen Principien der Freiheit und Gleichheit einzutreten. Die Einwohner von Paris bewiesen ihm ihre Dankbarkeit dafür dadurch, daß sie ihn ohne sein Wissen und Zutun und trotz der Intriguen seiner Gegner und namentlich Dupont's, der es gern selber werden wollte, zum *accusateur public* (Staatsanwalt) wählten. Obwohl seinem ganzen Naturell die ruhige Stellung eines Richters in Versailles mehr zugesagt hätte, nahm er die Wahl doch an.

Am 30. September, nach dem Schluß der Arbeiten der Nationalversammlung durch ihren Präsidenten Thouret, wurden Robespierre und Bétion beim Herauskommen von den Umstehenden mit dem damals gebräuchlichen Rufe: „Vive la liberté! Vive la nation!“ empfangen. Robespierre, der kein Freund von solchen Demonstrationen war, warf sich mit Bétion in eine Droschke, die er jedoch augenblicklich wieder verließ, als man Miene machte, die Pferde auszuspannen, indem er das Volk ermahnte, den Respect vor sich selber nicht aus den Augen zu setzen und gegen alle Anwandlungen von Dankbarkeit Einzelnen gegenüber mißtrauisch zu sein, und er konnte darauf

ruhig seine Wohnung erreichen, verfolgt von dem unaufhörlich wiederholten tausendstimmigen Ruf: „Voilà les véritables amis du peuple, les législateurs incorruptibles!“

So endete der glücklichste und am wenigsten bekannte Abschnitt aus dem Leben Robespierre's. Wer könnte an diesem Leben voll Hingebung und Verleugnung etwas auszufehen finden? Bis jetzt hat man immer den friedlichen Gesetzgeber über den Mann der That vergessen, und der gewaltige Kämpfer des Convents hat in den Augen der Nachwelt dem Philosophen der constituirenden Versammlung etwas Unrecht gethan. Es ist daher die Pflicht der Geschichtsschreibung, diesen allzusehr in Vergessenheit gerathenen Abschnitt seines Lebens in das rechte Licht zu stellen, und wir rechnen auf die Billigung unserer Leser, wenn wir dies mit einiger Ausführlichkeit gethan haben.

Was die Versammlung Gutes gethan, ist größtentheils sein Werk; das, worin sie den großen Principien von 1789 wieder untreu wurde (Unterscheidung von Activ- und Passivbürgern, Beibehaltung der Sklaverei, Beibehaltung der Armee mit den alten Officieren) geschah gegen seine Bemühungen. Wäre man ihm gefolgt, wahrscheinlich hätten alle späteren Revolutionen nicht stattgefunden.

Dadurch erklärt sich seine ungeheure Popularität, die seinen Namen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wie ein Symbol der Freiheit und Gerechtigkeit nennen ließ. Die Volksvereine, die Zeitungen tönten täglich wieder von seinem Lobe, selbst in den Theatern brachte man ihn auf die Bühne und überlieferte seine Person den enthusiastischen Beifallsbezeugungen der Bürger, er war in ihren Augen der Apostel, der Messias. Man muß in Wahrheit das menschliche Geschlecht nur wenig kennen, wenn man sich dem Glauben hingeben will, ein Mensch, der eine solche Macht auf ein ganzes Volk ausübte, sei ein Mann von mittelmäßigem Werthe gewesen. Andere — *nomina sunt odiosa* — zwingen oder verführen die Völker durch das Genie der brutalen Gewalt, Robespierre drängte sich der Liebe der großen Masse durch die Stärke seines Charakters, durch die Kraft seiner Tugenden, durch die Größe seines Talentes, durch seine Unbestechlichkeit auf. Niemals hat er auch nur einen einzigen Soldaten zur Verfügung gehabt. In seiner Seele

fühlte das Volk die eigene pulsiren; wie er, wollte auch die große Majorität des Volkes die Freiheit für Alle. Wenn er sich mit aller Kraft seines unwilligen und empörten Gewissens gegen das Martialgesetz erhob, welches das Leben von Tausenden von Bürgern in die Discretion argwöhnischer, engherziger Gemeindebehörden legte; wenn er die Abschaffung der Todesstrafe verlangte; wenn er gegen die widersinnige Unterscheidung von Activ- und Passivbürgern donnerte; wenn er der Abschaffung der Sklaverei und der Emancipation der Farbigen das Wort redete; wenn er jede Einschränkung der Pressfreiheit und des Versammlungsrechtes bekämpfte: dann gab er nur den geheimen Wünschen der großen Masse des Volkes Ausdruck. Und diesen unsterblichen Principien ist er stets treu geblieben. Und wenn er auch später, als es sich für die Revolution allein noch darum handelte, entweder zu siegen oder unterzugehen, zu strengen Maßregeln glaubte greifen zu müssen, um das Vaterland zu retten, das im Innern durch Parteiungen zerrissen, auf allen Grenzen durch die coalirten Könige bedroht und angegriffen wurde, so bleibt er doch immer das Ideal eines Mannes der Ordnung, der weiß, daß ohne Ordnung die Freiheit nur eine Fiction ist, und der sich bemüht, die Mitte zu halten zwischen den beiden gleich gefährlichen Klippen Contrerevolution und revolutionäre Uebertreibung.

III.

Während der Asssemblée Législative.
(1791—1792.)

Sonnabend, den 1. October 1791, trat die Asssemblée Législative, 730 Mitglieder zählend, in dem Manège zusammen, einer Reitbahn in der Nähe der Tuilerien und zu diesen gehörig, in der auch schon die Asssemblée Nationale die letzten Monate getagt hatte. Die neue Versammlung — bekanntlich waren alle Mitglieder der Nationalversammlung auf Robespierre's Antrag von der Wahl in dieselbe ausgeschlossen gewesen — hatte eine wesentlich andere Physiognomie als ihre Vorgängerin. Zunächst fiel gleich die Jugendllichkeit der neuen Gesetzgeber auf; bei der provisorischen Besetzung des Bureau's

stellte es sich heraus, daß sie nicht weniger als sechszig Mitglieder unter sechs und zwanzig Jahren zählte. Sodann hatte sich auch die Parteistellung total verschoben: die Constitutionellen, die in der Nationalversammlung die Linke gebildet hatten, bildeten in der neuen Versammlung, etwa hundert und zwanzig Mann stark, die Rechte; ihnen gegenüber standen in beinahe doppelter Stärke die Novateurs oder Réformistes, die sich namentlich aus den Deputirten des Departement Gironde und denen der Stadt Paris zusammensetzten und später im Nationalconvent die ersteren den Grundstock zu der Partei der Girondisten und letztere zu der Bergpartei oder den Jacobinern hergaben, jetzt aber noch zusammengingen und sich in dem Jacobinerclub gemeinsam ihre Inspirationen holten. In der Mitte standen die Timides oder le Centre, wie in allen Versammlungen bei den Abstimmungen den Ausschlag gebend.

Robespierre war im Allgemeinen mit der Zusammensetzung der Versammlung, die ja fast durchweg aus Patrioten — so wurden damals die Liberalen in Vaucluse und Vogen genannt — bestand, zufrieden, nur wollte ihm, wie er im Jacobinerclub klagte, die Anwesenheit so vieler Mitglieder der Nationalversammlung unter den Zuhörern nicht gefallen, welche sich herausnahmen, den Gesetzgebern Weisungen zu ertheilen, wie sie stimmen sollten; und er reiste unbesorgt nach Arras, um nach mehr als zweijähriger Abwesenheit die Vaterstadt einmal wiederzusehen. Bis Bapaume*) waren ihm die Geschwister mit Madame Boissart, der Frau seines Freundes, entgegengekommen. Die dortige Nationalgarde, sowie die Freiwilligen aus Paris, deren mangelhafte Bewaffnung er nicht ohne tiefe Betrübnis wahrnahm, ließen es sich nicht nehmen, ihm eine couronne civique (Bürgerkrone) zu überreichen, und die Gemeindebehörden boten ihm ein Bankett an.

Von Bapaume glich die Weiterreise einem wahren Triumphzuge. Arras war bei seinem Einzuge illuminirt. Dem Versuche, die Pferde auszuspannen, entging er wieder nur dadurch, daß er ausstieg und sich zu Fuß in die Wohnung der Geschwister begab, begleitet von dem tausendstimmigen Ruf: „Vive le défenseur

*) Stadt im Departement Pas-de-Calais.

du peuple!“ Am andern Tage brachte ihm die Nationalgarde des Departement de l’Oise ihre Huldigungen dar, wodurch er bestimmt wurde, sich in ein Landhaus in der Umgegend zu einer befreundeten Familie zurückzuziehen; es mochte dazu wohl aber auch der kalte Empfang beigetragen haben, der ihm von Seiten seiner alten Freunde in der Stadt zu Theil wurde, die, sämmtlich zur Bourgeoisie gehörig, es nicht begreifen wollten, wie er in der Nationalversammlung so weit über ihre Wünsche hatte hinausgehen können.

Unterwegs hatte er viele Emigranten angetroffen, auch hatte er mehrfach Gelegenheit gehabt, die Umtriebe der Geistlichkeit mit eigenen Augen zu sehen, namentlich empörte es ihn, wie sie die Leute in Arras hatten glauben machen wollen, es sei ein Wunder geschehen und ein Lahmer hätte durch sie den Gebrauch seiner Beine wieder erhalten. Ende November kehrte er nach Paris zurück.

Die Girondisten hatten während dieser Zeit bei der allerdings mehr als mißlichen Lage Frankreichs die Initiative zu den lois terribles (Schreckensgesetzen) ergriffen, die man später der Bergpartei und namentlich Robespierre hat zur Last legen wollen, und dem Grundsatze Isnard's, eines der Ihrigen, huldigend: „ramener les coupables par la crainte ou les soumettre par le glaive, die Schuldigen durch die Furcht auf die rechte Bahn zurückführen oder durch das Schwert des Henkers zum Gehorsam bringen“, den Tod bestimmt für Alle, welche am Jahres-schluß noch im Heere der Emigranten selber dienen oder für dasselbe anwerben, sowie langwierige Haft für die Geistlichen, die durch Wort oder Schrift gegen die Verfassung aufwiegelten würden. Wir kennen Robespierre schon aus der Nationalversammlung als den entschiedensten Gegner aller Ausnahmegesetze. Als sich daher die girondistische „Chronique de Paris“ für diese Gewaltthaten gegen die Geistlichkeit auf einen Brief Robespierre's berufen wollte, hatte er unter dem 6. November in einem Schreiben an den Jacobinerclub von Arras aus dagegen protestirt und sich dadurch die Feindschaft des girondistischen Blattes zugezogen, das ihn von nun ab, um ihn lächerlich zu machen, nie anders als den prêtre (Priester) nannte, während es noch kurz vorher eine Ovation, die man ihm gelegentlich seines Besuches bei einer

Freundin der Schwester in Béthune *) dargebracht, ganz natürlich und im höchsten Grade lobenswerth gefunden hatte. Auch Brissot im „Patriote français“ war damals noch voll des Lobes für Robespierre.

Bei seinem ersten Erscheinen nach seiner Rückkehr am 25. November im Jacobinerclub wurde er mit ungeheurem Enthusiasmus empfangen und ihm sofort der Vor-sitz als Ehrenpräsident übertragen. Damals hatte gerade die Debatte über den Krieg in der Assemblée Législative ihren Anfang genommen, den eigentlich alle Welt, wenn auch aus verschiedenen Gründen und in verschiedener Weise wünschte, nur Robespierre war nach wie vor dagegen. Der König wollte ihn von außen her ohne sein Zuthun, die Constitutionellen mit dem Minister Narbonne an ihrer Spitze wünschten einen Krieg gegen die kleinen deutschen Fürsten am Rhein und gegen die Emigration in Coblenz, die Girondisten ersehnten einen allgemeinen Krieg zur Ausbreitung ihrer Ideen über Europa, nur Robespierre allein erkannte richtig die ungeheure Gefahr, die jeder Krieg für die Volksfreiheit in sich trägt, und ahnte, daß er früher oder später dem Lande das zweifelhafte Geschenk eines Napoleon bringen müßte. Sollte aber der Friede Europa's wirklich aus genügenden Gründen gestört werden müssen, dann wollte er dem Kaiser von Deutschland den Krieg erklärt wissen, nachdem vorher die Nationalgarde und die übrige Bevölkerung im ganzen Lande bewaffnet und militärisch organisiert worden wäre.

Bei den Jacobinern gelang es ihm, einen Umschwung in der Stimmung bezüglich des Krieges herbeizuführen, und daher stammt auch die Wuth der Girondisten, namentlich die Louvet's, der sich ganz besonders auch dadurch verletzt fühlte, daß ihm, dem gewiegten Parlamentarier, auf Veranlassung Robespierre's bei folgender Gelegenheit wegen unparlamentarischer Aeußerungen bei den Jacobinern das Wort entzogen wurde. Der Correspondenz-Ausschuß, der fast durchweg aus Girondisten bestand, hatte in einem an die affiliirten Gesellschaften in den Departements gerichteten Rundschreiben ganz unbefugter Weise gesagt: „Le système de la guerre est celui qui domine dans

*) Stadt im Departement Pas-de-Calais, an der Brette.

la société, in dem Jacobinerclub ist die Majorität für den Krieg.“ Von Robespierre deshalb zur Rede gestellt, wollte Louvet das Comité rechtfertigen und bediente sich dabei einer Sprache, die ihm zunächst einen Ordnungsruf zuzog, schließlich aber, da er sich nicht fügen wollte, für ihn die Entziehung des Worts zur Folge haben mußte. Aber noch wagten sie sich nicht an ihn, und selbst seine erbittertsten Gegner wurden, wie Barère, ihm immer noch gerecht, wenn sie die nöthige Nüchternheit wiedergefunden hatten, um die Lage der Dinge vorurtheilsfrei zu betrachten: „Robespierre war ein großer Mann und die Nachwelt wird ihm diesen Titel lassen. Er war groß, als er ganz allein in der Nationalversammlung den Muth hatte, die Volkssouveränität zu verteidigen; er war groß, als er später allein die Kriegserklärung gegen Deutschland zweifelhaft machte.“

Aber die Verschiedenheit der Ansichten in Bezug auf den Krieg war es nicht allein, was die zwischen Robespierre und den Girondisten immer größer werdende Kluft hervorbrachte, die Differenz ist eine tiefer gehende, principielle. Gewissensfreiheit, Gedankenfreiheit, Unverletzlichkeit des häuslichen Herdes, Tugend und Intelligenz über die Vorrechte der Geburt gestellt, mit einem Wort, das Recht des Individuums war das politische Dogma, auf welches die Girondisten schwuren; die Freiheit dagegen aufgefaßt als die Möglichkeit für den Schwächeren, auch frei zu werden, und die Gerechtigkeit als die Regel für die Freiheit definiert, das Recht auf Arbeit als eine nothwendige Folge des Rechts zu leben, das Recht jedes Ein-

zeln als eine Schuld gegen Alle betrachtet, die Amtsbefugnisse in Pflichten verwandelt, das Band, das die Bürger eines Staates aneinander knüpft, auf alle Völker der Erde ausgedehnt, die Pflicht aller freien Völker, die unterdrückten Völker zu schützen, das heißt die Ideen, die das sociale Recht bilden, machen das politische Glaubensbekenntniß Robespierre's aus, oder mit anderen Worten, in Robespierre und den Girondisten standen sich die Principien der Brüderlichkeit und des Individualismus, zwischen denen die Welt noch heute hin und her schwankt, die Philosophie der Empfindung, die einander nähert, und die Philosophie der reinen Vernunft, welche trennt, J. J. Rousseau und Voltaire einander gegenüber. Daher nahmen die Girondisten nur ihre eigenen Interessen, das heißt die Interessen der Bourgeoisie wahr, der Klasse der Besitzenden, die sich von der großen Menge abheben und über dieselbe stellen wollen und mit dem Geburts-Adel in gleichem Range zu stehen trachten, der sie jedoch seinerseits nur verachtet und bloß auf die günstige Gelegenheit wartet, sie zu demüthigen; Robespierre aber wollte Gleichheit für Alle und strebte die Verschmelzung der Besitzenden und intelligenteren Minorität mit der großen Masse zu einem freien Volke an. Den Triumph der Revolution wollten auch die Girondisten, aber sie verbanden mit der Liebe zum Vaterlande ehrgeizige Zwecke und schreckten zur Erreichung ihrer Ziele selbst vor Compromissen mit den Constitutionellen und mit dem Hofe nicht zurück, Alles Dinge, die Robespierre ein Gräucl waren.

(Fortsetzung folgt.)

Polemik.

Unter dem Titel: „Socialistische Probleme“ bringt die Berliner „Volks-Zeitung“ (vom 8., 9. und 10. Januar) drei längere Artikel über „die Zukunft“. Ihre Ausführungen richten sich indessen weniger gegen uns, als gegen die Socialdemokratie und ihre Kampfweise überhaupt. Insbesondere findet es die „Volks-Zeitung“ verwerflich, daß man die Ungerechtigkeit der gegenwärtigen gesellschaft-

lichen Zustände öffentlich anerkennt und öffentlich zu ihrer Beseitigung auffordert, ohne vorher einen bis in die Details festgestellten Zukunftsstaat als möglich bewiesen zu haben. Dieser Vorwurf wäre vielleicht gerechtfertigt, wenn wirklich die Möglichkeit vorläge, die socialdemokratische Gesellschaft — über deren detaillirtere Gestaltung allerdings noch mannichfache Differenzpunkte bestehen — mit einem

Schlage, über Nacht, in's Leben zu rufen. Wenn man etwa decretiren könnte: am 31. Januar wird die heutige gesellschaftliche Ordnung begraben, am 1. Februar beginnt der socialdemokratische Staat, so muß man natürlich vorher ganz genau wissen, wie derselbe aussieht, und Jeder muß seine Rolle am 31. Januar in der Tasche haben. So liegen aber die Verhältnisse keineswegs. Der socialdemokratische Staat — d. h. ein Gemeinwesen, das die Güter der Erde in gerechter Weise unter seine Mitglieder vertheilt — ist unser Ideal und unsere principielle Forderung. Wie sich dasselbe schließlich gestalten wird, darüber wird noch viel gesprochen und geschrieben werden müssen. Die Umgestaltungen aber, die wir unmittelbar verlangen — man lese dieselben in unserem Programme nach — haben durchaus nichts Utopistisches an sich, sind zum Theil in anderen Staaten bereits durchgeführt und könnten jeden Tag, wenn es nicht an gutem Willen fehlte, in's Leben gerufen werden. Warum sträuben sich unsere Gegner aber, diese unsere nächsten Forderungen anzuerkennen? Weil in ihnen das principielle Anerkenntniß eingeschlossen ist, daß die heutige gesellschaftliche Ordnung eine ungerechte sei, und weil die praktischen Programmpunkte, die wir aufstellen, darauf hinausgehen, diese Ungerechtigkeiten zu beseitigen.

So befinden sich in der heutigen Nummer dieses Blattes Vorschläge zum „Gewerbedetrieb der Communen“, die vielleicht im Einzelnen discutabel, im Ganzen aber gewiß durchführbar sind. Freilich, sie atmen socialistischen Geist, und wir sind daher nicht sicher, ob sie außerhalb unserer Kreise Anerkennung finden werden. Die Socialdemokraten haben ja schon mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß ihre Gegner nur deshalb irgend eine Forderung nicht acceptiren wollen, weil sie von einer Seite ausgegangen ist, welche das heutige sociale System für ungerecht hält. Da dürfte man es eigentlich Nie-

mand übel nehmen, wenn er so pessimistisch ist, Jeden, der die Socialdemokratie und ihre Forderungen bekämpft, für interessirt oder oberflächlich zu halten. Auch uns hält die „Volks-Zeitung“ für solche Pessimisten. Nun, man kann ja theoretisch immerhin zugeben, daß es einzelne Leute geben mag, die ehrlich das Gerechte wollen und auch über die geeignetsten Mittel, es zu erreichen, nach besten Kräften nachgedacht haben, trotzdem aber nach reiflicher Ueberlegung zu dem Schlusse gekommen sind, daß die socialdemokratische Politik eine falsche ist. Solche Leute suchen wir von der Richtigkeit unserer Kampfweise zu überzeugen. Im einzelnen Falle fällt es freilich oft recht schwer, daran zu glauben, daß der Gegner wirklich aufrichtig das Beste gewollt und sich mit vollem Interesse und redlichem Bemühen an die Lösung der socialen Frage gemacht habe. Wie soll man es z. B. erklären, wenn die „Volks-Zeitung“ ihre Artikel mit folgendem Satze schließt: „Ist es wirklich ein Gebot des Zukunftsstaates, daß dem Steinträger und Straßenlehrer gleiche Genüsse zu Theil werden sollen, wie dem tiefen Denker und Erforscher der höchsten Geistesprobleme, so mag sie [„die Zukunft“] auch angeben, ob solche Genüsse, die wegen ihrer Seltenheit doch nicht Allen in gleichen Portionen zu Theil werden können, einfach ganz aus der Welt des Genusses verbannt werden, oder ob sie so vertheilt werden sollen, daß jedes Menschenkind alljährlich etwa einen Löffel Champagner und eine Viertel Mauer zu kosten bekommen wird. Erklärt sie für ein Unrecht, daß, wer der Menschheit seltene Genüsse durch sein geistiges Schaffen darbietet, auch dafür in den Stand gesetzt werden muß, sich selber anderweitige Genüsse zu verschaffen, so zeige sie uns die Möglichkeit, wie man solche Genüsse zu verallgemeinern im Stande ist, so daß man sie Jedem zugänglich machen könne — oder sie habe den Muth, zu erklären, daß in der Zukunft alle diese Genüsse zu den

verbotenen Früchten zählen sollen, weil sie eben nicht Allen in gleichem Maße zu Theil werden sollen.“ Nun, dies zu erklären, dazu gehörte angesichts der Thatfache, daß vielleicht $\frac{99}{100}$ aller Menschen diese angeführten Genüsse in ihrem ganzen Leben nicht kennen lernen, und daß das eine Procent, welches sie zu consumiren pflegt, gewiß nicht durchweg aus tiefen Denfern besteht, eigentlich kein großer Muth. Wir wollen es auch ganz dahingestellt sein lassen, ob sich nicht Austern und Champagner — sie würden freilich theurer werden — fast in ebenso unbegrenztem Maße vermehren lassen, als etwa Kartoffeln und Bier. Wird denn aber das socialdemokratische Princip nicht vollständig verkannt, wenn man es dahin versteht, als solle jeder Genuß, der von der allgemeinen Meinung für einen solchen gehalten wird, nun in soviel gleiche Stücke, als Menschen vorhanden sind, getheilt werden? Jedenfalls verlangt das socialistische Ideal

nur, daß die subjectiven Genüsse, die ein Jeder hat, gleiche Summen bilden. Daß dies in mathematischer Weise jemals durchführbar sei, wollen wir mit Bestimmtheit nicht behaupten, auch nicht bestreiten, daß wegen solcher Fragen, die sich übrigens nach dem Stande der Wissenschaft jedes Jahr anders stellen werden, in einem socialdemokratischen Gemeinwesen Zwiespalte entstehen und Parteien sich bilden können. Alle solche Einwände aber vermögen, wie schon S. 4 der „Zukunft“ hervorgehoben, die Thatfache nicht zu entkräften, daß sich „ein unendlich viel gerechterer Zustand herzustellen läßt, als er heute besteht.“ Wer ehrlich dafür wirken will, daß ein solcher erreicht und baldmöglichst erreicht werde, der stelle sich mit uns auf einen Boden und vermeide, durch Bedenken, die vor der Hand nicht von Bedeutung sind, unzeitige Verwirrung zu stiften und den Vorwurf der Frivolität auf sich zu laden.

Recensionen.

(Ed. Fries. Die sogenannte Sociale Frage oder die neueste Volksverdummung. (Zürich, Dandler, 1878. 90 S.)

Vom Standpunkte des Pessimismus und Malthusianismus den Socialismus anzugreifen, ist nicht gerade neu, selten aber dürfte diese Aufgabe mit einem größeren Aufwand von schülerhafter Unkenntniß national-ökonomischer Dinge und naivem Mißverständniß der socialistischen Lehren unternommen worden sein, als in dem vorliegenden Buche. Es wäre Zeit- und Raumverschwendung, dem Verfasser seine Unwissenheit und Widersprüche von Anfang bis zu Ende auf jeder Seite nachzuweisen; nur auf einige der wichtigsten Einwände möge man uns erlauben, hier einzugehen. Da heißt es z. B. S. 28: „So konnte Derjenige, der sich einen Bogen verfertigt hatte, denselben (während er selbst vielleicht von der Jagd

ausruhte) einem Andern, der zu ungeschickt oder zu faul war, sich auch einen Bogen zu machen, unter der Bedingung zum Gebrauch leihen, daß er ihm dafür einen gewissen Theil von der Jagdbeute abtrete, welche Bedingung dieser Zweite gern einging, da er wohl einsah, daß er mit dem Bogen eine weit größere Jagdbeute machen werde, als ohne einen solchen; mit diesem Uebereinkommen war also Weiden gebient. Ja, wenn sogar der Erste dem Zweiten den Bogen ohne eine solche Bedingung überlassen hätte, so würde diesem das natürliche Rechtsgefühl gesagt haben, daß es nichts als billig sei, wenn er Jenem einen Theil der Jagdbeute überlasse und er würde ihm also von zehn geschossenen Büffeln einen zum Geschenke gemacht haben. Wäre der Mann freilich bei den heutigen Socialisten in die Lehre gegangen, so würde er Jenem nicht nur seinen Antheil an der Jagdbeute, sondern auch den

Bogen nicht mehr gegeben haben.“ Der Verfasser vergißt dabei nur, daß heutzutage nicht Jeder sich einen Bogen machen kann, wenn er auch noch so geschickt und fleißig ist, weil nicht Jeder Holz u. s. w. dazu hat und, streng genommen, auch keinen Fußbreit Land, wo er sich niederlassen kann, um den Bogen zu fabriciren: Holz und Boden sind längst in Monopolbesitz übergegangen; und deshalb ist der Kapitalismus nicht, wie es S. 36 heißt, „ein Ausfluß des Eigenthums und steht und fällt mit diesem“, bedarf deshalb auch „keiner besonderen Begründung“, sondern er ist Ausfluß des Monopoleigenthums, in was dasselbe auch bestehen möge. Und nicht allein im Mittelalter, wo das Zinsnehmen als etwas Verächtliches galt, wurden die Darlehen, wie Herr Fries S. 37 erklärt, „meist zu consumtiven Zwecken gemacht“, „benutzte der Darleiher die Nothlage des Geldbedürftigen, um möglichst viel von demselben herauszupressen“, sondern ganz dasselbe ist heute der Fall, wenn, wie es täglich, wenn auch nur in verbüllter Form geschieht, der Arbeiter sich den Tagelohn vom Arbeitgeber leiht, um denselben mit einem Zuschlag von 50 oder 100 pCt. zurückzahlen. Denn es ist nicht wahr, daß, wie S. 63-64 zu lesen ist, „die Waare Arbeit auf dem allgemeinen Markte nicht günstiger und nicht ungünstiger gestellt ist als jede andere Waare, denn überall findet die nämliche Concurrenz statt. Der Großproducent muß mit dem Großproducenten concurriren. Die Industrie Producte werden zu erstaunlich billigen Preisen verkauft. Der Handwerker concurrirt mit dem Handwerker, der Händler und Krämer mit diesem und endlich die Lebensmittelproducenten, die Bauern, wieder untereinander. Alle diese Producenten können auch nicht beliebig zuwarten, sondern müssen ihre Waaren ebenfalls so zu sagen zu jedem Preise concurrirend loschlagen.“ Sowohl, zu jedem Preise, der ihnen noch die orts- und zeitübliche Zinsrate abwirft, sie müßten denn gerade von der Hand in den Mund leben, d. h. Proletarier sein.

Der Hauptgedanke aber, von dem das Buch getragen ist, ist der: „Die Massenarmuth ist durchaus nicht eine Folge des Privateigenthums, der kapitalistischen Produktionsweise, der Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital, wie die Demagogen des Socialismus und Communismus dem

Volke unaufhörlich vorlügen, sondern eine Folge der Einrichtungen der Natur, gegen welche menschliche Kraft nichts vermag. Die Massenarmuth ist nicht eine Folge des sog. ehernen Lohngesetzes, sondern des Malthus'schen Naturgesetzes: daß die Erzeugung der Güter mit der Vermehrung der Menschen nicht Schritt zu halten vermag, sondern stets hinter dieser zurückbleibt; daß ein beständiges Mißverhältniß zwischen Production und Bedürfniß herrscht.“ Hierauf ist zu bemerken, daß man ganz gut Pessimist, d. h. der Ansicht sein kann, daß das Leiden auf dieser Welt das Glück überwiegt, daß es besser wäre, die Menschheit existirte nicht, und daß die Gesammtsumme des Glückes nicht bedeutend gesteigert zu werden vermag, ja, daß man, wenn es nöthig sein sollte, auch Malthusianer sein kann, ohne deshalb aufhören zu müssen, Socialist zu sein. Der Socialismus verlangt in erster Linie eine möglichst gleiche Vertheilung des Glückes, mag die Gesammtsumme desselben so groß oder so klein sein als sie wolle; allerdings ist er auch überzeugt, daß ein anderes volkswirtschaftliches System die Gesammtsumme der verfügbaren Güter in beträchtlichem Grade steigern wird. Daß, wenn keine wirksamen Gegenmittel angewandt werden, in einer zukünftigen Zeit die Uebervölkerung den standard of life herabdrücken wird, kann man zugeben, wie man ja weiter anzunehmen genöthigt ist, daß einstmals alles organische Leben, und mit ihm natürlich die Menschheit, auf der Erde zu existiren aufhören muß. Vorerst aber bewegen wir uns, oder könnten es wenigstens, in aufsteigender Linie der Entwicklung. Pm.

Briefe über Socialismus von einem alten 1848er. (Lippstadt, Rempel, 1877. 32 S.)

„Die Annehmbarkeit oder Ausführbarkeit des socialistischen Programms in seinen einzelnen Punkten“, heißt es in der Vorrede dieser Broschüre, „ist vielfach erörtert worden: gegenwärtiges Schriftchen legt das Hauptgewicht auf den Nachweis, daß der Ausgangspunkt der bisherigen socialistischen Ideen und Bestrebungen ein großer Irrthum ist, — die Ansicht nämlich von der Gesellschaft als einer mechanischen Einrichtung, die deshalb auch mechanisch verändert, durch eine bessere Einrichtung ersetzt

werden könnte. Die menschliche Gesellschaft ist ein Organismus und folgt in ihrer Entwicklung und Umgestaltung organischen Naturgesetzen. Diese zu entdecken und zu begreifen, ist die Aufgabe der Gesellschaftswissenschaft; ihre Methode muß die historisch vergleichende Forschung sein; ihre Resultate werden bei jeder absichtlichen Einwirkung auf die fernere Entwicklung, bei jeder praktischen Reformarbeit leiten müssen.“

Wir haben hier wieder ein gutes Beispiel, wie mit phrasenhaften Schlagwörtern Beweise geführt werden. Daß die angewandte Unterscheidung von mechanischer und organischer Auffassung der Gesellschaft eine durchaus schiefe ist, zeigt eine einfache Ueberlegung. Wenn die Gesellschaft nach Naturgesetzen sich entwickelt — ist es dann überhaupt möglich, daß sie von diesen Gesetzen abweicht? Muß sie diesen Gesetzen nicht unbedingt folgen? Und ihr zumuthen, erst die Gesetze ausfindig zu machen, die sie befolgt, auf daß sie dieselben befolge, ist das nicht ebenso widersinnig, als einer Pflanze anzufinnen, erst Physik, Chemie und vergleichende Physiologie zu studiren, damit sie bei ihrem Wachsthum und ihrer Functionirung keine Fehler begebe? Man sieht, die Unterscheidung und politische Methode des Verfassers führt, genauer geprüft und ernst genommen, zu absurden Consequenzen. Vielleicht wollte er indeß nicht mehr behaupten, als man von demokratischem und fortschrittlichem Munde öfters aussprechen hört: die gesellschaftlichen Formen müßten sich allmählich entwickeln, organisch wachsen, d. h. an bestehende Zustände anknüpfen und ohne Uebereilung — damit kein Rückschlag eintrete — sich neugestalten. Es dürfte jedoch den Politikern, welche diese und ähnliche, in ihrer Auslegung ziemlich dehnbare Sätze als Waffe gegen die Socialdemokratie gebrauchen, schwer werden, den positiven Beweis zu führen, daß der Socialismus den von ihnen geforderten Bedingungen nicht entspricht. Unser Aher, an dessen gutem Willen wir übrigens ebenso wenig zweifeln als an seinem Mangel an politischem Verständniß für die Gegenwart, macht zu einem solchen Beweis auch nicht einmal einen ernsthaften Versuch.

H.

Till, B. Die Lösung der Brodfrage.
Ein Beitrag zur Behebung des Nothstandes. (Graz, Leykam-Josefsthäl, 1877. 44 S.)

Es ist eine bezeichnende und erfreuliche Thatsache, daß man auch in solchen Kreisen, die dem Socialismus im Großen und Ganzen fern stehen, zu Ideen und Vorschlägen gelangt, in denen das wirthschaftliche Princip des Socialismus, um seiner Vortheile für die Gesamtheit willen, ganz unbewußt adoptirt ist. In der That sind die Vorzüge eines gesellschaftlichen Systems, welche die Aufsicht über die Production oder die Leitung derselben der Gemeinschaft der Producirenden — und das sollten auch die Consumirenden sein — überträgt, so vielseitige und so in die Augen springend, daß man unwillkürlich darauf stoßen muß. Von socialdemokratischer Seite ist schon öfters hervorgehoben worden, welche immensen wirthschaftlichen Ersparnisse resultiren würden, wenn der Staat oder die Gemeinden die Erzeugung der Lebensmittel selbst betreiben würden. Was könnte z. B. allein an Holz, an Einrichtung, an Transport u. s. w. gespart werden, wenn anstatt der vielen kleinen Bäckereien einer Stadt (in Berlin giebt es ca. 900) nur große Brodfabriken, die mit allen neuen technischen Erfindungen ausgestattet wären, arbeiten würden; und könnte nicht, wenn die Commune solche und andere Lebensmittelfabriken und Verkaufshallen leitete oder wenigstens beaufsichtigte — abgesehen davon, daß dann eine Verfälschung der Lebensmittel kaum mehr eintreten dürfte — die Production in viel wissenschaftlicherer Weise betrieben werden? Es müßten staatliche und communale Fachschulen für die verschiedenen Gewerbe errichtet (wie sie z. B. bereits für die Montanindustrie u. s. w. existiren) und dadurch selbstverständlich der günstigste Einfluß ausgeübt werden. Dieser Punkt ist es, worauf in einer kürzlich erschienenen Broschüre, „Die Lösung der Brodfrage“ betitelt, Herr Vincenz Till, ein Kunstmühlbesitzer in Bruck a. M., aufmerksam macht. Nachdem er den Verlust an Nationalvermögen, der durch unwissenschaftliche und veraltete Mahlmethoden entsteht, für Oesterreich auf jährlich 200 Millionen Gulden berechnet hat — wobei wir ihm selbstverständlich in die technischen Details hier nicht folgen können — fährt er fort: „Zur voll-

ständigen Lösung der Brodfrage ist allein und ausschließlich die Gesamtheit, d. i. der Staat, berufen." . . . "Die Errichtung von tüchtigen Fachschulen für Müller und Bäcker, die Aufstellung und Dotierung praktischer Versuchsanstalten, sowohl für Müller als für Bäcker, in welchen unter Leitung geschulter Fachmänner auf die Erreichung vollständiger Ausbeute der Nährstoffe aus dem Getreide hingearbeitet werden soll — das ist der einzig richtige Weg, der zum Ziele führt." Der Verfasser setzt sodann die Ersparnisse auseinander, welche durch Errichtung von Brodfabriken (für größere Städte mit einer Erzeugung von 100—200 Zollcentnern) gewonnen würden, und meint, der Staat solle mit Musterfabriken den Anfang machen. "Der Staat kann es zudem am nächsten thun, denn nicht nur, daß ihn die Sorge für das Gemeinwohl im eminenten Sinne dazu verpflichtet — ist er selbst der größte Brod-Consument, da er für diesen Nahrungszweig theils für das Militär, theils für andere staatliche Anstalten im Ganzen jährlich 10 bis 12 Millionen Gulden benötigt, und daher an der Ersparniß, die aus der Gewinnung guten und billigen Brodes resultirt, schon unmittelbar als Hauptconsument in bedeutender Ziffer participirt." Wir begnügen uns für heute mit diesen Hinweisen aus einem nicht socialdemokratischen Buche; wir werden indeß noch häufig Gelegenheit haben, auf das betreffende Thema zurückzukommen.

H.

H. Delwaide. La théorie du capital ou démonstration de la loi qui regit toute l'organisation sociale et économique. (Paris, Guillaumin, 1878. 126 S. in 16°.)

Es ist nicht leicht, aus der Fülle von Phrasen, aus denen sich dieses, für den Volksgebrauch bestimmte Büchlein zusammensetzt, einen klaren Sinn herauszufinden. Doch ist soviel deutlich, daß der Verfasser — wie das von ihm als kgl. belgischem Staatsanwalt auch kaum anders zu erwarten ist — das heutige Recht und den heutigen Gebrauch des Kapitals rechtfertigen will. Er thut dies einfach da-

durch, daß er Recht und Kapitalausnutzung, die ja allerdings heutzutage ziemlich identische Dinge sind, für untrennbar mit einander verbunden erklärt. "Man hat das Recht definirt als „die Freiheit, die sich selbst beschränkt“, ich ziehe vor, zu sagen, daß das Recht das Kapital ist, das sich selbst beschränkt," heißt es S. 93. Daß Recht und Gerechtigkeit aber verschieden sein können — daß das heutige Recht nicht entspricht den Forderungen wirklicher Gerechtigkeit, das kann er nicht begreifen. "Dies ungeheure Problem (die Bestimmung der Preise)", meint er vielmehr, „löst sich ganz natürlich durch die Freiheit. Jeder schätzt selbst den Werth seiner Arbeit: die Austauschbedingungen, die Theilung der gemeinsam erhaltenen Producte, alles das regelt sich in freundschaftlicher Weise auf allen Punkten des Erdballs, nicht immer ohne Irrthümer in der Schätzung, das ist unvermeidlich, aber wenigstens ohne Ungerechtigkeit, ohne Unordnung, ohne Verzögerung und ohne Gewalt." Ja wohl, in „freundschaftlicher Weise" — sonst würden nämlich Polizei und Staatsanwalt einschreiten; „ohne Unordnung" — in der That, man hat seit dem Bestehen des heutigen kapitalistischen Systems noch nichts von Bankrotten, Handelskrisen, Arbeitseinstellungen u. dgl. gehört; „ohne Ungerechtigkeit" — augenscheinlich ist die Klage über dieselbe nur „die Frucht der Unwissenheit und des Neides", wie wir S. 115 erfahren. Wie darf man denn überhaupt von einem Antagonismus zwischen Arbeit und Kapital reden, — „sind wir doch alle Kapitalien; folglich kann Keiner das Kapital verwünschen"; — ja es ist wirklich ein Kapital von einem belgischen Staatsanwalt, der sich da gedrungen gefühlt hat, die Communisten theoretisch zu widerlegen. Ganz scheint er jedoch selbst von dem Gelingen seiner Aufgabe nicht überzeugt zu sein, denn er wird sich in einem nächsten Werkchen das Thema stellen, zu beweisen, daß der freie Austausch der Producte der allein mögliche ist und „mit den Forderungen der strengsten Gerechtigkeit harmonirt. Uebrigens begreift der verständige Leser ohne Mühe, daß man Unrecht thut, gegen eine Theilung Widerspruch zu erheben, der man selbst zugestimmt hat." „Zugestimmt" ist gut! — Z—.

Die Uebertragung der Feuerversicherung an das Reich.

Von Dr. A. Mülberger.

I.

Der Reichstagsabgeordnete Rittinghausen in Köln hat im Juli v. J. einer dort tagenden Volksversammlung nachstehende Petition vorgelegt, und die Versammlung hat beschlossen, dieselbe dem Reichstag zu überreichen. Die Petition lautet:

„Die unterzeichneten Bürger von Köln sprechen vor dem deutschen Reichstag den dringenden Wunsch aus, daß bei der bevorstehenden Reform der Reichssteuern vor Allem die Uebernahme des Feuerversicherungswesens durch das Reich und die Beschaffung einer Einnahme von 20 bis 25 Millionen Mark durch eine zweckmäßige Einrichtung dieses Zweiges des öffentlichen Dienstes in Erwägung gezogen und durchgeführt werde. Die Feuerversicherung ist nicht denkbar ohne Einrichtung des Feuerlöschwesens durch staatliche Verbände. Letztere, welche zum Theil schwere Opfer an Geld, Menschenleben und Arbeit für das Feuerlöschwesen zu bringen haben und bei mangelhafter Versicherung noch nebenbei — sei es als Gemeinden, sei es mit dem Wohlthätigkeitsfinn der einzelnen Bürger — zur Vinderung des entstandenen Elends einzutreten haben, sollen nach richtigen staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Principien auch die Feuerversicherung in die Hand nehmen. Der Staat wird dieselbe besser und billiger einzurichten wissen als Actiengesellschaften und aus der Feuerversicherung nach Analogie seines Verfahrens im Post- und Telegraphenwesen ein bedeutendes Einkommen erzielen können, das — einen Theil der Matricular-Beiträge ersetzend — als Steuer-Erleichterung betrachtet werden kann und jetzt in wahrhaft unerhörter Weise mit 60, 70, 80 und mehr Procent des Actien-Kapitals an Kapitalisten fällt, welche nicht allein keine Arbeit verrichten, sondern auch den bei weitem größten Theil des Actien-Kapitals nur in todtten Wechseln geliefert haben. Dem Reich

muß aber die Einrichtung des bezeichneten Zweiges des öffentlichen Dienstes zugetheilt werden, weil viele der einzelnen Bundesstaaten nicht groß genug sind, sich jener Aufgabe mit Erfolg und ohne Gefahr zu unterziehen und Art. 4 der Reichsverfassung vom 16. April 1871 das Versicherungswesen schon der Beaufsichtigung des Reiches und der Gesetzgebung desselben unterstellt. Die unterzeichneten Bürger erklären sich energisch wider die Einführung einer Bier- und Tabaksteuer und sind der Meinung, daß der Reichstag zu diesen und ähnlichen Steuern seine Einwilligung nicht erteilen dürfe.“

Außer einem vortrefflichen, aber leider nicht erschöpfenden Artikel in der „Wage“ (Nr. 38, Jahrg. 1877) hat sich unseres Wissens aus demokratischen und socialistischen Kreisen keine warnende Stimme vernahmen lassen. (Dieser Aufsatz ist geschrieben, ehe der Artikel im „Vorwärts“ vom 16. Jan. gegen das Rittinghausen'sche Project veröffentlicht war. Die Red.)

Betrachten wir daher das Project näher. Sein Motiv liegt in der durchaus richtigen Erwägung, daß das Volk nicht nothwendig habe, alljährlich Millionen und Millionen unter dem Namen „Feuerversicherung“ in die Taschen der Kapitalisten fließen zu lassen. Dieser dem Projecte zu Grunde liegende „gute Wille“ ist das Einzige, was in ihm gebilligt werden kann, alles Andere aber, alle weiteren Absichten, die ganze Fassung desselben, die Deutungen und Folgerungen, welche es gestattet, sind verwerflich.

Es ist bekannt genug, daß die Sterne am deutschen Finanzhimmel längst culminirt haben und in sehr lebhaftem Niedergang begriffen sind. Man weiß, daß fundamentale Aenderungen im Steuerwesen schon in allernächster Zeit bevorstehen.

Die Einführung umfassender indirecter Steuern wird vom Liberalismus bereits als etwas Selbstverständliches angesehen, ja sogar von der Schaffung wirklicher Staatsmonopole sind wir nur durch eine Schichte Papier getrennt. Ohne zu übertreiben, kann man schon heute mit aller Sicherheit behaupten, daß vor Ablauf von 10 Jahren die ganze Finanz-Theorie der liberalen Oekonomie durch die Praxis des Staatshaushalts ad absurdum geführt sein wird. Wir sind im Begriff, auch die letzten Reste gesunder volkswirtschaftlicher Politik, die noch übrig geblieben waren, vollends hinzuwerfen, um einem Eklekticismus Platz zu machen, der nur Eines im Auge hat: „die Eröffnung neuer Einnahmequellen“; für den es kein Was und kein Wie, keine wirtschaftlichen, keine politischen, keine sittlichen Folgen mehr giebt. Wir lassen es dahingestellt, ob es in dieser „schweren Noth der Zeit“ gerade die Aufgabe des Socialismus ist, der Regierung aus ihrer Verlegenheit zu helfen und mit einem Project zu Hülfe zu eilen, das gefährlicher und nachtheiliger wirken müßte, als alle beabsichtigten Maßregeln. Denn wohlgemerkt, der Zweck der Kölner Resolution, das Volk zu erleichtern, ist nur ein nebensächlicher, die Hauptsache ist, dem Staate oder nennen wir das Kind beim rechten Namen, der Regierung, neue, bedeutende Einnahmequellen zu erschließen. Es handelt sich ja nicht, wie man frohen Herzens eingesteht, darum, das dem Volk entnommene und in die Taschen der Kapitalisten fließende Geld durch eine andere Organisation der Versicherung wieder in die Taschen des Volkes zurückfließen zu lassen, sondern vielmehr darum, diese Millionen dem Staatsschatz und seinen gegenwärtigen Leitern zuzuführen. Es ist vielleicht bloßer Zufall, daß nicht schon jetzt irgend eine geheimräthliche Excellenz im Cabinet Bismarck auf den Gedanken des Herrn Rittinghausen gekommen ist und ihn seinem Chef vorgelegt hat; wer weiß, vielleicht ist es geschehen, aber der Sprecher wurde mit einem „Später, Später“ abgefertigt.

Vorderhand noch sind die indirecten Steuern en vogue; sie haben den großen Vortheil, daß es hierbei mit dem Kapital selber nicht so leicht zu unliebsamen Erörterungen kommt; werden auch sie sich, was leider zu fürchten, späterhin ungenügend erweisen, nun ja, dann kann

man's vielleicht mit der „Feuerversicherung“ versuchen. Wie aus dem Schluß der Kölner Resolution hervorgeht, beabsichtigt sie eigentlich auch nichts Anderes, als um den Preis der „Feuerversicherung“ sich die indirecten Steuern vom Leibe zu halten. Ist solches Pactiren nicht an sich schon einer principiellen Partei, wie der socialdemokratischen, unwürdig?

Wir werden weiter unten bei unseren positiven Erörterungen den Nachweis führen, daß der bloße Gedanke, die „Versicherung“, welcher Art sie auch sei, zu einer Einnahmequelle, sei es nun für Private, sei es für den Staat, zu machen, ein volkswirtschaftlicher Unfuss und ein socialistisches Verbrechen ist. Für jetzt interessieren uns nur die nächstliegenden, politischen Folgerungen des Kölner Projecta. Haben denn die Petenten nicht bedacht, daß, wenn man einer Regierung überhaupt neue Einnahmequellen erschließt oder zu erschließen hilft, daß dies gleichbedeutend ist mit einer Gutheißung aller früheren Einnahmen? Heißt das nicht, in unser ehrliches Deutsch übersetzt: wir sehen, daß die Regierung mit ihren bisherigen Mitteln nicht ausreicht, daß sie sich deshalb nach neuen umsehen muß? Und wenn man einer Regierung zugiebt, daß sie mit ihren bisherigen Mitteln nicht ausreicht, heißt das nicht, daß man die bisherige Verwendung dieser Mittel billigt, heißt das nicht, daß man mit dem wirtschaftlichen System, welches die Regierung vertritt, zufrieden ist? Und wenn man das wirtschaftliche System einer Regierung billigt, heißt das nicht, die Politik der Regierung billigen? Lehrt denn nicht gerade der Socialismus, daß die wirtschaftlichen und politischen Fragen, also auch das wirtschaftliche und politische Verhalten, identisch sind?

„Der Staat“, sagt die Petition, „wird die Feuerversicherung besser und billiger einzurichten wissen als Actien-Gesellschaften und aus ihr nach Analogie seines Verfahrens im Post- und Telegraphenwesen ein bedeutendes Einkommen erzielen können, das als Steuer-Erleichterung betrachtet werden kann.“ So viel Worte, so viel Irrthümer! Für's Erste steht nirgends geschrieben, daß der Staat die „Versicherung“ besser und billiger einrichten wird, das ist eine bloße Behauptung, für welche die Beweise erst zu erbringen sind. Möglich, daß er dies

könnte; ob er es will und wird, ist eine ganz andere Frage. Bient es der Socialdemokratie, dies so ohne Weiteres anzunehmen? Hat der bisherige Staat auch nur in Einem Punkt diese Hoffnung gerechtfertigt? Ist nicht vielmehr nach Analogie aller übrigen öffentlichen Dienste das gerade Gegenteil wahrscheinlich? Hat nicht der Socialismus tausendfach den Beweis geliefert, daß dieser Staat nichts Anderes ist, als die Ausbeutung des Schwachen zu Gunsten des Starken?

Seit wann ist es denn Pflicht der socialen Demokratie, dem Volk mit dem guten Beispiel der Vertrauenseligkeit voranzugehen? Seit wann ist es die Aufgabe unserer Partei, zu lehren, daß der Segen immer nur von Oben komme? Aber damit nicht genug. Auch die Einnahmen aus Post und Telegraph werden als rühmliches, nachahmungswürdiges Beispiel gesunder Volkswirtschaft hingestellt! Der Socialismus lehrt — und das ist eine seiner tiefgehendsten, fundamentalsten Wahrheiten — daß in der Gesellschaft, oder was hier dasselbe ist, im Staate zwischen Netto- und Brutto-Product kein Unterschied ist. Daraus folgt, daß die Gesellschaft oder der Staat überhaupt keine Einnahmen haben kann und darf, der Art, wie sie der Privatmann oder die Privatgesellschaft heute bei ihren geschäftlichen Unternehmungen erzielt. Wenn also die Post und der Telegraph heute „Einkommen“ erzielen, so rührt dies daher, daß sie nicht socialistisch organisiert sind, daß sie nicht unentgeltlich, d. h. zum Selbstkostenpreis arbeiten. Die Gesellschaft kann bei der Organisation der öffentlichen Dienste nichts Anderes wünschen, als sie möglichst billig zu haben, und je billiger sie sind, desto größer ist ihr wirtschaftlicher, ihr politischer, ihr moralischer Nutzen. Im Namen des Socialismus kann man den Rein-Gewinn der öffentlichen Dienste gewiß nicht als als nachahmungswürdiges Beispiel anführen! Schlimmer aber noch als alles Bisherige ist der dritte Punkt. Dieses aus der „Feuerversicherung“ resultierende Einkommen für den Staat wird als Steuer-Erleichterung empfunden werden! Auch hier spukt zunächst wieder die angenehme Voraussetzung, daß der Staat, d. h. immer die Regierung, nach Einstreichen dieser 20 bis 25 Millionen diesen Betrag bei der übrigen Steuerlast

in Abrechnung bringen werde. Wir denken in diesen Sachen etwas kühler und sind vielmehr der Meinung, daß die Regierung diesen Betrag eventuell als Dreingabe ansehen würde, die man in so schweren Zeiten recht wohl brauchen kann. Aber auch wenn dem nicht so wäre, wenn die Regierung wirklich den Willen hätte, für dieses „Einkommen“ auf der anderen Seite eine „Erleichterung“ eintreten zu lassen, sieht man denn nicht, daß das Alles bloße Spiegelfechterei ist? Wissen die Petenten nicht, daß unter den heutigen Verhältnissen jede Steuer, mag sie nun auf Bier und Tabak oder auf was immer umgelegt werden, sich nothwendig in eine einfache Consumtions-Steuer, d. h. in eine Kopfsteuer umwandeln muß? Wälzt nicht der Fabrikant — Kapitalist — Unternehmer, gerade so gut wie seine Steuern, die Feuerversicherung auf die Consumenten ab? Thut er das nicht schon heute? Wird er es, wenn der Staat die Versicherung dirigirt, nicht wieder ebenso machen? Steht dem Staat auch nur ein Mittel zu Gebote, dieses Abwälzen zu verhindern? Wird nicht nach wie vor Derjenige, der Nichts hat, auf das er abwälzen kann, der Arbeiter, die Steuer und mit der Steuer die Feuerversicherung bezahlen?

Das ist also der socialpolitische Inhalt dieses ungeheuerlichen Projects. Liegt nicht in der bloßen Thatsache, daß dasselbe so ohne Weiteres von einer Volksversammlung adoptirt wurde, eine neue Bestätigung der Wahrheit, wie wenig sich die Menschen durch Gedanken, wie leicht aber sie sich durch Leidenschaften leiten lassen? Man sage uns, wodurch sich diese socialdemokratische Versammlung von jeder anderen politischen Versammlung, wie sie heute gang und gäbe sind, unterscheidet? Ist nicht dieses Project ein schneidender Beweis dafür, wie vollkommen falsch es ist, von vorgefaßten, allgemeinen, aprioristischen Ideen, wie „Staat, Mission des Staates, Cultur-aufgabe des Staates“ u. s. w. ausgehend, unmittelbar an die praktischen Verhältnisse des wirklichen Lebens heranzutreten und sie auf diese Weise umformen zu wollen? Hier kann der Socialismus die Folgen solchen Beginns sehen. Im Namen der Freiheit und Gleichheit wird dem Volk ein Gallimathias unklarer, verschwommener Gedanken vorgelegt und zu einer Resolution verarbeitet, deren

Grundlage nicht anders heißt als: Vertrauen zur Regierung. Und mit der Annahme dieser Resolution glaubt man politisch, glaubt man socialistisch gehandelt zu haben!

Aber nehmen wir selbst an, die Voraussetzungen des Rittinghausen'schen Antrags seien wirtschaftlich gerade so richtig, wie sie thatsächlich falsch sind; glauben wir sogar, ohne diesen Punkt vorher genau geprüft zu haben, daß der Staat die „Versicherung besser und billiger“ wird einzurichten wissen als die gegenwärtig existirenden Gesellschaften mit ihrer chaotischen Wirtschaft; ja, zwingen wir uns dazu, selbst das als wahrscheinlich anzusehen, daß die Regierung den ernstlichen Willen habe, den ihr gewordenen Gewinn indirect zur Steuererleichterung zu verwenden, haben denn die Petenten gar keine Ahnung, welche furchtbare Waffe sie ein für alle Mal der Staatsmaschine in die Hand geben! Wissen sie nicht, daß ja Zeiten kommen können, wo selbst diese heute so freundliche, so liebevolle, so vortreffliche Regierung mit dem Volk in einen Zwiespalt geräth, der sie ihrem Selbsterhaltungstrieb folgen und ihre Machtmittel mit aller Energie gegen das Volk verwenden läßt? Sollen wir um ein paar lumpiger Millionen willen die Freiheit unserer Kinder, die Unabhängigkeit unserer Familien und unsere Selbstständigkeit mit einem Federstrich dahingeben? Wer etwa glaubt, daß wir mit alledem zu viel sagen, der lese, was ein Fachmann im Versicherungswesen und guter Socialist in Nr. 38 der „Wage“ schreibt: „Nach dem Rittinghausen'schen Antrage“, heißt es dort, „soll die Feuerversicherung eine Einnahmequelle für das Reich werden; je höher man also die einzelnen Risiken tarifirt, desto größer gestalten sich die aus dem Geschäft zu erzielenden Ueberschüsse. Dem Reich wird also mit diesem Antrag der Hebel zu einer neuen vollständig uncontrolierbaren Steuerschraube in die Hand gedrückt; — könnte man sich wundern, wenn dasselbe freudig zugriffe, um dem immer geldbedürftigen Militarismus neue Nahrung zuzuführen?“

Ein so umfangreicher Geschäftsbetrieb erfordert selbstverständlich eine große Anzahl von Beamten; man wird also mindestens 10—12,000 neue Beamtenstellen creiren müssen. Das giebt dem Militarismus natürlich wieder neue Kraft, denn selbstverständlich wird das Versicherungs-

wesen sofort zu einer Versorgungsanstalt für ausgediente Officiere und Unterofficiere gemacht werden. Wer die durchschnittliche Leistungsfähigkeit solcher Herren kennt, wird ohne Weiteres zugestehen, daß dieselbe den Vergleich mit geschulten Beamten nicht aushält; es werden also weit mehr derartige Arbeitskräfte einzustellen sein, als beim Privatbetrieb zur Bewältigung der Arbeit nöthig sind; die hierdurch entstehenden Mehrkosten würden bei gleicher Prämienhöhe eventuell möglichen Reinertrag sicherlich vollständig absorbiren!

Jeder, der eine höhere Summe versichert, als die in seinem Besitze befindlichen Gegenstände werth sind, macht sich der Uebersicherung schuldig; nur bei Waarenlagern, über deren Zu- und Abgang genau Buch geführt wird, ist eine Pauschalversicherung gestattet. Jedes Stück Möbel, welches aus der Verkaufshalle in die Wohnung eines Privatmannes transportirt worden ist, gilt erfahrungsgemäß bei einer Taxe als gebraucht, der Werth desselben vermindert sich ebenso selbstverständlich von Tag zu Tage. Deshalb kommen bei hundert Brandschäden neun- undneunzig Fälle vor, in denen bei einer buchstäblichen und wortklauberischen Auslegung der Versicherungsbedingungen und gesetzlichen Bestimmungen eine Uebersicherung und damit ein Verdacht der böswilligen Brandstiftung behauptet werden kann. Bei den bestehenden Gesellschaften schützt die freie Concurrenz und die Rücksichtnahme auf das Renommé der Gesellschaft seitens deren Beamten das Publicum vor derartigen chicanösen Auslegungen; bei einem monopolisirten Betriebe fällt diese Rücksicht natürlich weg.

Nun bedenke man, was es bedeutet, einer Regierung des herrschenden Systems ein neues Heer von Beamten zur Verfügung zu stellen, von denen die Mehrzahl das Recht hat und haben muß, alle eingehenden und alle bestehenden Versicherungen in Bezug auf die Höhe der Versicherungssummen zu prüfen, also eventuell durch Ocular-Inspection festzustellen, ob der Versicherungsnehmer auch wirklich die zur Versicherung angemessenen Werthobjecte besitzt und ob dieselben den declarirten Werth haben; Beamte, in deren Hand es liegt, die zu zahlende Prämie nach subjectivem Ermessen, bei welchem der Charakter des Antragstellers schwer in die Wage fällt,

zu bestimmen; Beamte, welche bei vor-
kommenden Brandschäden es beinahe
immer in der Hand haben, durch wort-
klauberische Auslegungen der Versiche-
rungsbedingungen das Ersatzrecht des Be-
schädigten illusorisch oder doch vorläufig
zweifelhaft erscheinen zu lassen!

Der raffinirteste Polizist kann sich
schwerlich einen besser organisirten und
prompter wirkenden Apparat zur Beein-
flussung des Publicums erdenken; alle
bis her bei Ertheilung oder Entziehung
von Concessionen möglichen Pressionen
sind ein Kinder spiel im Vergleich zu der
Wirkung dieser neuen Gefinnungs- und
Wahlverbesserungs-Maschinerie!

Die Unterzeichner der Petition sind
sich dieser freiheitsmörderischen Con-
sequenzen, wie sie oben wohl mit Recht
genannt wurden, natürlich nicht bewußt
gewesen; thatsächlich aber wollen sie den
Caesarismus und Militarismus mit der
einen Hand bekämpfen und ihm mit der
anderen Hand die Mittel zu seiner Er-
haltung und Kräftigung bieten! Wenn
nicht Unkenntniß der bestehenden Ver-
hältnisse als Entschuldigungsgrund gel-
tend gemacht werden könnte, müßte man
den Petenten Mangel an Energie im
Kampfe gegen den Gegner vorwerfen, und
das ist beinahe der schlimmste Vorwurf,
der einer politischen Partei gemacht wer-
den kann."

Wir wollen aber noch weiter in un-
seren Zugeständnissen gehen; wir wollen
zur Entschuldigung des Herrn Rittinghausen
annehmen, derselbe sei so lebhaft beseelt
von dem Verlangen nach dem zu-
künftigen, dem socialistischen Staat,
daß er darüber die Gegenwart und
ihre Anforderungen vergessen habe; wir
wollen ihm auch die Unklarheit in
seiner Petition, das eine Mal von
staatlichen Verbänden, das andere
Mal vom Staate zu reden, ein Vor-
wurf, von dem er sich in Nr. 48 der
„Wage“ gegenüber dem Verfasser des
oben citirten Artikels vergeblich rein-
zuwaschen sucht, vollständig nachsehen; wir
wollen weiterhin annehmen, alle socia-
listischen Ideale des Herrn Rittinghausen
seien bereits verwirklicht, Harmonie und
Ordnung allüberall geschaffen. Nun bringe
er auch sein Ideal der „Feuerversicherung“
herbei und füge es dem gesellschaftlichen
Organismus ein. Springt es nicht in
die Augen, daß dieses Ideal nichts weiter
ist als ein getreuer Abdruck des

heutigen Militarstaats? Seine
„Feuerversicherung“ ist nach der königlich
preussischen und kaiserlich deutschen
Militär-Reorganisation organisirt, und
wenn vom obersten General bis zum
untersten Trainsoldaten lauter überzeu-
gungstreue Socialisten in dieser Feuer-
versicherungs-Maschinerie thätig sind, ihr
ganzes Thun und Treiben kann kein an-
deres Resultat haben als das Thun und
Treiben des Militarismus: Unterdrückung
jeder Freiheit und Selbstständigkeit, Er-
stickung jeder localen Initiative, brusques
Eindringen bis an den Herd des Bürgers.
„Der Staat tritt allüberall handelnd auf“,
sagt Herr Rittinghausen in seiner un-
glücklichen Entgegnung, d. h. er schiebt
seine Diener überall hin, bis in den
Schooß der Familien. Und die armen
Bürger, die der Ansicht sind, daß schon
heute viel zu viel regiert wird und die
Freiheit und Selbstständigkeit des Ein-
zelnen immer niedriger gewerthet ist, sie
werden zu ihrem Schrecken gewahr, daß
der Rittinghausen'sche Staat sich ihrer noch
viel väterlicher erbarmen wird.

Herr Rittinghausen hat sicherlich in der
besten Absicht gehandelt, dabei aber ver-
gessen, daß ein politischer Irrthum in
seinen Folgen oft schlimmer wirkt, als
ein Verbrechen.

II.

Wir hätten unsere Aufgabe erst halb
erfüllt, wenn wir mit der Kritik dieses
unglückseligen Projectes Halt machen
würden. Man würde uns, und mit
vollem Recht, die Frage vorlegen: Also
seid Ihr der Ansicht, daß die gegenwärtig
herrschenden Zustände in der „Feuer-
versicherung“ gut und zweckmäßig sind?
Wir erkennen zwar gute Gründe gegen
das Rittinghausen'sche Project als voll-
ständig stichhaltig an, aber in Einem
scheint dasselbe doch Recht zu haben,
darin nämlich, daß es nicht gut ist, Jahr
aus Jahr ein Millionen von Versiche-
rungsgeldern in die Taschen der Kapi-
talisten fließen zu lassen? Auch darin
scheint es so Unrecht nicht zu haben, daß
die „Versicherung“ möglichst viele Bürger
der Nation, ja sehr viele, ja sogar alle
umfassen sollte? Auf diese Fragen sind
wir eine eingehende Antwort schuldig.

Wir bitten den Leser um Verzeihung, wenn wir dabei etwas pedantisch verfahren.

Warum „versichert“ man sich überhaupt? Um gegen die Einflüsse der „höheren Gewalt“ oder force majeure, wie die Franzosen sagen, d. h. gegen Ereignisse, denen der einzelne Mensch machtlos gegenübersteht, und deren Folgen sich möglichst zu schützen. In unserem vorliegenden Fall ist also das Feuer diese „höhere Gewalt“. Wie versichert man sich? Im Laufe der Geschichte haben sich besonders zwei Formen der „Versicherung“ ausgebildet, das sog. Gegenseitigkeitssystem und das Actien-System. Das Princip des ersteren ist ganz einfach folgendes: 2, 3, 100, 1000 oder noch mehr Menschen treten zusammen und sagen: Alljährlich kommt es vor, daß dem Einen oder Anderen von uns sein Hab' und Gut verbrennt. Er wird entweder Bettler oder muß sich durch Almosen aus seiner dürftigen Lage befreien lassen. Da Keiner von uns sicher ist, ob nicht bei der nächsten Feuersbrunst sein Haus an die Reihe kommt, so ist es am besten, wir bezahlen Jeder von uns, im Verhältniß zum Werth seiner Habe, alljährlich zum Voraus eine bestimmte Summe. Diese Summe wird dazu verwendet, den Abgebrannten möglichst zu entschädigen. Reicht die Summe nicht aus, so muß wieder Jeder nach Verhältniß beisteuern; ist die Summe zu groß, so bezahlen wir das nächste Mal im Verhältniß weniger. Außer den Verwaltungskosten (Kanzlei, Beamte, Material) wird kein Pfennig anders verwendet als zur Entschädigung des Versicherten oder zur Verminderung der einzelnen Beiträge. Der einzelne Beitrag heißt in der Kunstsprache Prämie. Der größere oder geringere Betrag des am Schlusse des Jahres auf die Mitglieder vertheilten Ueberschusses heißt Dividende. Bei der Gegenseitigkeit ist also die Dividende nichts anderes als eine Herabsetzung der Prämie. Da der Versicherungsnehmer zugleich Versicherungsgeber ist, so ist jede Idee eines „Gewinns“, eines „Profits“ natürlich von selbst ausgeschlossen. Das Princip des Actien-systems ist folgendes: Eine Reihe Kapitalisten treten zusammen und verpflichten sich der Gesellschaft gegenüber, Jedem, der seine Habe bei ihnen versichert, und zwar zu einem festen Preis (feste Prämie, prime fixe), ihm

für den eventuell entstehenden Schaden zu haften. Die Summe der festen Prämien wird zur Schadloshaltung der Versicherten und zur Deckung der Verwaltungskosten verwendet. Was nach Bezahlung dieser beiden Kosten übrig bleibt, bildet sammt dem Zins der Kapitalien, welche von den Kapitalisten als Unterpfand für ihre den Versicherten gegenüber eingegangenen Verpflichtungen deponirt sind, den Gewinn (Profit, Nutzen) der Actionäre. Der Gewinnantheil des einzelnen Actionärs heißt hier auch Dividende. In Frankreich erreichen diese Dividenden bei einzelnen Gesellschaften 50, 100, selbst 150 pCt. und auch in Deutschland erreichen sie oft ganz enorme Beträge. Um den Unterschied dieser beiden Systeme in zwei Sätze zusammenzufassen, kann man etwa sagen: das Princip der Gegenseitigkeit sagt zu jedem seiner Versicherten, bezahle mir in diesem Jahre 5 Mark; werde ich nur 4 oder nur 3 brauchen, um meine Kosten zu decken, so wirst Du mir im nächsten Jahr 1 oder 2 Mark weniger, also bloß 4 oder 3 Mark zu bezahlen haben. Das Princip des Actien-systems sagt: Zahle mir ein für alle Mal jedes Jahr 5 Mark, und ich hafte ein für alle Mal für Deinen Schaden. Ob ich dabei gut oder schlecht fahre, darf Dich gar nicht kümmern. Brauch' ich bloß 4 Mark, um Deinen Schaden und die Verwaltungskosten zu bezahlen, so mache ich 1 Mark Gewinn; dafür riskire ich aber, statt Deiner 5 Mark vielleicht 6 oder 7 zahlen zu müssen. Mein Gewinn ist also der verdiente Lohn für mein Risiko!

Für beide Systeme gilt selbstverständlich der Satz, daß, je größer die Anzahl der Versicherten ist, bei gleicher Wahrscheinlichkeit der Anzahl der Brandfälle, desto kleiner die zu erhebende Prämie wird werden können.

Das System der Gegenseitigkeit entspringt einem einfach natürlichen, ethischen und tief sittlichen Princip — dem Zusammenhalten im Unglück. Der Gedanke, beim Unglück Anderer einen persönlichen Privatvortheil zu erzielen, ist in einer Gesellschaft, welche die Solidarität anstrebt, geradezu ein Unding. Deshalb ist die Gegenseitigkeit das Princip der Zukunft und wird es für alle Ewigkeit bleiben. Das Actien-system hat nicht nur das gewöhnliche Princip der kapitalistischen Ausbeutung

— die Aneignung durch fremde Arbeit erzeugter Werthe, sondern den noch ganz besonders obdösen Nebencharakter, daß das durch höhere Gewalt verursachte Unglück des Nebenmenschen zu einer Quelle des Gewinnes wird.

Der Verfasser des Artikels in der „Bage“ wirft dem Antrag Rittinghausen mit vollem Rechte vor, er enthalte ja nicht einmal den Schatten einer Bestimmung, wie das Reich die „Feuerversicherung“ organisiren solle. Die Leser werden nun nach dem Vorstehenden beurtheilen können, was dieser Vorwurf in seiner ganzen Tragweite bedeutet. Organisirt das Reich die Feuerversicherung nach dem Princip der Gegenseitigkeit, so kann auch nur von einem Pfennig Gewinn oder „Einkommen“, wie Herr Rittinghausen sagt, überhaupt nicht mehr die Rede sein; organisirt es aber die Feuerversicherung nach dem Princip der Actiengesellschaften, so macht sich das Reich der kapitalistischen Ausbeutung in ihrer häßlichsten Form schuldig; das muß es aber thun, wenn es irgend ein Einkommen erzielen will. Und das verlangt man im Namen des Socialismus! Hatten wir Unrecht, oben zu sagen, daß jede Idee, aus einer „Versicherung“ „Einkommen“ erzielen zu wollen, ein volkswirtschaftlicher Unsinn und ein socialistisches Verbrechen ist? Dieser „Unsinn“ freilich steht heute noch in voller Blüthe, und wenn wir die einzelnen Menschen für die geschichtlich gewordenen Zusammenhänge verantwortlich machen dürften, so müßte man diese Kapitalisten vom Standpunkt des Socialismus aus „Verbrecher“ nennen.

Heute bestehen, wie gesagt, beide Systeme, das der Gegenseitigkeit und das Actiensystem, neben einander, wie das ja in einer anarchischen Gesellschaft nicht anders sein kann. Ja sogar, eben in Folge dieser Anarchie ist nicht einmal so ohne Weiteres zu entscheiden, welches System den Vorzug verdient. Es gehört dazu eine eingehende Prüfung der jeweiligen Gesellschaft, eine Sache, die uns hier nicht beschäftigen kann. Die Gegenseitigkeits-Anstalten stehen keineswegs alle auf der Höhe der Zeit, sie haben keineswegs alle ihre große, wir sagen es unverblümt, ihre culturhistorische Mission begriffen. Wäre das, es gäbe schon längst keine andere Form der Versicherung mehr. Und um jeder weiteren Ausführlichkeit hierüber enthoben zu sein,

geben wir vollkommen zu, daß das heute in Deutschland herrschende Versicherungssystem in seiner Gesamtheit sehr erhebliche volkswirtschaftliche Nachtheile mit sich bringt und einer Reform, ja einer vollständigen Revolution dringend bedarf.

Worin muß aber diese Revolution bestehen? Auf diese Frage wird unsere Antwort freilich nicht einfach sein können. Aber, wenn uns der Leser nur kurz eine gesteigerte Aufmerksamkeit schenkt, so glauben wir doch eine ihn befriedigende Antwort zu finden.

Aus unserer Kritik und den sich anschließenden Bemerkungen wird sich der Leser zweier Grundsätze erinnern; sie sollen den Ausgangspunkt unserer Untersuchung bilden:

1) Das Princip der Zukunft für das gesammte Versicherungswesen, also auch für die Feuerversicherung, kann nur die Gegenseitigkeit sein.

2) Es liegt in der Natur der „Versicherung“, daß sie, je breiter die Basis ist, auf welcher sie ruht, je zahlreicher und ausgebehnter die Anzahl ihrer Mitglieder ist, desto ersprießlicher und nutzbringender wirken kann.

Aus dem zweiten Princip folgt denn unmittelbar, daß es in der That im höchsten Grade wünschenswerth wäre, immer größere Theile der vaterländischen Gesellschaft, ja die ganze deutsche Gesellschaft überhaupt in einer großen Feuerversicherung zu vereinigen. Dieser ganz richtige Gedanke hat wohl auch dem Abgeordneten Rittinghausen vorgeschwebt, schade nur, daß er ihm den denkbar schlimmsten Ausdruck gegeben. Ferner ist in der Kölner Resolution sehr richtig bemerkt, daß die Organisation des Feuerlöschwesens mit der Feuerversicherung auf's Engste zusammenhängt, aber der Wortlaut ist so unbestimmt, daß man sich vergeblich fragt, was denn diese „staatlichen Verbände“ und ihr „Feuerlöschwesen“ bedeuten soll. Nimmt man die Grundtendenz des Antrags zu Hülfe, so geht mit großer Wahrscheinlichkeit die Ansicht des Herrn Rittinghausen dahin, daß der Staat auch das Feuerlöschwesen in die Hand nehmen und leiten solle. Auch hierunter kann wiederum nichts Anderes verstanden werden, als daß das Feuerlöschwesen etwa nach Art des jetzigen

Militarismus durch „staatliche“ Pompierscorps, also eine neue Form stehender Heere besorgt werden wird. Die guten Bürger, welche bis jetzt der primitiven Ansicht waren, daß, wenn z. B. in Köln Feuer ausbricht, es Sache der Kölner Bürger und ihrer Vertretung, der Kölner Gemeinde sei, das Feuer zu löschen, werden jetzt eines Besseren belehrt, „der Staat tritt wieder handelnd auf“, man wird das von Berlin aus viel besser besorgen. Der Bürger hat überhaupt nichts Anderes mehr zu thun, als die Segnungen des Staates auf sich herunterträufeln zu lassen und sich darüber zu freuen, wie Alles doch so weislich eingerichtet sei. Die Kölner Resolution hätte noch hinzufügen sollen, daß zum Feuerlöschwesen auch nothwendig die Feuerordnung gehört, d. h. die ein für alle Mal nothwendigen baupolizeilichen Vorschriften über die Anlage von Feuerungsstätten jeder Art. Von der Benutzung der Streichzündhölzchen bis zur Einrichtung von Schmelz- und Glüh-Defen wird Alles sorgfältig in ein dickes Gesetzbuch eingetragen, dasselbe wird in Berlin aufbewahrt, und vom Fels bis zum Meer wird dann seine segenspendende Weisheit mittelst der großen Saug- und Druckpumpe des Staates ausgegossen.

Der Himmel weiß, das Weinen ist uns näher als das Lachen angesichts solch merkwürdiger Ansichten über Dinge, wo der gewöhnliche gesunde Menschenverstand hinreicht, sie in's rechte Licht zu setzen. Versuchen wir das in einfacher und nüchterner Weise zu thun. Wenn einmal Menschen sich überhaupt versichern, so ist es das Naturgemäße und Nächstliegende, daß man sich zu diesem Zweck an seine Umgebung, an seine Nachbarn wendet. Denn diese leben im Allgemeinen unter annähernd gleichen Verhältnissen, sie sind der „höheren Gewalt“ gegenüber auch in ähnlicher Weise preisgegeben. Daraus folgt, daß die erste gesellschaftliche Gruppe, welche dem Versicherungswesen einen allgemeineren, socialeren Charakter zu geben bestimmt ist, nothwendig von der Gemeinde gebildet wird. Da aber die Schultern einer Gemeinde, und sei sie die größte, der „höheren Gewalt“ gegenüber immer noch viel zu schwach sind, so ist weiterhin naturgemäß, daß die Gemeinden wiederum sich zu größeren Gruppen vereinigen, um die Wir-

kung der „höheren Gewalt“ immer mehr abzuschwächen. Die zweite naturgemäße Instanz für das Versicherungswesen bildet also die Gemeinden-Gruppe, d. h. der Bezirk. Auch von ihm gilt dasselbe, wie von der Gemeinde, er ist noch zu schwach und so gruppieren sich die Bezirke zu Provinzen; und wenn auch diese sich ungenügend erweisen, so vereinigen sie sich wiederum im größten gemeinsamen Band, das existirt, im Staate. Das Alles läßt nicht den geringsten Zweifel zu. Und so wären wir also wieder, wenn auch auf Umwegen, beim Project Fittinghausen angelangt?

Wir bitten den Leser um seine ganze Aufmerksamkeit. Zunächst ist der Ausdruck, die Provinzen vereinigen sich im Staate, nicht ganz correct. Wir hätten sagen sollen, sie vereinigen sich in der gesammten Gesellschaft; sie bilden in ihrer Gesammtheit die ganze, also in unserem Falle die deutsche Gesellschaft. Der Staat, d. h. der politische Ausdruck dieser Gesellschaft, hat zunächst nichts damit zu thun; es ist eine rein gesellschaftliche, rein sociale Gruppierung, die sich — was sehr zu beachten — ohne jedes Dazwischentreten des Staates vollziehen kann. Nehmen wir nun an, diese sociale Gruppierung (also der Gemeinden, dann der Bezirke, dann der Provinzen, beziehungsweise der noch heute bestehenden kleineren Staaten) und ihre Vereinigung in einer einheitlichen Feuerversicherung vollziehe sich, ohne daß der Staat, d. h. die politische Legislative und Executive, auch nur im Geringsten die Hand dabei im Spiele habe, weder in der Anwerbung der Gemeinden u. s. w. zum Beitritt, noch in der Organisation der „Versicherung“ selbst, so ist klar, daß die auf solche Weise entstehende „Allgemeine Deutsche Feuerversicherung“ das denkbar größte Maß von Freiheit und Selbstständigkeit, die höchste Garantie vollkommener Ordnung und ausreichender Controлле, die absolute Unmöglichkeit irgend eines Mißbrauchs oder gar kapitalistischer Ausbeutung im Gefolge haben müßte. Der Beitritt der Gemeinden ginge hervor aus der freien Wahl der Gemeindeglieder; diese wählen ihre Beamten; die Beamten vereinigen sich zur Vertretung der größeren Gruppen; diese größeren Gruppen wählen wiederum aus ihrer Mitte die eigentlich leitende Behörde. Bei all diesen Wahlen

denke man sich vollständige Freiheit, vollständige Verantwortlichkeit, überhaupt alle möglichen demokratischen Garantien. Ist es nicht klar, daß dieser „Allgemeine Deutsche Versicherungsverein“ das gerade Gegenstück zur Rittinghausen'schen Staatsversicherung wäre? In Einem nur würde er letzterer gleichen, darin, daß er gleichfalls ganz Deutschland, d. h. das Reich umfaßt, in allem Anderen wäre er ihr schnurstracks entgegengesetzt. Bei Rittinghausen von Anfang an politische Centralisation, zwangsweise Anwerbung sämtlicher Mitglieder, zwangsweise Kontrolle von Seiten des Staates, enorme Machtfülle der politischen Executive, daraus folgt: Unterordnung der Bürger, Unterdrückung jedes lokalen Willens, despotische Willkür, wehrlose Preisgebung jedes Einzelnen, kurz, Sklaverei. Bei unserem Projecte, wenn solches durchgeführt würde, bestände: volle Freiheit und Unabhängigkeit des Bürgers und seiner Gemeinde, volle Gleichberechtigung der einzelnen Glieder, immerwährende, beständige Kontrolle der Administration, Unterordnung der Verwaltung unter den Willen der Bürger; daraus folgt: schrittweise, spontane Gliederung und Zusammenschließung freier und unabhängiger socialer Gruppen, schrittweise Annäherung an die Solidarität der Interessen in allen Versicherungsfragen und endgültige ökonomische Centralisation eines ganzen Zweiges höchwichtiger, socialer Interessen.

Die Durchführung dieses Projectes ist selbstverständlich schwieriger, als das von der Kölner Petition vorgeschlagene; aber man darf doch nicht vergessen, daß die sogenannten einfachen Lösungen volkswirtschaftlicher Fragen in der Regel die aller schlechtesten sind. Alle volkswirtschaftlichen Fragen sind im höchsten Grade complicirt, begreifen zahllose, sich oft widerstreitende Interessen in sich, können also ihrer Natur nach nicht einfach gelöst werden. So ist z. B. der Freihandel eine sehr einfache Lösung der Frage von der Concurrenz, wir brauchen nicht zu sagen, wie er sie gelöst hat. So ist auch das Schutzsystem eine sehr einfache Lösung der Frage der Concurrenz, wir brauchen nicht zu sagen, wie viel Unheil, Monopol und Corruption an seinen Sohlen haftet. Treten wir nun noch einmal an die Frage heran, ob das eben entwickelte Bild einer wahrhaft socialen und deshalb socialistischen Ver-

sicherung, das wir aufgestellt, nur ein Traum ist, ob es nicht vielmehr sich sehr gut verwirklichen und in seinen Anfängen wenigstens schon jetzt in's Leben rufen läßt.

Die Feuerversicherung kann und darf niemals etwas Anderes sein, als ein freier Vertrag zwischen den Bürgern. Jede Idee, dem Staat, d. h. der Obrigkeit, der Autorität, irgend eine und sei es die geringste Gewalt über sie einzuräumen, ist volkswirtschaftlich absurd und politisch im höchsten Grade gefährlich. Die „Versicherung“ wird und muß werden eine freie Association freier Bürger, so allein ist es möglich, daß ihre Prämie immer kleiner, ihre Verwaltung immer geordneter und harmonischer wird. Nun, fragen wir, sind nicht schon heute die Grundlagen dieses freien Vertrags gegeben? Erstens bestehen thatsächlich eine ziemliche Anzahl zum Theil sehr gut geleiteter Gegenseitigkeits-Versicherungs-Gesellschaften. Ihre Umformung und Verschmelzung in eine einheitliche „Versicherung“ kann, wenn sie schrittweise und rationell durchgeführt wird, keinerlei Schwierigkeiten unterliegen. Zweitens muß selbst die liberale politische Oekonomie wenigstens theoretisch zugeben, daß die Gegenseitigkeit das einzig rationelle und im Grunde das einzig sittliche Princip der „Versicherung“ sein kann. Drittens ist die Behauptung wohl nicht erst zu beweisen, daß sich gegenwärtig des deutschen Volkes immer lebhafter der Gedanke bemächtigt, daß die großen socialen Probleme nur unter Aufbietung der collectiven Kräfte gelöst werden können. Der immer mächtiger anschwellende Socialismus ist der äußere Ausdruck dieses inneren Gedankens. Der Socialismus hat zwar für seine Verwirklichungsarbeit bis zur Stunde noch das äußerst unklare und vieldeutige Wort Staat als Symbol gewählt, ohne sich über das Was und Wie auch nur annähernd klar zu sein; aber in seinem Innersten meint das Volk mit diesem „Staat“ nichts Anderes als seine, d. h. die collective Kraft. Viertens hat die socialistische Bewegung bereits begonnen, in den Gemeinden und in den Einzel-Landtagen Fuß zu fassen. Damit tritt sie den concreten, den wirklich praktischen Fragen näher und muß sich schon durch den Zwang der Verhältnisse früher oder später in den richtigen Weg

stoßen. Fünftens steht für den Socialismus auch in der Gegenwart durchaus kein Hinderniß im Wege, sowohl die Reichsregierung als auch die Regierungen der Einzelstaaten aufzufordern, bei dieser großartigen Umformung im Versicherungswesen wenigstens helfend die Hand zu bieten. Es ist einmal so, daß große Kreise des gesellschaftlichen Lebens heutzutage durchaus nicht in Fluß zu bringen sind, wenn auch ihr eigenes Interesse es gebietet, außer die Regierung nimmt sich der Sache an. Wir sind vom Gouvernamentalismus so durchseucht, daß wenigstens in den höheren Schichten der Gesellschaft der bloße Gedanke eigener Initiative auch auf nicht-politischem Gebiet fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Sechstens ist keine Ablösung, ja nicht einmal eine eigentliche Auseinandersetzung mit den bestehenden Actiengesellschaften nöthig. Sie werden eines Tages wie faule Äpfel vom gesunden grünenden Baum des Versicherungswesens fallen. Siebentens — und auch das ist kein zu unterschätzender Punkt — wird die große Anzahl pflichttreuer und gewissenhafter Beamten, welche bereits im Versicherungswesen thätig sind, in keiner Weise nachtheilig durch die beabsichtigte Reorganisation betroffen. Im Gegentheil, die „Versicherung“ wird immer umfassender, in immer tiefere und breitere Schichten des Volkes eindringen. Man wird noch mehr Beamte nöthig haben als bisher, und sie werden als freigewählte Vertreter eine ganz andere Stellung haben. Es sind keine Diener mehr, welche durch die Laune des Vorgesetzten auf's Pflaster geworfen oder durch ihre untergeordnete Stellung jeder Schaffens-Freudigkeit entzogen werden können. Sie sind der Gesellschaft gegenüber, wie jeder einzelne Versicherungsgeber und Versicherungsnehmer in Einer Person, nur durch ihren freien Vertrag gebunden und unverletzlich, so lange sie die selbst übernommenen Verpflichtungen erfüllen. Achters endlich wird durch diese in großartigem Maßstab durchgeführte Reorganisation ein ganzes, großes Gebiet gesellschaftlicher Umsetzungen oder Transactionen sittlich geläutert, von allem bisher anhaftenden Schmutz kleinlicher Concurrenz und niedriger Machinationen befreit; die *fides panica*, welche unsern Handel und Wandel vergiftet, hat im Versicherungswesen wenigstens keine Stätte mehr. Unter den heutigen

Verhältnissen kann diese moralische Errungenschaft gar nicht hoch genug angeschlagen werden!

Zunächst gilt es für jeden Socialisten, in seinem nächstliegenden Kreise, d. h. also in seiner Gemeinde, für die Idee eines „Allgemeinen Deutschen Feuerversicherungs-Vereins“ Propaganda zu machen. Man fordere die alten und neuen Mitglieder der Gemeindevertretungen auf, sich mit dem Gedanken zu beschäftigen und in allen Kreisen der Bevölkerung dafür zu agitiren. Sind nur erst einmal 100 Gemeinden, ob groß oder klein, im Lande, deren Vertretungen mit dem Project einverstanden sind, so werden wir sehen, wie ungeheuer rasch die Idee um sich greift. Es kann nicht fehlen, daß früher oder später tüchtige Versicherungsbeamte für dieselbe gewonnen und sich mit dem ganzen Eifer einer großen, nationalen Errungenschaft ihrer annehmen werden. Dann werden die Fundamente der Vereinbarungen unter den einzelnen Gemeinden durch geeignete Vertreter gelegt und mit den bestehenden Gegenseitigkeits-Anstalten Ablösungs- und Verschmelzungs-Unterhandlungen eingeleitet. Die Regierungen der Einzelstaaten können diese Bewegung durch thätige Hülfeleistung ihrer Verwaltungsbehörden natürlich ungemein erleichtern und beschleunigen. Es giebt nicht einen einzigen Grund, der die Regierungen und das Reich veranlassen könnte, der Bewegung entgegenzuarbeiten, wenn es nicht der Grund ist, daß es Socialisten sind, von denen sie ausgeht. Werden sich also die Regierungen und das Reich dem an sich so vortrefflichen Gedanken entgegenstemmen, bloß weil er vom Volke herrührt, dann braucht man noch lange nicht zu verzagen. Die Verwirklichung dieser Idee wird sich freilich vielleicht um 5, vielleicht gar um 10 Jahre verzögern, aber sterben wird sie darum noch lange nicht. Wir machen es eben, wie wir's im Kampf um die Freiheit so oft schon gemacht haben, wir machen einen weiteren Eintrag in's Schuldbuch der Regierung und gebulden uns. Aber ehe wir die Hände in den Schooß legen, müssen wir's versuchen, die Idee auch nöthigenfalls ohne die Hülfe der Regierungen in's Werk zu setzen und durchzuführen. Uebrigens ist diese Idee so fruchtbar, so wahr und so durchgreifend, daß es uns gar nicht Wunder nehmen würde, wenn die

Regierungen schließlich doch noch herbeieilen und uns beim Ausbau dieses großen gesellschaftlichen Werkes Hilfe leisten würden.

Und nun bleibt noch ein überaus wichtiger Punkt zu erwägen. Herr Rittinghausen will, daß nicht jedes Jahr 20 bis 25 Millionen in die Taschen der Kapitalisten fließen. Dieser Wunsch ist, wie wir ja gerne zugestanden, durchaus gerechtfertigt. Aber Herr Rittinghausen will diese in Folge unrichtiger Organisation des Versicherungswesens dem Volke entnommenen, also für dasselbe einfach verlorenen 20 bis 25 Millionen nicht in die Taschen des Volkes zurück, sondern in die Taschen des Staates und gar noch des heutigen Staates fließen lassen. Das heißt: Herr Rittinghausen sieht in der „Feuerversicherung“ einen Produktionszweig, und weil er glaubt, „der Staat müsse sämtliche Produktionszweige in die Hand nehmen und für die gerechte Vertheilung des Gewinns sorgen“, so wendet er diesen Satz ohne Weiteres auch auf das Versicherungswesen an. Wir wollen über die Gültigkeit dieses Satzes hier nicht streiten, sondern nur constatiren, daß er in dieser allgemeinen Fassung noch keineswegs so klar ist, wie viele Socialisten glauben. Allein nach dem früher Gesagten muß es Jedermann klar sein, wie ungeheuerlich der Gedanke ist, die Feuerversicherung unter die Produktionszweige einzureihen und ihnen gleichzustellen. Wird dadurch, daß sich die Menschen gegen Unglück aller Art schützen, irgend etwas producirt? Das gerade Gegentheil ist vielmehr der Fall. Die „Versicherung“ ist eine von der Natur dictirte Hemmung der Production, weil sie ein großes Kapital absorbirt, anstatt es direct productiv zu verwenden. Diese Hemmung wird aber um so geringfügiger sein und um so weniger empfunden werden, je billiger, je gerechter, je geordneter die „Versicherung“ ist. Und auf diesem indirecten Wege wird die „Versicherung“ zu Dem, wozu sie culturhistorisch bestimmt ist, zu einer enormen Steigerung der Produktionskraft des Volkes. Der Rittinghausen'sche Antrag ist direct gegen diese culturhistorische Bedeutung der „Versicherung“ gerichtet, er ist mit Einem Wort culturfeindlich. Bei unserem Reorganisationsplan dagegen wird, wie jetzt auch dem besangenen Urtheile klar

sein muß, gerade diese culturhistorische Bedeutung, die indirecte Steigerung der Productivkraft der Nation, im höchsten Grade begünstigt. Ohne näher hierauf einzugehen, wollen wir nur hervorheben, daß zunächst die Rittinghausen'schen 20 bis 25 Millionen dem Volke verbleiben, daß fernerhin die Prämie eine immer geringere werden muß, und zwar so sehr, daß, wenn wir annehmen, die heutige „Versicherung“ koste die Nation 100 Millionen, ohne daß auch nur die Hälfte versichert ist, die „Versicherung“ der Zukunft keine 50 Millionen betragen und allmählich alle Bürger des Staates umfassen wird.

III.

Das Kölner Project des Herrn Rittinghausen ist keineswegs neu. In den sechsziger Jahren hat in Frankreich die Assurance par l'Etat (Versicherung durch den Staat) viel von sich reden gemacht und die feudale Finanzwelt in gewaltige Erregung versetzt. Sie fand sich aber bald damit zurecht, als sie merkte, das Kaiserreich sei nicht gerade abgeneigt, sie vorher noch die Wiese des Volkes gehörig abgrasen zu lassen. Man war höchsten Orts nicht übel geneigt, den Gesellschaften vorher noch Millionen über Millionen hinzugeben. Die inneren Unruhen Frankreichs gestatteten nicht einmal einen Versuch.

Das eigentliche Original des Rittinghausen'schen Projects datirt noch weiter zurück. Die Projets de Décret (Gesetzes-Vorschläge), welche Louis Blanc in seiner Organisation du Travail (Organisation der Arbeit) veröffentlichte, enthalten im zweiten Artikel, Unterabtheilung 3, den Satz:

„Le ministère du progrès serait chargé, de centraliser, au grand avantage de tous et au profit de l'Etat, les assurances.“ Zu Deutsch: „Das Ministerium des Fortschritts würde beauftragt, zum großen Vortheil Aller und zum Nutzen des Staates die Versicherungen zu centralisiren.“

Es ist also der in Frankreich längst todtte Louis Blanc, der bei uns in Deutschland durch das Kölner Project seine Auferstehung feiert. Wer die Geschichte der Februar-Revolution, wer die Geschichte Frankreichs bis zur Gegenwart

kennt, der weiß, warum Louis Blanc tobt ist. — Doch, warum sollen wir uns für Leichname interessieren?

Die positive Entwicklung des Versicherungswesens, wie wir sie im zweiten Abschnitt geboten, ist, wir wissen das wohl, mehr als lüdenhaft. Dennoch glauben wir, daß sich schon heute directe praktische Schlußfolgerungen daraus ziehen und auf gesetzgeberischem Wege gewisse Richtungslinien vorzeichnen lassen, ganz so, wie es der Abgeordnete Rittinghausen versucht hat, nur in umgekehrter Richtung. Die „Versicherung“ ist Sache der Gesellschaft, sie geht den Staat, d. h. die politische Exekutivbehörde, niemals auch nur das Geringste an. Damit ist natürlich keineswegs gesagt, daß nicht der Staat auf die sociale Organisation des Versicherungswesens für die ganze Gesellschaft in hohem Grade begünstigend und beschleunigend einwirken könnte. Bei dem innigen Contact der Staatsbehörden und der Gemeindebehörden, bei der moralischen und materiellen Einwirkung, welche dem Staate jeder Zeit auf die Gesellschaft zu Gebote steht, kann er natürlich jeden spontanen Organisationsproceß derselben hemmen oder fördern, je nachdem es ihm beliebt. Ob dieses Verhältnis das richtige ist, wollen wir hier nicht untersuchen, aber Thatsache ist, daß es so ist. Deshalb könnte schon der heutige Staat mit seinen größeren und kleineren Regierungen eine allgemein gesellschaftliche Constituirung der Feuerversicherung anbahnen helfen. Einige Instructionen an seine Beamten würden genügen, alles wirklich Organisatorische aber, von der Wahl der Beamten bis zur Feststellung der zu bezahlenden Prämien, geht den Staat durchaus nichts an. Je weniger er sich darenin mengt, desto besser werden sich die Interessen in's Gleichgewicht setzen, desto rascher wird die Gesellschaft mit ihrer Organisation fertig werden.

Was ist der Beruf des Staates? In allgemeinsten Fassung lautet die Antwort: Die Bürger zur Freiheit und Selbstständigkeit zu erziehen. Das Wort Freiheit begreift alle politischen, das Wort Selbstständigkeit alle socialen Forderungen in sich. Daß der heutige Staat dies nicht thut, wissen wir Alle, ja wir wissen, daß er es nicht einmal thun kann, selbst wenn er es wollte. Daraus folgt aber nicht, daß es nicht

zweckmäßig wäre, ihn doch dann und wann, und zwar möglichst eindringlich an diesen seinen Beruf zu erinnern. Die socialdemokratische Partei hat es für gut befunden, sich an den Reichstagswahlen zu betheiligen, sie hat es ferner für gut befunden, durch Stellung von Anträgen, Amendements und so fort activ an den gesetzgeberischen Aufgaben des Staates Theil zu nehmen, es liegt also keine Inconsequenz darin, sich auch in Sachen der Feuerversicherung mit einem Antrag hervorzuwagen. Ja, aus Gründen, die wir hier nicht näher ausführen können, glauben wir sogar, gerade diese Gelegenheit der Versicherung wäre eine ganz vorzugsweis günstige, um den Staat wieder einmal an seine Pflichten gegen das Volk zu erinnern. Wir würden also nicht den geringsten Anstoß nehmen, nachstehende Resolution im Reichstage einzubringen:

„In Erwägung, daß in der deutschen Feuerversicherung noch heute zahlreiche Actien-Gesellschaften thätig sind, daß es aber ein volkswirtschaftliches Ueberschüssiges ein gesellschaftliches Verbrechen ist, das durch „höhere Gewalt“ verursachte Unglück des Einen zu einer Quelle des Einkommens für den Andern zu machen;

„In Erwägung, daß auch die bestehenden Gegenseitigkeits-Gesellschaften durch zu geringe Ausdehnung, durch Zerspaltung ihrer Mitglieder und vor Allem durch die Concurrenz, zu der sie gegenseitig gezwungen sind, ihre wahrhafte gesellschaftliche Mission nicht erfüllen können;

„In Erwägung, daß aus vorstehenden Gründen eine vollständige Reform der deutschen Feuerversicherung durchaus nothwendig ist;

„In Erwägung, daß diese Reform in nichts Anderem bestehen kann, als unter strenger Einhaltung des Gegenseitigkeitsprinzips sämtliche Versicherungsinteressen im deutschen Reich zu centralisiren;

„In Erwägung, daß jede Versicherung, also auch diejenige, welche das ganze deutsche Reich umfassen soll, nur ein freier Vertrag unter den einzelnen Bürgern sein kann, also der vollen Selbstverwaltung dieser Bürger unterstellt bleiben muß und jeden Gedanken einer staatlichen Oberleitung oder auch nur Beaufsichtigung ausschließt,

„bitten die unterzeichneten Abgeordneten die hohe Reichsregierung, sowie die hohen Regierungen der Einzelstaaten, dieser großartigen ökonomischen Reform, welche sich im Versicherungswesen vorbereitet, ihre ganze Aufmerksamkeit zu Theil werden zu lassen. Sie bitten in

zweiter Linie die hohen Regierungen, dieselben möchten durch ihre höheren und niederen Behörden dieser Reform durch Unterstützung, Berathung und Vermittelung die lebhafteste active Theilnahme schenken. Endlich bitten sie die hohe Reichsregierung um eventuelle Auskunft darüber, in welcher Art und Weise sie sowohl als die Einzelregierungen diesem ausgesprochenen ökonomischen Reformbedürfniß der Nation entgegenkommen und die Reform selbst fördern helfen wollen."

So oder ähnlich würde unser Antrag lauten, falls wir an maßgebender Stelle ein Wort mitzusprechen hätten. Der Unterschied von dem Antrag Rittinghausen springt, denken wir, in die Augen. Dieser giebt, von einem principiellen Irrthum ausgehend, ein ganzes großes Gebiet wirthschaftlicher Interessen der Staatsmaschine bedingungslos preis und stellt damit die Wohlfahrt, die Freiheit und die ganze Zukunft der Nation in der unverantwortlichsten Weise bloß. Wir dagegen, die Nothwendigkeit einer vollständigen Reform ganz ebenso und noch viel dringender zugehend, stellen uns auf den Boden gesunder volkwirthschaftlicher Principien und wahren, unter Hinweis auf den von der Reform einzuschlagenden Weg, die volle Freiheit und Unabhängigkeit der Bürger. Das wirthschaftliche Resultat des Rittinghausen'schen Antrags ist — Ausfaugung der Bürger durch einen Alles verschlingenden Staat und Lähmung der nationalen Productionskraft bis in's Mark; das wirthschaftliche Resultat unseres Antrags könnte nichts Anderes sein, als — Erhöhung der nationalen Productionskraft durch Verminderung der Affecuranz-Prämie, gründliche definitive Vernichtung jeder Art von Ausbeutung im Versicherungswesen, Grundsteinlegung einer wahrhaft gesellschaftlichen und deshalb socialistischen Organisation der Feuerversicherung; daraus folgt für ein ganzes großes Gebiet wirthschaftlicher Thätigkeit Ordnung, Redlichkeit, gesunde, fortschreitende Entwicklung und endgültige Fleischwerdung der Solidarität.

Das Gebiet des Versicherungswesens, ganz besonders der Feuerversicherung, verdient die Aufmerksamkeit des Socialismus in hohem Grade. Es ist, wenn wir so sagen dürfen, eine Art neutrale wirthschaftliche Mittelzone zwischen der alten und neuen Gesellschaft,

und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil es kein eigentlicher Productionszweig ist. Das ist auch der Grund, warum schon in der alten Gesellschaft, auf diesem Boden der Gedanke der Solidarität der Interessen Wurzel fassen und sich, wie die zahlreichen heute auf der Welt bestehenden Gegenseitigkeits-Institute beweisen, mit verhältnißmäßig bedeutender Energie ausbreiten konnte. Die „Versicherung“ ist, gesellschaftlich gesprochen, die Solidarität im Unglück. Diese Solidarität konnte auch in der alten Gesellschaft unter der Herrschaft des göttlichen Rechtes Wurzel greifen und hat, wie gesagt, thatsächlich Wurzel gegriffen. Die Aufgabe des Socialismus kann niemals sein, diese Form der Solidarität mit ihrem echt menschlichen, wahren, tief-sittlichen Inhalt zu zerbrechen und ein Erwerbsinstitut daraus zu machen, sei es für den Einzelnen oder für den Staat; seine Aufgabe kann nur sein, sie zu erweitern, zu verallgemeinern, zu vertiefen, sie jedem Bürger auf die leichteste und billigste Weise zugänglich zu machen. Anders handeln, wäre für den Socialismus die Verkennung seiner selbst, die Mißachtung der ihm selber zu Grunde liegenden Ideen, die Verleugnung seines eigenen Ursprungs. Wenn wir die Versicherung als Solidarität im Unglück definirten, haben wir nicht das Recht, zu sagen: Der Socialismus ist die Solidarität im Glück? Denn unter Glück im weitesten Sinne können wir, gesellschaftlich gesprochen, nichts Anderes verstehen, als harmonische Gestaltung der materiellen Lebensbedingungen der Menschheit, als nothwendige Vorbedingung harmonischer Zustände in deren idealen Lebensbedingungen. Könnte die Solidarität im Glück auf die Solidarität im Unglück mit Steinen werfen? Könnte der Sohn die eigene Mutter verrathen?

Aus alledem geht hervor, daß das Versicherungswesen das einzige volkwirthschaftliche Gebiet ist, auf dem sich die alte und neue Gesellschaft verständigen könnten. Es giebt auch in der alten Gesellschaft noch zahlreiche wohlmeinende, edel denkende Menschen, welche über die Solidarität im Unglück ganz genau ebenso denken, wie der revolutionärste Socialist überhaupt denken kann, nämlich so, daß der Schutz gegen das Unglück oder die „höhere Gewalt“ für alle Menschen absolut gleich sein

sollte. Um dieser, wenn wir so sagen dürfen, negativen Gleichheit zu huldigen, bedarf es weiter keiner anderen Bedingung als der, ein, wie man so gewöhnlich sagt, billig denkender Mensch zu sein. Eine Vereinbarung mit der alten Gesellschaft läßt sich also im Versicherungswesen principiell denken, auch ohne daß der Socialismus ein Haar breit von seinen Principien abzuweichen, auch ohne daß seine Vertreter weder der bestehenden Regierung noch der herrschenden Kapitalmacht gegenüber auch nur die allergeringste Concession zu machen brauchten. Die Vertretung des Socialismus im Reichstag hat also hier ein Mittel in der Hand, die alte Gesellschaft moralisch auf den Boden der Solidarität zu zwingen. Schlägt sie und die Regierung ein, was könnte den Socialismus hindern, schon jetzt ein Stück Zukunft vorweg zu nehmen und sofort sammt Regierung und Bourgeoisie, so gut es diese lebenswürdigen Mächte verstehen, die gesellschaftliche Feuerversicherung zu organisieren. Das ist keine Verköhnerung, keine Unterordnung, noch viel weniger ein Act des Vertrauens. Man denke sich, ein Haus steht in Flammen, in einem oberen Gelaß ist ein Mensch in Lebensgefahr; am Boden liegen drei Leitern, die zusammen nöthig sind, um bis zum Unglücklichen zu gelangen. Die Regierung ergreift die eine, die Bourgeoisie die zweite, der Socialismus die

dritte. Werden sie sich zanken, wer die Leiter zuerst anlegen darf? Was! Flugs hinauf und siehe da, ein Mensch ist gerettet. Hat einer von den Dreien dabei Schaden gelitten an seiner Seele? Wir hoffen, nein. Jeder von den Dreien hat das Bewußtsein einer guten That. Weigert sich aber die Regierung und die Bourgeoisie, diese großartige gesellschaftliche Reorganisation mit durchzuführen, was dann? Nun, so beweisen sie eben, daß ihre Liebe zum Volk nicht einmal bis zur „Solidarität im Unglück“, nicht einmal bis zum Schutz gegen „höhere Gewalt“ geht.

Nachwort der Redaction.

Wir haben den Herrn Verfasser in seinen — mitunter, wie uns scheint, etwas scharfen — Ausführungen nicht unterbrechen wollen, gestatten uns jedoch, auf den in dieser Nr. befindlichen Artikel „über den Zusammenhang des wirthschaftlichen und des politischen Principals im Socialdemokratismus“ ausdrücklich hinzuweisen. Es dürfte aus demselben hervorgehen, daß eine Uebertragung von gewissen Zweigen der Production, des Verkehrs u. s. w. — ob gerade der Feuerversicherung, lassen wir dahingestellt — auf das Reich, selbst unter heutigen Verhältnissen, von tactischen Gesichtspunkten aus sich vielleicht doch rechtfertigen läßt.

Zur Steuer-Reform der Großstädte.

Das Programm der socialistischen Arbeiterpartei Deutschlands fordert innerhalb der heutigen Gesellschaft:

„Eine einzige progressive Einkommensteuer für Staat und Gemeinde, anstatt aller bestehenden, insbesondere der das Volk belastenden indirecten Steuern.“

Es könnte nun scheinen, als ob jede, diesen Punkt des Programms kritisirende und zu einem abweichenden Resultat gelangende Untersuchung einer Entfernung

von dem Boden des Programms gleich zu achten sei. Einer derartigen Meinung gegenüber sei hier auf die Worte des Referenten auf dem Vereinigungscongreß, Herrn Liebknecht, hingewiesen, welcher nach dem officiellen Protocoll pag. 37 sich in folgender Weise aussprach:

„Der Socialismus ist nicht bloß eine politische Partei, sondern auch eine Wissenschaft. Wir entwickeln uns, schreiten fort, die geistige Arbeit

ist unablässig, neue Gedanken erheischen neue Formen, und was heute dem Einen zu weit gehend ist, mag ihm in einem Jahre gut erscheinen, und was dem Anderen reactionär erscheint, nun, das läßt sich entfernen, sobald der reactionäre Charakter überzeugend nachgewiesen worden. Nehmen wir also das Programm im Großen und Ganzen an, wie es von der Commission empfohlen ist.“

Zum Schluß erklärte Liebknecht unter allseitigem Beifall, das Programm sei kein steinernes Dogma, kein papierener Papst, sondern werde geändert, wenn man dies für nöthig halte. Der Socialismus sei im eminentesten Sinne die Partei des Fortschritts, sie könne sich kein unänderliches Programm als Joch aufliegen.

Die obige, auf die Steuerfrage eingehende Forderung des Programms stellt sich auf einen idealen, der realen Wirklichkeit nicht genügend Rechnung tragenden Boden. Die Leistung für die Allgemeinheit, die Steuer, soll sich nach dem Einkommen der Einzelnen richten, höhere Einkommen nur progressiv höher belasten als geringe. Es wird hierbei aber gar kein Unterschied zwischen den verschiedenen Entstehungsarten des Einkommens gemacht, wenigstens nicht ausdrücklich hervorgehoben, so daß die Meinung berechtigt erscheint, man habe von dieser Trennung nach dem Entstehungsgrunde des Einkommens — absichtlich oder unabsichtlich — keine Notiz genommen.

Thatsächlich zerfällt alles heutige Einkommen in zwei große Klassen, in Einkommen aus eigener und in Einkommen aus fremder Arbeit; jenes bekannt unter dem Namen von Gehalt, Lohn, eventuell auch Pension für früher geleistete Arbeit, — dieses als Zins, Rente, Miethc, Pacht zc.

Stellt man dieser doch wohl unbestreitbaren Auffassung nun den ersten Satz des Programms gegenüber:

Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Cultur, und da die allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, das heißt allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsproduct, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen, —

so leuchtet der Widerspruch ein, der darin liegt, daß eine Trennung des Einkommens nach den Entstehungsarten unterlassen worden ist. Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums, das heißt, das Gesamt-Einkommen der Gesellschaft besteht aus dem Gesamt-Arbeitsproduct. Der Theil dieses Gesamt-Products, welcher dem arbeitenden Theil der Bevölkerung unter dem Namen von Zins, Rente, Miethc, Pacht entzogen wird, und der das arbeitslose Einkommen des anderen Theiles der Gesellschaft bildet, muß unseres Erachtens bei Erhebung der Steuern doch mit anderen Augen angesehen werden als das Arbeits-Einkommen. Denkt man sich die ganze arbeitende Bevölkerung als Einheit, also auch ihr Gesamt-Einkommen als einheitliches Object für die zu erhebende Steuer und auf der anderen Seite wieder alle Nichtarbeiter mit ihrem arbeitslosen Einkommen auch als einen großen Steuerpflichtigen, so erscheint das ganze arbeitslose Einkommen als eine dem Kapital bereits geleistete Steuer von dem aus der Arbeit jenes Gesammtarbeiters resultirenden und ihm eigentlich von Rechtswegen zukommenden Einkommen.

Nachdem der Gesammt-Arbeiter die riesige Steuer an die Kapitalisten gezahlt hat, welche deren Einkommen bildet, soll er zur Erhaltung des Staates, dessen Institutionen ihn zu dieser Zahlung zwingen, in demselben procentualischen

Verhältnis beitragen, wie die Kapitalisten. Das ist so wenig gerecht, daß selbst aus den Kreisen der liberalen Ökonomen schon Stimmen laut geworden sind, welche bei der Einkommen-Steuer eine höhere Belastung des arbeitslosen, als des aus Arbeitsleistung entstehenden Einkommens fordern, und vielseitigen Beifall und Anerkennung für diese Forderung gefunden haben. Schon in dieser Hinsicht dürfte eine Änderung des in Rede stehenden Punktes unseres Programms notwendig werden.

Aber auch noch aus anderen Gründen erscheint uns die Forderung einer einzigen Einkommensteuer für Staat und Gemeinde nicht gerechtfertigt.

Staat und Gemeinde sind durchaus nicht gleichartige Gemeinwesen. Wie wir in dem Artikel „Ueber den Gewerbebetrieb der Kommunen“ in Nr. 9 dieser Zeitschrift nachgewiesen zu haben glauben, fallen schon heute einzelnen Kommunen gewisse wirtschaftliche Aufgaben zu, zu deren Lösung der Staat, seiner Natur und seinem Wesen nach, gar nicht geeignet erscheint. Eine Großstadt kann, um ein Beispiel anzuführen, sehr wohl eine Wasserleitung bauen und jedes in ihrem Reichthum gelegene Haus mit gutem Trinkwasser versorgen; es wäre doch aber heutzutage unsinnig, eine derartige Anlage vom Staate zu verlangen, schon weil sie für viele Städtchen, Dörfer und Ortschaften wegen des dort reichlich vorhandenen guten Wassers vollständig überflüssig sein würde.

Die Aufgaben des Staates sind anderer, allgemeinerer Natur, als die der Gemeinden; herrscht doch selbst unter den Gemeinden eine so große Verschiedenheit, daß man ihnen nicht einmal schablonenmäßig gleiche Aufgaben stellen kann. Man vergegenwärtige sich nur den Unterschied zwischen den Gemeinden einer Großstadt, einer Mittelstadt und eines Landstädtchens, eines Dorfes, Gutsbezirkes und einer aus einzelnen weit auseinander

liegenden Gehörten bestehenden Gemeinde, so wird es sofort klar, daß mit der bestehenden Verschiedenartigkeit auch besondere communale Aufgaben vorwiegen, zu deren Lösung eben die Gemeinde-Abgaben erhoben werden. Es ist unmöglich, alle diese Gemeinde-Ausgaben einzig und allein mit den Erträgen einer Einkommensteuer zu bestreiten, ohne die größte Ungerechtigkeit gegen die Mehrzahl der Steuerzahler zu begehen.

Es liegt nun nicht in unserer Absicht, auf das Steuersystem des Staates hier näher einzugehen, hervorheben müssen wir aber doch, daß bei uns seit dem Bestehen des sogenannten deutschen Reiches noch über den Staaten eine Gemeinschaft existirt, welche ebenfalls zu ihrem Bestehen Steuern — und zwar in bedeutender Menge — gebraucht und in der Hauptsache bis jetzt auf die Zölle und Verbrauchssteuern angewiesen ist. Bei einer redactionellen Aenderung des Parteiprogramms wird hierauf Rücksicht zu nehmen und in's Auge zu fassen sein, daß dem Reiche wieder andere Aufgaben gestellt sind, als den Einzelstaaten, und daß man daher auch in dieser Hinsicht einen Unterschied machen muß zwischen den Einnahmequellen, welche den einzelnen Staaten, und denen, welche dem Reiche zu überweisen sind.

Nur um eine kurze Andeutung in dieser Richtung zu geben, sprechen wir unsere Ansicht dahin aus, daß dem Reich für seine Zwecke die Einnahmen aus den reinen Finanzzöllen zugewiesen und der dadurch nicht gedeckte Bedarf durch eine Einkommensteuer mit starker Progression für die höheren und mit Berücksichtigung der reinen Arbeits-Einkommen gedeckt werden muß. Es wäre das jedenfalls das beste Mittel, um binnen kurzem nur solche Reichstags-Abgeordnete zu bekommen, welche den immer steigenden Anforderungen des Militär-Etats ein entsprechendes „Nein“ entgegensetzen würden. Weil man das aber sehr genau weiß,

und weil man schon jetzt Furcht vor dem Jahre 1880 hat, mit welchem bekanntlich der eiserne Stat ein Ende nimmt, sucht man dem Reich durch Vermehrung der indirecten Steuern Einnahmequellen zu verschaffen, bei denen die Steuerzahler keinen klaren Einblick von der Größe der ihnen zur Erhaltung des Heeres aufgelegten Lasten gewinnen können.

Gehen wir nach dieser Abschweifung auf unser eigentliches Thema, die Besteuerung in den Großstädten, über.

Nirgendwo zeigt sich die Richtigkeit der einen Seite der Ricardo'schen Grundrenten-Theorie so schlagend, als an den Baustellen der Großstädte; hier tritt sie mit einer geradezu unansehbaren Logik zu Tage.

Ricardo versteht unter Grundrente den Preis der natürlichen und unzerstörbaren, im Boden liegenden Naturkräfte; nach ihm besteht dieselbe in der Differenz zwischen dem Preise für den besten und dem Preise des zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs noch in Benutzung genommenen schlechtesten Boden.

Unzweifelhaft muß man die Tragfähigkeit des Bodens, welche es erlaubt, auf ihm ein Wohnhaus zu bauen, zu den natürlichen und unzerstörbaren Eigenschaften desselben rechnen. Wo diese Eigenschaft zerstört werden kann oder schon zerstört worden ist, wie es in einzelnen Orten in Folge der Untermirung durch den Bergbau vorkommt, verliert der Boden sofort auch den sonst für die Tragfähigkeit bezahlten Preis; die Baustellen werden unverkäuflich, werthlos. Andererseits bietet schlechter Baugrund den deutlichen Beweis, daß bei den Baustellen nur die Tragfähigkeit des Bodens gesucht und bezahlt wird. Ein Theil von Berlin steht auf einem Infusorien-Lager; von bekannten Gebäuden nennen wir das neue Museum und die Markthalle in der Carlstraße. Bei gleich günstiger Lage wird der Preis eines Grundstücks, welches wenige Fuß unter

der Erdoberfläche festen Baugrund bietet, höher sein, als ein anderes, auf welchem ein Haus nur nach Eintreibung von Brunnen-schächten oder auf Pfahlrosten gebaut werden kann, und zwar wird die Preis-Differenz beider Grundstücke genau so groß sein, als sich die Mehrkosten der Fundamentirungs-Arbeiten auf dem schlechten Baugrund herausstellen.

Man sieht hieraus, daß der Nutzungswert der Baustelle, soweit er aus dem Grund und Boden selbst resultirt, lediglich in der Tragfähigkeit des Bodens besteht.

Bei der Grundrente spielt nun aber noch der gesellschaftliche Bedarf eine Rolle; hier also der Bedarf an Wohnungen. Die beschränkte, durch Arbeit nicht vermehrbare Menge des besten, d. h. für die Städte: des in den gesuchtesten Stadttheilen gelegenen Baugrundes einerseits, das mit der sich stetig vermehrenden Bevölkerung gleichmäßig zunehmende Wohnungsbedürfniß andererseits — bilden die Ursachen der enormen Grundrente, welche die gut gelegenen Baustellen ihren Eigenthümern abwerfen.

Die Grundrente fließt den Eigenthümern unter der Form und dem Namen der Wohnungsmiethen zu; daß sie aber etwas Anderes ist, als die Wohnungsmiethen, daß letztere nur ein Theil des unter diesem Namen von den Miethern zu zahlenden Gelbbetrages ist, stellt sich deutlich heraus, wenn man die Mieths-Erträge von zwei gleich großen und genau nach demselben Bauplan und mit demselben Material gebauten Häusern, von denen das eine in guter, das andere in abgelegener Stadtgegend steht, mit einander vergleicht. Das in einer belebten und gesuchten Straße gelegene Haus bringt weit höhere Miethen wie das in einer Vorstadt stehende, obgleich das zum Bau der Häuser aufgewendete Geldkapital gleich groß ist. In der Miethen für das letztbezeichnete Haus liegt auch wohl schon Grundrente; immerhin zeigt unser Bei-

spiel, daß die städtische Grundrente genau so entsteht, wie es Ricardo in seiner Theorie dargestellt hat.

Mit dem steigenden Wohnungsbedürfniß, welches ja in der zunehmenden Bevölkerung seinen Grund hat, steigt somit die Grundrente von allem bebauten Boden und mit der Erweiterung der Stadt auf bisher unbebaute Flächen fangen auch diese Terrains an, städtische Grundrente abzuwerfen. Da aber Grund und Boden unter den heutigen Verhältnissen zu einer Waare geworden ist, wird die kapitalisirte Grundrente als Preis der Baustellen bezahlt und für noch nicht bebauten Boden in der Weise anticipirt, daß derselbe zu einem Wucher- und Speculations-Object geworden ist. Wir haben in Berlin große unbebaute, mit gepflasterten Straßen durchzogene Terrains, deren Besitzer aber so exorbitant hohe Preise für die einzelnen Baustellen fordern, daß diese Plätze vorläufig keine Käufer gefunden haben, obgleich das dahinter liegende, von dem Mittelpunkt der Stadt viel weiter entfernte Terrain bereits vollständig bebaut ist. Der künftig für diese Baustellen zu erwartende Preis deckt also den auf viele Jahre zu berechnenden Verlust von Zins und Zinseszins.

Der Besitz eines bebauten Fleck städtischen Bodens gewährt dem Besitzer ein von Jahr zu Jahr steigendes Einkommen; der Besitz eines noch unbebauten, aber voraussichtlich zum Bau von Häusern nothwendig gebrauchten Terrains ver-hundertfacht die bisher bezogene oder zu erzielende landwirthschaftliche Grundrente in dem Augenblick, in welchem das Wohnungsbedürfniß die Benutzung des Terrains als Baugrund erfordert. So wird durch die gesellschaftlichen Zusammenhänge nicht nur von selbst und ohne alle Arbeit steigendes Einkommen, sondern auch — in Folge der Veräußerlichkeit des Bodens — Kapital-Vermögen erzeugt.

Hier muß nun auf die Wechselwirkung hingewiesen werden, welche zwischen den

Ausgaben der Communen, zu deren Bestreitung ja die Steuern erhoben werden, und dem Steigen der Grundrente stattfindet.

Je mehr die Stadt für gutes Pflaster, für Erleuchtung und Reinigung der Straßen, für Anlage von Parks und Schmuckplätzen zc. ausgiebt, je besser die allgemeinen öffentlichen Anstalten, die Schulen, Alter-, Waisen- und Kranken-Verpflegungs-Anstalten u. s. w. sind, um so größer wird die Anziehungskraft der Stadt. Denn all' dergleichen Anstalten bieten dem Publicum Annehmlichkeiten und Vortheile und locken es an, sich da niederzulassen, wo ihm derartige Annehmlichkeiten und Vortheile im größten Maßstabe geboten werden. Je mehr die Stadt also für Anlage gemeinnütziger Einrichtungen ausgiebt, desto mehr strömen ihr die Menschen zu; je größer aber ihre Ausgaben, um so schneller und stetiger wächst die Grundrente. Zu gleicher Zeit bedingt der Zuwachs der Bevölkerung wieder immer größere Ausgaben; es müssen immer neue Straßen angelegt, gepflastert, gereinigt und unterhalten werden, für die vermehrte Zahl der Kinder müssen neue Schulen gebaut, neue Lehrer angestellt werden, und dies Alles natürlich auf Kosten der Gesammtheit. So fällt der Vortheil, den die zunehmende Bevölkerung durch die Steigerung der Grundrente erzeugt, den Grundbesitzern zu; die Kosten aber, welche den Gemeinden durch die Vergrößerung ihres Umfangs, durch die nothwendig werdende Vermehrung der öffentlichen Anstalten erwachsen, sollen von allen Bürgern gleichmäßig nach Maßgabe ihres Einkommens getragen werden!

Wir meinen, daß die städtische Grundrente, welche allein durch die gesellschaftlichen Verhältnisse ohne alles Zutun der Grundbesitzer steigt und die aus jeder Vermehrung und Verbesserung der städtischen Anlagen Nahrung zu neuem Wachsthum zieht, ein bisher beinahe ganz über-

sehene^s Steuerobject bilde, welches in erster Reihe zur Deckung der steigenden Bedürfnisse des großstädtischen Steuerfädels herangezogen und ohne irgend welche Verletzung erworbener Rechte zu einer in reichstem Maße fließenden Steuerquelle gemacht werden kann. Freilich wird das ohne einen etwas derben Eingriff in die Vorurtheile in Betreff der Heiligkeit des bestehenden Eigenthums nicht abgehen.

Was bedeutet denn eigentlich diese landläufige, sogar in die Erklärung der Menschenrechte aufgenommene Phrase? Genau so viel, als jeder Einzelne hineinzulegen beliebt. Interpretirt man nämlich das Wort heilig dahin, daß man ihm den Begriff der Unverletzlichkeit beilegt, was doch wohl das Wichtigste sein dürfte, so stellt sich thatsächlich heraus, daß Niemand das Eigenthum für unverletzlich ansieht.

Der Staat wie die Commune, also die organisirte Gesamtheit, greifen ja durch die Steuern tief in das Eigenthum hinein, sie nehmen, eventuell auf dem Wege der zwangsweisen Auspfändung, jedem einzelnen Bürger regelmäßig einen Theil seines wohlervorbenen Eigenthums weg und verwenden die durch solchen Eingriff in das geheiligte Eigenthumsrecht zusammengebrachten Summen zum allgemeinen Besten. Staat und Gemeinde nehmen von dem Einkommen, also von den durch eigene oder fremde Arbeit erzeugten, zum Unterhalt ihrer Bürger nothwendigen Werthen einen Theil für sich in Anspruch, und sowohl der Steuer-Executor wie der Auctionator verleihen diesem Anspruch den zu seiner Anerkennung nothwendigen Nachdruck.

Wenn nun von allen Seiten anerkannt wird, daß die Gesamtheit zur Erfüllung ihrer Aufgaben einen Theil des Arbeitsproductes der Einzelnen mit Beschlag zu belegen, als Steuerquote einzuziehen berechtigt sei, kann man ihr denn das Recht abstreiten, einen durch keines einzelnen

Menschen, sondern nur durch ihre, der Gesamtheit, Thätigkeit und Einwirkung entstehenden neuen Werth für sich zu requiriren?

Die städtische Grundrente ist das Product der Stadt, sie muß daher auch von Rechtswegen in das Eigenthum der Stadt übergeführt werden.

Erkennt man die Richtigkeit dieses Satzes an, so wird man zu einer überraschend einfachen Lösung des Problems der städtischen Steuer-Reform gelangen; bestreitet man dieselbe, so wird man auch jedem anderen Monopol die Berechtigung nicht absprechen können. Denn die städtische Grundrente, der Werth städtischer Baustellen entsteht und besteht nur aus dem Monopolbesitz des in bevorzugter Lage beschränkt vorhandenen Grund und Bodens; nur dieses Monopol giebt dem Besizer die Möglichkeit, sich einen durch immerfort steigende Nachfrage gleichmäßig steigenden Preis für die Benutzung des Bodens bezahlen zu lassen, dessen reeller und natürlicher Nutzungswerth nicht im Geringsten verschieden von dem Nutzungswerth irgend einer anderen, weit von dem Mittelpunkt der Stadt abliegenden Baustelle ist.

Die Zeiten sind unseres Erachtens vorüber, in denen es als ein Verbrechen angesehen wurde, wenn man für Aufhebung unberechtigter, zum Vortheil Einzelner und zum Nachtheil der Gesamtheit bestehender Monopole plaidirte, und so halten wir denn dafür, daß es noch gar kein Schritt zum Communismus ist, wenn wir die städtische Grundrente als wohlberechtigtes Eigenthum der Gemeinde für dieselbe reclamiren und die Einziehung derselben in Form einer Steuer verlangen.

Selbstverständlich wird man einen Unterschied zu machen haben zwischen den schon bebauten und den noch nicht bebauten Grundstücken, da jene thatsächlich schon städtische Grundrente einbringen, diese aber nur Speculations-Objecte sind,

deren Preis sich nach der mehr oder minder großen Wahrscheinlichkeit ihrer Bebauung und nach der demnächst zu erwartenden Grundrente richtet.

Nach den vorstehenden Erläuterungen verstehen wir unter der städtischen Grundrente denjenigen Betrag an Miethe, welchen der Eigenthümer nur in Folge der günstigen Lage seines Hauses einzuziehen im Stande ist. Rechnet man für landesübliche Verzinsung 5 pSt., für Instandhaltung 1 pSt. und für Steuern $\frac{1}{2}$ pSt. des zum Aufbau des Hauses verwendeten Kapitals, so würden also die mit $6\frac{1}{2}$ pSt. berechneten Zinsen des Baukapitals als Kapitalnutzung, die über diesen Betrag hinausgehende Miethe als Grundrente anzusehen sein. Wie sehr diese Grundrente in den Großstädten steigt resp. gestiegen ist, ergibt sich aus einer Seitens der Behörden im Stillen vorgenommenen Enquête, bei der eine größere Zahl von in den verschiedensten Stadtgegenden von Berlin belegenen Häusern beobachtet wurden. Absichtlich nahm man nur solche Häuser, in welchen gar keine baulichen Veränderungen vorgenommen worden sind, und doch ergab sich das erstaunliche Resultat, daß der Mieths-Ertrag der letzten 8 Jahre um 60 pSt. gegen den Ertrag der gleich langen vorhergegangenen Periode gestiegen war.

Das giebt eine Steigerung der Grundrente um $37\frac{1}{2}$ pSt. in circa 8 Jahren; ein schlagender Beweis für die Ergiebigkeit einer auf dieses Monopol-Einkommen zu legenden Steuer!

Die Hausbesitzer beziehen nun das, was wir Grundrente nennen, als Zins für den Preis der Baustellen, welche bei dem häufigen Besitzwechsel ja thatsächlich mit baarem Gelde bezahlt worden; es kann uns natürlich nicht einfallen, für ungefüamte Confiscation der Grundrente durch die Steuer einzutreten, da dies bei der überwiegenden Mehrzahl der Hausbesitzer einer Confiscation des Hauses,

vielfach sogar einer Annullirung darauf stehender Hypotheken gleichkommen würde.

Stellt man sich einmal auf den Standpunkt, die auf Grund der bestehenden Rechts- und Eigenthums-Verhältnisse erworbenen Rechte anzuerkennen, so wird man den Hauseigenthümern den Bezug der Miethe in der zur Zeit bestehenden Höhe nicht durch übermäßige Steuern schmälern können, ohne einen ungerechtfertigten Eingriff in ihr Eigenthum zu begehen. Wohl aber kann man jede weitere, nicht durch bauliche Veränderungen, welche eine Verzinsung des dafür ausgegebenen Kapitals erfordern, motivirte Miethssteigerung mit vollem Rechte ohne jeden Eingriff in bestehendes Eigenthum und Einkommen in rapide steigender Progression belasten und schließlich zum Besten des Stadtsäckels ganz und gar mit Beschlag belegen.

Bei einer progressiven Steuer, welche die über den Normalbetrag hinaus steigende Miethe in gleichem Verhältniß mit der Steigerung in Anspruch nimmt, ergibt sich nämlich von selbst ein Punkt, an welchem jede weitere Steigerung der Miethe zum Nachtheile des Vermiethers ausschlagen muß. Denn die darauf entfallende Steuer würde so groß werden, daß sie nicht nur den ganzen Betrag, um den die Miethe neu gesteigert wäre, sondern noch etwas mehr absorhirt.

Wenn bei einer Miethssteigerung von 100 Mark die Steuer 1 pSt., bei 200 Mark 2 pSt., bei 300 Mark 3 pSt. beträgt, und so fort, so ergibt sich das erwähnte Resultat bei einem Betrage von 5000 Mark, wie aus folgender Tabelle ersichtlich.

Mieths- steigerung.	Steuer- satz.	Steuer- betrag.	Mieths- überschuß.
Mark.	pSt.	Mark.	Mark.
100	1	1	99
500	5	25	475
1000	10	100	900
2000	20	400	1600
3000	30	900	2100

Mieths- steigerung.	Steuer- satz.	Steuer- betrag.	Mieths- überschuß.
Mark.	pCt.	Mark.	Mark.
4000	40	1600	2400
5000	50	2500	2500
5100	51	2601	2499
6000	60	3600	2400

Würde also die vorstehende Skala, die wir nur als ein Beispiel, nicht als unbedingt aufrecht zu erhaltende Norm hinstellen, bei der Grundrentensteuer zur Anwendung gebracht, so könnte es keinem Vermiether einfallen, die Miethen über 5000 Mark hinaus zu steigern, weil er sein eigenes Einkommen dadurch schmälern würde. Ein Blick auf die 3. Colonne, in welcher der Steuerbetrag enthalten ist, zeigt, welche ergiebige Einnahmequelle der Stadt aus einer in dieser Weise umgelegten Grundrenten-Steuer eröffnet werden kann, ohne daß man dem bestehenden Eigenthum und Einkommen irgendwie zu nahe tritt.

Jedem Hausbesitzer ist hiernach immer noch die Möglichkeit gelassen, sein arbeitsloses Einkommen ohne jede Gegenleistung um 2500 Mark jährlich zu erhöhen, was einer Kapital-Vermehrung von 50,000 Mark gleich zu achten ist. Der speculativen Ausnutzung des Grund und Bodens durch den Wünschen und Bedürfnissen der Bevölkerung angepaßte Bauausführung von Wohnhäusern würde also immer noch eine Kapital-Prämie von 50,000 Mark als Belohnung winken und kann man daher dem vorstehenden Project nicht den landläufigen Vorwurf machen, daß durch dasselbe jede Aussicht auf einen Gewinn an den Häusern aufgehoben, der Intelligenz jede Prämie abgeschnitten sei.

Wohl aber würde sich noch ein nicht hoch genug zu schätzender Vortheil ganz von selbst für die Gemeinden einstellen. Bei immer steigender Volksvermehrung muß die Nachfrage nach den bestgelegenen Wohnungen und Geschäftsräumen bald so groß werden, daß sich Miether finden, welche freiwillig höhere Miethen für der-

artige Localitäten anbieten, als die Vermiether im eigenen Interesse anzunehmen in der Lage sind. Kein Privatmann wird einen höheren Preis für ein solches Haus zahlen, als den aus der kapitalisirten Miethen sich von selbst ergebenden Betrag, weil kein Privatmann von der weiteren Miethsteigerung einen Vortheil haben kann. Die Stadtgemeinde selbst kann und wird einen höheren Kaufpreis bewilligen, weil sie allein in der Lage ist, die Wohnungen und Geschäftsräume zu jedem beliebigen Preise zu vermieten; als Hausbesitzer würde sie in einem solchen Fall freilich einen Ausfall an dem Hauszinse haben, denselben aber durch die Steigerung der Grundrentensteuer, welche sie wie jeder andere Besitzer zu zahlen hätte, in reichlichem Maße wieder ausgleichen.

Ohne jede gewaltsame Expropriation, allein durch freihändigen, noch dazu im Interesse der jeweiligen Besitzer liegenden Ankauf würde die Commune auf diese Weise allmählich in den Besitz der meisten Häuser und in den Genuß der immer steigenden Grundrente gelangen. Diejenigen Hausbesitzer, die ihr Haus selbst benutzen und nicht zu einer Einnahmequelle durch Vermieten der Wohnungen machen, stehen der Durchführung dieses Planes gar nicht im Wege; sie zahlen schon heute ihre Miethen wie ihre Gebäudesteuer nach dem abgeschätzten Miethenwerthe des Hauses und würden bei einer allgemein in der Nachbarschaft eintretenden Miethsteigerung dementsprechend höher eingeschätzt, somit zur Zahlung der Grundrentensteuer herangezogen und endlich auch zum Verkauf des Hauses an die Stadt veranlaßt werden, wobei ihnen ein Vorpachtsrecht einzuräumen sein würde.

Da sowohl wegen der staatlichen Gebäudesteuer als auch wegen der von der Stadt erhobenen Haus- und Miethsteuer schon jetzt der Miethenwerth von jedem Hause in Berlin und wohl jeder anderen Großstadt genau festgestellt wird, steht der

Durchführung unseres Projectes nichts weiter im Wege, als der gute Wille und das Interesse der Betheiligten.

Anderß und etwas schwieriger liegt die Sache bei dem noch unbebauten, zum Theil landwirthschaftlich oder gärtnerisch benutzten Terrain.

Es ist allgemein bekannt, daß der Preis für solches Terrain sich nicht nach der landwirthschaftlichen Rente richtet, sondern daß jeder Besitzer einen Theil der später zu erwartenden Baugrundrente im Preise seines Grundstücks mitbezahlt erhalten will, und nach den bestehenden Rechtsanschauungen auch ein Anrecht auf eine derartige Vorwegnahme des später zu erwartenden Gewinnes besitzt. Das zeigt sich bei jedem freiwilligen oder gezwungenen Verkauf, bei jeder gerichtlichen oder außergerichtlichen Lage von Grund und Boden in der Umgebung der Großstädte.

Kein einziges dieser Grundstücke gewährt einen Ertrag von gleicher Höhe als das dafür geforderte Gelbkapital. Die Besitzer sind also nur Speculanten auf das in Folge der zunehmenden Bevölkerung eintretende Wohnungsbedürfniß; sie brauchen nur die Zeit abzuwarten und erhalten dann ohne jede Arbeit oder Gegenleistung einen Preis bezahlt, dessen Zinsen die bisherige landwirthschaftliche Rente um viele hundert Procente übersteigen. Sie werden aus einfachen Ackerbesitzern reiche Kapitalisten, nicht durch ihre Thätigkeit oder Arbeit, sondern durch die gesellschaftlichen Zustände der Großstadt.

Den Besitzern dieses noch unbebauten, aber schon im Preise als Baugrund geschätzten Ackerß gegenüber empfiehlt sich ein Steuerverfahren, welches vor wenig Jahren in England von John Stuart Mill öffentlich empfohlen worden ist. Dieser bekannte Dekonom, den gewiß Niemand als Socialdemokraten denunciren wird, obgleich ihm ein offenes Auge für viele Schäden unserer kapitalistischen Periode nicht abgesprochen werden darf, ver-

langte, daß der Verkauf von den Communen gehörendem Grund und Boden gesetzlich verboten werden sollte, weil er klar erkannt hatte, daß es eine Schädigung der Gesamtheit involvire, wenn die naturgemäß steigende Grundrente den Communen entzogen und Privatleuten in die Hände gespielt würde. Er forderte, wie es Professor Ad. Wagner jetzt in noch etwas zurückhaltender Weise auch thut, allmähliche Expropriation des städtischen Grund und Bodens, Aufhebung des Privat-Eigenthums an dieser unerschöpflichen Rentenquelle und Ersatz desselben durch communistisches Eigenthum.

Um diesen Uebergang in einfachster Weise zu ermöglichen und die steigende Grundrente den Communen als Einnahmequelle zugänglich zu machen, brauchte man wieder nur zu einer einfachen Steuermaßregel zu greifen. Lasse man jeden Grundbesitzer den Werth seines unbebauten Grundstücks selbst abschätzen und ziehe ihn nach dem sich daraus ergebenden Zinsbetrag zur Einkommensteuer heran; um absichtlichen Unterschätzungen vorzubeugen, braucht der Commune dann nur das Recht zugesprochen zu werden, gegen Zahlung des vom Besitzer selbst geschätzten Werthes die Expropriation durchsetzen zu dürfen. Dann ist man sicher, daß keine zu geringe Einschätzung erfolgen, der Stadtsäckel also nicht zu Gunsten des Grundstück = Wuchers geschädigt werden wird.

Dem von Jahr zu Jahr steigenden Preise des Grund und Bodens setzt die auch in diesem Falle einzuführende Grundrenten-Steuer von selbst ein Ziel.

Man wird uns einwenden, daß wir in diesem Fall wie bei den Häusern gar keine Rücksicht auf die Größe der Grundstücke* und des von ihnen repräsentirten Kapitals genommen haben, so daß also bei Zugrundelegung der vorstehend aufgeführten Steuerskala kleine Grundstücke verhältnißmäßig hohe, große Grundstücke dagegen nur unverhältnißmäßig kleine

Gewinne aus den Grundrenten erzielen können. Dem gegenüber haben wir zu bemerken, daß es uns nicht eingefallen ist, hier einen fertig ausgearbeiteten, allen Verhältnissen bereits angepaßten Gesetz-entwurf, sondern nur die Grundzüge zu einer Steuer-Reform vorlegen zu wollen. Dem eben gemachten Einwand dürfte übrigens leicht durch Einführung eines Normalfußes zu begegnen sein, der bei der Einschätzung der Grundrenten in der Weise zur Geltung kommen müßte, daß größere Ackerflächen oder werthvollere Häuser als aus mehreren solcher Normal-Einheiten zusammengesetzt gedacht werden.

Die Durchführung einer Steuer-Reform im vorbesprochenen Sinne würde unseres Erachtens auch einem Uebelstande abhelfen, auf den wir oben schon hingewiesen haben, nämlich dem Wucher mit in der Stadt unbebaut liegendem Terrain. Es ist uns geradezu unbegreiflich, weshalb man diesem gemeinschädlichen Treiben nicht ein Ende macht, da doch das Preussische Landrecht derartige Vorkommnisse bereits vorausgesehen und Bestimmungen zu ihrer Beseitigung getroffen hat.

Der Titel 8 im ersten Theil handelt vom Eigenthum und bestimmt in seinem § 27:

„Niemand darf sein Eigenthum zur Kränkung oder Beschädigung Anderer mißbrauchen.“

Und § 34 lautet:

„So weit die Benutzung einer Sache zur Erhaltung des allgemeinen Wohls erforderlich ist, kann der Staat diese Benutzung befehlen und die Unterlassung derselben durch Strafgesetze ahnden.“

Es ist doch gewiß eine Kränkung und Beschädigung eines großen Theiles der Einwohnerschaft, wenn ganze Straßenfronten unbebaut bleiben, nur weil die Eigenthümer reich genug sind, um mit dem Verkauf der Baustellen warten zu können, bis der Preis die gewünschte

schwindelhafte Höhe erreicht hat. Es wäre doch gewiß zur Erhaltung des allgemeinen Wohles nothwendig, daß die vorhandenen Baupläze der Reihe nach benutzt und dem Bodenwucher dadurch ein etwas schnelleres Ende gemacht würde, daß man die Besitzer zum Bau von Häusern oder zum Verkauf zwänge.

Das Recht zu einem derartigen Vorgehen gegen die Bodenwucherer läßt sich aus den Bestimmungen des preussischen Landrechtes ohne Zweifel ableiten; weit schneller und besser dürfte aber die Besteuerung nach den Zinsen von dem selbstgeschätzten Werthe und eine sich daran anschließende Grundrentensteuer wirken, wie wir sie oben vorgeschlagen haben.

Die gewiß nicht gering zu veranschlagenden Vortheile, welche für die Großstädte aus der Durchführung dieses Steuer-Systems folgen, bestehen also:

- 1) in der Abschaffung des Bodenwuchers;
- 2) in der Eröffnung einer, allen Bedürfnissen der Großstadt vollständig Genüge leistenden und Niedrighen bedrückenden neuen Einnahmequelle;
- 3) in dem allmählichen Erwerb sämtlichen Grund und Bodens.

Wer sich jemals eingehender mit der Grund- und Boden-Frage beschäftigt hat, wird zugestehen müssen, daß ihre Lösung als erster und entscheidender Schritt zur durchgreifenden Besserung der Lage der arbeitenden Klassen angesehen werden muß. Sie kann nur gelöst werden durch — wenn auch allmähliche — Ueberführung des Grund und Bodens in Collectiv-Besitz. Unser Steuerproject bahnt diesen Besitzwechsel an, entlastet inzwischen die Arbeit von einem Theil der drückendsten Steuerlast, ermöglicht den Städten eine durchgreifende Aenderung der Leben und Gesundheit vernichtenden Wohnungsverhältnisse, und das Alles, ohne den Werth des heute bestehenden Eigenthums

zu verhalten, nur durch übereinstimmende Erklärung der beide Parteien irgend eines ihrer wachsenden künftigen Grund-

Es ist die Meinung, daß der Vorzug einer dauerhaften Beherrschung zu klar ist als dies liegt, als daß sich ein

Widerstand von anderer als von Seite der Fortschrittspartei dagegen erheben kann. Der Socialismus aber wird nicht Auf-
fassung einander zu prüfen und die ein-
seitige Sicherforderung in seinem Pro-
gramm danach zu modifizieren haben.

—m.

Ueber den Zusammenhang des wirthschaftlichen und des politischen Princips im demokratischen Socialismus.

Mehrfach sind in der letzten Zeit innerhalb unserer Partei dissentirende Ansichten über die Stellung zu Tage getreten, welche wir den verschiedenen Projecten gegenüber einzunehmen haben, nach welchen dem Staatsbetrieb schon jetzt eine größere Ausdehnung gegeben werden soll. Die erste Gelegenheit zu diesen Meinungsverschiedenheiten bot das Reichs-Eisenbahn-Project, über welches auf dem Congreß ein ablehnender Beschluß gefaßt wurde. Dann tauchte das Rittinghausen'sche Project in Bezug auf das Feuerversicherungs-wesen auf, und es sind gewichtige Stimmen für und gegen dasselbe laut geworden; wahrscheinlich kommt jetzt auch die Frage des Tabakmonopols auf die Tagesordnung und wird zu neuen Debatten in der Partei führen.

Wir glauben nun von vornherein constatiren zu sollen, daß es sich bei all' diesen Differenzen nur um Fragen der Tactik, nicht um principielle Gegensätze handelt; allseitig hält man an den Grundprincipien unbeirrt fest, und es steht nur zur Discussion, welches Mittel zur Durchführung dieser Principien das zweckmäßigste und tactisch richtigste sei.

Wir wollen kein für immer unfehlbar feststehendes Dogma; wir suchen den rechten und zweckentsprechenden Weg zur Erreichung unserer Ziele und glauben nur durch Erwägung aller Gründe für und wider zu einem abschließenden und maßgebenden Urtheil gelangen zu können. Hat die Partei durch Majorität entschieden, dann fügt sich Jeder als ehrlicher Democrat diesem Beschluß.

Von dieser Ansicht ausgehend, hat die „Zukunft“ bisher den verschiedenen Mei-

bereitwillig Raum gegönnt und wird das, unter strenger Fernhaltung aller persönlichen Angriffe, nicht nur fernert thun, sondern bitter auch ihre Mitarbeiter, gerade diesen brennenden Fragen besondere Theilnahme zu schenken und durch geeignete Artikel zur Klärung der Ansichten beitragen zu wollen.

Heute wollen wir hier einige Gesichtspunkte hervorheben, welche unseres Erachtens bei der Debatte mehr Berücksichtigung finden müssen, als es bisher geschehen ist. Es scheint uns, als ob man die politische Seite der verschiedenen Projecte einmal zu viel, das andere Mal zu wenig in den Vordergrund gestellt habe. Unzweifelhaft darf die Politik bei der Entscheidung über Annehmen oder Ablehnen der eingehenden Anträge auf Ueberweisung wirthschaftlicher Thätigkeit an die Staaten und das Reich nicht unbeachtet gelassen werden; es fragt sich nur, ob es richtig ist, den politischen Erwägungen unbedingt entscheidenden Einfluß zuzugestehen oder nicht.

Unterzieht man die bisher für und wider die beiden Meinungen beigebrachten Argumente einer unparteiischen und wohlwollenden Prüfung, so stellt sich heraus, daß dieselben eigentlich nur in der Ansicht über unsere politischen Zustände und deren weitere Entwicklung auseinandergehen; dies und nur dies scheint uns der Grund der Meinungsdivergenzen zu sein.

Die Einen halten die politische Entwicklung des Volkes für so weit vorgeschritten, daß eine Periode großartiger, die bestehenden Volksrechte dauernd beschränkender Reaction gar nicht mehr möglich sei; die Anderen halten die Zu-

stände in dieser Richtung durchaus noch nicht für consolidirt.

Jede Gruppe ist im Stande, Gründe für ihre eigene und gegen die gegnerische Meinung beizubringen; durchschlagende und unwiderlegliche Beweise giebt es eben nicht. Gerade deshalb wird es so schwer, den Andersdenkenden zu überzeugen; gerade deshalb wird es Allen, die noch nicht bestimmte Stellung genommen haben, doppelt schwer, sich zu entscheiden.

Das wirthschaftliche wie das politische Princip stehen in unserer Partei gleichberechtigt neben einander; Niemand denkt daran, das demokratische Princip aufzugeben, um in einem reactionären Staats-Socialismus die Verwirklichung des wirthschaftlichen Princips zu erstreben; ebenso wenig giebt es Leute in der Partei, die sich mit der Verwirklichung der Ziele der rein politischen Demokratie zufriedengestellt erklären; kurzum, Niemand will das eine Princip dem andern opfern.

Nun glauben aber die Einen, das politische Princip zu gefährden, wenn sie dem heutigen Staat wirthschaftliche Functionen in größerer Ausdehnung überweisen, da sie ihm damit auch neue Macht und erweiterten Einfluß auf die noch nicht zu genügender Selbstständigkeit gelangten Massen gewähren; diese Gruppe in unserer Partei stemmt sich gegen jeden neuen Staatsbetrieb. Die Anderen meinen wieder, es müsse endlich einmal ein praktischer Anfang mit der wirthschaftlichen Reorganisation der Gesellschaft gemacht werden; jeder neue Staatsbetrieb werde den Beweis für die Richtigkeit unserer socialen Theorie liefern und die Massen zur energischen Unterstützung unserer übrigen Forderungen anregen.

Wir wollen die für jede Ansicht sprechenden Thatfachen kurz zusammenstellen.

Das erste politische Recht eines nicht mehr ganz unfreien Volkes, das allgemeine und gleiche, durch keinen Censur beschränkte Wahlrecht, unterstützt durch wirklich geheime Abstimmung und auskömmliche Diäten für die gewählten Volksvertreter fehlt uns noch; wir haben Pressfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht nur dem Namen, nicht der That nach; dank den fehlenden Schulen und der schlechten oder doch mangelhaften Schulbildung der Volksmassen fallen dieselben jeder demagogischen Verführung der reactionären

Parteien noch leicht zum Opfer; auf dem in der Schule gelegten Grunde baut die dreijährige Militär-Dienstzeit und die bis zum hohen Alter währende Verpflichtung zu Landwehr- und Landsturmbdiensten weiter und verhindert oder erschwert doch das kräftige Aufblühen politischen Freiheitsinnes.

Unter solchen Umständen kann man sich freilich des Gedankens nicht entschlagen, daß eine Zeit schwerer Reaction hereinbrechen und auf Grund stark beeinflusster Wahlen eine Gesetzgebung zu Stande kommen kann, die unter der Zustimmung der gegnerischen Volksvertretung auch das geringe Maß von Freiheit zu vernichten bestrebt sein würde, welches wir noch besitzen.

Ein Blick auf die Gesetzgebung des deutschen Reiches zeigt, daß noch nicht einmal der Anfang zu einem politisch-freiheitlichen Ausbau des neugegründeten Staatswesens gemacht worden ist, daß im Gegentheil gewisse den Volksvertretungen der Einzelstaaten zustehende politische Rechte verloren sind. Die Tendenz der bestehenden Reichsregierung ist nichts weniger, als freiheitsfreundlich, — die Stimmung in den besitzenden und herrschenden Klassen durch die Furcht vor dem Socialismus und die Sorge für ihre materiellen Interessen derart reactionär, daß man sich von diesen Seiten einer schroffen, politischen Reaction wohl versehen darf.

Soll man, kann man unter solchen Umständen für Maßregeln stimmen, welche den Gegnern verstärkten Einfluß auf die Wahlen in die Hände spielen? Vom Standpunkt des politischen Princips im Socialismus aus kann man diese Frage nur mit „Nein“ beantworten.

Nun aber die Rehrseite! Wir agitiren für Ausbreitung unserer Ideen, und zwar, wie selbst die Gegner zugestehen, mit großartigem Erfolg. Wenn das so fortgeht, woran wir nicht zweifeln, hat die Partei in einem Decennium so viele Abgeordnete im Reichstag und hinter denselben eine so compacte Wählerzahl, daß sie eine Macht bildet, mit der nicht nur jede Regierung rechnen muß, sondern die auch selbst einmal die Regierung in die Hand nehmen kann. Man braucht dabei noch gar nicht an Königsmord zu denken. Jede Dynastie wird ihre verfassungsmäßige Zustimmung zu einer Neu-

derung der Verfassung im republikanischen Sinne geben, wenn sie sich einem durch und durch republikanisch gesinnten Volke gegenüber sieht. Hat doch schon 1848 ein König von Preußen seine Minister aus der Opposition genommen. — In einem solchen Momente würde die Durchführung der politischen Forderungen unserer Partei mit größter Leichtigkeit vor sich gehen — die mit Recht von den Massen erwarteten socialen Reformen würden aber nur unendlich schwierig und langsam in's Leben zu rufen sein, weil eben jede staatswirthschaftliche Organisation, jedes Vorbild und Muster für staatswirthschaftlich geordnete Production fehlte. Darüber sind wir ja Alle einig, daß eine Umformung der heutigen Produktionsweise nur allmählich und nur im tiefsten Frieden vor sich gehen kann; darüber herrscht wohl keine Meinungsdifferenz, daß auch eine socialistische Volksvertretung vom grünen Tisch aus wohl decretiren, nicht aber die complicirte Maschine der Production und Vertheilung durch einfache Decrete binnen acht Tagen oder selbst vielleicht binnen fünf Jahren zu regeln im Stande ist.

Ganz anders und viel leichter und erfolgreicher ließe sich das sociale Princip zur Geltung bringen, wenn die Partei in dem vorgedachten Moment schon einen weitverzweigten Staatsbetrieb vorfindet. Bei der Post und Telegraphie genügte ein einfaches Gesetz, welches die hohen Gehalte der Oberbeamten beschneidet und die so disponibel werdenden Summen sammt allen Ueberschüssen zur Aufbesserung der schlecht bezahlten Stellen der Unterbeamten bestimmte, um dies ganze Beamtenheer zu festen und unerschütterlich treuen Anhängern der neuen Staatsidee zu machen. Man braucht nur an das Beispiel der französischen Bauern zu denken, welche durch die Erlangung von früher dem Adel und der Geistlichkeit gehörigem Ackerland dauernd für die Regierung gewonnen wurden.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, würde selbst das Rittinghausen'sche Project nicht ganz verwerflich erscheinen. Es ließe sich im gegebenen Moment zu einer augenblicklichen, besonders die besitzenden Klassen belastenden Einnahmequelle benutzen und ebenso in eine

Gegenseitigkeits-Anstalt umformen, deren überall verzweigte und mit dem Rechnungswesen vertraute Beamte den Kern der nothwendig werdenden statistischen Erhebungsstellen bilden könnten.

Hat der Staat das Tabaksmonopol, so zeigt er an der Organisation dieses Betriebes, wie staatswirthschaftliche Production im Großen gehandhabt werden muß; die bei der Einführung derartiger Institutionen in den ersten Jahren unausbleiblichen Fehler und Mängel haben dann bereits ihre Ausgleichung gefunden und können bei anderen Branchen leichter vermieden werden; ein Gesetz genügt, die erzielten Ueberschüsse zur Verbesserung der Lage der in dem Staatsbetrieb beschäftigten Arbeiter zu verwenden und nicht nur alle diese Arbeiter und Beamten für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, sondern auch den noch im Privatbetriebe thätigen Bürgern und Arbeitern den Beweis nicht nur von der Durchführbarkeit unserer socialistischen Ideen, sondern auch von ihren segensreichen Folgen ad oculos zu demonstrieren.

Kann man unter solchen Verhältnissen gegen die Ausdehnung des Staatsbetriebes stimmen? Von dem Standpunkt des socialen Princips aus gewiß nicht.

Unsere Leser werden uns hoffentlich das Zeugniß nicht verweigern, daß wir die Gründe für und wider die divergirenden Ansichten unparteiisch vorgetragen haben; wenn dieselben auch noch nicht vollkommen erschöpft sein mögen — insbesondere werden noch manche Rücksichten der agitatorischen Taktik in Betracht kommen — so dürften doch die wichtigsten Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Frage hervorgehoben worden sein. Ein positives Resultat, glauben wir, hat sich jedenfalls hierbei herausgestellt: unter sonst gleichen Umständen haben das erste Anrecht, dem Staate überwiesen zu werden, solche Gebiete der Production und des Verkehrs, deren Socialisirung mit größeren Schwierigkeiten verknüpft ist und daher eine geraume Zeit in Anspruch nehmen muß; dagegen brauchen wir viel weniger Eile zu haben, diejenigen Betriebe, welche ohne Weitläufigkeit verstaatlicht werden können — z. B. die Eisenbahnen — einer uns politisch wie social feindlichen Regierungsgewalt in die Hand zu geben.

Polemik.

Die „Magdeburger Zeitung“ bespricht unter dem Titel „Wo Lassalle Recht und wo er Unrecht hat“ die Statistik in dem Artikel „Das socialistische Contingent“ (Nr. 7 unserer Zeitschrift), berechnet aus den dort angeführten Zahlen die Familie auf $4\frac{1}{2}$ Köpfe und fährt dann wörtlich fort:

„Nimmt man $4\frac{1}{2} \times 275$, so kämen bei einer gleichen Vertheilung aller Einkünfte nur 1288 Mark auf eine Familie. Haben die vom Schicksal mit 1500 Mark bedachten Arbeiter ein Interesse daran, 1288 Mark zu erhalten? Ich kann nur Nein sagen; wie kann aber Lassalle, wie kann die „Zukunft“ mit Ja antworten? Das ist's, was ich nicht verstehe. Die „Zukunft“ wird behaupten, daß, wenn in der bezweckten socialistischen Einrichtung der allmächtige Trieb, der den häßlichen Namen Eigennutz führt, weggenommen wird, wenn Jeder, statt für sich zu arbeiten, sein Verdienst in die Staatskasse abzuführen hat, viel mehr producirt werden wird; aber eine solche Behauptung zu widerlegen, scheint mir unnöthig.“

Diesen Auslassungen gegenüber haben wir nur zu constatiren, daß jene statistischen Zahlen nur ein Bild von unseren thatsächlich bestehenden Verhältnissen geben und den Beweis führen sollten, „daß unser vielgepriesener Culturfortschritt für die Massen nichts weiter ist als eine einzige große Lüge.“ Wir sind nicht so leichtsinnig, von einer gleichmäßigen Vertheilung des heutigen Geldeinkommens einen Culturfortschritt zu erwarten, da ja unter den bestehenden Verhältnissen damit gar nichts erreicht wäre. Die Menschen leben bekanntlich nicht vom Geld, sondern von den Genußmitteln, welche sie für ihr Geldeinkommen einkaufen. Jedes Kind weiß, daß ein Geldeinkommen von 1800 Mark in Berlin weniger Genußmittel kauft, als ein Geldeinkommen von 1200 Mark in einem schlesischen Dorfe. Es fragt sich nur, ob bei planmäßiger Production nicht eine größere Summe Genußmittel erzeugt, nicht weniger Material

und Arbeitskraft vergeudet werden wird, als es heute geschieht. Man braucht dabei noch gar nicht an das „Abliefern seines Verdienstes an die Staatskasse“ zu denken, was, nebenbei bemerkt, ein schiefer Ausdruck ist, da ja höchstens das Product, nie aber der „Verdienst“ an die Staatskasse abgeliefert werden kann; es genügt, darauf hinzuweisen, daß heute circa $33\frac{1}{2}$ bis 50 pCt. vom Preis der von den Consumenten bezahlten Genußmittel dem arbeitslosen Einkommen und dem Zwischenhandel zu Gute kommen, um aus dieser einzigen Thatsache den Schluß ziehen zu können, daß eine vernünftigeren Organisation der Gesellschaft den eigentlichen Arbeitern — Kopf- wie Handarbeitern — ein bedeutend größeres Einkommen an Genußmitteln gewähren muß, als es in der heutigen Gesellschaft möglich ist. Wir erwarten freilich die Abschaffung aller Mißstände erst nach völliger Durchführung der socialistischen Grund-Ideen, wissen aber sehr wohl, daß die Menschheit noch Generationen hindurch an diesem Problem zu arbeiten haben wird; gerade deshalb bringen wir praktische, bei gutem Willen seitens der herrschenden Klassen schon jetzt realisirbare Reformvorschläge zur Besprechung, ohne deshalb unser Ziel aus den Augen zu verlieren. Aber offen gesagt, wir erwarten sehr wenig Entgegenkommen, da uns die Erfahrung lehrt, daß man selbst den einfachen politischen Forderungen unseres Programms Rechnung zu tragen und den Arbeitern gleiches Recht mit den besitzenden Klassen einzuräumen nicht im Geringssten gewillt ist. — In einer der nächsten Nummern werden wir übrigens den Beweis bringen, daß eine nur in etwas vernunftgemäßer organisirte Gesellschaft schon unendlich viel zur Hebung der Noth der arbeitenden Klassen und damit zu ihrer geistigen und intellectuellen Förderung beitragen kann.

C. A. S.

Recensionen.

Moriz Mohl, Denkschrift für eine Reichs-Tabak-Regie. (Stuttgart, Wittwer, 1878. 148 S.)

Einer der beliebtesten Einwände gegen die socialistischen Theorien ist bekanntlich der, daß große Gemeinschaften, wie Commune und Staat, gewerblichen Betrieb in der Regel viel ungeschickter, unpraktischer leiteten als der Privatmann. Wir haben selbst einmal (Heft 2 der „Zukunft“ S. 60) in einer Polemik gegen die „National-Zeitung“ diesen Einwurf bekämpfen müssen. Nun scheint man plötzlich in liberalen Kreisen anderer Ansicht geworden zu sein und plaidirt da und dort, mitunter allerdings noch etwas schüchtern, für die Uebernahme eines sehr ausgebreiteten Zweiges der Production, nämlich der Tabaks-Industrie, durch das Reich.

Besonders interessant ist hier eine Schrift des bekannten württembergischen Kammermitgliedes Moriz Mohl über die Errichtung einer Reichs-Tabak-Regie. Mohl ist ein unbedingter Lobredner des Tabakmonopols und kann nicht genug die außerordentlich intelligente, praktische und arbeiterfreundliche Verwaltung der französischen Regie — die er gleichsam als Muster aufstellt — rühmen. Manche Stellen des Buches lesen sich genau so, als seien sie von einem Socialisten geschrieben, der sich die Aufgabe gestellt hätte, die Vortheile des Staatsbetriebes in's hellste Licht zu setzen.

Die französische Regie kann außerordentlich billig produciren, einmal, weil sie vermöge ihrer pecuniären Mittel im Stande ist, die besten technischen Einrichtungen zu treffen, sodann, weil sie die Production in wissenschaftlicher und höchst vollendeter Weise betreibt. Einen großen Theil der Fortschritte verdankt diese Regie, heißt es S. 16, „den steten Erfindungen in der Behandlung, welche die Blätter und Rippen in den Staatsfabriken erfahren, und in den Maschinen, Werkzeugen und anderen Vorrichtungen für ihre Bearbeitung — Erfindungen, welche sie durch die Summe von Sachkenntniß, Erfahrungen und stetem Nachdenken in ihrem ausgezeichneten höheren

Verwaltungspersonal und insbesondere durch ihr wissenschaftlich gebildetes Personal von Ingenieuren erzielt, mit denen sie alle ihre technischen und höheren Verwaltungsstellen besetzt.“ „Die Enquête-Commission giebt den Ingenieuren das Zeugniß, daß sie ebenso praktische als wissenschaftlich gebildete Männer seien. Fremde Regierungen haben sich daher auch die Erlaubniß erbeten, junge Leute in der écoles d'application der französischen Regie für den Dienst ihrer Regien ausbilden lassen zu dürfen, und die Gesellschaft, welche die Verwaltung des italienischen Tabaksmonopols gepachtet hat, hat unter Erlaubniß der französischen Regierung einen Ingenieur der französischen Tabaksregie mit der Leitung ihrer Verwaltung beauftragt.“ . . .

„Durch alles dieses, durch die sorgfältigste Benützung des Rohmaterials, durch Erfindung mechanischer Vorrichtungen sind die Fabrikate ungemein verbessert, die Fabrikationskosten in einer staunenerregenden Weise vermindert worden, während die Löhne der Arbeiter immer gestiegen sind.“ Diesen Punkt, die Vortheile für die Arbeiter, hebt Mohl öfters hervor: „Nur die Cigarren und Cigaretten werden nahezu ganz von Hand durch 14—15,000 Arbeiterinnen gefertigt, unter der Aufsicht und Controle der aus ihrer Mitte hervorgehenden geschicktesten und durch ihr ganzes Verhalten ausgezeichnetsten Arbeiterinnen.“ Er rühmt die Vorforge der Regie für die sanitären Einrichtungen der Fabriken, für die Fortbildung der Arbeiter und für die Sittlichkeit derselben. „Es ist ein unbedingter Grundsatz der französischen Regie,“ heißt es in dieser Beziehung u. A., „daß kein Gehülfe im Dienste eines Arbeiters stehen darf, sondern jeder Anfänger und jede Anfängerin im unmittellbaren Dienst und Lohn der Verwaltung ist.“ Es können daher nicht, wie das in Deutschland häufig vorkommen und ein Hauptgrund der Entfittlichung sein soll [der tiefere liegt aber doch wohl in der schlechten pecuniären Lage der Betreffenden], weibliche Wicklerinnen im Dienste von männlichen Cigarrenarbeitern

stehen; übrigens wird in Frankreich das ganze Geschäft des Cigarrenmachens von Frauenzimmern besorgt.

Ganz oder halb socialistisch lauten folgende Sätze: „Die geringen Ausgaben für Verwaltung und Absatz sind ein lehrreicher Beleg dafür, wie eine Tabakregie für den Staat den größten Theil des Fabrikations- und Handelsgewinnes erwirbt, welchen in Ländern ohne Monopol die Tabakfabrikanten und die zahllosen Detailhändler von Tabakfabrikaten vom Publicum erheben.“ (S. 46.) „Was nun aber die Entschädigungen betrifft, welche das Reich für die bisherigen Privatgeschäfte zu leisten hätte, so würden hier natürlich zwei Hauptgegenstände derselben die Fabrikgebäude und die Waarenwerthe sein, soweit die Eigentümer nicht vorziehen, die letzteren auszuführen. Was im Land bliebe, hätte die Regie natürlich zu übernehmen und zu verwerthen. Die Gebäude würde sie, soweit erforderlich und passend, provisorisch zu ihrer Fabrikation verwenden. Für entgehenden Gewerbsnutzen würden Entschädigungen in Kapital oder Renten, jedoch mit Rücksicht auf den wegfallenden Betrieb und die aufgehörenden Wechselfälle nicht in übertriebener Weise zu bewilligen sein, in welcher Hinsicht das Gesetz gegen Prellereien, wie sie bei Expropriationen gang und gäbe sind, in angemessener Weise Sorge tragen müßte.“ (S. 31.) Das wird dann noch näher erläutert.

Für so eingehende Belehrung, wie man expropriirt, müssen wir jedenfalls dankbar sein; wie man die Staats-Renten späterhin allmählich herabsetzen und endlich repudiiren kann, dafür hat man ja von anderer Seite — von Seiten gewisser civilisirter Regierungen bekanntlich — genügend für Unterweisung geforgt.

Mit dem Abdruck der obigen Stellen aus dem Mohl'schen Buche, insbesondere der sich auf die Arbeiterverhältnisse beziehenden, sollte selbstverständlich weder „Staatssocialismus“ getrieben, noch sollten die Nachteile vertuscht werden, welche es vom socialistischen Standpunkte aus haben würde, wenn unsere Reichsregierung einen so ausgedehnten Industriezweig, der nach Mohl allein mehr als die Kosten des Heeres und der Flotte decken könnte, in die Hand bekäme — ein Bedenken, über das Mohl ziemlich leicht hinweggeht. Die Vortheile und Nachteile des Tabakmonopols nach allen

hierbei in Betracht kommenden politischen, wirthschaftlichen und tactischen Gesichtspunkten abzuwägen, gehört nicht in den Rahmen dieser Besprechung. Wir wollten einfach von einem gegnerischen Zeugen gewisse Thatsachen constatiren und Vorschläge machen lassen, welche so häufig, wenn wir sie aussprechen, abgeleugnet und zurückgewiesen werden. —g.

Alfred Rüfin. Die Rieselfewirtschaften großer Städte. (Berlin, Verlag von C. Sonntag, Bülowstraße 80. 55 S.)

Wir erwähnen dieses Schriftchen hier, weil es von rein landwirthschaftlichen Gesichtspunkten zu theilweise denselben Vorschlägen kommt, wie der Artikel in Nr. 9 unseres Blattes, Seite 247 ff. Herr Rüfin meint, „die Etablierung städtischer Molkereien, wie solche bereits in den meisten mittleren und großen Städten bestehen, in Verbindung mit den Rieselfeldern oder vielmehr unmittelbar auf denselben würde sich unzweifelhaft vorzüglich empfehlen.“ Im Uebrigen plaidirt dieses „im Auftrage der deutschen Gesellschaft zur Hebung des Flachsbauwesens“ verfaßte Büchlein dafür, auf den Rieselfeldern, die nach der Ansicht des Verfassers aus landwirthschaftlichen und sanitären Gründen beträchtlich ausgedehnt werden müßten — für Berlin auf mehr als 5 1/2 Meilen — rationellen Flachsbau zu treiben. Die Rieselfelder aller mittleren und großen Städte Deutschlands könnten (wenn wir richtig verstanden haben) die Hälfte des ganzen Bedarfs an deutschem Flachsbau decken. Hier eröffnet sich also die Perspective auf einen neuen, naturgemäß sich anschließenden Communalbetrieb. Herr Rüfin ist aber keineswegs etwa, wie man aus diesen socialistischen Anklängen schließen könnte, Socialdemokrat; im Gegentheil, er erklärt sich ausdrücklich (S. 23) gegen unsere Theorien über die Vertheilung des Ertrags, wenn er auch den „notorischen“ Nothstand anerkennt und ihm in seiner Weise entgegenzuwirken sucht.“ H.

*) Auch Dr. med. Barrentrapp — kein Socialist, aber ein Hygieniker — spricht sich in der „Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ dahin aus, Fleisch, Milch und Gemüse auf den Rieselfeldern zu produciren und den ärmeren Klassen billig zur Verfügung zu stellen.

Adolf Held. Socialismus, Socialdemokratie und Socialpolitik. (Leipzig, Dunder u. Humblot, 1878. 156 S.)

In dem vorliegenden Buche des bekannten Kathedersocialisten finden wir dasselbe sonderbare Gemisch von Heuchelei und Offenheit, dazu noch eines gewissen Schwärmerthums, wie es uns so häufig bei unseren liberalen Gegnern begegnet. Hätte Professor Held einfach und deutlich an die Spitze seines Buches den Satz gestellt: die Socialdemokraten wollen Gerechtigkeit und sie wählen hierzu die praktischsten Mittel; ich aber und meine Partei wollen sie nicht, wir haben deshalb Angst vor der Socialdemokratie, und hätte er von diesen Gesichtspunkten aus seine Anschauungen und Vorschläge in systematischer Weise entwickelt, so würden wir zwar diesen Standpunkt aufs Aeußerste verwerfen und bekämpfen, aber doch die Ehrlichkeit und logische Consequenz des Verfassers anerkennen müssen. Statt dessen sagt er uns an einigen Stellen ganz unverblümt, daß er die Gerechtigkeit nicht anstrebt, sucht aber dieses, wie er wohl fühlt, im öffentlichen Leben heutzutage unhaltbare Programm durch allerlei Nebensarten, Entstellungen, Verschweigungen und angebliche Beweise von der Unmöglichkeit einer gerechten Vertheilung zu verhüllen. — Wir wollen diese Kritik durch Analyse einiger Stellen des Buches genauer begründen.

„Dabei ist Angesichts der Thatsache, daß in Jahrtausenden die unteren Klassen nur schrittweise vorwärts kamen und die begünstigten Minoritäten nur allmählich größer und weniger abgeschlossen wurden, an dem aristokratischen Aufbau der Gesellschaft unbedingt festzuhalten und auf eine Abstufung des Reichthums nach der Gerechtigkeit zu verzichten. Es ist gewiß nothwendig, mit allen Kräften auf Hebung der unteren Klassen — aber nicht auf Herabdrückung der höheren bedacht zu sein.“ (S. 70.) Hier ist also klar ausgesprochen: „von Gerechtigkeit will ich nichts wissen.“ Nun, das ist Sache des Gefühls oder der Gefühllosigkeit, gegen die es keine Beweise giebt, sondern der man nur die eigenen Gefühle entgegensetzen kann. Etwas Anderes wäre es, wenn Prof. Held folgendermaßen argumentirt hätte: „ich will Gerechtigkeit, aber sie ist auf keine Fälle erreichbar — deshalb kann ich kein Socialdemokrat

sein“; dann könnten wir über seinen Standpunkt mit ihm discutiren und hoffen, ihn zu überzeugen. Ein unbestimmter Schatten einer solchen Argumentation liegt allerdings in den Worten „Angesichts der Thatsache“ u. s. w. Aber weder ist bestimmt gesagt, daß aus diesem Grunde, weil „in Jahrtausenden die unteren Klassen nur schrittweise vorwärts kamen“, an ein schnelleres Fortschreiten unmöglich zu denken sei, noch könnte diese Thatsache, deren Gründe eben in der Ungerechtigkeit der höheren Klassen vor Allem zu suchen sind, ein ernsthafter Grund für Herrn Held sein, auch in Zukunft ungerecht zu sein. Indessen giebt ihm jener Satz und die apodiktische Art und Weise, mit der er ausgesprochen wird, doch immer den Anschein, als ob er wirklich durchschlagende historische Gründe für seinen Standpunkt habe. Ganz ähnlich verfuhr ein Parteigänger Held's, Professor Brentano, in seinem vor Jahresfrist veröffentlichten Buche über „das Arbeitsverhältniß gemäß dem heutigen Recht.“

Auch darin stimmt Held fast wörtlich mit Brentano überein, daß er — und hier haben wir die oben gekennzeichnete Heuchelei und Schwärmererei — anstatt der Gerechtigkeit die höheren Pflichten der begünstigten Klassen proclamirt. „Das, worauf es ankommt, sagt er, ist nicht, daß jedem Erfolg die entsprechende Leistung vorangegangen sein muß,“ (als ob hierin die von uns verlangte Gerechtigkeit bestünde und nicht vielmehr darin, daß jeder Leistung der Erfolg, um in der Ausdrucksweise Held's zu bleiben, gesichert sei!) „sondern daß jeder Erfolg als Verpflichtung zu einer eigenthümlichen Leistung betrachtet werde.“ Dann müßte man doch aber wenigstens Jeden in die Lage versetzen, etwas zu leisten, und ihm nicht von vornherein die Wege dazu abschneiden. Und schlägt Held Maßregeln vor, um Diejenigen, die nicht den richtigen Gebrauch von ihrem „Erfolg“, nämlich Reichthum, machen, hierzu zu zwingen? Bewahre! er scheint sich nur auf eine sittliche Entrüstung zu beschränken. „Auch der zufällige, durch Erbschaft und Glück erworbene Reichthum“ (in diesen Worten ist aber auch der durch Ausbeutung gewonnene Reichthum inbegriffen) „wird erträglich, ja er wird sittlich völlig gerechtfertigt, wenn aus seinen Reihen die führenden Kräfte in

Staatsdienst, Kunst und Wissenschaft hervorgehen, die in ihrer Masse nur aus Kreisen hervorgehen können, die von ewig beengender materieller Sorge frei sind." Als ob nicht zahlreiche große Gelehrte, Künstler, auch Politiker, dürftigen Verhältnissen entsprungen wären! als ob nicht in einem socialistischen Gemeinwesen aufstrebende Talente besser gedeihen könnten, als im Staate, in dem Alles am Golde hängt! Und wie viele von den Reichen kommen den Pflichten nach, die Held ihnen setzt? Statistische Aufstellungen giebt es darüber nicht; es mag sich das Jeder aus seiner Erfahrung beantworten.

Da Professor Held von Gerechtigkeit — „weichherziger Humanität“, wie er sie einmal nennt — nichts wissen will, und zwar, wie wir gesehen haben, und wie aus dem ganzen Tone des Buches hervorgeht, weil sie seinen Gefühlen und Interessen nicht entspricht, so ist es für ihn eigentlich eine nebensächliche Aufgabe, die Durchführbarkeit einer vollkommenen oder annähernd gerechten Vertheilung der Güter zu widerlegen. Er sucht sich derselben zu entledigen, indem er die Unmöglichkeit darlegt, Jeden nach dem Maße zu entlohnen, als er Werthe erzeugt hat. „Wer kann sagen, den wievielften Theil der fertigen Lokomotive der Werkmeister, jeder einzelne Arbeiter und Handlanger, jeder Lieferant von Werkzeugen gemacht hat? Wer kann sagen, wieviel Fleisch und Milch, Getreide und Kartoffeln jeder einzelne in einem landwirthschaftlichen Großbetrieb Beschäftigte erzeugt hat?“ Wir wollen uns hier in keine specielle Auseinandersetzung über diesen Punkt, der ein Eingehen auf die Werththeorie nothwendig machen würde, einlassen: man kann ohnedies vollständig zugeben, daß eine Vertheilung der Producte nach dem Werthe, den Jeder producirt hat, nicht vollständig durchführbar ist, und braucht deshalb an der Möglichkeit der gerechten Vertheilung noch lange nicht zu verzweifeln. Denn deren oberstes Princip, wie in diesen Blättern schon öfters hervorgehoben, besteht darin, daß Jedem eine möglichst gleiche Ration von Genuß zu Theil werde, woraus wiederum folgt, daß Jeder, der ein arbeitsfähiger Mensch ist, um so mehr von den gemeinsam producirt Gütern zc. erhalte, als er Mühe und Anstrengung bei der Production sich gemacht hat. Man kann

darüber streiten, wie diese Vertheilung am praktischsten und am meisten der Gerechtigkeit entsprechend eingerichtet sein werde: etwa durch verschiedenartige Normalarbeitstage für verschiedene Gewerbe oder wie sonst. Der von Held als Grund gegen die Möglichkeit gerechter Vertheilung angeführte Umstand, „daß die Socialdemokraten, sowie man nach der näheren Ausführung des Gedankens fragt, entweder auf die Zukunft verweisen oder sich durchaus uneins werden,“ beweist vielmehr nur, daß es heutzutage vor allen Dingen darauf ankommt, die Ungerechtigkeit der bestehenden socialen Ordnung darzutun. Daß diese wirklich ungerecht, sehr ungerecht, und außerdem wirthschaftlich unpraktisch in hohem Maße sei, das ist es, was noch immer hartnäckig von den meisten Gegnern geleugnet wird; übrigens verweisen wir, um hier nicht allzu weitläufig zu werden, auf die „Polemik“ in Nr. 9 der „Zukunft“ Seite 267.

Aber, wenn man auch „irgend ein System erfände, sagt Held weiter, das irgend eine annähernde oder durchschnittliche Gerechtigkeit verwirklichen könnte, so ist doch klar, daß, sowie der Staat allein über die Productionsmittel verfügt, er Denjenigen, denen er sie überläßt, auch gebieten muß, was und wieviel sie arbeiten sollen. Die „Verallgemeinerung des öffentlichen Dienstes“ muß den freiwilligen Eintritt in diesen Dienst ausschließen. Jede Freiheit auf wirthschaftlichem Gebiet würde aufhören, eine trostlos einförmige Unterordnung unter einen gebietenden Willen würde alles wirthschaftliche Thun in eine reizlose Debe verwandeln.“

Das ist entschieden nicht die Achillesferse des Socialismus. Möge Herr Held doch einmal sich fragen, wie viele oder besser wie wenige Menschen denn heute jene Freiheit auf wirthschaftlichem Gebiete genießen, und wie Viele von den Wenigen dieselbe schon vermünscht und sich nach irgend einem ruhigen, sorgenfreien Beamtenposten — der ihrem Weiterstreben übrigens gar keinen Einhalt thut — gefehnt haben. Gewiß aber kann in einem socialistischen Gemeinwesen Jeder viel mehr nach Geschmac und Talent beschäftigt werden, als dies heutzutage für die überwiegend große Masse der Fall ist. Schließlich ist es durchaus nicht nothwendig, daß die socialistische Gemeinschaft — „der eine gebietende

Wille“ Held's ist nicht der Wille einer einzelnen Person, sondern der der Gesamtheit — jedem ihrer Mitglieder vorschreibe, wieviel er arbeiten solle. Sie wird, wie wir meinen, nur festsetzen, daß Derjenige, welcher schon Mittags Feierabend zu machen wünscht, auch nur halb soviel Entschädigung erhalte, als wenn er den ganzen Tag gearbeitet hätte. Darin liegt unseres Erachtens keine Schwierigkeit. Immerhin möge noch das Eine bedacht werden — ganz ausführlich können wir auf alle diese einzelnen Punkte nicht eingehen —, daß heutzutage vielleicht neun Zehnteln aller Menschen in den civilisirten Ländern durch den Zwang der Verhältnisse oder der Herrschenden vorgeschrieben ist, wieviel sie arbeiten sollen (auch Herr Professor Held darf seine Vorlesungen nicht versäumen), während sie dafür noch außerdem größtentheils in ungerechter Weise abgelohnt werden. Die große Menge steht sich also sicherlich im socialistischen Gemeinwesen besser.

Was aber ist es nun, das Professor Held, der ja auch Schäden in der heutigen Gesellschaft anerkennt, zur Abstellung derselben vorschlägt? Es sind die alten Programmpunkte der Kathedersocialisten: erstens Fabrikgesetzgebung zu Gunsten der Frauen und Kinder, Haftpflichtgesetze u. dgl. — als ob in der Schweiz und in England, wo ziemlich weit vorgeschrittene Fabrikgesetzgebungen bestehen, die sociale Frage nicht mehr existirte; zweitens Uebernahme einzelner Zweige der Production und des Verkehrs in Staatsbetrieb, der aber nur bei bestimmten speciellen Mißständen eintreten soll; Held denkt hier an Aufhebung gewisser Uebelstände des Privatbetriebs der Eisenbahnen u. dgl., die freilich vorhanden sind, mit der eigentlichen socialen Frage aber sehr wenig zu thun haben. Endlich: Organisation der

gewerblichen Stände. Was darunter verstanden werden soll, ist nicht klar genug gesagt, und wir könnten hier dem Verfasser den Vorwurf zurückgeben, den er uns oben bezüglich der Unbestimmtheit unserer Zukunftsbilder gemacht hat. In dessen hat Professor Held an eine fernere Zukunft augenscheinlich gar nicht gedacht, sondern scheint nur die englischen Gewerksvereine und ähnliche Einrichtungen im Auge gehabt zu haben. Daß damit nichts weniger als eine Lösung der socialen Frage erreicht werden kann, dürfte sich in England, wo man die Handelskrisis auch recht bedenklich spürt, bald zeigen. Und hier kommen wir auf einen Punkt, den wir zum Schluß noch erwähnen möchten — denn auf den Aufruf zur Neuordnung der kirchlichen und religiösen Verhältnisse und zum Ausbau der deutschen Einheit können wir hier nicht eingehen, auch nicht auf die dem Buch als „Socialpolitik“ angehängte Auseinandersetzung mit Professor Wagner, der, wie es scheint, die sociale Frage doch ernstler nimmt und klarer aufsaßt als die Kathedersocialisten —; dieser noch zu erörternde Punkt ist, daß in dem ganzen Buche Held's mit keiner Zeile davon die Rede ist, wie der andauernden Krise, in der wir uns befinden, und die doch auch ein beträchtliches Stück der „socialen Frage“ darstellt, ein Ende gemacht werden könne. Freilich, dann hätte man auf die vollständige Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Wirthschafts-Systems kommen und anerkennen müssen, daß die Erhöhung der Consumtionsfähigkeit der unteren Klassen das einzige Mittel ist, den wiederkehrenden Stockungen in Industrie und Handel ein Ende zu machen. Das aber wäre einer, wenn auch nur theilweisen Zustimmung zu social-demokratischen Principien gleich gekommen. H.

Druckfehler-Berichtigung.

In Nummer 9 der „Zukunft“ S. 269, erste Spalte, Zeile 3 muß es heißen: „werden können“ statt „werden sollen“; S. 271, zweite Spalte, Zeile 14 sollte stehen „welches“ anstatt „welche“.

Zur Wahlreform-Frage.

Von Dr. F. Sühner.

Sie haben in Ihrem Heft 5 u. ff. einen vortrefflichen Aufsatz von C. Lübeck über die Proportional-Vertretung gebracht, der mich stark an eine weit hinter uns liegende Zeit, in welcher dieses wichtige Thema bereits lebhaft ventilirt wurde, erinnert hat. Der unterrichtete Herr Verfasser hat es nicht versäumt, seiner Arbeit eine historische Skizze über die Entwicklung des Wahlreform-Gedankens einzuverleiben, welche von 1780 bis auf unsere Zeit reicht, von ihm selbst aber als nur „lückenhaft“ bezeichnet wird. In der That hat derselbe das wichtige Revolutionsjahr 1848 und die darauf folgenden Jahre ganz außer Acht gelassen und einen Sprung von 1842 und 1846 bis 1858 gemacht, auch die deutschen Bestrebungen auf diesem Gebiete erst aus den allerletzten Jahren erwähnt. Es gereicht dem Verfasser dieses Aufsatzes zu nicht geringer Befriedigung, heute darauf hinweisen zu können, daß er bereits im Jahre 1850 in einem in dem „Hessischen Zuschauer“ (Nr. 103—105, vom 30. Mai bis 2. Juni 1850) enthaltenen Aufsatz über „Partei-Wahlen“ den Gedanken der „Proportional-Vertretung“ deutlich ausgesprochen und für Ausführung dieses Gedankens ein System aufgestellt hat, das sich jedenfalls durch Einfachheit und leichtere Ausführbarkeit von den sehr complicirten Wahlvorschlägen des Genfers Victor Considerant, welche Herr Lübeck ausführlich mittheilt, zu seinen

Gunsten unterscheidet. Ich suchte im Eingang meines Aufsatzes meinen Vorschlag zu begründen mit folgenden Worten Girardin's, des damaligen geistreichen Redacteurs der „Presse“: „Das allgemeine Stimmrecht muß sich zur Aufgabe machen, einen solchen Grad der Genauigkeit zu erreichen, daß die National-Versammlung zur Nation, deren Vertreter sie ist, sich ebenso verhält, wie eine Landkarte kleineren Maßstabs zu einer größeren. Sie muß die Nation in numerisch reducirtem Maßstabe sein; sie muß aber ganz genau alle Gedanken und Strebungen, alle Irrthümer und Fehler, alle Bedürfnisse und Forderungen, alle guten wie bösen Eigenschaften, alle Laster wie Tugenden, alle Flecken wie Glanzpunkte der Nation wiedergeben. Die Nationalversammlung muß das Daguerreotyp der Nation sein, und wie auf der Platte des Daguerreotyps sich Alles wiederfindet, so darf auch die Wahlurne nichts auslassen. So hat allerdings das allgemeine Stimmrecht nicht gewirkt; zu dieser Wirksamkeit aber kann es gebracht werden.“ In der That, welcher Gedanke könnte klarer und einleuchtender sein, als derjenige, daß eine Volksvertretung, welche über die Geschichte einer Nation beschließt, eine möglichst genaue Repräsentation oder Wiedergabe des Volkswillens und der Volkstimmung nach ihren verschiedenen Richtungen und Nuancirungen sein muß. Niemand wird einer solchen Forderung

ernstlich zu widersprechen wagen; man wird nur die Möglichkeit ihrer praktischen Durchführung in Zweifel stellen. Insbesondere wird wohl Niemand bestreiten, daß die Majorität in einer Kammer oder einer Volks-Repräsentation auch die im Volke wirklich herrschende Majorität repräsentiren müsse, da ja ohne dieses das allgemeine Stimmrecht nicht einen Ausdruck, sondern eine Fälschung der öffentlichen Meinung zu Wege bringen würde. Und dennoch ist diese Ungeheuerlichkeit in Folge des bisherigen mangelhaften Wahl-Modus, der Wahl nach Bezirken, öfter vorgekommen und kann jeden Augenblick vorkommen. So ist es bekannt, daß vor dem Jahre 1848 die Stadt Genf eine Reihe von Jahren hindurch das merkwürdige Schauspiel darbot, daß in dem gewählten „Rathe“ der Stadt die Demokraten stets in der Minorität waren, während, wenn man die durch die ganze Stadt abgegebenen Stimmen zusammenzählte, dieselben stets die entschiedenste Mehrheit hatten. Einfaches Räthsel! Die klugen Patrizien hatten die Eintheilung der einzelnen Wahlbezirke so zu treffen gewußt, daß in den demokratisch gesinnten Stadttheilen die Demokraten beinahe einstimmig siegten, während sie in der Mehrzahl der Bezirke mit einer sehr großen Minorität unterlagen. Wenn auch ein so eclatanter Fall im Ganzen selten sein mag, so wird doch überall dort, wo sich die Partei-Meinungen in vielfacher Weise spalten, eine schiefe und unwahre Majorität keine Seltenheit, ja sogar sehr häufig sein, wofür ja die Geschichte des Parlamentarismus Beispiele genug liefert. Man darf aber von einer Volksvertretung mit vollem Recht verlangen, daß sie nicht blos, wie dieses früher in der Regel der Fall war, gewissermaßen nur in das Grobe arbeitet oder sich aus zwei großen Parteien recrutirt, von denen die eine den Fortschritt, die andere den Rückschritt oder Stillstand will; sondern daß sie, wie

dieses Girardin so richtig betont, auch den verschiedenen Partei-Schattirungen, den politischen Minoritäten, welche im Volke vorhanden sind, ihr Recht läßt. Denn wenn auch zugegeben werden kann, daß auch bisher schon den bedeutenderen politischen Minoritäten, meist in Folge ausgleichender Zufälligkeiten, ihr Ausdruck in den Kammern in der Regel nicht gefehlt habe, so ist damit doch lange noch nicht genug gethan; vielmehr müssen die vorhandenen Minoritäten auch in ihrer wirklichen Stärke und im richtigen Verhältniß zu den übrigen Parteien vertreten sein. Dieses Verlangen erscheint um so wichtiger, wenn man bedenkt, daß eine Partei oder Richtung, welche etwas Neues und principieell Richtiges, aber noch nicht zur allgemeinen Anerkennung Gedrungenes in das Leben oder in die Praxis einführen will, sich anfänglich immer in der Minorität befindet. Solchen Minoritäten, mögen sie auch Anfangs noch so klein sein, muß aber stets Gelegenheit oder die Möglichkeit gegeben sein, in der Volksvertretung den ihnen gebührenden Ausdruck zu finden oder auf parlamentarischem und gesetzlichem Wege ihre Theorien bekannt zu geben, zu begründen und durch die Güte ihrer Sache oder die Gewalt ihrer Gründe im Volke oder unter den Volksvertretern selbst weitere Anhänger zu gewinnen. So kann möglicherweise eine anfängliche Minorität nach und nach zur Majorität werden und wird nicht nöthig haben, auf ungesetzlichen oder heimlichen Wegen nach Erreichung ihrer Ziele zu streben. Bürgerkriege oder blutige Revolutionen werden daher, wenn eine richtige Proportional-Vertretung eingeführt ist, kaum mehr möglich oder denkbar sein. Die bisherigen Wahl-Systeme lassen nicht nur kleine Minoritäten in der Regel ganz unbeachtet, sondern sie können auch bei einigermaßen ähnlicher Zusammensetzung der Wahlbezirke nicht selten sehr große Minoritäten als gar nicht vor-

handen erscheinen lassen, indem überall die verhältnißmäßig stärkere Partei über die schwächere den Sieg davonträgt. Einseitigkeit des Regierungssystems und tyrannische Bevormundung der einen Partei durch die andere müssen davon die nothwendige Folge sein; die unterdrückte Partei kann sich nicht geltend machen und wird unwillkürlich auf den Weg der Empörung, der Geseklosigkeit gedrängt; sie gleicht einem Angeklagten, der verurtheilt wird, ohne gehört worden zu sein.

Allen diesen Uebelständen wirksam zu begegnen, giebt es nur ein Mittel: Es ist die Abschaffung der Wahl nach Wahlbezirken und die Einführung der Proportional-Vertretung oder — wie es der Verfasser schon vor 27 Jahren kürzer und einfacher ausgedrückt hat — der Partei-Wahlen. Mit dieser Wahlart wird das allgemeine Stimmrecht, welches bisher so oft zu sehr sonderbaren und geradezu widersinnigen Resultaten geführt hat, zur dauernden und unerschütterlichen Grundlage einer festen und sicheren Staats-Ordnung werden können. Könnte man, wie dieses früher in kleinen Republiken geschah und in einzelnen Schweizer-Cantonen heute noch geschieht, das ganze Volk zur Bornahme der Wahlhandlung an einem Orte versammeln, so würde eine solche Partei-Wahl, und zwar auf directem Wege, schnell beendet sein, indem sich die Angehörigen einer jeden Richtung oder die einzelnen Parteigänger unter einander versammeln und je nach ihrer Anzahl einen oder mehrere Abgeordnete wählen würden. Da aber dieses bei größeren Nationen oder Gemeinwesen nicht möglich ist, so bleibt nichts Anderes übrig als die Wiederaufnahme eines indirecten Wahlsystems, eines Systems, welches nur bei einer Theilung der Bevölkerung nach Territorien oder Wahlkreisen, nicht aber bei einer solchen nach Meinungs-Gruppen als ungerecht erscheint. Wenigstens für die ländliche Bevölkerung wäre eine in-

directe Wahl unvermeidlich, während in größeren Städten, wo sich leichter eine solche Anzahl politisch Gleichgesinnter, wie sie für Erwählung eines Abgeordneten nothwendig ist, zusammenfindet, ohne Schwierigkeit durch die directe Wahl ersetzt werden könnte. Wer — unabhängig von Ort und Zeit — entweder auf directem oder auf indirectem Wege die nöthige Zahl von Urwählerstimmen auf seinem Namen vereinigt, der soll Abgeordneter oder Volksvertreter sein. Es würde den Aufsatz vielleicht zu sehr verlängern, wollte ich die näheren Einzelheiten meines damals vorgeschlagenen Systems oder Wahl-Modus dem geehrten Leser vorführen; es mag daher genügen, zu erwähnen, daß in dem beregten Aufsatz die leichte Ausführbarkeit des Systems und sein muthmaßliches Resultat an einem besonderen Beispiel, an dem des Großherzogthums Hessen nämlich und seiner drei Provinzen, mit Zahlen-Belegen eingehend von mir erörtert und nachgewiesen wurde. Sollte eine verehrliche Redaction oder der Leserkreis dieser Zeitschrift ein Interesse an der näheren Kenntnißnahme des Systems zu erkennen geben, so steht meinerseits der betreffende Aufsatz zu weiterer Benutzung vor der Oeffentlichkeit jederzeit zu Gebote. Am Schlusse desselben wird auch darauf hingewiesen, daß der damals hochverehrte rheinhessische Abgeordnete Brundt, der jetzt längst nicht mehr unter den Lebenden ist, auf einem vor 1848 gehaltenen hessischen Landtag einen auf Wahlreform gerichteten Antrag ähnlichen Inhalts eingebracht hat, damit aber begreiflicherweise durchgefallen ist. Zugleich hebt der Schlußtheil des Aufsatzes als Hauptvorzüge des Systems der Partei-Wahlen hervor: 1) Freie und durch Ort, Zeit oder Mangel an einer hinlänglichen Zahl von Gleichgesinntem an einer bestimmten Vertiklichkeit ungehinderte Wahl-Bewegung; 2) genauer und unverfälschter Ausdruc

des Volkswillens mit seinen verschiedenen Nuancirungen oder Vertretung der einzelnen Minoritäten nach ihrer wirklichen Stärke; 3) naturgemäße Entwicklung des Volkslebens und Vermeidung von Bürgerkriegen oder von ungerechter Unterdrückung neuer Ideen und Meinungen; 4) beispiellose Belebung der politischen Bewegung, Hebung und Verbreitung politischer Bildung und Aufklärung. — Ohne Zweifel werden die auf solche Weise gewählten Abgeordneten das Bild einer höchst interessanten Versammlung darbieten, welche Männer von allen Farben und von allen Ständen in sich einschließt und — wenigstens in der Mehrzahl ihrer Angehörigen — die höchste Summe der dem Lande möglichen Leistungsfähigkeit darstellt. Keine Partei, keine Richtung wird sich dabei über Ungerechtigkeit oder Zurücksetzung zu beschweren, sondern nur ihre eigene Unfähigkeit oder Unthätigkeit zu beklagen haben, wenn es ihr an genügender Vertretung und damit an gesetzgeberischem Einfluß mangelt. Aber andererseits wird auch keine Partei Einfluß zu gewinnen im Stande sein, welche im Volke oder in der Masse der Wähler keinen Boden hat, während dieses bei dem gegenwärtigen Wahlmodus sehr leicht vorkommen kann, indem sich die einzelnen Parteien gewöhnlich erst innerhalb der Volksvertretung selbst und mehr oder weniger unabhängig von den Gefinnungen der Wähler bilden oder gruppieren. Wer also in Wirklichkeit und nicht bloß dem Namen nach „Demokrat“, d. h. Verfechter oder Anhänger der Volksherrschaft ist oder sein will, muß nothwendig einem Wahlssystem zustimmen, welches allein fähig ist, die wirkliche Meinung des Volkes zum unverfälschten Ausdruck zu bringen.

Nachschrift.

Auf den mir inzwischen mitgetheilten Wunsch der Redaction füge ich Obigem folgenden kurzen Abriss des damals vorgeschlagenen Systems selbst bei: Nehmen wir ein Land, wie das Großherzogthum Hessen, welches in drei, auch geographisch abge sonderte Provinzen zerfällt und durch 30—50 Abgeordnete vertreten werden soll. Diese Zahl wird indeß, wie wir später sehen werden, je nach der größeren oder geringeren Betheiligung des Volkes an der Wahl etwas variiren, kann auch beliebig erhöht werden. Bei einem durchaus demokratischen Wahlgesetz dürften sich in jeder Provinz, wenn wir die Bevölkerungszahl derselben als gleich groß annehmen, circa 50—60,000 Urwähler befinden. Anstatt nun diese Wähler in Bezirke einzutheilen, lassen wir dieselben wählen, wo und mit wem sie wollen, und behalten nur für die erste oder Urwahl die Eintheilung in die drei Provinzen aus Gründen der Einfachheit bei. Die Hauptsache, worauf es ankommt, ist, daß Jeder wählen kann, wo und mit wem er will, also mit seinen Gleichgesinnten, mit seiner Partei, und daß seine Stimme niemals, wie bei den Bezirkswahlen, einfach verloren gehen kann, sondern daß sie ihre Wirkung bis an das Ende, bis zur Wahl der Abgeordneten, gleichmäßig mit allen anderen Stimmen, erstreckt. Um das Zusammenfinden der Urwähler in einzelne Gruppen oder Parteisattirungen möglichst zu erleichtern, und um den örtlichen Verhältnissen auf dem Lande möglichst Rechnung zu tragen, nehmen wir nur fünfzig Urwähler-Stimmen auf einen Wahlmann erster Klasse an; und das für Hessen zu erlassende Wahlgesetz würde darnach einfach folgendermaßen lauten:

1) Fünfzig wahlberechtigte Staatsbürger wählen einen Wahlmann erster Klasse.

2) Zehn Wahlmänner erster Klasse wählen einen Wahlmann zweiter Klasse.

3) Fünf Wahlmänner zweiter Klasse wählen einen Abgeordneten.

Nehmen wir an, daß in jeder Provinz von den 50—60,000 Urwählern 30 bis 40,000 an der Wahl sich betheiligen, so erhalten wir auf jede Provinz 600—800 Wahlmänner erster Klasse. Aus deren Wahlen gehen wiederum 180—240 Wahlmänner zweiter Klasse und aus deren Wahl endlich 36—48 Abgeordnete, also die gewünschte Zahl, hervor.

Was nun den Wahl-Vorgang selbst betrifft, so würde sich während einer gewissen Frist von ungefähr acht Tagen auf dem Rathhaus eines jeden größeren Ortes eine Wahl-Commission befinden, welche die vollzogenen Wahlen entgegennimmt und einträgt. Die Anmeldung kann sowohl durch beglaubigte Unterschriften, als durch persönliches Erscheinen der Urwähler geschehen. Sobald der Wahltermin vorüber ist, schickt die Wahl-Commission die Namen der gewählten Wahlmänner erster Klasse an den Wahl-Commissär der Provinz, welcher alsbald die Gewählten auf einen bestimmten Tag in die Hauptstadt der Provinz einladet. Hier geht nun die zweite Wahl, d. h. die Wahl der Wahlmänner zweiter Klasse durch die der ersten Klasse vor sich, also 60—80 für jede Provinz. Es ist bei dieser Wahl durchaus nicht nöthig, daß die 600—800 Wahlmänner erster Klasse gerade in einer Localität versammelt werden; es kommt nur darauf an, daß ihnen Gelegenheit gegeben ist, sich zu je zehn oder mehr zusammenzufinden und zu verständigen, je nach ihren verschiedenen politischen Ansichten, Stellungen und Partei-Meinungen — was ja auch bei einem Zerstreutsein durch die Stadt leicht geschehen kann. Ist nun diese Wahl vorüber, so werden die 180—240 gewählten Wahlmänner zweiter Klasse in gleicher Weise, wie vorher die Wahlmänner erster Klasse in der Provinz-

Hauptstadt, in der Hauptstadt des ganzen Landes zusammenberufen und wählen hier, indem sich je fünf und fünf zusammethun, die 36—48 Abgeordneten.

Dieses würde der als allgemeine Regel festzuhaltende Wahlmodus sein. Indessen steht nicht das Mindeste im Wege, zu bestimmen, daß, wo es die Verhältnisse möglich machen, mit Umgehung des indirecten Modus auch der directe Modus in Anwendung gesetzt werden kann. So könnte man bestimmen, daß 500 Urwähler, die sich verständigen, das Recht haben, mit Umgehung der ersten Wahl sogleich einen Wahlmann zweiter Klasse zu wählen, sowie daß 2500 Urwähler, die sich verständigen, das Recht haben, unmittelbar einen Abgeordneten zu ernennen. Das Letztere würde anwendbar für große Städte oder eine größere Zahl eng beisammenliegender Landgemeinden sein, während bei den zerstreut liegenden Landgemeinden wohl nur der indirecte Modus in Anwendung gesetzt werden könnte. Fünfzig Gleichgesinnte werden sich in einem Dorfe oder in einem gewissen ländlichen Umkreis immer leicht zusammenzufinden im Stande sein, während das Zusammenbringen von 500 oder gar 2500 Gleichgesinnten einen größeren Aufwand an Mühe, Zeit und Kosten verursachen würde, als man den ländlichen Wählern, vorerst wenigstens, zumuthen kann. — Man könnte auch die zweite Wahl ganz wegfällen lassen und die Abgeordneten sogleich durch je fünfzig der von den Urwählern gewählten Wahlmänner ernennen lassen, und würde dieses nur den einen Nachtheil haben, daß der Gruppierung der verschiedenen Partei-Schattirungen, auf die es ja bei Partei-Wahlen oder Proportional-Vertretung hauptsächlich ankommt, einigermaßen Abtrag gethan würde. Je öfter die Wahl vor sich geht (nach dem vorgeschlagenen System also in der Regel dreimal), um so mehr ist zu erwarten, daß sich die verschiedenen Elemente gegenseitig scheiden

und finden werden; und um so mehr ist auch zu hoffen, daß die Volksvertretung die Blüthe dessen repräsentiren wird, was das Land an Intelligenz und politischer Kraft in den verschiedenen bestehenden Richtungen aufzuweisen hat. Auf der andern Seite bietet jede Vereinfachung des Wahlmodus wieder so große Vortheile, daß es fraglich bleibt, welches Verfahren vorzuziehen sein dürfte. Jedenfalls aber ist es undemokratisch, Zeit, Mühe und Kosten allzusehr bei einer Wahlhandlung in Anschlag zu bringen, welche über das Schicksal und die Wohlfahrt des ganzen Landes entscheidet. Daher auch nichts dagegen zu erinnern sein wird, daß sämtliche Wahlmänner zur Entschädigung für verlorene Zeit und Arbeit ebenso Diäten zu beanspruchen haben, wie die Abgeordneten selbst. Daß die Wahl nicht geheim, sondern öffentlich vor sich geht, kann ebenfalls kein Hinderniß in einem freien oder demokratischen Staate sein, wo jeder Bürger seine politische Meinung frei und offen bekennen darf und muß und Niemanden darüber Rechenschaft schuldet. *) Wichtiger ist der sehr nahe liegende Einwand, daß, da das Zusammenbringen der Wahlstimmen für Wahlmann oder Abgeordneten ebensowohl durch gegenseitige Verständigung, wie auch durch die persönliche Werbung eines Candidaten geschehen kann und geschehen wird, der Bestechung oder persönlichen Beeinflussung, der Einwirkung Höherstehender auf Untergebene, Dienstboten, der Fabrikherren auf ihre Arbeiter u. s. w., u. s. w. Thür und Thor geöffnet sein würde. Darauf ist zu erwidern, daß diese Einwirkung auch bei der bisherigen Wahlart nicht ausgeschlossen ist und erfahrungsgemäß bei jeder Wahl eine große Rolle spielt; und

daß zweitens solchen Mißbräuchen durch eine geeignete Gesetzgebung und Beaufsichtigung wirksam entgegengearbeitet werden kann.

Allerdings — und dieses ist vielleicht der bedeutendste Einwand, den man dem Systeme entgegenhalten kann — setzt dasselbe, wenn es zu voller Wirksamkeit gebracht werden und seinen ganzen Zweck erreichen soll, eine gewisse, bis jetzt in der Regel nicht vorhandene politische Bildung oder Reife im Volke selbst voraus, welche Reife dasselbe befähigt, die einzelnen Partei-Unterschiede zu begreifen und eine richtige Wahl zu treffen. Aber auf der andern Seite ist gerade eine solche Wahlart das beste Mittel, um jene fehlende Bildung herbeizuführen oder um politisches Leben und politische Bewegung zu entzünden. Denn selbstverständlich wird jede politische Partei vor und während der Wahlhandlung die äußersten Anstrengungen machen, um die Wähler oder Wahlmänner von der Güte ihrer Richtung oder Absichten zu überzeugen und um Anhänger zu gewinnen. Dieses wird denn nothwendig ein vorher nicht gekanntes politisches Leben zur Folge haben und das politische Interesse im höchsten Grade wachrufen. Dieses Interesse wird aber nicht blos während der Wahl lebendig sein, sondern auch nach derselben lebendig bleiben, indem jede politische Partei im Lande ihre Vertreter oder Abgeordneten als ihre eigensten Bevollmächtigten ansieht und nothgedrungen an ihrer Wirksamkeit einen ebenso lebhaften Antheil nimmt, wie andererseits der Abgeordnete mit dem politischen Leben und Fortschritt innerhalb seiner Partei in stetem Connerge bleiben muß. Unterdrückte Minoritäten aber, welche sich, wie bisher, aus Mangel ausreichender Vertretung in den Schmolzwinkel zurückziehen genöthigt sind, wird es nicht mehr geben, außer in Folge unverzeihlicher Nachlässigkeit von Seiten ihrer selbst oder ihrer Leiter. Unter

*) Unter den heutigen Verhältnissen dürfte jedoch eine öffentliche Wahl nicht zu empfehlen sein, weshalb das hier vorgeschlagene System weniger für die Gegenwart als für die Zukunft von Interesse ist. Anm. d. Red.

folchen Umständen werden die Wahlen selbst eine Art politischer Freudenfeste für das Land und das beste Mittel bilden, um jenen Mangel politischer Reife, welchen man so sehr beklagt und welcher doch endlich einmal auf irgend eine Weise beseitigt werden muß, nicht als ewige Krankheit forterben zu lassen. Wer immer über politische Unreife klagt und nichts zu deren Beseitigung thut, setzt sich nothwendig dem Verdacht aus, als ob ihm diese Unreife nur willkommener Vorwand für eigensüchtige politische Zwecke sei. Er gleicht, um es ganz populär auszudrücken, dem bekannten Manne, welcher nicht eher in's Wasser gehen wollte, als bis er schwimmen könne.

Sollte schließlich Jemand die Befürchtung aussprechen, daß bei diesem System eine betrügerische doppelte oder mehrfache Verwerthung einzelner Stimmen möglich sei, so ist zu erwidern, daß dem durch eine gewissenhafte Controlirung der einzelnen Stimmen, wie sie ja auch schon bei den Bezirkswahlen üblich ist, von Seiten der Wahlcommissäre leicht vorgebeugt werden kann. Sollte übrigens ein besseres oder praktischeres System ausfindig gemacht werden können oder schon vorhanden sein, als das von mir vorgeschlagene, vorausgesetzt, daß es denselben Zweck erreicht, so werde ich der Erste sein, ihm zuzustimmen. Man prüfe Alles und behalte das Beste!

Zur Proportional-Vertretung

geht uns von anderer Seite noch folgende Zuschrift zu:

Der in Nr. 7 der „Zukunft“ ausgeführte Bürlis'sche Vorschlag leidet an dem Fehler eines zu langen Stimmzettels. Ich schlage folgendes System vor, indem ich das Deutsche Reich als Beispiel nehme:

1) Das ganze Reich bildet einen einzigen Wahlkreis.

2) Je 10,000 Wähler haben das Recht auf einen Abgeordneten. Gruppen und Bruchtheile, die 5000 Stimmen und darüber zählen, haben dasselbe Recht.

3) Jeder Stimmzettel enthält erstens den Namen der Partei und zweitens den Namen des Candidaten, z. B.:

Partei: Orthodox-protestantisch-monarchistisch-
sociale Partei.

Candidat: Hofprediger Stöcker in Berlin.

Stimmzettel, auf welchen die Partei des Gewählten fehlt, sind ungültig. Dagegen darf der Name des Candidaten weggelassen werden. Wir werden sehen, warum.

4) Nachdem in jedem Wahllocal die Stimmen jeder einzelnen Partei und jedes ihrer Candidaten gezählt sind, wobei die Zettel mit ungenügend bezeichnetem oder weggelassenem Candidaten als „namenlos“ aufgeführt und gezählt werden, wird das Ergebnis der Zählung dem Central-Wahl-Bureau in Berlin mitgetheilt, wo die Stimmen jeder einzelnen Partei und jedes ihrer Candidaten für das ganze Reich addirt werden.

5) Jeder Partei werden sodann soviel Vertreter zugetheilt, wie viel mal 10,000 Stimmen sie aufgebracht hat; z. B. auf die socialdemokratische Arbeiterpartei entfallen bei 551,000 Stimmen 55 Vertreter, da Bruchtheile unter 5000 unberücksichtigt bleiben.

6) Nachdem für jede einzelne Partei ein Verzeichnis ihrer Candidaten nach der Reihenfolge ihrer Stimmenanzahl angefertigt ist, so also, daß Derjenige den ersten Platz einnimmt, welcher die meisten

Stimmen erhalten hat, und Derjenige den letzten Platz, welcher die wenigsten Stimmen erhalten hat, werden die ersten 55 Candidaten dieses Verzeichnisses zu Vertretern der socialdemokratischen Arbeiterpartei ernannt.

Ist einer Partei an der Wahl mehrerer bestimmter Candidaten besonders gelegen, so können dieselben in den großen Städten oder Kreisen candidiren, während an jedem der kleineren Orte oder Kreise verschiedene Candidaten aufgestellt werden.

Auch für den Wahlmodus mit fixirter

Vertreterzahl und deshalb schwankendem Wahlquotienten ist mein Vorschlag anwendbar. In diesem Falle entfielen auf jede Partei so viel Vertreter, als der Wahlquotient in der von ihr aufgebrachten Stimmenanzahl enthalten ist. Die wegen der restirenden Bruchtheile übrig bleibenden Vertreter können dann nach der Größe der Reste vertheilt werden. Die Ernennung der wirklichen Vertreter für jede Partei erfolgt ebenfalls nach obigem Register in der Reihenfolge der erhaltenen Stimmen.

D. St.

Die sociale Lage in Italien.

Von Benoit Malon.

Vierter Artikel.

(Lage der lombardischen Tagelöhner und Landarbeiter; ihr unglaubliches Elend. Lage der Arbeiter in den Reisländerereien. Das Pellaagra. Die Arbeiter im römischen Lande. Sociale Lage der neapolitanischen Provinzen. Die Kinderbehandlung. Sicilien und Sardinien.)

Es ist unmöglich, in einem einzigen Artikel auch nur summarisch die Lage der italienischen Arbeiter in den verschiedenen Gewerben und in den verschiedenen Provinzen auseinanderzusetzen; eine derartige Auseinandersetzung erforderte ein ganzes Werk. Ich werde mich deshalb auf einige Bilder beschränken und es den durch die vorhergehenden Artikel hinreichend unterrichteten Lesern der „Zukunft“ überlassen, selbst zu vergleichen und zu verallgemeinern.

Lombardei. Die Landarbeiter der lombardischen Ebene zerfallen in zwei große Kategorien: die auf einer Pachtung fest bleibenden Arbeiter, Paesani ge-

nannt, und die freien Tagelöhner, genannt Avventizii. Die letzteren sind weitaus die ärmsten. Im Sommer verdienen sie etwas mehr als die Paesani; der Winter aber, wo es fast immer an Arbeit fehlt, ist für sie eine Zeit unerhörter Leiden. Häufig sind sie sogar obdachlos, und sie erbetteln dann sich und ihren Familien einen Platz auf einem Heuschuppen zur Uebernachtung und ein wenig Polenta, um nicht Hungers zu sterben. Ich habe sie gesehen mit gelbem, abgezehrtem Gesichte, die Nase blau vom Froste, mit eingedrückter Brust und schwankendem Schritt, wie sie an den Stadthoren hiltend die Hände ausstrecken. Wie viele sinken nicht um vor Erschöpfung? Dann erst bringt man sie in eine Herberge, wo sie bald sterben, — das größte Glück für sie. Die jungen Leute werden oft absichtlich Vagabunden und stranden in den harten Bagnos Italiens, wo ihre Lage nicht so unglücklich ist als in der Freiheit. Das ist das Loos der Avventizii.

Auf dem Grundstücke jeder Cascina (Pachtung) befindet sich eine Reihe armerlicher Hütten; in ihnen wohnen die Paesani. Elende Strohlager, einige Lumpen als Decken darauf, ein Tisch, ein alter Kasten: das ist das Mobiliar. Manchmal ist der Ofen durch ein Loch in der Mauer ersetzt; niemals findet man Glas in den Fenstern, häufiger gar keine Fenster; denn der viereckigen Oeffnung, welche deren Stelle vertritt, kann man diesen Namen nicht geben.*) In der Bekleidung giebt es in der ganzen Lombardie und in einem Theile von Piemont keine Abwechslung. Für die Männer besteht dieselbe in einem leinenen Gewande von Erbsfarbe, für die Frauen in einem Kattunkleide röthlicher Farbe: nirgends wollene Kleider in diesen Gegenden des Fiebers und des Pellagra. Ausschließlich dient als Nahrung die entsetzliche Polenta, welche nicht einmal ausreichend gesalzen werden kann, da das Salz in Italien zu theuer ist (55 Centimes pro Kilo). Holz kann nicht gekauft werden, somit hat man im Winter kein Feuer. Um nicht vor Kälte umzukommen, erhalten hin und wieder die Frauen und Kinder von dem Pächter die Erlaubniß, sich in die Ställe einzulogiren. Der an sich elende Lohn wird zu zwei Dritteln in Naturalien (Maismehl oder Reis) bezahlt, der in Geld gezahlte reicht nicht hin, um Kleider zu beschaffen und dem Pächter die Miete zu zahlen. Da kommt es denn, daß der Landarbeiter, obgleich er im Sommer 16, im Winter 10 Stunden täglich arbeitet, obgleich er nur mit Mais- oder Reiskrei sich nährt und sich außer zu den absolut nothwendigen Nahrungsmitteln und Kleidern nicht die geringste persönliche Ausgabe erlaubt, obgleich er mit einem Worte nur ein rein thierisches Dasein voll Ermüdung

*) Die Landarbeiter sind beim Herannahen des Winters genöthigt, sich Papier zu kaufen, welches sie öfen und in die Fenster einfügen, um sich ein wenig vor der Kälte zu schützen.

und Entbehrungen führt, trotzdem immer bei seinem Pächter verschuldet ist. Seine Lage ist in Wirklichkeit eine Sklaverei. Wie ein Hund wird er behandelt; selbst die Kinder des Pächters buzen ihn und insultiren ihn, ohne dessen verwiesen zu werden, und wenn sich der Pächter einmal herabläßt, ein Wort an ihn zu richten — denn es giebt eine große Zahl beamtenhafter Zwischenpersonen — so thut er's nur im Tone des Herrn, der zum Sklaven spricht. Für den Pächter und seine Söhne existirt den jungen Landarbeiterinnen gegenüber thatsächlich das Benutzungsrecht; das Gegentheil ist eine Ausnahme. Und der Landarbeiter vermag Nichts zu thun gegen diese Niedertracht; ein Protest gegen sie wäre gleichbedeutend mit einer Verurtheilung seiner selbst und seiner Familie zum Hungertode. Manchmal wird der Landarbeiter sogar geprügelt.

Die nachfolgende Thatsache hat sich neulich in der Umgegend von Codogno abgespielt. Ein Pächter fuhr in roher Weise einen seiner Tagelöhner an, weil derselbe eine Arbeit nicht gut genug verrichtet hätte; dieser entschuldigte sich; der Pächter aber wurde ungeduldig und versetzte ihm einen heftigen Stockhieb. Als sich der Bruder des Tagelöhners deswegen einige Bemerkungen erlaubte, ergriff der Pächter wüthend seinen Stock mit beiden Händen und gab dem unglücklichen Arbeiter einen so gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß dieser auf der Stelle todt zusammenbrach. Der Pächter, von den Gerichtsbehörden mit aller möglichen Rücksicht behandelt, kam vor den Assisenhof, wo ihn die Geschworenen (andere Pächter) einstimmig freisprachen.*)

Reisgegenden, Lombardie, Piemont. „Man erblickt auf den ungesunden, feuchten Reisfeldern formlose Hütten, bedeckt mit schlecht verbundenen Ziegeln,

*) Sollte diese Thatsache bestritten werden, so kann ich mit Namen aufwarten. D. Verf.

zwischen denen sich mit der Zeit lange Spalten öffnen, die dem Regen, Schnee und Nebel Durchlaß gewähren. Manchmal schlägt das Wasser von den Reissfeldern an die Mauern, neben welchen sich Schmutzhaufen aufthürmen und wo Myriaden von Insecten sich tummeln. Dort sind zahlreiche Familien eingeschachtelt, in einer schweren und verpesteten Atmosphäre. Diesen Familien dient als Nahrung nur ein wenig Polenta und Reis des Abends; als einziges Getränk dient ihnen Brunnenwasser, und dieses ist mit dem Wasser von den Reissfeldern, welches dort einsickert, inficirt. Kommt die Zeit der Ernte und des Dreschens heran, so müssen diese so schlecht ernährten, so schlecht wohnenden und so mangelhaft mit baumwollenen Stoffen bekleideten Landarbeiter 20 bis 24 Stunden arbeiten; ihre Frauen und Kinder nehmen an ihren Entbehrungen, an ihren ausmergelnden und mörderischen Arbeiten Theil. . . ."

„Ist es wunderbar, wenn unter dieser Bevölkerung der Tod wie bei einer fortwährenden Epidemie unausgesetzt wüthet, und wenn Diejenigen, welche so großem Elend und der Malaria widerstehen, entseztlich anzuschauen sind mit ihren tiefenden Augen, ihren abgekehrten Gesichtern, ihrer erdigen Gesichtsfarbe, ihrem zahnlosen Munde, ihrem hohlen Leibe und ihrer ganzen Verthierung? Die Ehen werden frühzeitig geschlossen und sind fruchtbar, aber der größte Theil der Kinder stirbt sehr bald an der englischen Krankheit und an Scropheln; ein Theil der Entrinnenden verfällt den Fiebern, welche die Kleinen Leiber heftig verfolgen und so von Neuem für das Grab ernten. In bestimmten, von Reissfeldern umgebenen Gemeinden ergreift das Fieber mehr als 80 pCt. der Einwohner.“ *)

Das ist die Lage der Arbeiter in den

*) Nach Garelli's Werk: Die Lohnarbeiter in Italien.

Reisgegenden, und dennoch sagt derselbe conservative Volkswirtschaftler, daß der Vortheil, den der Besitzer aus dem Reissbau zieht, sechsmal höher ist, als der bei dem Bau anderer Getreidearten. Ist das nicht ein neuer Beweis dafür, daß die Macht stets deren Mißbrauch erzeugt, und einen um so furchtbareren, je größer sie ist? — Uebrigens ist das ja bei der privatkapitalistischen Production nur eine ganz gewöhnliche Thatsache.

Aber nicht allein die Fieber decimiren die unglücklichen lombardischen Landarbeiter; ihre Entbehrungen und ihre zu ausschließliche Maisbrei-Nahrung unterwerfen sie einer schrecklichen und immer tödtlichen Krankheit, genannt Pellagra. Diese Krankheit ist nur die Folge von den Entbehrungen aller Art der lombardischen Proletarier, da einzig und allein die unglücklichen Landarbeiter von derselben jährlich zu vielen Tausenden erfaßt werden.

Und was ist dieses Pellagra?

„Unter den Krankheiten, welche das Menschengeschlecht heimsuchen, ist eine erschütternd gräßliche, welche man mit dem Namen Pellagra bezeichnet. Wer diese grausame Krankheit nicht beobachtet hat, kann sich keinen Begriff machen von den Leiden, welche sie verursacht. Die Haut wird roth, glänzend; sie bedeckt sich stellenweise mit Schuppen, welche sich in dem Maße, als sie abfallen, erneuen. Die Zunge ist roth, aufgesprungen, schmerzhaft; der Durst brennend, der Speichel reichlich und dick. Durchfall ist beständig, Glieder und Kumpf werden aufgeblasen, der Blick verwirrt sich, und der Kranke verfällt in Entmuthigung, Verzweiflung, Schwäche, Raserei, Wahnsinn. Er wünscht den Tod, sucht und giebt ihn sich durch verschiedene Mittel, am häufigsten durch Ertränken.“

„Das Pellagra hat eine Dauer von zwei bis drei Jahren und ist unheilbar. Und man bilde sich ja nicht ein, daß diese Krankheit selten sei; sie tritt oft genug

in Frankreich auf in den Departements Landes, Aude und in der Gironde, häufig in Spanien und in gewissen Gegenden Italiens ist sie einheimisch. In einem einzigen Jahre hat man in der Lombardei an die 37,000 Bellagra-Kranke gezählt.“

„Welches ist die Entstehungsurache der Bellagra? Man behauptet, daß sie sich nur bei Individuen entwickelt, welche im Elende leben und täglich Mais essen.“ (Le Siècle.)

In Mittelitalien ist, wie es heißt, das Elend geringer. Das mag für einige Gegenden von Toscana richtig sein; aber in den Maremmen, in der Romagna und hauptsächlich im römischen Gebiete (agro romano) ist die trostlose Noth nicht minder groß als in der Lombardei. Desgleichen ist Venetien ein Gebiet gräßlichsten Elends, und auch dort sieht man wie in der Lombardei auf den Feldern Haufen von Landarbeitern unter der unaufhörlichen Bewachung eines Aufsehers (gastaldo in Venetien, camparo in der Lombardei) arbeiten, welcher mit seinem großen weißen Stöcke, seiner rohen Gestalt, seinem unverschämten Befehlen sehr den alten Sklavenführern ähnelt, wie ihrerseits den alten Sklaven ähneln diese mageren und kleinen Arbeiter, welche das Elend so verkümmert und entstellt hat, daß man sie sehr nahe ansehen muß, um auf ungefähr 15 Jahre den Altersunterschied zu erkennen.

Im römischen Lande ist es noch schlimmer bestellt. Als eines Tages der Dichter Alcardo Alcardi dies mörderische Gebiet durchwanderte, wurde er von dem bedauernswerthen Zustande der Erntearbeiter ergriffen, welche ihm, mit einigen schmutzigen, hängenden Fetzen bedeckt, wie Skelette erschienen. Er fragte einen von ihnen, wie sie lebten:

Hier lebt man nicht, hier stirbt man, wurde ihm geantwortet.

Und das war keine Uebertreibung! Die römischen Hirten, wie Wilde mit

Ziegenfellen bedeckt, leben nur von in salziges Wasser eingetauchtem schwarzem Brode, das seinem wahren Namen nach acqua cotta heißt; sie schlafen draußen auf der nassen Erde und sind glücklich, wenn sie irgend eine Höhle zum Unterschlupf finden. Die Tagelöhner kommen zweimal des Jahres zu den Arbeitsperioden stromweise von den Abruzzen und dem Sabinergebirge herunter, wie halbwilde Horden, und noch von dem weiten Marsche ermüdet, machen sie sich sofort an die Arbeit, unter dem Stöcke des mercante (Unternehmers) oder seiner Agenten. Da sie auf Accord arbeiten, so arbeiten sie bis zur Uebermüdung, um einige Centimes mehr zu verdienen. Nach einer mehr als 16stündigen Arbeit schlafen sie nach dem Genuße von ein wenig Schwarzbrod draußen. Aber sie sind nicht mehr vollzählig; denn die Malaria hält unter diesen Erntearbeitern eine schaurig emsige Ernte, und jeden Abend werden die Todten und Sterbenden entfernt, die Opfer des furchtbaren Fiebers.*) 204 Eigenthümer theilen sich die ganze römische Landschaft, sie haben ein fürstliches Einkommen, welches sie nach der Sitte des römischen Patriziats in den raffinirten Genüssen des Luxus und der Corruption vergeuden. Haben diese Menschen wohl jemals gewußt, daß es Arbeiter auf der Welt giebt?

In dem Neapolitanischen findet sich ebenso viel Elend und noch mehr Knechtschaft. *)

Die Landarbeiter haben in einigen Gegenden das Nothwendige, aber auch nicht mehr, und in dem größten Theile der Provinz befinden sie sich im äußersten Zustande von Elend und Unterjochung. Sie müssen ohne ein anderes Arbeitswerkzeug als die Hacke einen sehr schlecht

*) Vergl. Garelli: Die Lohnarbeiter in Italien.

**) Das Folgende ist nach den Arbeiten dreier conservativen Oeconomisten zusammengestellt: Garelli, Franchetti und Sonnino.

bewirthschafteten Boden bearbeiten; dafür erhalten sie ein Viertel oder ein Drittel der Frucht. Diese magere Zutheilung könnte ihnen an sich nicht genügen, aber sie wird ihnen überdies zum großen Theile durch den Wucher wieder genommen. Wie sehr sie sich anstrengen, sagt Francheti, wenn sie einen Sou verdienen, sind sie ihn bereits schuldig. Wenn sie in schlechten Jahren nicht genug Schwarzbrod oder Kastanien haben, so giebt ihnen der Besitzer einen Vorschuß, für welchen er 16 pCt. Zinsen einzieht! In mittelmittlen Jahren sind sie noch nicht hinreichend zur Aussaat versorgt: eine neue Gelegenheit zum wucherischen Betrüge für den Besitzer; ebenso ist der Verdienst in guten Jahren zum Voraus verzehrt. Wenn ihnen dann trotz der wahnsinnigen Ausbeutung und des Wuchers, dem sie ausgesetzt sind, doch noch etwas bleibt, so nimmt es der Eigenthümer obendrein als Miethe für ein erbärmliches Loch, wo sie sich durchsamt mit den Thieren hineinbrücken und alle auf demselben Misthaufen schlafen.

Sin und wieder kommt es vor, daß die Arbeiter, wenn sie nicht mehr anders können, heimlich davongehen oder sich weigern, das Land weiter unter so unbilligen Bedingungen zu bebauen; in solchen Fällen zieht es der Besitzer vor, seine Ländereien brach liegen zu lassen, als sie unter angemessenen Bedingungen zu vergeben.

Doch damit nicht genug: der Eigenthümer mißbraucht seine Macht noch weiter und unterwirft seine Arbeiter den härtesten Frohndiensten. Er läßt sie, ohne daß es darüber eine Ausmachung giebt, für Nichts seine reservirten Aecker bestellen. Es kommt z. B. die Ernte; es ist hohe Zeit, die Früchte einzuheimsen, welche so viel Mühe verursacht; die Landleute schicken sich an, nach ihren Feldern zu gehen; — aber ein frecher Fattore giebt ihnen den brutalen Befehl, das Getreide des Herrn

zu besorgen. Diese Frohnarbeiten sind schrankenlos, ganz nach der Willkür des Besitzers, und zwar für alle Arten von Arbeit.

Es erübrigt noch eine letzte Form antiker Sklaverei, welche die Galantuomini (Ehrenmänner, so wagen sich diese Landgauner zu nennen) gegenüber den Cafoni (Spottname der neapolitanischen Proletarier) mit Vorliebe zur Anwendung bringen: ich meine das Recht der geschlechtlichen Benugung. Hauptsächlich wird es von den jüngeren Söhnen ausgeübt, welche stets unverheirathet bleiben, um das väterliche Vermögen nicht zu zersplittern und thatsächlich das Erstgeburtsrecht zu wahren. Diese Herrchen benutzen ohne Scham die jungen Arbeiterinnen ihres Besitzthums. Sind Kinder die Folge, so werden sie einfach auf die Straße gesetzt.

Als wäre das Alles noch nicht genug, hat gar noch die piemontesische Regierung die Uebelstände durch ihre Einrichtung der Gemeinde-Verwaltung vermehrt. Nach dieser Gemeinde-Organisation, einem Meisterstück von Raubgier und bourgeois-mäßiger Ungerechtigkeit, befinden sich alle italienischen Gemeinden in den Händen der Reichen der betreffenden Orte. Diese aber, nicht zufrieden damit, daß sie in Wirklichkeit die Gemeindegüter sich aneignen, benutzen ihr gesetzliches Privileg, um zu ihrem Vortheile widerrechtliche Steuern zu bestimmen und den Armen so ihren letzten Centime zu entreißen. Im Neapolitanischen tritt gerade dieser Mißstand am schreiendsten zu Tage.

Trotz alledem und alledem — ein leider nur zu einleuchtender Beweis, daß ein Uebermaß von Elend und Unterdrückung ebenso sehr den Geist versclavt, wie es den Körper zu Grunde richtet! — trotz alledem also haben die Cafoni vor den Galantuomini unbegrenzte Achtung und Ehrfurcht. Allerdings rächen sie sich dafür, indem sie ihrerseits Schwächere unterdrücken: ihre Frauen und Kinder.

Diese sind mindestens in demselben Grade Sklaven, als es die Sklaven der römischen Zeit waren. Die Frau, mit Arbeit ebenso und mehr noch überlastet als der Mann, muß zum Dienste bereit stehen, wenn dieser, auf einem Steine sitzend, sein rohes Gemüse, die gewöhnliche Nahrung, verzehrt. Schläge und schlechte Behandlung aller Art kommen gar nicht in Betracht.

Was die Kinderbehandlung anbelangt, so geht man bis zu deren Verkauf. Ja, es giebt thatsächlich im mittleren Italien noch Kinderhandel. Seit die französische und englische Regierung den kleinen Bifferari das Umherziehen verboten, hat der schmählige Handel etwas nachgelassen, aber aufgehört hat er nicht. Man versendet diese kleinen Sklaven nach Amerika; eine besonders gesuchte Waare sind junge Mädchen, die der Prostitution von London und Paris Nahrung geben müssen.

Vor drei Jahren verhaftete man in Rom einen Händler, welcher aus dem Neapolitanischen neunzehn Sklaven beiderlei Geschlechts mit sich führte, um sie in die Fremde zu versenden, die männlichen als Arbeits-, die weiblichen als Genußfleisch. Er protestirte gegen den an ihm begangenen „Diebstahl“ und wies nach, daß die Verkäufe an ihn durchweg von Seiten der Eltern geschehen waren.

Im Jahre 1875 veröffentlichte das „Bulletin der Jura-Föderation“ folgende Correspondenz, welche unsere obigen Ausführungen bestätigt:

„..... Aber mehr noch als die Auswanderung ist das charakteristische Uebel dieser Provinzen der Kinderhandel. Während die heuchlerische Bourgeoisie so viel entrüsteten Lärm macht über den Negerhandel, giebt es hier in Italien, in den von der Natur am reichsten ausgestatteten Gegenden so elende, so tief durch die ökonomische Knechtschaft entwürdigte Wesen, daß sie bis zum Handel mit ihren eigenen Kindern herabgesunken

sind. Kleine Knaben und Mädchen von fünf bis sechs Jahren werden, begleitet von priesterlichen Segnungen und Wohl-ergehenswünschen, von Speculanten verkauft, weit aus ihrer Heimath fortgeschleppt und einer Behandlung unterworfen, daß selbst die Bourgeoisie erröthen müßte, wenn sie nicht jede Spur von Menschlichkeit verloren hätte. Auf allen öffentlichen Plätzen von Paris, London *) und Newyork begegnet man kleinen Calabresen, immer in Lumpen, mager, vor Hunger vergehend. In vorgerückter Abendstunde, in jenen traurigen Winternächten, wenn die schmutzigen Straßen sich mit Schnee füllen, sieht man in der Ecke eines Portals oder am Fuße einer Säule einen formlosen Lumpenhaufen. Das ist eine Gruppe kleiner Calabresen, welche sich enge zusammenschmiegt, um sich vor Kälte und Nässe zu schützen. Sind sie den Tag über nicht im Stande gewesen, die ihnen vorgeschriebene Anzahl von Sous zu sammeln, so wagen sie es nicht, sich des Abends vor ihren Herren zu zeigen, wo sie grausam geschlagen würden. Die Herbergen dieser Herren sind verpestete Winkel, in welche die Kinder ohne die mindeste Rücksicht auf die wesentlichsten Bedingungen der Gesundheit eingepackt werden; sie werden knapp ernährt, und oft überläßt man es ihnen sogar, ihren Lebensunterhalt von der öffentlichen Milde zu erbetteln. Für die geringste Uebertretung werden sie auf die barbarischste Weise gestraft. Ihre Herren verwenden sie als herumziehende Musikanten, als Modelle für Künstler oder bestimmen sie sogar zur Prostitution. Diese Kinder haben bald die eine, bald die andere Beschäftigung, häufig sogar alle drei zugleich. Das thut die Bourgeoisie oder läßt es doch geschehen und macht uns dabei den Vorwurf, wir seien Zerstörer der Moral.“

Eine andere Correspondenz:

*) Für Paris und London gilt das nicht mehr.

„..... Eine italienische Zeitschrift, der „Pompejano“, berichtet, daß eine unglückliche Mutter, in äußerstem Elend gesunken, nachdem sie vergebens die öffentlichen Behörden um Hilfe angegangen, an einen Sklavenhändler einen ihrer kleinen Knaben um 22, eine kleine Tochter um 11 Carlins verkauft habe. Somit hat ihr der Verkauf zweier Kinder noch nicht einmal die Summe von 20 Francs eingetragen!“ —

Die sicilianischen Landarbeiter sind fast ebenso unglücklich. Sie werden überdies von einer örtlichen Tyrannei gepeinigt, welche die polizeilichen Quälereien der niederträchtigsten bourbonischen Agenten weit hinter sich läßt; sie werden Ammoniti und durch Verwaltungsmaßregeln in Masse deportirt. Aber es bleibt in ihnen eine gewisse Würde, welche der Tyrannei Schranken setzt. Bevor sich der unglückliche Sicilianer so harte Unterdrückung gefallen läßt, bevor er seine Kinder verkauft, wendet er sich lieber der Räuberei zu. Das hält er für würdiger. Gleichwohl überschreitet auch bei ihnen das Elend alles Maß. Man vergleiche eine Correspondenz der „États und d'Europe“ (Vereinigte Staaten Europas), deren Inhalt mit dem, was ich selbst in Palermo gesehen habe, nicht in Widerspruch steht:

„In Palermo“, schreibt der „Precursore“, ein Blatt der gemäßigten Opposition, „ist nicht Platz für Alle an dem gedeckten Tische des Lebens. In Palermo, der monumentalen Stadt, giebt es nicht genug Hütten, und seien sie noch so elend und erbärmlich, um Jedermann während der Nacht zu beherbergen. In Palermo, dem Mittelpunkt der fruchtbarsten Insel der Welt, giebt es nicht genug Brod, um Jedermann Etwas zu essen zu schaffen. In Palermo stirbt man vor Hunger. Man sieht mit Lumpen bedeckte Menschen, halbnackte, abgemagerte Kinder sich hinter den Hausthüren, unter den Hallen öffentlicher Ge-

bäude wälzen, man sieht schmutzige, abgekehrte Weiber, ihre kleinen Kinder im Arme, man sieht Mädchen, Mütter halbnackt, auf der Erde ausgestreckt, vor den Kirchen oder auf den Straßen, mit anderen Kindern, die auf ihren Knien liegen und die vielleicht morgen nicht mehr aufwachen.

„Des Tages durchziren die verlassenen Kinder überall die Stadt, ohne Leitung, ohne Ueberwachung, wie hertenlose Hunde; sie sammeln die Ueberreste auf die Straße geworfener Gemüse, verdorbene Früchte, schon benagte Knochen. Während der Nacht bieten diese vater- und mutterlosen Kinder ihre erstarrten, schmutzigen Leiber dem Anblicke der Bürger dar, ohne daß eine barmherzige Hand sie bedecken und ihre Leiden mildern möchte. Die Stadtbewohner haben sich an diesen traurigen Anblick gewöhnt. Ihr geht nach Porto Maqueda oder in andere Armenviertel, überall schnürt euch dasselbe Elend das Herz ein und läßt euch sagen: Wozu die schönen Spaziergänge, die duftigen Blumengärten, die prächtigen Häuser, die breiten, reinlichen Straßen, wenn es nicht neben diesen Wundern öffentlichen Reichthums Männer, Frauen und Kinder giebt, die weder Brod, noch Kleidung, noch Wohnung haben?“

„Die Tausende Gasflammen, welche die Stadt erleuchten, lassen um so mehr den ergreifenden Gegensatz eines übermäßigen, unnützen Luxus und des äußersten Elends, um welches sich Niemand kümmert, hervortreten.“ —

Im Innern von Sardinien glaubt man nicht mehr in Europa zu sein. Diese Bergbewohner mit der feinen, gebräunten Gestalt, mit dem schwarzen Bart und den langen schwarzen Haaren, ihrem schlanken Wuchse, ihren farbenschimmernden Kleidern, halb orientalisches, halb mittelalterliches, fast immer zu Pferde, das Gewehr über der Schulter und den Dolch im Gürtel, sie bieten den Anblick halb eines Albanesen, halb eines Arabers. Auch

ihre Sitten sind originell. Ihre äußere Umgänglichkeit birgt einen Fond wirklicher Grausamkeit, einer Grausamkeit, welche sich namentlich gegen die Hausthiere wendet, deren Opfer jedoch auch die Frauen, Kinder und Diener sind. Der Sarde ist arbeitscheu, nicht nur in Folge seines natürlichen Triebes zur Jagd und zum Raube, sondern auch und namentlich in Folge der wachsenden Erpressungen der italienischen Verwaltung. Für den Fortschritt ist er sehr unempfänglich. Dafür ein Beispiel: Der Sarde glaubt noch, daß der Dünger giftige Kräuter wachsen läßt, und er bringt ihn daher mit vieler Mühe in tiefe Gruben, wo man ihn, sobald er trocken ist, verbrennt. Den Dünger zur Fruchtbarmachung des Bodens anzuwenden, scheint ihm eine Ungeheuerlichkeit.

Und doch sind die Sarden mit ihrer Unbekümmertheit und Unwissenheit weit weniger elend und hundert Mal freier als die ausgemergelten Arbeiter der reichen lombardischen Ebenen, wo der wissenschaftliche Ackerbau blüht. So wahr ist im Ackerbau sowohl als in der Industrie die Thatsache, daß sich die Fortschritte in der Production so lange gegen die Producenten kehren werden, als sich die menschliche Thätigkeit in dem, was Marx so treffend die kapitalistische Produktionsweise genannt hat, wird bewegen müssen.

Ich könnte durch eine Schilderung der Lage der Arbeiter in den verschiedenen Berufszweigen nicht minder passende Elendsbilder entwerfen als die voran-

gehenden; denn die Lage der sonstigen Arbeiter ist kaum besser als die der Landarbeiter. Es ist überall dasselbe Leid: Wohnung und Nahrung mehr als ungenügend; im Winter kein Feuer; übermäßig anstrengende Arbeit unter der Leitung unverschämter Aufseher und Meister, die die Arbeiter wie Hunde behandeln; die Unmöglichkeit, aus dem engsten Zwange der Noth herauszukommen. Häufig arbeitslose Zeit, und oft zeigt sich die vollständige Entblößung mit ihren Qualen, ihrer Verzweiflung, ihrem mehr oder minder raschen Hungertode. Was die Kinder in den Fabriken anbetrifft, welche für einen Lohn von 30 bis 50 Centimes 12 bis 16 Stunden arbeiten, so genügt es, einem Weggange derselben aus der Werkstatt beizuwohnen; es genügt, diese kleinen Mädchen*) zu sehen, schon gebeugt von der Arbeit, mit enger, eingefallener Brust, hohlen Augen, gelber Gesichtsfarbe, stumpfem Blicke: um sich von den Qualereien zu überzeugen, denen sie von den habgierigen, grausamen Kapitalisten ausgesetzt sind. Andere, noch schlechter behandelte Märtyrer des Kapitals sind die Kinder der Minenarbeiter. In einem späteren Artikel werde ich auf diese traurigen Wesen zurückkommen.

*) Im Allgemeinen nehmen die italienischen Kapitalisten keinen Knaben zur Arbeit, weil sie nicht hinlänglich gelehrt sind; daraus ergibt sich, daß auf mehr als 400,000 Mädchen alle Lasten der drückendsten und schlechtest bezahlten industriellen Arbeit entfallen. Der Arbeitstag hat im Durchschnitt 15 Stunden; denn in Italien legt der unerfüllliche Raubgier der Kapitalisten kein Gesetz einen Jügel an.

(Fortsetzung folgt.)

Maximilian Robespierre.

Von Dr. Karl Brunnemann.

(Fortsetzung.)

Leider müssen wir es uns versagen, Robespierre in alle Sitzungen des Jacobinerclubs, der ihm in Folge des Ausschlusses der Mitglieder der Nationalversammlung von der Wahl in die neue Versammlung die einzige Gelegenheit bot, durch sein Wort auf den Gang der Dinge einzuwirken, zu begleiten, und können eben wiederum nur andeuten, in welchem Sinne er in die Verhandlungen eingriff, um ihn auch daraus wieder einerseits als den recht eigentlichen Mann des Gesetzes und der Ordnung und andererseits als den unermüdblichen Vorkämpfer für die Rechte des Volkes kennen zu lernen. So spricht er sich mit großer Entschiedenheit gegen jede Empfehlung von Candidaten für die Municipalwahlen von Seiten des Clubs aus, weil man den Wählern in jeder Beziehung freie Hand lassen müsse; so ist er gegen die Permanenz der Sectionen als nach den Beschlüssen der Nationalversammlung ungesetzlich; so will er von einer Anklage des Directoriums (Verwaltungsbehörde des Departements) auf Grund einer reactionären Petition desselben nichts wissen, weil ihm das Petitionsrecht ebenso gut zustehe wie dem einzelnen Bürger, und tritt gegen den Vorschlag, die Bevölkerung über den Krieg abstimmen zu lassen, sowie gegen die Uebertragung der Dictatur an die Assemblée Législative als unconstitutionell auf.

Im Gegensatz zu den gewaltthätigen Auslassungen eines Isnard und Guadet erkannte er das geeignetste Mittel, das Vaterland zu retten, in der Reorganisation der Armee, in der Entlassung aller bisherigen Officiere, in der Wiedereinreihung der wegen ihres patriotischen Sinnes ausgestoßenen Soldaten und Unterofficiere, in der Bewaffnung der gesammten Nation ohne jeden Unterschied, in der Wiederherstellung der Sectionen zur Ueberwachung und Controlle der Behörden, in einer Confédération civique fraternelle

(Verbrüderung) aller Nationalgarben in ganz Frankreich, in der Vorbeugung von Unruhen im Innern durch strenge Bestrafung der Anstifter der Emeute in Avignon, in der Verlegung der haute cour nationale (des Staatsgerichtshofes) nach Paris, in der Bestrafung aller volksfeindlichen Mitglieder der Departementsverwaltungen und selbst der Assemblée Législative, in der Aufhebung des Martialgesetzes und der Gesetze betreffend Beamtenbeleidigung, in der Anklage der augenblicklichen Minister und strenger Ueberwachung der neuen (die aber besser nicht aus den Reihen der Jacobiner zu nehmen wären, denn er würde deshalb nicht mehr Vertrauen in den Patriotismus des Hofes, aber weniger in die Tugenden der Gewählten haben), in der Deffentlichkeit der Verhandlungen aller Behörden ohne Ausnahme, in der Aufstellung bestimmter Regeln für die Ernennung der Beamten, in der Verhinderung von wucherischem Aufkauf der Lebensmittel, Börsenwucher und Gelberport, in der Gewinnung der Armee für die Sache der Revolution durch Erhöhung des Soldes der Gemeinen und Unterofficiere und die Möglichkeit für den Soldaten, zum Officier befördert zu werden, in dem Schutze der persönlichen Freiheit, in der Erlassung eines freisinnigen Unterrichtsgesetzes, in der Besiegung von Coblenz durch die Besiegung der Despoten und der Contrerevolutionäre in Frankreich, nicht aber wollte er die Geißel des Krieges über die Völker bringen, welche die französische Nation nicht angriffen. „Le mal est aux Tuileries, alles Uebel hat seine Quelle in dem Hofe,“ war der Ausspruch, den er dem girondistischen „le mal est à Coblenz, alles Uebel kommt von den Emigrirten in Coblenz“ in Brissot's Munde entgegengestellte.

Am 15. Februar 1792 wurde das tribunal criminel installiert, an das Robespierre durch die Wahl seiner Mit-

bürger als *accusateur public* (Staatsanwalt) berufen worden war. Dasselbe setzte sich aus dem Präsidenten und drei Richtern zusammen, die ebenfalls sämtlich aus freien Wahlen hervorgingen und denen zur Beantwortung der Schuldfrage ein *jury de jugement* von zwölf durch das Loos aus der aus freien Wahlen hervorgegangenen Liste von zweihundert Bürgern bestimmten Personen zur Seite stand, während ein *jury d'accusation*, in derselben Weise zusammengesetzt, vorher darüber zu entscheiden hatte, ob ein Verfahren einzuleiten sei oder nicht. Der auf vier Jahre gewählte *accusateur public* war ganz unabhängig und nicht etwa der Disciplinargewalt des Justizministers unterstellt, so daß das *tribunal criminel* dem Angeklagten die annähernd größte Sicherheit einer unparteiischen Rechtsprechung gewährte.

Von der Nothwendigkeit der republikanischen Verfassung für Frankreich war Robespierre auch damals noch nicht überzeugt, wie die nachfolgende Erklärung beweist, die er bei den Jacobinern gab, als durch Réal und Carra die Candidatur des Herzogs von Braunschweig für den französischen Thron auf's Tapet gebracht worden war: „Auch ich liebe die Republik, denn ich weiß, daß in den Republiken alle die großen Seelen, alle edlen und großherzigen Gefühle großgezogen werden, aber ich erachte es für den Augenblick für passend, laut zu erklären, daß wir entschiedene Freunde der bestehenden Verfassung sind, bis der durch eine reiche Erfahrung aufgeklärte allgemeine Wille auf ein größeres Glück Anspruch macht. Ich erkläre, daß ich das Individuum, das uns der Zufall, die Geburt, die Umstände zum König gegeben haben, allen Königen vorziehe, die man uns wird geben wollen“; und bei einer späteren Gelegenheit: „Ich will lieber ein Repräsentantenhaus und Bürger frei und geehrt mit einem Könige, als ein Sclavenvolt und erniedrigt unter der Zuchttrühe eines aristokratischen Senats oder eines Dictators; mir ist Cromwell nicht weniger verhaßt als Karl der Erste, und ich vermag es nicht, das Joch der Decemvire leichter zu tragen als das des Tarquinius. Liegt in den Worten Monarchie und Republik die Lösung des großen socialen Problems? Machen die von den Diplomaten erfundenen Definitionen das Glück oder Unglück der Na-

tionen aus? Alle politischen Constitutionen sollen im Interesse der Völker gemacht werden; alle diejenigen, in denen dieses für nichts gilt, sind daher nur ein Attentat auf die Menschheit.“ Und in derselben Weise vertrat er bei hundert und aber hundert Gelegenheiten die Sache des gesunden Menschenverstandes, die Gerechtigkeit, die Mäßigung, die Berechtigung. Wir beschränken uns jedoch auf die Mittheilung einiger weniger Beispiele.

Als sich die königliche Familie an einer Sammlung zum Besten der Soldaten des Schweizer Regiments Châteaueviex, die von Bouillé wegen durch das tactlose Benehmen der Officiere herbeigeführter Insubordination zu schweren Leibesstrafen verurtheilt worden waren, gleichfalls zweihundert Livres gezeichnet hatte und Danton durchaus das Geld ausschlagen wollte als beleidigend für die Opfer von Bouillé, äußerte sich Robespierre dahin: „Alles das geht uns nichts an, wir sind nur die Depositare der Summen, die man in unsere Hand niederlegt. Was der König als Individuum thut, ist nicht unsere Sache; wenn er als öffentlicher Beamter das Gute thut, wollen wir ihn segnen; wenn er es nicht thut, wollen wir ihm die Rechte des Volkes vorhalten und dieselben gegen ihn vertheidigen.“

Als sich die Girondisten für das Tragen der phrygischen Mütze ereiferten, weil sie die Physiognomie hebe, offener und sicherer mache, den Kopf bedecke, ohne ihn zu verdecken, indem sie der natürlichen Würde Anmuth hinzusetze und aller Art Verschönerung fähig sei, bezeugte er sein höchstes Mißfallen an solchen Aeußerlichkeiten: „die Revolution müsse in den Herzen sein und die Freunde derselben sich an den Worten der Vernunft erkennen, aber nicht an äußeren Zeichen, die könnten auch die Aristokraten und Verräther anlegen“; und eine ihm beim Erscheinen Dumouriez' im Jacobinerclub aufgesetzte Mütze warf er sogar entrüstet auf den Boden.

Uebrigens stößte ihm auch das girondistische Ministerium, zu dem der König sich schließlich am 3. März hatte bequemen müssen, weil er sich nicht mehr anders zu helfen mußte, nicht mehr Vertrauen ein, als das vorausgegangene aus Constitutionellen und Feuillants: „er glaube, es schiene so, als liebten sie die Verfassung, aber zum Glück hinge das Geschick der Nation und die Freiheit nicht von eini-

gen Menschen ab; sie beruhten auf festem Grunde, auf der Gerechtigkeit und Weisheit der Gesetze, auf der öffentlichen Meinung, der Einsicht des Volkes, auf dem Mißtrauen selbst den Freunden der Verfassung gegenüber"; immerhin aber wollte er die neuen Minister erst am Werke sehen, ehe er sie lobte. Die Girondisten dagegen, die sich jetzt in der Gewalt mußten und fühlten, begannen jetzt ganz offen ihre Angriffe auf ihn, und da sie sich bald überzeugen mußten, daß sie in Paris damit nichts ausrichteten, suchten sie ihn wenigstens in den Departements zu verdächtigen und anzuschwärzen. Die erste günstige Gelegenheit dazu bot sich ihnen, wie sie thörichte Weise glaubten, als Robespierre bei den Jacobinern eine Adresse an die affiliirten Gesellschaften in den Departements über die allgemeine Lage in Vorschlag gebracht hatte, welche die Worte enthielt: „Trotz des unerschütterlichen Muthes der Bürger, trotz der unbefiegbaren Ausdauer und des erhabenen Charakters des Volkes, hätte auch der festeste Mann an dem öffentlichen Wohle verzweifeln mögen, als die Vorsehung, die immer viel besser über uns wacht als unsere eigene Weisheit, die Pläne unserer Feinde dadurch für einige Zeit zu Schanden zu machen schien, daß sie Leopold mit einem unerwarteten Schlage traf,“ und durch die sich Guadet zu folgender Kritik hinreißen ließ, in welcher der krasse Rationalismus der Girondisten im Gegensatz zu der warmen Gefühlrichtung Robespierre's so recht grell hervortritt: „Ich habe in dieser Adresse mehrfach das Wort Vorsehung wiederholen hören; ich glaube, daß darin gesagt ist, die Vorsehung habe uns trotz unser selbst gerettet. Ich gestehe, da ich kein Verständniß für die Idee der Vorsehung habe, daß ich niemals geglaubt haben würde, daß ein Mann, der drei Jahre lang mit so viel Muth daran gearbeitet hat, das Volk aus der Sklaverei des Despotismus zu befreien, später dazu mitwirken könnte, es wieder unter die Sklaverei des Aberglaubens zu bringen.“ Mit mehr Feuer als gewöhnlich erwiderte ihm Robespierre: „Der erste Einwurf, den man gegen die Adresse gemacht hat, bezieht sich darauf, daß ich das schwere Unrecht begangen haben soll, das Volk zum Aberglauben zurückführen zu wollen, nachdem ich so lange den Despotismus bekämpft. Frei-

lich ist der Aberglaube eine Hauptstütze des Despotismus, aber heißt es die Bürger zum Aberglauben verführen, wenn man den Namen der Gottheit ausspricht? Ich verabscheue so stark wie irgend Jemand anders diese gottlosen Secten, welche sich über die Erde verbreitet haben, um den Ehrgeiz, den Fanatismus und alle schlechten Leidenschaften zu begünstigen, indem sie sich mit der geheimen Macht des Ewigen decken, der die Natur und die Menschen geschaffen hat, aber ich bin weit entfernt, ihn mit diesen Thoren zu verwechseln, auf die sich der Despotismus stützt. Ich halte diese ewigen Principien aufrecht, auf die sich die menschliche Schwäche stützt, um sich zur Tugend emporzuschwingen. Es ist dies in meinem Munde ebenso wenig eine eitle Sprache wie in dem Munde aller der berühmten Männer, die darum nicht weniger Moral hatten, daß sie an die Existenz Gottes glaubten!“ und nach einer Unterbrechung fortfahrend: „Ja, den Namen der Vorsehung anrufen und die Idee eines ewigen Wesens aufstellen, welche wesentlichen Einfluß auf die Geschicke der Nationen ausüben, und die mir in ganz eigenthümlicher Weise über die französische Revolution zu machen scheinen, ist durchaus keine Extravaganz, sondern ein natürliches Gefühl meines Herzens, ein Gefühl, das für mich geradezu nothwendig ist. Und wie sollte es für mich nicht nothwendig sein, der ich in der Nationalversammlung allen Leidenschaften, allen niedrigsten Intriguen preisgegeben, umgeben von so vielen, zahlreichen Feinden, mich allein mit meiner Seele aufrecht erhalten habe? Wie würde ich Arbeiten haben aushalten können, welche die menschlichen Kräfte weit übersteigen, wenn ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte? Ohne diese ermutigende Idee allzu tief ergründen zu wollen, dies göttliche Gefühl hat mich vollauf entschädigt für alle die Vortheile, die Denjenigen zufielen, welche das Volk verrathen wollten. Was enthält denn eigentlich die in Rede stehende Adresse? Eine edle und rührende Reflexion. Ich nenne Vorsehung, was Andere vielleicht lieber Zufall nennen möchten, aber das Wort Vorsehung entspricht besser meinen Gefühlen. Man hat auch gesagt, ich hätte die sociétés populaires (Volksvereine) beschimpft. Ach, fürwahr, meine

Herren, ich rufe Sie sämmtlich zu Zeugen auf; wenn es einen Vorwurf giebt, den ich nicht verdiene, so ist es der, welcher mir zur Last legt, das Volk beschimpft zu haben, und der darin bestehen soll, daß ich demselben die Vorsehung und Gott citire. Ich weiß, daß alle Diejenigen, die über dem Volke gestanden, gern für diesen Vortheil auf jede Idee der Gottheit verzichtet haben würden, aber heißt es die Pariser Bevölkerung und die affilirten Gesellschaften beschimpfen, wenn man ihnen eine Idee von der Gottheit giebt, welche nach meinem Gefühl uns so glücklich dient und augenscheinlich genützt hat? Ja, ich bitte alle Diejenigen um Verzeihung, die aufgeklärter sind als ich, wenn ich zu der Zeit, als ich so viele Feinde sich gegen die französische Revolution erheben, so viele verrätherische Menschen geschäftig sah, das Werk des Volkes zu zerstören, wenn ich zu der Zeit, als ich sah, daß das Volk selber nicht handeln konnte und gezwungen war, sich den verrätherischen Menschen hinzugeben, mehr als vordem an die Vorsehung geglaubt habe; und ich habe weder das Volk und die sociétés populaires beleidigen können, wenn ich, wie ich es gethan, von den Maßregeln sprach, die man in Bezug auf den Krieg oder den Frieden ergreifen muß, noch durch das, was ich über das gesagt habe, was bis jetzt geschehen ist! Als der Vorsitzende, der Bischof von Paris, zum Zwecke der Abstimmung noch einmal die Ansichten der Redner zusammenfaßte, versuchte ein Girondist, Santhonax, dadurch die Lacher auf seine Seite zu bringen, daß er den Vorsitzenden durch die Worte unterbrach: „Nur keine Kapuzinerpredigt, Herr Präsident!“, und das girondistische Ministerium schämte sich nicht, ihn für diese Heldenthat durch eine Mission als Civilcommissär nach St. Domingo zu belohnen.

In demselben Grade wie die Exaltirtheit der Girondisten war ihm auch das Hervordrängen einzelner Frauen zuwider, da er das Weib, ohne es ihm gerade unterfagen zu wollen, gleichfalls über die Lösung der großen politischen, literarischen und philosophischen Probleme nachzudenken, wie er das seiner Zeit bei der Aufnahme von Mlle. de Kéralio in die Akademie von Arras schon ausgesprochen, überzeugt, daß seine Stelle nicht auf dem öffentlichen Plage wäre, lieber als Wäch-

terin der häuslichen Tugenden zu Hause seinen Einfluß geltend machen und seine Talente anwenden sah. Es empörte ihn daher nicht wenig, als eine Deputation aus dem Faubourg St. Antoine darüber bei den Jacobinern Beschwerde führte, daß auf sein, Collot d'Herbois und Santerres Anstiften Théroigne de Méricourt, ein überspanntes Frauenzimmer aus Belgien, einen Frauenclub gegründet habe, durch den ihre Frauen von ihrer Häuslichkeit abgezogen würden, und mit Entrüstung wies er diese Anschuldigung von sich, wodurch sich Théroigne bestimmen ließ, im Café Hottot auf der Terrasse des feuillants öffentlich zu erklären, Robespierre habe ihre Achtung verloren, was in der Versammlung ein homerisches Gelächter erregte, so daß sie wüthend von der Frauengallerie auf die Rednerbühne herabsprang und dadurch den Vorsitzenden zur Schließung der Versammlung nöthigte, auch von da ab sich auf die Seite seiner Gegner schlug.

Noch eines, wenn auch scheinbar unbedeutenden Vorfalls aus dieser Zeit möchten wir des Gegenfazes mit der Gegenwart wegen, wo alle Welt für Mausegewehr und Kruppkanonen schwärmt, hier Erwähnung thun, weil sich auch darin wieder sein humaner Sinn so recht documentirt. Bei den Jacobinern war, von den kriegliebenden Girondisten befürwortet, der Antrag gestellt worden, die Mittel zu bewilligen zur Anstellung von Versuchen mit einem neu erfundenen Geschütz, mit dem man fünfundzwanzig Schuß in der Minute thun könnte. Robespierre sprach sich im Interesse der Humanität dagegen aus, wie er auch schon früher in Bezug auf eine carabine à neuf coups, eine Art Revolvergewehr, gethan hatte, weil es als Mittel zur Knechtung der Völker benutzt werden könnte.

Mitte April legte Robespierre sein Amt als accusateur public trotz des hohen Gehalts von achttausend Livres und trotz des großen Einflusses, den ihm diese Stellung verlieh, nieder. „Ich will keine andere Stellung haben als die, in der es mir möglich sein wird, den Verrath und den Macchiavellismus zu bekämpfen, der gegen die Rechte des Volkes conspirirt. Auf diesem Posten werde ich immer zu finden sein, und mit wieviel Bayonetten mich die Tyrannen auch umstellen, sie werden mir keine

Furcht einflößen!" und zu diesem Zwecke gründete er ein Blatt, den Défenseur de la Constitution (Vertheidiger der Verfassung).

Die Girondisten konnten natürlich nicht umhin, ihm unlautere Motive unterzuschreiben. „Die Handlungen, die das Criminalgericht zu verfolgen hat," meinte Roucher im „Journal de Paris", „gehen in der Regel nicht von der Klasse aus, die etwas besitzt oder die arbeitet, und wenn man sich aus Instinct, Sympathie oder Berechnung zum Vertheidiger der Klasse aufwirft, die nichts besitzt und die nicht arbeitet, so darf man natürlich nicht, will man nicht etwa die Tugend bis zum Heroismus treiben, das Schwert der Gerechtigkeit gegen seine Klienten und Bundesgenossen anrufen"; und ähnlich Condorcet in der „Chronique de Paris", Brissot im „Patriote français", Mercier und Carra in den „Annales patriotiques", Gorsas im „Courrier des Départements", Brudhomme in den „Révolutions de Paris", namentlich aber Louvet in der „Sentinelle", denn im Besitze der Majorität der Versammlung und der Ministerplätze, fehlte es ihnen nicht an dem benötigten Reptilienfonds, um sich die Presse dienstbar zu machen. „Wähler, Tribune, der allen guten Ruf für sich in Beschlag nehmen will, um die Herrschaft an sich zu reißen, Volksschmeichler, Tyrann der Unterdrückten, der das Gift des Mißtrauens destillirt, intriguanter, unsinniger, wüthender Schwärzer, scheinheiliger Patriot, Denuncianten-Jupiter, Masaniello" sind so eine kleine Blumenlese der Liebenswürdigkeiten, mit denen sie ihn Tag für Tag aus Wuth über seine täglich wachsende Popularität überschütteten, ja — risam teneatis — selbst Bezahlung aus der Civilliste warfen sie ihm vor, aber schließlich ging Robespierre doch als Sieger aus diesem Kampfe hervor, weil ihnen der wahre demokratische Glaube fehlte, ihr Gegner aber la conscience de la révolution (das Gewissen der Revolution) war. Für Robespierre oder vielmehr „für die Sache des Volkes, der Gleichheit der Verfassung, welche man in Dir angreift" traten Desmoulins und Fréron in der „Tribune du peuple" und Marat in seinem „Ami du peuple" auf, Letzterer, obwohl er sehr wohl wußte, daß er Robespierre nicht sympathisch war und ihn persönlich so wenig kannte, daß er in seinem Blatt den

Namen immer Robespierre schreibt. Es würde aber den Leser ermüden, wollten wir alle die Mienen aufdecken und bloßlegen, durch welche die Girondisten Robespierre zu sprengen dachten und wollten wir immer wieder zeigen, wie es ihm stets gelang, alle ihre Machinationen dadurch zu Schanden zu machen, daß er ihr Treiben einfach an die Öffentlichkeit zog; wir wollen nur noch Robespierre's Antheil resp. Nichtantheil an den drei Ereignissen, die gewissermaßen die Signatur des Jahres 1792 sind, an der Emeute vom 20. Juni, an dem Tuileriensturm vom 10. August und an den Gefängnißmorden am 2. und 3. September klarlegen.

Das girondistische Ministerium erwartete alles Heil von der von Servan, der Ende Mai in's Ministerium eingetreten war und das Portefeuille des Krieges übernommen hatte, vorgeschlagenen Zusammenziehung von 20,000 Fédérés, d. h. Nationalgardien aus der Provinz in der Nähe von Paris. Aber Dumouriez gelang es, den König zu bestimmen, sowohl gegen dieses Decret, das übrigens auch Robespierre für unnütz und gefährlich erklärte, „die 20,000 Fédérés gehören an die Grenze, aber nicht vor Paris", wie auch gegen das Priestergesetz, nach dem jeder Priester auf das Zeugniß von zwanzig Activbürgern als Ruhestörer mit Exportation oder zehnjährigem Gefängniß bestraft werden konnte, sein Veto einzulegen, trotz einer Petition mit achtausend Unterschriften um Annahme desselben, und nachdem der Minister Roland in Folge dessen den berühmten Brief seiner Frau an den König gerichtet hatte, der mit den Worten anfängt: „Die Freiheit ist nunmehr die Religion der Völker", erhielten die girondistischen Minister Roland, Clavière und Servan ihre Entlassung am 13. Juni, um zweien von Dumouriez empfohlenen Reactionären Platz zu machen. Natürlich schnoben jetzt die Girondisten — wer sieht es denn auch gleichgültig mit an, wenn die ihm lieb gewordene Macht seinen Händen wieder entwunden wird — Wuth und Rache und erklärten das Vaterland in Gefahr, wenn sie die ihnen entriessenen Ministerportefeuilles, koste es, was es wolle, nicht wieder in ihre Hände bekämen. Auch Robespierre stellte keineswegs die Gefahr in Abrede, er hielt aber die Personenfrage für höchst gleichgültig

und vollkommen irrelevant und ist gegen jede partielle Insurrection: „wenn sich dagegen der König offen gegen die Revolution erklären würde, müsse das ganze Volk aufstehen“; dagegen verlangte er, man solle Lafayette, mit dem die Girondisten bisher geliebäugelt hatten und der, wahrscheinlich dadurch ermutigt, sich erdrecht hatte, der *Assemblée Législative* in einem Schreiben an dieselbe mit sehr derben Worten den Text zu lesen, unter Anklage stellen.

Dennoch setzten die Girondisten am 20. Juni die bekannte *Émeute* in Scene, durch die sie aber ihren Zweck, die Wiedereinsetzung eines girondistischen Ministeriums, nicht nur nicht erreichten, vielmehr erwies sich diese partielle Insurrection, wie es Robespierre ihnen richtig vorausgesagt hatte, für sie selber gefährlich und nachtheilig, denn das täglich in das reactionäre Fahrwasser mehr hineinsteuernde *directoire* (Departements-Verwaltung) suspendirte den *Maire Pétion*, der sich denn allerdings auch für die Insurrection hatte gewinnen lassen, weil er sich einbildete, das girondistische Ministerium sei sein Werk gewesen; und Lafayette trieb die Frechheit so weit, unangefordert in der *Assemblée Législative* zu erscheinen und auf die Bestrafung der Anstifter des 20. Juni zu dringen, und die Girondisten mußten es, ohne es hindern zu können, mit ansehen, wie ihm die eingeschüchterte Versammlung die *honneur de la séance* (die Ehre, als Ehrenmitglied an der Sitzung theilnehmen zu dürfen) zu Theil werden läßt, und wie sich in Paris eine Petition gleichfalls um strafrechtliche Verfolgung des 20. Juni mit 28,000 Unterschriften bedeckt.

Nur Robespierre, unerschüttert wie ein Fels im Meer inmitten der Brandung, wiederholte bei den Jacobinern sein Verlangen, Lafayette unter Anklage zu stellen und gleichzeitig alle unsicheren Officiere durch Patrioten zu ersetzen und setzte eine Adresse durch, in welcher die *Fédérés* vor den Verführungen des *modérantisme* (dem sogenannten gemäßigten Regierungssystem oder der *Laufwasser-Politik*) gewarnt wurden, rief aber zu gleicher Zeit den alten Groll der Girondisten, der sich in Folge der letzten Ereignisse ein wenig gelegt, gegen sich wieder wach, da er darin erklärte: „ein bloßer Wechsel in den Personen der Minister sei nicht genug!“

Sie verfielen daher auf ein anderes Mittel, sich wieder in den Besitz der Gewalt, deren Verlust sie nun einmal nicht verschmerzen konnten, zu setzen, sie versuchten es nämlich mit dem Hofe. Mögen sie nachher noch so viel leugnen und es in Abrede stellen wollen, im Monat Juli haben in einem Hause in der Nähe des *Pont-Tournant* zwischen Bergniaub und einem Agenten des Hofes, dem *Maler Boze*, Unterhandlungen stattgefunden, in denen sie ein Ministerium aus ihren Reihen, die Sanctionirung der oben angeführten *Decrete*, Entfernung der fremden Heere von der Grenze und Ernennung eines Gouverneurs für den *Dauphin* aus ihrer Mitte zur Bedingung ihrer Unterstützung machten, und erst als der Hof ihre Propositionen definitiv zurückgewiesen hatte, da halfen sie am 10. August mit dem Sturm auf die *Tuileries* in Scene setzen, der dem Königthum ein Ende machte; denn so viel Mühe sie sich auch später gaben, den Ruhm des Tages sich allein zu vindiciren, Robespierre hat gerade so viel Antheil daran gehabt, wie sie.

Nach dem Bekanntwerden des berühmten Manifestes des Herzogs von Braunschweig vom 25. Juli war nämlich das Wort *Déchéance* (Absetzung des Königs) in Aller Munde, und auch Robespierre hatte sich am 29. bei den Jacobinern dafür, sowie für die directe Wahl einer neuen Versammlung durch alle Bürger ohne Unterschied auf ein Jahr, jedoch mit dem Rechte der jederzeitigen Abberufung der Vertreter durch die Wähler und mit Ausschluß sämtlicher Mitglieder der *Assemblée Nationale* und der *Assemblée Législative* ausgesprochen, da er durch die Ereignisse eines Besseren belehrt, allmählich von seinem Irrthum, als ließen sich Volkswohlfahrt und Monarchie in Einklang bringen, immer mehr zurückgekommen war; die Girondisten dagegen, die immer noch hofften, unter der Monarchie ihre Machtstellung wieder gewinnen zu können, machten jetzt ganz entschieden Front gegen republikanische Bestrebungen und ließen durch einen der Ihrigen, *La Source*, einen Antrag auf Entfernung der *Fédérés* stellen, weil sie von ihnen Schritte zur Ausführung der *Déchéance* befürchteten.

Zur Einleitung der vorbereitenden Schritte trat bei den Jacobinern ein

Comité d'insurrection (Insurrections-Comité) zusammen, bestehend aus folgenden Personen: Beaugois, Debesse, dem Professor Guillaume aus Caen, dem Journalisten Simon aus Straßburg, Gallinot, Rienlin, Layrey, Garin und dem Maire von Metz, Anthoine, der gleichfalls bei Duplay in der Rue St. Honoré wohnte und der auch in der Sitzung vom 29. den Antrag von La Source bei den Jacobinern bekämpft hatte.

Mittlerweile waren 516 Mann Fédérés aus Marseille eingetroffen, die aber zunächst, von den Girondisten beeinflusst, von einer Insurrection nichts wissen wollten, jedoch am 4. August, da die Girondisten nach dem Scheitern ihrer Unterhandlungen mit dem Hofe ihren Widerspruch aufgegeben hatten, sich gleichfalls bereit erklärten; die Ausführung wurde jedoch für's Erste noch vertagt. Am 8. August fiel der Antrag, Lafayette unter Anklage zu stellen, in der Assemblée Législative mit 406 Stimmen gegen 224, und gleichzeitig rückten 980 Mann Schweizertruppen in Paris ein und besetzten den Tuilerienpalast, während der Gouverneur desselben, Champcenetz, zweitausend schriftliche Aufforderungen an ci-devant Adlige ergehen ließ, von denen aber nur etwa hundert und zwanzig der Aufforderung Folge leisteten. Selbst mitgekämpft hat Robespierre am 10. August nicht, wie großen Antheil man ihm aber als dem intellectuellen Urheber zuschrieb, wird aus dem Wortlaut des Begleitschreibens ersichtlich, das der Secrétaire-greffier de la Commune (Stadtschreiber) Coulombeau ihm im Auftrage des Gemeinderaths unter Zusendung der Erinnerungs-Medaille zugehen ließ: „Je m'empresse de vous envoyer la médaille des hommes du 10. août, et je me félicite d'avoir à rendre cet hommage à l'incorruptible Robespierre“ (ich beeile mich Ihnen das Erinnerungszeichen an den 10. August zuzusenden und fühle mich glücklich, dem unbestechlichen Robespierre diese Huldbildung darbringen zu können).

Die nächsten Folgen des Tuileriensturmes waren die Suspendirung, nicht Déchéance, wie Robespierre gewollt hatte, des Königs und Tags darauf die Einsetzung eines Conseil exécutif aus fünf Girondisten, Roland, Clavière, Servan, Monge und Lebrun, und aus Danton, die visites domiciliaires (Hausfuchungen)

bei allen verdächtigen Personen und die Ausschreibung neuer, aber wiederum indirecter Wahlen, jedoch mit Aufhebung des Unterschiedes zwischen Activ- und Passivbürgern.

An demselben Tage war Robespierre von seiner Section Vendôme in die neue Gemeindeverwaltung, die Commune révolutionnaire, mit pleins pouvoirs de sauver la patrie gewählt worden, deren Sitzungen vom 12. bis zum 26. August er regelmäßig bewohnte. Dagegen lehnte er die Wahl in den außerordentlichen Gerichtshof, weil solche Maßnahmen seiner Natur widerstrebten, für die Verfolgung der Vertheidiger der Tuilerien am 10., sowie die Mitgliedschaft in dem Conseil de justice, der dem Ministerium zur Seite gestellt wurde, ab.

In der Nacht des 29. hatten die Hausfuchungen ihren Anfang genommen, und es waren auf Danton's Befehl etwa dreitausend Personen als verdächtig verhaftet, doch Tags darauf durch die Commune größtentheils wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Dieses Vorgehen der Commune erregte die Eifersucht der von den Girondisten terrorisirten Assemblée Législative, und auf einen Antrag von Guadet wurde daher die Wahl einer neuen Gemeindeverwaltung decretirt, jedoch auf die Vorstellungen einer Deputation, deren Wortführer Tallien war, am 31. ein Aufschub bewilligt. Robespierre hatte sich in der Commune für die sofortige Niederlegung ihres Mandats ausgesprochen, um dem Volke Gelegenheit zu geben, sich für oder gegen sie zu erklären: „Dans ces circonstances difficiles il ne se présente à mon esprit aucun moyen de sauver le peuple que de lui rendre le pouvoir que le conseil général a reçu de lui“ (unter so schwierigen Umständen kann ich kein anderes Mittel ausfindig machen, das Volk zu retten, als die Gewalt, welche der conseil général vom Volke erhalten hat, in die Hände desselben wieder niederzulegen); jedenfalls die allein richtige Ansicht, wie auch der Royalist Beaulieu in der Biographie Universelle zugiebt, wenn er in dem Artikel Robespierre sagt: „Wenn sein Vorschlag würde angenommen worden sein, hätten die Morde sicherlich nicht stattgefunden, man kann also Robespierre nicht beschuldigen, der Anstifter gewesen zu sein, weil er umgekehrt ein Mittel vorschlug, ihnen vorzubeugen.“

Damals befand sich Frankreich in einer Krise, wie sie weder vorher noch nachher wieder in der Geschichte dagewesen ist. Schon am 1. September verbreitete sich in Paris das Gerücht von der Einnahme von Verdun, und die Furcht, die Feinde könnten in spätestens drei Tagen vor Paris stehen, war allgemein. In solchen Augenblicken — wir wollen nicht entschuldigen, sondern erklären — ist die aufgeregte und geängstigte Menge jeder That fähig, und es ist daher noch sehr die Frage, ob Roland, selbst wenn er als Minister des Innern eine größere Energie entwickelt hätte, als er in Wirklichkeit that, im Stande gewesen wäre, den Mordscenen in den Gefängnissen Einhalt zu thun; jedenfalls aber ist es das schwerste Unrecht von Seiten der Girondisten, ohne den leisesten Anhalt die intellectuelle Urheberschaft immer wieder und wieder den Jacobinern und namentlich Robespierre zur Last legen zu wollen. Fast möchte es Einen bedünken, als hätten sie das eigene böse Gewissen mit der immer wieder und wieder hervorgesuchten Anschulldigung Anderer beschwichtigen wollen, denn die Gewalt hatten sie damals factisch in Händen, und in Ausprüchen, wie dem von Vergniaud: „Es ist nicht mehr Zeit zu berathen, wir müssen unseren Feinden das Grab graben, oder jeder Schritt, den sie vorwärts thun, gräbt uns das unsrige; darum das Grab unserer Feinde vor uns gegraben wie in unserem Rücken!“ dürften die Volkstredner der Volksjustiz eher eine Ermuthigung als eine Mißbilligung ihres blutigen Thuns erblicken. Aber folgen wir Robespierre auf Schritt und Tritt an diesen unheilvollen Tagen.

Am 2. September Vormittags meldete Manuel officiell in der Commune die Einnahme von Verdun. Sofort erließ dieselbe einen Aufruf an alle wehrfähige Mannschaft, sich unverzüglich auf dem Champ de Mars einzufinden, um in der Stärke von 60,000 Mann sofort ausmarschiren zu können, und setzte zu diesem Zwecke ein Comité militaire permanent aus acht Mitgliedern ein, wie sie auch zwei Commissäre an die Assemblée Legislative abordnete, welche die getroffenen Maßregeln billigt und den Tod decretirt für Diejenigen, welche sich weigern oder den getroffenen Maßregeln entgegenwirken würden. Während dieser Zeit von neun Uhr bis ein Uhr Nachts präsidirte

Robespierre der Versammlung der Wahlmänner, die, weil sie in dem früheren Wahllocale, dem Evêché — es waren nämlich aus der Stadt Paris und den dazugehörigen cantons ruraux (ländlichen Bezirken), zusammen 992 — nicht Platz hatten, bei den Jacobinern zusammengetreten waren.

Um ein Uhr dreißig Minuten hatte sich der Conseil général (die Commune) vertagt, um um vier Uhr unter dem Vorsitz von Huguenin die Sitzung wieder aufzunehmen. Kaum ist dies geschehen, so meldet ein Officier der Nationalgarde, daß Gefangene auf dem Wege zur Conciergerie getödtet worden wären, und daß das Volk anfinge, die Gefängnisse zu stürmen. Es werden darauf sechs Commissäre zum Schutz der Civilgefängnisse bezeichnet und zwei, Caron und Rouet, nach der Abbaye abgeordnet, von denen jedoch der Eine bald darauf wieder zurückkommt mit der Meldung, daß die Mannschaften nicht eher ausrücken wollten, bevor sie sich nicht durch die Bestrafung der Attentäter vom 10. August den Rücken gedeckt hätten; darauf werden vier Commissäre an die Assemblée Legislative abgesandt, welche letztere nach Anhörung des Berichtes der Commissäre auf den Antrag von Bazire, während sich die Girondisten ganz schweigsam verhalten, sechs ihrer Mitglieder beauftragt, zum Volke zu sprechen und dasselbe zu beruhigen. Robespierre, der sich aus der Wahlversammlung nach Hause begeben hatte, erschien in dem Conseil général in dem Augenblick, als Villaud-Barenne eine Verschwörung zu Gunsten des Herzogs von Braunschweig denuncirte. Robespierre unterstützte diese Denunciation, wobei er wohl an Carra und Brissot gedacht haben mag, jedenfalls war aber seine Vermuthung begründet, Carra hatte in der That in den Annales patriotiques für Braunschweig Propaganda gemacht. Da erscheint Manuel und berichtet, daß es weder ihm und seinen Collegen, noch auch der Commission der Assemblée Legislative gelungen wäre, dem Gemüth in den Gefängnissen Einhalt zu thun, und es wird beschloffen, noch einmal in alle Gefängnisse Commissarien abzuschicken, pour tâcher de calmer les esprits et pour éclairer les citoyens sur leurs véritables intérêts (um den Versuch zu machen, die Gemüther zu beruhigen und die Bürger über ihr wahres Interesse

aufzuklären), auch starke Truppenabtheilungen sowohl zum Schutze des temple, wo die königliche Familie untergebracht worden war, wie der übrigen Gefängnisse aufzustellen. Desgleichen schickte der conseil général Commissäre nach dem Palais-Bourbon, wo die Schweizer untergebracht worden waren, ging über einen Antrag der section des Quatre-Vingts (Lob für alle Verschwörer) zur Tagesordnung über und beauftragte auf die Meldung, daß auch der temple bedroht wäre, Deltroy, Robespierre und Manuel mit dem Schutze desselben, denen sich auf ihr Verlangen noch sechs Commissäre aus der Assemblée Législative angeschlossen, während Robespierre wieder um zehn Uhr den Vorsitz in der Wahlversammlung übernahm, der er, wie aus den Protocollen derselben erhellt, bis zwei Uhr dreißig Minuten präsidirte.

Also einen Antheil an den Septembertagen hat Robespierre nicht gehabt und auch, wie wir gezeigt haben, nicht haben können, man wolle ihm denn nicht etwa die Eigenschaft der Ubiquität beilegen. Und selbst zwei Hauptreactionäre, die sogar beide erst nach Robespierres Sturz am 9. Thermidor geschrieben haben, auf den sie übrigens nicht wenig stolz sind,

(Fortsetzung folgt.)

Méhée de la Touche, der damals secrétaire adjoint de la Commune (Stadtschreibergehülfe) war, und Roch Marcaubier, erwähnen in ihrer Darstellung der Vorgänge in den Gefängnissen Robespierres mit keiner Sylbe. Wenn man ihm also einen Vorwurf machen will, so kann es höchstens immer nur der sein, daß er nicht, nachdem er in der Versammlung der Commune von dem Vorgefallenen Nachricht erhalten hatte, auf eigene Hand persönlich den Versuch gemacht hat, in die Gefängnisse einzubringen und mit Gefahr seines Lebens die Blutschenen zu inhibiren. Daß es ihm freilich nur schwerlich gelingen würde, mußte ihm von vornherein der gesunde Menschenverstand sagen.

Am 4. September ging Robespierres Name, wie es auch in seinem Heimaths-Departement Pas-de-Calais der Fall war, als der erstgewählte mit 328 Stimmen aus der Wahlurne hervor, Pétion, der girondistische Gegencandidat, hatte 136 Stimmen erhalten. Bis zur Beendigung der Wahlen am 19. September betheiligte sich Robespierre nicht mehr an den Verhandlungen in dem Conseil général der Commune und nahm erst am 20. seine politische Wirksamkeit, und zwar im Nationalconvente, wieder auf.

Die Arbeitslöhne in Belgien

im Zusammenhange mit den Preisen der Lebensmittel, dem Verkaufswerthe von Grund und Boden und den Verbrechen.

Von Louis Bertrand.

(Fortsetzung.)

Grund und Eigenthum.

Die Ausbeutung des Menschen hat mit dem Grund und Boden begonnen. In Folge der gegenwärtigen Organisation des Grundeigenthums dauert diese Ausbeutung des Menschen fort, und sie wird beendet sein, wenn die Erde und die anderen Arbeitsinstrumente Collectiveigenthum aller Menschen sein werden.

Die Organisation des Grundeigenthums hat stets ihren Einfluß auf die Lage der Völker ausgeübt.

In den anfänglichen Gesellschaftsbildungen betrachtete die Bevölkerung den

Boden als das Eigenthum Aller, und die gemeinsame Arbeit auf diesem gemeinsamen Boden schien die natürlichste und gerechteste Sache zu sein.

Die Zeit und die menschliche Begehrlichkeit, die Kriege und ihre unseligen Folgen, die Geseze und Privilegien, welche sie schaffen, haben allmählich die ursprünglichen Rechtsformen des Eigenthums umgeändert und jene unzähligen Leiden geschaffen, jene namenlos ungerechten Verhältnisse, denen die Menschheit preisgegeben ist.

Was in den ersten Zeiten der Civili-

sation ganz natürlich erschien, nämlich daß der Mensch auf Grund seines Daseins das Recht zum Leben hätte, wurde weniger selbstverständlich und wird es jetzt noch in dem Maße weniger, als der Individualismus in der Welt seine Herrschaft ausbreitet.

Gleichwohl kann das Recht Jedermanns zum Leben nicht geläugnet werden, selbst von denen nicht, welche es mit ihrer Bestimmung des Eigenthumsrechtes zu thun scheinen.

Die Geschichte ist nichts Anderes als die Erzählung des langdauernden Martyriums der Völker, welche für ihre Rechte und nothwendigen Lebensbedürfnisse sich erhoben und kämpften. Jedes Land ist Zeuge gewesen von Aufruhren, die durch den Mangel der zur Lebenserhaltung nothwendigen Dinge veranlaßt waren.

Wenn die Aufstände das nicht brachten, was sie bringen sollten, wenn in Folge schändlicher Speculationen die Nahrungsmittel zu Preisen verkauft wurden, welche der großen Masse unerschwinglich waren, dann erhob sich diese und bewies durch die Erhebung ihr Recht auf Existenz.

In diesem fortgesetzten Kampfe um's Dasein verlor das Volk eine große Zahl seiner tapferen Söhne. Die Autoritäten, welche immer sie waren, traten nach menschenmörderischen Versuchen, die Masse zu beruhigen, stets dazwischen, sei es, indem sie den Händlern den Verkaufspreis ihrer Waaren festsetzten, sei es, indem sie selbst die Lebensmittel aufkauften und sie dem Volke gaben.

Trotz der Theorie des „Gehen- und Geschehen-Lassens“ waren die Regierungen aller Länder und aller Zeiten bei verschiedenen Gelegenheiten gezwungen, ordnend einzugreifen. Dies Dazwischentreten der öffentlichen Gewalt, das im Verlaufe der Jahrhunderte so häufig nöthig wurde, ist es auch noch gegenwärtig und wird es noch mehr werden in Folge der Zunahme des allgemeinen Elends, welche durch die gegenwärtige Organisation des Grundeigenthums geboten ist.

Wir haben an dieser Stelle nicht die

von den Einen oder den Anderen ausgesprochenen Gedanken zu discutiren, durch welche die Berechtigung der individuellen Aneignung des Bodens bewiesen werden soll. Unsere Aufgabe ist bescheidener: Wir wollen dem Leser einfach zeigen, daß die bessere oder schlechtere Organisation des Eigenthums an Grund und Boden unmittelbaren Einfluß auf die materielle Lage des Volkes habe.

Gleichwohl dürften einige kurze Betrachtungen hier wohl am Platze sein.

Ursprünglich, wie schon gesagt, war die Erde Gemeineigenthum Aller, in der Art, daß die natürlichen Bodenerzeugnisse zur Verfügung aller Derer standen, welche lebten und sich ernähren mußten.

Die Nutznießung des Bodens und die Begrenzung dieser Nutznießung mußte die Aufgabe der Bewohner einer bestimmten Gegend sein, sei es nach einmüthigem Willen oder nach dem der Majorität. Die neuesten über diese Frage veröffentlichten Arbeiten sind von großem Werthe. Ueberall haben die anfänglichen Gesellschaften die Bodencultur gemeinsam betrieben.

Was heutzutage so Vielen nicht gerecht zu sein scheint, es war es vollständig im Beginne der Civilisation. Damals stand der Wille der Gesamtheit, welcher unter gerechten Verhältnissen die Grundlage der Gesetze und Einrichtungen bilden muß, in Ansehen.

Die Organisation der germanischen Stammgenossenschaft beruhte auf einem System der Gemeinlichkeit. Die einfache und kräftige Daseinsart dieser Race ermöglichte es jeder Gruppe von Bewohnern, welche Verwandtschaft oder Zufall vereinigt hatte, eine große Familie zu bilden, deren Glieder, unter sich gleich, dieselben Rechte, dieselben Vortheile bis zu einem gleichen Bodenantheil besaßen.

Obgleich Ackerbau ihre hauptsächlichste Nahrungsquelle war, so bewilligten die Germanen gleichwohl Niemandem das ausschließliche Eigenthum an dem Boden, welchen er cultivirt hatte. Das Land, welches die ganze Nation um den Preis

vielen Blutes erobert und welches sie mit den Waffen zu vertheidigen bereit war, wurde als der gemeinsame Besitz Aller angesehen, und jedes Jahr vollzog sich in fast allen Stammesgenossenschaften eine neue Theilung. Dieses ursprüngliche System, das nicht aus Dummheit eingehalten wurde, sondern um unter den Gliedern jeder Stammesgenossenschaft die Gleichheit aufrecht zu erhalten, hat in einzelnen Gegenden Spuren hinterlassen.

Jede Völkerschaft theilte sich weiter in Gruppen von hundert Familien. Das Land war in ebenso viele Cantone eingetheilt, als es Hunderter-Gruppen gab, und jede von ihnen hatte den ihr zufallenden Canton inne. Der zur Bebauung bestimmte Theil war durch einen Bach, ein Gehölze oder sonst eine natürliche Schranke begrenzt.

Wie wir schon erwähnten, wurden diese Ländereien theils jährlich von Neuem vertheilt, theils blieben sie im gemeinsamen Besitz aller Bewohner. Im letzteren Falle wurde das Erntergebniß unter den hundert Familien je nach der Höhe ihrer Bedürfnisse vertheilt.

Das Glend besteht nur im Gegensatz zum Reichthum. Wo die Menschen gleich sind, ist das Glend unbekannt.

Die Eroberung durch die Römer war für die Bevölkerung von den übelsten Folgen. Durch ihr System gemeinschaftlichen Lebens an eine gewisse Wohlhabenheit gewöhnt, erlitten die Germanen allmählich tausend Nöthe und Qualen. Der Boden wurde ihnen entrissen und, um zu leben, waren sie genöthigt, zu betteln. Schließlich kam eine große Masse vor Glend um, und der Rest zeigt sich uns nach einem Schriftsteller des vierten Jahrhunderts (dem Priester Salvian), wie er die mageren Hände nach den Barbaren als den Befreiern ausstreckt, so sehr hatte die rücksichtslose Strenge der Sieger ihre Abhängigkeit und ihre Leiden vergrößert.

Die Masse der Einwohner, sagt Salvian,

zum Proletariat herabgesunken, kroch vor den Füßen eines herz- und mitleidlosen Patriziats, welches die Reste erschöpfter Existenz in Vergnügen vergeudete.

Es ist bekannt, daß den römischen Patriziern die Feudalherren folgten. Die feudalen Häuptlinge rissen im Bündniß mit dem Clerus und den religiösen Congregationen das ganze Land an sich. Als absolute Herren des Eigenthums dictirten sie dem übrigen Theile des Volkes Gesetze und hielten es in Glend und Sklaverei.

Der Schlag von 1789 machte dieser Sachlage ein Ende, indem er alle Einrichtungen dieser Epoche umstürzte.

Die großen Männer des Conventes glaubten, indem sie die Aufhebung des Rechtes der Erstgeburt und die fast vollständige Gleichheit der Erbtheilung verfügten, sie würden durch die großartige Bodenbewegung die Wohlfahrt Aller schaffen. Leider aber hatten sie nicht mit dem egoistischen Individual-Instinct des Menschen und seinen Folgen gerechnet.

In Wirklichkeit hat freilich diese Verschiebung des Grundeigenthums einige Zeit lang der Gesamtheit einen größeren Wohlstand geschaffen. Wenn wir aber heute die Entwicklungsrichtung des Grundeigenthums beachten, so bemerken wir, daß sich die Individualisation des Bodens, d. h. der Einzelbesitz an demselben, nicht etwa vermehrt, sondern gewaltig vermindert, und man darf keineswegs der Uebertreibung geziehen werden bei der Behauptung, daß in einigen Jahren in Folge der sich immer mehr vollziehenden Concentration des Bodenbesitzes die Lage des Volkes schlechter sein wird — sie ist es bereits — als vor der französischen Revolution.

Jede sociale Umgestaltung bringt, wie wir wissen, mehr oder minder gute Folgen mit sich, sie schafft neue Mittel, und gerade durch die Beobachtung der aus den neuen Einrichtungen sich ergebenden Resultate kann man das Schlechte erkennen und die Heilmittel dafür finden.

Die kühnen und gewaltigen Zerstörer des Convents glaubten, als sie mit kräftigen Schlägen auf das wurmfressige Gebäude der alten französischen Monarchie und der feudalen Einrichtungen einhieben, ein Zeitalter des Wohlergehens für die Menschheit zu schaffen. Heute leuchtet ihr Irrthum ein. Der sociale Organismus befindet sich in einer Uebergangsperiode, welche übrigens eine Nothwendigkeit ist. Durch die beständige Beobachtung der Schwankungen, denen der Grundbesitz unterworfen ist, werden wir die Ausdehnung des Uebels ermessen können, dessen Heilung Aufgabe der Gesellschaft ist.

Sehen wir nach den Lehren der Statistik!

Nach dem „Exposé décennal du royaume“ (Zehnjähriger Ausweis über das Königreich) gab es im Jahre 1846 in ganz Belgien 738,512 Eigenthümer. Unter diesen Eigenthümern befanden sich 517,492, welche nur ein jährliches Einkommen von weniger als 75 Francs, und 187,983, welche ein jährliches Einkommen von weniger als 500 Francs hatten. Somit bleiben im Ganzen 33,537 Eigenthümer, deren Jahreseinkommen mehr als 500 Francs betrug.

Sehen wir zu, wie die verschiedenen Kategorien dieser Besitzer sich vertheilen:

30,199 mit einem Jahreseinkommen von 500 bis 5000 Francs;

3193 mit einem Jahreseinkommen von 5000 bis 25,000 Francs, und endlich

135 Besitzer mit einem jährlichen Einkommen von 25,000 bis 150,000 Francs.

Diese Zahlen beweisen mit großer Klarheit, daß es trotz der großen Anzahl von Eigenthümern eigentlich nur Wenige giebt, welche diese Bezeichnung verdienen, da von 738,512 Bodenbesitzern 705,475 nur ein jährliches Einkommen von weniger als 500 Francs haben und folglich gezwungen sind, noch außerdem für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten.

Und wie viele giebt es nicht unter dieser zahlreichen Kategorie von Besitzern, welche Schulden haben? So belehrt uns

ein von dem Finanzminister veröffentlichtes Document, daß im Juli 1848 die Hypothekenlisten das Vorhandensein von 332,269 Renten und Schuldforderungen an Grundeigenthümer aufwiesen, woraus hervorgeht, daß mehr als die Hälfte der kleinen Besitzer auf ihr Besitzthum eingeschriebene Schulden hat. *)

In den weiter unten folgenden statistischen Tabellen werden wir die Bewegung angeben, welche in Folge der Bodenzerstückelung eintrat.

Der Leser wird sofort bemerken, daß die Gesamtsumme der Besitzer in ziemlich starker Steigerung zunimmt. Aber in Wirklichkeit liegt darin für Denjenigen, welcher einigermaßen mit der Civilstandsbewegung Belgiens vertraut ist, durchaus nichts Ueberraschendes. Es sterben dort nämlich jährlich im Durchschnitt 120,000 Personen. Diese 120,000 Gestorbenen hinterlassen jährlich viele Tausende von Erbschaften, welche zur weiteren Theilung des allgemeinen Vermögens beitragen und dadurch natürlich die Zahl der kleinen Besitzer vermehren.

Doch täusche man sich nicht! Die Zunahme der Zahl der Besitzer ist nur scheinbar, wenn man sich die Lage der kleinen Besitzer ansieht. Diese besitzen bei strenger Rechnung nur dem Namen nach ein Stück Boden, da dieser, wie schon dargelegt, mit Hypotheken belastet ist.

In ihren allgemeinen Ergebnissen zeigt die Statistik eine abnehmende Zahl von Eigenthümern im Verhältniß zur Gesamtbevölkerung und eine abnehmende Zahl von Erben im Verhältniß zu der Gesamtheit der Erbschaften.

Wir lassen nun hier die Tabelle folgen, welche die Bodenzerstückelung und die Zahl der Besitzer angiebt:

*) Wir haben neuere Zahlen nicht finden können; doch geht aus anderen Anzeichen deutlich hervor, daß die Belastung mit Hypotheken noch fortwährend im Zunehmen begriffen ist.

Aus diesen Zahlen ergibt sich also, daß die Zahl der Besitzer im Verhältnis zur Bevölkerungszahl abnimmt, da es im Jahre 1834 auf 100 Einwohner 23 Bodenbesitzer gab, während 1875 auf 100 Einwohner nur noch 21 Besitzer kamen.

Jedoch wird die sich vollziehende Concentration des Grund und Bodens in den Händen einiger Individuen noch klarer, wenn wir die Zahl der in den Senat Wählbaren betrachten.

Die folgende Tabelle giebt darüber präcisen Aufschluß:

Wählbar zum Senat,

Diejenigen, welche den durch Artikel 56 der Verfassung vorgeschriebenen Censur zahlen (wenigstens 1000 Fl. directer Steuern).

Provinzen.	1840	1850	1860	1865	1870	1873	1874	1875
Antwerpen	48	44	58	66	68	49	50	51
Brabant	106	120	115	118	116	96	91	94
West-Flandern	56	52	62	58	59	56	55	55
Ost-Flandern	85	65	91	92	75	84	90	88
Fennegau	32	46	53	65	66	66	66	70
Lüttich	34	32	33	34	35	37	37	48
Limburg	8	14	13	11	11	12	12	11
Luzemburg	—	—	2	4	4	4	8	9
Namur	34	32	37	40	47	47	44	42
Das ganze Land	403	406	464	488	481	481	453	468
Auf 10,000 Einwohner wählbar	0,99	0,91	0,98	0,98	0,96	0,87	0,86	0,83

Darnach ist die Zahl der großen Besitzer, welche ausreichende Grundsteuer bezahlen, um zu Senatoren gewählt werden zu können, von 99 auf 10,000 Einwohner, wie sie 1840 stand, auf 83 zu 10,000 Einwohnern im Jahre 1875 gesunken. Demeist eine Verminderung von 16 pCt.

Wir dürfen also mit Recht wiederholen, daß die Zunahme der Eigentümerzahl nur scheinbar ist; dagegen ist es Thatsache, daß sich das Grundeigentum fortgesetzt in den Händen einzelner Weniger concentrirt. Diese Bewegung ist, wie obige Tabelle mehr als ausreichend beweist, sehr stark. Denn die Zahl der

zum Senat Wählbaren betrug im Jahre 1840 auf 10,000 Einwohner 99, im Jahre 1850 nur noch 91, macht auf 10 Jahre eine Verminderung um 8. Im Jahre 1865 betrug sie 98, aber nur 87 im Jahre 1873, in 9 Jahren also eine Abnahme von 11. Endlich beträgt in der kurzen Zeit von 2 Jahren, von 1873—1875, die Abnahme 4!

Dieser Gang hat nichts Erstaunliches, wenn man an die Schnelligkeit denkt, mit welcher der Preis des Bodens und der Pachtungen steigt; wir werden dies im folgenden Kapitel sehen.

(Fortsetzung folgt.)

P o l e m i k.

In Nr. 7 der seit Kurzem erscheinenden Wochenschrift „Der Staatssocialist“ greift Professor Baron den Artikel in Nr. 9 der „Zukunft“ an, in welchem vorgeschlagen war, den Gemeinden schon jetzt den Betrieb gewisser Zweige der Production und des Verkehrs zu überweisen. Herr Baron sieht hierin einen Verstoß gegen die wirtschaftlichen Lehren des Socialismus, welche den Staatsbetrieb für den in Zukunft allein möglichen und richtigen erklären, und meint, diese Inconsequenz entspringe aus der Feindschaft der Socialisten gegen das deutsche Reich und der, nach seiner Ansicht nicht nothwendigen, „Verquickung der republikanischen Idee mit den socialistischen Bestrebungen“. Unterdessen sind in der vorigen Nummer unseres Blattes in einem Artikel „über den Zusammenhang des wirtschaftlichen und des politischen Princips im demokratischen Socialismus“ diejenigen Gründe, welche dafür und dagegen sprechen, dem Staate schon heute große Gebiete der Industrie u. s. w. in die Hand zu geben, in objectiver Weise dargelegt worden. Es geht aus demselben hervor, daß es nur Bedenken rein sachlicher Art, Rücksichten auf die nicht ausgeschlossene Möglichkeit einer Reaction sind, welche eine gewisse Vorsicht zur Pflicht machen, wenn es sich darum handelt, ob wir zur Uebernahme von ganzen Zweigen des Erwerbslebens durch das Reich unsere Zustimmung geben sollen. Der Gedanke ist ja naheliegend, daß die vergrößerte Macht vielleicht nicht für uns, sondern gegen uns angewandt werden wird.

Diese Gefahr einer uns tief schädigenden Anwendung der durch den Betrieb productiver und Verkehrs-Anstalten neu

gewonnenen Kräfte ist bedeutend geringer bei dem Gemeindebetrieb derselben. Weber hat die Commune eine solche Macht über ihre Mitglieder, wie die Monarchie über ihre Unterthanen, noch vermag sie ihr Einkommen zu so für die Freiheit gefährlichen Zwecken zu verwenden, wie ein größerer Staat. Es liegen daher weniger Bedenken vor, den Communen Gewerbebetriebe zu übergeben, als etwa dem deutschen Reich.

Es ist dies aber auch gar keine wirtschaftliche Inconsequenz, widerspricht nicht, wie Baron sagt, den socialistischen Principien. Professor Wagner und nach ihm die „Christlich-Socialen“ haben in ihr Programm den Satz aufgenommen: „Ausdehnung des Communal- und Staatseigenthums, soweit es ökonomisch rathsam und technisch zulässig ist.“ Dieser Satz kann von einem Socialdemokraten nicht ohne Vorbehalt acceptirt werden: ohne den Vorbehalt nämlich, daß im Falle es im Interesse der gerechten Vertheilung des Productionsertrags unumgänglich nöthig sein sollte, den Staatsbetrieb auf Kosten der ökonomischen Nützlichkeit auszudehnen, dies ohne Zögern geschehen muß. Mit anderen Worten, von den zwei Haupt-Principien des Socialismus: der Gerechtigkeit und der Wirtschaftlichkeit, hat das erstere den Vorrang. Vorerst und für absehbare Zeit liegen indeß unseres Erachtens keine Fälle vor, wo dieselben ernstlich collibirten. Gewiß aber findet in der vorliegenden Angelegenheit, der Uebertragung der Gewerbe an die Communen, eine derartige Collision nicht statt. Wir brauchen nicht, um unserm Ziel der gerechten Vertheilung näher zu kommen, das der Wirtschaftlichkeit hier in den Hintergrund treten zu

lassen. Vielmehr wird ein staatswirthschaftliches System der Production und des Verkehrs auf gewissen Gebieten erst auf einem gemeindewirthschaftlichen sich aufbauen lassen, und außerdem wird das Maß der Centralisation immer von technischen Bestimmungsgründen und dem Stande des Verkehrswesens mit abhängig sein. Wenn man heute z. B. das Schneidergewerbe expropriiren und dem Reich überweisen wollte, so würde diese Transaction offenbar leichter durchgeführt werden können, wenn die Communen oder die Communalverbände bereits ihre eigenen Kleiderfabriken und Verkaufshallen besäßen. Wie weit in diesem Industriezweig Centralisation eintreten wird, wollen wir nicht untersuchen; in manchen aber wird sie, wenigstens bei der heutigen Lage der Technik und des Verkehrswesens, sicherlich einen bestimmten Grad nicht überschreiten können. Gerade bei der in dem betr. Artikel unserer Nr. 9 hauptsächlich angeführten Lebensmittelproduction, überhaupt überall da, wo die unvorhergesehenen Ereignisse der Natur ihren Einfluß ausüben, muß den einzelnen Gemeindebetrieben, den Unter- und Ueberabtheilungen derselben, ein größerer Spielraum gelassen werden. Das versteht sich von selbst, und es wird nicht nöthig sein, es durch übrigens naheliegende Beispiele zu illustriren.

Herr Baron führt zum Beweis, daß unsere Befürchtungen in Betreff der Verwendung des Einkommens aus Staatsbetrieben nicht gerechtfertigt seien, den Umstand an, daß etwa 5 pCt. des Reinertrags der preussischen Saarbrücker Staatsbergwerke 1876 für Arbeiter-Wohnhäuser verwandt worden sind. Wir können auf diesen speciellen Fall hier nicht ausführlicher eingehen *), jedenfalls ist mit

*) Die „Berl. Fr. Presse“ v. 17. Febr. hat einen längeren Artikel über die Angelegenheit gebracht.

solchen Kleinlichen Mitteln, so gerne sie als Abschlagszahlungen auch acceptirt werden mögen, den Socialisten nicht gebient. Es fehlt sogar an der Garantie, daß ein solcher „arbeiterfreundlicher“ Betrieb (— man erinnere sich übrigens an die Herabsetzung der Löhne in den preussischen Bergwerken vor mehreren Jahren, die sogar eine oppositionelle Schrift des Kathedersocialisten Brentano zur Folge hatte —), nicht plötzlich wieder aufhöre, sobald man ohne denselben auskommen zu können glaubt. Diese Garantie, daß die Production in „arbeiterfreundlichem“ Sinne getrieben, und noch mehr die, daß die Vertheilung in wirklich gerechter, nicht bloß „humaner“ Weise stattfinde, muß nothwendigerweise so lange fehlen, als nicht eine wirkliche und dauerhafte Volksregierung besteht. *)

*) Wir berühren hier den Hauptunterschied, der uns von den „Staatsocialisten“ trennt, das demokratische Princip, ohne welches unserer Ueberzeugung nach ein wirklicher Socialismus nicht durchgeführt werden und nicht bestehen kann. Weniger wichtig ist die Differenz der religiösen Anschauung. Unser Programm erklärt die Religion zur Privat Sache: einen tactvolleren und toleranteren Standpunkt kann es nicht geben. Natürlich schließt derselbe nicht aus, daß von den Socialdemokraten für wissenschaftliche Aufklärung gekämpft wird. — Wir behalten uns vor, auf die „Staatsocialisten“ ausführlicher zurückzukommen. Für heute möchten wir nur noch darauf hinweisen, daß es uns mit Befriedigung erfüllen kann, wenn noch von anderer als socialdemokratischer Seite die Nothwendigkeit einer Umformung des heutigen anarchischen Wirthschaftssystems in ein geordnetes betont wird. In dieser Sinnesänderung innerhalb gewisser Kreise der herrschenden Klasse hat die Socialdemokratie, wie auch zugestanden wird, den meisten Antheil, durch die unablässige Verkündigung ihrer theoretischen Lehren und die wirkliche Unterstützung derselben durch ihr Rassenangebot. Die Wahrheit bricht sich, wenn mächtige Interessen ihr entgegenstehen, nicht immer selbst Bahn, sondern muß durch Interessen gestärkt werden. —

Recensionen.

P. Ramsauer, Die Reichseisenbahnfrage. (Oldenburg, Schulze, 1878. 32 S.)

Der Verfasser, ein großherzogl. oldenburgischer Eisenbahndirector, will mit diesem Vortrag die Reichseisenbahnfrage nicht nach allen Richtungen erörtern, sondern nur einen Beitrag zur Orientirung in derselben geben. Unter Anderem legt er dar, daß der Uebergang der Eisenbahnen auf das Reich nicht jene außerordentlichen wirtschaftlichen Vortheile haben dürfte, die man sich von demselben verspricht. So würden nach seinen Ausführungen die Ersparungen, welche durch Wegfall der Abrechnungen zwischen den Bahnen bei einheitlicher Betriebsleitung entstehen, keineswegs so bedeutend sein, wie man gewöhnlich annimmt. Dasselbe gelte von der erwarteten besseren Ausnützung des Betriebsmaterials. Das Tarifwesen könne auch ohne die Uebernahme der Eisenbahnen in Reichsbetrieb durch die Gesetzgebung geregelt werden; die Herstellung der Fahrpläne sei schon jetzt eine Arbeit des Zusammenwirkens aller beteiligten Verwaltungen.

„Hiernach kann die Ersparung und Verbesserung auf den angeführten Gebieten niemals ausschlaggebend sein für den Erwerb der Bahnen durch das Reich. Die Abstellung mancher Mängel, die Einführung mancher Vervollkommnung mag von dieser Maßnahme erwartet werden, es leuchtet nicht ein, daß dazu der extremste Schritt erforderlich wäre, und nicht, sofern von der unmittelbaren Einwirkung des Reichs überwiegende Vortheile zu erwarten sind, dazu die Mittel der Aufsicht und der Gesetzgebung genügen sollten, deren Anwendung jedenfalls noch nicht in erschöpfendem Maße versucht ist.“

Dagegen seien mancherlei Gefahren mit dem Projecte verbunden: die Durchführung sei schwierig; die Wünsche und Vortheile des Großverkehrs, der Großindustrie würden sich möglicherweise in den Vordergrund drängen; ebenso militärische Rücksichtnahmen; endlich sei die Frage von den Gesichtspunkten der inneren Politik in Erwägung zu ziehen.

Vom socialdemokratischen Standpunkte aus kommt noch in Betracht die Aussicht

auf die Expropriation des ausgedehntesten Verkehrsweiges. Es ist anzuerkennen, daß Herr Ramsauer in dieser Beziehung nicht so engherzige Anschauungen hat, wie die meisten liberalen Politiker. Von den bekannten kleinlichen Mitteln, die man anwendet, um die Privateisenbahn-Gesellschaften zum „freiwilligen“ Verkauf ihrer Strecken zu nöthigen, möchte er absehen. Der richtige Weg sei vielmehr „die Ausrüstung durch die gesetzgebenden Factoren mit allen Mitteln zangsweiser Realisirung; auf dieser Basis wird dann voraussichtlich eine freie Vereinbarung durchweg zu erzielen sein. Daß ein solches Zwangsenteignungsverfahren den Privatgesellschaften gegenüber zulässig sei, möchte nicht bezweifelt werden. Leitet doch das Privateigenthum im letzten Grunde seine Anerkennung von Niemandem sonst, als vom Staate her und muß das überwiegende staatliche Interesse daher das Einziehen desselben gegen ausreichende Entschädigung statthaft erscheinen lassen.“

Es läge nahe, im Anschluß an diese Besprechung auf eine genauere Abwägung der wirtschaftlichen, politischen und socialen Gründe einzugehen, welche der Socialdemokratie für und wider das Reichseisenbahn-Project sprechen können. Doch möchte Recensent nur zwei Gesichtspunkte hervorheben, zur Ergänzung einer in Nr. 3 der „Zuf.“ befindlichen Abhandlung. Erstens kann die Expropriation der Privatbahnen, die in den Augen vieler zusammen mit den wirtschaftlichen Vortheilen die politischen Nachteile eines Reichsbahnsystems überwiegt, auch durchgeführt werden, wenn die Bahnen nur auf die Einzelstaaten, denen sie zum Theil schon gehören, übergeführt werden. Sodann schließt er sich ganz der auf S. 300 der „Zukunft“ ausgesprochenen Ansicht an, daß wir nicht eilig damit zu sein brauchen, solche Zweige der Production und des Verkehrs zu verstaatlichen, deren Expropriation und Ueberführung in Staatsleitung verhältnißmäßig leicht und einfach ist. Dies ist überall da der Fall, wo Großbetrieb und Centralisation weit vorgeschritten sind, und trifft nirgends mehr zu, als bei den Eisenbahnen. H.

Das Ricardo'sche Lohngesetz.

Bekanntlich hat Lassalle in seinem Offenen Antwortschreiben an das Central-Comité zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiter-Congresses auf das ökonomische Lohngesetz verwiesen und dasselbe in folgenden Worten formulirt:

„Das eiserne ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage nach Arbeit, den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit herumgravitirt, ohne sich jemals lange weber über denselben erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können. Er kann sich nicht dauernd über diesen Durchschnitt erheben, — denn sonst entstünde durch die leichtere, bessere Lage der Arbeiter eine Vermehrung der Arbeiter-ehen und der Arbeiterfortpflanzung, eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit des Angebots von Händen, welche den Arbeitslohn wieder auf und unter seinen früheren Stand herabdrücken würde.

„Der Arbeitslohn kann auch nicht dauernd tief unter diesen nothwendigen Lebensunterhalt fallen, denn dann entstehen — Auswanderungen, Ehelosigkeit, Enthaltung von der Kinderzeugung und endlich eine durch Elend erzeugte Verminderung der Arbeiterzahl, welche somit

das Angebot von Arbeiterhänden noch verringert und den Arbeitslohn daher wieder auf den früheren Stand zurückbringt.“

Auf die Autorität des Herrn Max Wirth hin, der von diesem Gesetz gesagt hatte, es sei ein „faules Ricardo'sches Gesetz“, erhob sich ein Streit über die Richtigkeit desselben, der bis jetzt noch nicht ausgetragen ist und schwerlich ganz ausgetragen werden wird. Von socialistischer Seite wird häufig mit zu großer Einseitigkeit auf dies Gesetz verwiesen und dabei übersehen, daß immerhin Umstände vorkommen, welche die unbestreitbare Wirksamkeit desselben abschwächen und es fast niemals rein zur Geltung kommen lassen. Der Glaube an die unumstößliche Richtigkeit dieses Gesetzes benimmt den Arbeitern vielfach den klaren Blick, so daß sie nicht einmal bemerken, daß fast jede neue Erfindung, durch welche menschliche Arbeitskraft erspart werden kann, dies Gesetz durchbricht. Sobald eine Maschine es möglich macht, die bisher von einem erwachsenen Arbeiter verrichtete Production durch Frauen oder Kinder vornehmen zu lassen, tritt nicht nur eine sofortige Vermehrung des Angebots von Arbeitskraft ein, sondern es erfolgt zu gleicher Zeit eine Verminderung des realen Werthes der männlichen Arbeitskraft, welche Werthverminderung sich natürlicher Weise im Preise, im Arbeitslohn, geltend macht. Nach dem Lohngesetz soll der Lohn so hoch sein, daß der Arbeiter damit nicht nur

sich selbst, sondern auch seine Familie zu ernähren im Stande ist; sobald nun aber die Arbeiterfamilie nicht mehr auf den Lohn des Mannes allein angewiesen ist, weil auch Frau und Kind schon verdienen, d. h. für Lohn arbeiten, muß der Werth der im ganzen Lande vorhandenen männlichen Arbeitskraft gerade um so viel geringer werden, als durch die Frauen- und Kinderarbeit zur Erhaltung der Arbeiterfamilien beigetragen wird.

Andererseits darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß die Löhne in den verschiedenen Productionszweigen, in welchen Arbeiter beschäftigt werden, sehr verschieden sind. Es treten auch in dieser Richtung Modificationen des Gesetzes zu Tage, welche man um so offener anerkennen muß, als sie gerade von den Gegnern benutzt werden, um an diesen Ausnahmefällen die Hinfälligkeit des ganzen Lohngesetzes zu demonstrieren.

In dem mit so vielem Eifer geführten Streit um dies Lohngesetz wird dasselbe von Freund und Feind fast immer das Ricardo'sche Lohngesetz genannt und doch verdient es diese Bezeichnung durchaus nicht, da es lange vor Ricardo schon von Adam Smith entwickelt worden ist. Auch Ricardo hat es scharf formulirt; bei ihm tritt aber die Lohnhöhe, welche ihrem Werthe nach gleich ist den Substanzmitteln, entschieden zurück gegen ein anderes Moment, welches er besonders betont und von seinem Standpunkte auch betonen muß.

Nach Ricardo's Anschauungen muß der Werth aller Rohproducte immer mehr steigen, während der Werth aller aus den Rohproducten angefertigten Waaren fortwährend kleiner wird. Mit anderen Worten: Es gehört im Laufe der Zeit immer mehr menschliche Arbeit dazu, um das zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendige Quantum von Rohstoffen zu gewinnen, während die Verarbeitung dieser Rohstoffe zu Genußmitteln immer weniger menschliche Arbeit in Anspruch nimmt.

Diese Anschauung ist eine nothwendige Consequenz der Ricardo'schen Grundrententheorie.

Unter Grundrente versteht Ricardo das Geld, welches der Grund-Eigenthümer für die Benutzung der ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte seines Bodens erhält. Er geht von der unzweifelhaft richtigen Thatsache aus, daß es in jedem Lande Boden von verschiedener Fruchtbarkeit gebe und nimmt — irrthümlicherweise — an, daß man zur Gewinnung des nöthigen Bedarfs an Getreide zc. immer den fruchtbarsten Boden zuerst benutzt habe. Wenn nun durch die Zunahme der Bevölkerung der Bedarf an Getreide steigt, muß auch Boden zweiter Klasse zum Getreidebau verwendet werden, also Boden, der in Folge seiner geringeren Productivkräfte bei gleich großem Aufwand von Kapital und Arbeit weniger Ertrag liefert, als der Boden erster Klasse. Steigt die Bevölkerung noch mehr, so muß auch Boden dritter Klasse in Angriff genommen werden u. s. f., so lange der für das gewonnene Getreide erzielte Preis noch die Productionskosten desselben, also den Arbeitslohn nebst dem ortsüblichen Unternehmergewinn und Kapitalzins, deckt.

Bringt der Boden IV. Klasse 4 Scheffel, der III. Klasse 6 Scheffel, der II. Klasse 8 Scheffel, der I. Klasse 10 Scheffel Getreide bei gleich großem Aufwand von Kapital und Arbeit, so erhält der Besitzer des Bodens I. Klasse den Preis von 6 Schffl., der Besitzer des Bodens II. Klasse den Preis von 4 Schffl., der Besitzer des Bodens III. Klasse den Preis von 2 Schffl. als Ertrag der ursprünglichen unzerstörbaren Kräfte seines Bodens bezahlt. Diese Differenz bildet nach Ricardo die Grundrente.

Nach dieser Anschauung von dem Wesen der Grundrente, deren Richtigkeit hier nicht erörtert werden soll, muß der Preis des Getreides fortwährend steigen. Denn wenn man ursprünglich durch eine

bestimmte Menge von Arbeit 10 Scheffel Getreide erzeugen kann und später ebensoviel Arbeit aufwenden muß, um 4 Scheffel zu gewinnen und diese 4 Scheffel noch erzeugt werden müssen, um den gesellschaftlichen Bedarf zu decken, so richtet sich der Werth des Getreides nicht nach den unter den günstigsten Productionsbedingungen, sondern nach dem durchschnittlich zur Deckung des Bedarfs aufgewendeten Quantum nothwendiger Arbeit. Sobald also Boden von geringerer Fruchtbarkeit benutzt werden muß, wird der Durchschnittswerth jedes einzelnen Scheffels Getreide höher sein, weil zur Erzeugung mehr menschliche Arbeit nothwendig war, als wenn der Ertrag des fruchtbarsten Bodens zur Befriedigung des Consumtions-Bedürfnisses ausreicht.

Wenn nach dieser Anschauung immer mehr Arbeit zur Gewinnung der Rohproducte, besonders der Nahrungsmittel, aufgewendet werden muß, während die weitere Verarbeitung zu Manufactur- und Luxus-Waaren eine immer kleiner werdende Quote der Gesamt-Arbeit in Anspruch nimmt, so kann die Wirkung auf den Arbeitslohn keine andere sein, als sie Ricardo annimmt.

Er hebt besonders hervor, die Möglichkeit, daß der Arbeiter sich und seine Familie zu ernähren im Stande sei, hänge nicht von der Höhe seines Geldlohnes ab, sondern von der Quantität Lebensmittel, Kleidung, Wohnung zc., an die er sich gewöhnt habe und die er für seinen Arbeitslohn einzukaufen im Stande sei. Der Arbeitslohn hängt also innig zusammen mit dem Preise der Lebensmittel. Ein Steigen oder Fallen der Preise dieser zum Unterhalt der Arbeiter nöthigen Gegenstände erhöht oder verringert daher den natürlichen Preis der Arbeit, d. h. den Werth der Arbeitskraft.

Erfahrungsgemäß verbrauchen die Arbeiter den meitaus überwiegenden Theil, 60—75 pSt. ihres Lohnes, zum Ankauf

von Nahrungsmitteln, der Rest muß zur Bestreitung der Ausgaben für Wohnung, Kleidung zc. ausreichen. Die in den großen Städten eingetretene Theuerung der Wohnungsmiethen kann unberücksichtigt bleiben, da wir es hier nur mit dem Verhältniß der Ausgaben für Lebensmittel zu den Ausgaben für Manufactur-Waaren zu thun haben. Steigt nun der Preis der Lebensmittel constant, so geht daraus hervor, daß auch der Betrag der Löhne, welche ja in der Hauptsache zum Ankauf dieser Lebensmittel verwendet werden müssen, im Verhältniß zu dem Gesamt-Einkommen der Nation immer größer werden muß. Es ist dabei durchaus nicht nothwendig, daß die wirtschaftliche Lage der Arbeiter eine bessere werde; selbst bei bedeutend steigendem Geldlohn kann der für den Ankauf der Lebensmittel aufzubewahrende Theil desselben so groß sein, daß die eingetretene Lohnsteigerung ohne allen Effect auf die dafür einzukaufende Menge der Genußmittel bleibt.

„Im nämlichen Verhältniß — sagt Ricardo — in welchem das Getreide theurer wird, erhält der Arbeiter eine geringere Quantität Getreide als Arbeitslohn, aber sein Arbeitslohn in Geld steigt immer, während er sich dafür nicht mehr Genüsse verschaffen kann, als vorher. Denn auch andere Artikel werden im Preise steigen, je nachdem zu ihrer Production rohe Producte erforderlich sind, und er wird sie also auch theurer bezahlen müssen. Thee, Zucker, Seife, Licht zc. kommen ihm vielleicht nicht theurer zu stehen; aber Speck, Käse, Butter, Leinwand, Schuhwerk und Kleidung dürften ihm desto mehr kosten, und folglich ist, ungeachtet seines vermehrten Arbeitslohns, seine Lage verhältnißmäßig schlimmer geworden.“

Nach dem Ricardo'schen Lohngesetz bleibt der Arbeitslohn also nicht auf dem zur Erhaltung der Arbeiterklasse nothwendigen Minimum von Lebensmitteln stehen; in Folge der immer zunehmenden Theuerung

der Nahrungsmittel muß vielmehr auch ein immer größerer Theil des Arbeitslohnes zum Ankauf von Nahrungsmitteln verwendet und dadurch die Kaufkraft der Arbeiter für andere Gebrauchs-Gegenstände immer mehr geschwächt werden. Andererseits muß aber auch der Arbeitslohn einen immer größer werdenden Theil des Gesamt-Arbeits-Ertrages ausmachen, der Kapital-Profit also verhältnismäßig immer kleiner werden.

Diese mit logischer Consequenz entwickelten Schlußfolgerungen verlieren allen Halt, sobald der Bedarf an Nahrungsmitteln nicht nothwendig dahin führt, daß immer unfruchtbarer Boden zum Getreidebau verwendet werden muß. Und das ist in der That nicht der Fall. Ganz im Gegentheil zu der Annahme Ricardo's führt der Getreidebedarf dazu, Boden in Cultur zu nehmen, der weit höhere Ernte-Erträge liefert, als der bisher besäete Acker. So paradox diese Behauptung im ersten Augenblick erscheint, so unzweifelhaft richtig ist sie doch, und zwar läßt sich ihre Richtigkeit nicht nur statistisch nachweisen, sondern man kann auch culturgeschichtlich zeigen, daß der fruchtbarste Boden immer erst zuletzt urbar gemacht werden konnte.

Es ist allgemein bekannt, daß Boden, der nur aus mineralischen Bestandtheilen besteht, durchaus unfruchtbar ist; je mehr in Verwesung übergegangene Pflanzentheile dagegen im Boden enthalten sind, um so reicher ist seine Vegetation. Wir führen dem Acker Dünger zu, pflügen Buchweizen und Lupinen im grünen Zustand um, nur zu dem Zweck, dem Boden neue Pflanzenbestandtheile beizumischen. Die organischen Verbindungen, welche dem Boden seine Fruchtbarkeit geben, sind im Wasser löslich, sie werden durch die natürlichen Niederschläge aufgelöst und mit dem Wasser fortgeschwemmt. Daher finden wir die Bergkuppen steril, die Thäler, nach welchen das Wasser die löslichen Bestandtheile des

Bodens und den Mutterboden selbst hinweggeschwemmt hat, fruchtbar. Ein Vergleich des auf der Höhe gelegenen Bodens mit dem in der Niederung unserer Flüsse zeigt, wie sehr die Fruchtbarkeit an den tiefer gelegenen Stellen überwiegt. Aber selbst auf der Höhe oder in dem Flachland macht sich die Einwirkung, welche das abfließende Wasser ausübt, immer bemerkbar. Jeder Bauer benützt die nächste Umgebung seiner tiefliegenden Wiesen zum Gemüse- und Kohlbau; der dort befindliche schwarze und humusreiche Boden ist für den Anbau dieser, viele Nahrung verbrauchenden und dafür auch wieder spendenden Pflanzen besonders geeignet. Der Schlamm aus den Teichen und Flüssen gilt mit vollem Recht als werthvoller Dünger, weil sich in ihm eine große Menge von Pflanzennahrung abgelagert hat.

Die am tiefsten liegenden Stellen haben naturgemäß die stärkste Humusschicht, bilden also den fruchtbarsten Boden. Aber gerade auf diesen Stellen bleibt auch das Wasser stehen, hier bilden sich Teiche und Sümpfe, welche die Benutzung der Erdkrume zu landwirthschaftlichen Zwecken unmöglich machen.

In früheren Jahrhunderten war bei der damals noch vorherrschenden Bewaldung ein bei weitem größerer Theil der Erdoberfläche versumpft, als heute. Die mit der zunehmenden Bevölkerung gleichen Schritt haltende Pflanzung und Ausrodung der Wälder hat den Sonnenstrahlen und Winden die Möglichkeit gegeben, das Wasser zu verdampfen; die Sümpfe sind ausgetrocknet und aus total unfruchtbarem Boden sind fruchtbare Ackerflächen entstanden. Nirgendwo auf der Erde hat der Mensch diesen, durch den Zufluß des mit Düngestoffen geschwängerten Wassers besonders fruchtbar gemachten Acker zuerst in Cultur nehmen können; überall hat er auf dem leichteren, höher gelegenen und daher trockeneren Boden seine Wohnung aufgeschlagen, das zunächst liegende

Feld urbar gemacht und zum Anbau von Cerealien benutzt. Denn der nasse und sumpfige Boden muß erst durch Ausrodung des Waldes und durch Anlegung von Abzugsgräben dem Wasser abgerungen werden, wohingegen das dürrigere Höhenland nach Beseitigung des spärlichen Baumwuchses, die wegen der dort herrschenden Trockenheit durch Abbrennen zu erzielen ist, sofort bestellt werden kann.

Die erste Ansiedelung auf dem Höhenboden war aber auch durch die Rücksichten auf Leben und Gesundheit der Ansiedler selbst geboten. Die Sumpfluft erzeugt bekanntlich Fieberkrankheiten, welche in den häufigsten Fällen nur durch Luftveränderung beseitigt werden können. Es ist daher leicht erklärlich, daß die Erfahrung bald gelehrt hat, den gesunden Höhenstrich, auf dem ohnehin leichter und schneller Erfolg von den Arbeiten des Ackerbaues zu erwarten war, als passendere Gelegenheit zur Ansiedelung anzusehen, als die niedrig gelegenen fieber-schwangeren Thäler.

Der Gang der Ansiedelung in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Mexico, Westindien, Südamerika und Indien bestätigt obige Behauptung. Ueberall ist der Mensch den Flußläufen gefolgt, hat aber seine Wohnplätze zuerst auf dem gesunden Höhenboden aufgeschlagen. Das läßt sich auch in den alten Culturstaaten Europas zweifellos nachweisen. Denn es ist erst durch die anhaltende Arbeit vieler Generationen möglich geworden, dem Wasser einen Theil des fruchtbaren, indeß vollständig versumpften Bodens abzugewinnen; aber noch jetzt liegt der beste, die reichsten Getreide-Ernten versprechende Acker in den durch ihr Klima vorzugsweise zum Getreidebau geeigneten Ländern wie Ungarn, Südrußland, Nordamerika kulturlos da; die in ihm enthaltenen, fast unerschöpflichen Massen von Pflanzen-Ernährungsstoffen werden nach durchgeführter Entwässerung allein mehr Menschen, als heute

in jenen Ländern leben, mit Getreide versorgen können.

Auch bei uns in Deutschland macht uns das Wasser den fruchtbarsten Boden noch immer streitig. Unsere Flußniederungen, das Oberbruch, Warthe- und Negebruch, das Weichseldelta, sind erst Ende des vorigen Jahrhunderts besiedelt worden; die Ueberschwemmungen der Flüsse machen die regelmäßige Beackerung des Bruchbodens unmöglich; später werden geeignete Flußregulirungen und Dammbauten den Ueberfluthungen ein Ziel setzen und diese humusreichen Fluren dem Ackerbau erschließen.

Aber auch abgesehen von den Flußniederungen ist gerade der beste Weizenboden, der fette Lehmboden in den östlichen Provinzen noch lange nicht genügend entwässert, so daß weite Strecken entweder gar nicht, oder doch nur ungenügend und nicht rechtzeitig bestellt werden können. Es fehlt den Besitzern meist an dem Kapital, um den Boden zu drainiren, d. h. durch in die Erde eingelegte Thonröhren zu entwässern; einen Theil der Schuld trägt aber auch der Staat, welcher es versäumt hat, durch ein umfassendes, die Entwässerung erst ermöglichendes Vorfluthgesetz die Grundbesitzer zu zwingen, den von den angrenzenden Aekern abzuleitenden Wassermassen Abfluß durch ihre Grundstücke zu verschaffen.

Thatsächlich wird also noch heute der ertragreichste Boden gar nicht zum Getreidebau verwendet; nur durch allmählich fortschreitende Culturarbeit der Staaten und Gemeinden können die großartigen Entwässerungs- und Bewässerungs-Anlagen geschaffen werden, welche, wenn einmal vorhanden, einen Ueberfluß von Nahrungsmitteln zu erzeugen im Stande sind.

Ricardo's Annahme, daß immer mehr Arbeit zur Gewinnung der notwendigen Nahrungsmittel aufgewendet, und daß hierdurch der Getreidepreis und mit ihm der Geldlohn der Arbeiter beständig in

die Höhe getrieben werden müsse, beruht somit auf einer falschen Voraussetzung. Es wird also auch der Theil seines Lohngesetzes hinfällig, nach welchem der Arbeitslohn eine immer größer werdende Quote vom Gesamt-Arbeits-Ertrage in Anspruch nehmen soll.

Liegt nun auch hier in Folge einer falschen Vorstellung von der Productivität der landwirthschaftlichen Arbeiten ein schwerwiegender Irrthum vor, so muß doch anerkannt werden, daß die Idee, den Gesamt-Arbeitslohn in ein Verhältniß zum Gesamt-Arbeits-Ertrag zu setzen, von bahnbrechender Bedeutung gewesen ist. Freilich hat die bürgerliche Volkswirtschaft mit dieser Idee bisher nichts anzufangen gewußt, da sie ja überhaupt noch wenig oder gar nicht dahin gekommen ist, wirkliche Volkswirtschaft zu dociren. Ueberall geht die Wissenschaft von den Begriffen der Privat-Wirtschaft aus, das Volk ist ihr nur eine durch Addition einzelner Personen entstandene Zahl von Individuen; die Volkswirtschaft nur ein Conglomerat von Einzelwirthschaften. Es ist geradezu komisch, in welcher inneren Widerspruch sich der heutige Liberalismus hierdurch mit sich selbst setzt. Während alle seine Kundgebungen in der Politik, der Gesetzgebung, dem öffentlichen Leben förmlich von nationaler Begeisterung triefen, scheint er gar keine Ahnung davon zu haben, daß das Leben und die Existenz einer Nation ebenso sehr von wirthschaftlichen Vorbedingungen abhängig ist, wie Leben und Existenz jedes einzelnen Individuums. Er übersieht ganz und gar, daß jede staatlich und wirthschaftlich geeinte Nation durch ihre Gesetzgebung und durch die Art und Weise, wie sie für die öffentlichen Verkehrsanstalten sorgt, wie sie ihre Finanzen verwaltet, ihren öffentlichen Credit in Anspruch nimmt, wie sie ihre Steuern erhebt und verwendet und durch viele andere Maßregeln der Gesamtheit — eminenten Einfluß auf

die Gesamt-Production und auf die Vertheilung des Gesamt-Products auszuüben im Stande ist und auch thatsächlich ausübt. Eine Wissenschaft, welche die Gesetze der Nationalökonomie, der Volkswirtschaft zu erforschen beabsichtigt, müßte also vor allen Dingen zuerst die Gesamtwirtschaft der Nation, des betreffenden Volkes, in's Auge fassen; sie müßte ausgehen von der Betrachtung der Productionsmittel und der Produktionsbedingungen, welche in Folge der thatsächlichen Verhältnisse herrschen, sie müßte den Austausch der Producte der verschiedenen Landestheile, den durch Gesetz und Gewohnheit entstandenen Unterschied von Stadt und Land und seine Wirkung auf die Gesamt-Production prüfen; sie müßte ferner untersuchen, in welcher Weise sich der Austausch der Landesproducte gegen die Producte anderer Nationen vollzieht, durch welche Umstände er beeinflusst wird und ob dieselben zum Vortheil oder Nachtheil des betreffenden Volkes ausschlagen. Eine wahre Volkswirtschaft müßte die Gesetze zu ergründen suchen, welche die Vertheilung des Gesamt-Arbeits-Ertrages thatsächlich regeln und vernünftiger Weise regeln sollten; sie müßte die Schäden der Wirtschaft in der Production, der Vertheilung und der Consumption bloßlegen und Mittel zur Abhülfe erforschen.

Von all' diesen Aufgaben einer wirklichen Volkswirtschaftslehre findet man in den Werken unserer Gelehrten so gut wie gar nichts. Die Epigonen der Say-Bastiat'schen Schule haben in ihrer Atomisirung der von ihnen fälschlich noch Volkswirtschaft genannten Lehre sogar vergessen, daß schon der Name der Wissenschaft auf eine Einheitlichkeit der Wirtschaft eines Volkes hinweist. Das ist so weit gegangen, daß der bedeutendste deutsche Vertreter dieser Schule, Prince-Smith, sogar den Ausdruck „Volkseinkommen“ perhorrescirt hat.

„Hauptsächlich haben wir Verwahrung dagegen einzulegen,“ schrieb er in seiner Entgegnung auf Johann Jacoby's Rede über die Ziele der Arbeiter-Bewegung, „daß überhaupt von Vertheilung des Volkseinkommens geredet wird. Thatsächlich giebt es gar kein Volkseinkommen, sondern Jeder im Volke hat sein besonderes Einkommen; und nur wenn man, behufs eines statistischen Ueberschlags, die Einzleinkommen zusammenzählt, hat man zwar die Vorstellung eines Volkseinkommens, aber die Sache selbst ist doch nirgends beisammen; bloß als Sammelwort giebt es ein „Volkseinkommen“. Jedermann erwirbt doch sein besonderes Einkommen, und ist ebenso wenig bereit, einem Anderen einen Anspruch auf Theilnahme daran ohne Gegenleistung einzuräumen, als er berechtigt wäre, von dem Einkommen eines Anderen eine Abgabe ohne Ersatz zu fordern. Wenn man hierbei nicht buchstäblich, sondern selbst nur bildlich von einem Vertheilen des Volkseinkommens redet, so müssen wir uns sogar dagegen verwahren; denn man stellt dabei unser Geschäftsleben unter dem Bilde eines Communismus dar, der den directen Gegensatz der Wirklichkeit bildet, und schafft dadurch verkehrten Vorstellungen Eingang.“

Wenn nun auch der wirthschaftliche Liberalismus in der Verflachung der National-Ökonomie das Möglichste geleistet hat, so ist die Wissenschaft, Dank den Vertretern des Socialismus, darum doch nicht stehen geblieben. Es ist ein Socialist und Gelehrter ersten Ranges, Robbertus, der den Gedanken von Ricardo wieder aufgenommen und untersucht hat, in welchem Verhältniß der Gesamt-Arbeitslohn zu dem Gesamteinkommen steht, und in welcher Richtung die Größe dieser Quote sich entwickelt. Das sich ergebende Resultat läuft dem von Ricardo angenommenen schnurstracks zuwider.

„Die Vertheilung des Nationalproductes

nach den „natürlichen“ Gesetzen des Tauschverkehrs bringt es mit sich, daß bei steigender Productivität der Arbeit der Lohn der Arbeiter ein immer kleinerer Antheil am Product wird.“

Der Beweis für dieses epochemachende Gesetz ist von Robbertus bereits im Jahre 1850 in überzeugender Weise beigebracht worden; da inzwischen nun aber ein dabei nothwendiges Moment, der Werth der Arbeit, durch die Untersuchungen von Carl Marx in schärferer Weise präcisirt worden ist, ziehen wir es vor, nicht streng den Beweisformeln von Robbertus zu folgen, zumal dieselben durch die Marx'schen Definitionen nur ergänzt und erläutert, in keiner Weise aber angefochten werden.

Stellen wir uns die Klasse der Lohnarbeiter als eine festgeschlossene Corporation, als einen großen Gesamt-Arbeiter vor, dem Grundbesitzer, Kapitalisten und Unternehmer ebenfalls als eine einheitliche Gesamtheit gegenüberstehen. Nach den „natürlichen“ Gesetzen des Tausches, wie Robbertus sich spottend ausdrückt, bestimmen Nachfrage und Angebot den Preis jeder Waare. Steigende Nachfrage treibt den Preis in die Höhe und verlockt dadurch zu stärkerer Production der über den Werth der Produktionskosten bezahlten Waare und verursacht daher Einstellung der Production. Der Preis jeder Waare hat demnach die Tendenz sich den Produktionskosten gleichzustellen; ideell gedacht, fällt Preis und Werth in dem Augenblick zusammen, in welchem Nachfrage und Angebot sich die Wage halten.

Unterstellt man diesen Zustand, so erhält der Gesamtarbeiter den wirklichen Werth seiner Waare, der Arbeitskraft, im Lohne ausgezahlt. Der Werth seiner Arbeitskraft ist genau so groß, wie der Werth aller Lebensmittel, welche zur Erhaltung des Gesamtarbeiters seiner Familie und seiner Kinder nothwendig sind. Er kauft sich für den erhaltenen

Lohn diese nothwendigen Lebensmittel, d. h. also, bei der Vertheilung des Gesamt-Einkommens der Nation erhält der Gesamt-Arbeiter ein bestimmtes Quantum von Waaren. Dieses Quantum richtet sich nun nicht nach der Menge der geleisteten Arbeit, auch nicht nach der Menge der erzeugten Producte, sondern nach der auf das Nothwendige beschränkten Consumtion des Arbeiters. Es bleibt sich also gleich, ob der Arbeiter viel oder wenig Gebrauchswerthe hergestellt hat, ob in diesen Gebrauchswerthen viel oder wenig Arbeitszeit zu Tauschwerth kristallisiert ist; es bleibt sich gleich, ob der dem Gesamt-Kapitalisten zufallende Theil des Einkommens groß oder klein ist.

Durch die fortschreitende Erkenntniß der Naturkräfte und durch ihre Einspannung in den Dienst des Menschen wird die Productivität der Arbeit erhöht, d. h. es wird bei gleich großem Aufwand von Arbeit mehr Product fertig gemacht. Die Nähmaschine z. B. vermehrt die Productivität der Arbeit der Näherin, indem sie dieselbe befähigt, anstatt 30 Stiche 300 Stiche in der Minute zu machen. Wird also die Productivität der Arbeit im Ganzen oder im Einzelnen, in allen oder auch nur in gewissen Productionszweigen vermehrt, so wird hierdurch das Quantum von Genutzmitteln vergrößert, welches das Gesamt-Einkommen der Nation bildet und zur Vertheilung kommt.

Der Antheil, der dem Gesamt-Arbeiter zufällt, ist eine bestimmte Quantität, nicht eine bestimmte Quote der verschiedenen Arbeitsproducte. Sind x Maße Lebensmittel, y Maße Kleidungsstücke, z Maße Wohnungen producirt worden, und beträgt der zur Erhaltung der Arbeiter nothwendige Bedarf genau die Hälfte, so erhalten die Arbeiter wie die Kapitalisten je $\frac{x}{2}$ Maße Lebensmittel, $\frac{y}{2}$ Maße Kleidungsstücke und $\frac{z}{2}$ Wohnun-

gen. Die Productivität der Arbeit soll sich nun bei Erzeugung der Lebensmittel und Kleidungsstücke verdoppelt haben, bei Herstellung der Wohnungen gleich groß geblieben sein. Das Gesamt-Product besteht also nun aus $2x$ Lebensmitteln, $2y$ Kleidungsstücken und z Wohnungen. Die Quantität, welche der Arbeiter erhält, bleibt gleich groß; er erhält jetzt wie früher $\frac{x}{2}$ Lebensmittel, $\frac{y}{2}$ Kleidungsstücke und $\frac{z}{2}$ Wohnung, der Antheil der Kapitalisten ist sich aber nicht gleich geblieben, sie erhalten jetzt $1\frac{1}{2}x$ Lebensmittel, $1\frac{1}{2}y$ Kleidungsstücke und $\frac{z}{2}$ Wohnungen. Die Verdoppelung der Productivität der Arbeit hat die dem Arbeiter zufallende Quote an Lebensmitteln und Kleidung von der Hälfte auf den vierten Theil reducirt, den Antheil der Kapitalisten von der Hälfte auf drei Viertel erhöht.

Mit der zunehmenden Productivität der Arbeit sinkt aber auch der Tauschwerth des Productes, und damit sein Preis. Die Maschinenarbeit macht deren Erzeugnisse billiger; die mit der Spinnmaschine und dem mechanischen Webstuhl hergestellte Leinwand kostet weniger, als die mit dem Handspinnrad und dem Handwebstuhl erzeugte. Da nun der Gesamt-Lohn der Arbeiter in dem zu ihrer gewohnheitsmäßigen Erhaltung nothwendigen Quantum von Producten besteht, der gezahlte Geldlohn sich daher nach dem Preise der Producte richtet, welche für diesen Lohn gekauft werden müssen, so muß auch der Geldlohn der Arbeiter sinken, sobald die hauptsächlichsten Lebensmittel billiger werden. Letzteres ist der Fall, sobald die Productivität der auf Getreidebau verwendeten Arbeit zunimmt; daß diese Productivität zugenommen hat und immer noch zunehmen muß, dürfte nach den vorstehenden Erörterungen zweifellos sein.

Natürlich kann man das heutige Geld und den heutigen Geldlohn nicht als

Maßstab zur Prüfung der Richtigkeit des vorstehend entwickelten Gesetzes anlegen, weil das Geld selbst in seinem Werthe schwankt und der Werth der Edelmetalle im Laufe der letzten 30 Jahre bedeutend gesunken ist. Auch die thatsächliche Zunahme der Getreidepreise widerlegt das Gesetz nicht, da dieselbe durch Nebenumstände herbeigeführt ist, die zu erörtern außerhalb des Rahmens dieses Artikels liegt. Hier galt es nur, das Ricardo'sche Lohngesetz in seinem ganzen Umfange zu besprechen und den Beweis beizubringen, daß es insoweit unrichtig ist, als es behauptet, daß der Arbeitslohn mit Zunahme der Bevölkerung eine immer größer werdende Quote des Gesamt-Einkommens in Beschlag nehmen müsse. Wäre diese Ansicht richtig, so müßte das arbeitslose Einkommen verhältnißmäßig immer kleiner werden und sich zuletzt auf ein Minimum vom Gesamt-Einkommen reduciren. Die aus dem Arbeits-Einkommen entstehende Kaufkraft wüchse also ganz von selbst, die Luxusfabrikation müßte in Folge davon immer weniger Kapital und Arbeit in Beschlag nehmen. Aber schon eine oberflächliche Durchsicht der mit Luxusartikeln gefüllten Magazine zeigt, welche ungeheures Kapital und welche Menge von Arbeit der Luxusfabrikation dienstbar gemacht ist; hätten wir eine das Einkommen nach seinen Entstehungsarten — Lohn und Rente — trennende Statistik, so würde dieselbe den Beweis liefern, daß das arbeitslose Einkommen wächst, also einen immer größeren Theil des Gesamt-Einkommens absorbiert und somit dem aus Arbeit entstehenden Einkommen einen stetig zunehmenden Theil des Arbeits-Ertrages entzieht.

Die von dem wirthschaftlichen Liberalismus so hoch gepriesene Vermehrung des Volkswohlstandes, des Nationalreichtthums besteht in der That nur in einer Vermehrung des arbeitslosen Einkommens.

Das läßt sich heute nicht mehr verheimlichen oder vertuschen. Jeder ehrliche Beobachter sieht es und erkennt es ebenso offen an, wie es der englische Schatzkanzler Gladstone am 7. April 1864 mit folgenden Worten im Parlament anerkannt hat:

„Von 1842 bis 1852 wuchs das steuerbare Landeseinkommen um 6 pCt.; in den acht Jahren von 1853 bis 1861 ist es, ausgehend von der Basis von 1853, um 20 pCt. gewachsen! Die Thatsache ist zum Unglaublichen erstaunlich! — Dieser berauschende Zuwachs von Reichthum und Macht ist ganz und gar auf die besitzenden Klassen beschränkt!“

Der Zuwachs des National-Reichthums ist unter den heutigen Productions- und Eigenthums-Verhältnissen ganz und gar auf die besitzenden Klassen beschränkt! Das ist die nackte, die erschreckende Wahrheit. Ein Gesellschaftszustand, der, um Schmoller's treffendes Bild zu gebrauchen, einer Leiter gleicht, in welcher die mittleren Sprossen mehr und mehr ausgebrochen werden; ein Zustand, in welchem der Mittelstand vernichtet wird, in welchem die Armen im Verhältniß zu den Reichen immer ärmer werden, während alle Erfolge der zunehmenden Technik nur den besitzenden Klassen zu Gute kommen, — ein solcher Gesellschafts-Zustand trägt den Keim des Todes schon in sich. Gerade deshalb aber ist es auch jetzt an der Zeit, Vorschläge zu neuen Organisationen zu machen und zu debattiren, durch welche die Vortheile der heutigen Productionsweise: die billige Massenerzeugung — gewahrt werden und die unter den bisherigen Zuständen unvermeidlich erscheinenden begleitenden Folgen dieser Productionsweise: der Mammomonismus und Pauperismus — aus der Welt geschafft werden können.

Die sociale Lage in Italien.

Von Genoit Malon.

Fünfter und letzter Artikel.

(Stand der socialen Frage in Italien. Entwicklung der anarchistischen Internationale; der rein revolutionäre Charakter ihrer Sectionen. Erlittene Verfolgungen. Die Theuerung von 1874. Der Putz von Bologna und seine Folgen. Bruch zwischen den Anarchisten und Collectivisten. Das Erwachen von 1878. Feindseligkeit zwischen den beiden Parteien. Der Putz von Venevent und seine Folgen. Gegenwärtige Lage. Was man thun müßte.)

Ueber die Wahrscheinlichkeit einer socialen Revolution in Italien giebt es zwei entgegengesetzte Meinungen.

„In keinem Lande zeigt sich die sociale Ungerechtigkeit in gleich empörender Weise, und deswegen ist der Tag nahe, an welchem sich das gewaltige Heer der Elenden erheben und die Bourgeois-Gesellschaft zu Boden schlagen wird“: so sprechen die Anarchisten.

„Unsere Fabrik- und Landarbeiter“, sagen die Dekonomisten und Mazzinisten, „sind Männer der Pflicht. Das Gift des gallischen Socialismus ist in ihr Fleisch und Blut noch nicht eingedrungen; die Gegenwart bürgt uns für die Zukunft.“

Der Abgrund von Ungerechtigkeit und Elend, auf den die Anarchisten weisen, ist eine handgreifliche Thatsache: die vorigen Artikel haben es gezeigt. Aber diese Revolutionäre täuschen sich, wenn sie von dieser jammervollen Lage der Dinge eine selbstständig erwachsende Generation zersäender und wieder aufbauender Kräfte

erwarten. Ich für meinen Theil habe gerade in Italien aus eigener Anschauung mich überzeugen können, wie sehr entfittlichend das Elend wirkt. Andererseits aber bauen die Dekonomisten und Mazzinisten gar zu sehr auf die augenblickliche Gleichgültigkeit und den Mangel an Solidarität innerhalb des italienischen Proletariats.

Allerdings zählt der Socialismus unter den italienischen Arbeitern nur wenig Anhänger; das hat aber seinen Grund in dem Mangel ernster Verbreiter desselben. Bis zu diesem Augenblicke wurde die socialistische Propaganda in Italien fast ausschließlich von den Anarchisten besorgt, welche nicht sagten: „Arbeiter, schüttelt eure Gleichgültigkeit ab, verlasset die euch einschläfernde Bourgeoisie, vereinigt euch, bildet eine Partei der Arbeit! Ihr werdet aus eurer Vereinigung eine Kraft gewinnen, welche zunächst eure Lage verbessert, und welche, bleibt ihr standhaft, euch von Noth und Elend befreien wird, welche euch emancipiren wird von aller politischen und socialen Unterjochung und euch endlich gestatten wird, beizutragen zur Verwirklichung jener Gesellschaft der Gleichheit und Gerechtigkeit, nach welcher die Besten der Proletarier zweier Welttheile streben.“ — Statt dessen sagten die Anarchisten: „Enterbte! Her zu uns! Die alte ungerechte Gesellschaft ist reif zur Vernichtung; liefern wir ihr den letzten Kampf. Vorwärts! Und es lebe die sociale Revolution!“

Tausende junger, ursprünglich bürgerlichen Kreisen angehöriger junger Leute

entsprachen seit 1871 *) diesem feurigen Aufruf, die internationalistischen Sectionen bildeten sich in Menge und schnell **), und in fast allen wurde nichts Anderes debattirt als die Aussichten einer in Bälde zu vollziehenden socialen Revolution.

Was fast immer in Vereinigungen vorkommt, in denen der Verhandlungsgegenstand ein leidenschaftlicher ist, eignete sich auch hier: die Soldaten erwiesen sich ungebildeter als ihre Führer. Man hatte sie im Namen der socialen Revolution gerufen; deshalb forderten sie ungestüm den sofortigen Eintritt in die revolutionäre Bewegung.

Unterdessen hemmten die italienische Regierung und die mazzinistische Partei, diese beiden feindlichen Brüder, mit allen in ihrer Macht stehenden Mitteln die weitere Entwicklung der erstehenden und schon kräftigen anarchistischen Internationale. Diese sah sich mit oder ohne Willen bald umgewandelt in eine halb geheime, halb öffentliche revolutionäre Gesellschaft. Regierung und Mazzinisten, nicht zufrieden damit, sie zu bekämpfen, versuchten es, sie zu entehren. Die mazzinistischen Journale überboten die Flüche des santo Maestro und stellten die Internationalisten als Verbrecher ***) hin; die Regierung dachte daran, auf sie die ammonizione (Stellung unter polizeiliche Aufsicht) und das domicilio

coatto (Deportation) im Verwaltungswege zur Anwendung zu bringen. *) Diese entsetzlichen Maßregeln dürften nach dem Sinne des Gesetzes nur auf Diebe, Mörder und andere Verbrecher gegen das gemeine Recht Anwendung finden; um sie auch auf die Internationalisten anwenden zu können, mußten diese als Verbrecher nach dem gemeinen Rechte erklärt werden, und das geschah auch.

Sehen wir zu, wie?

Der pretore (Richter am Civil-Gerichtshof) ließ einen Internationalisten zu sich bescheiden und sagte zu ihm:

Sie gehören zur Internationale?

Ja.

Die Internationale erstrebt die Abschaffung des Privateigenthums; Sie sind demnach überwiesen, Angriffe auf das Eigenthum zu planen, d. h. zu stehlen.

Ich bin Collectivist, aber stehlen . . .

Bitte sehr. Sie haben sich mit der Pariser Commune solidarisch erklärt und billigen den Aufstand von Carthagena?

Ganz gewiß.

*) Vor 1871 zählte die Internationale eine einzige Section in Neapel, die von Balunin gegründet war. Aber so stark war in Italien der Widerhall von der Pariser Commune, daß in drei Monaten die sociale Frage in allen Provinzen auf der Tagesordnung stand, und daß die internationalistischen Sectionen mit erstaunlicher Schnelligkeit entstanden. Möglicherweise hat dieses unerwartete Ergebnis den Anarchisten jene Idee der Propaganda mit der That eingegeben, welche zu so unheilvollen Versuchen führte.

**) Namentlich in der Romagna, der revolutionärsten Provinz Italiens.

***) Besonders die Internationalisten in der Romagna wurden auf's Heftigste angegriffen. Einer ihrer Hauptführer wurde in Lugo ermordet.

*) Dieses niederträchtige Gesetz, welches die gemischten Commissionen vom 2. December hinter sich ließ, wurde, was nicht vergessen werden darf, im Jahre 1866 unmittelbar vor dem Kriege vom Renegaten Crispi vorgeschlagen. Es bildete einen Theil der Vorbereitungen, deren Resultate man bei Custozza sah. Nach der Annahme dieses Gesetzes über die öffentliche Sicherheit giebt es in Wirklichkeit gesetzlich keine persönliche Freiheit mehr in Italien. Der ehrenhafteste Bürger kann auf einen Wink des Ministers des Innern und durch die Wache eines gewöhnlichen Polizeibevollmächtigten ammonito (unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt) und bei der ersten Gelegenheit in das domicilio coatto geschickt, d. h. für unbestimmte Zeit deportirt werden. Ich sage unbestimmt, obwohl das Gesetz Zeitperioden bestimmt; aber die Minister übertreten es. Ich habe in Sardinien Deportirte kennen gelernt, welche (von der Polizei) zu einem Jahre verurtheilt waren, welche aber ihre Rückkehr in die Heimath seit 3, 5 und 7 Jahren vergebens erwarteten. Man antwortete nicht einmal auf ihre Reclamationen. Namentlich die Romagnolen und die Sicilianer werden von diesen freiheitsmörderischen Maßregeln getroffen.

Nun wohl! Ihre Brüder bei der Pariser Commune und in Carthagena haben gestohlen, getödtet und verbrannt; es sind Verbrecher von der schlimmsten Sorte.

Ich protestire gegen diese, heroischen Besiegten angethanen Insulten....

Sie sehen sehr wohl ein, daß sie deren Mitschuldiger sind. Also, als schuldig eines geplanten Angriffs gegen Eigenthum und Personen stehen Sie fortan unter polizeilicher Aufsicht. Es ist Ihnen unterfagt, vor Sonnenaufgang und nach acht Uhr Abends außerhalb Ihrer Wohnung zu sein, auf der Straße sich zu unterhalten, mit mehr als zwei Personen zu gehen, die und die Personen zu besuchen, den Gemeindebezirk (oder die Stadt) zu verlassen, ohne daß Ihr Paß signirt ist, noch auch wiederzukehren, ohne denselben von der Polizeibehörde des Ortes, welchen Sie besucht, signiren zu lassen, u. s. w. Im Nichtbeachtungsfalle sind Sie für das domicilio coatto reif.

Aber, mein Herr, Sie kennen mich; Sie wissen ganz gut, daß ich kein Uebelthäter bin. *

Ich weiß es, und es thut mir außerordentlich leid, in dieser Weise vorgehen zu müssen. Aber ich bin Familienvater, meine Stellung ist mein Brod und ich habe Befehle empfangen. Ich gehorche.

Auf diese Weise wurde ein braver Mann mehr, an Händen und Füßen gefesselt, einer Polizei überliefert, welche von allen in Europa mit der größten discretionären Gewalt ausgestattet ist. —

Darauf kam die todtbringende Theuerung von 1873/74; man konnte in einzelnen Provinzen buchstäblich nicht mehr leben. Die Romagna, welche sich bereits in den Aufständen gegen den macinato (Mahlsteuer) hervorgethan, wurde von Neuem unruhig und die Hunger-Aufstände folgten einander. In mehr als dreißig Städten und Dörfern begaben sich Haufen von Weibern und Kindern

tumultuarisch vor das Bürgermeisteramt unter dem Rufe: *Abbiamo fame! Vogliamo pane!* (Wir haben Hunger, wir verlangen Brod.) Frauen entblößten vor den Mitgliedern der Gemeindebehörde ihre abgemagerten Brüste und schrieten: *Seht, Ihr Volksaushungerer, wohin der Hunger uns gebracht hat! Wir wollen Brod für unsere Kinder und für uns!*

Anderer Haufen zogen einfach zu den Bäckern und Pastetenverkäufern und ließen sich Brod oder Mehl unter dem Preise geben. Die Situation nahm mehr und mehr einen revolutionären Charakter an, selbst die Mazzinisten sprachen davon, diese Bewegung durch Waffenergreifung auszunützen; aber ihre Führer sagten Nein, und so kehrten sie zur „Ordnung“ zurück. *)

Die Anarchisten glaubten und durften glauben, daß die Entscheidungstunde geschlagen hätte; aber anstatt sich entschlossen mitten unter die Hunger-Auführer zu werfen und diesen Volkserhebungen Ziel und Richtung zu geben, wollten sie, ihren Verschwörungsplänen treu bleibend, vor dem Eintritt in die Action ein gut bewaffnetes Aufstandsbataillon organisiren. Erst am 7. August, als die Ernte bereits vollendet, der Brodpreis bereits gesunken war, als der Born des Volkes schon nachgelassen, wenn nicht sich ganz gelegt hatte, erst dann entschlossen sie sich, auf Bologna zu marschiren.

Sie sahen sich verlassen. Ein Theil von ihnen ließ sich auf dem Marsche von den Carabiniers festnehmen, die anderen zerstreuten sich entmuthigt von selbst, nachdem sie ihre Gewehre vergraben hatten. Gleichwohl ist eine große Anzahl dieser jungen Leute muthig und entschlossen; aber ihre Organisation war so jämmerlich, und die Unfähigkeit ihrer Führer so groß, daß ihnen nichts übrig blieb als zu han-

*) Nur eine Gesellschaft (in Pianta) schloß sich der Internationale an.

beln, wie sie es gethan, oder an einen verzweifeltsten Heroismus zu appelliren.

Dem sei, wie ihm wolle: der 8. August 1874 war ein Unheilstag für den italienischen Socialismus. Die zügelloseste Reaction warf sich auf alle Provinzen; alle Socialisten wurden als Mitschuldige der Aufständischen in der Romagna erachtet. Die ammonizioni verdoppelten sich, und in den Gefängnissen häuften sich mehr als 300 Internationalisten. Alle Sectionen wurden aufgelöst, und alle Versuche neuer Gruppenbildungen strengstens unterdrückt.

Diese Wuth der Bourgeoisie dauerte bis zum Falle des Ministeriums der Rechten (18. März 1876); dann erst, nachdem alle Eingekerkerten vom Jahre 1874 nach einander befreit waren, und als alle Welt mehr oder weniger sich von den läugnerischen Versprechungen des Ministeriums der Linken hatte fangen lassen, begann wiederum die ernste Arbeit der Socialisten.

Aber die Anarchisten hatten, nach einem berühmten Worte, nichts gelernt und nichts vergessen. Sie machten sich sofort wieder thätig an's Werk; aber nur um social-revolutionäre Sectionen zu gründen, immer mit dem Ziele der Bildung eines aufständischen Actionsbataillons, bestimmt, die „Propaganda mit der That“ wieder aufzunehmen, und ebenso wenig wie im Jahre 1872 arbeiteten sie an der Errichtung von Handwerker-Genossenschaften und reinen Arbeiterverbindungen.

Sie waren jedoch nicht mehr allein bei der Arbeit. Gelegentlich der großen Spaltung zwischen Autoritären und Anarchisten oder genauer zwischen Marxisten und Bakuninisten sprachen sich die italienischen Internationalisten für die letzteren aus, mit Ausnahme einiger lombardischen Sectionen, welche neutral blieben. Während des Jahres 1872 waren die Anarchisten wohl die einzigen Reprä-

sentanten der italienischen Internationale; aber ihre Voreingenommenheit, ausschließlich rein revolutionäre Sectionen zu bilden, welche eine geheime Leitung nothwendig machte, und die dictaturartige Praxis, welche die nothwendige Folge dieser Auffassungsart der Internationale war, entfremdete ihnen sehr bald einige thätige Personen. *) Von diesen inneren Zerwürfnissen drang aber Nichts nach Außen. Der jammervolle Ausgang des Handstreiches von Bologna trennte wiederum von den Anarchisten eine Zahl Socialisten, und als auf dem Brüsseler Congresse von 1874 die Anarchisten, statt ihr mea culpa für den unbesonnenen Streich vom 8. August auszusprechen, in einem auf dem Congreß vorgelesenen Schriftstück erklärten, daß fernerhin die Internationale in Italien nur noch ein Scheimbund sein solle, um den Aufstand sobald wie möglich von Neuem zu beginnen — zugleich ein höchst ungeschicktes Verfahren, da man eine Regierung nicht davon benachrichtigt, daß man sich gegen sie verschwört — da entstand große Enttäuschung in den unabhängigen Sectionen der Lombardei und Siciliens.

„Wie,“ sagten Diejenigen, welche den Statuten der großen Association treu blieben und in der Internationale die Organisation der arbeitenden Kräfte gegenüber den Bourgeoisparteien erblickten — „Wie! Nicht genug, daß die Anarchisten die socialistische Organisation durch ihre schlecht vorbereiteten und schlecht geleiteten Aufstände bloßgestellt haben, wollen sie uns noch hindern, unsererseits für die socialistische Propaganda und die Gruppenvereinigung der Arbeiter thätig zu sein?“ Auch bedeutete in der That die öffentliche und dazu falsche Behauptung, sämmtliche italienischen Sectionen seien Verschwörungs-herde, eine Denunciation gegen die unabhängigen neugebildeten Sectionen.

*) Ingegneros, Bignami, Onocchi-Biani, Rabuzzi, Sanarbelli u. A.

Von diesem Zeitpunkt ab löste sich das der Rechten, den Vorwand nicht entbehren, alle socialistischen Gruppen aufzulösen; stellte sich, als gäbe es keinen Unterschied zwischen Collectivisten und Anarchisten; untersuchte überall, verheerete alle Welt als Mitschuldige, ja sogar darunter Ingegneros, den Redacteur des „Povero“, welcher mit Hefigkeit die Partischmacher von Benevent angegriffen hatte.

Seit einigen Monaten hatten die Unabhängigen oder Collectivisten eine eifrige und erfolgreiche Propaganda eröffnet, nicht so sehr, um Sectionen zu bilden, als um die socialistischen Ideen in die Kreise des Volkes hineinzutragen, und, Dank ihrer Thätigkeit, begann man in Italien einzusehen, daß der Socialismus doch etwas Anderes sei als die leidenschaftliche Predigt einer vollständigen Zerstörung der bestehenden Gesellschaft.

Die Organisationsarbeit ging auch vorwärts, und die ersiehende, schon Achtung gebietende lombardische Vereinigung wurde der Mittelpunkt einer weniger gewaltsamen, aber fruchtbareren socialistischen Thätigkeit. In Sicilien (soweit es der Terrorismus der Bourgeoisie erlaubte), in Ligurien, in Neapel u. s. w. bildeten sich neue Sectionen, neue Cirkel, oder sie reorganisirten sich.

Es gab also fürderhin in Italien zwei internationalistische und unseligerweise nebensüßlerische Parteien, deren eine die Organisation des italienischen Proletariats und die socialistische Propaganda im Volke, deren andere revolutionäre Versuche als ihr Ziel betrachtete.

Plötzlich traten die stummen Antipathien in einer heftigen Fehde zwischen den Redacturen des „Martello“ zu Bologna (anarchistisch) einerseits und des „Povero“ zu Palermo (collectivistisch), mit der Mailänder „Plebe“ als Nachhut, andererseits zu Tage. Während nun der Streit gerade seinen Höhepunkt erreicht hatte, fand ganz unerwartet der Handstreich von Benevent statt. — Aus Rücksicht auf die Besiegten will ich über diesen zweiten anarchistischen Aufstand (S. bis 11. April 1877) Nichts sagen.

Nur den Socialismus waren seine Folgen nicht minder unheilvoll als die des Handstreiches von Bologna. Das Müßiggang der Linken ließ sich, wie einst

Und wie stehen die Dinge jetzt?

Alle socialistischen Gruppen von 1876 sind mit Gewalt zersprengt worden; sie versuchen es zwar, sich wieder zu sammeln, aber sie sind noch lange nicht zu ihrer früheren Bedeutung gelangt; denn diese gewaltsamen Auflösungen aus unvorhergesehenen Gründen, mit denen man durchaus nichts zu thun hat, entmuthigen leider Jedermann. Die Collectivisten mußten sich muthig und unermüßlich an die Arbeit machen. Der Augenblick ist ihnen günstig. Selbst in der Romagna gerathen die Anarchisten mehr und mehr in Mißgunst, und zahlreiche zerstreute Socialisten erwarten irgendwoher die Initiative. Aber um dieser Erwartung zu entsprechen, müßte man ebenso sehr die Studien-Cirkel als die revolutionären Sectionen verlassen; man müßte sich endlich an die Organisation von gewerkschaftlichen Körperschaften machen und in Italien den Grund zu einer Arbeiterpartei legen.

Bis zum Augenblicke ist der Socialismus in Italien zu ausschließlich die Sache einiger Hunderte von strebsamen und edelmüthigen Declassirten gewesen; er muß hinabsteigen in die Arbeiterklasse und sich unter dieser verbreiten. Das Beginnen ist nicht unmöglich; der italienische Land- und Fabrikarbeiter empfindet tief sein Elend, sein schreckliches Elend, und wird ihm von einer möglichen Verbesserung gesprochen, so hört er aufmerksam zu.

Sie seien zu sehr Particularisten, sagt man, und eine allgemeine Vereinigung sei bei ihnen eine vollständige Unmöglichkeit.

Diese Ansicht hat wohl einigen Grund, ist aber doch nicht ganz richtig. Die Mazzinisten haben zu Hunderten „Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfe“ gegründet und haben diese sogar einen Bundesvertrag annehmen lassen. Die Maurer haben sich in Rom zu einer mächtigen Körperschaft zusammengethan; selbst die Anarchisten hatten in der Romagna und in Florenz bedeutende Arbeitergruppen um sich geeint; endlich haben die italienischen Schriftsetzer die Organisation einer stattlichen nationalen Vereinigung der Arbeiter ihres Gewerks zu Wege gebracht. Was die Landarbeiter anbetrifft, so beweist die improvisirte Verbindung der Arbeiter von Mantua (2000 Mitglieder), welche gleichfalls in Folge des zweiten anarchistischen Aufstands aufgelöst wurde, daß auch diese für die Organisation empfänglich sind.

Aber das ist nicht Alles.

Wie man weiß, spaltete sich außerhalb der Internationalisten die italienische Demokratie in zwei große Lager: die Mazzinisten und die Garibaldianer. Bis 1871 waren diese Parteien nicht wesentlich getrennt; erst die Frage der Commune ließ ihre Unterschiede hervortreten. Mazzini und sein Anhang beschimpften schmähsch die Pariser Aufständischen; Garibaldi seinerseits benutzte diese Gelegenheit zur Erklärung, daß die Internationale — welche er für die Pariser Commune verantwortlich machte — die Sonne der Zukunft sei, und die Garibaldianer warfen sich edelmüthig zu Rittern der besiegten Commune auf; daher der heftige Streit zwischen ihnen und den Mazzinisten.

Seit dieser Zeit sind die Garibaldianer fast durchweg gemäßigtere Socialisten, während die zahlreichen mazzinistischen Gesellschaften sich nicht mehr ausschließlich zu einer christlichen und republikanischen, sondern mehr noch zu einer rein anti-socialistischen Macht umgestalteten.

Jedoch seit der Propaganda der Collectivisten und ohne Zweifel auch durch die Macht der Dinge zerfällt diese anti-socialistische Macht. Von der mazzinistischen Partei hochgeachtete Persönlichkeiten haben die Strenggläubigkeit des Meisters verworfen; bislang mazzinistische Zeitschriften erklären sich zu socialistischen *); eine große Zahl republikanischer Circel, welche stets von mazzinistischen Theorien geleitet wurden, betonen ihre socialistischen Anklänge und geben die Nothwendigkeit einer gründlichen Socialreform zu. Endlich machen auch die Radicals, im italienischen Parlament glänzend durch Bovio, Cavalotti, Bertani, Marcora und in der Presse durch die „Ragione“ und den „Secolo“ in Mailand, den „Popolo“ in Genua, die „Capitale“ in Rom, die „Spira“ in Neapel u. s. w. vertreten, Fortschritte zum reformistischen Socialismus. Auch die „Gesellschaften zur gegenseitigen Hülfe“, bisher sehr reactionär, scheinen sich in Bewegung setzen zu wollen.

Mit einem Worte, der Socialismus ist in Italien reich an Elementen; er erwartet nur intelligente und begeisterte Agitatoren und Organisatoren, um sich als mächtige Partei zu constituiren.

Werden sich diese Agitatoren und Organisatoren finden? Man darf daran nicht verzweifeln, obgleich die italienischen Socialisten — es ist das ein nationaler Fehler — an einem eingewurzeltten Particularismus leiden, welcher vielfach die Initiative zerstört. Sind vier oder fünf zusammen, gleich wollen sie ihre eigene Zeitung haben; mag diese Zeitung noch so wenig lebensfähig sein, gleichviel; man läßt sie ein- oder zweimal erscheinen, nur um sich nicht der benachbarten Gruppe bedienen zu müssen. Daher kommt es, daß eine wirkliche socialistische Presse in Italien ein fast unausführbarer Traum ist. Eine einzige socialistische Zeitung, die „Plebe“, hat Bestand ge-

*) Beispielsweise der „Rettuno“ in Rimini.

aber über während der ersten sieben Jahre des Erscheinens hat sie nicht ihre Rollen gespielt. In Augenblicken des Aufstrebens giebt es gegen 20 kleine Gruppen, welche einige Wochen bestehen, sich wiederholen und deren Propaganda fast gleich ist. Selbst die Mazzinisten, die doch es vermögen sind, haben sich niemals zu dem Besitz eines gemeinsamen Organes entschließen können; der italienische Particularismus steht dem im Wege.

In diesem Particularismus gefeilt sich ein anderes intellectuelles Hinderniß, ein übermäßiger, aber zu wenig praktischer Ehrgeiz. Der ruhne und unternehmende Italiener setzt zwischen Begehren und Ziel zu wenig Anstrengung; er meint, es genügt, eine Sache leidenschaftlich zu wollen, damit sie sich verwirkliche; er will die Hindernisse nicht sehen, und wenn er sie sieht, so will er sie mit einer einzigen gewaltigen Anstrengung beseitigen, wenn er nicht gar muthlos wird: daher stammt einmal die fieberhafte Agitation mit vor-eiligen Versuchen und das andere Mal die Erschlaffung, welche wohl zu einer überaus schnellen Verbreitung der Ideen

beitragen, aber jede ernste Organisation hindern.

Habe ich das Uebel gekennzeichnet, so will ich auch das Gute hervorheben. Alle italienischen Socialisten besitzen eine lebhaft und leicht begreifende Verstandeskraft, bewährten Muth und große Regsamkeit; an dem Tage, wo sie zu diesen natürlichen Eigenschaften die drei erworbenen der Klugheit, Beständigkeit und des Solidaritätsgeistes werden hinzufügen wollen, werden sie Großes leisten.

In diesem Lande, in welchem die socialen Ungerechtigkeiten so schreiend sind, in welchem die Unzufriedenheit der Ausgebeuteten so lebhaft, die Noth so gewaltig ist, wäre es leicht, eine großartige und mächtige Arbeiterpartei zu gründen, namentlich wenn man, um die den Socialisten gegenüber so heikle Regierungspolizei nicht zu provociren, damit begänne, auf dem rein ökonomischen Gebiete Gewerkschaften zu organisiren, mit der offenen Absicht, die Interessen der Arbeit gegen die kapitalistische Ausbeutung zu schützen. Die socialistische Idee würde sich in diesen Gruppen in Folge des täglichen Kampfes für die politische und ökonomische Befreiung schnell entwickeln.

Der Socialismus und das Landvolk.

Eine Antwort auf Dr. A. Mülberger's Kritik und Vorschläge in Nr. 8 der „Zukunft“.

In Nr. 8 dieser Zeitschrift hat Herr Dr. Mülberger einen Artikel über den „Socialismus und das Landvolk“ veröffentlicht, welcher wohl in vielen socialistischen Kreisen Widerspruch erregt hat. Schon um nach Außen keine Mißverständnisse entstehen zu lassen, wird es gut sein, diesem Widerspruch öffentlich Ausdruck zu geben. Ich werde das in Nachfolgendem

versuchen und beginne mit dem Schluß von Mülberger's Arbeit. Nach verschiedenen Erwägungen lautet die Schluß-erwägung: „daß der Socialismus seine Anhänger auffordere, sich mit den einschlägigen Fragen (der socialen Stellung und Bedürfnisse des Landvolks) näher vertraut zu machen, das Landvolk nach seinen Klagen und Wünschen zu fragen,

persönliche und politische Verbindungen mit ihm anzubahnen und so eine immer einheitlichere Bewegung vorzubereiten, die allein ein sicheres Unterpfand des Sieges bilden kann."

Wenn man nur diese Sätze liest, so dürfte man sich billig fragen, worin denn eigentlich die Differenz zwischen der Partei und Herrn Dr. Mülberger liegt — denn so darf ich wohl die Frage stellen — da es in der ganzen Partei nicht Einen giebt, der das darin Ausgesprochene nicht für nothwendig hielte und, so weit meine Kenntniß der Personen reicht, nicht auch darnach gehandelt hätte.

Statt daß Herr Dr. Mülberger in dieser Schlußerwägung klar und deutlich jene Vorschläge macht und praktische Zielpunkte aufstellt, die er bei uns vermißt, bewegt er sich in allgemeinen Andeutungen, über die kein Streit und keine Meinungsverschiedenheit vorhanden ist.

"Aber", wird er antworten, "ich habe Euch doch meine Meinung in dem übrigen Inhalt gesagt und daraus könntet Ihr entnehmen, welche Wege Ihr künftig wandeln müßt, wenn Ihr den deutschen Bauer erobern wollt."

In Wahrheit sind es nur Andeutungen, die er gemacht; und so müssen wir schon einigermaßen unsern Scharfsinn anstrengen, um der dunklen Rede Sinn zu entdecken.

Betrachten wir zunächst die Vorwürfe, die Herr Mülberger gegen die bisherige Art der Agitation unter dem Landvolk erhebt. Er sagt, die Partei ginge von der irrigen Ansicht aus, daß der kleine Bauer, der heute noch nach seiner Ansicht das Gros der Bevölkerung bilde*), nahe

*) Eine Ansicht, die ich nicht für ganz richtig halte, denn es wird, wenn von Städte- und Landbevölkerung die Rede ist, ganz übersehen, daß zahlreiche Industriearbeiter und Handwerker auf dem Lande wohnen und ebenso sehr viele Tagelöhner und Dienstkleute; und dann darf nicht vergessen werden, daß die socialen Interessen der kleinen und großen Bauern sehr verschieden sind.

„Die Zukunft“. 1. Jahrg. Heft 12. (16. März 1878.)

daran sei, vom Großgrundbesitz oder dem Großkapital expropriert zu werden, daß wir in unseren Agitationen, in unserer Presse und in unserer Reichstagsthätigkeit in viel zu einseitiger, das Interesse des Bauern nicht berührender Weise vorgingen; wir sprächen dem Bauern von Dingen, für die er kein Verständniß habe, noch haben könne.

„Der Bauer“, meint er, „wird in seinem Denken und Handeln von seinem Interesse (das Wort ist fett gedruckt) bestimmt“, es sei nothwendig, sich an „sein Interesse“ oder, was dasselbe sei, an „seinen Ideenkreis“ zu wenden, „denn“, führt er weiter mit gesperrter Schrift aus, „das Bedürfniß ökonomischer Reformen ist für das aderbautreibende Volk gerade so groß wie für das industrielle Volk.“

Ja, ist denn in dem Inhalt dieser letzten Sätze auch nur ein Wort, das uns neu ist? Glaubt etwa Herr Dr. Mülberger, es gäbe in der ganzen Partei auch nur einen Genossen, der nicht wüßte, daß, wenn er den Bauern gewinnen will, er sich an sein Interesse wenden müsse? oder daß irgendwer bezweifle, daß der Bauer kein Bedürfniß nach ökonomischen Reformen habe?

Herr Mülberger hat sich eben ein ganz willkürliches Bild von unserer Agitation gemacht, und das nöthigt ihn, zu solchen Gemeinplätzen zu greifen, zu Gemeinplätzen, die zwar Fundamentalwahrheiten enthalten, aber eben nur solche, die Jedem in der Partei bereits bekannt sind und die Thätigkeit der Partei längst bestimmen.

Und dennoch bestehen zwischen ihm und der Partei tiefe und principiell verschiedene Auffassungsweisen.

In unserer Bewegung spielten zwei Gedanken die Hauptrolle, der Associationsgedanke und der Staatsgedanke, sagt er. Letzterer gipfete in der Grundanschauung, daß der Socialismus unter Anderem dazu da sei, vermittelt des „allmächtigen

Staats“ den Individualismus zu bekämpfen, „während unter allen Principien das individuellste — die Freiheit sei.“ Auch hier ist wieder das Wort „Freiheit“ fett gedruckt.

Was denkt sich denn Herr Mülberger bei dem Satze „die Freiheit ist das individuellste aller Principien“? „Freiheit“, die ich meine. Ja, welche Freiheit denn? Im Namen der Freiheit haben bisher alle Unterdrücker und Ausbeuter geredet und gehandelt. Und gerade diejenige Partei, welcher als der Repräsentant par excellence aller Ausbeutung gilt, die Manchesterpartei, hat bisher am lautesten im Namen „des individuellsten aller Principien“, der „Freiheit“, gepredigt und gehandelt. Herr Dr. Mülberger darf nicht glauben, daß die deutschen Socialisten sich heute noch mit leeren Redensarten hinhalten lassen und etwas für ein Princip nehmen, hinter dem — um auch einmal mit Proudhon zu reden — ein „Nichts“ steckt.

Und was die andere Anschuldigung betrifft: die Grundanschauung des Socialismus gipfeln darin, daß der „allmächtige Staat“ den Individualismus zu bekämpfen habe, was aus dem Proudhonschen in's reine Deutsch übersetzt doch heißen soll, den Individualismus zu vernichten, so ist das wiederum ein Vorwurf, den der Socialdemokratie genau mit denselben Worten die Bourgeois-*pre*ssse seit fünfzehn Jahren in's Angesicht geschleudert hat.

Herr Dr. Mülberger wird es begreiflich finden, daß ich darauf verzichte, auch nur mit einem Wort einen Vorwurf zu widerlegen, über den der einfachste socialistische Arbeiter in Deutschland lächelt. Aber ich fordere ihn auf, nur mit einer einzigen Zeile aus einer deutschen socialistischen Zeitung oder Schrift den Beweis zu führen, daß sein Vorwurf begründet ist. Kann er dies nicht, so giebt es kaum eine andere Erklärung, als daß Herr

Dr. Mülberger die socialistische Staatsidee nicht begriffen hat.

Es wäre schlimm um uns bestellt, wenn der Bauer die socialistische Staatsidee so schwer begriffe, wie mancher Gelehrte; aber das zu befürchten, haben wir wirklich vorläufig gar keine Ursache; Herr Dr. Mülberger ist da freilich anderer Meinung, er erklärt rundweg, „der Bauer sieht im Staate nichts Anderes als ein nothwendiges Uebel, der Bauer ist — *horribile dictu* — ein verkappter Anarchist.“

Herr Dr. Mülberger sagt zum Beweis hierfür, daß der Bauer fast gar kein Verständniß für den Gedanken der Association oder des Staats habe: sein ausgeprägter Individualismus mache ihm jeden Zwang verhaßt. „Dieser Abscheu (vor dem Associationsgedanken) stellt, wir sind die Letzten, es zu verkennen, thatsächlich einen niederen Bildungsgrad, ein Zurückbleiben in der modernen Cultur-entwicklung dar, und es wird vielleicht noch lange Zeit darüber hingehen, bis der Bauer selbst bei einer neuen Ordnung der Dinge alle Voreingenommenheit, alle Vorurtheile in dieser Beziehung fahren läßt. Und ganz ähnlich wie der Association steht der Bauer dem Staate gegenüber. Der Socialismus darf ihn tausendmal darauf hinweisen, der Staat, den er meine, sei etwas ganz Anderes als der heutige Staat, der Bauer wird es ihm nicht glauben.“

Weil der Bauer gegen den heutigen Staat eingenommen ist und vielleicht sich etwas schwer in einen anderen Staatsgedanken finden kann, deshalb soll er ohne Weiteres „Anarchist“ sein. Die Antipathie des Bauern gegen den heutigen Staat ist eine ganz berechnete, und sie hat nicht bloß der Bauer, sondern auch der Handwerker, so gut wie der Socialdemokrat, ja sogar der Manchestermann, nur Jeder aus ganz verschiedenen Gründen; hören wir auf einige Augenblicke, was Herr Dr. Karl Braun vor ungefähr

zwölf Jahren über die manchesterliche Staatsidee schrieb.

„Wir müssen unterscheiden zwischen dem Staat, welcher die Grenze zwischen sich und der bürgerlichen Gesellschaft bereits richtig regulirt hat, und dem Staat, bei welchem dies nicht der Fall ist, sondern der noch, wie dies bei uns die Regel bildet, den Transport von Nachrichten, Personen und Gütern — auf den Telegraphen, der Post und der Eisenbahn —, den Wege-, Straßen-, Canalbau, die Berg-, Forst- und Medicinalverwaltung, den Unterricht, die Förderung von Landwirtschaft und Gewerbe u. s. w. als auftragloser Geschäftsführer der bürgerlichen Gesellschaft besorgt. Das alles sind Gebiete, auf welchen naturgemäß das Gesetz der Proportion zwischen Leistung und Gegenleistung gilt, und also auch innerhalb des Staates gelten sollte, wenn es der Letztere nicht — was jedenfalls klüger wäre — vorzieht, alle diese ihn seiner eigentlichen und wahren Aufgabe entfremdenden Officien und Lasten von sich abzuwälzen, um seine ganze Kraft dem eigentlichen Beherrschungsgebiete, dem Rechts- und Machtsschutze, zu widmen. Wenn bei uns die Richter Staatsbeamte sind, so ist das sehr Unrecht und erschwert ihnen ohne Noth die Ausübung ihres Berufs. Das Finden und Fällen von Urtheilen ist nicht Sache des Staats, sondern derjenigen Rechtstechniker, welche die bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Vertrauen beehrt, und deren Urtheile, d. h. deren Rechtsgutachten der Staat vollstreckt, weil nur auf diesem Wege die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten ist.“

So Herr Dr. Karl Braun, und ich denke, mehr „Anarchist“ kann man kaum sein. Der Manchestermann Herr Dr. Karl Braun steht dem „Anarchisten“ Herrn Dr. Mühlberger weit näher, als der conservative Bauer, den er mit Unrecht

glaubt ohne Weiteres zum „Anarchisten“ stempeln zu können, wie ich aus seiner eigenen Darstellung nachweisen werde.

Der Bauer — und wir wollen hierunter stets den kleinen oder mittleren Bauern verstanden haben — haßt den modernen Staat wie ihn der Arbeiter heißt, weil dieser Staat der Kapitalistenstaat ist. Der Arbeiter haßt ihn, weil er ihn hindert, seinen Staat, den socialistischen Staat, zu gründen, der Bauer ist ihm Feind, weil er ihm seinen Staat, den patriarchalischen Staat, zerstört hat, weil er ihm die Militär- und Staatsschuldenlast, das Freizügigkeitsgesetz, die Gewerbefreiheit, die Aufhebung der Wuchergesetze und was damit zusammenhängt, gebracht hat, und Alles zusammengenommen, ihm die Arbeit und die Kapitalien vertheuerte, seine Steuern erhöhte und ihn an den Rand des Verberbens brachte.

Der Bauer ist aus denselben Gründen dem modernen Staate Feind, wie der Zunftmeister der Stadt, und Alles, was Herr Dr. Mühlberger über die Antipathie des Bauern gegen den Staat und die Association und das ihm schwer Begreifliche des Socialismus sagt, das gilt auch vom Zunftmeister und vom Kleingewerbetreibenden überhaupt.

Wenn die Letzteren sich mehr, als es bisher die Bauern thaten, der socialen Bewegung angeschlossen haben, so geschah das, weil der Kleingewerbetreibende durchschnittlich intelligenter ist und in einer ganz anderen geistigen Atmosphäre lebt. Ihrer socialen Stellung nach aber gehören Beide (Kleinhandwerker und Bauer) einer vergangenen, im Absterben begriffenen Gesellschaftsperiode an, und daher sind sie conservativ, während der Proletarier als Product der modernen Zeit, ein Kind der industriellen Revolution, auch revolutionär gefinnt ist.

Damit ist also weit klarer als Herr Dr. Mülberger mit seinen breiten Darlegungen vermochte, der sociale Antagonismus, die sociale Kluft zwischen Bauer und Proletarier resp. Socialist dargelegt.

Was soll nun der Socialist thun, um den Bauern für seine Ideen zu gewinnen?

Herr Dr. Mülberger läßt einen Socialisten auftreten, der sich bei dem Bauern um seine Stimme für die Wahl bewirbt. Er läßt den Socialisten vom Normalarbeitstag, der Progressivsteuer und dem gleichen Recht Aller am Grund und Boden sprechen. Der conservative Regierungsbeamte dagegen tritt auf mit glatten Worten, wie: „Es sind schlimme Zeiten, liebe Freunde, ich bin der Letzte, ein Hehl daraus zu machen. Ich weiß wohl, wir haben Euch Erleichterungen aller Art, mehr Unabhängigkeit in der Gemeindeverwaltung, Regelung der Pachtverhältnisse, einen billigen Bodencredit versprochen, aber Ihr wißt, wir konnten bis jetzt unser Versprechen nicht halten. Aber all' das und noch viel mehr kommt, sobald es die Verhältnisse gestatten.“ Das Endergebnis ist, daß der Beamte alle, der Socialist nicht eine Stimme bekommt.

Herr Dr. Mülberger möge mir's nicht übel nehmen. In seinem Bestreben, die Agitationserfolge der Partei auf dem Lande als möglichst gering darzustellen, hat er für sein Beispiel einen äußerst geschickten Regierungsbeamten und einen höchst einfältigen Socialist gewählt, einen so einfältigen, daß ich kaum glaube, daß es solche giebt.

Ich und jeder Parteigenosse mit mir hat die Ueberzeugung, daß wenn ein socialistischer Candidat oder Agitator vor eine Bauernversammlung tritt, er nicht vom Normalarbeitstag spricht, es sei denn, daß in der Versammlung sich auch Industriearbeiter befänden, in welchem Falle er wohl den Anwesenden klar zu machen wissen wird, für wen er den Normalarbeitstag fordert, oder er hat zahl-

reiche Arbeiter großer Güter in der Versammlung, welche letztere mit Maschinen und reichlichem Arbeitspersonal versehen, dann gerade so gut wie in der Industrie ihren Normalarbeitstag innezuhalten vermögen. Ausnahmefälle längerer Arbeitszeit für kurze Zeit zugelassen, wenn z. B. überhäufte Erntearbeiten und drohende schlechte Witterung das rasche Bergen der Ernte bedingen. Ausnahmen in gewissen Ausnahmefällen hat das socialistische Arbeiterschutzgesetz für die Industrie ebenfalls zugegeben. Also diese, Herr Dr. Mülberger so abnorm und ungehörig erscheinende Frage läßt sich unter Umständen mit großem Erfolg in einer Bauernversammlung erörtern, und die Resultate, die wir thatsächlich in weiten Bauernbezirken erreicht haben, beweisen, daß seine Ausführungen unstichhaltig sind. Sollte er übrigens glauben, daß ein Normalarbeitstag auf dem Lande eine ungeheuerliche Forderung sei, die vielleicht nur ein staatswüthiger Socialist stellen könne, so empfehle ich ihm die Schrift des Professors v. d. Goltz über die ländliche Arbeiterfrage zum Studium, welcher als höchst conservativer Mann für die Hochsommermonate eine elfstündige, für die Frühjahr- und Herbstmonate eine zehnstündige, für die Wintermonate eine neunstündige Normalarbeitszeit vorschlägt. Daß sich diese Vorschläge nur auf das Arbeitspersonal beschränken, nicht den Bauern und seine Angehörigen treffen, ist so selbstverständlich, wie ein Normalarbeitstag in der Industrie nicht die Arbeitszeit des selbstständigen Kleingewerbetreibenden und seiner etwa mithelfenden Frau oder seines Sohnes betrifft.

Genau so verhält es sich mit dem zweiten Einwand gegen den socialistischen Agitator: er spreche von der Progressivsteuer, was dann den Bauer zu dem Glauben bringe, daß er noch weit mehr Steuern als jetzt zahlen solle. Ich wette Hunderttausend gegen Eins, daß wenn

ein Socialist in einer Versammlung über die Steuern sprach, er zu allererst die verschiedenen Steuersysteme erörtert und der Versammlung ganz klar gemacht hat, unter welchem Druck, namentlich die ärmeren von ihnen, durch die indirecten Steuern litten. Er wird ihnen höchstwahrscheinlich dieses sogar durch Zahlen verbeutlicht und weiter ausgeführt haben, daß man diese beseitigen und an ihre Stelle eine directe Progressivsteuer, die hauptsächlich die Reichen treffe, einführen müsse. Wenn nach solchen Ausführungen der arme kleine Bauer, der nur wenige hundert Thaler jährlich Einkommen hat, noch glaubt weit mehr bezahlen zu müssen als bisher, so muß er ein sehr beschränkter Kopf sein, und von solchen mag es zwar einzelne Exemplare, aber sicherlich nicht ganze Dörfer und ganze Bezirke voll geben, wie Herr Dr. Mülberger zu glauben scheint.

Der dritte Punkt ist, daß der Socialist von dem gleichen Recht redet, das Alle an dem Grund und Boden haben. Auch hier wird er sich auf alle Fälle Mühe gegeben haben, nicht in der Weise zu reden, wie Herr Dr. Mülberger ihn reden läßt, sondern er wird erörtert haben, wie der Bauer durch steigende Steuern, durch steigenden Kapitalzins, höheren Arbeitslohn, ungenügende Ausnützung und Bewirthschaftung seines Bodens, wegen mangelnden Düngers, mangelnder Drainage-Einrichtungen, ungenügender Viehzucht zc. zc. zu Grunde geht, wie hundert Dinge, die anzuschaffen und einzurichten sind und den höchsten Ertrag sichern, nur durch Betrieb im Großen, also die Association Aller, erreicht werden könnten. Und der Bauer, der heute fast überall rechts oder links einen Großbetrieb vor Augen hat, oft mitten in solche eingeschlossen ist, weiß dessen Vortheile zu gut zu würdigen, als daß ihm nicht bei solchen Ausführungen seine Lage klar werden sollte. Und wenn selbst dieser

Punkt, weil er nicht ganz leicht zu behandeln ist und das stärkste Vorurtheil des Bauern gegen sich hat, nicht sofort durchschlagenden Erfolg erzielte, ist dann das ein Grund, sofort davon abzustehen? Soll das Vernünftige und allein Richtige deshalb verlassen werden, weil eine Anzahl Menschen aus mangelnder Einsicht, mangelndem Begriffsvermögen und falsch verstandenem Interesse nicht sofort begreifen? Sind nicht unter uns Tausende, die nicht einmal in der äußerst ungünstigen Lage des isolirten Bauern auf dem Lande gelebt haben, die Jahre brauchten, ehe sie sich zu ihrer jetzigen Ansicht durcharbeiteten? Und haben wir nicht trotz aller Ungunst der Verhältnisse gerade unter der Bauernbevölkerung Erfolge erzielt, die uns selbst, ich sage das unverholen, auf's Höchste überraschten?

Von den gegen 600,000 Stimmen der letzten Reichstagswahlen sind ein bedeutender Theil Bauernstimmen, ein anderer Theil sind Kleingewerbetreibende- und Beamtenstimmen, der Rest Arbeiterstimmen. Herr Dr. Mülberger befindet sich in einem bedeutenden Irrthum, wenn er glaubt, die Agitation unter Industriearbeitern sei sehr bedeutend leichter, als unter Bauern. Wäre dies der Fall, so müßten wir an reinen Arbeiterstimmen weit mehr haben, als unsere ganze Stimmenzahl ausmacht. Und endlich ist diese Stimmenzählung unter den heutigen Verhältnissen keineswegs genau. Wenn viele Arbeiter schon sich scheuen, an die Wahlurne zu treten und ihren verrätherischen Zettel abzugeben, so ist das bei dem Bauern noch viel schlimmer. Er kann nicht wie der Arbeiter seinen Wohnort wechseln, ihm kann auf Schritt und Tritt geschadet werden, ohne daß er irgendwo Hilfe und Unterstützung findet. Es beweise keine große Einsicht in die ländlichen Verhältnisse, wenn man den Einfluß des Pfarrers, des Dorfschulzen, der reichen Grundbesitzer, kurz der Dorfhonoratioren nicht hoch anschlagen zu dürfen meinte.

Und nun einige Worte über den geschickten conservativen Candidaten. Wenn ein Candidat als Regierungsbeamter so spricht, wie Herr Dr. Mülberger ihn sprechen läßt, so ist anzunehmen, daß der politisch ungeschulte Bauer ihn wählt, vorausgesetzt, daß nicht der Socialist dem Regierungsmann im Nacken saß und den Bauern bewies, daß der Mann nicht halten kann, was er versprochen. Die große Mehrzahl soll ihn dennoch gewählt haben, denn der Mann ist ein Regierungsbeamter und hat bei der Verwaltung gerade des Staates Einfluß, den der Bauer, nach Herrn Dr. Mülberger's Ansicht, als „Anarchist“ haßt; er zieht natürlich die Versprechungen des einflußreichen Mannes den schönen Aussichten für die ferne Zukunft des Socialisten vor, und er kann auch nicht sofort glauben, daß die Versprechungen nicht gehalten werden. Ist er aber ein-, zwei-, dreimal hintergangen worden, sind die Steuern höher, Alles theurer, mit einem Wort die Zeiten trotz alledem schlechter geworden, so hat das Vertrauen ein Ende.

Ich versichere Herrn Dr. Mülberger, was den Socialisten bisher in Deutschland gefehlt, das ist nicht das Vertrauen der Bauern, sondern die genügenden Mittel und agitatorischen Kräfte; die „Vereinigungspunkte“ sollen sich schon finden, aber nicht im Proudhon'schen Sinne. Die conservativen Blätter sollten von der felsenfesten conservativen Gesinnung der Bauern wenig erbaut sein.

Ob das Kleinbauernthum erst in 50 oder 100 Jahren durch den Groß- und Kapitalbesitz expropriert wird, ist für uns ziemlich gleichgültig. Es wäre sehr naiv, zu glauben, daß der Socialismus erst dann Aussicht auf Verwirklichung habe, wenn der letzte kleine Bauer und der letzte kleine Gewerbetreibende vom Boden verschwunden sei. Es sind hundert andere Punkte, von denen aus, wider Willen, dem Socialismus in die Hände gearbeitet wird und welche seine Ver-

wirklichung in größere Nähe rücken dadurch, daß sie die Ideenumwandlung gewaltig beschleunigen.

Herr Dr. Mülberger glaubt uns vor Illusionen warnen zu müssen, indem er auf den Gegensatz zwischen Bauer und Socialist in Frankreich hinweist. Ich würde mich wundern, wenn es dort anders wäre. Unsere französischen Genossen verstehen vortrefflich zu conspiriren und zu revolutioniren, aber sie haben bis jetzt nicht verstanden, systematisch zu agitiren. Ich bewundere ihren revolutionären Elan, die leichtheerzige Freudigkeit, mit der sie ihr Leben für eine Ueberzeugung opfern, aber als Muster möchte ich sie den deutschen Socialisten vorläufig nicht empfehlen.

So lange unsere Genossen jenseits der Vogesen nicht begreifen, daß Paris nicht Frankreich ist, so lange sie nicht begreifen, daß eine unermülich praktisch und systematisch betriebene Agitation über das ganze Land eine Lebensfrage für sie ist, so lange sie nicht begreifen, daß an Stelle der revolutionären und anarchistischen Phrase und des sectirerischen Schulstreits der Socialismus als Wissenschaft treten muß, mögen sie noch drei und vier Mal ihr Blut und ihr Leben in die Schanze schlagen, so bleiben sie auf demselben Fleck wie heute.

Wer hat aber diese unfruchtbare sectirerische Bewegung am meisten genährt? Wer hat seinen Einfluß benützt, die französischen Arbeiter von praktischer agitatorischer und politisch-socialer Thätigkeit fern zu halten? Niemand anders als Proudhon, dessen unwirksame und confuse Lehren Herr Dr. Mülberger jetzt den deutschen Socialisten imputiren möchte, nachdem die französischen anfangen, sie in ihrer Richtigkeit zu erkennen.

Derselbe Proudhon, der nach dem Staatsstreich in seiner Schrift: „Die sociale Revolution durch den Staatsstreich vom 2. December“ nicht etwa voll Entrüstung den Urheber des Staatsstreichs

bekämpfte, sondern, Louis Napoleon als das Haupt des Socialismus, den Vertreter der Revolution betrachtete und ihn aufforderte, getreu seinem revolutionären Ursprung das Programm der Revolution zu verwirklichen, dieser selbe Proudhon fordert dann 18 Jahre später, als er endlich die wahre Natur des 2. December erkannt, die Arbeiter aus, die sich wegen der Frage der Beteiligung an den Wahlen an ihn gewandt: „durch Abgabe weißer Stimmzettel an den großen Wahltagen zu protestiren“, „ihre Achtung stillschweigend hinzunehmen“, „weil der Eintritt in den gesetzgebenden Körper ein Widerspruch, ein Act der Feigheit sei.“

Handeln ist also nach Proudhon Feigheit, eine Achtung stillschweigend hinzunehmen „revolutionäre“ Energie. Wenn den deutschen Socialisten Jemand die Enthaltensamkeit vom allgemeinen Stimmrecht predigte, sie würden ihn auslachen, und wenn er wagte, das als echt „revolutionär“ zu bezeichnen, so würden sie ihn für unzurechnungsfähig erklären.

Proudhon hat durch seine Schrift: „Die sociale Revolution“ dem 2. December moralisch sehr genügt, und ich begreife, daß Louis Napoleon so eilig bereit war, auf Ansuchen des Verfassers die Beschlagsnahmemaßregel seines ungeschickten Polizeichefs wieder aufzuheben; und mit seinem die Stimmenthaltung predigenden Manifest von 1864 hat er dem 2. December auch materiell genügt. Hätten wir in Deutschland einen Proudhon, d. h. wäre ein solcher möglich, Herr Bamberger hätte nicht nöthig gehabt, in einem geistreichen Artikel die „Bervollkommnung“ des allgemeinen Stimmrechts nach rückwärts vorzuschlagen.

Herr Dr. Mülberger glaubt uns vor Ueberschätzung des allgemeinen Stimmrechts warnen zu müssen. Wenn es unter uns Stimmrechts-Enthusiasten giebt,

die es für eine Wünschelruthe ansehen, so lassen wir uns diese Warnung gefallen, aber für die ungeheure Mehrheit von uns ist sie vollständig überflüssig. Wir sind viel zu nüchtern, um nicht eingesehen zu haben, daß wir neben mancher neu eroberten Position auch bereits innegehabte, wenn auch mit relativem Erfolg, wieder verloren, und andere, auf die wir gehofft, nicht gewonnen haben. Im Ganzen aber können wir mit unsern Erfolgen zufrieden sein, und wenn die französischen Socialisten ebenso systematisch das nahezu dreißig Jahre in ihren Händen liegende Stimmrecht ausgebeutet hätten, wie die deutschen während zehn Jahren, so ständen die Dinge heute dort wesentlich anders, und vielleicht würden nicht Tausende unter der heißen Sonne und der Peitsche der Kerkermeister Neucaledoniens elend zu Grunde gehen, andere Tausende als Flüchtlinge in der Fremde umherirren. So weit man einem einzelnen Menschen die Verantwortung für allgemeine Vorgänge überhaupt zuschreiben kann, fällt die volle Verantwortung auf des todtten Proudhon Haupt.

Nach diesen Ausführungen wird es Herrn Dr. Mülberger einleuchten, daß ich die Bedeutung jenes Wahlmanifestes von 1864, das er in dem Februarheft der „Neuen Gesellschaft“, als zur Vorgeschichte der Commune gehörig, abdrucken ließ, mit ganz anderen Augen ansehe wie er.

Und wenn die Haltung eines Menschen bei wichtigen Ereignissen in seiner Vergangenheit einen Schluß rechtfertigt für seine Haltung bei ähnlichen Ereignissen in der Zukunft, welches Prognostikon hätten wir dann dem todtten Proudhon für die Commune zu stellen?

Er würde die Communekämpfer im Stich gelassen haben, wie er die Juniekämpfer im Stich gelassen hat. Er würde in den blutigen Mai-

tagen von 1871 dem „majestätischen Rollen des Donners der Kanonen“ hübsch weit vom Schuß zugehört haben, wie er dies in den Junitagen von 1848 gethan. Und wie er wenige Tage nach der Junischlacht, als kaum das Pflaster von dem Blut der niederlartätigten Arbeiter trocken geworden, viele Tausende gefangener Junikämpfer und Kämpferinnen alle Gefängnisse überfüllten und die grausamste Behandlung Seitens der Sieger erdulden mußten, die Kammer aber als Vertreterin der Bourgeoisie dem Siegestaumel und den Ausbrüchen wildesten Hasses gegen das Proletariat sich hingab, — wie damals Proudhon in die Nationalversammlung schritt und dort feierlich vor den Feinden der Revolution sein Finanzproject über „die Organisation des Credits und der Circulation und Lösung der socialen Frage“ auf den Tisch legte und ihnen seine Annahme empfahl, aber mit seinem confusen Project sich dem Spott vor ganz Frankreich aussetzte*), so würde er nach den Maitagen der Commune wahrscheinlich unter die bluttriefenden Henker in Versailles getreten sein und dort ein ähnliches Project über „die Organisation des Credits und der Circulation und Lösung der socialen Frage“ vorgelegt haben. Die Kammer würde ihn vermutlich mit Hohngelächter empfangen

*) Als ein Zeichen, von welch' maßloser Eitelkeit und welch' niedriger Eifersucht gegen jeden ihm Ebenbürtigen Proudhon besetzt war, diene die Anführung seines eigenen Ausspruchs über seine Stellung in jenen Tagen: „Orgueil ou vertige, je crus que mon tour était venu. C'est à moi, me dis-je, de me jeter dans le tourbillon. — Et de ma banquette de spectateur je me précipitais, nouvel acteur, sur le théâtre.“ „Stolz oder von Schwindel erfaßt, glaubte ich, daß meine Zeit gekommen sei. An Dir ist es jetzt, sagte ich mir, Dich in den Strudel zu werfen. Und als neuer Mitspieler stürzte ich mich von meinem Zuschauersitz auf die Bühne.“ (Conf. Ch. XI.) Diese Zeilen charakterisiren den Mann; er wollte nur auf der Bühne sein, um sich bewundern zu lassen; daß er sich lächerlich und verächtlich machte, begriff er nicht.

haben, — und was die Socialisten dazu gesagt haben würden, brauche ich nicht erst auszusprechen.

Und nicht mehr und nicht weniger als ein solch' confuses Proudhon'sches Project über die Organisation des Credits und der Circulation ist es, auf das Herr Dr. Mülberger anspielt, indem er uns rath, um den Bauern einzufangen, für ihn den Credit „socialistisch“ zu organisiren, damit er auf 3, 2, 1 pSt., warum schließlich nicht auf — „Nichts“, das Proudhon'sche „Nichts“, falle. „Der Bauer ist in dieser Beziehung überaus empfänglich“, sagt er. Warum sollte er auch nicht? Wenn wir dem Kleingewerbetreibenden den 11= und 12procentigen Credit des Schulze'schen Vorschußvereins oder den 15= und 20procentigen Credit des Bucherers auf 5, 3, 2, 1 pSt. und schließlich auf „Nichts“ ermäßigen, vorgelegt nämlich, daß sich ein solch' „socialistisches“ Creditsystem überhaupt herstellen ließe, so würden wir auch den beschränktesten Zunftmeister gewinnen. Das hieße dann das Zwerggewerbe und die Zwergackerwirthschaft verewigen, die Erlösung des Proletariats unmöglich machen, den Culturfortschritt an der Wurzel abschneiden. Das hieße nicht socialistisch-revolutionär, sondern spieß- und kleinbürgerlich-reactionär gehandelt, so sehr sich Herr Dr. Mülberger gegen das „Kleinbürgerlich“ glaubt wehren zu müssen.

Man kann mir selbstverständlich nicht zumuthen, mich hier weiter auf die Widerlegung eines Projectes einzulassen, das der Verfasser selbst nur dunkel andeutet, und dessen wahren Sinn man nur begreifen kann, wenn man weiß, was der Erfinder eigentlich sich darunter gedacht. Mag Herr Dr. Mülberger mit seinem „anarchistisch-socialistischen“ Credit- und Circulationsystem sich uns deutlicher erklären, die Antwort soll dann nicht fehlen.

A. B.

Zur Frage des staatlichen und communalen Gewerbebetriebes.

Heft 9 der „Zukunft“ enthält einen sehr schätzenswerthen Artikel „über den Gewerbebetrieb der Communen“, schätzenswerth zunächst wegen der großen Klarheit, mit welcher diese Frage behandelt ist, sodann aber auch deshalb, weil er neue Gesichtspunkte auf diesem Gebiete eröffnet und zur Discussion über diese noch lange nicht erschöpfend genug behandelte Frage anregt.

Schreiber dieses, der sich lediglich aus letzterem Grunde veranlaßt fühlt, seine Ansicht über den in Rede stehenden Gegenstand auszusprechen, ist mit dem Verfasser des erwähnten Artikels, was den Gewerbebetrieb durch den heutigen Staat anbetrifft, im Großen und Ganzen einverstanden, indem er nämlich gleichfalls der Meinung beitrifft, daß der Klassen- und Militärstaat die Vortheile, welche demselben durch den von ihm geleiteten Gewerbebetrieb erwachsen, nicht zum Besten der Allgemeinheit, sondern zunächst zu seinem eigenen Nutzen ausbeuten wird. Es liegt das zu sehr in der Natur der Sache, als daß es dafür noch eines näheren Beweises bedürfen sollte. Dennoch sollte man sich aber nicht so ohne Weiteres dagegen aussprechen, daß auch schon der heutige Staat gewisse Zweige der Production in die Hand nehme, und zwar wegen eines sehr gewichtigen Umstandes, den der geschätzte Herr Verfasser außer Acht gelassen hat.

Es ist nämlich eine Thatfache, für welche die betreffenden Arbeiterkreise selbst Zeugnis ablegen können, daß die Arbeitskraft des Einzelnen in den vom Staate unterhaltenen Werkstätten niemals in so un-

vernünftiger Weise ausgebeutet wird, wie dies von Seiten des kapitalbesitzenden Privatunternehmers geschieht. Zwar ist es richtig, daß die im Staatsbetrieb beschäftigten Arbeiter und kleinen Beamten pecuniär nicht besser gestellt sind, als die im Dienste eines Privatunternehmers stehenden, allein während die Letzteren neben schlechter Bezahlung auch noch bis auf's Aeußerste angestrengt und ausgenutzt werden, trifft solches bei den Ersteren im Allgemeinen nicht zu. Es wird beim Staatsbetrieb mehr Rücksicht auf die Arbeitskraft des Einzelnen genommen, der Arbeiter kann hier mit einer größeren Ruhe die ihm zugetheilte Arbeit verrichten, während beim Gewerbebetrieb durch Private Alles darauf ankommt, den Lohnsclaven auszupressen und ihn sodann bei Seite zu werfen, um ihn durch einen anderen zu ersetzen, mit dem dann das nämliche Manöver gemacht wird. Es soll damit nicht gerade gesagt sein, daß der Staat aus reiner Humanität jene Rücksichten für das einzelne Individuum übt, es dürfte vielmehr in der Großartigkeit des Betriebes, sowie in dem aristokratischen Charakter der den Staatsbetrieb leitenden obersten Beamten, welche ja außerdem kein direct persönliches Interesse dabei haben, liegen, daß sie nicht mit jener berechnenden Grausamkeit bei der Ausbeutung der Arbeitskraft des Einzelnen vorgehen, wie dies von Seiten unserer, keines großherzigen Gedankens fähigen, Bourgeoisie geschieht.

Eine fernere Thatfache ist es, und es ist dieselbe gewissermaßen die Consequenz der ersten, daß die Arbeiter, die beim

Staatsbetrieb beschäftigt sind, nicht so umhergeworfen werden, wie dies mit den beim Privatbetrieb Beschäftigten der Fall ist. Die Ersteren werden nicht sofort bei eintretendem Arbeitsmangel entlassen, die in diesem Falle entstehende Reserve wird nicht so ohne Weiteres auf's Straßensplaster geworfen; mag dies zunächst auch wieder seinen Grund in Sonderinteressen haben, jedenfalls ist der Arbeiter hier weniger der Laune und Willkür des Arbeitgebers unterworfen. Wir meinen, dies seien doch gewichtige Gründe, welche die Uebernahme des Betriebes gewisser Gewerbe durch den Staat, auch schon durch den heutigen, als wünschenswerth erscheinen lassen könnten, wenigstens dürften die hier angeregten Gesichtspunkte einer Discussion nicht unwürdig sein, und lediglich aus diesem Grunde wollte der Verfasser sie geltend machen.

Was nun den Gewerbebetrieb durch die Communen betrifft, so möchten wir hier den vom Verfasser des oben angezogenen Artikels gemachten Ausführungen fast bedingungslos beitreten, gleichzeitig aber auch der Redaction der „Zukunft“ Recht geben, daß in der allmählichen Uebernahme des Wirtschaftsbetriebes durch die Gemeinden, unter gleichzeitiger Demokratisirung der communalen Einrichtungen, die sicherste Gewähr für eine durchaus friedliche Lösung der socialen Frage liegt. Aber gerade auf diese Demokratisirung kommt es an und wir halten es daher für die Pflicht aller Anhänger des demokratischen Socialismus, sich an jeder Communalwahl in umfassendster Weise zu betheiligen. Wir wissen, es giebt heute noch Viele unter unseren Anhängern, welche meinen, die Socialdemokratie müsse sich gegenüber den städtischen Wahlen passiv verhalten, so lange, als nicht auch hier das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht mit geheimer Abstimmung eingeführt sei. Diese Ansicht ist durchaus falsch. Wenn auch die Schwierigkeiten, welche uns bei den Communalwahlen in

Folge des reactionären Klassen-Wahlgesetzes entgegentreten, unendliche sind, so sind doch alle Diejenigen, welchen ein Recht, sich an diesen Wahlen zu betheiligen, zusteht, verpflichtet, von diesem Recht Gebrauch zu machen. Es muß die Art dem morschen Baum des Vorrechts an die Wurzel gelegt werden; zwar wird er nicht auf den ersten Hieb fallen, aber er wird fallen, wie er ja thatsächlich schon in vielen Städten unter den wuchtigen Hieben der Unseren hat sinken müssen, indem es gelang, Anhänger des Socialismus in die Stadt-Vertretung zu bringen. Dies möge man wohl berücksichtigen; man wird so am besten die Gegner davon überzeugen können, daß ihr Verede von der Anwendung der rohen Gewalt bei Durchführung der socialdemokratischen Ideen eitel Phrase ist, und daß wir dieser rohen Gewalt, zu der man die Arbeiter, besonders in neuerer Zeit wieder, so gern drängen möchte, durchaus nicht zur Verwirklichung unserer Ideen bedürfen, daß sich vielmehr alle gesellschaftlichen Einrichtungen auf die friedlichste Weise zu unsern Gunsten umwandeln lassen, und daß, sollte einmal eine gewaltsame Explosion des angehäuften Zündstoffes erfolgen, nur Diejenigen dafür verantwortlich zu machen sind, welche durch ihr Uebelwollen den Anlaß dazu gegeben haben.

Es könnte schon jetzt eine große Anzahl von Verbrauchsgegenständen durch den Communalbetrieb hergestellt werden; und da dieser Betrieb auf viel rationellere Weise vor sich gehen könnte, so würden die Ausgaben der Communalverwaltung dadurch um ein Bedeutendes verringert werden*), was wiederum für die Steuer-

*) Ohne eine Preiserhöhung der erzeugten Producte könnten die Communen aus der Uebernahme der Gewerbebetriebe bedeutende Einnahmen erzielen, nur durch die bessere und billigere Organisation beim Gewerbebetrieb und den Wegfall des Zwischenhandels.

zahler eine bedeutende Erleichterung sein würde. Je mehr demokratische Elemente aber in den städtischen Verwaltungskörper kämen, desto mehr würden die hier hervorgehobenen Vortheile und Erleichterungen der Allgemeinheit zu Gute kommen, und das ist es, wonach wir streben müssen und worauf wir hiermit aufmerksam gemacht haben wollen.

Wir können darauf verzichten, diejenigen Produktionszweige hier nochmals aufzuführen, auf welche sich der Gewerbebetrieb durch die Communen zunächst zu werfen hätte, da dies ja schon von dem Verfasser des ersten Artikels genügend ge-

schehen ist. Auch wir sind aber der Meinung, daß, wenn unsere Partei einmal so weit ist, ein Wort bei der Verwaltung des Staates mitreden zu können, daß dann bei einem bereits vorhandenen weitverzweigten Staatsbetrieb die socialistischen Principien viel eher verwirklicht werden können, als wenn dieser Staatsbetrieb erst ganz neu geschaffen werden soll. Möge man daher die angeregte Frage der Inangriffnahme des Gewerbebetriebes durch Staat und Gemeinde unter den heutigen Verhältnissen nach allen Seiten erwägen, dann wäre der Zweck dieser Zeilen erreicht! B—d.

Zur wirthschaftlichen Krisis.

I.

Z.— In gewissen für höhere Schulklassen bestimmten Rechenlehrbüchern findet man die Aufgabe, zu calculiren, ein wie großes Kapital entstanden wäre, wenn Jemand zu Beginn unserer Zeitrechnung einen Pfennig zu 5 pCt. Zinsen ausgeliehen und er und seine Erben Zins und Zinseszins unaufhörlich und ohne Abzug bis zum heutigen Tag aufgehäuft hätten. Wenn wir uns recht erinnern, ergiebt die Rechnung einen Geldwerth, der mehreren Erdkugeln von reinem Golde entsprechen würde. — Dieses Rechenexempel illustriert recht schlagend jene naive, von der liberalen Dekonomie aber nicht unabsichtlich gehegte Anschauung, als sei das auf Zinsen angelegte Kapital ein fabelhaftes Ding, das sich von selbst vermehre, spontan wachse, und zwar in unendlicher Progression, ohne absehbare Grenze. Wäre diese Ansicht nicht so sehr verbreitet, übte sie nicht ihren geheimen Einfluß bis hinauf in diejenigen Kreise, welchen als Unternehmern, Staatsmännern, Schriftstellern die Leitung der wirthschaftlichen Angelegenheiten obliegt, so müßten, trotz aller Interessen, die durch diese Erkenntniß vielleicht verlegt werden, die wahren Ursachen der Ueberproduction und der nun bereits fünf Jahre dauernden industriellen

Krisis schon längst deutlich und allgemein bekannt sein.

In Nr. 6 dieser Blätter befand sich ein trefflicher Artikel, welcher, man kann sagen, mathematisch nachwies, wann und wie Ueberproduction entsteht. Die Kapitalisten kaufen sich Arbeitskräfte und lassen alle möglichen Waaren zum Verkauf produciren. Dem Arbeiter geben sie durchschnittlich nur soviel, daß er seinen gewohnheitsmäßigen Lebensunterhalt bestreiten kann; würden sie ihm mehr bezahlen, so wäre der Zinsgenuß ihres Kapitals geschmälert: denn diese Zinsen entspringen ja aus dem Unterschiede zwischen dem Preis der Arbeit und dem Preis der verarbeiteten Waaren. Wer soll nun aber diese Waaren kaufen? Wenn die Arbeiter z. B. nur die Hälfte des Waarenpreises oder weniger bekommen, so können sie höchstens die Hälfte für sich verbrauchen; die Kapitalisten aber wollen oder können nur einen gewissen Theil des ihnen zugefallenen Einkommens verwenden, den anderen legen sie productiv an. Sie lassen Eisenbahnen, Fabriken u. s. w. bauen und verwenden so den Rest der von ihnen selbst und den Arbeitern nicht consumirten Waaren als Lebensunterhalt für die bei den productiven Unternehmungen beschäf-

berartige Engagements einlassen. „Die Geldverleiher“, sagt Laveleye, „d. h. England, Frankreich, Holland und allgemeiner alle Diejenigen, welche mit ihrem überflüssigen Kapital Handel treiben, nachdem sie die internen Bedürfnisse befriedigt haben, — wollten [mit dem Beginn der 1873er Krise] „ihr Geld wiedersehen“, trotz den Enttäuschungen und den Schlägen, unter denen sie beim Vollzug dieses Actes seufzen mußten.“*) Der Eifer und die Enttäuschungen waren dabei so groß, daß sie sich nicht mit der gemachten Probe begnügten; sie bedurften mehr. Eine neue Art von Geiz kam über sie: der Anblick ihrer Schätze fesselte sie und ließ sie vergessen, daß die Function ihres Kapitals darin besteht, zu circuliren und circulirend zu produciren. So auf der einen Seite, bei den borgenden Ländern, Stillstand der Arbeiten, da das Umlaufskapital ihnen entzogen war; auf der andern Seite, bei den Ausleihern, eine Ueberfüllung mit disponiblen Kapital, das dem Auslande verweigert wurde und im Inlande, wo ein reichliches Umlaufskapital schon existirte, keine Verwendung finden konnte.“

Wir müssen hier den Verfasser unterbrechen; er vergißt zu erwähnen, daß auch im Inlande beträchtliche Kapitalien zurückgezogen wurden; einmal aus dem allgemeinen Grunde, daß die Kapitalbesitzer, ängstlich geworden, den Credit einschränkten, sodann weil eben durch die von uns angeführten Gründe der Ueberproduction in den verschiedenen Ländern, auch in denjenigen, die, wie Deutschland, gerade keinen großen Kapitalüberfluß haben, die productive Arbeit zum Theil sich als unproductiv erweisen mußte; und das um so mehr, wenn sie bei Erzeugung ihrer Waaren noch außerdem auf den Absatz nach den Ländern angewiesen waren, denen der Credit gekündigt wurde.

Es ist nun leicht einzusehen, daß die Krisen immer heftiger und anhaltender werden müssen. Das Kapital wächst fortwährend; je größer dasselbe ist, desto weniger sind die Besitzer desselben im Stande, das Einkommen aus demselben wirklich zu consumiren; desto mehr häufen sie es deshalb in Form von Gold und Silber auf oder consumiren es in un-

productiven Anlagen. Auf der anderen Seite werden sie bei jeder eintretenden Krise vorsichtiger im Geldausleihen und verlängern so die Arbeitsstockungen immer mehr. — Indessen scheint es bei der jetzigen Krise noch besondere Gründe zu geben, welche veranlassen, daß das Kapital in größerem Maße wie bei früheren Gelegenheiten sich ansammelt, ehe es den neuen Feldzug beginnt.

Herr v. Laveleye führt dies darauf zurück, daß wir am Ende jener industriellen Epoche stehen, welche durch die Anwendung der Dampfkraft und Electricität auf den Verkehr in's Leben gerufen wurde. Die Erfindung des Dampfschiffes, der Locomotive, des electrischen Telegraphen hat es seit 40 Jahren möglich gemacht, eine große Anzahl productiver Anlagen zu schaffen. Jede Erfindung, welche neue Bedürfnisse erweckt, wirkt der Ueberproduction entgegen. Diejenigen, welche in der Lage sind, neue Bedürfnisse nach Gefallen zu befriedigen, werden nicht zögern, einen größeren Theil ihres Einkommens consumtiv anzulegen; bei denen, welche es nicht im Stande sind, werden neue Wünsche rege, und bei passender Gelegenheit setzen sie wohl eine geringe Erhöhung ihres standard of life durch.

So hat man während der letzten 40 Jahre Europa und Amerika mit einem Eisenbahnnetz bedeckt, hat Telegraphen und Kabel angelegt, große Kanäle und Tunnel gegraben u. s. w. Es bleibt in Europa in dieser Beziehung nicht mehr sehr viel zu thun, auch in Amerika nicht, wo man schon sehr bedeutende Kapitalien auf unrentable Eisenbahnen verwandt hat. Man kann, meint Laveleye, seine Augen auf China und Japan werfen und diese Länder mit den Hilfsmitteln der Production und des Verkehrs versehen. Man kann den Isthmus von Darien durchstechen. Man kann die Landeisenbahn nach Indien durch Persien bauen. Man kann in's Herz von Afrika eindringen und das Cap, Natal und Transvaal versorgen. Man kann Australien mit inneren Communicationswegen durchziehen. „Man kann noch andere Unternehmungen versuchen; aber wenn man ermißt, was sich mit den Hilfsmitteln von England, Belgien, Frankreich, Preußen, den Vereinigten Staaten ausrichten ließe, so wird man uns zugeben, daß der Antheil eines Jeden sehr bescheiden sein und Kapital und Industrie nicht lange in Athem halten

*) In den meisten Fällen war das Seufzen recht überflüssig. Viel mehr Anlaß dazu hätten die auf's Pflaster geworfenen Arbeiter gehabt.

Ann. d. Refer.

wird. . . . Wir werden uns wohl hüten, zu behaupten, daß der Fortschritt sein letztes Wort gesprochen habe, und daß nach den Eisenbahnen, den Telegraphen, den Häfen und den Docks, den Pferdebahnen und Markthallen die Ingenieurkunst nicht noch ein Mittel finden sollte, in nützlicher und fruchtbringender Weise neue Kapitalien auszugeben. Aber wir glauben behaupten zu können, daß das westliche Europa, nachdem es sich 1873 gesammelt, seine Kräfte concentrirt hat, sich dem Unbekannten gegenüber befindet. . . .“ In der That sind es gerade die liberalen Wirthschaftspolitiker, welche sich im Dunkel über Das befinden, was die wirtschaftliche Zukunft bringen wird; sie sind es, nicht die Socialdemokraten, die das Volk „dem Ungewissen in die Arme treiben.“ — Uebrigens malt Laveleye, das kann man zugeben, etwas zu schwarz; das ist auch die Ansicht einiger anderen Oekonomen, deren Recensionen seiner Zeitungsartikel er diesem Abdruck anhängt. Es steht zu vermuthen, daß in einiger Zeit das Kapital sich wieder lebhaft auf Unternehmungen wirft, die sich späterhin allerdings theilweise als unrentabel herausstellen. Nichtsdestoweniger wird wahrscheinlich der Kapitalüberfluß noch lange andauern. Herr de Laveleye und mit ihm einer seiner Recensenten, Paul Leroy-Beaulieu, sind der Ansicht, die Folge davon werde eine allgemeine Herabsetzung des Zinsfußes sein. Seither warf das Kapital, sagt Laveleye, folgenden Ertrag ab:

3—4½ pCt. bei ungewisselhaften Sicherheiten von erstem Range;

4½—6 pCt. bei reellen Sicherheiten zweiten Ranges;

6—8 pCt. für industrielle Anleihen und Commanditirungen;

8—10 pCt. für gewagte industrielle, finanzielle und speculative Unternehmungen.

In einer zukünftigen Periode, deren Länge sich nicht absehen ließe, meint Laveleye, würden diese Procentsätze herabgehen — auf 3, 4½, 6, 8 pCt.

Soweit Herr v. Laveleye. Derselbe stellt seine Untersuchungen im Hinblick auf die kapitalistischen Interessen an; fügen wir denselben noch ein paar Worte im Hinblick auf die Nicht-Kapitalisten zu und knüpfen wir an die zuletzt angeführten Ziffern an.

Wir sprachen oben den Satz aus, daß das Einkommen aus Kapital aus der Differenz zwischen dem Einkaufspreis und

dem Verkaufspreis der Waaren — zu denen leider auch die menschliche Arbeitskraft gehört — entspringt. Der Verkaufspreis *) einer Waare wird zwischen den Kapitalisten und den Erzeugern der Waare getheilt. Steigt der Antheil der Letzteren, so zeigt sich das (unter sonst gleichen Umständen) an einem Herabgehen der allgemein üblichen Zinsrate. Ein solches Herabgehen bedeutet aber nicht immer eine Erhöhung des Arbeiterantheils. In dem uns vorliegenden Falle geht die durchschnittliche Zinsrate nicht herab, weil etwa der Antheil des Arbeiters an den producirten Gütern größer geworden wäre, sondern weil es dem Kapital schwerer fällt, productive Anlagen zu finden. Wenn der Besitzer eines Kapitals, von dem er früher ½ pCt. Zinsen monatlich gewann, dasselbe jetzt 2 Monate unbenutzt liegen läßt — die Fabrik steht leer, die Waggonen füllen die Bahnhöfe, die Häuser sind unbewohnt — und die übrigen 10 Monate monatlich wie früher ½ pCt. „verdient“, so hat er früher 6, jetzt aber nur 5 pCt. „gemacht“; der Arbeiter dagegen, wenn der Lohn derselbe geblieben und nicht etwa durch das große Angebot von Arbeit gefallen ist, hat jetzt nur ⅓ der früheren Einnahme. Für die Kapitalisten käme es nun freilich auf dasselbe hinaus, wenn sie das ganze Jahr arbeiten ließen, aber die Consumtionsfähigkeit der Arbeiter um so viel erhöhten, daß dieselben ihnen die Producte abkaufen könnten, die sie in den zwei Monate herstellen ließen.**). Daß sie aber eine solche Einrichtung träfen, dazu fehlt es ihnen an Allem: an der Einsicht, an dem guten Willen und selbst an der Möglichkeit der Ausführung unter dem System der freien Concurrenz.

*) Die Preise richten sich im Allgemeinen nach dem Quantum menschlicher Durchschnittsarbeit, das bei dem Stande der Technik nothwendig ist, die Waare zu erzeugen, d. h. die allgemein menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit ist der Hauptfactor der Preisbestimmung. Marx nennt ihn daher geradezu denjenigen, der den Werth der Waaren bestimmt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man jedoch unter Werth den ortsüblichen Preis der Dinge, der von dem Marx'schen Werthe oft bedeutend abweicht.

**). Angenommen, das stehende Kapital der Arbeitgeber betrüge 500 Mark, die monatlich verbrauchten Rohstoffe zc. kosteten 800, die monatlich gezahlten Löhne 195 Mark, der Waarenerlös wäre 500, so erhalten in

Wie sehr die Einsicht mangelt, zeigt sich darin, daß sogar hochgestellte Beamte und gut redigirte Zeitungen die Herabsetzung der Löhne als das richtige Mittel, der Krise Einhalt zu thun, anpreisen. Nun kann zwar, das soll nicht bestritten werden, in einem beschränkten Zweig der Production eine Lohnerniedrigung (so lange sie nicht so weit geht, daß die Arbeiter an Arbeitskraft verlieren, was fast immer der Fall sein wird,) auf kurze Zeit anregend wirken: der bestimmte Artikel wird billiger geliefert und dadurch die Nachfrage gesteigert werden. Dagegen sind die den Artikel fabricirenden Arbeiter um so weniger consumtionsfähig geworden und helfen so nur die allgemeine Ueberproduction vergrößern. Leider wird das immer noch nicht begriffen, so mathematisch klar es auch auf der Hand liegt. — Daß bei Denen, die die Einsicht haben, der gute Wille fehlt, läßt sich zwar nicht beweisen, ist aber sehr wahrscheinlich; übrigens würde der gute Wille auch nicht helfen können; denn es mangelt, wie gesagt, die Möglichkeit der That. Der einzelne Fabrikant kann der Ueberproduction nicht entgegenwirken, er würde, wenn er nach dem in der Note angegebenen System verfahren wollte, in einer Periode der Absatzstodung sich sehr bald ruinieren. Zwar wird die erhöhte Consumtionsfähigkeit der von ihm beschäftigten Arbeiter der Ueberproduction im Allgemeinen etwas entgegenwirken, aber in seiner Fabrik würde er keinen Unterschied merken, und nur einen so geringen Bruch-

10 Monaten die Arbeiter 1950 Mark, die Kapitalisten 50. Von den 5000 M. Waaren werden 3000 zur Anschaffung von Rohstoffen neu verausgabt, die übrigen 2000 müssen von den Kapitalisten und den Arbeitern verzehrt werden. Würde das ganze Jahr gearbeitet, so hätten die Kapitalisten 60 Mark zu consumiren; vermögen sie aber nicht mehr als 50 zu verbrauchen, so stehen in Folge der Ueberproduction die Fabriken 10. 2 Monate leer. Sie würden nun gar keine Schmälerung ihres Einkommens haben, wenn sie das ganze Jahr arbeiten ließen, anstatt 195 Mark aber 195 $\frac{1}{6}$ monatlich an Arbeitslohn zahlen würden. Es betrüge nämlich dann die jährliche Waaren-erzeugung 6000 Mark, wovon 3600 für Rohmaterialien, Abnutzung des stehenden Kapitals 10. verbraucht werden. Die Arbeitslöhne machen jetzt 2850 Mark aus, der Antheil der Kapitalisten 50; es tritt demnach, wenn beide Theile ihr Einkommen verzehren, keine Ueberproduction ein. Verloren hat dabei Niemand, gewonnen hat der Arbeiter.

theil seiner Waaren mehr verkaufen, daß derselbe verschwindend wäre. — Das ist die Wirkung der „freien Concurrenz“.

Um diese Krisen, die aus dem Mißverhältniß von Production und Consumption entspringen, zu beseitigen, dazu giebt es nur ein Mittel, Regelung der Production nach der Consumption und Ausgleichung der Consumtionsfähigkeit der verschiedenen Klassen, d. h. den demokratischen Socialismus.

Wir haben das „und“ hervorgehoben, denn man ist in manchen Kreisen der Ansicht, daß schon eine Regelung der Production nach der Consumption, ohne die Erhöhung der Consumtionsfähigkeit in den arbeitenden Klassen, die Absatzstodungen und Krisen beseitigen würde. Regelung der Production läßt sich stricte nur durchführen, wenn die ganze Industrie und der Handel unter staatlicher Leitung oder doch einer solchen Aufsicht stehen, die einer Leitung gleichkommt. Es würde dann nur Das und Soviel producirt, als voraussichtlich gebraucht wird. Trotzdem ist auch hier beträchtliche Ueberproduction und Arbeitslosigkeit nicht ausgeschlossen, so lange nicht gleichzeitig die Einkommen gleichmäßig vertheilt werden. Würde man nämlich den Kapitalisten — mögen dieselben noch als selbstständige Arbeitgeber, jedoch mit staatlicher Bevormundung existiren, oder vielleicht als hoch besoldete Beamte in Staatsdienst übergetreten sein — ihr unverhältnißmäßiges Einkommen lassen, sind einerseits Schwankungen in der Nachfrage nach den Consumartikeln nicht zu vermeiden, andererseits die Gefahr von Arbeitslosigkeit nicht ausgeschlossen. Zwar wird bei den reichen Leuten weniger Neigung sein, ihr Einkommen nur theilweise zu verzehren, wenn sie gar keine Aussicht haben, den Rest „productiv“ anzulegen; trotzdem dürfte es viele Leute geben, die ihr Einkommen lieber zu einem großen Vermögen auffammelten, als aufbrauchten. Würde nun dieses Einkommen in der Form von papiernen Anweisungen ausbezahlt, so wären halb große Mengen von Arbeitern überflüssig. Dem könnte man entgegenwirken, wenn es nur Geld aus edlen Metallen gäbe*); die Arbeiter hätten sich dann mit der Münzproduction zu be-

*) Dies wäre indeß nicht mehr Regelung der Consumption nach der Production zu nennen, sondern käme einem Consumtionsbefehl gleich.

schäftigen! Doch malen wir diesen plutokratischen Socialstaat nicht weiter aus: er ist, seiner Ungerechtigkeit wegen, ja doch ein Ding der Unmöglichkeit. Je mehr der Staat die Aufsicht und Leitung der Industrie übernimmt, desto leichter wird eine gerechte Vertheilung der Güter, und desto eher wird ihre Nichtigkeit und leichte Durchführbarkeit im Volke eingesehen werden. Der Volksstaat aber wird die Absatzkrisen und Arbeitslosigkeit definitiv aus der Welt schaffen. Das gleichmäßig mittlere Niveau der Einkommen wird bewirken, daß weder einzelne Klassen große Summen aufsparen, noch daß sehr bedeutende Schwankungen in der Nachfrage eintreten können. Zeigt sich mehr Nachfrage nach Arbeit, so wird man einen Theil des Einkommens zu productiven

Anlagen verwenden; allerdings verpflichtet man sich dadurch auch zu größerer Consumption. Wenn es häufiger vorkommen sollte, daß einzelne Individuen größere Summen von Werthanweisungen für geleistete Arbeit aufhäufen, ohne sie jemals zu consumiren, wodurch freilich auch hier Absatzkrisen — allerdings in nur ganz geringem Umfang — eintreten müßten, so giebt es ja verschiedene Auswege, diesem Uebel entgegenzuwirken, z. B. indem man die Anweisungen nach bestimmter Zeit, etwa 99 Jahren, verfallen läßt. Doch dürften derartige Maßregeln kaum nöthig sein, weil im socialistischen Staate nicht nur die Möglichkeit, sondern auch fast alle jene psychologischen Motive wegfallen, welche heutzutage zum Anammeln von Reichthümern anspornen.

Recensionen.

Dr. Meinig. Der Socialismus und unser täglich Brot (Leipzig, Wigand, 1878. 36 S.)

Dieser Vortrag ist zwar antisocialdemokratisch (— Neues gegen unsere Theorien bringt er nicht vor —), kommt aber zum Schluß zu Vorschlägen, die trotzdem einen etwas socialistischen Beigeschmack haben. Sie betreffen die Beschaffung von billigen Nahrungsmitteln in Zeiten der Noth und Thenerung und verlangen hierzu Staatshilfe in vertriebsloser Form. z. B.: „Da nach den Untersuchungen arbeitslose und schlechte Zeiten merodisch wiederkehren“ hienach ist aber doch nur die heutige Productionswerte

und Einkommensvertheilung Schuld, „so wünschen wir, daß der Staat eine Steuer einführt, vielleicht eine Börsenbesteuerung, und damit einen Fond gründet, aus welchem in Zeiten der Noth Getreideaufkäufe besorgt und Kornmarken unter die Bedürftigen vertheilt werden können.“ — Im Ganzen sind die Vorschläge etwas unklar und zum Theil veraltet (offenbar schweben dem Verfasser Cobden'sche Ideen vor); wir wollen uns deshalb mit einer Discussion derselben nicht einlassen, sondern nur constatiren, daß Herr Meinig selbst von keinem bloß humanitären Standpunkt ohne „Staatshilfe“ nicht auskommen zu können glaubt.

Verichtigungen.

Im H. 1. S. 33. in der Zusammenfassung nach der Tabelle nach der Zeit der ungenutzten Arbeitskräfte mit 40 mit 1000 u. s. w. ungenutzten Arbeitskräfte mit 40, 20 u. s. w. der Tabelle richtig angegeben. 1890 u. s. w. richtig.

Das Reichs-Gesundheitsamt und sein Programm

vom socialistischen Standpunkt beleuchtet.*)

Es ist eine dem ruhigen Beobachter sich mit jedem Tage mehr aufdrängende Wahrnehmung, daß in dem Maße, wie die Gesellschaft in ihrer Entwicklung fortschreitet und neue Culturbedürfnisse sich herausstellen, die herrschende und leitende Klasse, ohne es zu wollen, und ohne es zu ahnen, indem sie diese zu befriedigen sucht, dem Socialismus in die Hände arbeitet. Und mehr noch als das. Bereits hat die Wissenschaft auf den verschiedensten Gebieten eine Reihe von Postulaten als nothwendig zu lösende im Interesse des Gemeinwohls aufgestellt, deren reelle und ganze Lösung unter den vorhandenen Zuständen wirklich unmöglich ist.

Da treibt und drängt es z. B. auf den weiten Gebieten des Erziehungswesens nach Umgestaltungen von Grund aus; jede kleine Reform, die vorgenommen wird, läßt nur immer mehr den tiefen Zwiespalt zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, erkennen, und kaum ist die Reform vorgenommen, so zeigt sich, daß alle darauf gewandten Opfer an Zeit, Mühe und materiellen Mitteln fast nutzlos gebracht worden sind, weil sie den beabsichtigten Zweck verfehlten oder nur halb erreichten.

In gleicher Weise machen sich mit jedem Tage steigende Ansprüche an Staat und Commune in Bezug auf eine Menge von Annehmlichkeiten, Bequemlichkeiten und Lebensnothwendigkeiten geltend, die ohne große, zum Theil gewaltige Opfer gar nicht zu verwirklichen sind, und die auch meist nicht verwirklicht werden können, weil bereits das Maß von Opfer-

fähigkeit, wie es die gegenwärtige Gesellschaftsorganisation allein ermöglicht, nämlich in der Form von Selbststeuern, nahezu das höchste Maß und die äußerste Grenze erreicht hat.

Wie soll es auch nur noch auf eine Reihe von zwanzig bis fünfundsiebenzig Jahren hinaus möglich sein, alle die von Jahr zu Jahr sich steigenden Opfer zu bringen, die das Reich, der Einzelstaat, die Commune, eine ganze Reihe anderer Verbände, denen der Einzelne in Rücksicht auf gewisse Lebenslagen angehört und angehören muß, verlangen? wie Krankenkassen, Sterbekassen, Feuerversicherungen, Lebensversicherungen, Partei- und Berufsverbände u. s. w. Daneben machen sich bis in den entferntesten Winkel des Landes und in das abgelegenste Dorf im Leben jedes Einzelnen Bedürfnisse geltend, die er früher nicht gekannt. Der beschränkteste Bauerssohn, der nach dreijähriger Dienstzeit aus der großen Stadt, aus den neuen, mit großartigen technischen Verbesserungen ausgestatteten Kasernen in seine heimatliche Einöde zurückkehrt, kommt mit Gedanken, Ideen und Anregungen, die nicht mehr zu seiner Umgebung passen und ihn unzufrieden machen. So wirkt selbst der culturfeindliche Militarismus, dessen enorme Kosten so vieles Nützliche zu schaffen verhindern, revolutionirend und sich selbst untergrabend. Jede neue Eisenbahn wirkt als Ideen- und Bedürfnisverbreiterin und bringt Hunderttausenden den Widerspruch zwischen Wollen und Können zum Bewußtsein. Und steigert sich diese Schwierigkeit, Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen, nicht noch bedeutend durch die unlängbare Thatsache, daß heute mehr als in einer früheren Periode die Unsicherheit und das Schwanken des Erwerbs zunimmt?

*) Nachstehender Artikel ist vor den Beratungen über den Etat des Reichs-Gesundheitsamts im Reichstage verfaßt. Die Red.

sei es durch äußere Störungen, wie Kriege, die in demselben Maße sich vermehren, als die stehenden Heere wachsen; durch Revolutionirung ganzer Erwerbszweige in Folge neuer Maschinen und verbesserter Arbeitsmethoden, die Unruhen und Umwandlungen erzeugen und in demselben Maße wachsen müssen, wie immer größere Kapitalien in den Händen der Concurrenten sich gegenüberstehen und den gegenseitigen Vernichtungskampf führen; endlich aus diesem socialen Ringkampf sich ergebende Krisen, die massenweise die mittleren Schichten der Gesellschaft in die Proletarierreihen schleudern und aus dem Widerspruch gewohnter höherer Lebensansprüche mit der Unmöglichkeit, sie zu befriedigen, den revolutionären Haß erzeugen, der den des Proletariats von Geburt noch weit übertrifft!

Und welches Bild zeigt uns unser politisch-parlamentarisches Leben? Seit vollen zehn Jahren wird im Reichstag und allen Landtagen mit höchster Dampfkraft gearbeitet, Gesetze und Verordnungen drängen sich und überfluthen uns in einer Fülle, daß selbst dem heißblütigsten Bureaukraten warm wird und er mehr als einmal im Stillen den Göthe'schen Vers recitiren mag:

Von dem Allem wird mir so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Und ist die allgemeine Lage durch all diese Gesetze und die zum Theil bedeutenden Veränderungen und Verbesserungen, die sie in der äußeren Gestalt der Gesellschaft und des Staates schufen, etwa besser geworden? Ist die allgemeine Unzufriedenheit, das Gefühl der Unsicherheit und des Im-Dunkeln-Lappens nicht im Steigen und größer als je? Niemand wird das läugnen können.

Und warum? Weil alle diese Veränderungen — wie schon angedeutet — nur die Oberfläche treffen, weil alle einschneidenden, gründlich reformirenden Acte ängstlich vermieden werden. Die steigende Unzufriedenheit und drohende Stimmung von unten schreckt die herrschende Klasse zurück, weil sie vor etwas ihr Unbekanntem, Undefinirbarem steht; die ebenfalls vorhandene Unzufriedenheit in den oberen Schichten selbst, welche die bisherigen Umwandlungen zum Theil aus festen Lebensgewohnheiten und Stellungen herausgerissen hat, zum Theil darin be-
droht, veranlaßt die gegenseitige Be-

kämpfung unter sich, schwächt ihre Widerstandskraft nach unten und veranlaßt sie gleichwohl wieder, wo es irgendwie geht, auf Standesinteressen und Gewohnheiten gegenseitig ängstlich Rücksicht zu nehmen. Die Folge davon ist, daß unsere Gesetzgebung aus lauter Halbheiten besteht, daß nicht ein einziges Gesetz existirt, in dem ein Grundgedanke rein zum Ausdruck und zur Durchführung gekommen wäre; und der Fluch aller Halbheit ist, nach keiner Seite zu befriedigen, die gehegten, aber unerfüllt gebliebenen Wünsche nicht zu unterdrücken, sondern erst recht hervorzulocken und so jenes disharmonische Concert zu erzeugen, das die gegenwärtige Lage uns bietet und jedem Reichsfeind die helle Freude bereiten muß.

Die liberalen Zeitungen haben schon oft unter dem Druck des allgemeinen Mißbehagens geklagt: unsere Zeit habe keinen Beruf zur Gesetzgebung; aber über das „Warum“ sind sie sich nie klar geworden. Es ist mit einem Satz ausgesprochen: es ist der klaffende Klassen Gegensatz, der das verhindert, und die Verschiedenartigkeit der Interessen innerhalb der Fractionen der herrschenden Klasse selbst, von denen keine, in Folge der Feindschaft der Massen gegen sie, stark genug ist, unumschränkt die Herrschaft über die anderen an sich zu reißen.

Dieser Zustand wird auch nicht besser dadurch, daß man, wie der kluge Herr Dr. Bamberger, Vertreter für Bingen im Reichstag, vorschlägt, das allgemeine Stimmrecht „vervollkommnet“, indem man die Wahl von Socialisten möglichst verhindert. Das sind so alte Weibermittel, um Herrn Bamberger's eigenes Wort zu gebrauchen, die gar nichts nützen, wohl aber sehr viel Schaden können, und die nur die Verlegenheit und Rathlosigkeit selbst so geschickter und scharfsinniger Leute, wie Herr Bamberger, documentiren. Im preußischen Abgeordnetenhaus, das gegen das Eindringen der Socialdemokraten durch das „elendeste und verwerflichste“ Wahlsystem (siehe des Reichskanzlers Ausspruch im Norddeutschen Reichstag 1867) gefeilt ist, ist dieselbe Confusion und Unfruchtbarkeit aller Anstrengungen vorhanden und vielleicht noch mehr wie im Reichstag; die Versailler Kammer, die einstweilen auch noch von Socialisten deutschen Schlages verschont ist und für die Purificirung des revolu-

tionären Paris so gründlich gesorgt hat, hat ganz ähnliche Erscheinungen zu verzeichnen, und ebenso Italien und Oesterreich. Nur tiefe und allgemeine Ursachen bringen solche allgemeine Wirkungen hervor, und nur ein beschränkter Gesichtskreis kann die Wirkungen für die Ursachen verantwortlich machen und glauben, die letzteren durch künstliche, scheinbare Unterdrückung der ersteren heilen zu können.

Wahrhaftig, die Gesellschaft befindet sich in Widersprüchen, die auf ihrem eigenen Boden gar nicht mehr zu lösen sind, an deren Lösung sie aber dennoch sich fortgesetzt abarbeiten und abringen wird, weil sie, soweit es sich um die herrschenden Klassen handelt, und diese repräsentiren einstweilen allein die Gesellschaft, keine Kenntniß ihrer Widersprüche hat, und an dem Tage, wo sie diese Kenntniß erlangte, sich wie die Sphinx in den Abgrund stürzen müßte. Sie hätte ihr eigenes Räthsel gelöst.

Aber die Entwicklungsgesetze der Menschheit lassen, bevor sie nicht auf der letzten Stufe ihrer Vollkommenheit und am Ende ihrer Vollendung angekommen ist, keine Selbstvernichtung zu, und so wird in demselben Grade, wie die alte Gesellschaft an für sie unlösbaren Aufgaben sich abmüht, die neue Gesellschaft, gleich einem jungen Riesen, neben ihr emporenwachsen und, seine schwach gewordene Vorgängerin mit kräftigem Arm bei Seite schiebend, spielend die Aufgaben lösen, an denen jene mit ihrer alternden Kraft sich vergeblich abgemüht. Solche und ähnliche Gedanken stiegen in uns auf, als wir vor einigen Tagen das Schriftstück Nr. 13 der Reichstagsacten durchgestöbert, das der mühselig und beladene Bote des heil. Stephan uns in unsere stille Klausel überbracht.

„Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ hören wir manchen braven Reichsfeind zweifelnd fragen, und wir sind keineswegs geneigt, diesen Zweifel ohne Weiteres niederzuschlagen. Aber auch eine blinde Henne findet mitunter ein gutes Korn, und warum soll also nicht auch das heilige Deutsche Reich, nachdem es uns schon so viel Aerger und Kosten bereitet, nicht auch einmal Geburtshelfer — aber auch nicht mehr — bei einem guten Wert sein? Ob das Kindlein unter seiner Pflege groß wird und die Hoffnungen erfüllt, die namentlich sein Vater, und wohl mit Recht, von ihm hegt, ist eine

andere Frage, die wir in Rücksicht auf die winzige Stelle, die es in dem umfangreichen Etat des Reichs bis jetzt angewiesen bekommen hat, keineswegs mit „Ja“ beantworten wollen.

Wir sprechen, wie schon die Ueberschrift dieses Artikels besagt, vom Reichs-Gesundheitsamt und speciell von einer Denkschrift über die Aufgaben und Ziele des Reichs-Gesundheitsamts, welche die erwähnte Nr. 13 der Reichstagsacten bildet, und welche der Leiter des Reichs-Gesundheitsamts, Dr. Strud, verfaßt hat. Besagte Denkschrift umfaßt achtzehn große Quartseiten und enthält das Programm ihres Verfassers, mit dem wir von Anfang bis Ende vollständig übereinstimmen. Sicher ein zwischen einer Reichsbehörde und einem Socialdemokraten bisher ganz unerhörter Fall.

Dr. Strud hat allerdings — und das erklärt unsere Uebereinstimmung mit ihm — es gänzlich vermieden, irgend eine politische Frage in den Kreis seiner Erörterungen zu ziehen oder eine sociale Frage vom rein politischen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Er hat sich einzig und allein auf den Standpunkt der Wissenschaft gestellt und von diesem hohen Posten aus die Zielpunkte erörtert, durch deren Erreichung die einundvierzig Millionen Reichsbürger und Bürgerinnen wahre Muster von Gesundheit und physischer Vollkommenheit werden müßten.

Wir scherzen nicht, sondern sprechen in allem Ernst, und wir glauben die Zielpunkte des Präsidenten des Reichs-Gesundheitsamts nicht besser wiedergeben zu können, als daß wir an der Hand der Denkschrift, derselben Seite nach Seite folgend, die wichtigsten Punkte hervorheben und je nachdem unsere eigene Meinung einstreuen oder folgen lassen.

Die Denkschrift beginnt mit dem Satz: es sei bei den Vertretern der medicinischen Wissenschaft in Folge der exacteren Forschungsweisen die Ueberzeugung immer mehr zur Geltung gelangt, daß es nicht mehr genügen könne, den Krankheiten von Fall zu Fall mit der Absicht der Heilung gegenüber zu treten, sondern daß die mit der fortschreitenden Umgestaltung der socialen Zustände der Menschen enge verbundene Verschlechterung der allgemeinen Gesundheits-Verhältnisse dringend dazu auffordere, die Entstehungs- und Verbreitungsurachen der ver-

meidbaren Krankheiten möglichst genau zu erforschen und in möglichst wirksamer Weise zu bekämpfen.

Diese Ueberzeugung hat in den ärztlichen Kreisen zu einer Agitation geführt, deren schließliches Resultat die Gründung des Reichs-Gesundheitsamtes war, da man sich nicht verhehlen konnte, daß, sollten brauchbare Resultate erzielt werden, eine Anstalt nothwendig sei, welche eine Reihe von Ermittlungsarbeiten in größerem Maßstabe vorzunehmen vermöchte, wozu weder das Gebiet der Einzelstaaten, noch selbst größerer Verbände ausreichte, und wozu die Autorität eines großen Staatswesens nothwendig war.

Wir werden später finden, daß Dr. Struck ausführt, wie nothwendig es sei, daß eine Reihe von Untersuchungen selbst über die Grenzen des Reiches hinaus auf internationaler Grundlage und unter strenger Handhabung gleicher Verfahrens- und Beobachtungsweisen stattfinden, um vollkommen brauchbare Resultate zu erzielen.

Hiermit ist zweierlei constatirt. Einmal, daß kleine Staatswesen für die Lösung großer wissenschaftlicher Aufgaben von allgemein socialer Bedeutung unbrauchbar sind und also im Verlauf der Entwicklung verschwinden müssen; dann, daß auch die nationalen Grenzen schließlich zu enge sind, und die Menschheit als solche ihre Culturaufgaben zu lösen hat. Womit also der engherzige Patriotismus wie der daraus resultirende Nationalhaß und Nationalstolz keine Berechtigung haben und culturfeindlich sind.

Nach Dr. Struck soll es Hauptaufgabe des Reichs-Gesundheitsamtes als medicinischer Centralstelle sein, der Reichsregierung als beratendes Organ auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege zur Seite stehen. Als solches soll es alle bezüglichen Gesetzentwürfe ausarbeiten und die Oberaufsicht über die dadurch geschaffenen Anordnungen und Einrichtungen überwachen. Unseres Erachtens sind hier die Grenzen für später zu enge gezogen. Denn wenn einmal eine Reihe von Gesetzen vorhanden ist, durch welche nothwendig gewordene Einrichtungen geschaffen wurden, so wird die beratende Stellung in eine eingreifend verwaltende und leitende umgewandelt werden müssen und muß das Amt ein umfassend organisiertes Ministerium werden. Die zweite Hauptaufgabe nach Dr. Struck soll sein, die

Bermittelung zwischen der Wissenschaft und den staatlichen Organen für die Ausübung der öffentlichen Gesundheitspflege zu bilden, damit alle auf diesem Gebiete aufgedeckten Wahrheiten für zeitgemäßen Umbau und Erweiterung der Medicinal- und Veterinär-Gesetzgebung verwerthet werden. Mit andern Worten, die eine Richtung der Thätigkeit soll eine Reihe von Ermittlungsarbeiten zum Zweck haben, die andere soll die praktische Anwendung der Erforschungsresultate auf dem Gebiete der Gesetzgebung zu fördern und zu leiten haben.

Demgemäß war die erste Thätigkeit des Reichs-Gesundheitsamtes eine vorbereitende und sammelnde. Es galt Alles ausfindig zu machen, was bereits an Brauchbarem auf diesem Gebiete im Inlande wie im Auslande angesammelt war, um durch vollständige Orientirung zu wissen, was auf jedem in Frage kommenden Gebiete etwa schon geschehen sei.

Das Hauptaugenmerk des Amtes ist zunächst auf eine umfassende Medicinal-Statistik gerichtet. „Die Beziehungen der Menschen untereinander, ihre Geburts-, Entwicklungs- und Arbeitsverhältnisse, ihr Alter, ihre Umgebung, ihre Vertheilung in territorialer Beziehung, der Boden, auf dem sie leben, das Wasser, das sie trinken, ihr Wohlstand, ihre Ernährung u. s. w. sollen in Beziehung gebracht werden zu den bei ihnen auftretenden Krankheiten, zu ihrer Lebensdauer und zu ihrer Sterblichkeit, um so die Ursachen zu finden, welche Abnahme der Kraft und Gesundheit und Verkürzung der Lebensdauer der Bevölkerung herbeiführen.“

Um in allen diesen Beziehungen mit Erfolg vorgehen zu können, müsse die Statistik über das politische Gebiet hinaus zu einer internationalen Institution erhoben werden. Eine solche Statistik blos den einzelnen deutschen Bundesstaaten zu überlassen, sei nicht mehr möglich, auch seien in den einzelnen Staaten so verschiedenartige Vorschriften für die Erhebungen vorhanden, daß sich für die Gesamtheit brauchbare Resultate damit nicht erzielen ließen. Namentlich mache die Einführung eines Leichenschau-Gesetzes für das Gebiet des Reiches eine gleichartig gehandhabte Medicinal-Statistik schon sehr bald bringend nothwendig.

Es ist klar, daß wenn eine brauchbare allgemeine Statistik unter den oben angeführten Gesichtspunkten, und sei es zunächst auch nur für das Gebiet des deutschen Reichs, zu Stande kommt, damit ein ungeheurer Gewinn für die ganze sociale Entwicklung geschaffen wird. Er giebt z. B. eine solche Statistik, daß die Wohnungen, die Arbeitsräume, die Ernährungswesen breiter Bevölkerungsschichten absolut unzulänglich sind, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß Mittel und Wege ergriffen werden müssen, sie zu verbessern. Die Erörterung der socialen Fragen wird damit in den Vordergrund gestellt und, gestützt auf die officiellen, nicht wegzuleugnenden Zahlen, werden die Forderungen und praktischen Vorschläge für Umgestaltung der Zustände eine unwiderstehliche Macht erlangen, weil sie Tausende und Hunderttausende, und zwar aus allen Schichten der Bevölkerung, veranlassen werden, dafür einzutreten.

Eine solche Statistik wäre in Wahrheit ein revolutionärer Act von der größten Tragweite, und doch ein revolutionärer Act von durchaus friedlicher Tendenz, denn er würde die Lösung aller Fragen auf das Gebiet der Discussion und von da zur Formulierung und Promulgierung von Gesetzen führen, die, obgleich ihrem Wesen nach von revolutionärer Tendenz, weil auf Umgestaltungen von Grund aus hinwirkend, doch in ihrer Form und der Art ihres Vollzugs den Charakter der Reform tragen.

Man sollte glauben, daß die herrschende Klasse einen solchen Weg zur Lösung aller auftretenden Fragen mit wahrer Herzenserleichterung ergreifen müßte. Aber nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen bezweifeln wir das entschieden. Wir täuschen uns sicher nicht, wenn wir schon jetzt sagen, daß die große Majorität des Reichstags dieses Programm des Dr. Struck als ein utopistisches, auf socialdemokratische Bestrebungen hinausführendes im Stillen ansieht — soweit nämlich die Herren es überhaupt der Mühe werth gehalten haben, sich damit zu befassen —, und daß dasselbe entweder gar nicht oder nur außerordentlich verstümmelt zur Ausführung kommt. Das „Warum“ soll später noch deutlicher nachgewiesen werden.

Das Reichs-Gesundheitsamt hält es ferner für nothwendig, der in gewissen

Bezirken und namentlich in den größeren Städten in sehr beunruhigender Weise sich mehrenden Kindersterblichkeit, die es als bedeutungsvollen socialen Uebelstand ansieht, die eingehendste Aufmerksamkeit zu schenken, und hat bereits nach dieser Richtung hin sich mit dem kaiserlichen statistischen Amt in's Einvernehmen gesetzt. Hierdurch dürfte eine Grundlage gewonnen werden, die das gänzliche Verbot der Kinderarbeit in Fabriken wie in der Hausindustrie als unumgänglich nothwendig erscheinen läßt, vorausgesetzt, daß Reichsregierung und Reichstagsmajorität für richtig anerkennen, daß Reformen, welche das Reichs-Gesundheitsamt auf Grund unwiderleglicher Thatfachen und wissenschaftlicher Ueberzeugung für unumgänglich nothwendig hält, auch gesetzlich zur Geltung zu bringen sind, worüber wir uns nicht ganz sicher fühlen.

Die allwöchentlich auszugsweise von einer Reihe deutscher Zeitungen veröffentlichten Ausweise über die Sterblichkeit aller über 15,000 Einwohner zählenden Städte ist der Thätigkeit des Reichs-Gesundheitsamtes zu verdanken, welches sich von den Magistraten der Städte, nach einem gleichmäßig ausgearbeiteten Schema, statistische Mittheilungen über die Bevölkerungsbewegung, mit besonderer Berücksichtigung der vorherrschenden Todesursachen machen läßt. Auch hat es sich mit den deutschen Consulaten im Ausland in Verbindung gesetzt, um Nachrichten über die Erkrankungs- und Sterblichkeitsverhältnisse zu erlangen, mit besonderer Berücksichtigung der bedeutungsvolleren Epidemien, namentlich der Cholera und der Pest.

Eine Erkrankungs-Statistik aus den deutschen Krankenhäusern ist eingeleitet worden, ebenso soll eine allgemeine Erkrankungs-Statistik der Angehörigen der verschiedenen Berufs- und Beschäftigungsarten durchgeführt werden und ist der Weg zunächst bei dem in dieser Richtung schon organisierten Eisenbahnpersonal beschritten worden, über dessen Erkrankungsverhältnisse aus den Jahren 1872—1875 bereits die vergleichende Bearbeitung stattgefunden und die Ergebnisse veröffentlicht worden sind.

Es will ferner eine Erkrankungs-Berichterstattung über sämmtliche unter Armenunterstützung lebenden Bewohner des deutschen Reichs einführen; eine

wirklich praktische Bedeutung könnte dieselbe aber erst erlangen, wenn die gesammte öffentliche Armenpflege im deutschen Reiche nach gleichmäßigen Grundsätzen behandelt würde. Damit wäre also ein Reichs-Armenpflege-Gesetz nothwendig geworden, dessen Ausführung aber bei den verzwickten Verhältnissen im deutschen Reiche sich leichter fordern als ausführen läßt. Sicher wäre der einzig richtige Weg, wenn die gesammte Armenpflege Reichsangelegenheit würde und die Kosten derselben durch directe Steuern aufgebracht würden. Dadurch wäre die Verwaltung bedeutend vereinfacht, und das Unterstützungswohnsitz-Gesetz mit seiner Menge Blakereien und Unzuträglichkeiten aller Art wäre überflüssig. Aber zu solchen einschneidenden Schritten fehlt, obgleich damit der Boden der heutigen Gesellschaft nicht im geringsten verlassen wird, einfach der Muth. Vor lauter Rücksichtnahme auf alle möglichen Interessen kommt man nach keiner Richtung zu Entscheidendem, die Verwirrung wird vielmehr immer größer. Die alte Gesellschaft zappelt wie ein gefangener Karpfen in ihrem selbst gewebten Netz, ohne seine Maschen zerreißen zu können, und sie zappelt sich zu Tode.

Durch eine entsprechende Reform und Erweiterung der Recrutirungsstatistik glaubt das Reichs-Gesundheitsamt eine besonders geeignete Handhabe zu erlangen, um über die allgemeinen Kraft- und Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung in den verschiedenen Theilen des Reiches in's Klare zu kommen, was sicher richtig ist. Allein es stünde die Erfüllung dieses Wunsches in seinem ganzen Umfange nicht in Aussicht. Warum? wird nicht gesagt. Vermuthlich sind es Zeit- und Kostenfragen, die hier in Betracht kommen, welche die Militärbehörde, die glaubt, ihr Geld weit nützlicher in ihrem Sinn verwerthen zu können, veranlassen, die nöthigen Concessionen zurückzuweisen.

Eine andere wichtige Aufgabe soll die Ergründung der Entstehungs- und Verbreitungsbedingungen der großen Volks- und Wanderseuchen, insbesondere der Cholera sein, um später mit geeigneten Rathschlägen und Gesetzentwürfen vorgehen zu können. Zu diesem Zwecke muß zunächst und hauptsächlich die Beschaffenheit des Trinkwassers, die Verunreinigung und Durchseuchung des Bodens an bewohnten Orten, die gesundheitsgefährliche

Beschaffenheit der Wohnungen, die Verunreinigung der öffentlichen Wasserläufe in Untersuchung gezogen werden.

Werden diese Untersuchungen wirklich und gewissenhaft durchgeführt und die Resultate ohne Scheu veröffentlicht — denn das letztere ist bei allen diesen Untersuchungen und Feststellungen nothwendig, wenn nicht das Ganze in eine Farce ausarten soll — so werden damit weittragende sociale Fragen angeregt, die eine förmliche Revolution in der Wohn-, Nähr-, Arbeits- und sonstigen Lebensweise der Menschen bedingen.

Dahin gehört in erster Linie die Entfernung der organischen Abfallstoffe aus der Nähe der menschlichen Wohnungen. Die Denkschrift führt hierbei mit vollem Recht aus, daß hierzu Ermittlungsarbeiten in so großem Maßstabe nothwendig wärrn, daß die Lösung ohne staatliche Mithülfe nicht möglich sei. Wir setzen hinzu, daß auch die praktische Durchführung ohne solche Hülfe nicht denkbar ist. Denn wenn die Beseitigung der organischen Abfallstoffe aus der Nähe der menschlichen Wohnungen aus sanitätlichen Rücksichten unumgänglich ist, wenn das Verbot, dieselben in die Canäle und Flüsse zu leiten, nicht bloß aus gesundheitlichen, sondern auch aus technischen Gründen streng verboten werden muß, worüber heute schon bei keinem Einsichtigen der geringste Zweifel mehr besteht, so machen die Nahrungsverhältnisse der Menschen in den dichtbevölkerten Staaten auch die intensivste Ausnutzung dieser Abfallstoffe zu einer Cultur- und Lebensfrage im höchsten Sinne des Wortes.

Es ist eine bereits weit bekannte Thatsache, daß das gegenwärtige Privat-Bewirthschaftungssystem des Grund und Bodens ein Raubsystem schlimmster Art ist; daß die wissenschaftliche Ausnutzung und Bebauung des Grund und Bodens mit der steigenden Bevölkerung nicht entfernt gleichen Schritt hält, und wir setzen hinzu, unter den heutigen Verhältnissen nicht Schritt halten kann; daß in Folge dessen wir genöthigt sind, aus immer entfernteren Gegenden alljährlich Massen der nothwendigsten Nahrungsmittel einzuführen, daß dies aber in dem Maße schwieriger wird, als der Boden jener Länder wegen Mangel an Ersatz der nöthigen Bodennahrungstoffe rasch verarmt und zur Urbarmachung entfernterer

Länderstrecken zwingt; daß endlich die durch steigenden Productions- und Transportkosten aus dem Ausland einerseits, und der Zwang, unsern eigenen Grund und Boden durch Anwendung künstlicher und theurer Düngstoffe halbwegs ertragsfähig zu machen andererseits, auch bei uns die Produktionskosten steigert, alles zusammengenommen aber zur Folge hat, daß unsere nothwendigsten Lebensmittel in unverhältnißmäßigem Grade von Jahr zu Jahr im Preise steigen und im umgekehrten Verhältniß zu den stetig billiger werdenden Industrieproducten stehen.

Wenn es für den Reichthum eines Landes von größter Bedeutung ist, wenn dasselbe durch eine entwickelte Industrie in die Lage gesetzt ist, das Meiste, was es an Industrieproducten braucht, selber zu erzeugen, so muß die auskömmliche Production der Lebensmittel ein nicht minder wichtiger Gegenstand der allgemeinen Sorge sein. Nun hängt aber die Productivfähigkeit des Bodens, abgesehen von vernunftmäßiger Bearbeitung, hauptsächlich von entsprechender Düngung ab, wobei das Gesetz gilt, daß für jedes Atom von Nahrungstoff, das ihm in Form eines Productentheilchens entzogen wird, wieder ein anderes Atom von Nahrungstoff in Form von Dünger zugeführt werden muß, soll die Productivkraft sich nicht vermindern. Wenn nun aber, wie es heute thatsächlich der Fall ist, in Folge unserer unpraktischen Einrichtungen zur Ansammlung menschlicher und thierischer Abfallstoffe und ihrer sonstigen Verschwendung, mehr als die Hälfte des Nährwerthes dem Boden entzogen wird, so ist dessen Verarmung eine naturnothwendige, und ist nur derjenige Bodenbesitzer im Stande, das Gleichgewicht zwischen Abgang und Zufuhr von Bodennahrungstoffen nothdürftig aufrecht zu erhalten, dessen Vermögensstand ihm die Beschaffung künstlicher Düngmittel und die billigste Bearbeitung des Bodens und seiner Erzeugnisse durch Maschinen gestattet, und selbst dieser wird immer nur Unvollkommenes erreichen.

Daraus ergibt sich, daß Hand in Hand mit der zweckmäßigen Beschaffung der Abfallstoffe aus der Nähe menschlicher Wohnungen, ihre zweckmäßigste Verwendung für den Ackerbau gehen muß. Es sind also Einrichtungen zu treffen, welche selbst das Geringste von menschlichen,

thierischen und organischen Abfallstoffen überhaupt, ja selbst von anorganischen, wie den Straßenkoth, der bedeutende Procente von Dungstoffen enthält und in der Form von Staub der Gesundheit sicher sehr schädlich ist, sorgfältigst sammeln; und es sind ferner großartig eingerichtete und sehr billige Transportmittel zu beschaffen, welche diese kostbaren Nahrungstoffe des Bodens allüberall hinführen, wo sie nothwendig sind.

Da nun aber die Ansammlung von Hunderttausenden von Menschen auf engem Raum, wie das in unseren Großstädten und Industriezentren geschieht, selbst in gut eingerichteten Wohnungen, die aber bekanntlich heute selten vorhanden sind, relativ ungesund ist, und auch die zweckmäßigst eingerichteten Abfalltransportmittel immer eine gewisse Unbequemlichkeit mit sich bringen werden, so werden künftige Generationen den Gedanken durchzuführen, die Bevölkerung nicht in einzelnen Riesenstädten zu centralisiren und das Land veröden zu lassen, sondern die Bevölkerung zu decentralisiren, indem man die Annehmlichkeiten des geistigen Verkehrs großer Städte, einestheils durch gleichmäßige Verbreitung der Cultur- und Bildungsmittel, andernteils durch sehr bedeutend verbesserte Communicationsmittel zwischen den verschiedenen Gemeinwesen aufhebt.

Da ferner bis zu jener Zeit die genossenschaftliche Production auf höchster Stufenleiter eingeführt sein wird, und unter Zusammenwirken der vollkommensten Maschinen- und Arbeitswerkzeuge mit ausgedehntester Arbeittheilung, die größten Massen von Producten, bei vergleichsweise kurzer Arbeitszeit erzeugt, so wird durch diese geschaffene Decentralisation der Bevölkerung die Combination industrieller und ländlicher Arbeit leicht sein und damit ein Zustand geschaffen werden, welcher die harmonische Entwicklung Aller verbürgt.

Damit wäre der Zustand, wo der Mensch in seiner geistigen Thätigkeit mit industrieller und ländlicher, je nach der Jahreszeit und seinem Bedürfnis, wechseln könnte, erreicht, und wie das Reichs-Gesundheitsamt zugeben wird, alsdann die Existenz von Instituten seiner Art kaum noch nöthig. Wir würden dann weder verrodnete und pedantische Gelehrte besitzen, die von der lieben Natur

und dem praktischen Leben absolut nichts verstehen und, wenn hineingestoßen, hilfloser wie die Kinder sind, noch verkrüppelte und verkümmerte Industriearbeiter und ähnliche Frauen haben, die unter zwölf- und vierzehnstündiger geisttödtender mechanischer Arbeit in mangelhaften Arbeitsräumen geistig veräben und verthieren, zur Maschine oder zum Thier werden.

Doch da wir bei dem oben geschilderten Idealzustand einstweilen noch nicht angekommen sind, vielmehr noch hart mit krassem Klassenegoismus der Höherstehenden, eingepflanztem Vorurtheil und schwerfälligem Unverstand der unteren und am meisten interessirten Klasse zu kämpfen haben, so wollen wir weiter das revolutionäre Programm des Reichs-Gesundheitsamtes verfolgen; ist dieses doch gerade ein neues Symptom dafür, daß wir auf dem rechten Wege sind und unser Ziel erreichen.

So lange noch anormale Lebens- und Existenzverhältnisse der Menschen vorhanden sind und daraus Seuchen und Epidemien entstehen, wird auch die Zerstörung der Keime derselben, theilweise auf dem Wege der Desinfection, eine wichtige Frage bilden. Auch der Lösung dieser Aufgabe sich zu unterziehen, hält das Reichs-Gesundheitsamt für seine Pflicht, und soll dabei auch der Einfluß der Witterungsverhältnisse auf die Entstehung und Verbreitung der Krankheiten genau verfolgt werden, weshalb es den Versuch gemacht hat, die meteorologischen Beobachtungen aus acht klimatischen Bezirken Deutschlands allmähentlich zu den Mortalitätsberichten von 149 Städten in Deutschland in Vergleich zu stellen.

Daraus erlauben wir uns nun einen weiteren Schluß zu ziehen. Gesezt den Fall, es gelänge, nachzuweisen, daß gewisse anormale Witterungsverhältnisse auf diese oder jene Gegend einen unheilbringenden Einfluß ausüben, soll da die Wissenschaft bei der einfachen Constatirung dieser Thatsache stehen bleiben, oder soll sie da nicht vielmehr auf Mittel zur Abhülfe sinnen? Wenn schon heute feststeht, daß gewisse Bodenformationen, bergig oder eben, bewaldet oder nicht bewaldet, wasserreich oder wasserarm, die klimatischen Verhältnisse in hohem Grade beeinflussen, so folgt daraus logisch, daß eine Aenderung dieser topographischen Zustände nothwendig ist, wenn sie sich

als gesundheitschädlich erweisen. Man wird also be- oder entwäldern, be- oder entwässern und am Ende sich gar mit dem Bergerversezen abgeben müssen, wozu freilich nicht der biblische Glaube genügt, wohl aber ausreichende Maschinen- und Menschenkräfte, wofür allerdings, das wollen wir gleich hinzusetzen, die heutige Gesellschaft in ihrer Organisation weder die Mittel, noch die Kräfte, noch den Sinn hat. Daß solche klimatische Veränderungen resp. Verbesserungen ebenso sehr die Gesundheit der Bewohner wie die Qualität des Bodens verbessern, ist klar, denn was dem Einen nützt, kann in diesem Falle dem Anderen nicht schaden.

Wenn wir auch der Manchem vielleicht fekerisch erscheinenden Ansicht sind, daß die Menschheit in ihrer Entwicklung mehr und mehr auf wissenschaftlich zubereitete Pflanzkost in der Zukunft steuern wird und der Vegetarianismus zu Ehren kommt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß nach den gegenwärtigen Anschauungen und Bedürfnissen die Fleischkost als die wichtigere und bessere angesehen wird, und so ist es ganz in der Ordnung, wenn das Reichs-Gesundheitsamt sich der löblichen Aufgabe unterzieht, den Viehseuchen seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Diese bereiten ja nicht allein dem einzelnen Eigenthümer, dessen Vieh fällt, Schaden, sondern durch die daraus folgende Steigerung der Fleischpreise allen Consumenten. Auch läßt sich um so weniger gegen solche Untersuchungen auch nur ein Schein von gerechtfertigtem Einwand erheben, als jetzt, wenn das Programm des Reichs-Gesundheitsamtes, wenigstens einigermaßen, sich verwirklicht, wir neben den Schutzgesetzen gegen Viehseuchen auch Schutzgesetze gegen Menschenseuchen und übermäßige Menschenausbeutung zu erwarten haben werden.

Eine logische Folge dieser Art von Thätigkeit des Reichs-Gesundheitsamtes ist die strenge Controlle über die Verfälschung der Nahrungs- und Genußmittel, die Untersuchung trichinösen Fleisches und die Ueberwachung des schwindelhaften Verkaufes von Geheimmitteln. Nach allen drei Richtungen thätig zu sein, betrachtet das Amt für Pflicht, und in Bezug auf die Verfälschung von Nahrungs- und Genußmitteln ist dem Reichstag bereits ein bezüglicher Gesetzentwurf zugegangen. Wird dieses letztere Gesetz im strengsten Maße durchgeführt, was vom

hygienischen Standpunkt aus durchaus nothwendig ist, so werden, abgesehen von den nützlichen Folgen für den besseren Gesundheitszustand der Bevölkerung und der größeren Förderung der appetitlichen Seite des Essens, auch erhebliche ökonomische Veränderungen daraus hervorgehen. Das Fälschen und Schwindeln, namentlich der Nahrungs- und Genußmittel, hat einen solchen Umfang angenommen, daß nur durch diesen Betrug eine zahlreiche Klasse von Menschen ihre selbstständige Existenz zu behaupten im Stande ist. In dem Maße, wie durch die gesteigerte Concurrenz die Existenz des einzelnen Verkäufers gefährdet wurde, wuchs das Bestreben, zu fälschen und zu betrügen. Einzig und allein diesem Umstande ist es geschuldet, daß die verschiedensten Kaufleute und Krämer fast Gleichheit der Preise aufrecht erhalten konnten, weil der Nutzen an der Dualität der Waare gesucht wurde. Der Preisunterschied fällt dem Käufer sofort in's Auge und veranlaßt ihn, sich nach der billigeren Bezugsquelle zu wenden, wohingegen der Unterschied der Dualität viel schwerer festzustellen ist, besonders wenn es gelingt, durch künstliche Färbung das Auge zu täuschen, wie das bei Würst, Fleisch, Kaffee, Zucker, Mehl, Bier, Wein, Gewürzen aller Art, Seife u. s. w. sehr leicht durchzuführen ist.

Dieser hohen Vervollkommnung und dem großen Umfang der ermöglichten Betrügereien und Fälschungen ist es aber auch ferner zu danken, daß, während der selbstständige, selbst producirende Mittelstand durch die Concurrenz des Großkapitals vernichtet und vermindert wird, sich die Zahl der unproductiven, schmarozenden Existenzen im Gesellschaftskörper in's Unendliche vermehrte. In keinem Zeitalter hat die Zahl der Mittelpersonen zwischen Producent und Consument, die Zahl der Agenten, der Händler, der Krämer aller Art, der kleinen Wirths und Spirituosenhändler zc. so überhand genommen, wie im gegenwärtigen, und wenn man die Vergangenheit dieser Menschenklasse untersucht, so sind es zum großen Theil Leute, die in einer anderen, productiv thätigen bürgerlichen Stellung sich nicht mehr halten konnten und sich auf den Handel warfen, wo sie hofften, rascher und leichter etwas verdienen zu können und ihre Existenz zu erhalten. Eine Untersuchung der Art der

Existenz dieser zahlreichen, nur vom Zwischenhandel existirenden Personen würde zu den dunkelsten Partien unferer socialen Verhältnisse führen.

Es ist daher ganz zweifellos — immer vorausgesetzt, daß ein Gesetz wie das erwähnte mit Strenge gehandhabt wird — daß es die Zahl dieser unproductiven Mittelpersonen bedeutend vermindert und auch auf dem Gebiete des Handels mehr dem Großkapital in die Hände arbeitet. Wahrscheinlich, ja gewiß ist auch, daß damit Steigerung der Preise Hand in Hand geht.

Was wird die weitere Folge davon sein? Die durch das Gesetz von ihrer socialen Stellung Expropriirten, verbunden mit allen Denen, welche die verbesserten Nahrungs- und Genußmittel sich gern gefallen lassen — und das dürften wohl ohne Ausnahme Alle sein —, aber über die höheren Preise unzufrieden sind, werden die Reihen der Unzufriedenen vermehren und dem Gedanken um so leichter Platz geben, daß wenn die Gesellschaft in Bezug auf ihre Leibesnothdurft voll befriedigt sein will, nicht ein Gesetz gegen die Verfälschung der Nahrungsmittel genügt, sondern der Vertrieb derselben von Staats- und Communewegen, mit Ausschluß aller Privat-Zwischenhändler, eine Nothwendigkeit ist.

Damit wären wir also auch in diesem Punkte auf dem Boden des Socialismus angekommen, und versteht es sich von selbst, daß, wo die Gesellschaft erst einmal den Vertrieb der Consumartikel centralisirt und in ihre Hand genommen hat, dieselben Gründe, die sie dazu veranlaßten, sie einen Schritt weiter treiben, und sie auch die letzte zum unmittelbaren Genuß fertige Herstellung in wissenschaftlich geleiteten und im großen Maßstab eingerichteten Anstalten ausführen wird. *)

*) In Leipzig und anderen Orten haben vor längerer Zeit zahlreiche Damen aus den vornehmen Kreisen einen sogenannten Hausfrauenverein gebildet, der sich mit dem Einkauf der Lebensmittel im Großen befaßt, um sie möglichst billig und möglichst gut zu beschaffen. Die Damen haben natürlich gar keine Ahnung, daß sie damit einen Schritt zum Communismus machten. Denn wenn sie auf Grund ihrer Hausfrauenerfahrung die Zwischenhändler mit Lebensmitteln für schäd-

Wir gehen nunmehr zu der Art und Weise über, wie das Programm des Reichs-Gesundheitsamts, das wir in seinen Hauptzügen wiedergegeben, ausgeführt werden soll.

Es handelt sich da zunächst um fortgesetzte sorgfältige Beobachtungen einer sehr großen Anzahl von Erscheinungen und Thatsachen aller Art; um deren gewissenhafte Rubricirung und Classificirung, und ferner um Organe, welche das von allen Seiten herbeiströmende Material, nachdem es entsprechend rubricirt und classificirt ist, in brauchbarer Weise verarbeiten, d. h. die Lehren und Nutzenanwendungen daraus folgern. Es ist ferner nothwendig, daß alle diese Untersuchungen und Beobachtungen nach ganz bestimmten Regeln und festen und gleichmäßigen Gesichtspunkten gemacht und festgestellt werden, und daß überall die geschulten und brauchbaren Organe vorhanden sind, die im Sinn und Geist des Ganzen wirken. Es müßten also zunächst in den größeren Städten und ferner für die kleineren Städte mit je einer Anzahl Ortschaften permanente Untersuchungs- und Centralstationen errichtet werden, die wenigstens aus einem Arzt, einem Chemiker, einem Thierarzt und einem Bauverständigen zu bestehen hätten, wozu

sich halten müssen, so gilt das selbstverständlich von allen anderen Zwischenhändlern auch, und wäre also damit die Schädlichkeit des Kaufmanns- und Handelsstandes, zum Theil von Frauen eben dieses Standes, constatirt und die gemeinsame, associative Anschaffung der Lebensbedürfnisse für nothwendig erklärt. Ist aber der Einkauf der Lebensmittel im Großen praktisch, so ist auch die Herstellung der Speisen im Großen nicht minder praktisch, wie sich das neuerdings namentlich in den fast überall eingerichteten Officiers-Casinos zeigt. Die unverheiratheten Officiere eines Regiments oder eines größeren Truppenkörpers bilden gemeinschaftlich eine Wirthschaftsgenossenschaft, lassen ihre Speisebedürfnisse im Großen einkaufen und in den vortreflich eingerichteten Dampfküchen der neuen Kasernen fertig stellen. Sie bekommen für sehr billigen Preis ein ausgezeichnetes Essen. Ist es nicht spasshaft, daß der Socialismus seine Beispiele für die Nichtigkeit seiner Anschauungen oft bei seinen ärgsten Feinden holen muß?

Frau Hedwig Dohm hat übrigens in ihrer vor mehreren Jahren erschienenen Schrift: „Die wissenschaftliche Emancipation der Frau“ die großen Vortheile dieser Speiseherstellungs-Anstalten im Großen und ihre Bedeutung für die unabhängige Stellung der Frauen sehr wohl erkannt.

ferner wenigstens noch ein Hilfsarbeiter für die untergeordneten und einfacheren Berrichtungen zu kommen hätte. Diese Commissionen müßten aber auch mit den nöthigen Instrumenten, Werkzeugen und Apparaten ausgestattet sein und feste Localitäten in Besitz haben. Daß ihnen auch die polizeilichen Organe bis zu einem gewissen Grade zur Verfügung zu stehen hätten, was unter Umständen auch deren Vermehrung zur Folge haben würde, ist klar.

Das Reichs-Gesundheitsamt selbst müßte in seinem Personalbestand bedeutend erweitert werden, es bedürfte aber in noch weit höherem Grade wie die Commissionen ausreichender Instrumente, Werkzeuge und Apparate, mit einem Wort vollständig eingerichteter Laboratorien und ausgedehnter Arbeitsräume. Selbstverständlich sieht das auch das Reichs-Gesundheitsamt Alles ein und deutet in der Denkschrift deren Nothwendigkeit an.

Aber jetzt entsteht die Cardinalfrage: Wie und woher soll das Alles beschafft werden?

Hätten wir ein vernünftiges, d. h. nach gesunden Principien verwaltetes Staatswesen, so könnte diese Frage gar nicht auftreten, denn da es sich bei allen diesen Dingen um die wichtigsten Culturinteressen handelt, die nur durch eine große centralisirte Gemeinschaft ausgeführt werden können, so müßte alles Nöthige der Staat, also im vorliegenden Falle das Reich beschaffen.

Aber damit sieht es gar schlimm und traurig aus. Das Reich hat bisher Alles, was sich auf Culturinteressen bezog, möglichst auf die Einzelstaaten abgewälzt, und diese wieder befolgen die Taktik alle nur irgendwie abbürdbaren Lasten den Communen aufzuerlegen, die denn zum größeren Theil thatsächlich unter der Steuer- und Schuldenlast fast erdrückt werden und die naheliegendsten Aufgaben kaum noch erfüllen können.

Bei dem Geist, der bei den Reichsgewalten herrscht, ist nicht zu erwarten, daß das Reich nur das Geringste für die Unterstützung solcher Commissionen, wie die bezeichneten, etwas thut, ja das Reichs-Gesundheitsamt wird selbst die Erfahrung machen, daß für seine eigene Wirksamkeit die geforderten Summen auf große Hindernisse stoßen.

Die Denkschrift sagt, daß, um allen Anforderungen genügen zu können, das

Reichs-Gesundheitsamt um zehn außerordentliche Mitglieder verstärkt werden müsse, und zwar durch

zwei auf dem Felde der öffentlichen Gesundheitspflege geschulte Verwaltung- oder höhere Polizeibeamte;

zwei auf demselben Gebiete als Specialgelehrte bekannte Aerzte; einen Fachgelehrten für Epidemiologie; einen Special-Irrenarzt;

zwei Chemiker aus der Branche der Hygiene resp. experimentellen Physiologie und Pathologie;

einen hygienisch geschulten Baubeamten;

einen Fachgelehrten für das Apothekewesen.

Die Mittel, welche das Reichs-Gesundheitsamt für seine weitreichenden Aufgaben im Reichsbudget verlangt, stehen allerdings in keinem Verhältnis zu den letzteren. Seine ganze Etatsforderung beläuft sich auf nur 109,875 Mark, 44,525 Mark mehr als im Vorjahre. Da das Reichsbudget mit rund 546,300,000 Mark abschließt, so fordert das Reichs-Gesundheitsamt ungefähr ein fünftausendstel für die Lösung seiner großen und wichtigen Aufgaben, die man als Culturaufgaben im schönsten und weitesten Sinne des Wortes bezeichnen darf. Und vergleichen wir seine Forderung mit dem 478 Millionen betragenden Militär- und Marine-Etat, so fordert es nur den vierthausend dreihundert und fünfzigsten Theil desselben. So stehen die ihm gewährten Mittel in umgekehrtem Verhältnis zu seiner Nützlichkeit. Wenn man solche Zahlenmißverhältnisse vergleicht, dann erkennt man erst, wie grundfalsch und gerade auf den Kopf gestellt die Zwecke und Ziele des heutigen Staats sind im Vergleich zu denen, die sie sein sollten; und es gehört für einen Beamten wie den Präsidenten des Reichs-Gesundheitsamts ein hoher moralischer Muth dazu, zu glauben, es werde ihm gelingen, sein Programm verwirklichen zu können. Gerade weil sein Programm ein so vorzügliches ist und seine Verwirklichung große Umwandlungen in allen unseren Lebensbeziehungen erfordert, wird er noch manche bittere Enttäuschung, sowohl seitens seiner Vorgesetzten, wie der Reichstagsmajorität erleben. An Anzeichen fehlt es schon jetzt nicht.

So wurden z. B. bei der Interpellation

der Abgeordneten Dr. Thilenius und Dr. Zinn in der Sitzung des Reichstags vom 16. Februar, betreffend das Leichenschau- und Viehseuchengesetz, Äußerungen gemacht, die sehr bezeichnend für die Anschauungen in gewissen Kreisen sind. Der Präsident des Reichskanzleramts hatte die Anfrage dahin beantwortet, daß sich die Gesetzentwürfe, und namentlich das Leichenschaugegesetz, noch im vorbereitenden Stadium befänden. Darauf antwortete Dr. Zinn, daß hier, nach allem Anschein, nach dem alten Liebe: „Nur immer langsam voran“ gehandelt werde, nur mit dem Zusätze, „damit der preußische Finanzminister nachkommen kann“. Dr. Aug. Reichensperger erklärt, das Gesetz über die Leichenschau sei zwar sehr gut, und er habe auch keine Lust, sich lebendig begraben zu lassen, aber das Gesetz fordere von den schon übermäßig belasteten Gemeinden wieder neue Opfer. „Es ist gewiß eine sehr schöne Sache um die Bildung, um die wissenschaftliche, um die allgemeine Bildung eines Volkes aber schließlich erliegen die Gemeinden unter solchen Abgaben.“ Und der Abgeordnete v. Hellborff stimmte dem Abgeordneten Reichensperger zu, indem er, vor zu raschem Vorgehen warnend, auf die „sittliche“ Auffassung der Bevölkerung, die sich angeblich schwer mit der Leichenschau befreunden könnte, hinwies, und auf die „weniger Ordnung als Verwirrung“ anrichtende Gesetzgebung anspielte, welche die vielen neuen Gesetze erzeugt. Damit sind die Anschauungen, die sich bei allen wichtigen und einschneidenden Gesetzen des Reichs-Gesundheitsamts zeigen und opponierend auftreten werden, klar zum Ausdruck gebracht; sie kennzeichnen die Situation.

Und in der That läßt sich nicht bestreiten, daß bei der bestehenden Staats- und Gesellschafts-Organisation in Bälde die Grenze erreicht ist, bis zu welcher die Bevölkerung ihre Geldleistungen an Staat, Commune und öffentliches Leben noch zu erschwingen vermag. In unserer Staats-, Commune- und Gesellschafts-Organisation herrscht eben eine so gewaltige Friction massenhafter sich entgegenwirkender Kräfte, es wird eine so ungeheure Masse von menschlicher Arbeitskraft in unproductiver, ja geradezu zerstörender Thätigkeit angewandt, es saugt diese, fast die halbe Gesellschaft bildende unproductive oder der productiven feindlich entgegenwirkende

Masse von Kräften derart an dem productiven, aber durch unsinnige Kraftzerpflünderung auch noch gelähmten Gesellschaftskörper, daß er das höchste Maß seiner Leistungsfähigkeit nahezu erreicht hat, und, wenn nicht ein äußerer Anstoß eintritt, bald in sich selbst zusammenfallen muß.

Es wird sich alsdann für die neue Gesellschaft darum handeln, alle zu Gebote stehenden Kräfte so zu organisieren und zu constituieren, daß sie bei höchster productiver Leistung nur der einfachsten Organisation und Verwaltung bedürfen. Es wird zu diesem Zwecke nothwendig sein, die gleichartigen und auf combinirtes Zusammenwirken angewiesenen Arbeitskräfte innerhalb jeder Commune zu centralisieren; unter Anwendung aller wissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen, der besten Maschinen, in's Große durchgeführter Arbeitsteilung, die Productivkraft zu verzehnfachen, verzehnfachen, verfünffachen, und wenn nöthig, zu verhundertfachen, und die Verwaltungsorgane — die keine regierende Beamten-Hierarchie im heutigen Sinne bilden, sondern nur den Willen der Gesamtheit ausführende Organe sind — durch freie Benutzung der erzeugten Producte nach Bedürfnis zu entschädigen. Nicht Geldquanta wie heute, sondern beliebige Producte bilden die Gegenleistung für gesellschaftlich nützliche Arbeit; aber diese allein ist auch nur denkbar und Pflicht für Jeden, er sei denn krank oder alt und hilflos.

Die so gewaltig gesteigerte Productivkraft wird dann nicht allein so reichlich Producte zu erzeugen vermögen, daß alle materiellen und geistigen Bedürfnisse befriedigt werden können, sie wird auch in reichlichem Ueberschuß vorhanden sein, um sich an die Lösung von Problemen zu begeben, an welche heute die Gesellschaft gar nicht zu denken wagen darf.

Wenn nun das Reichs-Gesundheitsamt weiter beabsichtigt, seinen wissenschaftlichen Ermittlungen die weiteste Publication zu geben, so ist das ebenfalls ein Punkt, den wir vollkommen billigen. Nur Licht in die Köpfe, das ist unsere Parole. Und käme es auf uns an und hätten wir zu beschließen, so würden wir anordnen, daß jede deutsche Commune verpflichtet sei, je nach ihrer Größe, eins oder mehrere Exemplare dieser Publicationen zu beziehen, die bei der Gemeindevertretung zu circuliren hätten, daß alle Reichs- und Landtagsabgeordneten in

Deutschland gratis ein Exemplar auf Reichskosten erhielten, daß alle Commune- und öffentlichen Bibliotheken wenigstens ein Exemplar sich anschaffen müßten und die Amtsblätter genöthigt wären, in regelmäßig ihnen zugehenden kurzen Berichten auf die Wichtigkeit dieser Publicationen aufmerksam zu machen. Der Abonnementspreis müßte sich auf den Selbstkostenpreis beschränken. Würden dann auch noch in den höheren Klassen aller Schulen und Bildungsanstalten im Sinne dieser Publicationen Vorträge gehalten und Aufklärungen gegeben, was sicher weit nützlicher wäre wie vieles Andere, was heute gelehrt wird, so wäre binnen wenigen Jahren über alle einschlägigen Fragen in den weitesten Kreisen der Bevölkerung eine Aufklärung geschaffen, daß Niemand mehr sagen dürfte: die Leichenschau oder ähnliche Maßnahmen widerstrebten den „sittlichen Anschauungen“ der Bevölkerung, obgleich es richtiger gewesen wäre, zu sagen: die Masse von Unwissenheit, die Junker, Bourgeois und Pfaffen bisher in den Köpfen der niederen Klassen sorgfältig gehegt und gepflegt haben, läßt ihnen derartige wohlthätige Neuerungen als lästige und unnütze Drangsalirungen erscheinen.

Genügende Aufklärung in der angebotenen Richtung zu schaffen, wäre dem Staate kinderleicht, wenn er nur wollte. Aber das Wissen ist für Diejenigen gefährlich, die nur durch die herrschende Unwissenheit ihre Stellungen inne haben. Die Eulen verwünschen den Tag, dessen Licht sie blendet und zum Rauben unfähig macht.

Leider wird aus den angegebenen Gründen das Reichs-Gesundheitsamt auf die Verwirklichung seiner schönsten Pläne verzichten müssen, und wenn dies auch im Interesse der Allgemeinheit zu bedauern ist, so werden dennoch die von ihm vertretenen Ideen allmählich in Fleisch und Blut des Volkes übergehen und sich verwirklichen, weil diese Ideen wahr sind, weil sie vernünftig sind, weil mit auf ihrer Verwirklichung der Fortschritt der Menschheit beruht.

Wie jedes Ding in der Welt seine gute und schlimme Seite hat, so wird auch die nur sehr bedingte Ausführung des Programms des Reichs-Gesundheitsamts ihre gute Seite haben. Eine große Zahl tüchtiger, gebildeter und für die Gesellschaft sehr nützlicher Männer wird

dadurch mehr und mehr zu der Einsicht kommen, daß der heutige Staat und die hinter ihm stehende Gesellschaft vollkommen unfähig sind, eine Menge von Aufgaben zu lösen, die Wissenschaft und Erfahrung ihnen als unumgänglich nothwendig erscheinen lassen, und wenn sie dann den Ursachen dieser Erscheinung nachspüren, werden sie auch die wahre Quelle entdecken, und dann Hand in Hand mit Denen gehen, die heute als die Zerstörer und Vernichter aller Cultur und Civilisation vor ihnen gebrandmarkt werden, in Wahrheit aber ihre eifrigsten Förderer und Vertheidiger, ihre besten Stützen und Freunde sind.

Vorstehende Ausführungen waren bereits druckfertig, als der Reichstag am 2. März in die Berathung der Etatforderung für das Reichs-Gesundheitsamt eintrat. Hier war es zunächst wieder der Abgeordnete Aug. Reichensperger, der entsetzt war über die Mehrforderung von 44,500 Mark, und in dem Amt eine „förmliche finanzielle Auffaugungsmaschine“ witterte, namentlich wenn die in der Denkschrift entwickelten Aufgaben durchgeführt werden sollten. Er habe gelesen, so führt der Redner aus, daß an allen deutschen Universitäten Lehrstühle für das Gesundheitswesen errichtet werden sollten; man habe also an den vorhandenen Professoren noch nicht genug, ja man gehe in Bezug auf die wissenschaftliche Obforge so weit, daß man Polizeibeamte mit technischer Vorbildung verlange. Davon wolle er nichts wissen. Auch die geplante officielle Ueberwachung der Lebensmittelfälschung gehe ihm zu weit, das solle Sache der Vereine sein, die moralische Einwirkung, der Schrecken auf dem in Rede stehenden Gebiete genüge, namentlich wenn „mitunter“ eine Strafe dazu komme. Er ist gegen die Mehrbewilligung.

In der gleichen Richtung spricht sich der Redner der Fortschrittspartei, Dr. Mendel, aus. Das Reichs-Gesundheitsamt habe sich mit wissenschaftlichen Aufgaben nicht zu befassen (sic!), das sei Sache der Universitäten (denen natürlich jedes Mittel abgeht, selbst gewonnene Resultate im Großen zur Anwendung zu

bringen). Er will die Thätigkeit des Reichs-Gesundheitsamt auf den engsten Kreis seiner Wirksamkeit beschränkt haben, es nur als Vermittlungsbehörde zwischen der Wissenschaft und der Gesetzgebung betrachtet wissen.

In Bezug auf die obligatorische Leichenschau will er indeß das Reichs-Gesundheitsamt in Thätigkeit sehen, damit man nicht allein erfahre, wo zuerst Epidemien auftreten, und sie im Keime erstickt werden könnten, sondern auch um zu erkunden, wie gewisse Industrien und gewisse Berufszweige mit gewissen Todesarten im Zusammenhang stehen, und wie Verbesserung der Einrichtungen und des Gesundheitszustandes und so Verlängerung der Lebensdauer herbeigeführt werden könnte.

Der Herr Doctor medicinae hat natürlich ganz übersehen, daß er, wenn er dieses will, auch alle die vom Reichs-Gesundheitsamt geforderten Einrichtungen nothwendig wollen und dieses selbst eine eminent wissenschaftliche Behörde sein muß. Eine solche Leichenschau im Sinne des Dr. Mendel verlangt oftmals Secirung der Leichen und genaue Berichterstattung. Dazu sind also ausreichende Organe nöthig, die meist sehr mangeln. Die erlangten Resultate müssen an einer Centralstelle zusammengestellt, wissenschaftlich bearbeitet und die daraus gewonnenen Resultate in Form von gesetzlich allgemein durchzuführenden Einrichtungen in der Praxis verwirklicht werden. Nun möchten wir wissen, wie das ohne eine solche im Großen arbeitende wissenschaftliche Centralbehörde möglich sein soll.

Daß zu solchen wohlfahrtspolizeilichen Einrichtungen brauchbare Polizeiorgane genommen werden, will Herr Dr. Mendel auch nicht begreifen; wir hätten schon Polizei überall. Was hat denn aber die Polizei so gehässig gemacht? Sicher nicht ihre Sorge um das allgemeine Wohl, sondern ihre Willkür und ihre Uebergriffe in das Privatleben und in die politische Thätigkeit der Staatsbürger. Und die Partei des Herrn Dr. Mendel hat bisher Nichts gethan, was diesen gehässigen Charakter der Polizei verminderte. Die Aufhebung der politischen Polizei und ihre Umwandlung in eine Wohlfahrtspolizei könnte nur die Zustimmung jedes vernünftigen Mannes finden, schwerlich aber die der Fortschrittspartei, welche die polizeiliche Ueberwachung

der Presse, der Vereine und Versammlungen für eine wichtige staatsretterische Thätigkeit ansieht.

Auch mit der Chemie, die nach den Ansichten des Reichs-Gesundheitsamts den Untergrund für die Untersuchungen und Feststellungen abgeben soll, geht Herr Dr. Mendel streng in's Gericht: die Chemie sei noch keine Wissenschaft, die uns sichere Resultate gäbe, sie sei erst im Werden begriffen und bleibe auf viele Fragen die Antwort schuldig. Dasselbe, was Herr Mendel von der Chemie sagt, kann Wort für Wort auf sein eigenes Fach, die Medicin, angewandt werden. Auch diese tappt noch in vielen Dingen im Dunkeln, und wenn sie in den letzten Jahrzehnten auf manche Fragen eine Antwort zu geben vermochte, so verdankt sie dies ganz wesentlich mit der Chemie. Der Mediciner hat gar keine Ursache, hochmüthig auf die Chemie herabzusehen; ohne die Chemie steht die Medicin auf schwankenden Füßen, und das Reichs-Gesundheitsamt leistete letzterer die größten Dienste, wenn es durch eigene umfassende Anwendung der Chemie, wie durch Zusammenstellung der überall gewonnenen Resultate dem Einzelnen einen Ueberblick möglich machte und praktisch verwerthen half.

Die associative Thätigkeit in der Wissenschaft und die Combinirung der verschiedenen Wissenszweige unter gemeinsame Leitung ist für die Entwicklung der Menschheit gerade so nothwendig, wie die associative und combinirte Thätigkeit von Ackerbau und Industrie. Neun Zehntel der wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Zeit bleiben für neun Zehntel der Menschen vollständig todes Kapital, weil es sowohl an einer passenden und zweckmäßigen Sichtung und Zusammenstellung des wissenschaftlichen Materials wie an einer gleich passenden und zweckmäßigen Anwendung in der Praxis des Lebens mangelt.

Die Verwirklichung des Programms des Reichs-Gesundheitsamts ist dazu ein großer und bedeutsamer Schritt, und wenn sog. Männer der Wissenschaft das nicht einsehen, so stehen sie genau auf der Stufe des Handwerkers oder Bauers, der nach alter Väter Weise

sein Handwerk treibt oder seinen Acker bebaut, weil er glaubt, daß Veränderungen seinem Interesse oder seiner Bequemlichkeit schaden.

Den Vorrednern reihte sich würdig der freiconservative Abgeordnete Dr. Lucius an, der sich in ähnlichem Sinne aussprach, und anknüpfend an die Aufdeckung eines Schwindels mit einem kosmetischen Mittel durch das Reichs-Gesundheitsamt, den Satz vertrat: das Amt habe sich mit solchen Dingen in keiner Weise zu befassen. Wollten die Leute sich damit betragen lassen, so möchten sie es thun, damit habe das Reich gerade so wenig zu schaffen, als daß es berufen sei, zu verhindern, daß das Publicum sein Geld in Schwindelpapieren anlege.

Damit kam also der Satz des Ex-Ministers Delbrück, den er seiner Zeit gegen Laster auf dessen Anklagen gegen den Börsenschwindel aussprach: Wir können die Leute nicht verhindern, die ihr Geld los sein wollen, dies zu thun, auch auf dem Gebiete des Handels zur vollen Geltung.

Statt das Reichs-Gesundheitsamt zu ermutigen, auf dem betretenen Wege fortzufahren, durch Untersuchungen auf allen Gebieten festzustellen, welcher Art die Artikel sind, die dem Volk als heilsame und nützliche angepriesen werden, und das Volk zu unterrichten und aufzuklären, damit dieses, das ganz unmöglich wissen kann, inwiefern die Anpreisungen der Wahrheit entsprechen, weiß, woran es ist, schreckt man das Amt von seiner sehr nützlichen Thätigkeit zurück, und die Fälscher- und Betrügerbande ringsum lacht sich in's Häustchen, sicher, nunmehr erst recht ihr infames und sehr gewinnbringendes Handwerk ausüben zu können.

Wahrlich, einen schlechteren Dienst kann man dem Volke nicht leisten, als wenn man seine naturgemäße, weil durch die schlechte Erziehung begünstigte Unwissenheit in so vielen Dingen jedem Betrüger zur beliebigen Ausbeutung preisgibt. Und zwar trifft diese Unwissenheit alle Kreise der Gesellschaft, natürlich die unteren weit härter als die höheren.

So erfuhr das Reichs-Gesundheitsamt eine Kritik, wie sie dieselben Parteien dem jedes Jahr riesiger anschwellenden Kriegsbudget gegenüber kaum ausüben, und der

Präsident des Gesundheitsamts, statt Lob und Ermunterung zu ernten, mußte froh sein, daß man schließlich noch so gnädig war, ihm die geforderte Summe zu bewilligen.

Solcher Art ist die Aufnahme, welche wirkliche Culturbestrebungen in der Vertretung der deutschen Nation seitens der herrschenden Klasse finden.

A. B.

Die Arbeitslöhne in Belgien

im Zusammenhange mit den Preisen der Lebensmittel, dem Verkaufswerthe von Grund und Boden und den Verbrechen.

Von Louis Bertrand.

(Fortsetzung.)

Welches sind nun die Ursachen der beständigen Zunahme des Verkaufswerthes von Grund und Boden? Auf welche Umstände ist die rasche Steigerung der Pachtpreise zurückzuführen?

Die Zunahme des Verkaufswerthes von Grund und Boden, sowie die Steigerung der Pachtpreise stehen miteinander in innigem Zusammenhang. Durch den Brauch, Pachtcontracte nur auf sehr kurze Termine abzuschließen — und dieser Brauch wird heutzutage vorwiegend beobachtet — zieht der Eigenthümer allein den Nutzen aus dem Mehrwerthe von Grund und Boden. Dieser Mehrwerth, das Ergebnis des sauren Schweißes des Landarbeiters, müßte eigentlich diesem gehören. Aber wie wäre das einzurichten?

Bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Organisation des Grund- und Bodenbesitzes kann diese Frage nicht gelöst werden, es sei denn, daß die Eigenthümer sich dazu verstehen, die Dauer der Pachtcontracte zu verlängern — wovon ja in Wirklichkeit das gerade Gegentheil geschieht. Während es vor ungefähr dreißig Jahren noch keine Seltenheit war, daß Ländereien contractlich auf 15 oder 18 Jahre verpachtet wurden, beträgt heute die mittlere Dauer eines Pachtvertrages nicht mehr als 6 Jahre, und

die Forderungen der Eigenthümer von Grund und Boden sind derartige, daß z. B. viele unter ihnen ihre Ländereien nur mehr auf 3 Jahre verpachten wollen.

Dieser Umstand hat die rasche Steigerung des Verkaufswerthes von Grund und Boden oder der Pachtpreise zur Folge.

Auf dem Gebiete der Industrie haben die Maschinen und die Theilung der Arbeit die Concurrnz zwischen den Arbeitern erzeugt und so die Löhne herabgedrückt. Dieselbe Erscheinung tritt auf landwirthschaftlichem Gebiete zu Tage, und zwar in Folge der kurzen Dauer der Pachtcontracte und durch die Steigerung des Pachtzinses, die wiederum ihre Ursache in der Concurrnz hat, welche sich die Pächter gegenseitig machen.

In einem früheren Artikel *) haben wir gesehen, wie langsam die Steigerung der Löhne in Belgien vor sich geht. Wenn wir den Stand der Arbeitslöhne mit dem des Verkaufswerthes von Grund und Boden und mit der Höhe des Pachtzinses vergleichen, bemerken wir einen klar zu Tage tretenden Kampf zwischen Kapital und Arbeit.

Der Werth eines Stückes Land ist nicht ausschließlich auf seine ursprünglichen, ihm von Natur innewohnenden

*) Siehe „Die Zukunft“ vom 1. Decbr. 1877.

Eigenschaften zurückzuführen, wie z. B. auf seine mehr oder minder gute Lage in örtlicher Hinsicht, seine Lage zur Sonne, zum Laufe des Wassers und auf seine größere oder geringere natürliche Ertragsfähigkeit, sondern dieser Werth ist in hohem Grade bedingt durch die Verbesserungen, welche durch die Arbeit der Bebauung an dem Boden vorgenommen wurden, und ferner auch durch den allgemeinen Stand der Civilisation, d. h. durch die aufgespeicherte Arbeit der verschiedenen aufeinanderfolgenden Generationen.

Jedoch dieser Werth von Grund und Boden, obwohl, wie wir gesehen haben, zum großen Theile durch die Arbeit entstanden, kommt dem Arbeiter nicht zu gute, sondern der Mehrwerth des Bodens, das Ergebniß der Anstrengungen des Bebauers, fällt im Gegentheile dem

Grund- und Bodenbesitzer zu, der sich nicht einmal damit begnügt, zu sehen, wie sein Besitzthum sich verbessert, sondern der überdies noch einen höheren Pachtzins verlangt, sobald der Miethscontract seines Pächters abgelaufen ist. Wenn man die statistisch feststehenden Ergebnisse studirt, so fällt Einem bei Belgien die beständige Höhe und das sich immer steigende Wachsthum des Pachtzinses besonders auf. Im Jahre 1846 überstieg dasselbe schon um 30 pCt. (d. h. um beinahe 2 pCt. pro Jahr) die Tage von 1830; und von 1846 bis 1856 nahm diese Preissteigerung noch größere Dimensionen an, da sie sich auf 14 Francs pro Hectar oder auf fast 20 pCt., also auf beinahe 2 pCt. jährlich belief. Aus nachstehender Tabelle ergibt sich dies klar und deutlich:

Durchschnittswerth des Grund und Bodens, pro Hectar.

Provinzen.	1846.		1856.		1866.	
	Verkaufswert.	Pachtzins.	Verkaufswert.	Pachtzins.	Verkaufswert.	Pachtzins.
Antwerpen	2,257	60	2,992	75	3,422	92
Brabant	3,284	83	4,305	100	5,210	135
West-Flandern	2,399	74	3,185	83	4,229	102
Ost-Flandern	3,139	87	4,339	106	5,731	130
Fennegau	3,691	95	4,421	110	5,402	135
Lüttich	2,797	81	3,596	101	4,239	124
Limburg	1,650	53	2,183	62	3,085	90
Luzemburg	758	33	1,043	39	1,403	44
Namür	1,842	50	2,464	64	2,790	77
Durchschnittsverhältniß für das ganze Land	2,421	68	3,169	82	3,945	103

Das Verhältniß, nach welchem diese Wertherhöhung stattgefunden hat, ist in folgender Tabelle ausgedrückt:

Vermehrung des Verkaufswertes pro Hectar.

Provinzen.	1846—1850.		1850—1856.		1856—1866.	
	Preis- steigerung.	Procent.	Preis- steigerung.	Procent.	Preis- steigerung.	Procent.
	Francs.		Francs.		Francs.	
Antwerpen	307	13,60	428	16,69	480	25,42
Brabant	357	10,87	664	18,24	905	27,06
West-Flandern	302	13,03	484	17,92	1,044	26,18
Ost-Flandern	465	14,88	735	20,40	892	28,14
Fennegau	220	5,96	510	18,04	981	19,48
Lüttich	321	11,48	478	15,53	648	22,15
Limburg	226	13,70	307	16,26	902	23,19
Luzemburg	107	14,11	178	20,58	360	28,48
Namür	300	16,28	322	15,03	326	21,12
Durchschnittsverhältnis für das ganze Land	290	11,87	458	16,80	664	24,18

Steigerung des Pachtzinses.

Provinzen.	1846—1850.		1850—1856.		1856—1866.	
	Preis- steigerung.	Procent.	Preis- steigerung.	Procent.	Preis- steigerung.	Procent.
	Francs.		Francs.		Francs.	
Antwerpen	5	8,33	10	15,38	17	21,04
Brabant	2	2,41	15	17,65	35	35,00
West-Flandern	—3	—4,05	12	16,90	19	22,16
Ost-Flandern	—	—	19	21,84	24	26,04
Fennegau	1	1,05	14	16,09	25	25,12
Lüttich	6	7,41	14	17,00	23	22,14
Limburg	—	—	9	14,71	28	30,00
Luzemburg	1	3,03	5	16,36	5	12,00
Namür	5	10,00	9	17,08	18	17,00
Durchschnittsverhältnis für das ganze Land	2	2,94	12	17,14	21	22,00

Während des Zeitraums von 1846 bis 1850 haben die Provinzen Antwerpen und Namür eine gleich große Preissteigerung von 5 Francs pro Hectar aufzuweisen nebst einer achtprocentigen Steigerung des Pachtzinses für Antwerpen und einer zehnprocentigen für Namür. Bei West-Flandern macht sich in diesem Zeitraum eine Verringerung des Pachtzinses von 3 Francs pro Hectar bemerklich;

jedoch wir glauben annehmen zu dürfen, daß die Krise von 1846 bis 1849 mit dieser Erscheinung zusammenhängt.

Um so auffällender ist dagegen die Steigerung des Pachtzinses in dem darauf folgenden Zeitraum. Die deutlichsten Ziffern stellen in dieser Hinsicht die beiden Provinzen Brabant und Ost-Flandern (21,84 und 17,65 pCt.); am schwächsten macht sich diese Steigerung geltend bei der Provinz Antwerpen und bei Limburg (15,38 und 14,71 pCt.).

Diese Zahlen sprechen eine beredte Sprache. Sie beweisen klar und deutlich die Thatsache, daß die Rente des Grundbesitzers rascher steigt als der Arbeitslohn. Und zwar kann man diese Beobachtung nicht nur in Belgien machen, sondern auch Frankreich, England und die übrigen Länder sind sich in dieser Hinsicht vollkommen gleich.*)

Die klarste Folge dieses Gesetzes, welches die Tendenz des Eigenthums ausdrückt, ist die vollständige immer größere Unterdrückung des Arbeiters durch das Kapital. Dieses Gesetz kann durch eine freisinnige

Gesetzgebung in Bezug auf die Eigenthumsverhältnisse eine kleine Abänderung erfahren, jedoch niemals wird man seine Weiterentwicklung zu verhindern vermögen, so lange das System des individuellen Besitzes existirt.

Indem wir uns immer nur an die belgischen Verhältnisse halten, sehen wir, daß in den Provinzen, wo das Land größtentheils von den Grund- und Bodenbesitzern selbst bebaut wird, die Lage des ländlichen Arbeiters eine bessere ist, während in anderen Provinzen, z. B. in Brabant und in den beiden Flandern, wo nur zwölf Procent der Gesammtländereien von den Besitzern selbst bewirtschaftet werden, die Lage der Aderbauer eine elende ist und der Grund und Boden ihnen immer mehr entzogen wird.

Aus einem schätzbaren Artikel unseres Freundes und Mitarbeiters Dr. C. de Baeppe, welcher 1869 in dem Blatt „L'Internationale“ veröffentlicht wurde, ersehen wir, daß bei dem Ackerlande, welches überhaupt bebaut wird, folgendes Verhältniß stattfindet:

Es kommen auf 1 Hectar, der von Eigenthümern bebaut wird:

in West-Flandern	6 Hectar,	} die von Pächtern bebaut werden.
„ Ost-Flandern	8 „	
„ Antwerpen	8 „	
„ Brabant	2,2 „	
„ dem Hennegau	1,9 „	
„ Flüttich	1,8 „	
„ Namür	1,5 „	
„ Limburg	1,2 „	
„ Luxemburg	1,3 „	
„ ganz Belgien (Durchschnittsverhältniß)	2 Hectar,	

*) So sind beispielsweise von 1789 bis 1866 in Frankreich die Arbeitslöhne um 100 pCt. gestiegen (Leonce de Lavergne), während die Rente des Grundbesitzers um 150 pCt. gestiegen ist. Wenn man die Angaben von Maurice Bloch mit denen von Bureau de Jonnés zusammenstellt, so ergibt sich, daß der Arbeitslohn in dem Zeitraum von 1818 bis 1851 nur um 25 pCt. gestiegen ist, während der Bodenpreis um mehr als 100 pCt. in die Höhe ging. Nach der Enquete über die ländlichen Verhältnisse, welche 1869 veranstaltet wurde, ist in Frankreich der

Pachtzins des Bodens erster Qualität in dem Zeitraum von 1852 bis 1862 um 75 pCt. und der des Bodens dritter Qualität um 55 pCt. in die Höhe gegangen. In diesem Zeitraume ist der ländliche Arbeitslohn nur um 30 pCt. gestiegen. In England hat nach den Angaben Caird's die Rente des Grundbesitzers von 1770—1851 um 100 pCt. zugenommen, während bei dem Arbeitslohne nur eine Steigerung von 14 pCt. zu verzeichnen war. In Belgien ist von 1830—1856 der Antheil des Grundbesitzers um 45 pCt. gestiegen, die Lohnsätze hingegen nur um 10 pCt.

Haben nicht diese ersten vier Provinzen (Antwerpen, Brabant und die beiden Flandern) die höchsten Pachtpreise und die höchsten Verkaufswerte der Ländereien aufzuweisen? Und dieser Umstand trifft auffallend zusammen mit den Thatfachen, die wir oben festgestellt haben, mit dem Elende der Lohnarbeiter und mit der Concentration des Grundbesizes in den Händen einiger Personen. Die Leute von der Gelbaristokratie wissen die Bedeutung des Grundbesizes in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Daher erklärt es sich denn, daß sie immer eifriger nach dieser Art von Besitz trachten. Derselbe macht sie zu vollkommenen Herren ihrer Gegend und verleiht ihnen allein alle Ansprüche auf die politischen Ehrenrechte, kurz sie erlangen dadurch das Uebergewicht über alle Bewohner des Ortes, an dem sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Dieser materielle Umstand hat auch noch eine moralische Folge: ein, wenn auch nicht ausgesprochenes, feindseliges Verhältniß zwischen dem Eigenthümer und dem Pächter des Landes. Denn der Eigenthümer residirt, anstatt in der Gegend, die ihm gehört, mitten unter seinen Pächtern zu wohnen, in der Stadt, ohne sich um Diejenigen zu kümmern, die seinem Grundbesitz Werth verleihen. In den meisten Fällen beauftragt er dritte Personen mit der Erhebung des Pachtzinses und mit den neuen Acquisitionen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatfache, daß, wenn durch irgend eine Ursache, beispielsweise durch einen Sterbefall, ein Bodencomplex zum Verkauf gelangt, es fast immer (neun unter zehn Malen) der Reichste des Cantons ist, welcher denselben erwirbt. Dies ist wieder eine charakteristische Thatfache, die es begreiflich macht, wie der Act der Concentration des Grundbesizes vor sich geht.

Wir haben nun noch zu untersuchen, welches — ganz abgesehen von der schreienden Ungerechtigkeit, die diesem Eigenthumsprincip zu Grunde liegt — die Mängel sind, die dem gegenwärtigen System des individuellen Grundbesizes anhaften. Eine der ersten Grundbedingungen eines geblühenden Fortschritts auf dem Gebiete der Landwirthschaft ist eine angemessene Theilung der Culturen. Wenn Grund und Boden in's Unendliche hinein vertheilt sind, machen sich schwere Unzuträglichkeiten geltend. Diese Zerstückelung findet heutzutage in sehr hohem Maße statt. So rechnet man z. B. in den beiden Flandern auf hundert Ackerbautreibende überhaupt 43, die nur eine Fläche von 50 Acre und darunter bebauen, 12, welche 51 Acre bis 1 Hectar besitzen, 29, deren Ländereien die Gesamtgröße von 5 Hectar nicht überschreiten, und nur 7, die mehr als 10 Hectar ihr eigen nennen.

Die Theilung der Arbeit, welche es bei der Industrie ermöglicht, viel und billig zu produciren, existirt für die Landwirthschaft in Belgien nicht. Es ist daher denn auch eine große Zahl von ländlichen Arbeitern für ein kleines Terrain erforderlich. Während man z. B. auf 100 Hectar Ackerlandes, die der Bewirthschaftung überwiesen sind, in England nur 25 Arbeiter, einschließlich ihrer Frauen und Kinder, und in Frankreich 36 rechnet, kommen auf eine gleich große Fläche Landes im östlichen Flandern deren 65, und im westlichen Flandern wird diese Zahl noch überschritten.

Gegen das Jahr 1850 gestaltete sich in Irland das Verhältniß der Landbebauer zu dem ertragfähigen Boden so, daß 77 Bauern auf 100 Hectar kamen; unsere beiden Flandern kommen also in dieser Hinsicht Irland nahe. Dabei ist in diesem letztgenannten Lande der Pauperismus sehr ausgebildet, was freilich Niemand Wunder nehmen darf. Dieser Zustand der Dinge ist von bellagens-

wertigen Folgen für die Lage des Volkes, und man kann darin eine der Hauptursachen der fortwährenden Steigerung der Preise für die zum Lebensunterhalt dienenden Bodenerzeugnisse erblicken.

Das dichte Zusammenwohnen von Menschen an einem und demselben Orte bewirkt, daß die Bodenerzeugnisse an Ort und Stelle verbraucht werden, und wird die Ursache einer Vertheuerung dieser Bodenerzeugnisse. Außerdem ist die Bodenbearbeitung mit weitaus größeren Kosten verbunden und das Land verliert von seinem ursprünglichen Werthe; daher stammt denn auch die Verarmung und Erschöpfung des Bodens, welche Hand in Hand gehen mit dem Rückgange des Bauern. Diese Verhältnisse sind schon Gegenstand der Untersuchung von Seiten der Nationalökonomien und der Regierungen gewesen. Ein französischer Schriftsteller, Herr Cadon, weist in seinem Werke „Subsistences et Population“ (Lebensunterhalt und Bevölkerung) die Unzuträglichkeiten und Gefahren der fortwährenden Zerstückelung des Grundbesitzes nach. Cadon, der von den französischen Zuständen ausging, forderte das Einschreiten der Regierung behufs Verhinderung der fortwährenden Landzerstückelung und schlug zu dem Behufe einen Gesetzesparagrafen mit nachstehendem Wortlaute vor:

„In Zukunft soll es Niemanden gestattet sein, seinen Grundbesitz in Parzellen von weniger als 50 Aren zu theilen, ausgenommen die zu Baulichkeiten bestimmten Grundstücke.

„Bei Eröffnung einer Erbfolge dürfen die liegenden Güter nicht in Parzellen von weniger als 50 Aren unter die einzelnen Erben vertheilt werden. In Fällen, wo den einzelnen Erben billiger Weise und nach Verhältniß nur Parzellen unter 50 Aren zugetheilt werden könnten, sollen diese Parzellen im Ganzen

versteigert werden, und zwar zunächst unter den einzelnen Erben, und wenn sie dann nicht zugeschlagen werden, sollen auch Fremde zu der Licitation zugelassen werden.

„Die Licitationen und die Zusammenschmelzung von Grundstücken sollen keinerlei Eintragungsbestimmungen unterworfen sein.“

Bedarf es wohl noch einer besonderen Versicherung, daß diesen Vorschlägen keinerlei Beachtung geschenkt wurde? Was kümmert denn überhaupt die Grundeigentümer diese schlechte Organisation der ländlichen Arbeit und der verhängnißvolle Ruin, dem sie entgegensteht? Geht ihr persönliches Interesse nicht über Alles?

Wie bereits angeführt, ist diese Theilung von Grund und Boden in's Unendliche ein Vortheil für die Grundbesitzer, insofern der Pachtzins verhältnißmäßig steigt, je größer die Zahl der Concurrenten bei Verpachtung des Ackerlandes wird.

Zahlreiche Schriftsteller haben bereits Kritik geübt an der unendlichen Zerstückelung des ertragfähigen Grundbesitzes. Vor mehr denn 30 Jahren schon verkündete Louis Reybaud die Associationen der Ackerbautreibenden. „Wenn diese Zerstückelung alle ihre Früchte getragen hat,“ sagt dieser Schriftsteller, „und wenn dann in Folge dessen alle Nachteile dieses Systems sich geltend machen, wird man von dem Kleinbetrieb in der Landwirtschaft zum Großbetrieb übergehen; ein anderer Fortschritt wird sich auf dem Wege der Vereinigung menschlicher Interessen geltend machen: aus dem parzellirten Grundbesitz wird die ländliche Association hervorgehen.“ *)

Anderer Schriftsteller, welche sich mit derselben Frage beschäftigten, haben ge-

*) Louis Reybaud, *Etudes sur les réformateurs et socialistes modernes*. Bd. II. Seite 198.

zeigt, daß der Ausfall in der Production der zum Leben nothwendigen Bodenerzeugnisse Hand in Hand geht mit dem fortwährend steigenden Wachstum der Bevölkerungszahl, und daß dieser Ausfall den Nothstand hervorruft, von welchem die große Masse der Arbeiter hauptsächlich betroffen wird. In Folge dessen haben sie ein anderes Mittel zur Abhülfe vorgeschlagen, bestehend in der Einführung des „beklen-regt“, mit anderen Worten, sie machten Vorschläge, welche auf die Erbpacht hinausliefen.

Dieses System des „beklen-regt“ hat unstreitbar sein Gutes. Schon seit ziemlich langer Zeit wird es in Holland, in England, in Italien und in Portugal gehandhabt.

Mit herübergenommen aus dem Mittelalter hat das „beklen-regt“ den Zweck, in diesen Ländern eine Klasse von Aderbautreibenden zu schaffen, welche aller Wohlthaten, die das Eigenthum mit sich bringt, theilhaftig werden, ohne daß sie jedoch den Reinertrag für sich behalten dürfen; geschähe letzteres, so würden sie von der Selbstbewirthschaftung des Bodens abkommen.

An Stelle von Pächtern, welche immer befürchten müssen, ihr Pachtgut zu verlieren, und deshalb davor zurückzureden, Verbesserungen eintreten zu lassen, finden wir in Folge dieses Systems eine Klasse von freien Nutznießern.

So lange die Pächter mit lebenslangem Pachtcontract in eigener Person das Land bewirthschaften, ist dieses System, vom Standpunkte der Gerechtigkeit betrachtet, von guten Folgen begleitet. Es geschieht jedoch oft, daß dieselben das Land an Afterspächter abgeben, und in diesem Falle haben letztere zwei Nichtsthuer zu ernähren: den Besitzer des Grundstückes und den Pächter mit lebenslanglichem Contract (beklemdemeyer), welcher seinerseits zum Ausbeuter wird.

Wie man sieht, sind alle diese Systeme mit Ungerechtigkeiten und Betrügereien verbunden. Das Princip des individuellen Eigenthums bedingt immer einen Nichtsthuer, den die Arbeiter miternähren müssen, und so lange dieses System zu Recht bestehen wird, kann der Bauer folgenden Refrain eines französischen Volksdichters immer und immer wieder singen:

„Bestell' die Saat, Proletarier Du,
Dem Faulen fällt die Ernte zu!“ —*)

Hier giebt es keinen Ausweg, so lange man das System beibehält. Wie man nach dem Sprüchwort den Baum an seinen Früchten erkennt, ebenso kann man einen Gesellschaftszustand nach den Folgen beurtheilen, die sich aus demselben ergeben.

Eine vergebliche Mühe ist es daher, wenn man Abhülfe gegen die Schäden, an denen die menschliche Gesellschaft krankt, in dieser oder jener Reform sucht; so lange das Eigenthum nicht eine gründliche Umgestaltung erfährt, werden auch das Elend und die Noth nicht aus der Welt zu schaffen sein.

Zugestanden auch, daß man diese Noth etwas lindern kann, gründlich beseitigen kann man sie nicht, es sei denn, daß man die Art an die Wurzel des Uebels legt.

Seit einem Vierteljahrhundert hat diese Idee anderwärts große Fortschritte gemacht. Hervorragende Denker haben ihre Meinung über das Collectiveigenthum an Grund und Boden ausgesprochen.

Ein englischer Nationalökonom, Wilson, hat dies Princip kurz dahin formulirt, „daß die individuelle Aneignung des Bodens und die daraus entspringende Monopolisirung desselben eine Ungerechtigkeit und die Ursache der Sklaverei ist, in welcher eine große Zahl von Menschen schmachtet.“

„Die Erde“, sagt Wilson, „ist gemeinsames Eigenthum Aller, kein Mensch hat

*) Sème le blé, bon prolétaire,
C'est l'oisif qui récoltera! . . .

nie geschaffen, kein Mensch kann sie zerstören. Unter irgend einem vorgeblichen Rechtsittel von derselben Besitz ergreifen wollen, wäre dasselbe, wie wenn sich Jemand Sklaven aneignen wollte. Wenn ihr einem Menschen sein Anrecht auf Besizergreifung nehmt, drückt ihr ihn gewissermaßen in den Zustand der Sklaverei hinab, denn ihr zwingt ihn, für euch zu arbeiten, anstatt für sich selbst."

Die Abhängigkeit des Einzelnen von einem Anderen ist eine unbestreitbare Thatfache. „Es genügt, daß wir einen Blick um uns werfen," sagt der bedeutende belgische Nationalökonom Emile de Laveleye, „um zu sehen, daß das Princip des Collectivismus von allen Seiten auf uns einströmt und die Unabhängigkeit des isolirten Einzelmenschen bedroht. Einestheils bemächtigt sich die anonyme Gesellschaft (Actien-Gesellschaft) kraft ihrer Eigenschaft als Gesamtmacht, von der alle Verantwortlichkeit gewichen ist, nicht nur aller Zweige der Großindustrie, sondern sie vernichtet durch ihre unwiderrstehliche Concurrenz selbst die Handwerker und Kleingewerbetreibenden auf einem Terrain, auf welchem sie unangreifbar schienen: in der Confection von Bekleidungsstücken, Fußwerk, Möbeln, sowie im Detailverkauf.

Die anonymen (Actien-) Gesellschaften machen sich an Alles heran und vermehren sich zusehends. In Bälde werden alle Menschen entweder Actionäre oder Lohnarbeiter sein; es wird keinen Platz mehr geben für den isolirt dastehenden Kleinindustriellen, für den unabhängigen Arbeiter, der keiner Vereinigung angehört." *)

Diese Worte aus solchem Munde sind ein Zeichen der Zeit, sie zeigen klar und deutlich, welches die Ursachen der Krebschäden sind, von denen unsere heutige Gesellschaft angegriffen ist. Diese Krebs-

schäden treffen, wie wir gesehen haben, unaufhörlich um sich und fordern dringend, daß man sich mit ihnen beschäftige.

Uebrigens, wie will man heutzutage, wo man überall die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze proclamirt, heutzutage, wo man Allen das Stimmrecht gewährt, wo man höchst unkluger Weise immer und immer wiederholt, daß alles Eigenthum von der Arbeit herkommt u. s. w., wie will man heute, fragen wir, es verhindern, daß dem arbeitenden Volke die Augen aufgehen? Wie kann man glauben, daß die große Menge, welche der Inbegriff der Gewalt, der Zahl und der Macht ist, und welche sieht, wie die Ungleichheit unaufhörlich zunimmt, und deren halb zu Tode gequälten Körper das grauige Gespenst, „Elend" geheißen, unbarmherzig zerfleischt, um den letzten Blutstropfen aus demselben herauszupressen, wie kann man glauben, daß diese große Menge fortfahre, alle diese Leiden zu erdulden und alle diese Grausamkeiten über sich ergehen zu lassen?

Die unparteiischen Denker, welche alle Dinge erforschen und sehen, welchem Abgrunde wir entgegenzueilen, beginnen bereits, ihre Warnungsrufe erschallen zu lassen. Sie verkünden bereits mit lauter Stimme, was sie bisher nur leise bei sich gedacht haben, und sie geben der Klasse Derer, welche von den Privilegien leben, zu denken.

Die nothwendigen demokratischen Forderungen der modernen Gesellschaften, denen selbst die zähesten Bourgeois-Ökonomen und Journalisten Rechnung tragen müssen, werden mit zwingender Nothwendigkeit zu zahlreichen Umgestaltungen in den öffentlichen Einrichtungen führen.

Die Bewegung der Geister schließt die unvermeidliche Bewegung der Thatfachen in sich. Es muß der Geist der neuen Zeit, welcher ganz erfüllt ist von den Bestrebungen für die bürger-

*) Emile de Laveleye: „La propriété et ses formes primitives", préface pag. 51.

liche und politische Gleichheit, seine Betätigung erhalten durch die ökonomische Gleichheit, welche in erster Linie verlangt, daß Alles, was zur Production nothwendig ist (Arbeitsinstrumente) dem Collectivbesitz wieder zugeführt werde. Das große Werk der Organisation der

Volksmassen ist kein vergebliches und kann kein vergebliches sein. *)

Es ist daher nothwendig, daß unsere herrschenden und ausbeutenden Klassen ihren Privilegien entsagen und sich beugen vor der Sphinx der neuen Zeit, damit sie dieser Sphinx nicht Zeit lassen, sie zu vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die Grundprincipien der Social-Ökonomie.

Von Dr. César de Laepe.

(Fortsetzung.)

II.

Wie man sich auch immer zu dem System der positiven Philosophie August Comte's stellen möge, einer der leuchtendsten Gesichtspunkte, den dieser Denker aufstellte, ist unstreitig derjenige, welchen er das „Gesetz der drei Zustände“ (loi des trois états) nannte. Zugestanden einmal (was ja auch alle Thatsachen lehren), daß der geistige Zustand des Menschen und die allgemeinen Ansichten, welche innerhalb der Gesellschaft vorherrschen, gewissen Modificationen und Umgestaltungen unterworfen sind, und daß mit diesen Umgestaltungen gewisse mehr oder minder tief einschneidende Veränderungen in den gesellschaftlichen Einrichtungen Hand in Hand gehen — dies zugestanden, formulirt August Comte das Gesetz dieser Entwicklung folgendermaßen: Alle unsere Anschauungen und Begriffe haben drei aufeinanderfolgende Zustände zu durchlaufen, deren Reihenfolge eine bestimmte ist. Diese Zustände sind: der theologische Zustand, der meta-

physische und der positive. Die charakteristischen Merkmale dieser drei aufeinanderfolgenden Zustände sind folgende: In dem theologischen Zustände überträgt der Mensch den Begriff, welchen er von sich selbst hat, auf die Außenwelt, und stellt sich vor, die Gegenstände, welche ihn umgeben, würden durch einen dem seinen ähnlichen Willen beeinflusst und geleitet. Im metaphysischen Zustände ersetzt der Mensch die concreten Auffassungen des theologischen Systems, sowie die Gottheiten, welche die Natur und die menschliche Gesellschaft regieren, durch philosophische Wesenheiten, durch Abstractionen, wie z. B. die „Seele des Weltalls“, die „einsichtsvolle und fürsorgliche Natur“. In dem positiven Zustände endlich gelangt der Mensch wieder zur Erkenntniß seiner wahren Stellung in der Welt und begreift, daß das Ganze der Erscheinungen, die er beobachtet, bestimmt wird durch die Eigenschaften der Dinge, und daß aus den beständigen Wechselbeziehungen, welche zwischen diesen Eigenschaften

*) Die Frage des Collectiveigenthums ist besonders in England eine der brennendsten Tagesfragen. Die englischen Arbeiter fordern von dem Staate, daß das Land, welches noch Staatsigenthum ist, Arbeiterassociationen zur gemeinschaftlichen Ausnutzung überwiesen werde. Diese Ideen haben Anklang gefunden von einem Ende der Welt bis zum andern. In Melbourne (Australien) existirt eine Association,

die „Landreformliga“, welche den Zweck verfolgt, es zu verhindern, daß der Staat fortfahre, die Staatsländereien zu veräußern, und dahin zu wirken, daß er dieselben in Erwartung der Zukunft bewahre. Die „socialistische Partei in Brabant“, welche vor kurzem zu Brüssel ihre Constitution vollzogen hat, enthält in ihrem Programm dieselben Forderungen.

bestehen, die sogenannten Natur- und wissenschaftlichen Gesetze sich ableiten lassen.

Jedoch es ist nicht allein das Ganze der menschlichen Anschauungen und Begriffe, welches diese drei Zustände durchläuft, sondern auch die jeder Specialwissenschaft eigenen Begriffe, und zwar ist dies in dem Maße der Fall, daß man die auch von der Geschichte aller Specialwissenschaften bestätigte Behauptung aufstellen kann, daß jeder Zweig des menschlichen Wissens seine theologische und seine metaphysische Zeit gehabt hat, sowie daß er seine positive Zeit theils gehabt hat, theils noch haben wird. So standen z. B. die mathematischen Wissenschaften lange Zeit unter dem Einfluß der pythagoräischen Anschauung, welche den Zahlen eine geheime Kraft beilegt; so wurde ferner die Astronomie gewissermaßen mit der polytheistischen Theologie identificirt, was schon die Namen der Planeten und Constellationen selbst heute noch beweisen, und sogar nach dem Polytheismus war die Sternkunde das Buch, aus welchem der Astrolog die menschlichen Schicksale herauslas. So sah auch die Physik in einer der wichtigsten von den der Materie innewohnenden Kräften, in der Electricität, lange Zeit Nichts als den Blitzstrahl Jupiters oder das Donnergeröll Jehovah's, und als sie sich später daran machte, anderswo als in diesen Gottheiten die Erklärung der Naturerscheinungen zu suchen, mit denen sie sich beschäftigt, fand sie selbstverständlich diesen Ausweg in metaphysischen Begriffen, wie in dem „Abscheu vor dem leeren Raume“ (horror vacui), den unwägbaren Fluiden u. s. w.

So sah z. B. die im Entstehen begriffene Chemie oder, besser gesagt, die Alchimie anfänglich in den verschiedenen Substanzen der Erde den directen Einfluß der Gottheiten, welche den Himmel der Astrologie bevölkerten; dies geht noch heute aus den lateinischen Namen der meisten Metalle, Mars (Eisen), Saturnus (Blei), Mercur u. hervor. Als dann dieselbe Wissenschaft es wagte, diese theologischen Begriffe fallen zu lassen, verlor sie sich zuerst in metaphysischen Speculationen über die Umwandlungen der Metalle, oder aber sie erklärte diese Veränderungen auf eine nicht minder metaphysische Art durch Annahme des Phlogistons. So nahm ferner die Biologie oder das Studium der lebenden

Körper, welche dieselben Entwicklungsphasen durchlaufen hat, Anfangs den Einfluß von Dämonen an, sie glaubte an ein Besessensein und an Verbergungen; diesen Zustand streifte sie dann ab und adoptirte metaphysische Begriffe, wie z. B. den Animismus *) und den Vitalismus, und erst in unseren Tagen wurde sie durch den wissenschaftlichen Materialismus eine rein positive Wissenschaft.

Schon im Jahre 1803 hatte Saint-Simon, welcher in gewisser Hinsicht der Lehrer und Vorgänger August Comte's war, wenn auch das Gesetz der drei Zustände **) nicht gänzlich, so doch die aufeinanderfolgenden Entwicklungsstadien erkannt, welche die einer jeden Specialwissenschaft eigenthümlichen Begriffe zu durchlaufen haben. In seinen Briefen eines Einwohners von Genf an seine Zeitgenossen finden wir eine Stelle, die uns in Anbetracht der Zeit, in der sie geschrieben ward, so bemerkenswerth erscheint, daß wir unsere Leser um die Erlaubniß bitten, dieselbe trotz ihrer Länge als einen der interessantesten Belege zur Geschichte des menschlichen Geistes hier wiedergeben zu dürfen.

Saint-Simon wendet sich in dieser Stelle an die Proletarier, und nachdem er ihnen folgende Definition gegeben: „Der gelehrte Mensch ist ein Mensch, welcher voraussieht“, fügt er hinzu, daß die Wissenschaft hauptsächlich deshalb nützlich sei, weil sie die Mittel bietet, vorauszusehen (daher stammt augenscheinlich die Comte'sche Formel „Wissen um vorauszusehen“ (savoir pour prévoir)); dann fährt er also fort:

„Alle Naturerscheinungen, die zu unserer Kenntniß gelangen, sind in verschiedene Klassen eingetheilt gewesen. Nach der früher üblichen Methode, dieselben einzutheilen, unterschied man zwischen astronomischen, physikalischen, chemischen und physiologischen Erscheinungen. Jeder Mensch, der sich den Wissenschaften wid-

*) System, welches die Seele als die Ursache aller Lebenserscheinungen setzt.

Anm. d. Uebers.

**) Saint-Simon kannte in der That keinen Unterschied zwischen der theologischen und metaphysischen Phase, welche beide zusammen für ihn eine einzige, die hypothetische Phase bildeten, welche das Gegentheil und die Vorläuferin der positiven oder wissenschaftlichen Phase ist.

met, verlegt sich auf eine der so eingetheilten Wissenschaften eifriger als auf die übrigen.

„Ihr kennt einige der Voraussetzungen, welche die Astronomen abgeben, ihr wißt, daß sie Sonnen- und Mondfinsternisse voraus verkünden; aber sie sagen noch eine Menge anderer Erscheinungen voraus, um die ihr euch nicht kümmern und mit denen ich euch auch nicht unterhalten will. Ich werde mich darauf beschränken, euch einige Worte über den Gebrauch, welchen man von denselben macht, zu sagen — der Nutzen davon ist euch wohl bekannt.

„Durch die Vorausverkündigungen der Astronomen gelangte man dazu, ganz genau die Lage der verschiedenen Punkte der Erde zu bestimmen, und durch Benutzung ihrer Voraussetzungen gelang es, die weitesten Meere zu durchschiffen.

„Ihr seid mit einigen Voraussetzungen der Chemiker vertraut. Ein Chemiker sagt euch, daß ihr aus einem so und so beschaffenen Steine Kalk erzielen könnt, während ihr aus einem anderen, der wieder anderer Beschaffenheit ist, keinen Kalk erzielen werdet. Er sagt euch ferner, daß ihr mit einer so und so großen Quantität Asche, herrührend von einem Holze der und der Beschaffenheit ebenso gut euer Linnen bleichen könnt, wie ihr dies mit einer so und so viel mal größeren Quantität einer Asche, die von einer anderen Holzgattung herrührt, erreichen könntet; es sagt euch der Chemiker, daß eine so und so beschaffene Substanz, mit einer so und so beschaffenen anderen combinirt, einen Körper von dem und dem Aussehen giebt, der diese oder jene Eigenschaft besitzt.

„Der Physiologe (Saint-Simon bezeichnete mit diesem Ausdruck Diejenigen, welche wir heute Biologen nennen würden) befaßt sich mit den organischen Wesen; er, der Physiologe, sagt euch beispielsweise, wenn ihr krank seid: Heute habt ihr die und die Empfindung, gut, morgen werdet ihr euch in dem und dem Zustande befinden.

„Glaubet ja nicht, als wollte ich euch die Vorstellung beibringen, daß die Gelehrten Alles voraussehen könnten; nein, sicherlich können sie nicht Alles voraussetzen, und ich bin dessen sogar gewiß, daß sie nur eine sehr geringe Zahl von Dingen mit Genauigkeit voraussehen können. Jedoch ihr seid Alle, ebenso sehr

wie ich, davon überzeugt, daß die Gelehrten, jeder in seinem Fache, die Menschen sind, welche das Meiste voraussehen; und dies steht ganz fest, da sie den Ruf von Gelehrten nur dadurch erlangen, daß Dasjenige, was sie vorausgesagt haben, in Erfüllung geht; so verhält sich das wenigstens heute. Aber dem war nicht immer so. Es wird daher nöthig sein, daß wir einen Rückblick auf die fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geistes werfen. — — —

„Die ersten Naturerscheinungen, welche der Mensch in zusammenhängender Weise wahrgenommen, sind die astronomischen Erscheinungen. Wir haben einen guten Grund, anzunehmen, daß bei ihnen der Anfang gemacht worden sei, weil sie (zunächst den mathematischen Erscheinungen, hätte Saint-Simon hinzufügen müssen) die einfachsten sind. Als die Beschäftigung mit der Astronomie noch in ihren Kinderschuhen stand, verwechselte der Mensch die Thatfachen (Erscheinungen), welche er wirklich beobachtete, mit denen, die seiner Phantasie vor-schwebten, und aus diesem ursprünglichen Gallimathias bildete er sich seine Combinationen so gut er konnte, um allen Anforderungen der Vorausverkündigung genügen zu können. Allmählich machte er sich dann frei von den Gebilden seiner Phantasie, und nach langem Arbeiten gelangte er endlich dazu, sich einen gewissen Weg zur Vervollkommnung dieser Wissenschaft vorzuzeichnen. Die Astronomen rechneten nur mehr mit den Thatfachen, welche erfahrungsgemäß feststanden, sie schufen ein System, auf Grund dessen sich so gut als möglich der innere Zusammenhang zwischen diesen einzelnen Erscheinungen nachweisen ließ, und von der Zeit ab haben sie die Wissenschaft nicht mehr im Dunkeln umhertappen lassen. Wird ein neues System gefunden, so prüfen sie es zu allererst darauf hin, ob es deutlicher als dasjenige, nach welchem sie bisher verfahren, den inneren Zusammenhang zwischen den einzelnen Erscheinungen erkennen läßt, ehe sie sich zu demselben bekennen. Spricht man von einer neuen Erscheinung, so vergewissern sie sich auf dem Wege der Beobachtung, ob es eine solche Erscheinung wirklich giebt.

„Die Epoche, von der ich spreche, die denkwürdigste, welche die Geschichte der fortschreitenden Entwicklung des mensch-

lichen Geistes aufzuweisen hat, trat dann ein, als die Astronomen die Astrologen aus ihrer Gesellschaft verwiesen. Ich muß euch außerdem noch darauf aufmerksam machen, daß von diesem Zeitpunkt an die Astronomen bescheidene, gute Leute wurden, die nicht mehr mit einem Scheinwissen prahlten, welches sie nicht besaßen, und daß auch ihr davon Abstand nehmen, unbescheidener Weise an sie das Anfinnen zu richten, daß sie euer Schicksal in den Sternen lesen sollten.

„Da die Erscheinungen auf dem Gebiete der Chemie complicirter waren als die astronomischen Erscheinungen, beschäftigte sich mit ihnen der Mensch erst in einer viel späteren Zeit. Bei dem Studium der Chemie verfiel er in dieselben Fehler, welche er bei dem Studium der Astronomie begangen hatte, jedoch endlich machten sich die Chemiker frei von den Alchymisten.

„Die Physiologie befindet sich noch (wir sind im Jahre 1802, wohlverstanden) in der schlimmsten Lage, in welcher sich eine Zeit lang die astronomische und chemische Wissenschaft befanden; heutzutage haben die Physiologen die Moralisten und Metaphysiker aus ihrer Gesellschaft zu verweisen, gerade so wie die Astronomen sich der Gemeinschaft mit den Astrologen und die Chemiker der Gemeinschaft mit den Alchymisten entschlagen haben.“ *) —

Nun, die Physiologen haben dies gethan, und zwar in der Weise, daß in unserer Zeit die auf der Beobachtung, auf der Prüfung und der Classification der Erscheinungen basirte Biologie ebenso ihre wissenschaftlichen Gesetze hat wie die Physik und die Chemie, und daß sie ebenso wie diese in Wahrheit eine positive Wissenschaft geworden ist.

Aus der angeführten beachtenswerthen Stelle sieht man, daß schon Saint-Simon die Classification der Wissenschaften vorausgeahnt hatte. Es ist freilich wahr, daß Saint-Simon hier hauptsächlich bei der Physiologie verweilt, oder, bestimmter ausgedrückt, bei der Biologie, bei der

*) Henri de St. Simon, „Briefe eines Einwohners von Genf an seine Zeitgenossen.“ Diese Schrift ist die erste, jedoch nicht die am wenigsten bemerkenswerthe, welche aus der Feder des berühmten socialistischen Schriftstellers hervorgegangen ist.

Wissenschaft, welche sich mit den lebenden Wesen beschäftigt. Aber er mußte auch bald den Versuch machen, die gegebenen socialen Erscheinungen in ein wissenschaftliches System zu bringen; leider schlug sein Versuch in dieser Hinsicht fehl, und es gelang ihm nur, einige Ideen klarzustellen, welche sicherlich der Gesellschaftswissenschaft im Allgemeinen und der Socialökonomie im Besonderen sehr zu Statten kamen, die jedoch bei Weitem kein wirkliches wissenschaftliches System repräsentiren.

Verlassen wir nun Saint-Simon, und sehen wir zu, ob die Social-Ökonomie ebenfalls die gedachten drei Zustände: den theologischen, den metaphysischen und den positiven Zustand, durchlaufen hat. Ohne zu zögern, können wir auf diese Frage mit Ja antworten. Wir wollen sogar hinzufügen, daß der theologische Zustand noch nicht gänzlich aus allen Zweigen der heutigen Social-Ökonomie verdrängt ist, und daß die meisten Geister, welche sich gegenwärtig mit diesem Zweige der Wissenschaft beschäftigen, sich eigentlich noch im metaphysischen Zustande befinden, sowie daß man erst seit kurzer Zeit berechtigt ist, sich der Hoffnung hinzugeben, daß in Wirklichkeit die ökonomische Wissenschaft endlich den Charakter einer positiven Wissenschaft annehmen wird. Wir theilen daher in keiner Weise die Ansicht Proudhon's, die er in folgenden Worten ausspricht:

„Die politische Ökonomie hat die besondere Eigenthümlichkeit, daß bei ihr die religiöse und metaphysische Periode nur verschwindend kurze Zeit dauerte. In der That, eine Wissenschaft, die schon von ihrem ersten Auftreten an auf dem Wege der Beobachtung und der Analyse vorgeht, eine Wissenschaft, welche statistische Berechnungen anstellt und sich in technischen Details ergeht, eine solche Wissenschaft mußte von vornherein den höchsten Grad von Positivismus bieten.“ *)

Proudhon vergißt hierbei, daß, wenn in der That die politische Ökonomie in ihren Anfängen hervorgegangen ist aus der Beobachtung und der Analyse gewisser Erscheinungen, und besonders wenn sie sich auf technische Details stützt, sie dies mit allen Wissenschaften gemeinsam hat. Ist z. B. die Chemie nicht auch

*) P. J. Proudhon. De la création l'ordre dans l'humanité. Paris 1848.

hervorgegangen aus der Beobachtung gewisser Erscheinungen, aus der mehr oder minder gut gelungenen Analyse der Körper, und besonders aus technischen Details? Und war sie nicht, bevor sie diese Wissenschaft wurde, die in unseren Tagen einen so hohen Grad von Positivität erreicht hat, eine rein technische Kunst, ja sogar, war sie nicht, bevor sie eine technische Kunst wurde, lange Zeit nur eine unbestimmte Fertigkeit?

Beim Lesen der meisten „ex professo“ geschriebenen Abhandlungen und „ex cathedra“ gehaltenen Vorlesungen über politische Ökonomie sehen wir, daß man neben Begriffen, die in Wirklichkeit, um mit Proudhon zu reden, „einen hohen Grad von Positivismus in sich schließen“, viele andere Begriffe findet, denen unzweideutig der Charakter des metaphysischen oder gar des rein theologischen Zustandes auf der Stirn geschrieben steht. Was bedeutet beispielsweise die Anschauung, daß die socialen, folgerichtig auch die ökonomischen Erscheinungen von einer göttlichen Vorsehung geleitet werden, was bedeutet diese Anschauung, welche eine charakteristische Eigenschaft aller sociologischen Forschungen der spiritualistischen Historiker, der neuchristlichen National-Ökonomen und speciell der katholischen National-Ökonomen ist, welche noch in unseren Tagen die Thesen Villeneuve-Bargemonts nachbeten und commentiren? — Jedoch, was spreche ich da von katholischen National-Ökonomen? Bastiat steht nicht im Rufe eines Katholiken, und ich glaube auch nicht, daß er bei der römisch-katholischen Kirche im Geruche der Heiligkeit steht, — und doch finden wir nicht auch bei ihm diese Vorstellung von einer durch Gott seit Ewigkeit her im Voraus bestimmten Interessen-Harmonie, eine so specifisch theologische Idee, wie es nur jemals eine gegeben? Und diese Idee ist es gerade, welche der französische National-Ökonom von Anfang bis zum Ende seines Buches über „Die ökonomische Harmonielehre“ (Les Harmonies économiques) nur entwickelt und umschreibt. — „Ich glaube,“ sagt Bastiat, „daß Gott, welcher die materielle Welt eingerichtet hat, nicht beabsichtigen konnte, sich fern zu halten von den Einrichtungen der gesellschaftlichen Welt, und daß er es ebenso gut verstanden hat, freie Kräfte (Agentien) in Bewegung zu setzen und harmonisch mit einander zu

verbinden, wie todte (unbewegliche) Moleculen etc.“

Was soll man ferner sagen zu Begriffen wie „die Productivität des Kapitals“, „die Unvergänglichkeit der Geldzinsen“, welche der große Haufen unserer Vulgärökonomien als vollkommen wissenschaftliche Begriffe betrachtet, während uns doch ein ganz einfaches Rechenexempel beweist, daß ein Kapital von 100 Mark zu 5 pCt. Zinsen angelegt, nach 600 Jahren mit Zinsen und Zinseszinsen einen größeren Werth erzeugt haben müßte, als der, den alle beweglichen und unbeweglichen Güter der ganzen Welt repräsentiren, — während uns ferner ein gleiches Rechenexempel beweist, daß ein bescheidener Pfennig, ausgeliehen unter denselben Bedingungen, seit Christi Geburt bis auf den heutigen Tag ein Kapital erzeugt haben müßte, dessen jährliche Zinsen, selbst wenn dieselben zu dem äußerst geringen Satz von 2 pCt. berechnet würden, man mit der Summe aller heute existirenden Werthe nicht bezahlen könnte. — Heißt das nicht in Wirklichkeit eine „Schöpfung aus Nichts“ annehmen, ist dies nicht ein im höchsten Grade rein metaphysischer, ein rein idealistischer Begriff; selbstverständlich ein Begriff, der dem theoretischen und nicht dem praktischen Idealismus sein Dasein verdankt? *) Ist das nicht in Wirklichkeit eine Anwendung dieser, jenem Idealismus, der, wie Dr. Douai sagt, „das

*) Wir machen diesen Unterschied, beeinflusst durch die von Dr. Douai (Irvington) in der schönen Studie, welche er im „Vorwärts“ veröffentlicht hat, ausgesprochenen Ansichten. Nach Douai muß man unterscheiden zwischen dem „theoretischen Idealismus“, welcher „das Entstehen und die Entwicklung des Stoffes aus dem Geiste herleiten und ein philosophisches System unseres Wissens vom Geiste schaffen will“, und zwischen dem „praktischen Idealismus“, der nichts Anderes ist als „das Streben nach Idealen, also nach unablässiger Bervollkommnung des Einzelmenschen und der Menschengesellschaft.“ Während dieser letztere mit dem positiven Geiste gleichbedeutend sein kann, ist jener erstere nichts als reine Metaphysik, oder, wie der Autor sagt, „bloße Phantasterei“.

Anm. d. Verf.

(Wir sehen in philosophischer Beziehung auf durchaus anderem Standpunkte wie unsere werthen Mitarbeiter Douai und de Baeppe, indem wir den theoretischen Idealismus für richtig und eine wissenschaftliche Metaphysik für möglich halten. Die Red. d. „Zul.“)

Entstehen und die Entwicklung des Stoffes aus dem Geiste herleiten will“, entsprungene Vorstellung auf bestimmte ökonomische Erscheinungen?

Von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet, kann man sogar sagen, daß die Social-Ökonomie, wie alle anderen Wissenschaften, drei aufeinanderfolgende Stadien durchlaufen hat, welche man mit den Ausdrücken: „unbewußte Praxis (pratique avengle), Kunst (art) und Wissenschaft (science)“ bezeichnen kann. Wir haben schon weiter oben, gelegentlich eines Citats aus Proudhon's Schriften, die Chemie als Beispiel einer Wissenschaft hingestellt, welche drei Phasen durchzumachen hatte.

Obwohl diese drei Phasen, streng genommen, den drei Zuständen, dem metaphysischen und positiven nicht in allen Stücken entsprechen, so kann man dennoch die Behauptung aufstellen, daß während der ganzen Periode unplanmäßiger Praxis oder durch Empirie gewonnener Fertigkeit die theologische Vorstellung ihre Herrschaft über die Geister ausübt; daß ferner, wenn die Thatfachen und Erscheinungen, welche bisher Gegenstand dieser gewohnheitsmäßigen Praxis waren, mehr oder minder willkürlichen Regeln unterworfen und auf diese Weise Gegenstand einer Kunst werden, es dann die metaphysische Vorstellung ist, welche in den Geistern die Ueberhand gewinnt, und daß man endlich an Stelle der willkürlichen Regeln, denen man die Erscheinungen unterstellt, die Naturgesetze zu erforschen beginnt, welche diese Erscheinungen beherrschen, daß man beginnt, sich zu der wissenschaftlichen Anschauung emporzuschwingen, d. h. zu dem Geiste des Positivismus, welcher schon zu dämmern anfängt, sich Bahn brechen wird und eine unbeschränkte Herrschaft auszuüben bestimmt ist. (?)

Anfänglich benützt der Mensch die ihn umgebenden Gegenstände so gut er kann, er schreitet direct zur Handlung, zur Praxis, ohne großartige Raisonnements anzustellen, ohne einen anderen Antrieb zu haben als das Bedürfnis, und ohne andern Führer als den Selbsterhaltungstrieb. Erst später gelingt es ihm, mit Hilfe der so gewonnenen Erfahrung die Fehler dieser Praxis auszumergen, und er bildet sich Regeln oder allgemeine Vorschriften, die er zur Kunst erhebt, und noch später verbessert er die

Fehler dieser selben Kunst mit Hilfe einer wissenschaftlichen Betrachtung des Gegenstandes. Sicherlich gab es Mediciner, schon bevor es eine Heilkunst gab, man operirte damals ohne jeglichen Plan, am häufigsten waren die Aerzte durch Aberglauben und religiöse Vorurtheile beeinflusst: die heilkräftigen Substanzen waren wohlthätige Gottheiten, und diejenigen, welche eine nachtheilige Wirkung ausübten, waren höllische Geister oder böswillige Gottheiten. Später wurde, eine Folge der aufgespeicherten Erfahrungen, der Gebrauch und die Anwendung der Heilmittel nach gewissen medicinischen Lehrräthen gehandhabt, und darauf erst entstand die „göttliche Kunst des Hippocrates“, welcher ein entfernter Vorläufer der wissenschaftlichen Heilkunde war, die nichts Anderes ist und nichts Anderes sein kann, als die fortwährende Anwendung der biologischen Gesetze, d. h. der Gesetze, welche sich aus der Anatomie, der Physiologie und der Pathologie herleiten lassen.

Der vorgeschichtliche Urmensch sucht sein Unterkommen in der Tiefe der Höhlen, und erst viel später kommt die Kunst, sich selbst eine Behausung zu bauen, auf. Diese Kunst war aber schon frühzeitig gewissen Regeln unterworfen, wie dies schon aus der regelmässigen Bauart der Pfahlbauten hervorgeht. Jedoch erst in unseren Tagen hat sich die Baukunst zu einer Anwendung der arithmetischen, geometrischen, mechanischen, physikalischen, chemischen und selbst der biologischen Gesetze entwickelt, und zwar letzteres insofern, als die Baukunst den hygienischen Vorschriften Rechnung zu tragen hat. Ebenso verhielt es sich mit der politischen Ökonomie. Der Urmensch, welcher keinen anderen Antrieb kennt als seine Bedürfnisse, und keinen anderen Führer hat als seinen Instinct, ist in erster Linie und in ganz thierischer Weise Consument. Seine Industrie beschränkt sich auf einige primitive Werkzeuge, wie Feuersteine, Thierknochen, Baumzweige, und er macht nur Gebrauch von den natürlichen Producten der Erde; während dieser Periode ist der Mensch Nomade. Später wird er sesshaft; die natürlichen Producte des Fezzen Landes, den er besitzt, reichen für seinen Bedarf nicht mehr aus, die Obsterte, die Jagd und der Fischfang genügen nicht mehr, seine Bedürfnisse zu befriedigen, und so geschieht

es, daß er, nachdem er fast nur Consumment gewesen, Producent wird. Von dem Zeitpunkte ab ist es dann die ökonomische Erscheinung der Arbeit, welche in Kraft tritt: und zwar ist es zuerst die Hirtenhätigkeit, dann die ländliche Arbeit, später die rohen, ursprünglichen Formen der verschiedenen industriellen Arbeiten. Mit der Arbeit gehen eine erste Theilung der Arbeit und der Austausch der Arbeitsproducte Hand in Hand. Der Austausch der Arbeitserzeugnisse hat das Geld im Gefolge, und später wird das Geld den Credit im Gefolge haben u. s. w. Dies ist der Zeitpunkt des Beginnens der ökonomischen Kunst, d. h. der Gesamtheit von Regeln und Vorschriften, die sich auf die Bethätigung der Arbeitskraft, auf den Austausch der Arbeitsproducte, auf das Geld, den Credit u. s. w. erstrecken. So kommt es dann, daß, während die Ökonomie in ihrem praktischen und gewerbsmäßigen Zustande der individuellen Willkür anheimgegeben war, die ökonomische Kunst eine Function der Regierung wird. In Frankreich erreichte diese Kunst ihren Höhepunkt zur Zeit Sully's und noch mehr zur Zeit Colbert's.

Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts gelangten die Physiokraten zu der Vermuthung, daß die Erscheinungen auf ökonomischem Gebiete wohl von natürlichen Gesetzen abhängig sein könnten, daß es also in Folge dessen keineswegs Aufgabe des Staates sein könne, sich als souveränen Herrn über diese Erscheinungen auf ökonomischem Gebiete aufzuwerfen, sondern daß es vielmehr dessen Pflicht sei, sich nach den Naturgesetzen zu richten und einfach der Vollstrecker dieser Gesetze zu sein, die nach einem Ausspruche des berühmten Mercier de la Rivière die „natürliche und im eigentlichen Wesen der Gesellschaft begründete Regelung der socialpolitischen Verhältnisse herbeiführen müßten.“

Mit dieser bedeutenden Schule der Physiokraten beginnt die Social-Ökonomie eine Wissenschaft zu werden, jedoch keineswegs eine definitiv begründete, sondern vielmehr erst eine Wissenschaft im Embryonalzustande. Denn, wenn einerseits das Verdienst der Physiokraten darin besteht, daß sie den Gedanken der ökonomischen Gesetze erfassen, den Gedanken einer natürlichen und im Wesen der Gesellschaft begründeten Gesellschafts-

ordnung, so bestand andererseits ihr Irrthum — ein Irrthum voll beklagenswerther Folgen — darin, daß sie glaubten, diese Gesetze seien ebenso unabänderliche und ebenso im Voraus bestimmte, wie die Gesetze der Astronomie oder der Physik, und daß sie sich in Folge dessen dem Wahne hingaben, daß, wenn die natürliche Gesellschaftsordnung der verschiedenen Völker einmal in's Leben getreten sei, sie eine unabänderliche Gesellschaftsordnung für alle Zeiten bleiben müsse.

Nichtsdestoweniger aber unterscheiden sich die Physiokraten gar sehr von ihren unmittelbaren Nachfolgern aus der Manchester-Schule, von Adam Smith an bis auf Ricardo, J. B. Say und ihre heutigen Jünger, und zwar unterscheiden sie sich von all' den Vorgenannten zunächst darin, daß sie die ökonomische Wissenschaft keineswegs von der Gesamtheit der übrigen Zweige der socialen Wissenschaft trennten, wie z. B. von der Staatswissenschaft, der Rechtswissenschaft und der Moral. Ferner aber unterschieden sie sich von diesen dadurch, daß nach ihrer Lehre und Anschauung die Verwirklichung dieser natürlichen Ordnung für die Völker noch zu bewerkstelligen war, daß es einen neuen Gesellschaftszustand noch aufzubauen galt. Im Gegensatz hierzu sehen ihre unmittelbaren Nachfolger einestheils bei ihren ökonomischen Untersuchungen gewöhnlich ganz ab von der Rechtswissenschaft, der Moral u. s. w., und andererseits nehmen sie an, daß, abgesehen von einigen unbedeutenden Einzelheiten, die Gesellschaftseinrichtung, wie sie sich uns heute darstellt, die natürliche Ordnung der Völker sei. *)

So kommt es denn, daß, während uns heutzutage die Rationalökonomien aus der Schule Smith's als Conservative vorkommen, als Leute, die zufrieden sind und sich einbilden, in der „besten der

*) Vielleicht könnte man mit Adam Smith selbst eine Ausnahme machen, da derselbe, wie dies ja oft der Fall ist, bedeutender war als seine Schüler. Uebrigens war Adam Smith, bevor er Rationalökonom wurde, Philosoph, und bis zu einem gewissen Grade muß man auch ihn als einen Neuerer betrachten, und zwar letzteres in Anbetracht des Umstandes, daß damals, als sein Werk „Reichthum der Völker“ erschien, die ökonomischen Bedingungen, welche er als Norm aufstellte, noch lange nicht alle erfüllt waren.

Welten" zu leben, uns die Schüler Duesnay's und Turgot's immer als Philosophen, welche Recht und Gerechtigkeit auf die Erscheinungen des ökonomischen Lebens angewandt wissen wollen, und als Bahnbrecher einer neuen Welt, als Neuerer und Socialreformer, ja, fast hätten wir gesagt, als Socialisten erscheinen werden.

Hierdurch sehen wir uns veranlaßt, in Kürze einen Blick auf den Stand zu werfen, welchen die ökonomische Wissenschaft seit den Physiokraten bis auf unsere Zeit eingenommen hat. Nothgedrungen müssen wir uns hier darauf

beschränken, von diesem Theil der Geschichte der ökonomischen Anschauungen nur einen kurzen und gebrängten Abriss zu geben, indem wir uns damit begnügen, diejenigen unserer Leser, welche sich näher hierüber unterrichten wollen, auf die „Geschichte der politischen Oekonomie“ von Adolphe Blanqui oder auf die „Geschichte der National- und Social-Oekonomie“ von Dr. Dühring oder auch auf das von unserem Freunde B. Malon unter dem Titel: „Kritische Geschichte der politischen Oekonomie“ veröffentlichte Handbuch zu verweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Recensionen.

(Georg) Mayr. Das deutsche Reich und das Tabakmonopol. (Stuttgart, Cotta, 1878. 167 S.)

Von diesen fünf Studien zur Frage der Einführung des Tabakmonopols im deutschen Reich werden wenigstens die vierte und fünfte, die von den finanziellen und volkswirtschaftlichen Vorzügen des Monopols und dessen Technik handeln, die „Doctrinäre, welche ohne weitere Prüfung der concreten Verhältnisse bei den Worten „Monopol“, „Staatsgewerbe“, „Regie“ zusammenschauern“, unangenehm berühren. Denn „durch Thatsachen und concrete Erwägungen wollen sie nicht bekehrt sein.“ — so drückt sich Herr Mayr, bekanntlich der Leiter des bayerischen statistischen Bureaus, über die mit „Phrasen und Schlagwörtern“ agirenden Freihandelsleute quand même aus. Die Vortheile des Monopols legt er zwar nicht in so enthusiastischer Weise dar, wie Mor. Mohl in der in Nr. 10 besprochenen Abhandlung, doch hebt auch er nicht nur die finanziellen, sondern auch die wirtschaftlichen Verbesserungen, die es mit sich bringt, in lebhafter Weise hervor. So heißt es z. B.: „An Stelle des bloß allgemeinen wirtschaftlichen Interesses, welches der Staat bei dem System des freien Tabakbaues diesem wie allen übrigen Zweigen des Landbaues zuwendet, tritt bei dem Tabakbau unter der Herrschaft

des Monopols die unmittelbare und besondere Antheilnahme an dem Erfolge der Production, namentlich auch in qualitativer Beziehung, weil davon die Güte der Regie-Producte wesentlich abhängt. Eine gut geleitete Regie benützt deshalb die Aufsichtspersonen zugleich als Rathgeber des Producenten, und wirkt ihrerseits durch gedruckte Belehrungen, Samenvertheilungen, Unterstützung zur Errichtung von Trockenhäusern, Prämien für vorzügliche Cultur u. s. w. mit.“

Ueber die Frage der Centralisation sagt er u. A.: „In technischer Hinsicht ist die Zweckmäßigkeit des Großbetriebs für die Fabrication von Schnupftabak und Pfeifentabak unbedingt anerkannt. Hinsichtlich der Cigarrenfabrication gehen die Meinungen auseinander. Doch dürfte soviel feststehen, daß die dormalige ungeheure Zersplitterung der Cigarrenfabrication in Deutschland im Ganzen, und insbesondere für die minder vermöglichen Volksklassen einen viel schlimmeren Zustand geschaffen hat, als solcher von einer größeren Centralisation, auch der Cigarrenanfertigung in den Regiefabriken, zu erwarten ist. Uebrigens könnte für die erste Uebergangszeit, bis die großen Regiefabriken sämmtlich im Betrieb sind, immerhin eine etwas größere Decentralisation der Cigarrenanfertigung Platz greifen.“

Noch unliebsamer als das, was über diese Fragen der wirtschaftlichen Technik

gesagt ist, dürften Vielen einige Auseinandersetzungen darüber sein, ob wohl den Fabrikanten für den Schaden, der ihnen als Unternehmern aus der Unterfügung ihres Gewerbebetriebes erwächst, eine Entschädigung zu gewähren sei? (abgesehen von der Ablösung der Fabriken, Vorräthe und Utensilien.) Herr Mayr ist gegen eine derartige Vergütung. „Grundsätzlich möchte anzuerkennen sein, daß Privatrechte auf den Fortbestand irgend eines Systems der öffentlich-rechtlichen Ordnung der Gewerbebetriebe nicht bestehen. . . . Es ist deshalb eine oberflächliche Schlussfolgerung, wenn aus dem Grundsatz der Gewerbefreiheit ohne Weiteres eine Verpflichtung von Reich oder Staat zur Entschädigung der Tabakfabrikanten in ihrer Eigenschaft als Unternehmer abgeleitet werden will. „Niemals begiebt sich der Staat, möge er seine Gewerbegesetzgebung wie immer geregelt haben, des Rechts zu einer veränderten öffentlich-rechtlichen Gestaltung der Bedingungen für die Ausübung des Gewerbebetriebs überhaupt oder einzelner Arten desselben.“ Es wird dies noch eingehender und mit Anführungen von einigen instructiven Beispielen erörtert.

Bei alledem ist Herr Mayr nichts weniger als socialdemokratisch gesinnt. Daß er nämlich über die Vertheilung der Güter andere Anschauungen hat als wir, geht deutlich aus der ersten und zweiten Studie des Buches hervor, in denen er über directe und indirecte Besteuerung spricht. Nun, die Frage der Vertheilung ist viel mehr eine des Gefühls, der wechselnden Ansicht über Gerechtigkeit, als eine der Wissenschaft. In ihr wird Niemand ernstliche Schwierigkeiten finden können. Dagegen gehören die technisch-wirtschaftlichen Angelegenheiten des Socialismus, bei deren Betrachtung so viele unserer Gegner Unmöglichkeiten und Unausführbares sehen, durchaus vor das Forum der Wissenschaft. Es ist ganz gut, daß in dieser Hinsicht jene Gegner durch auch von ihnen selbst anerkannte Vertreter der Wissenschaft mitunter belehrt werden.

H.

P. Chr. Hansen. Baut Arbeiterwohnungen! (Flensburg, Wittmaack, 1878.)

Jul. Schulz. Das Mülhaufener System der Arbeiterwohnungen. (Gratis bei C. H. & D. Cordes Succ^o in Hamburg.)

Baut Arbeiterwohnungen! So betitelt sich eine zwei Bogen starke Aufforderung „an die Städte Schleswig-Holsteins“ von P. C. Hansen. Gleichzeitig mit dieser Schrift erschien in Hamburg ein antisocialistisches Pamphlet: „Das Mülhaufener System der Arbeiterwohnungen“, worin ein Herr Jul. Schulz — nicht der bekannte Gewerbelammersecretär Schulze — wieder einmal beweist, wie leicht es ist, ein unnützes Buch zu schreiben. Während Herr Schulz seine Aufgabe kaum begreift und lediglich aus der christlich-socialen Schall'schen Schrift über das Mülhaufener Arbeiterviertel ein Sammelsurium zum Besten giebt, hat Herr Hansen etwas gelernt, wenigstens sich Mühe gegeben, neue Mittheilungen zu machen. Er erzählt uns vom Bauverein für Arbeiterwohnungen in Kopenhagen und von einer Actien-Gesellschaft für gleiche Bestrebungen in Alborg. In der Tendenz stimmt er jedoch mit Herrn Schulz völlig überein — beide wollen den Arbeiter „zufrieden“, d. h. gefügig machen, indem sie ihn an die Scholle fesseln, ihm Eigenthum — in diesem Falle ein kleines Haus auf Abzahlung — zuwenden. Für sie ist die Socialdemokratie abgethan, sobald jeder Arbeiter sein eigenes Haus besitzt. Naive Anschauung! Die Wohnungsfrage spielt in unserer kapitalistischen Gesellschaft keine Hauptrolle, ist kaum von secundärer Bedeutung, da sie den Arbeiter ausschließlich als Consumenten trifft. Außerdem ist das Eigenhaussystem für den Arbeiter, abgesehen von seiner meist sehr geringen Kaufkraft, in der modernen Gesellschaftsorganisation schon deswegen undurchführbar, weil der Arbeiter selten dauernd Arbeit finden kann. Er würde sowohl gegen sein eigenes Interesse, wie gegen das Interesse der Kapitalisten handeln, wenn er, der jeden Augenblick von seiner Arbeit „freigesetzt“ werden kann, sich irgendwo durch Miethsbeziehentlich Kaufverträge festsetzen ließe. Die Macht der Verhältnisse bringt ihn übrigens von

selbst zu dieser Erkenntnis. Will man etwas für die Arbeiter thun, so verhüte man behördlicherseits den Bau kleiner, niedriger, luft- und lichtarmer Wohnungen. Will man noch einen Schritt weiter gehen, falls das speculative Privatkapital sich vor der Erfüllung dieser Ansprüche an eine gesunde Heimstätte mürrisch zurückziehen sollte, so lasse man die Gemeinde, besonders die städtische, als Unternehmerin auftreten. Sie würde offenbar in sanitärer Hinsicht den größten Nutzen davon haben und auch pecuniär nichts einbüßen, da sie außer dem regelmäßigen Mietzins schließlich noch die, fast in allen Städten jährlich zunehmende, Grundrente einzustreichen hätte. Von solchen Reformen, die zugleich auf Bildung von Gemeindecapital abzielen, wollen natürlich unsere beiden Autoren nichts wissen. Die „Humanität der Besitzenden“, dieser unqualifizierbare Factor, ist ihnen die Quelle, woraus für die „bescheidenen“ Arbeiter Milch und Honig fließt. Und wer an die sociale Heilkraft ihrer liberalen Marpingerie nicht glaubt, der wird von Herrn Hansen bemitleidet, von Herrn Schulz verdammt. . . . b.

Emil J. Jonas. Ein wahres freies Volk. Eine Studie über die Republik San Marino. (Wien, Hartleben, 1878. 86 S.)

Wenn man unter einem „wahren freien Volke“ ein solches versteht, das nicht unter dynastischen Interessen zu leiden hat, so mag diese Bezeichnung von dem kleinen italienischen Freistaat San Marino gelten. Hält man aber ein Volk nur dann für wahrhaft frei, wenn seine Mitglieder sich nicht gegenseitig in politisch- und ökonomisch-socialer Knechtschaft unter-

drücken, so verdient das sammarinesische das schöne Beiwort nicht. Die vorliegende Studie, welche die geschichtlichen Schicksale des Ländchens in ausführlicher und lebendiger Weise beschreibt, widmet den socialpolitischen und socialökonomischen Verhältnissen weniger Aufmerksamkeit. So viel wir aber ersehen haben, zeigen dieselben keine großen Unterschiede gegen die des umgebenden Landes. Ja, es ist in San Marino sogar ein Wahlsystem in Geltung, welches mit dem berühmten Dreiklassen-System eine leibige Verwandtschaft hat. H.

Freiherr von Thielmann. Pro Caesare. Social-conservative Betrachtungen. (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1878. 129 S.)

Die Spitze dieser Broschüre richtet sich gegen das liberal-humane Manchestertum und plaidirt für einen monarchisch-aristokratischen Staatscommunismus. Der Staat „hat die Pflicht, alle diejenigen Produktionsweisen, welche schon die Idee der gemeinschaftlichen, staatlichen Production in sich tragen, allmählich in sich aufzunehmen.“ Die nähere Ausführung dieses Programms ist jedoch unklar und beweist nicht gerade große Einsicht in die thatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse. So ist z. B. der Vorschlag, „das Kallertwesen als Staatsinstitution zu übernehmen, dem verderblichen Exporte Deutschlands, dem Exporte deutschen Capitals, deutschen Fleißes, zum Eintausch gegen trügerische Schulverbindlichkeiten des Auslands, wirksam entgegenzutreten, und der großen Masse Garantien für die wahrheitsgemäße Schätzung der verschiedenen Werthobjecte zu gewähren“, doch wohl etwas naiv. Pm.

Verichtigung.

Durch ein bedauerliches Versehen ist im 12. Heft S. 343, 2. Spalte, Zeile 17 v. u. nach dem Worte Waare folgender Satz ausgefallen: „Steigendes Angebot drückt den Preis auf, resp. unter die Produktionskosten“ u. s. f.

Die Vermehrung der Producte durch socialistisch organisirten Betrieb.

I.

„Wenn Alle gleich viel bekommen, erhält Jeder nur den nothdürftigsten Unterhalt; das Einkommen der Armen wird dann nur um ein unmerkliches Theilchen verbessert, die Lebenslage des Mittelstandes und der reichen Leute auf die des Proletariats herabgedrückt.“ Das ist der Sinn des schon so oft gegen den Socialismus erhobenen Einwandes, den ja auch der „Statistiker“ der Magdeburger Zeitung gegen uns geltend gemacht hat. Die Statistik des Geldeinkommens scheint diesen Einwand zu begründen. Wir haben ihn vorausgesehen, als wir die Einkommen-Statistik in Nr. 7 der „Zukunft“ veröffentlichten, und deshalb schon in Nr. 10 seine Widerlegung versprochen.

Das Verständniß unserer wirthschaftlichen Zustände, ihrer inneren Zusammenhänge mit der Rechtsinstitution des heute geltenden Privat-Eigenthums, ist so schwierig, weil man sich von Alters her und von Jugend auf gewöhnt hat, diese Rechtsinstitution als etwas Unabänderliches anzusehen. Man übersieht, wo und wie unsere wirthschaftlichen Zustände von dieser Rechtsinstitution beeinflusst werden, man vergißt den hemmenden Einfluß derselben auf unsere gesammte Production.

Wenn selbst ein Mann wie Professor Schäffle offen erklärt, er habe Jahre gebraucht, um sich in die Ideen des Socialismus hineinzudenken, so ist das ein neuer Beweis für die Richtigkeit des

„Die Zukunft.“ 1. Jahrg. Heft 14. (16. April 1878).

Aristotelischen Wortes, daß es schwerer sei, umzulernen, als neu zu lernen. Wer nicht im Stande ist, die für wahr gehaltenen Lehrsätze der liberalen Volkswirthschaftslehre — wenigstens zeitweise — zu vergessen, wer sich die Gesellschaft nicht ohne die Rechtsinstitution des heutigen Privat-Eigenthums mit ihren Folgen vorstellen kann, wird das Wesen des Socialismus niemals ganz verstehen.

„Man muß die Kraft haben, zu vergessen, was man weiß, um eine Wahrheit, die mit den eigenen Irrthümern im Widerstreit ist, auffassen und in sich aufnehmen zu können.“ (v. Thünen.)

Wer sich ein Bild machen will von der Menge der Genußmittel, welche eine socialistisch organisirte Gesellschaft zu erzeugen, demgemäß auch bei der Vertheilung ihren Mitgliedern zu gewähren im Stande ist, muß zuerst die Vorstellung von Geld und Geldeswerth zu vergessen suchen. Wir kennen kaum eine andere Art von Einkommen, als das Geld-Einkommen; wir kennen kein anderes volkwirthschaftliches Vertheilungs-System, als das nach dem Geld-Einkommen geordnete. So lange man sich die Vertheilung nach Geld-Einkommen denkt, so lange schwebt einem auch das Einkommen als in Geld bestehend vor. Dabei entwickelt sich unwillkürlich immer wieder das Bild der heutigen Productionsweise, des durch das bestehende Privat-Eigenthum beeinflussten, heutigen Productionszweckes.

Abstrahiren wir also vom Geld und vom Geld-Einkommen.

Um Mißverständnissen oder Entstellungen vorzubeugen, eine Bemerkung. Wir meinen nicht, daß das Geld abgeschafft werden müsse; so lange Waarentausch stattfindet, ob unter Privaten, Genossenschaften, Communen oder Staaten, wird man Geld gebrauchen. Wir entwerfen hier auch keinen Vertheilungsplan, nach welchem Jeder, der Faule wie der Fleißige, gleichviel Genußmittel bekommen soll. Es dreht sich hier nur um die Untersuchung, ob der Socialismus mehr Genußmittel erzeugen, jedem Einzelnen also auch eine größere Portion zutheilen kann, als es bei der heutigen Productionsweise, bei der heutigen Gesellschafts-Ordnung möglich ist. Das allein ist die Frage.

Sehen wir uns den Zweck der heutigen Production an. Die Producte sind nicht Endzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Jeder Producent will das in seinem Betriebe steckende Geldkapital verzinsen, nebenbei aber auch noch einen Ueberschuß an Geld erzielen. Zweck der Production ist die Erzeugung von arbeitslosem Einkommen. Der eigentlich vernunftgemäße Zweck der menschlichen Arbeitshätigkeit: die Herstellung von Genußgütern — ist zu einem Mittel zur Erlangung von arbeitslosem Einkommen degradirte. Da heute Niemand Producte zum eigenen Gebrauch, sondern immer nur Producte für den Gebrauch Anderer herstellt, hat auch Niemand mehr an dem Product, weder an der Güte noch an der Menge desselben, ein Interesse, sondern nur an der Geldsumme, welche durch den Verkauf der Producte erzielt wird. Die Waare selbst, sowohl was Qualität als auch was Quantität betrifft, ist Nebensache geworden; Alles dreht sich um den Reinertrag.

Wohl richtet sich der Reinertrag wieder einerseits nach der Menge und der Güte der Waare, andererseits aber auch nach dem durch Nachfrage und Angebot be-

stimmten Preise. Wer billiger wie ein Anderer producirt, kann, besonders bei Massenproduction, auch zu niedrigerem Preise verkaufen, als sein Concurrent. Sobald diesem die Selbstkosten nicht mehr durch den erzielten Preis gedeckt werden, stellt er die Production ein. Aber unter Selbstkosten versteht jeder Producent nicht etwa die wirklichen Auslagen für Rohstoffe, Arbeitsmittel und gezahlte Arbeitslöhne, sondern auch die Zinsen für das im Geschäft steckende Geldkapital und einen mehr oder minder großen Geschäftsgewinn.

Jedes Geschäft, jede Production gilt unter den heutigen Verhältnissen für unrentabel, wenn nur die Zinsen, nicht auch ein Gewinn dabei profitirt wird. Und zwar mit vollem Recht. Die landesüblichen Zinsen sind auch durch Verleihen des Kapitals zu erwerben; bringt das Geschäft nicht mehr ein, so kann sich der Unternehmer die Mühe und das Risiko desselben sparen, er stellt die Production sobald als irgend möglich ein, zieht sein Kapital zurück und leiht es gegen Zinsen aus.

Der Zweck der heutigen Production ist thatsächlich nur der Reinertrag; unsere Privat-Production arbeitet nur auf Erzielung von Reinertrag hin; selbst die im communistischen Besitz des Staates oder der Gemeinde befindliche Production tendirt nur auf Erzielung von Reinertrag. Man kann behaupten, unsere ganze Volkswirtschaftslehre seit Adam Smith sei kaum etwas Anderes, als die Lehre von der Erzielung des größtmöglichen Reinertrages.

Der von Herrn Camphausen s. B. gegebene, von Herrn Achenbach schleunig befolgte Rath: Herabsetzung der Arbeitslöhne und Verlängerung der Arbeitszeit, ist die naturgemäße Consequenz des unsere Zeit beherrschenden Strebens nach Reinertrag. Diesem Streben dienen alle Staats-Institutionen, mit alleiniger Ausnahme der Militär-Verwaltung. Man sehe sich

die Staats der Staats-Eisenbahnen, der Staats-Bergwerke, der Domainen und Forsten an: Ueberall ist der Reinertrag, die Verzinsung die Hauptsache, die Herstellung der Producte aber Nebensache. Fragt man bei der Post, bei der Telegraphie nach: selbst hier darf der Ueberfluß, der Reinertrag, niemals anders als an erster Stelle stehend angesehen werden. Das Hazardspiel gilt als unsittlich und wird als Vergehen bestraft, wenn es gewerbsmäßig von Privaten betrieben wird; der Staat aber unterhält die Lotterie; der preußische Staat bestraft sogar, um sein Monopol aufrecht zu erhalten, das Spielen in fremden Lotterien — und das Alles nur: um den Gewinn, den Reinertrag einzustecken.

Bei dem, bisher nur in geringer Ausdehnung vorhandenen Gewerbebetrieb der Communen ist es natürlich ganz ebenso. Eine städtische Gasfabrikanlage, eine communale Wasserleitung, die nicht mindestens die Zinsen des Anlagekapitals und seine jährliche Amortisationsquote einbringt, erscheint wie eine nicht zu duldbende Ungeheuerlichkeit; bei jeder städtischen Anlage für Production wird auf die Rentabilität in erster Linie Rücksicht genommen.

Natürlich ist es im Privat-Betrieb auch nur der Reinertrag, der die Production lenkt, hemmt oder anspornt.

Bauen wir etwa Häuser, um dem Wohnungsbedürfnisse abzuhehlen? Sicherlich nicht; man baut nur, wenn sich neben der Verzinsung und der Amortisationsquote noch eine Baugrundrente erzielen läßt.

Braut der Brauer Bier, bäckt der Bäcker Brod, schlachtet der Schlächter Vieh, um die Menschen mit Lebensmitteln zu versehen? Wenn nichts dabei verdient werden kann, stellt Jeder das Geschäft ein, oder beschränkt doch die Production — mögen die Leute zusehen, woher sie Nahrungsmittel bekommen, wenn bei der Production kein Reinertrag übrig bleibt.

Die Wollhändler behalten ihre Wolle auf dem Lager, die Spinnereien und Tuchfabriken stehen still und produciren nicht, die Tuchhändler verkaufen nicht, die Schneider machen weder Röcke noch Hosen, — während Hunderttausende der warmen Kleidung dringend benöthigt sind. Weshalb? Es ist kein Reinertrag bei der Arbeit zu erzielen.

Bei der Landwirtschaft stellt sich die Sache ganz besonders drastisch. Man greift von der rationellen Fruchtwechselwirtschaft zurück auf die von Carl dem Großen eingeführte Dreifelder-Wirtschaft; man stellt den Getreide- und den Hackfruchtbau ein und legt sich auf Weidewirtschaft, man verringert die Productenmenge, um durch Ersparnisse an den Arbeitslöhnen einen Reinertrag in der gewünschten und durch das für den Acker bezahlte Kapital bedingten Höhe zu erzielen.

Der Handelsstand treibt das Geschäft selbstverständlich mit derselben Tendenz. Der alte, bekannte Unfug der Holländer, welche bei reichlichen Ernten einen Theil der Gewürze verbrannten, nur um die Preise recht hoch zu halten, ist auch heute noch nicht als Unsittlichkeit gebrandmarkt. Früher galt der Kornwucher als eine der verdammenwertheften Unbilden, die man der Gesellschaft anthun konnte; heute ist es ein ganz ehrenwerthes Geschäft, durch Speculation in Getreide, Del, Spiritus, Petroleum, Kaffee, Zucker u. dgl. die Preise dieser Dinge zu vertheuern.

Der Reinertrag, das Streben nach arbeitslosem Einkommen, beherrscht und demoralisirt die ganze heutige Gesellschaft. Und obendrein muß heute jeder Einzelne sich an diesem Streben betheiligen, er muß auf Ansammlung eines eigenen, durch den Reinertrag entstehenden und wieder darauf hinizielenden Vermögens bedacht sein, wenn er für sein Alter, für seine Familie wie ein guter Hausvater besorgt ist. Nur durch Ansammlung eines Kapitals, das wieder Zinsen trägt,

eigenen Bedarf bestimmten Producte mehr Arbeit, als wenn sie für Andere arbeiten. Und doch zielt alle diese Arbeitsthätigkeit nicht ab auf Herstellung von rentebringendem Eigenthum, sondern nur auf directe Befriedigung von eigenen Bedürfnissen.

Der Egoismus wird also auch noch nach Abschaffung des heutigen, rentirenden Eigenthums eine Rolle spielen können; er wird die Menschen zu größerer Arbeitsleistung anspornen, sobald die Größe ihres Einkommens abhängig gemacht wird von ihrer Arbeitsleistung. Wie stark eine derartige, das Einkommen von der Arbeitsleistung abhängig machende Maßregel wirkt, zeigt die Accorarbeit, gegen welche ja vielfache Einwendungen erhoben werden, weil sie häufig die Arbeiter zu übermäßiger Verausgabung der Arbeitskraft verlockt. Sobald also der Arbeiter bei einer anders gearteten Produktionsweise durch größere Leistung ein höheres Einkommen an Genußmitteln erzielen kann, wird der berechtigte Egoismus die Arbeitslust mindestens ebenso sehr anregen, als die Arbeitskraft heute durch die Anwesenheit des Brodherrn oder dessen Stellvertreters in Bewegung erhalten wird.

Die Behauptung unserer Gegner, der Socialismus müsse zur Verringerung der Arbeitsleistung und damit zu mangelhafterer Versorgung mit Genußmitteln führen, erscheint hiernach durchaus unmotivirt; mit weit größerem Recht kann man das Gegentheil behaupten.

Unzweifelhaft kann die Gesellschaft selbst bei der heutigen planlosen Produktionsweise und der geradezu gemeingefährlich zu nennenden Vergeudung von Arbeitskraft die doppelte, ja die dreifache Menge von Waare produciren, sobald nur Aussicht auf lohnenden Absatz vorhanden ist. Man garantire unseren Ackerwirthen einen für Jahre hochstehenden Getreidepreis und sie werden ihre Wirthschaften auf intensiven Getreidebau einrichten; sobald der Spiritus oder die Kartoffelstärke steigt, werden mehr Kartoffeln

gebaut; hätten wir Aussicht auf hohe Wollpreise, unsere Schafzucht würde sich in wenigen Jahren verdoppeln. Ein Gleiches gilt von allen Rohproducten. Die Weiterverarbeitung zu Halb- und Ganzfabrikaten kann ohne große Mühe- waltung verzehnfacht werden, dafür sorgen schon die bestehenden Maschinen, deren Zahl sich ja überdies beliebig vermehren läßt.

Die Milliardenzeit, in welcher die Steinträger in Berlin den Champagner aus Weißbiergläsern getrunken und beinahe nur von Rehrücken gelebt haben sollen, wie man in gegnerischen Zeitungen ganz ernsthaft erzählte, sind ja ein Beweis dafür, daß weit mehr producirt werden kann, sobald nur lohnender Absatz in Aussicht steht; wenn es damals möglich war, sogar dem steigenden Bedürfniß für Champagner und Rehrücken Befriedigung zu verschaffen, so dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dies auch mit einfacheren Gebrauchsgegenständen der Fall sein kann.

Die physische Möglichkeit einer Verdreifachung der Producten-Menge kann also selbst unter den heutigen Verhältnissen nicht bestritten werden.

Sobald das bestehende Privat-Eigenthum an den Produktionsmitteln und an Grund und Boden abgeschafft ist, kann nun der auf Erzielung von Reingewinn gerichteten Tendenz der Production ein Ende gemacht werden. Es ist das möglich, aber nicht unbedingte Consequenz des Communismus; die heute im communistischen Betriebe befindlichen Produktionszweige liefern ja den Beweis, daß auch unter dieser Form des Eigenthums Ausbeutung der Massen betrieben werden kann. Erst nach vollständiger Demokratisirung der Gemeinden und des Staates ist die wirthschaftliche Ausbeutung der Majorität durch eine Minorität bei gleichzeitig bestehendem Communismus geradezu undenkbar.

Ebenso wie der communistisch organisirte Betrieb der Production noch nicht unbedingt die Tendenz auf Erwerbung von Reinertrag beseitigt, so erfordert auch die Abschaffung dieser Tendenz nicht unbedingt die vollständige Beseitigung des Privat-Eigenthums an den Productions-Instrumenten. Es giebt möglicherweise eine Zahl von Productions-Betrieben, bei welchen das Privat-Eigenthum an den Productions-Mitteln zur Erzeugung reichlicherer Producten-Menge Veranlassung bietet, als das communistische Eigenthum. Wo das nachweisbar der Fall, wird das Privat-Eigenthum fortbestehen können und müssen, wenn nur Sorge getragen wird, daß es nicht wieder rentenbringende Eigenschaften erlangt.

Man wirft dem Socialismus Einseitigkeit vor, weil er auf diese Ausnahmefälle bisher keine Rücksicht genommen und die Abschaffung des Privat-Eigenthums pure et sans phrase in sein Programm gesetzt hat. Der Vorwurf ist zwar nicht ungerechtfertigt, schießt aber doch über das Ziel hinaus. Wenn Herr v. Treitschke zur Vertheidigung seiner einseitigen Angriffe gegen den Socialismus sagen durfte, die Einseitigkeit sei die Tugend des tapferen Mannes, so kann man dem Socialismus keinen Vorwurf daraus machen, zuerst nur das Grundprincip auf seine Fahne geschrieben zu haben. Die Wissenschaft wird die nothwendigen und nützlichen Ausnahmen schon ausfindig machen und die spätere Gesetzgebung wird aus den Lehren der Wissenschaft Nutzen zu ziehen wissen. Der Socialismus kann sich in den Mitteln zur Durchführung seiner Ideen nicht zu enge Schranken setzen; ihm kommt es ja doch nur auf den Zweck an, und die Forderung der Abschaffung des Privat-Eigenthums am Grund und Boden und an den Productions-Instrumenten ist ja nur ein Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst. In dieser Richtung kann und wird der Socialismus begründeten

Einwürfen selbstverständlich gern Gehör schenken.

Es ist nicht leicht, ein anschauliches Bild von den Productions-Resultaten des einzig und allein auf Versorgung Aller mit den nothwendigen Lebensbedürfnissen gerichteten, demokratisch organisirten Communismus zu entwerfen. Schon bei den ersten Strichen wird der Einwurf erhoben, wer denn einen so complicirten Organismus zu leiten im Stande sein soll. Mit dieser Frage wird eine ganz andere Seite berührt, die Debatte von dem eigentlichen Kernpunkt abgelenkt. Wie nehmen hier an, es sei möglich, durch irgend eine Person oder Behörde die ganze Production zweckmäßig zu dirigiren — unter dieser Voraussetzung läßt sich zur Evidenz nachweisen, daß der socialistische Productionsbetrieb noch bedeutend größere Mengen von Genußmitteln erzeugen kann, als die heutige Gesellschaft, selbst bei den denkbar günstigsten Absatzverhältnissen.

Wir behalten uns übrigens die eingehende Erörterung der Frage vor, ob unsere oben gemachte Voraussetzung praktisch verwirklicht werden kann oder nicht.

Zur Production gebraucht man Rohstoffe, Arbeitsmittel und Arbeitskraft. Deutschlands Boden producirt fast Alles, was wir an Rohstoffen gebrauchen. Wir haben Kohle, Eisen, Kupfer etc., wir haben Steine, Kalk, Thon und verschiedene andere Erden in unerschöpflichen Mengen, unser Boden trägt Holz, Korn, Hülsenfrüchte, Viehfutter, Hanf und Flachs; wir können bei richtiger Benutzung unseres Ackers unseren Bedarf an Wolle selber produciren, ja sogar Seide in Menge gewinnen. Abstrahiren wir von der Baumwolle und den Südfrüchten, so haben wir also an Rohstoffen Alles, was die Gesellschaft gebraucht. Was uns allenfalls zur vollständigen Ausnutzung aller Rohstoffe fehlen könnte, wäre die menschliche Arbeitskraft; für sie treten ja

aber die Naturkräfte in immer erhöhtem Maße ein.

Jeder Einzelne hat heute eine Wohnung, oder kann sie doch gegen Bezahlung haben; jeder Einzelne hat Kleidung; die Nahrungsmittel zur Erhaltung Aller sind vorhanden und reichen — wenn auch vielleicht durch Ergänzung aus fremden Ländern — bis zur nächsten Ernte. Die Mittel, die Vorbedingungen zur Production sind also reichlich vorhanden. Wie wird die Production selbst sich gestalten?

Sehen wir zuerst auf die Landwirthschaft.

In Folge unserer klimatischen Verhältnisse erfordert der Ackerbau eine energische Thätigkeit für 6—8 Monate, während die übrigbleibende Winterzeit nur wenig Beschäftigung bietet. Alle Landwirthe möchten zur Zeit der Saat und namentlich zur Zeit der Ernte gern die doppelte und dreifache Zahl von Arbeitern und verhältnißmäßig ebenso vermehrte Gespannkraft einstellen; im Winter würden die meisten Besitzer froh sein, wenn sie nur halb so vielen Arbeitern Beschäftigung und Lohn zu geben brauchten, als sie es jetzt thun müssen, um nur einen Stamm von Arbeitern zu behalten.

Sobald der Boden vollständig von Steinen geklärt, die offenen Abzugsgräben durch unterirdische Drains ersetzt sind, kann auf allen ebenen Ackerflächen der Dampfpflug in Anwendung kommen; die Säe- und die Mäh-Maschine mit selbstthätiger Ablage-Vorrichtung ersparen schon jetzt eine riesige Menge menschlicher Arbeitskraft — wo die Besitzer reich genug und Arbeitskräfte in genügender Zahl zu haben sind, wird schon jetzt das Getreide auf dem Felde mit der Dampf-Dreschmaschine ausgedroschen, das dem Verderben durch ungünstige Witterung weniger ausgesetzte Stroh aber in Riethen gesetzt und somit die zeitraubende Arbeit des Einfahrens zum überwiegenden Theil erspart. Das Heranfahren des Strohes

für den Wirthschaftsbetrieb geschieht dann nach Bedarf in den Wintermonaten.

Dieser, nur reichen Leuten mögliche Großbetrieb hat den Vortheil, daß der Besitzer kurz nach der Ernte genau weiß, wie viel Getreide er gewonnen hat, wie viel er also zum Verkauf bringen kann.

Bei einer allgemein in dieser Weise betriebenen Landwirthschaft kann also jedes Land, jede Provinz, jeder Kreis, jedes Dorf schon beim Beginn des Winters ganz genau bestimmen, wie viel Getreide es abzugeben vermag. Eine darauf hin aufgestellte Bedarfsstatistik wäre also im Stande, festzustellen, von wo aus die Deckung des an anderen Plätzen eintretenden Bedarfs mit dem geringsten Aufwand von Arbeitskraft für den Transport zu bewerkstelligen sei.

Mangel an Kapital zum Ankauf der Maschinen, Mangel an Arbeitskraft in der Ernte und Rücksicht auf die sonst im Winter arbeitslos dem Besitzer zur Last fallenden sogenannten „eigenen Tagelöhner“ verhindern jetzt die allgemeine Einführung dieser das Rohproduct stark vermehrenden Wirthschaftsweise.

Der Staat aber, dem alle Rohstoffe, Bergwerke, Hüttenbetriebe, Maschinenbau-Anstalten und Eisenbahnen gehören, er könnte mit Leichtigkeit in wenigen Jahren den Bedarf an landwirthschaftlichen Maschinen vollständig decken.

Und die Arbeitskraft zur Zeit der Ernte?

Wenn es der heutige Staat für nöthig hält, werden alle Männer vom 18. bis zum 50. Jahre mobil gemacht; sollte denn eine solche allgemeine Mobilmachung zur Einbringung der Ernte, die uns Allen das tägliche Brod liefern muß, undenkbar sein?

Der Staat zieht zwei, drei Armeecorps zu einem Manöver in einer Provinz zusammen und läßt die Truppen und einzelnen Leute nachher in ihre Garnisonen oder in ihre Heimath zurückmarschiren. Könnte denn den Landstrichen, welche nur

zum Ackerbau dienen, aber aus den verschiedensten Ursachen keine Industrie und daher keine dauernde Beschäftigung für viele Menschen haben, nicht ein Armeecorps Arbeiter während der Ernte zugeheilt werden, welches nach Beendigung derselben in die industriellen Bezirke zurückkehrt, aus denen es „ausgehoben“ worden ist? Würde hierdurch nicht eine größere Menge landwirthschaftlicher Producte erzeugt werden können?

Man wird diesem Gedanken wahrscheinlich den Vorwurf der Utopie machen. Thatsächlich wird aber im Kleinen schon in dieser Weise gewirthschaftet. Ganze Züge von Arbeitern gehen schon jetzt im Frühjahr nach den Gegenden, in denen der Zuckerrübenbau betrieben wird; die Leute bleiben bis nach der Ernte dort und kehren zum Winter in ihre Heimath zurück. Zur Heu- und Getreide-Ernte liefert das Warthe- und Negebruch den Besitzern in Norddeutschland organisirte Colonnen von sogenannten „Schnittern“, welche die ganzen Ernte-Arbeiten in Accord übernehmen.

Der Socialismus braucht fast gar keine neuen Ideen zur Durchführung seiner Principien auszuheften; er braucht nur die bestehenden Verhältnisse weiter zu entwickeln. Das ist ja eben das Wunderbare des kapitalistischen Betriebes, daß er in der Organisation der Production alle Schritte thut, die zur Vermehrung der Productenmasse führen können, und nur immer wieder von diesem Streben Abstand nimmt, sobald der „Reinertrag“ dabei nicht mehr seine Rechnung findet.

Wir glauben nicht fehlzuschießen, wenn wir behaupten, daß es wenig Güter und Dorfschaften in Deutschland giebt, die nicht nach Durchführung der längst erprobten landwirthschaftlichen Meliorationen und nach Einführung aller Maschinen, bei gleichzeitiger Zurbispositionsstellung von genügender Arbeitskraft für die Ernte, — das dreifache Productenquantum gegen die Jetztzeit erzeugen können.

Gehen wir zur Industrie über, so haben die kürzlich von Rußland gemachten Bestellungen an Armeebedürfnissen wieder den Beweis geliefert, daß wir an Bekleidungs-Gegenständen colossale Mengen in kurzer Zeit herstellen können. Wie will man es also auch nur bezweifeln, daß der eine Arbeitgeber, der Staat, der im Besitz aller Rohstoffe und Maschinen ist und dem die Arbeitskräfte in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen, nicht im Stande sein soll, den Bedarf an Schuhen, Stiefeln, Rößen, Kleidern, Hüten zc. für seine 40,000,000 Kunden jahraus jahrein rechtzeitig fertig zu stellen? Der heutige Militärstaat hält mehr als eine Million Uniformen vorrätzig, und diese riesige Summe von Kleidungsstücken wird nicht durch eine Arbeits-Gegenleistung der Menschen, welche diese Uniformen verbrauchen sollen, bezahlt, sie wird auch nicht von diesen Leuten selbst hergestellt, sondern das Tuch, die Knöpfe, der Zwirn, das Leder zc. wird von Privat-Unternehmern geliefert.

Der Militärstaat mit seiner großartig angelegten und bis in das kleinste Detail ausgeführten Organisation zur Herstellung von Kleidungsstücken und Armatur-Gegenständen; der Militärstaat mit seinen penibel genauen und strengen Einrichtungen zur sachgemäßen Aufbewahrung, Reparatur und Vertheilung von Gebrauchs-Gegenständen bietet das beste Vorbild und den Rahmen, in dem der Socialismus die Production und Vertheilung einer Menge von Gebrauchsgegenständen zweckentsprechend organisiren kann, ohne dabei zu Kasernirungen und Uniformirungen schreiten zu müssen.

Wenn heute 400,000 rüstige junge Leute nicht mit an der Herstellung von Wohnung und Kleidung arbeiten und doch genügend mit Wohnung und Kleidung versehen sind, außerdem aber über eine Million fertiger Anzüge vorrätzig zum Gebrauch bereit liegen, wer kann da im Ernst bezweifeln, daß dieselbe

Organisation, dieselbe Militär-Behörde, die alle diese Resultate mit den Steuern der Bürger erreicht, nicht auch für alle Menschen Wohnung und Kleidung zu beschaffen im Stande sei, wenn ihr zu diesem Zweck alle Rohstoffe, alle Arbeits-Instrumente und alle Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt werden?

Wobei wir uns vor dem Vorwurf verwahren, als wollten wir den Militärstaat als Muster für den socialistischen Staat aufstellen. Es gilt nur zu zeigen, welche Resultate eine gute Organisation der Arbeit zu erzielen im Stande ist. Sie muß die Producten-Menge bedeutend vergrößern und damit das auf den Kopf entfallende Durchschnitts-Einkommen erhöhen. Das war es, was wir zu zeigen hatten.

Das heutige Geld-Einkommen, auf welches unsere Gegner uns verweisen, verdeckt aber noch obendrein eine Verkürzung des Genußmittel-Einkommens, welche noch besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Jede Waare, welche mit einem Theil des Geld-Einkommens gekauft werden muß, ist das Product einer ganzen Reihe verschiedener Arbeitshätigkeiten, von denen jede einzelne mit der Tendenz auf Erzielung von Reingewinn ansggeführt worden ist. Daher steckt in dem Preise für jede Waare ein zwar sehr schwer genau in seiner Höhe zu bestimmender, aber schwerlich geringer als $33\frac{1}{2}$ —50 pCt. betragender Aufschlag für arbeitsloses Einkommen. Das heißt, würde jeder Consument die Waaren für den wirklichen Kostenpreis kaufen können, so würde sich sein Einkommen an Genußmitteln schon um $33\frac{1}{2}$ —50 pCt. erhöhen, selbst wenn die heutigen Geld-Einkommen unverändert blieben.

Das läßt sich an jedem einzelnen Gebrauchsgegenstande nachweisen.

Betrachten wir nur das Brod. Der Landwirth, der den Roggen gebaut hat, erzielte in dem Preise schon einen Ueber-

schuß über die wirklichen Kosten, aus welchem Ueberschuß die Pacht oder die Zinsen und der Reinertrag gedeckt wurde. Durch drei, vier, fünf Hände geht der Roggen als Handelsartikel, ehe er zur Mühle kommt, und jeder Kaufmann hat einige Groschen am Scheffel verdient, Fuhrleute, Schiffer, Eisenbahnbefitzer haben beim Transport auch wieder „verdient“, d. h. den Preis um einen, dem Reinertrag zu Gute kommenden Procentsatz erhöht. Bei der Verwandlung des Kornes in Mehl wird wieder zu Gunsten des „Reinertrags“ ein die wirklichen Kosten übersteigender Preisaufschlag gemacht. Das Mehl geht dann als Handelsartikel von einer Hand in die andere, wieder werden beim Transport wie bei jedem Wechsel des Besitzers neben den Zinsen für den immer höher steigenden Preis der Waare auch noch Aufschläge für den Handelsprofit gemacht, bis endlich der Bäcker in den Besitz des Mehls gelangt, daraus Brod bäckt und im Brodpreise wieder Verzinsung seines Anlagekapitals, Verzinsung für den vorgelegten Mehlpreis und Reinertrag in die Tasche steckt.

Wie mit dem Brod, geht es mit jeder anderen Waare; beim Brod schiebt sich zwischen den Producenten des Rohstoffs, den Landwirth, und den Fabrikanten des fertigen Genußmittels, den Bäcker, nur noch ein einziger Zwischen-Producent, der Müller, ein; von den meisten anderen Gebrauchsgegenständen sind aber viel mehr selbstständige Productions-Stufen zu durchlaufen, bevor sie als Ganzfabrikat den Händlern zum Vertrieb übergeben werden.

Rechnet man all' diese einzelnen Preisaufschläge zu Gunsten der Verzinsung und des Reinertrages zusammen, so wird unsere Annahme, nach welcher der Preis aller Waaren den Consumenten um $33\frac{1}{2}$ —50 pCt. zu Gunsten des arbeitslosen Einkommens vertheuert wird, ziemlich zutreffend erscheinen.

Bei ganz gleich hoch bleibendem Geld-einkommen würde also schon durch irgend

welche Beschränkung des arbeitslosen Erwerbes ein starkes Sinken der Productenpreise eintreten und somit gerade den arbeitenden Klassen eine verdoppelte Kaufkraft verliehen, aus welcher natürlich eine Vermehrung ihres Genußmittel-Einkommens folgen müßte.

Neben der für alle Consumenten gleichmäßig sich ergebenden Werthvertheuerung der Waaren leiden aber unsere arbeitenden Klassen noch ganz besonders unter den Folgen des immer mehr um sich greifenden Zwischen- und Kleinhandels.

Die Gewerbe-Zählung vom 1. December 1875 ergibt, daß im preussischen Staat auf 76 lebende Menschen eine im Waarenhandel beschäftigte Person kommt; das zeigt denn doch deutlich, wie sehr die Production vernachlässigt ist, wie sehr der Zwischenhandel sich parasitisch zwischen Producenten und Consumenten eingebrängt hat. Rechnet man, wie es in der That zutrifft, die Familie zu $3\frac{1}{2}$ Köpfen, so stellt sich also heraus, daß von noch nicht voll 22 Familien immer eine von der Preisvertheuerung lebt, ohne welche der Waarenhandel nun einmal nicht bestehen kann.

Es wird wohl nicht bestritten werden, daß dies kein gesunder Zustand ist; er ist aber, woran so selten gedacht wird, eine nothwendige Folge unserer Produktionsverhältnisse. Denn der Waarenhandel kann mit einem ganz geringen Kapital betrieben werden und bietet dem betreffenden Händler doch eine selbstständige, unabhängige Stellung; jeder andere Erwerb — mit Ausnahme der Lohnarbeit — erfordert ein größeres Kapital, welches zu „ersparen“ nur sehr wenig Menschen in der Lage sind.

Je mehr also der Großbetrieb, dessen productvermehrnde Kraft allgemein anerkannt wird, um sich greift, je mehr die handwerksmäßige Production verschwindet, um so geringer wird die Möglichkeit der Erringung einer selbstständigen, unabhängigen Existenz für den kleinen, sparsamen

Mann; ihm bleibt kaum ein anderes „Geschäft“ übrig, als der Waarenhandel, der nun wieder im Detail-Verkauf an die Arbeiter zu unreelem Verdienste entweder durch schlechte und verfälschte Waare, oder durch geringes Maß und Gewicht verführt.

Es würde hochinteressant sein, einmal eine Statistik der Preisdifferenzen zwischen dem Großhandel und dem Kleinhandel an die Arbeiter aufzustellen und darnach zu berechnen, um wie viel theurer gerade die arbeitenden Klassen alle Lebensbedürfnisse bezahlen müssen.

Nach Einführung einer planmäßig den Bedürfnissen angepassten Production kann und muß natürlich das heute dem unnützen Zwischenhandel zufallende Einkommen der wirklichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit zu Gute kommen; durch nützliche Verwendung der frei werdenden Arbeitskraft muß das Gesamt-Product wieder quantitativ bedeutend vermehrt und somit der auf den Einzelnen entfallende Theil verhältnißmäßig vergrößert werden. Wie groß übrigens die heute herrschende Arbeitsverschwendung ist, davon hat man kaum eine Vorstellung; die nützliche Verwendung dieser unnütz verausgabten oder gar feiernden Arbeitskräfte müßte die Menge der Genußmittel wieder um ein Erkleckliches vermehren.

Es steht also fest, daß die Existenz des durch das Privat-Eigenthum am Grund und Boden, sowie an den Produktionsmitteln bedingten arbeitslosen Einkommens die Ursache ist, aus welcher unsere Production gar keine oder doch nur ganz nebensächliche Rücksicht auf die Vermehrung der Genußmittel nimmt, wodurch wieder der Mangel einer für Alle genügenden Quantität dieser Genußmittel entsteht. Es steht ferner fest, daß auch nach Beseitigung der auf Reinertrag gerichteten Tendenz der Production dem Erwerbssinne der einzelnen Menschen Spielraum genug bleibt, um sich zu betheiligen, ja, daß dieser Erwerbstrieb erst

dann seine volle und berechnete Wirksamkeit entwickeln wird, wenn der Arbeit der volle, ihr nach den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen zustehende Ertrag gesichert ist.

Es ist also auch unzweifelhaft, daß die organisirte Gesellschaft durch planmäßige Verwendung aller vorhandenen Arbeits-

kräfte aus dem massenhaft vorhandenen Rohmaterial Genußmittel genug herstellen kann, um der materiellen Noth und Sorge ein Ende zu machen, und damit die Vorbedingung zu der geistigen Entwicklung der gesammten Menschheit zu liefern.

C. A. S.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die Grundprincipien der Social-Oekonomie.

Von Dr. César de Paepc.

(Fortsetzung.)

III.

Bevor wir uns von den Physiokraten abwenden, wollen wir, um billigerweise Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, einige ihrer Vorläufer einer kurzen Beachtung würdigen. Denn, wenn wir auch glauben die Schule der Physiokraten als die Begründerin der nationalökonomischen Wissenschaft betrachten zu dürfen — das heißt insofern, als sich durch sie auf dem Gebiete dieser Wissenschaft die Erkenntniß des Naturgesetzes Bahn brach, welche der Grundstein eines jeden wissenschaftlichen Aufbaues ist — so sind wir doch weit davon entfernt, den Werth der Forschungen in Abrede zu stellen, denen sich lange vor Quesnay und seinen Schülern eine ganze Gruppe von holländischen, spanischen, englischen, italienischen und andern Schriftstellern zuwandten, die man mit Jug und Recht als die Vorläufer oder die ersten Bahnbrecher der Social-Oekonomie bezeichnen kann. Ja, wir gehen noch weiter, indem wir die Behauptung aufstellen, daß die Physiokraten einen ausgiebigen Gebrauch von den in den Werken dieser ihrer Vorläufer niedergelegten Ansichten gemacht haben, und wir wollen dem noch hinzufügen, daß wir es lebhaft bedauern, daß sie nicht in noch höherem Maße aus diesen Quellen geschöpft haben. In der That, man findet bei mehreren dieser Vorläufer, insbeson-

Schriftstellern wahrhaft scharfsinnige Betrachtungen und oft beachtenswerthe Ansichten, welche die Schule Quesnay's (wie auch später die Schule Adam Smith's) mit Stillschweigen übergangen haben, welche aber in unseren Tagen mit vollem Rechte von dem wissenschaftlichen Socialismus wieder hervorgeholt und weiter entwickelt worden sind.

Wir wollen hier einige dieser alten englischen und italienischen Nationalökonomien, die wichtigsten von allen, citiren:

In England finden wir im 17. Jahrhundert William Petty, welcher zuerst als die zwiefache Quelle alles Reichthums die Erde einerseits und die Arbeit andererseits bezeichnet *), eine Wahrheit, welche sowohl von den Physiokraten verkannt wurde, nach deren Ansicht der Reichthum lediglich aus dem Grund und Boden entsteht, wie auch von Adam Smith, welcher einzig und allein in der Arbeit die Ursache des Reichthums sieht, als ob die menschliche Arbeit productiv sein könnte ohne die ursprüngliche Materie, welche sie umgestalten muß. Ebenso war es Petty, der zu allererst (schon 1672) das Princip erkannte, welches in der heutigen

*) „Labour is the father and active principle of wealth, as land is the mother.“ Dies sind die von Petty gebrauchten pittoresken Worte.

Gesellschaft die Lohnverhältnisse regelt, das Princip, welches Ricardo später formulirte und welches Ferdinand Lassalle in unserer Zeit als „das eiserne Lohngesetz“ bezeichnet hat. Der Durchschnittsbetrag des täglichen Lohnes wird nach Petty bestimmt von Dem, was der Arbeiter nöthig hat, um leben, arbeiten und Kinder zeugen zu können.*) In demselben Jahrhundert und in demselben Lande finden wir John Bellers, welcher derselben Ansicht über die Quelle des Reichthums huldigt, wie William Petty**), und der ferner die Vortheile der gemeinsamen Arbeit des „combined labour“, wie Mill es nennt, der Cooperation, wie Karl Marx sagte, oder der „Societät der Arbeit“, wie man sich auch ausgedrückt hat, zuerst erkannte. Außerdem begegnen wir dort einem Josiah Child, der den Nachweis führte, welch' ein großer Vortheil der ganzen Gesellschaft aus der Verminderung des Kapitalzinses erwächst, der also als einer der Ersten das Interesse des Kapitalbesizers dem Gesamtinteresse der Gesellschaft gegenüberstellt. Ferner müssen wir noch erwähnen Locke, Barbon, Dudley North und Andere, welche durch ihre Untersuchungen über die Bedeutung des Geldes und über den Werth der Edelmetalle die Grundsteine zu der Ricardo'schen Theorie von der Bedeutung des Tauschwerths gelegt haben.

In dem darauffolgenden Jahrhundert finden wir in England noch einen Banderlind, der ebenso bestimmt wie Petty den Lehrsatz aufstellt, daß der Preis der Lebensbedürfnisse die Lohnverhältnisse regelt, der aber gerade deshalb, weil er das Vorhandensein einer solchen Regelung der Lohnverhältnisse anerkennt und sich darauf stützt, eine Verbesserung der Lebenslage des Arbeiters fordert.***) Wir be-

*) William Petty, Political anatomy of Ireland. (1672.)

**) Der Arme, sagt Bellers, wird trübe gestimmt und wundert sich darüber, daß der Reiche kein Geld mehr hat, um ihn arbeiten zu lassen, und dennoch sind derselbe Grund und Boden und dieselben Hände, welche die Nahrung liefern, noch immer vorhanden, und das ist es, nicht aber das Geld, was den wahren Reichthum begründet. „Der Boden und die Hände des Arbeiters“ sind nichts Anderes als das Land und die labour Petty's.

***) „Der Preis der Arbeit wird bestimmt durch den Preis der nothwendigsten Lebens-

gegenen ferner in diesem Jahrhundert einem Harris, der mit Petty als zwiefache Quelle des Reichthums den Grund und Boden und die Arbeit nennt; außerdem einem Berkeley und einem Ferguson, welche lange vor Adam Smith die nützlichen Folgen der Arbeitstheilung hinsichtlich der Production (welche Duesnay und seine Schüler gänzlich unbeachtet ließen), sowie auch deren schädliche Wirkungen auf die Entwicklung des menschlichen Wesens (welche wiederum Smith und seine Schüler zu sehr außer Acht ließen) hervorhoben.

In Italien war es Antonio Serra, welcher um das Jahr 1613 die Productivkraft der Industrie betonte, eine ökonomische Wahrheit, welche die Physiokraten verkannt und bekämpft hatten und welche später die Basis der Lehre Smith's ward.

In dem weiter darauffolgenden Jahrhundert finden wir dortselbst einen Pagnini, der als einer der Ersten die wirkliche Bedeutung des Geldes erkennt, in welchem die Einen (die mercantilistische Schule) den alleinigen und wirklichen Reichthum erkennen, während die Anderen (die Gegner dieser Schule) in demselben nichts Anderes sehen wollen als ein einfaches Werthzeichen für Waaren, welches keine andere Bedeutung hat als die, den Austausch der Werthe zu erleichtern, ohne daß ihm jedoch von Natur ein innerer Werth anhaftet.

Wir finden ferner in Italien Verri, der im Gegensatz zu den Anschauungen Duesnay's als gleichmäßig productiv die Erde anerkennt, welche das Getreide liefert, und die Menschenhand, die daraus das Getreide in Mehl verwandelt †); weiter begegnen wir dortselbst Carli, der nicht minder bestimmt als William Petty die Cooperation oder die Gesellschaftlichkeit der Arbeit anerkennt ††), einen Beccaria,

bedürfnisse. Der Arbeiter erhält also keinen hinreichenden Lohn, so oft ihm dieser Lohn nicht erlaubt, eine Familie u. s. w. seinen bescheidenen Verhältnissen entsprechend zu ernähren“ u. s. w.

†) Pietro Verri, Meditazioni sulla Economia politica.

††) „Die Kraft eines jeden Einzelmenschen ist eine nur geringe; aber die Vereinigung geringer Kräfte erzeugt eine Gesamtkraft, welche größer ist als die Summe der Einzelkräfte, und zwar derart, daß schon allein

welcher die Vortheile der Arbeitstheilung hervorhebt *) und der sogar, was in jener Zeit eine große Kühnheit, besonders von einem Universitätsprofessor, war, so weit ging, daß er es wagte, die Nothwendigkeit des Eigenthumsrechtes in Frage zu stellen; — einen Filangieri, der gegen die Concentration des Besitzes in den Händen Einzelner Front macht und als Grundbedingung des allgemeinen Wohlergehens keineswegs die Production, d. h. die unumschränkte Production (wie dies unsere heutigen Vulgärökonomien thun), sondern eine vernünftige Vertheilung der Reichthümer (Arbeitserzeugnisse) hinstellt, eine Ansicht, durch die er den Ideen des Socialismus sehr nahe kam. **) Endlich lebte in demselben Lande Ortes, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die scheinbar widersprechende, in Wirklichkeit aber feststehende Thatsache der gleichzeitigen Zunahme von Reichthum und Elend, von der Anhäufung jenes im Besitze Einzelner und von der Ausdehnung des Letzteren über die große Mehrzahl aller Menschen an's Licht zog — eine bedeutungsvolle sociale Erscheinung, welche die moderne ökonomische Gesamtentwicklung beherrscht und die kapitalistische Produktionsweise charakterisirt,

durch die Thatsache, daß sie vereint sind, selbst bei verminderter Arbeitszeit eine größere Leistungsfähigkeit entfalten können.

*) „Jeder“, sagt er, „hat schon Gelegenheit gehabt, sich durch eigene Erfahrung davon zu überzeugen, daß, wenn man immer seine Aufmerksamkeit und seiner Hände Fertigkeit auf dieselbe Art der Arbeit verwendet, man reichlichere und bessere Resultate erzielt, als wenn jeder Mensch selbst das hervorbringen müßte, was er nothwendig hat. — — — Die Arbeit wird getheilt, und zwar zum größten Nutzen Aller.“ Es ist wahr, daß es sich hier mehr um die gesellschaftliche, als um die industrielle Theilung der Arbeit handelt, und daß diese Theilung und ihr Nutzen schon von den Philosophen des Alterthums (Xenophon, Plato u. s. w.) angedeutet worden war.

**) Die Stelle bei Filangieri, auf welche wir hier anspielen, ist bemerkenswerth genug, um von uns ihrem ganzen Wortlaute nach citirt zu werden; sie heißt: „Das öffentliche Wohlergehen ist nichts weiter als die Vereinigung des Wohlergehens aller Einzelwesen, welche die Gesellschaft ausmachen. Wenn die Reichthümer sich in einer kleinen Zahl von Händen anhäufen, und wenn Viele arm sind, geht die Nation ihrem Ruine entgegen; denn das Wohl einer Nation hängt von der guten Vertheilung der Güter ab.“

wie dies auch Marx in seinem „Kapital“ so bündig nachgewiesen hat, und wie es schon lange vor ihm gleichfalls zwei alte belgische Socialisten, Colins und L. De Potter *), ausgesprochen hatten, welche diese gegebene Thatsache gewissermaßen als ein ökonomisches Gesetz hingestellt und dieses Gesetz folgendermaßen formulirt haben:

„In der heutigen Gesellschaft wächst der Pauperismus in dem gleichen Maße, wie der Reichthum zunimmt.“

Wir wollen jedoch ihn und selbst noch Bessere übergehen; denn wenn wir hier die Namen aller der Schriftsteller anführen sollten, welche vor den Physiokraten richtige Anschauungen und Gedanken über gewisse ökonomische Fragen ausgesprochen und so der Wissenschaft Material geliefert haben, würde die Liste derselben wirklich zu lang werden.

Ueerbies beabsichtigten wir auch nur die Schriftsteller zu erwähnen, von welchen Alle zugestehen können, daß sie thatsächlich die Vorläufer der Nationalökonomien sind. Wir haben absichtlich und mit Vorbedacht Denker wie

*) Nicolas Colins, geboren zu Brüssel im Jahre 1783, und Louis De Potter, geboren zu Brügge (in Flandern) im Jahre 1786, haben schon vor 1848 die Grundideen einer socialistischen Doctrin skizirt, welche sie dann in zahlreichen und umfangreichen Büchern weiter entwickelten. Diese beiden Schriftsteller sind todt aber sie haben in Belgien, in Frankreich und in der Schweiz Schüler hinterlassen, welche ihre Theorien weiter fortpflanzen. Der Grundgedanke dieser Schule ist der, daß es in unserer Zeit im Interesse der Gesellschaft nothwendig sei, das Proletariat abzuschaffen, d. h. die Klassenunterschiede zu beseitigen und die gesellschaftliche Gleichheit herzustellen. Und zwar soll dies erreicht werden durch folgende Mittel: 1) durch den Eintritt in den Collectivbesitz an Boden und Kapitalien, welche die früheren Generationen hinterlassen haben; 2) durch einen vollkommenen Unterricht und dadurch, daß allen Kindern und jungen Leuten gemeinsam und auf Kosten der Gesellschaft eine Erziehung zu Theil werde. — Diese Ideen, die uns vernünftig scheinen, untermischt die Schule von Colins und De Potter mit metaphysischen Hirngespinnsten, mit einer unzulässigen Philosophie, einem bizarren Gemisch von wissenschaftlichem Atheismus und transcendentalem Spiritualismus. Früher oder später werden wir wieder auf diese Schule zurückkommen, welche gegenwärtig ein monatlich erscheinendes Organ: „La Philosophie de l'Avenir“ (die Philosophie der Zukunft) besitzt.

Faiquet *), J. J. Rousseau, Mercier **), Mably, Morelli, welche eher die Vorläufer des utopistischen Socialismus sind (des Saint-Simonismus und Fourierismus in Frankreich, des Spenceismus und Owenismus in England u. s. w.) mit Stillschweigen übergangen, obgleich anerkannt werden muß, daß die Anschauungen dieser Communisten des 18. Jahrhunderts gleichfalls wissenschaftliche Grundgedanken enthalten, welche die wirkliche Social-Ökonomie nicht unberücksichtigt lassen darf, und die bei der Errichtung der neuen Gesellschaft nutzbringend verwandt werden könnten.

Und dennoch beharren wir auf unserer Anschauung, daß die verschiedenen vorhin angeführten Schriftsteller nur als die Vorläufer, nicht aber als die Begründer der ökonomischen Wissenschaft zu betrachten sind.

In der That, es genügt ja nicht, daß man, um eine Wissenschaft zu begründen oder in's Leben zu rufen, einige Erscheinungen genau beobachtet und beschrieben, hier und da einige zerstreute Wahrheiten (selbst wenn noch so wichtig) erkannt habe, sondern darüber hinaus ist es noch erforderlich, daß diese Erscheinungen durch feststehende gegenseitige Beziehungen mit einander in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden — d. h. durch Naturgesetze; es ist ferner nöthig, daß diese Wahrheiten zu einem homogenen Ganzen vereint werden, d. h. daß sie in einen wissenschaftlichen Körper gebracht werden. Und gerade das haben die Physiokraten gethan. Die Verschmelzung der ökonomischen Erscheinungen in Form einer wissenschaftlichen Lehre, die auf das Verständniß des Naturgesetzes begründet ist, das ist das Werk der Physiokraten, ein unvollkommenes Werk freilich, aber ein reelles und bedeutungsvolles, welches schon allein hinreicht, diese Nationalökonomien weit über ihre Vorgänger zu stellen.

*) Faiquet, Verfasser des Werkes „Ami des pauvres ou l'Economie politique“, Paris, 1746 (Freund der Armen oder politische Ökonomie) und Schatzmeister von Frankreich, hat in der Encyclopédie d'Alembert's und Diderot's mehrere Artikel veröffentlicht, in denen er einen Plan gemeinsamer Association entwirft und erläutert.

***) Es ist hier gemeint der Verfasser von „Mon bonnet de nuit“. (Meine Schlafmütze) und nicht Mercier de la Rivière, der Schüler Duesnay's.

Aber, wenn auch die ökonomische Wissenschaft mit der Schule Duesnay's schon begründet ist, so ist es darum doch nicht minder wahr, daß mit dieser Schule die Social-Ökonomie von dem Zustande vollster Positivität, welchen jede Wissenschaft anstrebt und einmal, wenn ihre Zeit gekommen, erreicht, noch weit entfernt ist. Es waren erstlich viele Theorien der physiokratischen Schule theils falsch, theils unvollständig; ferner wurden die wahre Beschaffenheit und die wahre Natur des ökonomischen Gesetzes von dieser Schule mißkannt oder schlecht erklärt, auch ist man erst in unseren Tagen zu der Hoffnung berechtigt, endlich in der Social-Ökonomie eine positive Wissenschaft zu suchen.

Werfen wir nunmehr einen möglichst kurzen Rückblick auf den Entwicklungsgang, welchen die Social-Ökonomie von den Physiokraten bis auf die neueste Zeit genommen hat. Nachdem wir das Werk ihrer Vorläufer und Begründer betrachtet, wollen wir einmal zusehen, welches das Werk ihrer Nachfolger war. Wir werden dann sehen, daß, wenn die meisten Nachfolger der ersten Nationalökonomien die Wissenschaft um einzelne neue Wahrheiten bereichert haben, sie auch in mehr denn einer Hinsicht den guten Weg verlassen haben, auf welchen Leute wie Duesnay, Turgot, Mercier de la Rivière, Baudeau, Dupont de Nemours, Letrosne und Andere gerathen waren.

Dieser gute Weg bestand in der Annahme gewisser Grundsätze von allgemeiner Gültigkeit, welche sich bei allen diesen Nationalökonomien des 18. Jahrhunderts wiederfinden, und die ihre Nachfolger aus der englischen Manchester'schule im Gegensatz zu jenen wieder umgestoßen haben. Diese allgemeinen Grundsätze, durch welche sich die Physiokraten von ihren unmittelbaren Nachfolgern unterscheiden, können wir in Nachstehendem kurz also zusammenfassen:

1. Nach der Anschauung der Schüler Duesnay's hatte sich die ökonomische Wissenschaft nicht nur mit den Erscheinungen der Gegenwart zu befassen, sondern sie war auch hauptsächlich bestrebt, an ihre Stelle andere Verhältnisse zu setzen; nach ihrer Meinung hatte die Wissenschaft nicht allein die Aufgabe, zu zeigen, auf welche Weise sich Wertherzeugung und Werthvertheilung vollziehen, sondern auch darzulegen, wie sie

sich gestalten müßten, um das gesellschaftliche Gemeinwohl zu verwirklichen. Mit Adam Smith und hauptsächlich mit dessen Schülern wird die ökonomische Wissenschaft fast ausschließlich zu einer Wissenschaft, welche sich darauf beschränkt, zu veranschaulichen, auf welche Weise sich die Erscheinungen auf ökonomischem Gebiete vollziehen, anstatt zu zeigen, wie sie sich vollziehen sollten.

2. Die Physiokraten machten keinen Unterschied zwischen der ökonomischen Wissenschaft und den anderen Zweigen der Socialwissenschaft. Indem sie die Beziehungen der ökonomischen Erscheinungen mit denen der Politik und den anderen Zweigen des socialen Lebens vermischten, gingen sie hierin sogar so weit, daß sie in ihre Wissenschaft das Studium aller socialen Erscheinungen aufnahmen.

Gleichwohl steht es fest, daß sie, wie dies aus der berühmten Discussion zwischen Dupont de Nemours und J. B. Say hervorgeht, das Wahre in ökonomischer Hinsicht von dem Gerechten und Guten in rechtlicher und moralischer Beziehung nicht trennten. Auf diese Weise ist es denn auch zu erklären, daß sie, obwohl Einer von ihnen, nämlich Gournay, der Urheber der bekannten Formel des „Gehen- und Geschehen-Lassens“ (*laissez faire, laissez passer*) ist,*) dennoch nicht gleich den Schülern Adam Smith's jede staatliche Einmischung in die wirtschaftlichen Zustände der Nation

*) Ueberdies war Gournay viel mehr ein eigenartiger Nationalökonom, als ein Schüler Duesnay's. In seiner Eigenschaft als Kaufmann beschäftigt er sich hauptsächlich mit der Freiheit des Handels; er ist eher das Haupt einer Schule, welche der Duesnay's befreundet ist, wie dies Dupont de Nemours, sein Zeitgenosse, so treffend nachgewiesen hat. — Was ferner an ihm im Geiste der Schule Duesnay's ist, ist die Forderung der Abschaffung der Meisterrechte, der Zunftämter, der Frohnden u. s. w. — mit einem Worte, die Abschaffung alles Dessen, was man fälschlich „die Freiheit der Arbeit“ genannt hat. Es ist jedoch klar, daß weder Duesnay noch Turgot, obgleich sie diese Fesseln, die Ueberbleibsel der Feudalherrschaft, sprengen wollten, dennoch nicht verlangten, daß der Staat auf die Organisation der öffentlichen Arbeiten, auf die Unterhaltung der Straßen zc. Verzicht leiste. Eifriger aber noch als Turgot und seine Anhänger auf eine gute staatliche Organisation der öffentlichen Arbeiten drängen, wollte Smith dieselbe einfach der Privat-Initiative, dem persönlichen Interesse überlassen wissen.

unterfangt wissen wollen. Dies erhellt klar und deutlich aus gewissen Maximen Duesnay's, in denen er sagt: „daß die souveräne Staatsgewalt (welche nach der Ansicht Duesnay's die Vertreterin der Nation ist) über allen der Gesellschaft angehörenden Einzelmenschen und über allen ungerechten Unternehmungen des Sonderinteresses steht; daß sie ferner durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel die ländliche Production ermunthigen, daß sie den zum Getreidebau dienenden Grund und Boden zu großen Pachtungen vereinigen soll,“ weil auf diese Weise die Ausgaben für Instandhaltung und Ausbesserung der Baulichkeiten viel geringer sind, und weil beim Großbetrieb die Kosten verhältnißmäßig bedeutend niedriger sind und der Reinertrag ein viel größerer ist, als beim Kleinbetrieb.)* Daß sie außerdem Absatzquellen ausfindig machen und den Transport durch die Ausbesserung und Anlage von Wegen, durch die Schifffahrt in Kanälen, auf Flüssen, Meeren u. s. w. erleichtern soll. Hieraus erzieht man, daß wir es hier mit Bestrebungen zu thun haben, die weit entfernt sind, von der Vulgärökonomie eines Bastiat oder eines Schulze-Deleisch, deren Vorstellung von dem Staat gewissermaßen eine Nachwächtervorstellung ist und sich im Keime schon bei Adam Smith befindet, der in Wirklichkeit der öffentlichen Verwaltung keine andere Aufgabe zuweist, als die, welche darin besteht, daß sie die Gesetze, sowie die Polizeigewalt möglichst genau handhaben und möglichst wenige Abgaben erheben soll.

3. Aus der Gegenüberstellung dieser Bestrebungen der Schüler Duesnay's einerseits und derjenigen der Schüler Smith's andererseits geht außerdem hervor, daß, während diese Letzteren im Allgemeinen der ökonomischen Wissenschaft keine andere Aufgabe als die Erzeugung und Anhäufung von Reichthümern zuzuwenden scheinen, die Physiokraten vor allen Dingen, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, „den Wohlstand und das Wohlergehen für alle Klassen der Bevölkerung“ anstreben. Auch findet man bei den meisten Physiokraten die beständige

*) Dies ist eine landwirtschaftliche Wahrheit, welche von einigen französischen Nationalökonomem aus der Schule Smith's verkannt wird, und welche die Nachteile des Kleingrundbesitzes, wie derselbe beispielsweise in Frankreich an der Tagesordnung ist, aufzeigt.

Fürsorge für das Loos Derer, welche sie in ihrer Ausdrucksweise „die letzten Klassen der Bevölkerung“ nennen (d. h. ohne Zweifel nur die letzten hinsichtlich der Theilnahme an den gesellschaftlichen Vortheilen), während bei den National-Ökonomen aus der Schule Smith's diese eifrige Beschäftigung mit dem Loose der Massen fast gänzlich verschwindet. Mehr als einmal haben die Physiokraten alle jene Leiden vorausgesehen, welche ein ungezügelter Industrialismus auf der ganzen Welt entfesseln sollte. Folgende Worte von Mercier de la Rivière: „Müht euch den Enthusiasmus, ihr blinden Bewunderer der trügerischen Erscheinungen der Industrie! Bevor ihr Mirakel schreit, öffnet eure Augen und sehet zu, wie arm oder doch mindestens in wie bedrängter Lage diese selben Arbeiter sind, welche die Kunst besitzen, 20 Sous (80 Pfennige) in einen Werth von 1000 Thalern zu verwandeln. Zu wessen Gunsten geht denn dieseervielfältigung und Anhäufung von Werthen vor sich? Wie, Diejenigen, durch deren Hände Arbeit sich dies Alles vollzieht, sie kennen keinerlei Wohlbehagen?! Ah! Hütet euch vor diesem Contraste!“ *) Sind sie nicht in Wirklichkeit eine Prophezeiung, diese Worte?

Der Contrast, vor dem man sich nach dem Rathe Mercier de la Rivière's hüten soll, schlief in sich das große gesellschaftliche Problem unserer Zeit, und was ferner die Erkenntniß betrifft, zu wessen Gunsten sich dieseervielfältigung und diese Anhäufung von Werthen vollzieht, die der Arbeit dieser armen Arbeiter, welche die Kunst verstehen, 20 Sous in einen Werth von 1000 Thalern umzuwandeln, ihre Entstehung verdanken, so wissen wir in jetziger Zeit, daß dies ausschließlich zum Vortheil der kapitalbesitzenden Klasse ausschlägt, und wir ziehen hieraus die Schlußfolgerung, daß sofern man will, diese Arbeiter sollen Bezaglichkeit kennen lernen, daß dann sich von nun ab zu ihrem Vortheil, und zwar zu ihrem ausschließlichen Vortheil „dieseervielfältigung und diese ungleichere Anhäufung von Werthen“ vollziehen muß.

*) Mercier de la Rivière, *Ordre naturel et commercial des sociétés politiques*, tome II., pag. 407.

4. Dieses Citat aus Mercier de la Rivière veranlaßt uns dazu, von dem vierten allgemeinen Grundsatze zu sprechen, den die Physiokraten aufgestellt haben, und der zugleich sowohl die Hauptquelle ihres Ruhmes wie auch die Ursache ihres Grundirrhums war: wir meinen nämlich ihre Vorliebe für den Ackerbau und ihren Haß gegen die Mißbräuche des Industrialismus und gegen die Finanzspeculationen, oder, um ihre eigenen Worte anzuführen, gegen „diesen Finanzhändler durch die Vermittlung von Werthpapieren, wobei der Disconto immer mehr und mehr den unfruchtbaren Geldebesitz steigert.“ *) Angelangt bei den verhängnisvollen Folgen, welche das Law'sche System für die Finanzwirtschaft nach sich zog, trieben sie, das ist wahr, ihr Princip auf die Spitze, indem sie die Erde als die alleinige Quelle der Reichthümer betrachteten und alle anderen Arbeiten außer den ländlichen als unproductiv ansahen.

Dieser erste Irrthum führte sie folgerichtig zu einem andern, welcher darin bestand, daß sie einzig und allein beim Ackerbau das Vorhandensein eines Reinertrags anerkannten, d. h. also das Vorhandensein einer Werthsumme, welche die Kosten der Production übersteigt. Aber selbst bei diesem zweifachen Irrthum zeigten sie sich als große und tiefe Denker. Denn, wenn auch der Ackerbau nicht allein nutzbringend und productiv ist, so ist es doch nicht minder wahr, daß die Producte der Landwirtschaft die nothwendigsten sind, und daß, ehe man daran denken sollte, die Luxuserguennisse zu vermehren, allen Menschen die Bodenerguennisse, mit anderen Worten der Lebensunterhalt gesichert sein müßte. **) Ferner, wenn auch die Physiokraten den Reinertrag nur bei der Landwirtschaft anerkannten, so gaben sie doch wenigstens zu, daß dieser Reinertrag ganz zur Bezahlung der Abgaben dienen müsse, d. h. zur Bestreitung der öffentlichen, im Interesse der Gesamtheit nothwendigen Ausgaben. Sie erkannten zwar das

*) Quesnay, *Maximes générales du gouvernement économique*.

**) Niemand hat diese Wahrheit klarer ausgesprochen als der berühmte russische Socialist Ughernschewsky in seiner Kritik der „Principles of political Economy“ von J. Stuart Mill.

individuelle Eigenthum an, jedoch nach der Anschauung, die sie von der Rolle hatten, welche der Besitz an Grund und Boden im Staate einnimmt, wurde der Eigenthümer gewissermaßen ein Beamter der Gesellschaft. Und ist diese Auffassung, den Besitz als eine gesellschaftliche Function zu betrachten, nicht reich an socialistischen Consequenzen, welche freilich die Physiokraten nicht aus derselben zogen, die aber die jetzigen Generationen sicherlich gezogen haben würden. Beginnt nicht in unserer Zeit, angesichts der Concentration aller Productionserzeugnisse, des Grund und Bodens und der Arbeitsinstrumente in den Händen einzelner Wenigen, eine ähnliche Vorstellung sich in den Köpfen Aller Bahn zu brechen? Fängt man nicht schon an, diese Wenigen ganz einfach als die Inhaber des der Gesamtnation gehörenden Grund und Bodens und des der Gesellschaft gehörenden Kapitals zu betrachten, d. h. als Leute, welche eine gesellschaftliche Function ausüben, und die daher in Wahrheit Beamte (Beauftragte) der Gesellschaft sind. Und wenn dieser Gedanke, der auch von Leuten getheilt wird, die man doch gewiß nicht zu den „schrecklichen“ Communisten und zu denen, die Alle bis auf's letzte Haar gleichmachen wollen, rechnen darf, wie beispielsweise Auguste Comte *) — wenn dieser Gedanke in den Geistern seinen Einzug hält und dort Wurzeln schlägt, ist es nicht klar, daß der dann bald dieser zweiten Anschauung Platz machen kann: „daß nämlich die Gesellschaft diese Beamten in den Ruhestand versetzen und selbst ihre Besitzthümer besorgen, selbst ihre Ländereien, ihre Bergwerke, ihre Fabriken, ihre Werkstätten, ihre Magazine und ihre Verkaufshallen verwalten und leiten kann?“

Wie macht man es im wirklichen Leben mit den Beamten, deren Amt abgelaufen, überflüssig oder gar schädlich geworden ist? Man versetzt sie in den Ruhestand, man giebt ihnen den Abschied mit oder ohne ihre Einwilligung; oder auch, wenn sie

ihren Dienst in einer solchen Weise verrichtet haben, daß man ihnen gegenüber Schonung walten lassen will, richtet man es so ein, daß ihr Amt nicht erblich wird (die Nichterblichkeit der Aemter ist ein Rechtsgrundsatz, der zu den Errungenschaften der Neuzeit gehört), und man unterläßt es dann einfach, nach ihrem Tode in ihre Stellen Nachfolger zu wählen.

Kehren wir jedoch zu unserem Thema zurück. Während die Physiokraten der blondhaarigen Ceres (Göttin der Erde) Altäre errichteten, scheinen die Schüler Smith's im Gegentheil den Ackerbau in die zweite Linie zurückzudrängen; die Fabrik-Industrie und der Handel (sowohl der Handel mit Bodenerzeugnissen als auch der mit Geld und Werthpapieren) werden die Hauptgegenstände der ökonomischen Bethätigung und der Kern, um den sich die Abhandlungen auf dem Gebiete der politischen Oekonomie drehen. Einige Schüler Smith's, und unter ihnen in erster Linie der berühmte Andrew Ure, treiben das System des fabrikartigen Betriebs gewissermaßen auf die Spitze. Unter ihren Händen wird die ökonomische Wissenschaft einfach zur Schilderung der gegenwärtigen Zustände und der augenblicklichen ökonomischen Lage, welche schon allein deshalb, weil sie existirt, als ewig und gesetzlich hingestellt wird; die politische Oekonomie scheidet sich von der Politik, von der Moral, von dem Rechte, sie bricht sogar mit der Geschichte und versöhnt sich nur mit der Religion, welche ja gleichfalls den Rechtsverlust des Menschen, die Unterordnung des Arbeiters und die Ewigkeit des Glends ausgesprochen hat. Hat Christus nicht gesagt: „Immer wird es Arme unter Euch geben?“ Und wenn er es nicht wirklich gesagt hat, so haben die Priester es ihn wenigstens sagen lassen.

Fassen wir nun in Kürze die Kennzeichen zusammen, welche diese unglückselige Manchesterschule von der physiokratischen Schule unterscheiden. Auch sie hat ihre Fundamentalgrundsätze, und zwar folgende: 1) Die Vorstellung, nach welcher der Reichtum nicht als ein Mittel, sondern als das Ziel selbst der politischen Oekonomie betrachtet wird; 2) die sogenannte „Freiheit des Handels und der Industrie“, das heißt die unumschränkte Concurrenz, der Kampf zwischen den Kapitalisten und Arbeitern, mit anderen

*) Auguste Comte, La Politique positive. In diesem Werke betrachtet Comte die Anhäufung des gesellschaftlichen Kapitals, die industrielle Leitung, das Besitzthum als gesellschaftliche Functionen, und stellt sich vor, daß die industrielle Organisation der Zukunft dies sein werde, und daß diese Organisation vereinbar sei mit der Lohnarbeit und dem Privateigenthum.

Armen keinen Platz an der Tafel des Lebensgenusses giebt, Malthus selbst hat einflüchtvolle Gesichtspunkte zu verschiedenen dunklen Fragen beigebracht. Seine Werke „Principles of political Economy“ und „Definitions in political Economy“ werden immer werthvolle Bücher bleiben; wir unseres Theils stellen sie weit über den berühmten „Versuch über das Bevölkerungsprincip“. Ja, noch mehr, man wird bald sehen, daß wir mit gewissen Beschränkungen die Definition von Reichthum, wie Malthus sie aufstellt, annehmen.

Dies über die directen und unmittelbaren Schüler Smith's. Inmitten ihres Unkrautes findet sich manches gute Weizenkorn, welches man auslesen können und bewahren muß.

Mit seinen Schülern in zweiter und dritter Linie, von Nassau Senior bis auf M. Molinari, der sich noch heute vermischt, die Menschheit in das Prokrustes-Bett seiner Anschauungen zu zwängen, die er von Smith entlehnt hat, mit diesen können wir uns hier nicht beschäftigen. Die Prüfung ihrer Ansichten würde uns zu weit führen. Wir werden jedoch sehen, daß dieser Letztere selbst ein neues ökonomisches Gesetz entdeckt zu haben angiebt (kein Höherer und kein Geringerer als ein neuer Newton): nämlich das Gesetz der Consumtion der Arbeitserzeugnisse. Und da wir Jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen beabsichtigen, wollen wir sogar sagen, daß Herr Molinari selbst kürzlich in einer russischen Abhandlung über „Die neue ökonomische Aufgabe der Trades-Unions“ Gedanken ausgesprochen, die fast einen Socialisten aus ihn machen — einen Socialisten wider Willen natürlich. Ein neuer Beweis dafür, daß es wenig Unkraut giebt, in dem man nicht ein gutes Körnchen finden könnte!

Uebrigens sah man ja gerade mitten aus der Schule Smith's zu Anfang dieses Jahrhunderts sich Leute erheben, um gegen die extremen Folgerungen, welche man aus der Lehre ihres Meisters ableitete, zu protestiren. Die meisten dieser Protestler und Andersgläubigen aus der Manchester-Schule suchen sich dem sinnlosen Wüthen des damals im Entstehen begriffenen Industrialismus dadurch entgegenzukommen, daß sie bis zu einem gewissen Grade die Einmischung der Staatsgewalt zulässig finden, um durch gewisse Einrichtungen, durch die

Abgaben, durch Verordnungen, durch Beschützung der Schwachen, durch Colonisation und ähnliche Mittel den immer zunehmenden Pauperismus abzuschwächen. In Frankreich sind dies: Sismondi, Adolphe Blanqui, Guerne de Pommeuse, Eug. Buret und später Dupont-White, Moreau-Christophe, Emile Laurent, Villiaumé u. s. w.; in England: Hopkins, William Thompson, Edmonds u. s. w. Aber diese wenigen widersprechenden Stimmen finden keinen Widerhall außerhalb des engen Kreises der Nationalökonomien.

Zur selben Zeit, von der ersten Hälfte des Jahrhunderts ab, treten auf die Socialisten: Saint-Simon, Fourier, Dezamy, Leste, Cabet, Pierre Leroux, Pecqueur, Villegarbelle, Vidal, Louis Blanc, Ott, Buchez, Proudhon in Frankreich, — Gobwin, Owen, Mac Nab, Bray u. s. w. in England, — Colins, L. De Potter, Gérard-Mathieu und Napoleon De Reyzer in Belgien, — Weitling, Marlo (Pseudonym des Professor Winkelblech), Fröbel, Michelet, Neff, Lüders u. s. w. in Deutschland. Sie sind es, welche der zur officiellen politischen Ökonomie erhobenen Wirthschaftslehre Smith's die tödtlichsten Streiche versetzen.

Außer diesen Nationalökonomien und Socialisten im eigentlichen Sinne des Wortes protestiren Philosophen und Geschichtsschreiber, Männer der Wissenschaft also, ihrerseits ebenfalls im Namen der Menschheit, im Namen der Philosophie, im Namen der Geschichte und im Namen der Wissenschaft gegen die Herrschaft des „Geschehenlassens“ (laissez faire), gegen die ökonomische Unordnung und gegen die Lehren der Schule, welche sich bemüht, das Princip des „Geschehenlassens“ und diese Unordnung zu rechtfertigen. Unter diesen Männern der Wissenschaft befinden sich: Lamennais, Jean Reynaud, Krause, Ahrens, Michelet (der französische Geschichtsschreiber) und Auguste Comte. Dieser donnerte 1839 mit nachstehenden Worten gegen die Lehren der damals modernen und anerkannten Schule los:

„Das allgemeine Streben der politischen Ökonomie (es handelt sich hier um die officielle politische Ökonomie) zielt heute wesentlich da hinaus ab, als allgemein gültiges Dogma die Nothwendigkeit, daß von keiner Seite eine regulirende Einmischung geschehe, hinzustellen. — — —

„Weil es ihr gelungen ist, in einzelnen speciellen Fällen von sehr untergeordneter Bedeutung den mehr oder minder unvollkommenen Nachweis zu führen, daß der menschlichen Gesellschaft ein natürliches Streben nach einer gewissen nothwendigen Ordnung innewohne, hat diese vorgebliche Wissenschaft sehr irrtümlich daraus die Folgerung abgeleitet, daß jede specielle Einrichtung, welche darauf abzielt, diese freiwillige Ordnung zu regeln, gänzlich überflüssig sei, anstatt in dieser Ordnung einzig und allein den ersten Schritt zur Verwirklichung einer solchen Organisation zu sehen. Dieser vergebliche und unvernünftige Umstand, daß man nur jenen Grad von Ordnung anerkennt, der sich von selbst geltend macht, ist, wie ja klar und deutlich erhellt, in der socialen Praxis gleichbedeutend mit einer Art feierlicher Abtätigungserklärung der Wissenschaft in Bezug auf jede etwas größere Schwierigkeit, welche die Entwicklung der Industrie hervorruft. . . . Dem gerechten und dringenden Verlangen nach Abhülfe, welches in Folge dieser Hauptlücke unserer socialen Ordnung so oft geltend gemacht wird, gegenüber, und anstatt hier die sehr günstige Gelegenheit wahrzunehmen, die wahre politische Wissenschaft zu betheiligen, können unsere Nationalökonomien nichts weiter, als immer und immer wieder in unerbittlichem Schulmeister tone ihren dürren und unfruchtbaren Lehrsatzen von der unumschränkten industriellen Freiheit wiederholen. Ohne zu bedenken, daß alle menschlichen Fragen, von einem gewissen praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet, nothwendigerweise auf einfache Fragen der Zeit hinauslaufen, wagen sie es, allen Klagen entgegenzuhalten, daß auf die Länge der Zeit die große Masse unserer Gattung und selbst die anfänglich übergrüthelten und beeinträchtigten Klassen schließlich nach Beendigung dieser vorübergehenden Verwirrungen einer reellen und bleibenden Verbesserung ihrer Lage theilhaftig werden. Trotz der unbestreitbaren Folgerichtigkeit dieser nothwendigen Folgerung kann man dies als eine wahrhaft lächerliche Antwort betrachten, welche jene vorgebliche Wissenschaft giebt, als eine Antwort, bei der man zu vergessen scheint, daß das Menschenleben weit davon entfernt ist, eine unbestimmte Dauer zu vertragen.“*)

*) Aug. Comte, Cours de Philosophie positive, Tome IV.

Nun kommt der Blitzschlag von 1848.

Dieses Mal ist die Protestation gegen die bestehenden Verhältnisse nicht nur in den Büchern der Denker zu finden, sondern sie ist da, sie ist lebendig, man sieht sie auf dem öffentlichen Platze, in der Straße, auf der Barrikade. Der Charaktismus in England, der Communismus in Deutschland und in der Schweiz, die verschiedenen socialistischen Schulen in Frankreich, in den Niederlanden und in Italien, sie alle werben ihre Anhänger nach Tausenden, nach Millionen. Und während das Volk socialistisch wird, bildet sich der Socialismus selbst nach und nach zur Wissenschaft aus.

Die Reaction, welche diesem stürmischen Anlauf von 1848 folgt, kann wohl einige Zeit lang den sichtbaren Fortgang der socialistischen Ideen unter den Massen hemmen; jedoch das ist eben nur eine Waffenruhe. Während das Volk, d. h. der handelnde Socialismus, allmählich seine Illusionen von der theilweisen Umgestaltung der Gesellschaft aufgibt, während es sich in Gesellschaften der verschiedensten Art, zu Zwecken des Studiums, zu Zwecken des ökonomischen Kampfes, zu Zwecken der Cooperation, der politischen Agitation u. organisirt, geben die socialistischen Theoretiker die Utopie auf und üben an ihrer Stelle eine Kritik an den ökonomischen Verhältnissen. Die Banque d'échange Proudhon's ist die letzte socialistische Utopie. Mit Marx, Engels, Robbertus, Lassalle, Tschernyschewsky nehmen die Theoretiker des Socialismus die officielle Dekonomie unter die Loupe ihrer Kritik. Mit diesen socialistischen Nationalökonomien geht das Bestreben der politischen Dekonomie und des Socialismus dahin, sich zu einer höheren Wissenschaft zu vereinen, welche wohl die politische Dekonomie ist, jedoch ohne die Lehrsätze von der Unveränderlichkeit der ökonomischen Gesetze und von der Nichtintervention, und welche wohl der Socialismus ist, jedoch ohne die Utopie, die Phantasmagorie und die Sentimentalität. Diese Wissenschaft macht sich an das Studium der gegenwärtigen Erscheinungen auf ökonomischem Gebiete, jedoch damit nicht zufrieden, sucht sie auch nach ihrem Zusammenhang mit den ökonomischen Erscheinungen der Vergangenheit und bemüht sich ferner, deren Zusammenhang mit den ökonomischen Zuständen der Zukunft zu entdecken. Mit

einem Worte, sie führt in die politische Ökonomie die historische Methode ein. Sie macht zum Gegenstand ihres Studiums sowohl die Entwicklung der Erscheinungen auf ökonomischem Gebiete, wie auch die Frage, bis zu welchem Grade der Mensch und besonders die gesellschaftlichen Vereinigungen auf den Gang dieser Entwicklung thätig einwirken können, sei es nun, um die Entwicklung zu hemmen, sei es, um sie zu fördern, sei es endlich — wenn dies möglich ist — um sie zu modificiren, und zwar in dem Sinne, welcher sowohl dem materiellen Wohlergehen, wie auch der physischen, intellectuellen, moralischen und ethischen Entwicklung Aller am meisten förderlich ist. Ihre Devise lautet: „Wissen, um vorauszu sehen, und voraussehen, um vor auszu sorgen“, ganz entsprechend dem alten englischen Sprüchwort: „Knowledge is power“ (Wissen ist Macht).

Neben den Meistern, von denen wir eben sprachen, tragen noch andere, weniger bekannte Forscher ihre Bausteine zu dem wissenschaftlichen Aufbau herbei.*)

Auch die Arbeiter selbst klären in ihren Fortbildungscirkeln und auf ihren Congressen die schwierigsten Gesellschaftsfragen auf. Der Arbeitslohn, die Strikes, die Arbeitszeit, der freie Handel und die Begünstigung, das Maschinenwesen, die Cooperation, der Kapitalprofit, die Bodenrente, die Abgaben, der Grund- und Bodenbesitz, die Vererbung — dies Alles sind Gegenstände, die in Arbeiter-Versammlungen und auf Arbeiter-Congressen mit einem geistigen Aufschwung und mit einem praktischen Verständniß erörtert

*) Man möge uns gestatten, aus der Zahl dieser Forscher einen Belgier zu nennen, Hector Denis aus Brüssel, dessen tief sinnige ökonomische Studien leider noch nicht im Druck erschienen sind. Die „Liberté“ in Brüssel hat jedoch einige sehr bemerkenswerthe Artikel aus der Feder dieses Schriftstellers veröffentlicht, unter ihnen vorzüglich eine Polemik gegen den „L'Economiste belge“. Rolinari's über die eigentlichen Grundlagen der politischen Ökonomie und über das ökonomische Recht; die „Philosophie positive“, eine zu Paris von Littré und Wyssenhoff herausgegebene Revue hat gleichfalls eine vorzügliche Serie von Artikeln, überschrieben: „Des tendances actuelles de la classe ouvrière“ (Ueber die gegenwärtigen Bestrebungen der Arbeiterklasse) veröffentlicht, welche ebenfalls aus der Feder Hector Denis' herrühren.

wurden, welche schon mehr als einmal das Erstaunen der Gelehrten und Professoren der politischen Ökonomie wachriefen. *)

Bald vollzog sich in verschiedenen Ländern ein Fortschritt in demselben Sinne bei den Professoren. Auch bei ihnen sind die Lehrsätze des Manchesterthums erschüttert, auch sie fangen an, die historische Methode anzuwenden, auch sie fangen an, eine ökonomische Kritik zu üben. Diese neue Weiterentwicklung beginnt in Deutschland zuerst ganz schwach und ganz schüchtern mit Roscher, Bruno Hildebrand, Knieß, Schmoller, Held, Brentano, Köhler u. s. w. Anderwärts tritt dieselbe in einer mehr oder weniger hervorstechenden Form auf; so in England mit Fawcett, Cliffe Leslie, W. L. Thornton, und in Italien mit Luzzati, Errera, Messedaglia, Gossa, Scialoja, Lampertico und mit jener ganzen Gruppe Derer, welche sich die realistische oder experimentalistische Schule nennen, und welche in offenem Widerspruch mit der dogmatischen und am Hergebrachten festhaltenden Schule Adam Smith's stehen, als deren

*) Nach dem Arbeitercongreß von Lausanne, erklärte Rolinari, welcher demselben beigewohnt hatte, daß er, wären ihre Anschauungen nicht communistische, gerne, in Anbetracht ihrer Kenntnisse auf ökonomischem Gebiete, mehreren Mitgliedern dieses Congresses ein Diplom für Nationalökonomien ausgestellt haben würde. Drei Jahre später, als zu Paris der berühmte Proceß gegen die Mitglieder der Internationale in Scene gesetzt wurde, verletzten zwei der Angeklagten, der Goldarbeiter Leo Frankel und der Buchbinder Eugène Varlin, Richter und Zuhörer durch ihre gebiegene nationalökonomische Bildung in Erstaunen. — In England war es ein Arbeiter, der Schneider Georges Cocarius, welcher John Stuart Mill siegreich widerlegte, indem er ebenfalls in Bezug auf die complicirtesten und schwierigsten Fragen social-ökonomischen Charakters ein seltenes Wissen an den Tag legte. In Holland hat ein anderer Arbeiter, gleichfalls ein Schneider, unser Freund Gerhardt, auf dem Gebiete der Sociologie in seinem vorzüglichen Werkchen „De Internationale en hare beoordeelaars“ (Die Internationale und ihre Beurtheiler) ebenfalls ein tiefes Wissen bekundet. Diese wenigen Namen mögen genügen, denn, wenn wir hier alle intelligenten und unterrichteten Proletarier, die Professoren und handwerksgelehrten Ökonomen unterricht ertheilen könnten, erwähnten wollten, müßten wir ein ganzes Buch und nicht eine einfache Fußnote schreiben.

Hauptrepräsentant in Italien Ferrara gelten kann. Diese Bewegung spitzt sich immer mehr zu durch das Auftreten Beesly's, Macdonnell's und Savage's in England; mit François Haec und Emile de Laveleye in Belgien; mit Béla-Weisz in Ungarn. Endlich kommen Leute wie Ab. Lange, Dühring, Schäffle, Scheel, Ab. Wagner, Petermann, Samter zc. in Deutschland; — John Stuart Mill in England*); — Feringa in Holland. Diese bekennen sich als Socialisten und sind es auch ganz entschieden. Und auf diese Weise nun, durch diese vorgeschrittensten Vertreter des Kathedersocialismus gelangt die historische und interventionistische Schule volens vel non volens dazu, Denjenigen die Hand zu bieten, welche gegenwärtig als die befugtesten Theoretiker des reinen und einfachen Socialismus gelten, wie z. B. (um nur die Deutschen zu nennen) Marx, Engels, Wiede, Stamm, Schramm, Most, Diezgen, Douai, Vollmar, Liebknecht zc.

Bei diesem Punkte angelangt, ist die ökonomische Wissenschaft augenscheinlich zurückgekehrt zu den Anschauungen der Physiokraten; sie geht sogar weit über die Letzteren hinaus, und dies zwar in dem Sinne, daß sie sich noch weiter von dem Princip des „laissez faire“, von dem Industrialismus, der ökonomischen Zufälligkeit und dem socialen Optimismus (der Lehre von der „besten der Welten“) entfernt, als dies die Physiokratie thut. Durch ihre humanitären Bestrebungen nimmt sie, jedoch in weniger mystischen und mehr positiven und realistischen Zügen, die Traditionen der großen Utopisten, wie Harrington, Thomas Morus, Mably, Morelli und Baboeuf, wieder

*) Es handelt sich hier um Stuart Mill, wie er sich uns in seiner „Autobiography“ darstellt, und nicht wie er sich in seinen „Principles of political economy“ gab. In diesem letztgenannten Werke, welches ein Jugendwerk von ihm ist, war Mill noch ein Schüler von Smith und Malthus, obwohl dieses Buch schon Seiten enthält, in denen sich eine gewisse Schwenkung zu dem Socialismus hin bemerklich macht. In seiner „Autobiography“ jedoch erklärte sich Mill als einen Socialisten, und er legt sogar ein collectivistisches Glaubensbekenntnis ab, indem er angedeutet, daß er eine Gesellschaftsordnung anstrebe, welche verwirklichen würde „a common ownership in the raw material of the globe, and an equal participation of all in the benefits of combined labour“.

auf; und durch diese Letzteren legt sie sich in Verbindung mit der Philosophie des 18. Jahrhunderts, d. h. Condorcet, Diderot, Volney, Helvetius zc. Die beiden Richtungen, welche aus dieser Philosophie und aus dem physiokratischen System hervorgegangen, und von denen die eine vertreten ist von Hume, Ferguson, James Stewart, Adam Smith, G. Garnier, Ricardo, James Mill, Malthus, J. B. Say, M. Chevalier, Rossi, Senior, Storch, Garnier Vaudrillart, Bastiat zc., während die andere repräsentirt wird durch die Namen von Condorcet, Burbin, Saint-Simon, sowie von allein utopistischen Socialisten dieses Jahrhunderts, ferner von Bray, Proudhon, Vidal, Robertus, Marx, Tschernyschewsky, Schäffle, Schramm zc. — diese beiden Richtungen, welche in der Mitte ihres Laufes einander so entgegengesetzt sind, und von denen die eine sich nur mit den Erscheinungen beschäftigt, die in der heutigen Gesellschaft mit Händen greifbar sind und klar zu Tage liegen, während die andere sich mit idealistischen Schwärmereien und mit dem Streben nach Gerechtigkeit befaßt, vereinigten sich endlich.

Die Wirthschaftslehre und die Gesellschaftslehre, die beiden feindlichen Brüder, vereinigen sich also auf dem Gebiete der Wissenschaft, d. h. einer gemeinsamen Wissenschaft, welcher man, um an ihren zwiefachen Ursprung, den ökonomischen und socialistischen, zu erinnern, keine bessere Benennung als Socialökonomie verleihen kann.

Nachdem wir diese kurze Abschweifung in das Gebiet der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft gemacht, und nachdem wir uns zuerst die verschiedenen Phasen in's Gedächtniß zurückgerufen haben, welche diese Wissenschaft durchlaufen hat, und nachdem wir ferner gesehen haben, welche Vorstellung sich die verschiedenen Schriftsteller und die verschiedenen aufeinander folgenden Schulen von dieser Wissenschaft gemacht haben, können wir nunmehr, ausgerüstet mit den nöthigen Vorkenntnissen, untersuchen, welches der Gegenstand der Socialökonomie, welches ihr Ziel und welches in Wahrheit die wissenschaftliche Vorstellung ist, die man sich über diesen Zweig der Sociologie zu bilden hat. Diese historische Abschweifung gehörte zwar nicht zu dem ursprünglichen Plan dieser Arbeit, wie wir denselben in unserer Einleitung (Heft 6 der „Zukunft“,

15. December 1877) vorgezeichnet haben; welche wir uns in dieser Serie von nichtsbetweniger aber haben wir sie für Studien und Untersuchungen über die nützlich gehalten behufs Klarlegung und Grundprincipien der ökonomischen Wissenschaft zu behandeln vorgefetzt haben. Beleuchtung der verschiedenen Punkte, (Fortsetzung folgt.)

Ein Brief von Robbertus-Jagetzow.

Der Einfluß, den die socialistische Kritik auf die wissenschaftliche National-Ökonomie ausgeübt hat und fortgesetzt noch ausübt, tritt von Tag zu Tag deutlicher hervor. Augenblicklich erhält der literarische Nachlaß von Robbertus die wissenschaftlichen Kreise in Spannung, da die Herausgeber dieses Nachlasses, Professor A. Wagner und Domänenpächter Schumacher-Zarchlin, mit dem Abdruck begonnen haben. Professor A. Wagner fordert dabei in der Tübinger Zeitschrift Diejenigen, welche interessante Briefe volkwirtschaftlichen Inhalts von Robbertus besitzen, im Interesse der Wissenschaft auf, dieselben zu veröffentlichen.

So mag denn auch das nachstehende Schreiben des bedeutenden Ökonomen hier eine Stelle finden; es zeigt, wie sehr Robbertus es verstand, wissenschaftliche Probleme in der knappen Briefform erschöpfend zu behandeln.

Berlin, den 19. Juni 1871.

Ihr gefl. Schreiben vom 15. geht mir hier in Berlin zu. Meine socialen Briefe sind nicht fortgesetzt. Zur Zeit der Herausgabe der erschienenen drei war das Publicum noch wenig für ein tieferes, national-ökonomisches Eingehen empfänglich. Was nicht in seinen ordinären Schachermachei-Gesichtskreis fiel, goutirte es nicht bloß nicht, sondern sah es sich gar nicht an. Deshalb unterließ ich die Fortsetzung und weitere Herausgabe. Der vierte Brief: „Das Kapital“, liegt seit 20 Jahren in der Reinschrift in meinem Pult. Heute, wo sich das

kapitalistische Nichtsalsfreihandels-System immer mehr in seiner Kläglichkeit herausstellt und in manchen Ländern das socialistische Feuer recht eigentlich auf den Nägeln zu brennen anfängt, ist die Empfänglichkeit für tiefere national-ökonomische Studien zwar größer (die national-ökonomische Unwissenheit ist noch ebenso groß), aber die Briefform ist für meine Fortsetzung veraltet, und ich muß Alles, was ich im 4., 5. und 6. Brief gesagt habe und gesagt haben würde, erst umgießen. Dies wird in einer Schrift: „Das Kapital“ geschehen. Vorläufig verhinderten mich andere Arbeiten daran, 1) Studien über die National-Ökonomie des Alterthums, die Sie in Hildebrandt's Jahrbüchern seit Anfang der 60er Jahre finden, die alle auf der in meinen drei Briefen ausgesprochenen Idee stehen; und 2) meine Arbeiten über das Rentenprincip, die die dort ausgesprochenen Ideen für den Grundbesitz schon praktisch verwerthen sollen. In der Schrift: „Das Kapital“ werde ich solche praktischen Resultate für Kapital und Arbeitslohn ziehen.

Den Brief, auf den sich Lassalle bezieht, habe ich nicht drucken lassen, sondern der damalige Leipziger Arbeiterverein, der mich in Sachen Lassalle contra Schulze um mein Gutachten anging. . . . Wenn Sie sagen, ich hätte mich darin für das Ricardo'sche Lohngesetz ausgesprochen, so ist das cum grano salis zu verstehen. Dies Gesetz wird vielfach im Munde geführt, ist aber in seiner ganzen Eigenthümlichkeit noch wenig bekannt, wie

denn auch die Meisten, die über Ricardo sprechen und schreiben, nie selbst einen Blick in sein Werk gethan haben. Dies Gesetz besteht nicht allein darin, daß der Lohn (natürlich im Großen und Ganzen und in statistischer Durchschnittsperiode) immer auf dem Maß des nothwendigen Unterhalts festgehalten wird (dies behaupten auch viele andere National-Ökonomen, die gar nicht zur Ricardo'schen Schule gehören), sondern hauptsächlich darin, daß, weil nach Ricardo die Unproductivität der Rohproduction immerfort zunimmt, die Lohngüter aber hauptsächlich aus Rohproductionsgütern bestehen, der Lohn, im nationalen Ganzen, obwohl er immer auf dem Maß des nothwendigen Unterhalts festgehalten bleibt, doch immerfort einen zunehmend größeren Theil des nationalen Arbeitsproductes repräsentirt. Ricardo formulirt dies so: Der reale Arbeitslohn bleibt heute (im freien Verkehr) immer derselbe; als verhältnißmäßiger Lohn gedacht, d. i. als Quote des Arbeitsproductes betrachtet, steigt er immerfort. In dieser letzteren Hälfte besteht gerade die Haupt-eigenthümlichkeit des Ricardo'schen Lohn-gesetzes, denn auf ihr gründet sich seine Grundrenten- und Kapitalgewinn-Theorie.

Ich für meine Person theile nun zwar die erste Hälfte des Ricardo'schen Lohn-gesetzes — daß nämlich im freien Verkehr der Lohn immer auf den nothwendigen Unterhalt festgehalten wird — bin aber ein entschiedener Gegner der letzteren; bin also weit eher ein Gegner als ein Anhänger des Ricardo'schen Lohn-gesetzes zu nennen. Ich behaupte nämlich die zunehmende Productivität auch der Rohproduction und habe dies gerade in meinem dritten socialen Brief zu beweisen gesucht; dabei wird natürlich auch die Grundrenten- und Kapitalgewinn-Theorie eine andere und obige Ricardo'sche Lohn-formel gestaltet sich, nach mir, vielmehr so: Der reale Arbeitslohn bleibt im

freien Verkehr immer derselbe; als verhältnißmäßiger Arbeitslohn gedacht, fällt er immerfort. Hieraus deducire ich die sociale Frage, ihrer Leiden und ihrer Lösung nach, was eben im 4., 5. und 6. Brief geschehen sollte; — zum Theil — für den Grundbesitz — in meiner Schrift: „Zur Erklärung und Abhülfe der heutigen Noth des Grundbesitzes“ geschehen ist; — zum Theil — für den Lohn — in der Schrift: „Das Kapital“ — geschehen wird.

Meine Lohnformel weicht von denen aller anderen National-Ökonomen ab, überrascht und weckt deshalb Widerspruch, besonders, weil sich das trügerische Medium des Metallgeldes dazwischen schiebt. Man will seinen Augen nicht trauen, daß der verhältnißmäßige Arbeitslohn (als Quote des Arbeitsproductes betrachtet) immer fallen soll, während doch der Geld-Arbeitslohn immerfort gestiegen ist. Wie das aber zugeht, erkläre ich ebenfalls in meinem 3. socialen Brief und vervollständige diese Erklärung in meiner Abhandlung: „Zur Frage des Sachwerths des Geldes im Alterthum“ in den Hildebrandt'schen Jahrbüchern 1870, Anmerkung 1.

— Ich freue mich jedes Mal, wenn ich auf einen Mann stoße, der ein tieferes Interesse für die National-Ökonomie zeigt, wie unsere journalistischen Commis und Colporteurs besitzen, und aus dieser Freude bitte ich die Ausführlichkeit dieses Briefes zu entschuldigen.

Robertus-Jagebow.

Die Leser werden bemerken, daß ich in dem Artikel über das Ricardo'sche Lohn-gesetz (Nr. 12 der „Zukunft“), dem in vorstehendem, an mich gerichteten Briefe von Robertus ausgesprochenen Gedankengang gefolgt bin; die Priorität der dort klargelegten Auffassung des Ricardo'schen Lohn-gesetzes gebührt demnach nicht mir, sondern Robertus. —m.

Zur wirtschaftlichen Krisis.

II.

Z—. Wie wenig Einsicht in die Ursachen der wirtschaftlichen Lage selbst in solchen Kreisen vorhanden ist, die durch ihre tägliche Beschäftigung mit den Verhältnissen des Handels- und Gewerbelebens vertraut sein sollten, zeigt recht deutlich das soeben erschienene Buch eines deutsch-englischen Fabrikanten.*) Dreißig Jahre kaufmännischer Thätigkeit haben diesem Herrn die Erkenntniß von den wahren Ursachen der Ueberproduction und den Mitteln zu deren Abhülfe so wenig verschaffen können, daß er z. Th. sogar die Arbeiterbewegung zur Mitschuldigen an dem schlechten Gang der Geschäfte gemacht. So sehr können eingewurzelte Vorurtheile und Klassenanschauungen den Weg zur richtigen Einsicht versperren.

Daß die wirtschaftliche Krisis ihre Ursache in dem Zurückbleiben der Consumption hinter der Production findet, ist heutzutage so deutlich, daß es Niemand übersehen kann. Es wird von Löhnis ausdrücklich anerkannt.**) In der Erklärung der wahren Ursachen jenes Mißverhältnisses ist derselbe jedoch, wie gesagt, vollständig auf falscher Fährte. „Die Erleichterung des Credits“, meint er, „führt zur Ueberproduction.“ Das ist das Urtheil von Jemanden, der nur die Oberfläche der Dinge betrachtet. Durch leichte Gewährung von Credit wird natürlich die Production angeregt und in die Höhe getrieben, — aber dies ist keine Antwort auf die Frage, woher es kommt, daß die Consumption mit der vergrößerten Production nicht Schritt hält, so daß sie von letzterer überholt wird. Der leichte Credit setzt die Unternehmer, die nicht eigenes ausreichendes Kapital haben, in den Stand, produciren zu lassen, auch wenn der Absatz mangelt; aber warum wird nicht ebenso rasch ab-

gesetzt wie producirt? Deshalb, weil, wie im ersten Artikel ausgeführt, diejenigen Leute, welche consumiren könnten, es nicht thun, und die es möchten, nicht können. Die Anarchie in unserem Wirtschaftsleben, welche Jeden nach Willkür produciren läßt, was und soviel er mag, kann zwar veranlassen, daß die Production in falsche Richtungen gelenkt wird, und daß man nicht aufhört zu produciren, wenn die Consumption befriedigt ist, aber sie ist vollkommen unschuldig daran, daß dieser Zeitpunkt eintritt. — Wie falsch es ist, den erleichterten Credit zum Urheber der Ueberproduction zu machen, geht noch klarer hervor, wenn man in's Auge faßt, daß letztere durchaus nicht von demselben abhängig ist. Auch in Zeiten, wo der Credit beschränkt ist, ist die Ueberproduction im Gange, wenn nicht als Erzeugerin eines Ueberflusses von Waaren, so doch von Arbeitskräften. — Die „Gründer“ für die Ueberproduction verantwortlich zu machen, wäre also ganz falsch; wenigstens sind sie an derselben nicht schuld als Gründer neuer industrieller u. Unternehmungen, sondern nur als Leute, welche ihr Einkommen vergrößern wollen, ohne ihre Ausgaben gleichmäßig wachsen zu lassen. In dieser Hinsicht sind aber alle Leute, die das zu thun sich angelegen sein lassen, ihre Mitschuldigen.

Wenn also auch im Allgemeinen der Credit nicht für die Ueberproduction, die Ursache der Störungen im Wirtschaftsleben verantwortlich gemacht werden darf, so wirkt er doch in verschiedener Weise auf dieselbe ein. Einestheils bewirkt er, daß in sogenannten guten Zeiten fast ein Jeder, im Vertrauen, daß dieselben kein Ende haben werden, mehr für seine Bedürfnisse ausgiebt, also eigentlich consumtiv verwendet, als er thun würde, wenn er den Verlauf des wirtschaftlichen Ganges deutlich vorhersehen könnte; in schlechten Zeiten bewirkt der Mangel an Vertrauen das Geßentheil; in diesen Hinsichten haben demnach die

*) S. Löhnis, Der Marasmus in Handel und Industrie 1877. (Strasburg, Trübner, 1878. 240 S. und 53 S. Anhang.)

**) S. 151.

Creditverhältnisse einen hemmenden oder fördernden Einfluß auf die Ueberproduction; andernteils sind sie es hauptsächlich, welche verursachen, daß wir nicht fortwährend ungefähr gleichmäßig „schlechte Zeiten“ haben, sondern daß sehr gute und sehr schlechte in mehr oder minder regelmäßigen Perioden mit einander abwechseln. Die Ueberproduction selbst ist so sehr bedeutenden Schwankungen, wie die Krisen sie darstellen, nicht unterworfen, d. h. die Summe derjenigen Güter, welche jährlich auf der Erde über die wirkliche Consumtion producirt werden (respective der müßigen Arbeitskräfte) bleibt längere Zeiträume hindurch ziemlich gleich oder wächst und vermindert sich allmählich. Kriege und sonstige Ereignisse, welche große Kapitalien zerstören und so der Ueberproduction entgegenwirken, oder neue Erfindungen von großer Tragweite, die, wenn sie mehr neue Bedürfnisse anregen, als sie Arbeitskräfte überflüssig machen, ebenfalls die Consumtion fördern — Gleiches gilt von neuen geographischen Entdeckungen, der Ausschließung von Ländergebieten —, alle derartigen Vorkommnisse üben natürlich ihren Einfluß auf die Größe der Ueberproduction aus, an der Periodicität der Krisen sind sie jedoch weniger betheiligt; dieselbe ist vielmehr hauptsächlich Folge der Creditverhältnisse. Allerdings sind letztere wiederum stark beeinflusst durch die politischen Ausichten zc. — Es bewirkt nämlich der Credit durch seine Ueberfülle oder seinen Mangel, daß einmal die zuviel producirtten Güter in Gestalt von neuen Anlagen stehenden Kapitals erscheinen, als Fabriken, Maschinen, Eisenbahnen, Häuser u. s. w., die sich später nicht rentiren werden, das andere Mal in der Form von Waaren und unbeschäftigten Arbeitskräften. Während der ersteren Periode herrscht wirthschaftlicher Aufschwung, während der letzteren Depression. —

Wir haben in Nr. 12 die Ansichten eines belgischen Nationalökonomens darüber gehört, warum die gegenwärtige Krisis länger dauert und schwerer ist als frühere; wir wollen nun auch die Gründe hören, die Herr Löhnis hierfür anführt — wobei allerdings immer im Auge behalten werden muß, daß die tieferen Gründe der Krisis, die Ursachen der Ueberproduction von beiden übersehen werden; daß beide eigentlich nur fragen, welche Umstände die

diesmalige Periode der „schlechten Zeit“ verlängern, ohne sich darüber wirkliche Rechenschaft zu geben, warum wir nicht immer gute Zeiten haben können.

„Der regeren Betheiligung des flüssigen Kapitals an neuen umfangreichen Unternehmungen stehen, ganz abgesehen von dem seit einem Jahre störenden Einfluß der politischen Verhältnisse, verschiedene Hindernisse entgegen. Flüssiges Kapital ist vor allen Dingen fürchtam, und jede Ungewißheit, jeder berechtigte Zweifel in die Fortdauer bestehender Verhältnisse, oder bezüglich der Richtung, in welcher ihre voraussichtliche Umgestaltung voranschreiten werde, wirken zurückhaltend. Derartige Zweifel wurden aber während der letzten Jahre wiederholt angeregt, und darunter beschäftigen auch heute noch folgende vier Fragen lebhaft die Geschäftswelt: 1) die Silberfrage und die damit verbundenen Discussionen über einfache oder doppelte Währung; 2) die in Aussicht genommene Wiederaufnahme der Baarzahlungen in Frankreich am 1. Januar 1878, in den Ver. Staaten am 1. Januar 1879; 3) das moderne System der Handelsverträge und der Streit zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern; 4) die täglich mehr in den Vordergrund tretende Arbeiterfrage.“ (S. 162.)

Wir wollen hier auf das störende Element, welches die Währungsfragen in den Handel gebracht haben, nicht näher eingehen, können auch die Schutzoll-Angelegenheit einer späteren Auseinandersetzung um so mehr vorbehalten, als Herr Löhnis sich nicht den Zweck setzt, „Argumente für oder gegen den Freihandel aufzuzählen und gegen einander abzuwägen“, sondern nur den Nachweis führen will, „daß die Agitation in dieser Zollfrage und die Art der Behandlung namentlich bei den Vorarbeiten zum Abschluß der modischen Handelsverträge, die Wiederbelebung des Geschäftes hemmt und wesentlich die Verlängerung des Marasmus befördert.“ Bis zu gewissem Grade wird man hier dem Verfasser zustimmen können. — Bleibt noch als vierter der von Löhnis angeregten Punkte die Arbeiterfrage. Ueber das Wesen derselben sind wir aber in neuerer Zeit selten so beschränkten, „ganz unqualificirbaren“ (um ein im Reichstag von antisocialdemokratischer Seite gefallenes Wort zu gebrauchen) Anschauungen begegnet, wie in

dem vorliegenden Buche. Herr Löhnis muß sich in London sehr wenig um die socialdemokratische Literatur gekümmert haben, er könnte sonst gewiß nicht den Socialisten unterschieben, sie bekämpften das Kapital (S. 90—91), während doch selbstverständlich nur das Privatkapital angegriffen wird; oder sie wollten Gütergemeinschaft einführen und dem Einen für zwei Stunden schlechter Arbeit denselben Lohn gewähren, wie dem Anderen für vier Stunden guter Arbeit (S. 111) — während man nicht daran denkt, das Privateigenthum an den Gebrauchsgegenständen aufzuheben, und ebenso wenig, der Faulheit eine Prämie zu sichern. Den Arbeitern giebt er zur Verbesserung ihrer Lage malthusianische Lehren und das „Recht auf Arbeit“ erklärt er für eines der tönenden, aber gehaltlosen socialistischen Schlagwörter (S. 123), denn, meint er, „ein solches Recht würde doch nur daraus hinauslaufen, eine Arbeit, für die kein Begehrt besteht, mit Hilfe des Staates Anderen aufzudrängen.“ Herr Löhnis bedenkt wieder nicht, daß ein solches „Aufdrängen“ nur stattfinden würde, wenn die Arbeiter vom Staat ebenso schlecht bezahlt würden, wie von den Privatunternehmern, wenn der Staat das den Arbeitern zugewiesene Kapital verzinst haben wollte. Wenn aber der Staat den Arbeitern den vollen Werth der von denselben erzeugten Waaren (nach Abzug der Kosten für Rohmaterial zc., Abnutzung der Maschinen u. s. w., und Verwaltung) im Lohn bezahlen wollte, so könnten sie diesen letzteren zum Ankauf einer gleichwerthigen Waarenmenge verwenden. Es bliebe somit bei einer richtigen Leitung von den Waaren gar nichts übrig; die Nachfrage wäre genau so groß wie das Angebot. Natürlich soll hiermit eine derartige Staatshilfe, welche einzelne Arbeiter bevorzugen müßte, nicht als das wünschenswerthe Mittel betrachtet werden, den Krisen ein Ende zu machen: das socialdemokratische Programm enthält viel bessere Fingerzeige in dieser Hinsicht; es sollte nur das Falsche in der Motivirung des Herrn Löhnis in's Licht gestellt werden. — Inwiefern übrigens die Arbeiterfrage den Marasmus verlängert haben könnte, ist weder aus Löhnis' Buche noch sonstwie ersichtlich. Die Lohnforderungen der Arbeiter als Mitursache der Krisen hinstellen zu wollen, wäre mehr als

lächerlich. Sofern sie nur in allen Gewerben und international auftreten, wirken die Forderungen der Arbeiterparteien, wenn sie durchgesetzt werden, der Ueberproduction und damit den Krisen, ja gerade entgegen! Höhere Löhne schaffen neue Nachfrage nach Gütern, und eine stark progressive Einkommensteuer, wie sie das socialistische Programm verlangt, verhindert das bis zu einem gewissen Punkt der Ueberproduction so günstige Sparen der besitzenden Klassen. Wessen Gesichtskreis eben von den Nebeln des Vorurtheils erfüllt ist, der vermag die aufgehende Sonne nicht zu sehen. So geht es Löhnis, wenn er gegen den Schluß des Buches sagt: „So zeigt sich überall eine große Zerfetzung, allseitige Auflösung, Vorbereitungen zu einem großartigen Zusammensturz unhaltbarer Verhältnisse — nur Eins fehlt: eine neue, Alles belebende Idee, in der Art, wie vor dem Untergang des römischen Reiches eine neue Idee die gebildete Welt durchdrang und die Massen lebhaft bewegte.“ Muß man nicht mit Blindheit geschlagen sein, wenn man nicht merkt, daß die neue, die Massen bewegende und begeisternde und Rettung aus den gegenwärtigen unhaltbaren Zuständen gewährleistende Idee die des Socialismus ist?

In vieler Beziehung ähnlich wie der vorstehend kritisirte englische Fabrikant läßt sich der „Economist“ in seinem „geschichtlichen Rückblick auf den Handelsverkehr von 1877“ *) aus. Er constatirt das Mißverhältniß von Production und Consumption und giebt zur Erklärung dieselben, das Wesen der Sache nicht treffenden Gründe an, wie Laveleye und Löhnis. Die Verminderung der Consumption in England führt er auf vier Ursachen zurück: die großen Verluste der Inhaber von Anleihen von fremden Staaten, Eisenbahnen und Gesellschaften; die Verluste der Leute, welche in England selbst ihr Geld in Minen, Industrie-Gesellschaften u. dgl. angelegt hatten; Verluste, die im Handel erlitten wurden; Verluste, welche durch die Erhaltung von Zehntausenden beschäftigungsloser Arbeiter entstanden. — Die ersten drei Ursachen

*) Commercial History and Review of 1877. Supplement to the Economist, March 9, 1878. 72 S.

sind klar, und es kann ohne Weiteres zugegeben werden, daß die Verluste der wohlhabenden Leute, welche dieselben durch die Krisis erlitten, dieselben zu Einschränkungen in ihrem Verbrauch veranlaßt haben**): freilich ist das keine Erklärung für die Krisis, sondern nur für deren Vergrößerung. — Was sollen aber die durch die Erhaltung von arbeitslosen Arbeitern gekommenen Verluste bedeuten? Der „Economist“ drückt sich hier so unklar aus, daß man meinen könnte, die Fabrikanten seien weniger consumtionsfähig geworden, weil sie große Mengen von Arbeitslosen hätten erhalten müssen. Dies war jedoch sicherlich nur in sehr geringem Maße der Fall. Die Arbeitslosigkeit hat freilich zur Verringerung der Consumtionsfähigkeit des Landes bedeutend beigetragen: weil eben diese wider Willen müßigen Menschenmassen, wenn sie ihre Ersparnisse aufzehren und hungern, noch viel weniger Ausgaben machen wie sonst.

Anstatt nun eine Erhöhung des Lohnes der arbeitenden Klassen vorzuschlagen, schreibt der „Economist“ den Strikes einen Hauptantheil an der schwierigen Lage zu und argumentirt wie folgt: „Aber es existirt noch ein anderes, seiner Natur nach durchgreifenderes und in keiner Hinsicht nur auf unser Land beschränktes Uebel — wir meinen den verminderten Werth der Löhne — d. h. die abnehmende Quantität und Qualität der Arbeit, welche die Unternehmer für Löhne erhalten, die höher sind als die vor 8 oder 10 Jahre bezahlten. Dies ist eine Ursache der Vertheuerung der Production und verzögerter Accumulation der furchtbarsten Art — es neutralisirt sogar den Gewinn, welcher der Allgemeinheit durch das Wachstum der Geschicklichkeit und den Fortschritt der mechanischen Erfindungen erwächst. Die Wirkung dieses Umstandes auf ein ganzes Land — soweit sie nicht durch den Fortschritt in den Erfindungen oder anderweitig genügend compensirt wird — ist gerade so verheerend wie es eine thatsächliche Verminderung der Tageslichtstunden oder eine Verschlechterung des Klimas sein würde. Nach einer gewissen, und zwar

*) Die groß oder gering diese Einschränkungen gewesen, läßt sich nicht genau angeben. Die Consumtion von Wein u. dgl. war allerdings in England etwas eingeschränkt.

nicht sehr langen Zeit, würden die arbeitenden Klassen selbst am schwersten und hoffnungslosesten durch eine derartige Einschränkung der Wirksamkeit der Arbeit und des Fortschritts leiden.“ Wenn in diesen Ausführungen nicht Wahres und Falsches gemischt wäre, so berechtigten dieselben zu dem Schlusse, daß es den Arbeitern eines Landes desto besser ginge, je schlechter sie im Verhältniß zu ihren Leistungen bezahlt würden. Leider steckt in dieser Sage, so lange der heutige wirthschaftliche Concurrenzkampf der Länder und Individuen dauert, ein Körnchen Wahrheit. Je billiger den einzelnen Fabrikanten oder den Arbeitgebern eines Landes die Arbeit zu stehen kommt, desto länger werden sie ihre Concurrenten unterbieten, vom Markt verdrängen und dem Unheil der Ueberproduction trogen können, desto länger werden also die Arbeiter des betreffenden Landes Beschäftigung finden. Viel rationeller ist jedoch die Frage gelöst, wenn der Ueberproduction durch Lohnerhöhung der Arbeiter entgegen gewirkt wird. Wenn man hingegen einwendet, eine solche sei nur durch internationale Verträge oder Schutzzölle u. dgl. praktisch durchzuführen, soll sie nicht zum Ruin der Industrie des betreffenden Landes treiben, so erwidern wir — eine eingehendere Prüfung der Frage selbst uns vorbehaltend — daß ein ähnlicher Einwand ja auch dem „Economist“ und seinen Vertheidigern gegenüber gemacht werden muß: England hätte doch nur dann von den billigen Löhnen Vortheil, wenn andere Länder verhältnißmäßig höhere beibehielten, was England durch den Einfluß seiner Macht auf andere Staaten gewiß nicht durchsetzen könnte; während eine gemeinsame internationale Fabrikgesetzgebung, mit Verbot billiger Arbeit und Einführung internationaler Normalarbeitstage, wenn die Regeln nicht schablonenhaft gemacht, sondern den Verhältnissen der Länder angepaßt sind, eine wohl durchführbare Idee ist.

Anderere Mittel zur Verbesserung der Lage, als das zweischneidige der billigen Arbeit, führt der „Economist“, das erste Handelsblatt der Welt, nicht an: er befindet sich in derselben Rathlosigkeit wie fast alle anderen Schriften, welche über die gegenwärtige Krisis geschrieben sind und von denen wir in unserem nächsten Artikel noch einige einer kurzen Kritik unterziehen wollen.

Recensionen.

Ludwig Bamberger, Deutschland und der Socialismus. (Deutsche Rundschau, Februar- und März-Heft.)

Der in dem Februar- und März-Heft der Deutschen Rundschau erschienene Artikel: „Deutschland und der Socialismus“ von Ludwig Bamberger ist geradezu ein Muster-Exempel jener Art von Polemik, die in dem Wahn befangen ist, durch eine fortlaufende Mosaik leidenschaftlicher Phrasen sich selbst über die vollständige Unfähigkeit zu einer sachlichen Widerlegung hinweggeholfen zu haben, — und der Hoffnung lebt, durch ihr hohles Pathos auch viele Andere in dieselbe grobe Täuschung hineinziehen zu können. Bamberger ist offen und dreist genug, die Bekämpfung des Socialismus mit der Behauptung zu beginnen, es sei geboten, bei derselben von einer Kritik der Persönlichkeiten der socialistischen Parteiführer auszugehen. Für diese genügt es ihm aber, zwei Stellen aus wiederum nur zwei Schriften über Lassalle und Marx anzuführen, in denen Auslassungen über ganz unbedeutende Neußerlichkeiten enthalten sind. Bamberger weiß es doch, daß es noch eine Menge anderer Schriften giebt, die über jene Männer geschrieben sind, und darunter viel bedeutendere, als die von ihm angeführten. Er durfte sich nicht die Mühe verbrießen lassen, auch diese Zeugen abzuhören und der Art nach geeignete wie an Zahl genügende Thatfachen von dort her anzuführen, in denen sich der Charakter der socialistischen Parteiführer documentirt hat. Einen weiteren Beweis von der Unfähigkeit zur Lösung seiner Aufgabe giebt Bamberger dadurch, daß er allein in der Hälfte seiner Abhandlung, die sich zudem nur ihrem kleineren Theile nach mit der directen Bekämpfung der Socialisten beschäftigt, sich gemüßigt findet, diese seine Gegner mit folgenden Namen zu bezeichnen: „Schwefelbände, Abenteuerer, böse Buben, Schnellläufer der Dialektik, Narren, Heckenreiter, Buschklepper, Bandenführer.“ Daß der Ver-

fasser sachlich nichts gegen den Socialismus in's Feld zu führen vermag, wird man aus folgendem, an hervorragender Stelle stehenden Satze erkennen: „Die gegenwärtige Betrachtung geht von der Voraussetzung aus, daß die socialistische Weltanschauung auf Unsinn beruht.“ Man bemerke, daß dieses Urtheil als „Voraussetzung“ bezeichnet ist, was durchaus richtig ist: denn nach irgend einem Beweise für dasselbe würde man vergeblich suchen.

Doch es ist nicht die directe Bekämpfung der Socialisten, was Bamberger in dieser Abhandlung sich zum Ziele genommen, vielmehr ist es, wie er selbst sagt, für ihn hier recht eigens die Aufgabe, zu zeigen, daß ein großer Theil des deutschen Bürgerthums der socialistischen Bewegung gegenüber ein theils ihr helfendes, theils ihr apathisch zusehendes Verhalten beobachtet. Es ist gut, daß zum Bürgerthum die Erklärung hinzugefügt wird: „das Wort im weitesten Sinne genommen.“ Denn in der ganzen folgenden Ausführung jenes Satzes wird gerade von allen anderen Klassen außer und im Unterschiede von dem Bürgerthum in der engeren Bedeutung, der Bourgeoisie, gehandelt. Ueber das Wesen der letzteren, als deren berufener Vertreter Bamberger hier auftritt, findet man wiederum auch nicht eine klare und bestimmte Neußerung. Man bemerke, daß hier wieder eine Hauptstütze der Beweisführung vollständig im Dunkeln gelassen wird. Hieran schließt sich dann das dritte Beispiel davon, wie Bamberger es dem Leser zumuthet, gerade die wichtigsten Wahrheiten, von denen er selbst ausgeht, ohne Weiteres als „Voraussetzungen“ hinzunehmen oder mit dem gleichen Leichtsinne, wie der Verfasser, über dieselben hinwegzugehen. Es wird S. 239 gesagt: „Ob es für die Welt überhaupt ein Glück war, daß die französische Revolution (es handelt sich um die von 1789) sich gerade in der Weise, wie es geschah, vollzog, mag dahingestellt bleiben“, dann hinzufügt, daß die selbstständig

denkenden Franzosen es für ein Unglück halten, schließlich aber nochmals wiederholt, dem möge sein, wie ihm wolle. Auf diese Art glaubt Bamberger die unwiderleglichen Einwürfe gegen seine Ansicht, die nicht etwa nur aus der Analogie jenes großen geschichtlichen Ereignisses abzuleiten, sondern in diesem selbst enthalten sind, sich aus dem Wege geräumt zu haben.

Ueber jenes Verhalten des Bürgerthums gegenüber dem Socialismus wird in der weitläufigen Auseinandersetzung sachlich wieder wenig beigebracht, nur in immer neuen Wendungen derselben pathetischen Redeweise die Thatsache bezeugt, und hiervon seien folgende Beispiele angeführt: Innerhalb des Bürgerthums selbst thun unfreiwillig Verbündete, durch Stand und Zahl doppelt bedeutsam, die meiste Arbeit für die Socialisten. Unter Beamten in den höchsten Stellungen, unter Gelehrten von großem Ansehen (später wird beispielsweise ein „Akademiker“ angeführt), unter Meistern der Industrie und von da durch alle Grade der Gesellschaft und Bildung findet sich das Treiben wieder, welches an dem Aufzetteln der ganzen gefestigten Ordnung des Lebens geschäftig mithilft. Ganze Gruppen aristokratischer, gelehrter, religiöser Richtung, welche sich den Krieg gegen das Bürgerthum zur Aufgabe machen, giebt es nur in Deutschland. Die Gefahr für Deutschland besteht darin, daß der Klassenkampf von allen Seiten genährt und angefacht wird, von oben und von neben so gut wie von unten. Friedlich, als mit einer staatlichen Partei, von Macht zu Macht, ist noch nirgends mit dem Socialismus verhandelt worden, als in Deutschland.

Äußerungen, die ihren Ursprung aus leidenschaftlicher Aufregung überall deutlich verrathen, können nun zwar durchaus nicht als glaubhafte Zeugnisse behandelt werden, auch wenn wir erwägen, daß sie nur mit Widerstreben kundgegeben werden: wir werden kaum mehr aus ihnen zu folgern berechtigt sein, als daß die Ursache der Alteration doch in irgend einem Maße vorhanden sein, da sein müsse. Vielleicht verhilft uns Bamberger selbst noch zu einem sichereren Schlusse.

Er offenbart uns nämlich von jenem Verhalten des Bürgerthums gegenüber dem Socialismus, daß dasselbe sich dabei in dunkler Bewußtlosigkeit befinde, daß

auch bei den Regierenden dasselbe Dunkel zu finden sei, ja bei Besprechung einer Reichstagsscene, in der es sich um den Socialismus handelte, wird gesagt: es hätte sich da gezeigt, „daß vor den Augen der Regierung die Welt mit Brettern zugemagelt war.“ Es wird dann weiter zu derselben Sache gesagt: „Alle, Alle leben in blühender Ignoranz.“ Vom Reichskanzler wird zwar zugestanden, er habe „etwas mehr Bitterung“, aber gleich hinzugefügt: das habe man nur einem „Zufalle“ zu verdanken, und man sei dessen nicht sicher, daß die socialistische Partei im Reichstage von Bismarck nicht „vielleicht“ gelegentlich als Helferin benützt werden sollte.

Es sei an diesen Anführungen, deren Zahl sich verdoppeln ließe, genug; sie sollen uns zu dem oben angedeuteten Schlusse verhelfen. Wo ein einzelner Mensch, von immerhin doch nur geringer Bedeutung, sich einem großen, mächtigen Ganzen, wie es dasteht vom Haupt bis zu allen Gliedern hin, in der Art, wie Bamberger es hier thut, entgegenstemmt, da sehen wir uns in der Lage, auf jenen Geisteszustand schließen zu müssen, der uns nöthigt, Urtheile, die unter seinem Walten gefällt und ausgesprochen sind, geradezu umzusehen, wenn wir sie richtigstellen wollen. Und so werden wir aus diesem Theil der Abhandlung mit einiger Zuversicht folgern dürfen, daß es überall in den gebildeten Ständen Deutschlands Männer giebt, welche, den Antrieben der Vernunft und der Sittlichkeit folgend, sich anschicken, den Socialismus zu begreifen und ihm förderlich zu sein: dies aber darum, weil wir gefunden haben, daß Bamberger selbst bei seiner hier besprochenen Leistung vollständig unter der Herrschaft des Fanatismus gestanden hat.

Der Vollständigkeit wegen sei auch noch angeführt, was uns an geschichtlichen Aufklärungen über das Bürgerthum im engsten Sinne des Wortes in der Abhandlung geboten wird: wir werden ja Den nicht als Propheten zu fürchten haben, der uns seine vollständige Unfähigkeit zur Beurtheilung der historischen Vergangenheit wie der Gegenwart so deutlich gezeigt hat. Wir lesen also da: das Bürgerthum ist noch nicht einmal da; es soll erst noch werden. Noch fehle ihm die starke materielle Unterlage. Es muß erst ein Bürgerthum sich groß ziehen. Der Wahn, daß das Bürgerthum sich

überlebt habe, ist nur der Schwindel auf seinem höchsten Gipfel. Das Ziel der geschichtlichen Bewegung ist, daß alle anderen Klassen vom Bürgerthum (immer im engeren Sinne des Wortes) „aufgefogen“ werden sollen. Die Klasse, welche von dem Socialismus vertreten wird, das Proletariat, den Arbeiterstand, hat er hier vergessen, von dessen Zukunft sagt er uns nichts. Im Herzen des Bourgeois steht für diese ein flammendes: non licet esse vos! —

S. 305 bis 408 des März = Artikels giebt Bamberger über die Fortschritte des deutschen Socialismus im Reichstage und in der Presse bei uns, wie über seine Ausbreitung bei anderen Völkern Notizen, die er aus der Tagesliteratur gesammelt hat, wie er selbst von einem Theile derselben gefeßt, daß er das Beste den „Protocollen der Socialisten-Congresse“ entnommen habe. Wir können über das dort Gesagte, als sonst schon bekannt, hinweggehen. Das meiste Gewicht fällt auf den, auch dem Umfange nach größten Theil des Artikels, in welchem der Verfasser von S. 408 bis 427 nachgewiesen zu haben meint, daß die Wissenschaft und der Staat, beide dabei vollständig irregehend, den Socialismus theils durch ihr Entgegenkommen geradezu fördern, theils in ganz unzureichender Weise bekämpfen. Hier ist nun zunächst über die Form der Darstellung zu sagen, daß Bamberger sich's erlaubt, über die ernstesten Dinge, über Kirche, Staat, Wissenschaft und Sittlichkeit meistens mit salzlosem Spott zu reden, der bald durch die Frivolität des Tons, bald durch seine scurrilen Redewendungen jedes gesunde Gefühl anwidern muß. Dabei ist der Verfasser der Meinung, sich dem Ritzel seiner satyrischen Ader — denn an deren Besitz muß zum mindesten er selbst wirklich glauben — insbesondere gegenüber den Socialisten und deren Liebe zur Wissenschaft hingeben zu dürfen, über Urtheile von Humboldt und Böckh gelegentlich mit größter Leichtigkeit hinweggehend (Seite 405 ff.). Als Beweis für das über die Form, in welcher bei Bamberger Gedanke und Rede aufzutreten lieben, Gesagte, sei unter Vielem nur das Eine angeführt, daß er mitten in einem, wenigstens doch ernst gemeinten, Discurse Lust, Zeit und Raum findet, eine poffenhafte Besprechung einer Theater-Reform auf volle drei Seiten auszudehnen, S. 420 ff.

Zur weiteren Charakterisirung der Darstellung sei noch darauf hingewiesen, daß Bamberger von der Gewalt der Phrase geradezu tyrannisch beherrscht wird, wie beispielsweise daraus entnommen werden mag, daß das nachgerade doch abgegriffene Sprüchlein: der preussische Schulmeister habe die Schlacht bei Sadowa gewonnen, ihn in seiner ganzen Gedankenentwicklung von S. 412 bis 424 mitbestimmend begleitet.

Jedem an objectives, sachliches Denken Gewöhnten braucht nicht erst gesagt zu werden, daß es ein unnützer und unfruchtbarer Aufwand von Mühe wäre, aus einem solchen Proöbchen von Schriftstellerei, in welchem mannichfaltige Wahrheits- und Wissens-Brocken lediglich durch den Partei-Egoismus und die Phrase in einer Art von Zusammenhang erhalten werden, ein Resumé zu geben.

Fragen wir nun, was der Verfasser selbst uns an positiven Wahrheiten bringt, so finden wir lauter, sonst gewiß überall in der Staatskunst wie in den Staatswissenschaften unbekannte Größen, Namen und Phrasen, als: „elementare Kräfte, das Leben, spontane Kraft; wir müssen das Leben im Großen vorangehen lassen; daß die Vorstellung von Gut und Böse, der Sinn für Recht und Unrecht aus der ganzen Tiefe und Breite der Cultur herauswachsen.“ Wer sollte nun damit nicht genügend belehrt sein!?

Und wo nun Bamberger das Einzige, was er kennt und weiß, nennt, da sagt er uns: daß einzelne Menschen, bald zusammen (leider hebt nur dieses zweite jenes erste auf), bald einzeln handelnd, Alles thun, Alles leisten, Alles sind; — daß die Staatsweisheit, wenn sie am höchsten steigt, von Einzelnen gemacht (!) wird; daß die friedliche und freie Bewegung schon von selbst zur Erkenntniß und Heilung aller socialen Schäden führe. Und wie der Verfasser diese Freiheit versteht, das hat er uns glücklicherweise auch verrathen. S. 251 des Februar-Heftes wird uns verschämt gesagt, das allgemeine Stimmrecht könnte durch „gewisse Formen der Ausübung vervollkommnet werden“, d. h. offen geredet, es könnte beschränkt, relativ aufgehoben werden, — wenn nur nicht, zu Bamberger's lebhaftem Bedauern, die vollendete Thatsache „jedes Versuch's, sie rückgängig zu machen, spottete“. Derjenigen deutschen Staaten, in welchen die

Gemeindeverfassung auch den Socialisten den Eintritt in die communale Verwaltung ermöglicht, wird hier S. 428 mit dem bekannten spöttischen Tadel Erwähnung gethan. Von der Wissenschaft wird gesagt: „der Staat muß dafür sorgen, daß sie ihm nichts in's Gehege komme oder gar ihn mit sich fortreißt“ (S. 426), und so auch hier die Freiheit gewahrt.

Zum Schluß des Artikels wird das „rothe Gespenst“ citirt; hier einmal, gewiß Manchem zur Ueberraschung, in Gestalt des amerikanischen Eisenbahnarbeiteraufstandes aus dem Juli 1877, S. 429 ff. Auch hier sei ein Beispiel von der Bamberger'schen Farbenpracht angeführt; mit ihr wird von den Verheerungen gesprochen, „welche die Union von den Küsten des atlantischen Oceans bis nach (zu?) den Ufern des Missouri mit Blut und Feuer bedeckten.“ Die „Hunderte von Millionen an Werthen“, von deren Zerstörung der Verfasser in einem Athem weiter erzählt, hat er uns nicht vorgerechnet; wir können sie darum nur als eine neue und letzte von den uns schon genugsam bekannten Leistungen im Gebrauche der Phrase in Anschlag bringen.

Q.

Ferd. Worthmann, Heinrich von Treitschke und die Kathedersocialisten. (Jena, Fischer, 1878. 54 S.)*

Dr. Worthmann kritisiert in dieser Abhandlung Treitschke's Ansichten in der socialen Frage, er selbst steht auf dem kathedersocialistischen Standpunkt. Von diesem Standpunkte aus hält er die Bestrebungen der Socialdemokratie für unpraktisch und meint u. A.: „Ein anerkanntes Culturgesetz verpflichtet uns für die Beseitigung eines Nothstandes nicht eher an den Staat zu appelliren, bis es sich deutlich gezeigt hat, daß die Kraft des Einzelnen oder der Genossenschaften dazu nicht ausreicht.“ Das hat sich un-

*) Auch abgedruckt, jedoch ohne Vorrede, im 1. Heft des laufenden Jahrgangs der Silbebrand'schen Jahrbücher.

feres Erachtens deutlich genug gezeigt, man denke nur an die englischen Trades Unions und ihre gegen den Aufwand von Mitteln und Leiden so geringen Erfolge. Uebrigens wendet sich trotz dieses „anerkannten“ Culturgesetzes auch Herr Worthmann mit seinen Vorschlägen zur Lösung der socialen Frage an den Staat. Er ist für das System der Partnerschaft, dem er Theorie und Erfahrung insoweit für günstig hält, „daß es Pflicht wird, ihr näher zu treten. Was zunächst zu geschehen hat, ist eine specielle, sachkundige Untersuchung aller Versuche des In- und Auslandes. . . . Wer soll diese Untersuchung veranlassen? Das wäre Sache der Fabrikantenvereine, der Handelskammern, der Gewerbevereine und Gewerbekammern. Leider haben wir von diesen zuvörderst wenig zu hoffen. . . . Was aber diese versäumen, das sollte, da zu lange Versäumniß der Gesellschaft Gefahr droht, der Staat in's Werk richten. Eine Untersuchung wie die von uns beantragte wäre eine Aufgabe für den preussischen Handelsminister. Dagegen hat der Gesetzgeber nicht eher ein Recht, die Einführung der Gewinnbetheiligung vorzuschreiben, bis sie vom allgemeinen Rechtsbewußtsein als eine segensreiche Maßregel anerkannt ist.“ Nun, die Socialdemokraten werden sich gegen die Reformmaßregel allgemeiner gesetzlicher Partnerschaft, sofern nur bemerkenswerthe Vortheile für die Arbeitnehmer damit verbunden sind, nicht sträuben. Aber daß damit die sociale Frage gelöst sei, wird doch Niemand glauben. Die Partnerschaft, die übrigens in sehr verschiedenen Abstufungen gedacht werden kann, schließt z. B. Ueberproduction u. dgl. nicht aus, ersetzt auch nicht im Geringsten die „Organisation der Arbeit“, von der sich die Socialdemokraten bedeutende Vortheile versprechen. Geleugnet soll nicht werden, daß sich aus der Partnerschaft die Gemeinwirtschaft mit Gemeinbesitz entwickeln könnte — aber ist zur Durchsetzung solcher und ähnlicher Zwischen-Vorschläge irgend welche Aussicht vorhanden, wenn wir nicht an den theoretisch von uns für richtig angesehenen extremsten Forderungen auch in der praktischen Agitation und Politik unbedingt festhalten?

—g.

Die Vermehrung der Producte durch socialistisch organisirten Betrieb.

(Fortsetzung und Schluß.)

II.

An anderer Stelle ist bereits darauf hingewiesen, daß in einem socialistisch organisirten Gemeinwesen der ungeheueren, jetzt herrschenden Verschwendung von Arbeitskraft ein Ende gemacht werden kann. Da die Rohstoffe zur Herstellung all' der Waaren, welche wir zur Befriedigung unserer vernünftigen Bedürfnisse gebrauchen, in reichlicher Menge vorhanden sind; da sich aus ihnen auch all' die Arbeitsmittel, welche wieder bei der Erzeugung und Fertigstellung jener Waaren nothwendig sind, durch Arbeit herstellen lassen, so dreht sich die Entscheidung über das ganze uns hier beschäftigende Problem um die Frage, ob die mobil zu machen und in Thätigkeit zu setzende Arbeitskraft zur Herstellung eines so großen Quantum von Genußmitteln ausreicht, daß alle Menschen davon ein auskömmliches und sorgenfreies Leben führen können.

Es wird dies ohne Zweifel bejaht werden müssen, wenn man sich ein klares Bild von dem Umfange der herrschenden Arbeitsvergeudung macht und die ganze, jetzt nutzlos verwendete oder brachliegende Arbeitskraft in voller und planmäßiger Thätigkeit denkt.

Bei der Gewerbezahlung vom 1. December 1875 ist die große Gruppe der „persönlichen Dienstleistungen“ nicht mitgezählt worden; wir sind deshalb gezwungen, zu unserem Beweis auf die Zahlen der Standes- und Berufszählung

von 1867 zurückzugreifen. Hiernach befanden sich im preussischen Staate zusammen 23,970,941 Einwohner, und zwar:

Selbstthätige . . .	9,125,593,
Angehörige . . .	14,845,348.

Unter der Zahl der als selbstthätig angeführten Personen finden sich

bei der Armee . . .	247,170
bei dem Hofstaat . . .	1,531
bei der Kirche . . .	30,333
ohne Beruf . . .	467,582
persönl. Dienste	

Leistende . . . 1,082,404

Sa.: 1,829,020 Personen.

Wir haben bei dieser Rechnung die 105,415 Personen, die im Justizdienst, in der Staats- und der Gemeinde-Verwaltung beschäftigt sind, unbeachtet gelassen, obgleich man nicht bestreiten wird, daß ein sehr großer Theil dieser Herren, namentlich die 29,000 Juristen, in einem vernünftiger organisirten Staatswesen durchaus überflüssig sind.

Zieht man nun die oben gefundene Zahl derjenigen Personen, welche heute ihre Arbeitskraft unnütz vergeuden oder nur im Dienste wohlhabender Leute aufbrauchen, von der Gesamtsumme der Selbstthätigen ab, so findet sich, daß nur 7,296,573 Personen wirklich gemeinnützige Arbeit verrichten, 1,829,020 Personen aber ihre Arbeitskraft nicht im Dienste der Allgemeinheit verwenden. Ziemlich genau der fünfte Theil der Selbstthätigen kann also zur directen Vermehrung der

Producte herangezogen werden, wodurch sofort eine Steigerung der Producten-Menge um 25 pCt. eintreten müßte.

Man würde aber gewaltig fehlgreifen, wenn man diese Zahlen als Maximalgrenze der unnütz verwendeten Arbeitskräfte betrachten wollte. Sind doch in den 7,296,373 Personen all' die Groß-Industriellen, Gutsbesitzer und Kaufleute inbegriffen, welche nur noch nominell arbeiten, die Leitung ihrer Geschäfte aber thatsächlich durch besoldetes Aufsichtspersonal besorgen lassen.

Aber auch damit sind wir der Wahrheit nur um eine Kleinigkeit näher gekommen; die Hauptsumme der heutigen Arbeitsvergeudung läßt sich statistisch nicht feststellen, sondern nur annähernd schätzen, indem man die Art und Weise der üblichen Production, und besonders der heutigen, durch den Handel bewirkten Vertheilung etwas schärfer beobachtet, als es gewöhnlich geschieht.

Betrachten wir zuerst den Großhandel. Beim Einkauf der landwirthschaftlichen Producte, namentlich bei Getreide, ist es Usance geworden, das Geschäft durch Commissionäre besorgen zu lassen, welche nun von Dorf zu Dorf, von Gut zu Gut fahren, nach den vorhandenen Vorräthen fragen, darum handeln und bei abgeschlossenem Kauf die Waare entweder auf ihre Speicher nehmen oder auf der nächsten Eisenbahnstation nach dem Ort verladen lassen, von dem aus ihr Auftragegeber den Wiederverkauf besorgt. Ein zwei- und dreimaliges Vermessen und Verwiegen, ein ebenso oft sich wiederholendes Auf- und Abladen, Hinauf- und Herab-Tragen oder -Binden der Getreidesäcke auf die Speicher und Böden ist das Minimum an Arbeit, die allein beim Einkauf vergeudet wird. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß Getreideladungen durch den Handel denselben, viele Meilen weiten Weg wieder zurückmachen, den sie gekommen sind, um später in der Form von Mehl- und Mühlen-

fabrikaten wieder in der Welt von einem Ort zum anderen hin und her transportirt zu werden. Man braucht nur an einem Platz, der starken Getreidehandel treibt, das Auf- und Abladen bei den verschiedenen Speichern zu beobachten, und man wird sofort bemerken, daß dieselbe Getreideart bei dem einen Speicher auf-, bei dem anderen abgeladen wird, daß der eine Händler seine Vorräthe in derselben Richtung mit Fuhrwerk oder Eisenbahn versendet, von welcher her ein anderer Kaufmann Getreide bezieht und auf den Speicher nimmt.

Welche Unsumme von Arbeit wird bei dem Auf- und Abladen verwendet; wie viel Getreidesäcke werden dabei verschliffen, wie viel Getreide geht bei dem unnützen und widersinnigen Transport nutzlos verloren!

Aber damit nicht genug, auch all' die Arbeit der Eisenbahnarbeiter und Beamten ist unnütz aufgewendet; was diese Leute an Kleidung mehr verbrauchen, könnte selbstverständlich auch gespart oder bei wirklich gesellschaftlich nutzbringender Arbeit aufgebraucht werden. Die vernunftwidrigen Transporte verschleifen aber auch die Eisenbahn- und Frachtwagen ohne vernünftigen Grund; sie bringen es zu Wege, daß die Reparatur und der Neubau dieser nutzlos verbrauchten Fahrzeuge wieder eine Menge Arbeit verschlingt, die bei einer verständig organisirten Vertheilung gar nicht verbraucht werden würde; der durch solch' unnützes Verschleifen der Wagen, des Heizungs- und Schmiermaterials erzeugte Bedarf an Eisen, Kohle, an Roh- und Halbmaterial muß auch wieder durch Arbeit gedeckt werden — all' diese Arbeitskraft ist nutzlos vergeudet, soweit sie durch den planlos, ohne Kenntniß der Gesamt-Production und Consumption getriebenen Handel verursacht wird!

Wie mit dem Getreide, geht es auch mit der Wolle. Die Landwirth verladen ihre Wolle auf der Bahn, fahren damit

zum Wollmarkt; oft von einem zum anderen, dann wird ab- und umgeladen; die Wolle wird vom Markt auf den Speicher des Händlers gebracht, um später wieder von da an den Tuchfabrikanten abgegeben zu werden und wird so wenigstens fünf-, sechsmal unnützer Weise auf- und abgeladen, aufgestapelt und wieder herabgenommen, hin- und hergefahren und versandt! Auch hier wieder Arbeitsvergeudung auf Arbeitsvergeudung, unnützer Verschleiß von Transportmitteln, unnützer Aufwand von Arbeitskraft zur Reparatur und Neubeschaffung der verbrauchten Fahrzeuge, dazu noch unnötige Verwendung von Arbeitskraft zur Gewinnung der erforderlichen Rohmaterialien!

Dieselbe Arbeitsverschwendung kommt im Großhandel mit allen übrigen Waaren vor. Man denke nur an die vielen Millionen Centner Fracht, welche zu jeder Messe aus allen Gegenden Deutschlands nach Leipzig befördert und dann wieder von dort aus nach allen Himmelsgegenden verfahren werden; man mache sich ein Exempel von der in dieser Weise vergeudeten Arbeitskraft und man wird den Sinn des Carey'schen Wortes verstehen: „Der Händler ist eine Nothwendigkeit, aber keine Kraft.“

Jeder Großhändler läßt heute reisen, um Absatz zu erzielen, d. h. er hält einen oder mehrere Commis nur zu dem Zweck, in der Welt von Ort zu Ort umherzufahren, Kunden aufzusuchen, Waare anzubieten und Geschäfte abzuschließen. Wer das Jagen und Treiben der sich gegenseitig Concurrenz machenden Reisenden ansieht, wer beobachtet hat, welche Unsummen von Arbeit durch die Beförderung dieser Personen und ihrer Musterkoffer nutzlos aufgewendet wird, kann nicht begreifen, wie die Vulgärökonomien in dieser Concurrenz einen Vortheil für die menschliche Gesellschaft erblicken können. Und wieder, was durch diese Reisenden an die Detailhändler verkauft worden ist, muß auch befördert werden;

die mehr oder minder zersplitterten Sendungen der verschiedensten Waaren verursachen einen Mehraufwand von Arbeit für das Umpacken, Abwiegen oder Abzählen und Abmessen, einen unnötigen Verbrauch von Verpackungsmaterial an Kisten, Schachteln, Papier, Bindfaden u. dgl., — Alles dies aber muß durch Arbeit hergestellt werden, die bei einer planmäßigen Vertheilung der Güter anders und besser verwendet werden könnte.

Werfen wir noch einen Blick auf die enormen Speicherräume, Lagerhäuser und Remisen, die jeder Groffist hält und halten muß, um bei flottem Geschäftsgang seinen Waaren sichere Unterkunft zu verschaffen; sehen wir zu, wie viele solche Räume leerstehen oder nur zum Theil gebraucht werden, wie bald dieser, bald jener Großhändler einen Theil seiner Speicher und Lagerräume unbenutzt lassen muß, weil das Geschäft nicht „geht“, dann wird wieder klar, daß eine Menge Arbeitskraft beim Bau dieser nutzlosen oder doch nicht in der vorhandenen Zahl gebrauchten Gebäude vergeudet worden ist und noch immer Jahr aus, Jahr ein neu vergeudet wird, die wohl besser zur Herstellung gesunder und bequemer Wohnhäuser zu verwenden wäre.

Noch schlimmer als beim Großhandel geht es beim Kleinhandel zu. Der Kleinkrämer sitzt und wartet auf die Kunden und verbringt den größten Theil seiner Zeit in thatsächlichem Müßiggang. Je kleiner das Geschäft, je geringer der Umsatz, um so mehr freie Zeit bleibt dem Händler, die jedoch nur in den seltensten Fällen mit einer irgendwie nützlichen Nebenbeschäftigung ausgefüllt wird. Je größer wieder das Geschäft, je reger der Zulauf der Kunden, um so mehr Gehülfen müssen im Laden sein, um die Käufer schnell bedienen zu können; da aber der Einkauf der Waare sich zumeist in wenigen Tagesstunden zusammendrängt, stehen all diese Commis in der übrigen Tageszeit müßig und sich langweilend

und die ungenutzten Arbeitskräfte sind die Ursache der ungenutzten Arbeitskraft, die in einem gewissen Maße immer im Lager der Arbeiter zu verweilen pflegt, die Ursache der ungenutzten Arbeitskraft.

Nicht nur die ungenutzten Arbeitskräfte sind die Ursache der ungenutzten Arbeitskraft, sondern auch die ungenutzten Arbeitskräfte sind die Ursache der ungenutzten Arbeitskraft. In der „Neuen Welt“, der Proletariat, liegt in Folge seiner geringen Einnahmen seinen Bedarf in ganz kleinen Portionen; jede wird abgemessen oder gemessen, zu jedem Loth Kaffee wird eine Düte benutzt, zu deren Herstellung wieder die Arbeit der Papiermacher und all' der Menschen unnütz angekrengt wurde, welche die Papierfabrik und die in der Fabrikation verbrauchten Rohmaterialien erzeugt haben.

Wie viele Läden könnten nicht bei einem geregelten Verkehr geschlossen werden. Die Maurer- und Zimmerer-Arbeit, die Tischler-, Glaser-, Anstreicher-Arbeit, die in diesen überflüssigen Läden steckt, ist ebenso verschwendet, wie all' die zur Erzeugung des verbrauchten Rohmaterials und der Werkzeuge aufgewendete Arbeitskraft!

Ein Gang durch die Straßen einer Stadt zeigt Abends den unermesslichen Verbrauch von Gas und Petroleum zur Erleuchtung der Detail-Läden! Mit dem Brennstoff, der hier consumirt wird, kann beinahe die ganze Bevölkerung zur Erleuchtung ihrer Wohnungen ausreichen! Denn schon der elfte selbstthätige Mensch lebt heute, wie die Gewerbezählung vom 1. December 1875 ergiebt, vom Waarenhandel!

Welche Zeit und welche Kraft wird nicht täglich in den Städten durch die Ablieferung der bestellten Waaren an die Kunden unnütz vergeudet. Es ist Sitte geworden, das Backwerk, die Milch und die Zeitung den Abnehmern in die Wohnung zu bringen. Da rennen die Bäckerjungen, die Milchmädchen und Zeitungsträger in den verschiedensten Richtungen durcheinander; fünf, sechs verschiedene

Arbeiter zu jedem einzelnen der ungenutzten Arbeitskräfte immer im Lager der Arbeiter zu verweilen pflegt, die Ursache der ungenutzten Arbeitskraft. In der „Neuen Welt“, der Proletariat, liegt in Folge seiner geringen Einnahmen seinen Bedarf in ganz kleinen Portionen; jede wird abgemessen oder gemessen, zu jedem Loth Kaffee wird eine Düte benutzt, zu deren Herstellung wieder die Arbeit der Papiermacher und all' der Menschen unnütz angekrengt wurde, welche die Papierfabrik und die in der Fabrikation verbrauchten Rohmaterialien erzeugt haben.

Das zur Beförderung des Geschäfts üblich gewordene Reklamewesen erfordert wieder einen enormen, ganz und gar unnütz angewendeten Arbeitsverbrauch. Man denke an all' die geschriebenen oder aus Glas- und Metall-Buchstaben hergestellten Firmenschilder, an die oft hoch an den Giebeln der Häuser angebrachten, Reclame machenden Inschriften! Jeder Laden ist mit fein gedruckten, in den prachtvollsten Farben prangenden Placaten versehen, in denen die guten wie die schlechten Waaren angepriesen werden, letztere gewöhnlich durch die schönsten Probestücke von der Kunst des Farbendrucks! Jedes Packetchen trägt ein besonderes Etiquette; jede Düte, jedes Einwickel-Papier die Firma des Händlers!

Und nun gar erst die Geschäftsannoncen in den Zeitungen. Man hat sich hierbei gewöhnt, die Frage aufzuwerfen, wieviel Geld dieser oder jener Geschäftsmann wohl jährlich für dergleichen Annoncen ausgeben mag; weit wichtiger wäre wohl die Beantwortung der Frage, wieviel unnütze Arbeit der Setzer und Drucker, der Papier- und Druckerfärbere-Arbeiter hier vergeudet wird, nur um Profit und Reingewinn zu erzeugen!

Und dabei darf man nicht vergessen, daß all' diese Arbeit von den Consumenten der Waare mitbezahlt werden muß, daß also die zum Ankauf der Genussmittel aufzuwendende Geldsumme, der Lohn der Arbeit, so viel weniger Waare kauft, als diese Waaren durch die Arbeitsvergeudung vertheuert worden sind!

Der elfte selbstthätige Mensch aber, wir wiederholen es, lebt im preussischen Staat vom Waarenhandel, d. h. er vertheuert die Waaren für den kleinen Mann, indem er sich zwischen die Producenten und Consumenten drängt und von dem im Zwischenhandel gemachten Profiten lebt.

Die Vulgärökonomien halten diese Concurrenz für einen Segen, weil die Preise durch sie herabgedrückt, ungerechtfertigte, monopolartige Profite verhindert werden sollen. Man übersieht ganz, daß ein Detailgeschäft mit geringem Umsatz nur dann den Inhaber zu ernähren im Stande ist, wenn er an dem geringen Gelbbetrag seines Waarenumsatzes einen hohen Procentsatz verdient. Diese Nothwendigkeit verführt zu falschem Maß und Gewicht, zur Lieferung schlechter oder gar verfälschter Waare: Krieg ist Raub, Handel ist Prellerei, sagt Franklin.

Die Arbeitsthätigkeit der Kleinhändler gilt unter unseren Verhältnissen als ehrliche Arbeit, und wir sind auch durchaus nicht gewillt, sie anders zu betrachten; denn unter den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen ist ja der Kleinhandel für die meisten Menschen das einzige Mittel zur Erringung einer wirthschaftlichen Selbstständigkeit. Die bei diesem Betriebe aufzumendende Arbeit erscheint aber doch den Leuten so wenig anstrengend und mühevoll, daß es wenig Arbeiter geben wird, die nicht gern mit dem Inhaber eines Detail-Geschäftes tauschen möchten; daraus kann denn doch wohl der Schluß gezogen werden, daß diese unnütz aufgewendete Arbeit nicht einmal im Volksbewußtsein als eine exceptionelle Leistung angesehen wird, wie es bei anderen, noch nutzloseren (? Ned.) Thätigkeiten der Fall ist, wie z. B. bei Schauspielen, Seiltänzern u. dgl.

Hier muß auch noch auf die Arbeitsvergeudung hingewiesen werden, welche durch das Streben nach Reinertrag im Waarenhandel wider Willen der Händler

durch das Verderben von Waaren eintritt. Weil Niemand ohne Verdienst oder gar mit Verlust verkaufen kann, werden eine Menge von Waaren, namentlich aber von Nahrungsmitteln direct der Consumtion entzogen und dem Verderben preisgegeben, weil die Besitzer, in der Hoffnung, einen Käufer zu finden, diese Genußmittel aufbewahren, bis sie beinahe ungenießbar geworden sind. Dann werden sie schleunigst den Hökern und Kleinfrämern in den ärmsten Gegenden zugeschoben und verlocken die armen Leute durch ihren billigen Preis zum Ankauf.

Die Statistik bietet uns keine Zahlen über die Menge von Genußmitteln, die in dieser Weise der darbenenden Menschheit entzogen werden; man denke aber nur an das Obst, das Fleisch, die Butter, Süßfrüchte zc., die lieber verfaulen müssen, als daß sie ohne Profit umgesetzt werden. Während die Kinder der armen Leute wie die Fliegen hinsterven, weil es ihnen an gesunder Milchnahrung fehlt, treibt die Profitwuth die Milchhändler zur Verfälschung der Milch durch Wasserzusatz, und schließlich wird auch das in der verfälschten Waare enthaltene Quantum guter Milch von der Polizei mit in die Kinnsteine gegossen, der werthvolle Nahrungsstoff wird direct vernichtet, die ganze zur Gewinnung der Milch und zu ihrem Transport verwendete Arbeit ist nutzlos verrichtet — weil es das Streben nach Reinertrag und Kapitalansammlung so mit sich bringt!

In England, in welchem Lande man längst mit dem Aberglauben an die allein selig machende Kraft des unbedingten Freihandels gebrochen hat, wird eine weit schärfere Controlle über die Güte der Lebensmittel geführt, als bei uns. Und doch ist trotz der scharfen Aufsicht auch dort der Verkauf verdorbener Lebensmittel noch im Schwunge; — sind doch nach dem Bericht der Fleisch- und Markt-Inspectoren allein in London während

des Jahres 1873 80 Tons Fleisch, 896 Büchsen, 600 Fässer, 30 Orhoft, 40 Sack und 69 Karrenladungen voll Feigen, 22 Faß Corinthen, über eine Million Fische, 9425 Gallonen Krabben, 882 Scheffel Austern und Muscheln, 4278 Pfund Ale als ungenießbar confiscirt und vernichtet worden! Wie mag das nun erst in Deutschland aussehen, wo man aus Rücksicht auf den freien Gewerbebetrieb meint, man könne die Leute, die betrogen sein wollten, doch nicht gewaltsam vor dem Betrugeschützen!

Neben dieser Vergeubung von Nahrungsmitteln und der zu ihrer Herstellung, ihrem Transport, ihrer Verpackung angewendeten Arbeit läuft noch ein in manchen Jahren geradezu ungeheure Dimensionen annehmender Verlust von auch durch Arbeit erzeugten Nahrungstoffen, der bei einer vernünftigeren Organisation vermieden werden kann. Wir meinen die durch sogenannten Mangel an Arbeitskraft entstehenden Verluste an und bei der Ernte. Bei regnerischem Erntewetter wachsen Millionen von Centnern Getreide aus, das heißt, die noch in den Lehren befindlichen Körner fangen an zu keimen. Sobald sich der Wurzelkeim entwickelt, verwandelt sich das im Getreideforn enthaltene Stärkemehl in Zucker, der durch den sich darauf bildenden Blattkeim verzehrt wird. Derart gekeimtes, ausgewachsenes Getreide hat keinen, oder, wenn die Keime noch nicht weit entwickelt sind, geringen Nahrungswert. Bei früh eintretendem Winter frieren bei uns Tausende von Wispeln Kartoffeln ein, die durch rechtzeitiges Ausnehmen zur Ernährung der Menschen hätten verwandt werden können. Eine planmäßige Organisation der gesellschaftlichen Arbeit, der Massenbetrieb durch Maschinen könnte diesem sich periodisch wiederholenden Uebel leicht abhelfen und somit der Gesellschaft gewaltige Mengen von Genußmitteln erhalten und zur Dis-

position stellen, die bei dem bestehenden Privatbetrieb verloren gehen.

Aber nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch in einer ganzen Reihe anderer Produktionszweige hat die Menschenarbeit ersparende und erzeugende Maschine noch nicht genügend Eingang gefunden; noch werden der menschlichen Arbeitskraft Leistungen und Anstrengungen aufgebürdet, welche zu verrichten die durch Dampf betriebene Maschine im Stande ist. Der Groß-Industrielle arbeitet schon lange mit derartigen Maschinen und führt jede neue Verbesserung sofort ein; dem Kleinmeister fehlt es an dem Kapital zur Anschaffung, er arbeitet handwerksmäßig weiter, sucht durch intensivere Anstrengung und durch Verlängerung der Arbeitszeit den Concurrenzkampf zu bestehen und sinkt trotz seines Kämpfens und Mühens doch zuletzt in das Proletariat.

Könnte man all' die in dieser Richtung nutzlos verausgabte menschliche Arbeitskraft ebenso genau berechnen, wie man die im Dienst des Großbetriebes thätigen Maschinen nach der Zahl der von ihnen repräsentirten Pferdekraften statistisch feststellen kann, es würde sich wieder ein gewaltiger Posten vergeudeter Arbeitskraft ergeben, der im social-organisirten Staat zur Vermehrung der Producten-Menge beitragen könnte und würde.

In einer derart organisirten Gesellschaft würde der Unterschied zwischen Reichen und Armen verschwinden, womit aber nicht gesagt sein soll, daß es nöthwendig erscheint, allen Gliedern der Gesellschaft unbedingt gleich große Antheile am Gesamt-Ertrage zuzuweisen. Die Art der Vertheilung des National-Productes wird sich nach dem Bildungsgrade der Gesellschaft richten, wird von Factoren bestimmt werden, auf welche näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Immerhin wird es unmöglich sein, daß ein großer Theil der in der Production thätigen Menschen nur für die Befriedigung

der Luxusbedürfnisse einer verschwindenden Minorität arbeitet.

Luxus kann und wird immer getrieben werden; aber der Begriff des Luxus wird ein anderer werden, es wird dann Vieles für wahnsinnige Vergeudung gelten, was heute als zum standesgemäßen Leben der Reichen gehörig angesehen wird. Derartige Veränderungen in dem Urtheil über Luxusausgaben sind ja geschichtlich zu constatiren. Man vergleiche die Beschreibung und die Kosten eines Gastmahls des Lucullus mit dem heute selbst bei Millionären üblichen Aufwand, und man wird finden, daß selbst unsere Börsenfürsten den Luxus in der Zeit des Verfalls der römischen Republik für wahnsinnige Verschwendung erklären.

So wird denn auch durch die Beschränkung des übertriebenen Luxus wieder Arbeitskraft frei, welche zur Vermehrung der Allen nothwendigen und nützlichen Producte disponibel wird. Man darf die Summe dieser Arbeitskraft nicht unterschätzen. Was wir an Spitzen, Sammet, Schleiern, Federn, künstlichen Blumen zur Toilette unserer aristokratischen Damen verbrauchen, erfordert eine so große Menge von Arbeit, daß es uns sehr zweifelhaft erscheint, ob auch die pußfüchtigste Frau geneigt sein wird, sich von ihrem eigenen Arbeitsertrag soviel zusammenzusparen, um sich mit solchen Flittern behängen zu können, oder, was auf dasselbe hinauskommt, ob sie Lust haben wird, neben der zur Erlangung ihres Lebensunterhalts nothwendigen täglichen Arbeit Monate lang ihre freie Zeit mit Spitzenklöppeln auszufüllen, um mit denselben an einem Ballabend glänzen zu können.

Was heute in derartigem Luxus vergeudet wird, ist zum größten Theil fremder Arbeitsertrag; mit dem Aufhören der Ausbeutung der Arbeiter wird die Möglichkeit und auch die Lust zur Beschaffung des übertriebenen Luxus schwinden, wodurch der Production von nütz-

lichen und geschmackvollen Lebensbedürfnissen neue Arbeitskräfte zugeführt werden.

Unsere Gewerbe-Gesetzgebung gestattet die Ausbeutung der Frauen und Kinder; aber nur die ärmsten Proletarier lassen Frauen und Kinder sich in den Fabriken abrackern; wer es irgend vermag, sucht seine Frau vor der Lohnarbeit zu bewahren, seinen Kindern die nach der Schule frei bleibende Zeit nicht durch Arbeit zu beschränken. Wenn nun aber jetzt die Proletarierfrauen und die Proletarierkinder im Dienste des Kapitalismus täglich zehnstündige Arbeit verrichten müssen, sollte es denn nicht möglich sein, alle Frauen und alle Kinder zu Arbeiten anzuhalten, die ihren Kräften angemessen sind. Gerade bei der Kindererziehung dürfte ein Wechsel von Unterricht und leichter, aber nützlicher Arbeit das Ziel der Erziehung, die allseitige Ausbildung des Menschen an Leib und Geist besser erreichen, als das heutige Schulsystem. Es fällt uns natürlich nicht ein, für einen Normalarbeitstag aller Frauen und für fabrikmäßige, langdauernde Beschäftigung der Kinder zu plaidiren; wir wollen nur darauf hinweisen, daß in einem vernünftigen Gesellschafts-Zustand die thörichte Vorstellung nicht fortbestehen kann, nach welcher körperliche Arbeit für Lohn eine Schande ist, der sich kein „anständiger Mensch“ unterziehen kann. Sobald nur wirkliche Arbeit Einkommen verschafft, wird jedes Kind stolz darauf sein, sich nach seinen Kräften und Fähigkeiten schon ein Einkommen verdienen zu können; dann wird auch die Emancipation des weiblichen Geschlechts in vernünftigem Sinne durchzuführen sein; die Ehe wird nicht mehr als Versorgungsinstitut angesehen, aus diesem Gesichtspunkte eingegangen und selbst bei gegenseitiger Abneigung aufrecht erhalten werden. Denn in einer Gesellschaft, in welcher der Producte halber producirt wird, kann jede Arbeitskraft nicht nur auf Arbeit, sondern auch auf einen zum Leben aus-

kömmlichen Antheil am Arbeits-Ertrag rechnen.

Je mehr Menschen sich an der Arbeit betheiligen, um so mehr Product wird hergestellt, um so größer wird also auch der Antheil, den der Einzelne erhalten kann.

Wir können nach den vorstehend entwickelten Anschauungen nur annehmen, daß nach Beseitigung der heutigen Produktionsweise, nach Abschaffung des rentirenden Eigenthums und damit des arbeitslosen Erwerbs, nach Heranziehung aller disponiblen Kräfte zu nützlicher Production und nach Vermeidung aller Arbeitsvergeudung die Gesellschaft in der Lage sein muß, über das Vierfache der heutigen Genußmittel zu verfügen; das

heutige Geldeinkommen bietet uns keinen Maßstab für das Genußmittel-Einkommen, welches eine planmäßige Production herzustellen und zu gewähren im Stande ist.

Das einzige Bedenken, welches sich der Durchführung dieser Idee entgegenstellt, besteht darin, daß es fraglich erscheint, ob die Gesellschaft schon so viel Vernunft und Disciplin besitzt, sich freiwillig, ohne den gewaltfamen Zwang, den heut' der Hunger übt, zur Arbeit zu entschließen, und ob sie im Stande sein wird, eine Organisation zu finden, herzustellen und in Thätigkeit zu erhalten, welche die jetzige Function der Kapitalisten und Unternehmer, die Leitung der Production, nicht nur einfach, sondern planmäßig zu ersetzen vermag.

C. A. S.

Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth.

Von Maximilian Schlesinger.

Die Frage, in welcher Weise die Entlohnung der Arbeiter im Staate der socialistischen Production zu geschehen habe, gehört mit zu denjenigen Fragen, über welche eine Einstimmigkeit der Ansichten im Kreise unserer Genossen noch nicht erzielt worden ist. Die älteren Socialisten der französischen Schulen traten zumeist für eine rein communistische Regelung des socialen Lebens, für eine völlig gleichmäßige Vertheilung der Genüsse ein, der neuere Socialismus, wie er in Deutschland hauptsächlich durch Lassalle und Schweizer wissenschaftlich begründet worden ist, legt dagegen auf diese Gleichmäßigkeit der Arbeitsvergütung keinen Werth, sondern dehnt seine Parole: „Jedem Arbeiter den vollen Arbeitsertrag!“ nicht bloß auf die ganze Klasse der Arbeiter gegenüber den Kapitalisten,

sondern auch individuell auf jedes einzelne Mitglied aus und erklärt daher eine verschiedenartige Entschädigung der Arbeitenden für zulässig. Diese Auffassung, welche seit Beginn der socialistischen Propaganda in Deutschland, also seit 1863, maßgebend gewesen ist, ist in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten für bedenklich erklärt worden. Es haben sich in unseren Reihen Stimmen von Gewicht dafür erklärt, daß das System der socialistischen Forderungen mehr nach Analogie des französischen Communismus ausgebildet würde. Man verlangt, daß der volle Arbeitsertrag nicht jedem Arbeiter nach Maßgabe seiner Einzelleistungen, sondern der ganzen Klasse von Producenten zuerkannt und sodann gleichmäßig unter die Mitglieder zur Vertheilung gebracht werden soll.

Das Resultat dieser Gleichheit des Lohnes würde alsdann auch die völlige Gleichheit des Genusses sein.

Die Vertheidiger dieser Theorie berufen sich auf die Principien der Gerechtigkeit. Es sei ungerecht — so erklären sie — Jemanden für etwas verantwortlich zu machen, das er nicht verschuldet hat. Derjenige, der kräftiger ist, als ein Anderer, danke es nicht seinem Verdienste, wenn er mehr leisten kann als dieser, sondern der blinden Glücksgöttin, die ihn reichlicher bedacht hat. Der Fleißigere — so las ich sogar jüngst in einer socialistischen Zeitschrift — habe keinen Grund, sich seiner Beharrlichkeit zu rühmen, denn er sei lediglich durch einen Naturtrieb mit einer größeren Arbeitslust ausgestattet, als Derjenige, der ohne sein Verschulden von der Natur weniger Ausdauer erhalten habe. Wenn man dieser Argumentation rückhaltslos beitrifft, so wird man auch deren Consequenz zugeben müssen: daß nämlich, da Niemand seine höhere Arbeitsleistung seinen persönlicheren Vorzügen zuschreiben darf und ebenso wenig Jemand für sein geringeres Arbeitsproduct persönlich verantwortlich zu machen ist, das Arbeitsproduct unter sämtliche Mitglieder der Gesellschaft gleichmäßig zu vertheilen sei.

Der Grundidee des vorstehend wiedergegebenen Gedankenganges stimme ich übrigens vollkommen bei. Ich räume ein, daß in letzter Instanz die menschlichen Eigenschaften: Kraft, Tugend, Fleiß zc. nicht durch Umstände entwickelt werden, die im Menschen selbst, sondern durch solche, die außerhalb seiner persönlichen Machtsphäre liegen. Es erscheint mir daher auch keineswegs gerecht, wenn man Jemanden für eine ohne sein persönliches Verschulden herbeigeführte mangelhaftere Fertigkeit durch eine mangelhaftere Bezahlung seiner Leistungen strafen will. Trotzdem kann ich es nur beklagen, wenn man dem hieraus abzuleitenden Grundsatz der Gerechtigkeit sofort

durch eine positiv formulirte Forderung im socialistischen Programm Ausdruck geben wollte. Und dies aus Gründen, die ich für sehr triftig halte. Indem ich dieselben auseinandersetze, sehe ich ganz davon ab, welche agitatorische Wirkung die eine oder die andere Form der Propaganda erzeugt. Meiner Erfahrung nach ist die Mehrheit der Arbeiter keineswegs von der Perspective einer völligen Gleichheit entzückt, ihr „Bourgeoisbewußtsein“ empört sich gegen die Zumuthung eines gleichen Genusses. Doch Fragen des Principis dürfen billigerweise nicht nach den Erfordernissen der Tactik behandelt werden, wohl aber haben sie sich nach der praktischen Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu richten, und diese würde im vorliegenden Falle bedeutende Schwierigkeiten finden.

Eine politische Partei soll nicht nur theoretische Ideale als Ziele ihres Bestrebens hinstellen, sie muß dieselben auch in's Leben zu rufen suchen. Die socialistische Partei verkennt ihre Aufgabe vollkommen, wenn sie sich lediglich in reinen Speculationen über diejenige Gesellschaftsform ergeht, welche vom Gesichtspunct der moralischen Gerechtigkeit aus keine Makel besitzt, sie hat vielmehr durch ihre praktische Thätigkeit ein Staatsgebilde zu schaffen, welches die schwerwiegendsten Ungerechtigkeiten der Gegenwart ausräumt, und sie muß, wenn dieses Gebilde noch seinerseits Flecken aufweisen sollte, die Beseitigung derselben der Zukunft überlassen. Wenn ich nun auch zugebe, daß die vollkommene Gleichheit des Genusses der idealistischen Gerechtigkeit entspricht, so habe ich mit diesem Zugeständniß den Anhängern der absoluten Gleichheit noch nicht einen Schritt breit Terrain eingeräumt, sondern es wird vielmehr jetzt um die Fragen zu streiten sein: 1) Läßt sich dieses Gerechtigkeitsprincip im praktischen Staatsleben verwirklichen? 2) Werden durch Verwirklichung desselben neue Unzutraglich-

keiten erzeugt, welche die erwarteten Vortheile aufwiegen oder übertreffen?

Die erstere Frage beantwortete ich mit Ja! Ich kann mir recht wohl einen Staat denken, in welchem die Arbeit derart organisirt ist, daß die Betheiligung jedes Einzelnen an den Aufgaben des Staates vollkommen in sein Belieben gestellt ist, und das Gesamtproduct unter die Theilnehmer nach gleichen Grundätzen zur Vertheilung gelangt. Alle Einwände, mit denen gegnerischerseits die Möglichkeit eines solchen Produktionszustandes bestritten wird, scheinen mir hinfällig. Die mehr oder weniger auf die Erregung von Heiterkeit berechneten Nebensarten, mit denen man nach dem Grundsatz: *Le ridicule tue* (die Lächerlichkeit tödtet) die geforderte Gleichheit des Genusses in's Lächerliche zu ziehen sucht, zerfallen bei der einfachen Erwägung, daß in einem solchen Staate der Genuß zwar gleich ist, aber deswegen noch nicht gleichartig zu sein braucht. Jedermann würde die gleiche Summe von Genußmitteln erhalten, aber jede Summe könnte sich aus beliebigen Bruchtheilen der verschiedensten Art zusammensetzen. Ein solcher Staat braucht daher auch durchaus noch nicht auf den Consum der auserlesensten Lederereien zu verzichten und sich nur auf solche Gegenstände zu beschränken, die in großen Massen vorhanden sind. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß er ein „Kartoffelparadies“ werde, wie sich die „Volks-Zeitung“ — zu ihrer Entschuldigung sei dies hervorgehoben — während der letzten Berliner Wahlbewegung ausdrückte. Soweit gewisse Lederbissen thatsächlich von der Natur sehr selten hervorgebracht werden, können sie in dem Staate der absoluten Gleichheit, genau wie in dem heutigen, nur Wenigen zugänglich sein, und zwar nur solchen Personen, die soviel Werth darauf legen, um zu Gunsten derselben sich den Genuß gleichwerthiger Gegenstände anderer Art zu versagen. Viele

Delicateffen der Gegenwart, und gerade die am häufigsten genannten, wie Austern, Caviar, Champagner, sind jedoch im Grunde genommen durchaus nicht selten, sondern lassen sich nahezu beliebig vermehren. Nichts würde den Gleichheitsstaat hindern, durch Anlegung neuer Austernbänke, durch rationelle Fischzucht und Errichtung von Schaumweinfabriken dafür zu sorgen, daß jedem Arbeiter während der Saison ein halbes Duzend Austern und eine Caviar-Semmel zum Frühstück, sowie jeden Sonntag eine Flasche Champagner gegeben wird. Alle Diejenigen, welche den culinairischen Genüssen in so hohem Grade ergeben sind, daß sie jeden Socialisten fragen: „Wo bleibt der Champagner?“ können somit beruhigt sein.

Schwieriger erscheint die Beantwortung der zweiten Frage: Wird nicht, wenn man die Gleichheit des Genusses festsetzt und die Ungleichheit der Leistung gestattet, der neue Produktionszustand zahlreiche Unzulänglichkeiten aufweisen, die seine Vortheile aufwiegen, vielleicht sogar überwiegen? Je mehr ich über diese Frage nachgedacht habe, um so mehr bin ich zu dem Resultat gelangt, daß die meisten Gründe, mit denen gegnerischerseits diese Frage zu Ungunsten des Socialismus beantwortet wird, vollberechtigt sind. Wenn man uns zuruft, daß in diesem Zukunftsstaate jeder Culturfortschritt aufhören würde, daß Niemand mehr seine Kräfte anstrengen, seine Fähigkeiten entfalten würde, so vermag ich die Richtigkeit dieses Gedankens freilich nicht einzusehen, dagegen scheint es mir zweifellos, daß ein Theil der Gesellschaftsglieder, und vielleicht ein großer Theil, der Beschreibung entsprechen würde, die in der gegnerischen Presse von den Arbeitern des „Zukunftsstaates“ mit Vorliebe entworfen wird. Wenn man Jedem das gleiche Quantum Genußmittel zuweist und Den, der ein geringeres Quantum Arbeit liefert, mit der Annahme

entschuldig, daß ihn die Natur mit karger Kraft oder schwächerem Fleiße ausgestattet hat, so werden gewiß Viele, die von Haus aus sehr arbeitstüchtig sind, es bequemer finden, plötzlich einen geringeren natürlichen Arbeitstrieb zu besitzen. Man vergeße nur nicht, daß die Verwirklichung des Socialismus niemals ohne Widerspruch vollzogen werden kann; denn von dem Augenblick an, wo die socialistische Partei an numerischer Stärke und somit an thatsächlicher Macht die ihr entgegenstehenden Parteien des Landes übertrifft, wird sie dazu übergehen, ihre Principien in das staatliche Leben einzuführen. Sie wird hierbei auf den Widerstand aller ihr feindlichen Richtungen stoßen und denselben nur durch ihre größere Macht überwältigen können (wobei ich gar nicht an die Anwendung von Gewaltmaßregeln, sondern an die gesetzliche Durchführung von Majoritätsbeschlüssen denke). Wird sich nun nicht annehmen lassen, daß zum Mindesten Diejenigen, die wider ihren Willen Bürger des socialen Staates geworden sind, ihre Abneigung gegen den neuen Zustand der Dinge durch einen hohen Grad von Arbeitsunlust bethätigen werden. Wie aber soll man diese feindseligen Neigungen bekämpfen, wenn man nicht ein ausgedehntes System des Arbeitszwanges einführt, das nur die logische Consequenz dieser Gleichheit des Genusses ist, wenngleich in unseren Reihen Schilderungen dieses Zwanges aus gegnerischem Lager mit Entrüstung als Zerrbild, als Caricatur des socialen Staates zurückgewiesen werden. Oder glaubt vielleicht ein Parteigenosse, daß die Durchführung des Socialismus erfolgen wird ohne jeden Widerspruch? Wenn wir so lange warten wollten, bis wir keine Gegner mehr haben, müssen wir die Verwirklichung unserer Idee auf eine vorläufig gar nicht absehbare Frist vertagen, und das dürfen wir im Interesse der arbeitenden Klasse nicht thun.

Vielleicht ist man der Ansicht, daß die Zahl der Freunde des Idealismus so groß, die seiner Gegner so gering sein wird, daß die Trägheit der letzteren den gesammten Arbeitsertrag des Staates in kaum nennenswerther Weise schmälern wird. Wer aus dieser Hoffnung Beruhigung zu schöpfen vermag, vergift völlig, welche Macht das böse Beispiel besitzt. Wenn in unserem Staate ein Bruchtheil der Bevölkerung sich trotz seiner Indolenz und Bequemlichkeit derselben günstigen Lage erfreut, wie alle Fleißigen, so wird dieses Beispiel eine so bestridende Wirkung auf die Mitarbeitenden ausüben, daß diese unbedingt zum großen Theile derselben Corruption anheimfallen. Eine ähnliche Erfahrung hat die demokratische Partei in der Schweiz machen müssen. Im Jahre 1850 wurden im Canton Neuenburg (Neuchâtel) die indirecten Steuern abgeschafft und durch eine directe proportionale Einkommens- und Vermögenssteuer ersetzt. Die Erhebung derselben sollte nach dem System der Fassion, der Selbsteinschätzung, erfolgen. Es war der rein demokratische Geist, der dieses Gesetz dictirte. Man wollte die Bürger frei machen, ihnen die Einschätzung ihres Vermögens und somit die Festsetzung ihres Steuerbeitrages selbst überlassen. Der Gesetzgeber hoffte, daß derselbe edle Geist, von dem er selbst geleitet war, auch die Bürger befeelen und sie zur wahrheitsgemäßen Angabe ihrer Steuerfähigkeit veranlassen würde. Aber was war die Folge hiervon? Obgleich man die ausgedehntesten Controlmaßregeln einführte und hohe Strafen für den Fall des Unterschleifs festsetzte, konnte doch der Landtags-Abgeordnete Moritz Mohl im vorigen Jahre in einem Commissions-Bericht an die württembergische Kammer der Abgeordneten die über Erwarten große Anzahl von Betrugsfällen folgendermaßen erklären: „Wenn Jedermann die Gewohnheit der meisten Menschen kennt, so leicht zu

defraudirenden Steuern sich bis auf ein Minimum zu entziehen, so lassen sich Unzählige zu dem Raisonnement verleiten: alle Welt betrügt ja, soll ich mein Geld in diesen Schlund werfen?" — Im Jahre 1862 nahm sich eine Gesellschaft Neuenburgischer Patrioten die Mühe, die Steuerlisten genau zu prüfen und nach den Resultaten die Richtigkeit der Fassion zu bemessen. Die Namen der meisten Bürger ließen sie nebst Angabe ihres Steuerbetrages in einem Buche veröffentlichen, und bemerkten in der Vorrede:

„Das System der directen und proportionellen Steuer ist eine der großen Eroberungen unserer Revolution von 1848 und es bildet eine der Grundlagen unserer jetzigen Organisation. Man könnte sie nicht über den Haufen werfen lassen, ohne nicht allein die republikanische Form, sondern auch den demokratischen Charakter unserer Verfassung zu beeinträchtigen. Denn dieses Steuersystem ist auf dem Gebiete der Finanzen der höchste Ausdruck der Gerechtigkeit und genirt die gesellschaftliche Arbeit, welche den Staatsbedürfnissen Genüge thun muß, am wenigsten.

„Die directe und proportionelle Steuer besitzt alle diese Eigenschaften unter einer Bedingung: unter der, daß diese Proportionalität auch wirklich und nicht bloß auf dem Papier bestehe; die Proportionalität darf nicht zur ungerechtesten Disproportionalität werden, in Folge deren der honnete Bürger für die Leute ohne Gewissen bezahlt. Um diesem Uebelstand zu begegnen, muß man das Mittel finden, einen Jeden nach Verhältnis seines Vermögens und seines Einkommens bezahlen zu machen.

„Es ist eine mathematisch erwiesene Thatsache, daß die Steuer nicht die Hälfte dessen abwirft, was sie liefern sollte, wenn alle Vermögen und Einkommen nach dem Gesetz beitragen.

„Es muß also, und wir sind beschämt, es zu sagen, ein beinahe allgemeines System des Betruges (un système presque général de fraude) sich in die Sitten der Neuenburger Gesellschaft ein-

geschlichen haben; denn Personen, welche unfähig wären, ihren Nebenmenschen um 5 Centimen zu betrügen, nehmen keinen Anstand, dem Staate einige Hunderte von Franken zu entziehen; ja selbst Corporationen, von honneten und gemäßigten Männern verwaltet, sieht man sich zu einer Fassion verbünden, die zum Ergebnisse hat, den Staat um einige tausend Franken zu betrügen! Ein solcher Zustand muß aufhören; die öffentliche Moral verbietet, daß eine Bevölkerung sich gewöhne, zweierlei Gewissen zu haben, eines für Privat- und eines für öffentliche Angelegenheiten, und in einem freien Lande weniger als in einem anderen, in einem Lande, wo alle Bürger souverain sind, können die Lüge und der Betrug nicht geduldet werden, ohne die Gesellschaft und die Republik mit dem Ruine zu bedrohen!“

Es waren Demokraten, warme Anhänger des Neuenburgischen Steuergesetzes, welche an die Deffentlichkeit diesen Appell richteten, der bis heutigen Tages leider völlig wirkungslos geblieben ist.

Sollte dieser Hergang nicht eine gewichtige Lehre für jeden Socialisten enthalten? Meines Erachtens lehrt er uns, daß in einem Staate, welcher die Gleichheit des Genusses bei ungleicher Leistung einführt, nicht bloß die principiellen Gegner des Staatswesens, sondern auch viele seiner theoretischen Anhänger sich bemühen würden, den Druck der Arbeitslast von ihren Schultern möglichst abzuwälzen. Man verkennt die menschliche Natur, wenn man glaubt, daß die Arbeit als solche nicht als Last empfunden werde. Es ist leicht, von der Liebe zu declamiren, die Jeder zu seinem Berufe fühlt, und das Unglück Desjenigen zu schildern, der ohne jede Beschäftigung ist. In den Satyren des Horaz wird an einer Stelle die Liebe zur Arbeit mit den glühendsten Farben gemalt und darauf hingewiesen, daß Jedermann auf die Berufsbeschäftigung des Anderen mit Geringschätzung blickt.

Einige Seiten später klagt Horaz: „Der Kaufmann beneidet den Seemann, dem es vergönnt ist, in die weite Welt hinauszuschweifen, während er an die enge Scholle gebannt ist; der Soldat, der Gefahren aller Art zu bestehen hat, neidet dem Kaufmann seine Ruhe und Behaglichkeit zc.“ Der Widerspruch zwischen beiden Stellen ist nur ein scheinbarer. Wenn man mit noch soviel Liebe an seiner Thätigkeit hängt, die gewohnheitsmäßige Beschäftigung entkleidet sie auf die Dauer des Reizes und erzeugt Augenblicke des Mißmuths und der Unlust. Dies liegt in der menschlichen Natur, und wenn ich auch zugeben will, daß die Menschennatur sich ändern kann, so ist doch ein sehr langer Zeitraum erforderlich, ehe eine veränderte Erziehung veränderte Resultate hervorzubringen vermag. Vorläufig entspricht die Menschennatur noch der Schilderung, die vor zweitausend Jahren der römische Dichter von ihr entwarf.

Wenn man uns sagt, daß an Stelle des durch die Aussicht auf Geldgewinn geleiteten Egoismus ein anderes treibendes Motiv die Arbeitslust erzeugen wird, nämlich der Ehrgeiz, das Streben nach Achtung der Mitmenschen, die Liebe zur gesammten Bevölkerung, wenn man Beispiele aus der Vergangenheit entnimmt, um zu zeigen, daß nicht dem Egoismus die großen Fortschritte der Culturgeschichte zu danken sind, wenn man auf die Tapferkeit des Soldaten, dem keine Aussicht auf Gelddelohnung winkt, verweist, — so können alle Vorhaltungen dieser Art dem abstracten Communismus nicht zu Gute kommen. Der Soldat ist tapfer, „des Noth“ gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, und soweit man die Ueberlieferung der Geschichte durchforscht, findet man, daß es zumeist nur Einzelne waren, die dem Egoismus von sich abstreiften, und daß die Massen nur dann fähig waren, diesen höheren Schwung zu nehmen, wenn sie in Zeiten hoher poli-

tischer Erregung durch die Leidenschaft einer idealeren Weltanschauung zu einer idealeren Auffassung fortgerissen wurden. Aber der Egoismus kehrte sofort wieder, nachdem das Strohfeuer der Begeisterung verrauchet war. Auf die Dauer hat nur die Aussicht auf eigenen Vortheil den Menschen zur Anspannung seiner Kräfte vermocht.

Geht man auf das Hauptmotiv, von dem sich die Philosophen der Genußgleichheit leiten lassen, näher ein, so wird die Nichtigkeit ihrer Forderung noch klarer. Die Gerechtigkeit soll die Gleichheit der Arbeitsentschädigung rechtfertigen; denn es sei Niemandes Schuld, wenn er von Natur geringere Kräfte oder geringeren Arbeitstrieb erhalten habe. Gewiß wirken rein äußerliche Umstände dahin, daß die Menschen kräftig, fleißig und geschickt werden, die angebliche Willensfreiheit ist nach Kant'scher Philosophie Illusion. Niemand kann die äußeren Umstände bannen, denen er seine Schwäche und Untauglichkeit verdankt. Aber sind denn die Tugenden des Menschen nicht entwicklungsfähig, sind sie nicht Keime, die erstickt oder entfaltet werden können? Und welches sind denn die „äußeren Umstände“, die den Grad der Entfaltung bestimmen? In Bezug auf Kräfte und Fähigkeiten sind es die gute Lehre und das gute Beispiel in der Theorie, die thatfächliche Uebung in der Praxis. Und für die Entwicklung des Arbeitstriebes ist wiederum die Erziehung in der Theorie bestimmend, in der Praxis aber die Aussicht auf gewisse Belohnung, resp. die Besorgniß persönlichen Nachtheils im Unterlassungsfalle. Verzichtet man darauf, diese Aussicht auf Belohnung fortbestehen zu lassen, so raubt man einen derjenigen äußeren Umstände, unter deren Einfluß sich der Arbeitstrieb entfaltet, und es ist nur zu erklärlich, wenn in dem neuen Staate keine Arbeitslust mehr vorhanden ist.

Es erscheint mir sonach unumgänglich

nothwendig, daß der socialistische Staat seine Mitglieder je nach ihrer Thätigkeit entschädigt, daß er Diejenigen höhere Genußmittel erwerben läßt, welche ihren Anspruch hierauf durch eine höhere Arbeitsleistung begründen können. Man wird sonach in dem neuen Staate zwar die Vermögensungleichheit bis zu einem gewissen Grade bestehen lassen müssen, aber dennoch einen Zustand herbeigeführt haben, der aus zwei Gründen dem gegenwärtigen vorzuziehen ist. Erstens ist später die arbeitende Klasse der kapitalistischen Ausbeutung entzogen und erhält höheren Lohn; zweitens ist Jedem, der arbeiten will, Gelegenheit gegeben, arbeiten zu können, — was heut' nicht der Fall ist. — Für nachweislich Arbeitsunfähige würde natürlich die Gesamtheit, und zwar in umfangreicherer Weise, als dies heut' geschieht, einzutreten haben.

Aber — so wird man vielleicht fragen — ist es denn gerecht, den unverschuldet Schwachen und Ungeschickten schlechter zu entlohnen, als den Kräftigen und Geschickten? Gerecht ist dies nicht, ich wiederhole es, indeß ultra posse nemo obligatur, das Unmögliche kann Niemand vollbringen. Zudem scheinen mir zwei Umstände diese Ungerechtigkeit auszugleichen. In dem Staate der Genußgleichheit würden die Bürger miteinander in der Trägheit wetteifern, die Mehrzahl würde nur lässig und widerwillig arbeiten, die Gesamtleistung wäre gering, und das Wohlbefinden der Staatsglieder ein sehr mangelhaftes. Bei ungleicher Arbeitsentschädigung würde dagegen ein allgemeiner Wettstreit in der Production entstehen; die Zahl der Producte würde sich vermehren, die Cultur fortschreiten, der Nationalreichtum wachsen. Der Schwache und Ungeschickte würde daher, da er an den gemeinschaftlichen Vortheilen theilnimmt, in diesem Staate immer noch besser daran sein, als bei absoluter Gleichheit. Zweitens würde in dem socialen Staate die Zahl der

Schwachen und Ungeschickten nothgedrungen von Jahr zu Jahr abnehmen. Woran liegt es, daß heut' so Viele schwach sind? An schlechter Erziehung und Ernährung mindestens ebenso sehr, als an natürlicher Mißbildung! Woher kommt die Ungeschicklichkeit? Hauptsächlich daher, weil Viele ihrer Armuth halber einen Beruf wählen, den sie nicht völlig erlernen können, durch ihre Armuth aber an einem Wechsel des Berufs verhindert sind. Man beseitige diese Ursachen, und die Erscheinungen selbst werden verschwinden. — —

Soviel über die Frage der Arbeitsentschädigung, die wichtigste, die der Socialist zu prüfen hat. Die vorstehend wiedergegebene Ansicht wird nicht überall Zustimmung finden; ich bitte jedoch, sie leidenschaftslos zu prüfen und gebe die Versicherung, daß eine sachliche Widerlegung derselben mir sehr viel Freude machen würde, weil ich nichts sehnlicher wünsche, als daß hierüber völlige Einhelligkeit der Meinungen in unserer Partei hergestellt werden möge. Zur Vermeidung von Mißverständnissen will ich meinen Gedankengang nochmals resumiren:

Die Gleichheit des Genußes ist das hohe Ideal, nach welchem die Völker zu streben haben. Aber dieses Ideal kann nicht unvermittelt verwirklicht werden. Die kapitalistische Production hat die Bevölkerung moralisch nicht derart gehoben, daß dieselbe eine solche Entschädigungsfähigkeit besäße, um ohne Weiteres in den rein communistischen Staat übertreten zu können. Es muß ein Uebergangsstadium, eine Läuterungsschule geschaffen werden. Die ökonomische Abhängigkeit muß gebrochen, die Ungleichheit der Arbeitsentschädigung aber beibehalten werden. Erst wenn das Volk an die ökonomische Freiheit gewöhnt sein wird, kann es zur Erringung der höheren Ideale fortschreiten. Der Weg vom Kapitalismus führt zum Socialismus und von diesem zum Communismus.

Nur im Communismus ist grösstmögliche Freiheit. *)

Von Dr. A. Douai.

IV.

Fragen wir uns, wo in der heutigen Gesellschaft die Freiheit zu finden sei, so werden wir deren sehr wenig antreffen. Wir wollen die Forschung nach Freiheit mit dem Anfange des Einzel Lebens beginnen. Wo und von wem der Mensch in die Welt gesetzt wird, dazu kann er nicht das Mindeste thun; seine Freiheit aber wird dadurch ganz wesentlich beschränkt. Es macht einen ganz gewaltigen Unterschied, ob er als Mann oder Weib geboren wird; es wird zugestanden werden, daß dies auf seine ganze Erziehung, also auch auf seine Zukunft und selbstständige Thätigkeit sehr verschieden einwirkt. Die Thatsache der geschlechtlichen Verschiedenheit ist unabänderlich; allein die Folgen daraus sollten die Freiheit nicht beschränken, weil in beiden Geschlechtern das eigentliche Wesen des Menschen dasselbe ist. Beide Geschlechter wollen und sollen in freier Entwicklung ihrer besonderen und allgemein menschlichen Anlage ihr Glück suchen und finden können. Geschieht dies heutzutage? — Nur ganz ausnahmsweise; am meisten vielleicht noch in den angelsächsischen Ländern, aber auch da nur unter den Wohlhabenden, und nach sehr einseitigem Erziehungsverfahren. Die Geburt eines Mädchens ist noch allerwärts weniger willkommen als die eines Knaben, weil sie durch Vorurtheil und Gesetzgebung weniger befähigt wird, selber ihres Glücks und Unglücks Schmiebel zu sein. Das weibliche Geschlecht ist nicht von Natur

das schwache Geschlecht — unsere Erziehung und Gesellschaftsordnung macht es dazu; die letztere, welche noch nie eine ehrliche Gleichberechtigung unter den Menschen überhaupt hat dulden wollen, ordnet folgerichtig überall das Weib dem Manne unter und bestraft es für sein Geschlecht, wofür es nichts kann. Wer aber etwa bestreiten wollte, daß nur die Gesellschaft, daß nicht die Natur daran Schuld ist, daß das Weib das schwache Geschlecht ist, der beantworte ehrlich die Frage, ob noch je dem Weibe volle Gelegenheit geboten worden ist, unter gleichen Bedingungen wie der Mann ihre Freiheit zu entwickeln, und er wird sie verneinen müssen.

Wir brauchen uns jedoch beim weiblichen Geschlechte nicht aufzuhalten, da auch vom männlichen nur zu sehr der Satz gilt, daß der Zufall der Geburt von Vorurtheil und Gesetzgebung zum Verdienst oder Unverdienst angerechnet, belohnt oder bestraft wird. Den Kindern der „glücklich situirten“ Minderheit wird eine Erziehung zu Theil, bei welcher die eigenen Anstrengungen, durch die jeder Fortschritt verdient werden sollte, möglichst erlassen werden; den Kindern der großen Mehrheit wird dieser Fortschritt unnötig erschwert. Den allermeisten Menschen ist es schon von der Wiege auf bestimmt, was sie werden können und sollen. Das ist ja aber das gerade Gegentheil von Freiheit. — Man wende nicht ein, daß genug Menschen alle Hindernisse einer ungünstigen oder Übergünstigen Jugendentwicklung überwinden können; oder gar, daß jede natürliche

*) S. „Zukunft“ Heft 3.

Begabung sich die Wege zu ihrer Entwicklung bahne, und daß, was von Anlagen verloren gehe, der Entwicklung nicht werth sei. Denn es steht geschichtlich und erfahrungsgemäß fest, daß die Verhältnißzahl der Menschen mit leicht entwickelbaren Anlagen genau so wächst, wie die Verbesserung der Erziehungsweise wächst. Wäre dem nicht so, woher käme denn der Culturfortschritt, das immer breitere Aufstreben der Volksmassen, die Sprengung immer weiterer Geistesfesseln?

Chrlüche Menschen werden hier folgen- des Entweder—Ober zugeben. Entweder hat der Mensch als solcher die Anlage zur Freiheit — und sogar alle unsere rückständige Gesetzgebung, unsere zugestandenenen Grundbegriffe alles Rechtes setzen sie voraus — dann ist die Entwicklung dieser Anlage bei jedem Menschen gleichwohl geboten, und alle Entschuldigungen wegen Verschmäumniß dieser Pflicht seitens der Gesellschaft sind schlechte Ausreden. Oder aber der Mensch hat als solcher die Anlage zur Freiheit nicht — wozu denn alle Rechts-Heuchelei? Es gilt dann allein das Recht des Stärkeren, und das Gute, die Tugend, die Sittlichkeit und ihre Gegensätze sind dann leerer Schall, Lockspeisen oder Popanze für die Dummen.

Die Gegner werden also wohl zugestehen, daß die heutige Gesellschaft nur ein sehr geringes Maß von Freiheit gewährt, weil sie die Grundbedingung dazu vorenthält, die Möglichkeit der Freiheit, vollste Entwicklung der Anlage in jedem Menschen. Im Gegensatz zu ihr will der (wissenschaftliche) Communismus das Erziehungswesen zum Gegenstand der wichtigsten Fürsorge der Gesellschaft machen, um aus jedem Menschen so sehr den wahren Menschen zu entwickeln, als es die jedesmalige Kunst und Wissenschaft der Pädagogik nur zu leisten versteht. Es ist dies nicht ein bloßes Vorgeben — er muß es wollen, ernstlich und eifrig wollen, weil er sonst seine Absichten nicht

durchführen könnte. Mit Unterthanen, Pfaffenbedienten und Anbetern des Rammon läßt sich keine Gesellschaft von lauter Freien und Gleichen aufbauen. Kenntnisse, Fertigkeiten und sittliche Willenskraft sind es, welche in ihrer Vereinigung Jeden befähigen, die viel größere Freiheit auszuüben und zu ertragen, womit der communistische Zukunftsstaat Alle auszurüsten will. Wer uns das nicht glauben will — weil die Heuchelei so weit verbreitet ist — mit dem haben wir nichts weiter zu reden.

Unsere Gesellschaft also wird so überaus reiche Mittel für alle Erziehungszwecke verwilligen, die Ausbildung der Lehrer so gründlich betreiben, der Körperschaft der Lehrer so sehr allen nöthigen Einfluß auf die Erziehungsweise gestatten, daß der Zufall der Geburt aufgewogen werden kann durch die Erziehung. Sie wird alle hergebrachten Vorurtheile zerstören, welche jetzt den Geist der Massen knechten; sie wird durch das Kindergarten-Verfahren und durch die mit jeder Schule verbundene Arbeitsschule allen Menschen die Arbeit zum Spiel und Genuß machen und aus jedem Menschen sowohl einen tüchtigen Kopfarbeiter, als einen vielfach brauchbaren Handarbeiter; sie wird die Anlagen eines Jeden so entwickeln, daß er später die Wahl eines Berufes ganz nach seiner Neigung und mit voll ausgebildeten Fähigkeiten treffen und darin sich glücklich fühlen kann; sie wird von früh auf Jeden gewöhnen, sich alle seine Fortschritte und Genüsse selbst zu verdienen und an nichts Genuß zu empfinden außer am Selbstverdienten, jedes Geschenk, jeden Erlaß eigener Anstrengung zu verschmähen und darauf stolz zu sein, daß er sich selbst verdankt, was er hat und kann. Sie wird mit einem Worte jedes nöthige Opfer bringen, um immer mehr wahre Menschen heranzubilden.

Wir müssen hier auch noch folgenden Einwendung begegnen. „Ja,“ werden die

Gegner sagen, „daß Ihr, die wenigen einzelnen Wortführer des Communismus, eine so gesteigerte Erziehung wollt, das mag zugegeben werden; aber euere Volksmassen, welche davon blutwenig verstehen, trachten bloß nach den Fleischtöpfen Aegyptens, und ihr könnt keine Bürgerschaft geben, daß sie wollen werden, was ihr wollt, wenn sie erst die gesetzgebende Macht haben.“ — Wir entgegnen darauf: Nun wohl, Jeder, welcher unsern Zweck billigt, sollte es uns erleichtern, die Volksmassen zu demselben und seinen Mitteln zu befehlen. Er sollte uns in unserer Propaganda unterstützen. Es ist doch wohl klar, daß die allgemeine Volkserziehung überall, wo die kapitalistische Produktionsweise mit ihrer Verelendung der Massen und Entmenschung der oberen Klassen herrscht, rückschreitet, so daß entsetzliche Zustände und grimmige Klassenkämpfe in Aussicht stehen? Jeder Freund verbesserter Volkserziehung sollte doch wohl sich freuen, an uns und der wachsenden Partei, welche auf unserem Programm fußt, eine Bilanz von Bundesgenossen zu finden? Je mehr Freunde besserer Erziehung sich uns anschließen, desto besser können wir unsere Partei Anhänger von der Nothwendigkeit überzeugen, daß unsere erzieherischen Absichten ausgeführt werden. Wer uns aber fern bleibt, der verräth damit, daß seine Billigung dieser unserer Absichten gar nicht ernst gemeint ist; denn es giebt keine andere Partei, welche sich entfernt mit uns im ernstesten Streben für wahre Volksbildung messen könnte. Beweist uns das Gegentheil aus unserer Vergangenheit! — Ihr könnt es nicht. — Nun denn, so nehmt uns den Wind aus den Segeln, indem ihr selbst für unsere Erziehungszwecke eine Partei schafft. So lange ihr das nicht thut, haben wir das Recht, euer Wohlwollen für unsere Zwecke zu bezweifeln.

Da, wo die passive Erziehung in die Selbsterziehung übergeht, bei der Berufswahl,

zeigt sich der Mangel an Freiheit im heutigen Gesellschaftsleben augenfällig. Nur ganz ausnahmsweise kann der heranwachsende Mensch seiner Neigung und Anlage in der Berufswahl folgen, am wenigsten das weibliche Geschlecht. Aber auch beim männlichen steht es darin nur wenig besser. Im großen Ganzen erbt der Beruf, wo man überhaupt noch von einem solchen reden kann, vom Vater auf den Sohn fort, nicht weil die Naturanlage, der innere Beruf dazu forterbten, sondern zwingender äußerer Umstände wegen. Bald ist es der Wunsch des Vaters oder der Familie, bald der Hunger, der kaum eine andere Wahl läßt; bald fehlt überhaupt jede Gelegenheit, einen anderen als den gebotenen Beruf zu ergreifen, bald fehlen dazu die Geldmittel, bald die nöthige Vorbereitung. Des Bauers Sohn wird wieder Bauer, des Fabrikarbeiters Sohn wieder Fabrikarbeiter, und zwar derselben Art, der des Geistlichen und Beamten wieder Geistlicher oder Beamter, und die Ausnahmen bestätigen bloß die Regel. Das Schlimmste ist, daß es für die Enterbung der Gesellschaft überhaupt keinen Beruf mehr giebt, sondern weil die Theilung der Arbeit durch Vervollkommnung des Maschinenwesens zunimmt, einen abnehmenden Bedarf an geschickten, vielseitig tüchtigen Lohnarbeitern, und Hunderttausende zu einem öfteren Wechsel rein mechanischer Beschäftigung zwingt, welche abspannend und geisttödtend wirkt. Sonst war gerade der Deutsche ausgezeichnet durch seine Liebe zum Beruf und durch seine Durchbildung in demselben. In seinem Stolge darauf, in der sittlichen Befriedigung, welche ihm seine Leistungen darin gewährten, und in der gewissenhaften damit verbundenen Pflichterfüllung fand er für seine beschränkten Glücksumstände und alle Quälereien der Gesellschaft Ersatz. Der Wegfall dieser beruflichen Durchbildung, welchen die kapitalistische Produktionsweise immer rascher

Lichte erscheinen, wenn wir die Freiheit des Gemeinwesens betrachtet haben, wie sie im Staate, den wir meinen, beabsichtigt und möglich ist.

V.

Wenn die Bürger frei sein sollen, muß der Staat frei sein. Wenn die große Gemeinschaft, welcher jeder einzelne Bürger einen Theil seiner Rechte opfert, damit er sie alle schütze, immer mehr befreie und zum Menschenthum befähige, — wenn diese Gemeinschaft selbst unfrei ist, gefesselt ist, nicht die Macht hat, ihren Zweck zu erreichen, so sind die Bürger es mit ihr. Es ist deshalb auffällig, daß unsere Staatsrechtslehrer so wenig untersuchen, ob der bestehende Staat das mögliche und nöthige Maß der Freiheit besitzt — ein sehr verdächtiges Still-schweigen!

Freiheit — oder was dasselbe ist — Macht beruht auf drei Dingen: Geld, Geist und Gesundheit. Unter Geld verstehen wir die Möglichkeit des Besizes der sinnlichen Güter, unter Geist die Möglichkeit des Besizes der unsinnlichen Güter, unter Gesundheit die Möglichkeit, von diesen Gütern Gebrauch zu machen.

Nun ist es eine bekannte Sache, daß in allen Staaten, welchen Namen sie auch haben mögen, ein ewiger Geldmangel herrscht, und zwar sind es immer gerade die allerwichtigsten Zwecke, für welche die Staaten am wenigsten Geldmittel aufbieten können — die der Erziehung, der Wissenschaft und Kunst, der Entdeckungen und Erfindungen und der großen gemeinnützigen Unternehmungen. Und das ist um so merkwürdiger, als der Staat alles Geld macht, indem er das Recht hat, zu verordnen, was Geld sein soll. Fragt man ihn, warum er so eigenfinnig geldarm ist, so belehrt man uns, daß es nicht von einem Staate

allein abhängt, auch nicht von mehreren zugleich, was Geld sein solle, sondern vom Welthandel, welcher Edelmetalle als Geldstoff verlange, — und diese müßten gekauft werden um einen beinahe so hohen Preis, als das daraus zu prägende Geld habe. Allein, ist das nicht ein Zugeständniß unseres Satzes, daß der Staat in Geldsachen ohnmächtig sei? Haben nicht alle Staaten das größte Interesse daran, und hätten sie nicht mittelst einer Vereinbarung untereinander die Macht, dem Welthandel eine Art Geld aufzunöthigen, welche jedem von ihnen die nöthigen Geldmittel gewährt? — Nein, ruft man uns zu, und bekräftigt damit immer mehr, was wir behaupten. Wir werden aber später sehen, daß die communistische Wissenschaft ein Mittel kennt, um jedem Staate alle nöthigen Geldmittel zu verschaffen, und daß es nicht Unwissenheit hiervon ist, wenn die heutigen Staaten davon keinen Gebrauch machen. Der heutige Staat will eben nicht seine allerwichtigsten obigen Zwecke erfüllen.

Dies allein schon beweist, daß dieser Staat auch an Geiste arm ist. Seine Hauptanstrengungen sind darauf gerichtet, Kriege führen und erobern zu können nach außen hin und die Unzufriedenheit der eigenen Bürger danielberzuhalten, oder mit anderen Worten, einer bevorzugten Klasse von Bürgern die Macht über alle übrigen zu erhalten. Alle übrigen Staatszwecke kommen neben diesem einen nur als Mittel in Betracht und werden nur soweit verfolgt, als sie diesem nicht im Wege stehen. Wir nennen dies Geistesarmuth, und mit Recht. Es ist bewiesen, daß mit steigender allgemeiner Volkserziehung alle Menschen friedlicher werden, daß nichts die Völker inniger vereinigt, als geistige Gemeinschaft im Austausch ihrer stofflichen und unstofflichen Erzeugnisse, und daß nichts die Unzufriedenheit der Volksmassen mit den bestehenden öffentlichen Zuständen so wirk-

sam verbannt, als ihre Zufriedenheit mit der eigenen Lage. Die große Masse aller Völker ist so sehr in der Verehrung der Autorität aufgewachsen, daß nichts so sehr diese Selbstentäußerung an bestehende Gewalten erschüttern kann, als die offenkundige Absicht, diese Gewalten um jeden Preis und auf Kosten des Wohlseins der Gläubigen zu erzwingen. Der revolutionäre Geist im Volke ist immer von oben herab verschuldet. Es ist nicht anders mit den Völkerkriegen — sie sind wahnsinnige Verirrungen, zumal nachdem schon mehrfach gelungene Versuche mit Völkerschiedsgerichten gemacht worden sind. Das arbeitende Volk hat keinen Vortheil, sondern nur schweren Nachtheil von jedem Kriege, und man darf behaupten, daß jeder Krieg unterbleiben würde, wenn die zu betheiligenden Völker frei darüber abstimmen gelassen würden, ob Krieg sein soll oder nicht, und zu welchem Staatsganzen ein Grenzbezirk gehören wolle. Wer dies heutzutage noch läugnen will, muß entweder sehr ungebildet, oder an roher Gewalttherrschaft betheiligte sein, so daß es Thorheit wäre, mit ihm rechten zu wollen. Natürlich gestehen wir bereitwillig zu, daß es eine Verufung auf Kanonen, ein stehendes Heer und gewaltfame Stützen der Autorität geben muß, so lange nicht unter den hervorragenden Völkern ein Geist zum Durchbruch kommt, welcher nach Vernunfttherrschaft verlangt. Die Geistesarmuth der bestehenden Staaten äußert sich aber eben darin, daß Alle, welche diese Vernunfttherrschaft erstreben, als Feinde aller menschlichen und göttlichen Ordnung in Bann gethan werden.

Die Ungefundtheit aller heutigen Staaten, welche ihre Ohnmacht mitverschuldet, ist darin begründet, daß die Religion zum Gifte gemacht wird, indem sie aus einer reinen Privatsache zur Staatsangelegenheit verkehrt wird. Selbst die Vereinigten Staaten, in welchen der gegentheilige Grundsatz verfassungsmäßig

anerkannt ist, üben vielfach eine so ungesunde Praxis, indem sie Kirchengeneigenthum steuerfrei und die Secten zu staatlich berechtigten Körperschaften machen, Geistlichen Vorrechte gewähren, u. s. w., u. s. w. Somit wird die Religion ein Regierungsmittel, um nicht zu sagen — ein Unterdrückungsmittel. Der Streit zwischen den Rechtsgebieten des Staates und der Kirche stirbt nicht aus. Der Bürger kommt in einen Widerstreit der Pflichten, welche er dem einen und der anderen schuldet. Die Bürger untereinander werden künstlich entzweit und verfeindet durch Ansprüche der Kirche an sie, welche dem Staatszwecke zuwiderlaufen, und der Staat erlaubt sich Gewalt Eingriffe in das innerste Heiligthum der Bürger, ihre Ueberzeugungen, ihre Gedankenfreiheit. Er erfährt dabei bald offenen, bald geheimen Widerstand gegen alle seine Zwecke, an welchem diese scheitern. Er zieht muthwillig die Heuchelei groß, wo er obsiegt, die Verdummung, wo er nachgiebt. Er muß die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre beschränken, des einzigen Heilmittels gegen das wuchernde Gift, weil er die Religion als seine eigenste Angelegenheit anerkennt. Und da alle diese Unfolgerichtigkeit schließlich nur dem Mammonsdienste zu Gute kommt, weil es dem Staate an Geist und Gesundheit fehlt, um die Geldmacht bekämpfen zu können, so ist der Staat aus einem pomphaft so genannten ethischen Institut das reine Gegentheil und sich selbst entfremdet, ohnmächtig geworden. Die Ohnmacht stiert ihm aus allen seinen Zügen heraus. Seine Gesetzgebung ist unverständlich, unfolgerecht und widerspruchsvoll, seine Schulanstalten werden immer armseliger, seine Anstalten für das Gemeinwohl immer ungenügender, seine Ausgaben für unproductive Zwecke immer riesiger, seine Rathlosigkeit gegenüber den brennenden Zeitfragen immer offenkundiger. Nothbehelfe sind, was die Weisheit der heutigen Staatsleute ausmacht; „neuen

Wein in alte Schläuche fassen", den neuen Geist mit Polizeimaßregeln eindämmen und im Uebrigen es gehen lassen, so lange es gehen will, mit dem Motto: „nach uns die Sintfluth!“ Das ist die erklärte Geistesarmuth der Herrscher in diesem Kenntnißreichsten aller Zeitalter, die Krankheit aller Staaten.

Und da jedes kranke Zeitalter sein Heilmittel selbst erzeugen muß, so hat das unsrige den wissenschaftlichen Communismus erfunden. Dieser wurzelt in der geschichts-philosophischen Einsicht, daß der Mensch nur in und mittelst der Gesellschaft mehr als ein Thier ist; daß an dem stofflichen und unstofflichen Reichthume der Gesellschaft alle Menschen von jeher mitgeschaffen haben, und daß deshalb alle Reichthümer ein gemeinsames Erbe aller Glieder der Gesellschaft sein müssen, bei Strafe des elenden Untergangs aller Völker, welche das gemeinsame Erbe in Privateigenthum weniger Einzelner zu verwandeln erlauben; daß, wie der Leib früher da ist als sein Geist, so auch die ökonomische Entwicklung alle geistige Entwicklung bedingt und zu immer neuen Fortschritten treibt, sowie zur wohlthätigen Wechselwirkung zwischen beiden; daß jede ökonomische Entwicklungsstufe sich auf ihrem höchsten Standpunkte selbst ihr Grab gräbt, um eine neue aus sich zu gebären, und daß die heutige kapitalistische Productionsweise sich an der modernen Wissenschaft ihren Leichenredner, an der Verarmung der Völker zu Gunsten Weniger ihr Todesurtheil, am Freiheitsdrange der entrechteten Proletarier ihren Scharfrichter großgezogen hat. Die Einsicht in die geschichtliche Nothwendigkeit eines neuen, großen ökonomischen Fortschritts, von welchem aller geistige Fortschritt bedingt ist, diese vom wissenschaftlichen Communismus gepredigte und den Volksmassen als zeitgemäß begreifliche Einsicht, nimmt dem socialen Kampfe alles Thierische, alle persönliche Gehässigkeit und gestaltet

ihn zu einer sittlich erhabenen Berufsarbeit der unterdrückten Klassen um. Es wird eine Religion daraus, nur ohne allen Absolutismus, die Religion der Gerechtigkeit auf Erden, der Vernunft-herrschaft, der wachsenden Freiheit.

Da die Massen durch ihre Verdummung und Trägheit ihr eigener Hemmschuh sind, so ist ein Sieg des wissenschaftlichen Communismus nur durch die langsame und geduldige Aufklärung dieser Massen denkbar. Jeder Putzsch, jeder Krawall, jeder zufällige Aufstand gegen die Unterdrückung kann seinen endlichen Sieg nur verzögern. Die brutale Niederwerfung dieser blinden Ausbrüche aber beschleunigt diesen Sieg andererseits nicht minder als die gewaltsame Hemmung der friedlichen Aufklärung es thut, welche das eigene Denken in den Volksmassen wachruft und die verbotene Frucht süß macht. Das wachsende ökonomische Glend aber in Folge der kapitalistischen Großproduction drängt immer mehr Männer der Wissenschaft auf die Seite der Ausgebeuteten und belehrt rascher als die ruhige Predigt für sich allein.

Zu der Zeit also, wann die communistische Wissenschaft eine Großmacht geworden sein wird, haben die Massen der vornehmsten Culturvölker bereits das neue Evangelium in sich aufgenommen und werden in allen seinen Lehren einig sein. Die Religion, die Nationalität, die Rasse und das Geschlecht, kurz alle trennenden Fragen und Vorurtheile haben ihre alte Macht verloren, und die Ause: Brod ist Freiheit, Freiheit Brod, und Alle für Einen, Jeder für Alle! Rettung der Cultur aus den Banden der Ausbeuter! — diese Ause werden beweisen, daß die Völker für die neue Gesetzgebung reif sind. Die junge Generation der Kopf- und Handarbeiter wird alsdann begriffen haben, daß die Freiheit des Einzelbürgers und die Freiheit des Staates sich wechselseitig bedingen, daß ganz ebenso sehr wie die Macht des

Einzelbürgers wächst, von seinen Anlagen den ausgiebigsten Gebrauch zu machen, die Macht des Staates wächst, das Gemeinwohl zu fördern; daß alle Gesetzgebung so eingerichtet sein muß, um ohne rohen Zwang durch freiwillige Vereinbarung aller Bürger über alle ihre Bedürfnisse der Gesamtheit jeden erforderlichen Kraftaufwand zu gestatten, welcher diese Bedürfnisse befriedigt. Alle öffentlichen Einrichtungen werden darauf berechnet werden, den unablässigen Fortschritt zu ermöglichen, indem alle Kräfte in jedem Einzelnen fort und fort entfesselt werden, alle Unterdrückung durch freiwillige Selbstbeschränkung hinwegfällt.

Aus zahlreichen Strebungen der Gegenwart geht hervor, wie sehr der Zeitgeist an dieser Aufgabe schon jetzt vorarbeitet. Man hat durch Versuche die Möglichkeit erwiesen, den Wahnsinn, indem man ihn als leiblicher Krankheit entstammend behandelt, mehr und mehr zu heilen; die Verbrechen zu verhüten, indem man verwaarloste Kinder und Erwachsene zu nützlichen Menschen umzuwandeln sucht; die Strafgesetze und die Behandlung der Sträflinge zu mildern; den Aberglauben, diese ärgste Geistesfessel, zu entwurzeln; die Jugenderziehung durch Kindergärten und Arbeitsschule zu versittlichen und die Schulen in vieler Hinsicht zu verbessern; die selbstsüchtige Vereinzelnung der Bürger wird durch freie Vereinigung der Berufsgenossen, durch gegenseitige Unterstützungsgesellschaften, durch Jahresversammlungen der Forscher und Künstler bekämpft; es giebt internationale Vereine zur Aufrichtung des Völkerfriedens durch Schiedsgerichte, und es giebt einen internationalen Arbeiterbund zur Befreiung der Arbeit von den Fesseln des Privatkapitals; alle Verkehrschranten werden vollends niedergebroschen; die Erzeugnisse der erlösenden Künste und Wissenschaften werden den Volksmassen in immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht, und aus den arbeitenden Klassen

selbst ringen sich Tausende durch Selbstdenken und Studium zu Volkslehrern und Bürgern der Zukunft empor. Was bedeuten alle diese Zeichen der Zeit anders, als daß die Culturvölker nach jener größtmöglichen Freiheit streben und sie also auch erringen werden, in welcher die Gewalt durch Geistesmacht, der Widerstreit der Interessen durch allseitige Vereinbarung, die Gesellschaft, deren Lebensgesetz die roheste Selbstsucht ist, durch das Lebensgesetz der gegenseitigen Vervollkommnung ersetzt werden sollen? Andererseits beweisen die Zweifler an einer solchen Entwicklung eben durch ihre Blasirtheit, daß sie keine sittliche Kraft mehr haben, um dem Zeitgeist noch lange Widerstand zu leisten.

Es bleibt unter der Voraussetzung, daß der Geist des vernünftigen Communismus fortwächst wie bisher, kaum nöthig, zu zeigen, wie derselbe einen Staat erzeugen muß, welcher einen Mittelreichthum besitzen wird so groß wie nie vorher, um allen seinen Zwecken genug zu thun. Der Staat hört eben auf, ein Popanz, eine Vergewaltigungs-Maschinerie, ein Gegenstand der Furcht oder des Hasses, eine gegenseitige Versicherungsanstalt der Wenigen gegen die Vielen zu sein; er wird zum unverfälschten Ausdruck des Gesamtwillens, zur gegenseitigen Versicherungsanstalt Aller in allen Dingen. Er kann eine Steuerkraft ausüben, welche gegen die heutige ganz unerhört ist. Wenn ihm der Einzelbürger selbst eine Hälfte oder mehr von seinem Arbeitsertrage steuert, so geht ihm diese ungeheuere Steuer nicht verloren, wie heutzutage, da er sie dem Privatkapitale ausantworten muß, sondern er bekommt sie im Ertrage der gemeinnützigen Anstalten vermehrt zurück. Der unsinnige, ja verbrecherische Widerspruch innerhalb der heutigen Gesellschaft, daß ein Nationalreichthum von unberechenbarer Größe vorhanden ist neben Armuth und Ohnmacht der allermeisten Bürger

und des Staates selbst, welche nur wächst, so daß der Staatszweck zum Selbstmord verdammt ist, dieser Widerspruch löst sich auf durch den communistischen Geist der Bürger, welche einen Willen haben. Damit ist aber nicht gesagt, daß der künftige Staat wirklich den Arbeitsertrag der Bürger so bedeutend in Anspruch nehmen werde, um den Bürgern ein Vormund für Beschaffung von Bedürfnissen zu werden, welche sie besser sich selbst verschaffen können. Die Gewerkschaften, welche alle Production und Consumption, den Welthandel unter Vertrag mit dem Staate nach Vorschlägen, welche sie untereinander vereinbart haben, ausführen, rechnen untereinander ab, und es bedarf verhältnißmäßig weniger Geldmittel, um Guthaben auszugleichen, zumal sie einander Credit geben. Wenn keine Grundstücke mehr verkauft, keine Zinsen mehr bezahlt werden, sind die Banken überflüssig; nur ein mäßiger Geldbedarf ist nöthig für den Kleinverkehr, und der Staat bedarf nur mäßiger Summen für Beamtengehalte und die Versicherungsgelder, welche er (und er allein) den Arbeits-Invaliden, Wittwen, Waisen, Hilfsbedürftigen auszahlt. Zu großen gemeinnützigen Unternehmungen aber kann er jede beliebige Summe Papiergeldes ausgeben, welches nie im Werthe sinkt, weil es wieder eingezogen wird in dem Maße, wie diese Unternehmungen Ertrag liefern, und weil Jedermann zu seiner Zahlungsfähigkeit begründetes Vertrauen hat. Eine Gefahr, daß er mit gemeinnützigen Unternehmungen sich überstürzen könne, ist ein-

sach deswegen kaum vorhanden, weil dazu die überschüssigen Arbeitskräfte nicht anders als allmählich anwachsen können.

Man braucht das Zukunftsbild nicht weiter auszumalen. Man sieht, daß die Schwierigkeiten, welche ihm entgegenstehen, bloß unter der Voraussetzung der Fortdauer des Privatkapitalismus bestehen. Wird dieser abgeschafft, so geht aller übrige Fortschritt organisch von Statten, so gewiß, als die Cultur fortschreitet und sich verallgemeinert. Ein einziger Gesetzesparagraph kann genügen, den Privatkapitalismus zu tödten. Er braucht nur zu verordnen, daß von einem Jahre an (sage 1900) alles Eigenthum an großen Arbeitsmitteln (es genügt, zu sagen: „an Grundstücken“) Staats-eigenthum werden solle, und daß bis dahin keine Verkäufe und Verpfändungen von Grundeigenthum mehr erlaubt seien, ausgenommen an den Staat. Die natürliche Folge muß sein, daß der Werth alles Kapitals allmählich, aber doch rasch genug bis auf einen Mindestbetrag sinkt, der Werth aller Arbeit dagegen steigt, bis sie zuletzt allein noch Tauschwerth hat. Mittlerweile hat die Cultur Zeit, die neuen Zustände vorzubereiten durch rasche Verbesserung der Volkserziehung, durch Ausarbeitung von Plänen, wie die zukünftigen öffentlichen Zustände sich gestalten sollen, durch Verträge zwischen den Staaten zum Zwecke der Durchführung dieser Pläne, u. s. w.

Wir schließen hier, bis Angriffe der Gegner auf unsere Auseinandersetzungen uns Gelegenheit geben, dieselben ausführlicher zu vertheidigen.

Recensionen.

Lissagaray, Geschichte der Commune von 1871. (Braunschweig, Bracke, 1878.)

Diese Geschichte, die jetzt in deutscher Uebersetzung und vom Verfasser bedeutend umgearbeitet im Verlag von W. Bracke erschien, ist ein sehr verdienstliches Werk. Zum ersten Male wird hier den deutschen Socialisten ein in deutscher Sprache gedrucktes Werk über das große Drama der proletarischen Revolution von 1871 dargeboten und dieses Werk sollte in keiner socialistischen Zeitungs-Redaction, in den Händen keines mit der Agitation Betrauten und in keiner socialistischen Vereins- oder Privatbibliothek fehlen.

Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Völker, aber die Geschichte lehrt die Völker weit weniger, wie sie es machen sollen, um ihr Ziel zu erreichen, als wie sie es nicht machen dürfen, um ihr Ziel nicht zu verfehlen, und dasselbe gilt auch von der Geschichte der Commune.

Strenge Unparteilichkeit, rücksichtslose Darlegung der gemachten Fehler, das sind die Grundsätze, nach denen Lissagaray seine Geschichte geschrieben hat. Er selbst sagt in seiner Vorrede: „Wer dem Volke falsche Revolutionslegenden erzählt und es — ob vorsätzlich oder aus Unwissenheit — durch Geschichtsbithyramben täuscht, ist eben so strafbar, wie der Geograph, der falsche Seekarten für den Seefahrer entwerfen würde“, und wir stimmen dieser Anschauung aus vollster Ueberszeugung bei.

Der Socialist muß gegen sich selbst und seines Gleichen streng und wahr sein, er darf weder sich noch Andere durch Trugbilder und Trugschlüsse täuschen, er muß sich bewußt sein, daß, je größer und gewaltiger das Ziel ist, das er sich steckt, er auch in um so höherem Grade verpflichtet ist, jede Unbesonnenheit und jede Unklugheit zu vermeiden, die Schaden verursachen, seine hohe und gerechte Sache compromittiren und auf lange hinaus schwer schädigen könnte. Die Vergangenheit soll ihm der Spiegel sein, der ihm

das Bild geschener Thaten objectiv zurückwirft, aus dem er mit Kaltblütigkeit sich seine Lehren entnimmt.

Nichts aber kann für den modernen Socialismus lehrreicher sein, wie das Studium der Geschichte der Commune; diese zeigt ihm ihre Größe in der Heldenhaftigkeit der Vertheidigung, aber auch ihre Kleinheit in der Organisation und im klaren Wollen. Das Studium von Lissagaray's „Geschichte der Commune“ wird viele Illusionen zerstören, aber das ist gerade ihr Verdienst, denn nichts hat bisher den Socialisten mehr geschadet und speciell unsern Brüdern in Frankreich, als eben die Illusionen. Diese müssen zerstört werden, je gründlicher, um so besser.

Der echte Idealismus, der darin besteht, daß er stets mit dem festen Boden unter den Füßen und mit den Verhältnissen rechnend, und keinen Augenblick das erhabene Ziel aus den Augen verlierend, darnach alle seine Handlungen einrichtet, kann nur dadurch gewinnen.

Wenn wir von diesem Standpunkt aus jetzt auf Grund des von Lissagaray gelieferten Materials in eine Kritik der Commune eintreten, so müssen wir, bei aller Hochachtung und aller Bewunderung für die vielen Tüde begeisterter Hingabe, hohen Heldenmuthes und bis zur äußersten Aufopferung gehender Selblosigkeit, wodurch sich sowohl ein Theil der Führer wie auch viele Tausende der großen unbekanntten und ungenannten Masse, und wahrlich nicht zuletzt die Frauen, ausgezeichnet haben, doch das Geständniß ablegen: die Commune ist weit mehr an ihrer eigenen Programmlosigkeit zu Grunde gegangen, als an der Uebermacht ihrer Feinde.

Indem wir dieses scheinbar harte Urtheil aussprechen, beschuldigen wir weder den Einzelnen, und habe er sich die größten Fehler zu Schulden kommen lassen, noch die Masse. Die Commune konnte nach Lage der Dinge nichts Anderes sein, als was sie war, und wenn sie selbst unter viel günstigeren inneren Zuständen

in's Leben getreten wäre, so wollen wir keineswegs behaupten, daß sie in Betracht der äußeren Umstände sich viel länger zu halten im Stande gewesen wäre.

Von vornherein aber ist nach unserer Ueberzeugung es eine grundfalsche und das wahre Leben und Wesen gesellschaftlicher Entwicklung verkennende Anschauung, wenn die „Anarchisten“ sich der Ansicht hingeben, mit dem Sieg der Commune von Paris würde auch die Commune in den übrigen großen Städten Frankreichs gesiegt haben und von da aus die „allmähliche Liquidation der alten Gesellschaft“ möglich geworden sein.

Das ist eine von den Illusionen, an denen unsere Freunde in Frankreich, trotz der Erfahrungen der Commune, bis heute noch zum größeren Theile leiden, das ist eine jener Illusionen, die sie bisher verhindert haben, in der gründlichen Agitation und Organisation, namentlich auch unter dem Landvolk, zunächst ihre Hauptaufgabe zu erblicken; eine Illusion, die ihnen den unseligen Glauben einprägte, es bedürfe nur einer, unter Umständen durch bloße Ueberrumpelung und Verschwörung, glücklich gelungenen Revolution in Paris und der einen oder der anderen großen Stadt, um den Socialismus zur Herrschaft zu bringen. Dieser Glaube, wurzelnd in dem feurigen und lebhaften Naturell unserer Nachbarn, das mehr durch rasche That, als durch langsame, gründliche und umsichtige Arbeit zum Ziel zu gelangen sucht, hat jene häufigen, gewaltsamen und heroischen Kämpfe erzeugt, an denen Frankreich allein fast reicher ist, als alle anderen civilisirten Länder der Welt zusammen genommen, und die trotz allem bewiesenen Heroismus, trotz aller Seelengröße und Aufopferung heute den Socialismus in Frankreich kaum stärker erscheinen lassen, als er vor 30 Jahren bereits war.

Es ist nothwendig, daß dies hier mit allem Nachdruck ausgesprochen wird, um endlich die auch bei uns in Deutschland herrschenden Illusionen über die Stärke unserer Genossen in Frankreich zu beseitigen.

Wer Lissagaray's Werk mit Nachdenken liest, wird sich dieser Ueberzeugung nicht verschließen können, denn in keinem bisherigen Act der französischen Geschichte ist die wahre Stärke, oder, wenn man will, die Schwäche des französischen

Socialismus, sein Mangel an klaren Zielen und die Spaltung unter sich selbst so zum Vorschein gekommen, wie in der Commune.

Diese Schwäche in der Kraft und diese Spaltung in den Anschauungen ist so groß, daß man sich billig fragen müßte, wie es möglich war, daß die Commune überhaupt so lange bestanden hat, als sie bestand, wenn ihre Existenz nicht dem Zusammenwirken einer Reihe von Umständen zu verdanken gewesen wäre, die mit socialistischen Zielpunkten zunächst sehr wenig zu thun hatten.

Dazu gehören erstens die traurigen Erfahrungen, welche Paris während der Belagerung unter der Leitung der Herren Trochu, Jules Favre u. s. w. gemacht hatte. Zweitens die gegründeten Befürchtungen, welche die Handlungen der monarchisch gesinnten Nationalversammlung zu Bordeaux, die später nach Versailles übersiedelte, und der Regierung unter der Leitung eines Thiers, bei dem demokratisch gesinnten Pariser Kleinbürgertum und den socialistischen Arbeitern erweckten, und beide, Regierung und Nationalversammlung, in dem Maße gegen Paris feindseliger stimmten, als die große Mehrheit des Pariser Volkes darauf bestand, eine Regierung so lange nicht anzuerkennen, bis es genügende Garantien für die Erhaltung der Republik und die Selbstverwaltung von Paris erlangt habe. Dazu kamen drittens die unsinnigen Decrete der Versailler Regierung bezüglich der Wechsel, der Mietthen und der Entziehung der Löhnung der Nationalgarden, Decrete, deren sofortige Durchführung Hunderttausende dem Elend überantwortet hätten.

Der Widerstand gegen Versailles wurde dadurch begünstigt, daß Paris in Folge der eben erst beendigten Belagerung mit Waffen und Kriegsmaterial vollgepfropft war, wohingegen die Regierung nur eine demoralisirte und zersprengte Armee besaß, die sie erst reorganisiren mußte.

Die angeführten Umstände waren stark genug, um die abweichendsten Parteinrichtungen, soweit sie nur überhaupt revolutionär gesinnt waren, zu gemeinsamem Handeln zu bewegen, und, an die alte kleinbürgerliche Reminiscenz der Commune von 1793 anknüpfend, die Commune zu proclamiren, die 93 wie 71 die naturgemäße Reaction gegen eine alles Maß überschreitende Centralisation der Staats-

gewalt und neuerdings die berechnete Opposition gegen die Uebermacht des rückständigen Landvolks und der Landstädte bildete. Was diese Commune sein sollte, darüber wurde nie ernsthaft debattirt, jedes officielle Programm mußte sofort die Spaltung erzeugen. Der Name Commune war nur das Schiboleth, unter dem sich gemeinsam kleinbürgerliche Jacobiner, und diese waren stark vertreten und lieferten in dem braven Delescluze eine der edelsten Erscheinungen der Commune, Proudhonisten, Socialisten aller alten Schulen und der neuen Richtung vereinigten.

Die Vertheidigung gegen die reactionären Bestrebungen der Versailler war die nächste und Hauptveranlassung zur Gründung der Commune, aber ohne diesen Kampf gegen Versailles hätte die Commune, auf sich selbst gestellt, keine acht Tage bestehen können, ohne die größte Spaltung in sich selbst und wahrscheinlich den Bürgerkrieg zu haben; das ist für uns heute außer Zweifel.

Die Socialisten bildeten nicht bloß keine in sich geschlossene, in Uebereinstimmung handelnde Partei, sie waren auch augenscheinlich in starker Minorität. Ihre wahre Stärke ist schwer festzustellen. Bezeichnend ist, daß die Studenten, die bisher bei allen bürgerlichen Revolutionen in Paris sich an der Spitze befanden, sich von der Commune fernhielten und förmlich loslagten.

Einen wahrscheinlich ziemlich sicheren Anhalt für die Stärke der wirklichen socialistischen Partei in Paris dürfte das Abstimmungsergebnis am 8. Februar 1871 ergeben, wo die vereinigte Candidatenliste der Internationalen, der Bundeskammer der Arbeitergesellschaften und des Comité's der 20 Arrondissements von 65,707 (Tribon) bis 22,499 Stimmen (Duval, der Eisengießer, der später als General der Commune einer der Ersten war, den die Versailler als Gefangenen erschossen,) auf sich vereinigte. Blanqui erhielt nur 52,000, Delescluze, der auf der Liste der radicalen Demokratie stand, 154,000, Felix Pyat, dieser elende Schwärzer und Dreiviertelsnarr, 145,000 Stimmen.

Die Zahl der 65,700 Stimmen dürfte auch der Zahl der Kämpfenden in den Maitagen ziemlich gleich sein, wesentlich höher dürfte sie nicht gewesen sein.

Wollte man nun zwischen der Zahl der Socialisten in Paris im Jahre 1871 mit der Berlins im Jahre 1877 einen Vergleich anstellen, so ergiebt sich das Manchen vielleicht überraschende Resultat, daß die 35,000 socialistischen Wahlstimmen Berlins im Januar 1877 bei einer Bevölkerung von rund 1 Million Einwohnern der socialistischen Stimmenzahl von Paris im Februar 1871 bei 1,825,000 Einwohnern fast auf den Kopf gleichkommen, woraus sich also schließen ließe, daß vergleichsweise der Socialismus in der deutschen Reichshauptstadt heute stärker ist, wie derjenige heute in Paris, da der Ausfall durch die Maischlächtereien, die Deportationen u. in Betracht gezogen werden muß. Der Vergleich wird für Berlin noch günstiger, wenn wir erwägen, daß in Paris mit dem 21. Lebensjahre abgestimmt wurde, dagegen in Berlin erst mit dem 25.

Mit diesem gewonnenen Resultat läßt sich für die deutschen Socialisten mit mathematischer Sicherheit schließen, daß eine wirkliche socialistische Verwaltung von Paris im Jahre 1871 so wenig möglich war, wie eine solche in Berlin im Jahre 1877 oder heute schon möglich wäre.

In Bezug auf das übrige Frankreich stellt sich der Vergleich zwischen dem deutschen und französischen Socialismus noch ungünstiger für den letzteren. War an eine dauernde Constituirung der Commune für Paris nicht zu denken, so war das noch weit weniger möglich in den andern Städten des Landes. Auch hierfür giebt das Duffaroy'sche Werk sehr wichtige Aufschlüsse.

Nach Paris ist die erste socialistische und die größte Stadt Frankreichs Lyon, das eine außerordentliche zahlreiche Arbeiterschaft hat, die im Vergleich zur übrigen Bevölkerung selbst stärker ist, wie diejenige von Paris. Und welche Dienste hat dieses revolutionäre Proletariat, das zu leiten bekanntlich Herr Bafunin und Consorten sich rühmten, geleistet? Es ist traurig, zu sagen: abgesehen von ein paar jämmerlichen Demonstrationen, Nichts. Die größte Rathlosigkeit und Kopflosigkeit existirte, und es wurde den Versaillern recht leicht, sich diese mächtige Stadt wieder zu unterwerfen. Nicht anders ging es in der großen Fabrikstadt St. Etienne, in Marseille, Toulouse, im Creuzot und an anderen Orten. Nur in

einem unklaren anarchistischen Kopf kann sich der Gedanke bilden und erhalten, diese Städte wären im Stande gewesen, eine Commune zu constituiren und die „allmähliche Liquidation der Gesellschaft“ in Scene zu setzen. Zu einer solchen Möglichkeit fehlte alle und jede Vorbedingung; in den Bewegungen der genannten Städte ist auch nicht ein einziger befähigter Kopf mit wirklich socialistischen Gedanken zum Vorschein gekommen. Und diese klägliche Bewegung wollen neuerdings Broudhonisten und Bakuninisten uns als Muster zum Studium empfehlen. Ja, zum Muster, aber als abschreckendes Muster; zum Studium, aber nicht, um es nachzuahmen, sondern um uns vor solcher Nachahmung zu bewahren.

In den großen französischen Städten und Industriebezirken hat weder im Jahre 1871 noch später eine so organisirte und socialistisch durchgebildete Partei bestanden, wie wir sie in Deutschland in allen größeren Städten und Industriebezirken haben, selbst da haben, wo die jahrelangen polizeilichen Verfolgungen jede formelle Organisation unmöglich gemacht haben. Auch hierin ist der deutsche Socialismus dem französischen bereits voraus, ganz abgesehen davon, daß wir heute in Deutschland eine mächtige socialistische Presse besitzen, wo unsere französischen Brüder erst mit einem Wochen-Journal einen mühseligen und beschwerlichen Anfang machen können. Das neuerdings von Felix Pyat gegründete Journal „La Commune“, zu dessen Gründung ihm ein reicher Student in Paris 100,000 Francs gewährt haben soll, können wir nicht als socialistisches anerkennen, denn Herr Pyat ist kein Socialist, sondern ein feiger, elender Schwärzer, der Revolutionslungerer *comme il faut*, wofür sich in Lissagaray's Wert die ausreichendsten Beweise finden.

Aber daß ein Felix Pyat, wie so viele andere Radicale noch heute in Frankreich möglich sind, daß diese Leute sich sogar auf zweite Arbeiterreise stützen können, das ist eine Erscheinung, in der Frankreich ebenfalls von Deutschland abweicht, wo der Klaffen Gegensatz bereits so schroff geworden, daß eine kleinbürgerliche radicale Partei, abgesehen von wenigen zersprengten Resten, unmöglich ist.

Diese Erscheinung ist so wichtig und für die inneren sozialen Zustände Frank-

reichs so bedeutungsvoll, daß wir ihr einige Aufmerksamkeit schenken müssen, obgleich damit der bereits überschrittene Rahmen dieser Arbeit noch mehr überschritten wird. Durch Lissagaray's Wert zieht sich wie ein rother Faden das große Gewicht, welches er auf die Mitwirkung der radicalen Kleinbourgeoisie für den günstigen Verlauf der Communebewegung sowohl in Paris wie in den anderen Städten legt. Wie das oben skizzirte Abstimmungsergebnis in Paris darthut, ist diese Macht der Kleinbourgeoisie in Frankreich bedeutend, das zeigt sich auch an der Zahl der radicalen Deputirten, die diese Kleinbourgeoisie, allerdings zum Theil unterstützt von den Arbeitern, in die Versailler Kammer gesandt hat. Dahingegen ist der eigentliche revolutionäre Socialismus unvertreten. Dies ist ein Gegensatz zu Deutschland, der eine Erklärung dringend nothwendig erscheinen läßt.

Diese Erklärung scheint uns darin zu liegen, daß die allgemeine Auffassung, die großindustrielle Entwicklung sei in Frankreich weiter vorgeschritten, als in Deutschland, ein Irrthum ist. Wir haben für diese Ansicht nur wenige Zahlen anzuführen, aber diese Zahlen und die sich daraus ergebenden Folgerungen scheinen uns durchschlagend zu sein.

Um aber sofort einem etwaigen Mißverständniß zu begegnen, sei bemerkt, daß wenn wir die Ansicht vertreten, die großindustrielle Entwicklung Deutschlands sei heute größer wie diejenige Frankreichs, wir dies nur von der Entwicklung der letzten zehn oder fünfzehn Jahre meinen, wohingegen Frankreich früher fast um ein halbes Jahrhundert uns voraus war, woraus sich auch das frühzeitigere Erscheinen des Socialismus in Frankreich erklärt. Die unleugbare höhere künstlerische Ausbildung des französischen Gewerbes beruht ebenfalls auf dieser frühzeitigen, aber langsamen und stetigen Entwicklung, welche die technische Ausbildung der Arbeitskräfte ermöglichte, sie hat mit unserer Beurtheilung vorläufig nichts zu thun.

Es wird keinem Widerspruch begegnen, wenn wir die Ansicht aussprechen, die großindustrielle Entwicklung eines Landes lasse sich in erster Linie nach der Zahl der Dampfmaschinen und Dampfpferdfräfte bemessen, die ein Land aufzuweisen vermag. Der Dampfbetrieb ist das

Charakteristische Merkmal des modernen Großbetriebes, von seiner Ausdehnung hängt die massenhafte industrielle Production eines Landes ab. Diesen Maßstab an Deutschland und Frankreich gelegt, so wird Frankreich von Deutschland weit überflügelt.

Zunächst liegen uns zum Vergleich nur die abgeschlossenen Zahlen der Gewerbezählung für Preußen vor, aber diese lassen einen Schluß auf Deutschland zu und können vollkommen als Maßstab dienen. Und da ergibt sich nun folgendes überraschende Resultat. Im Jahre 1874 hatte Frankreich 20,493 Dampfmaschinen mit 273,303 Pferdekraften in Betrieb, Preußen 1875 aber 23,747 Dampfmaschinen mit 559,062 Pferdekraften; das um 3179 Quadratmeilen und um 12 Millionen Einwohner schwächere Preußen hatte demnach 185,759 Pferdekraften mehr als Frankreich.

Allerdings erstreckt sich die gewaltige Uebermacht Preußens an Dampfpferdekraften ausschließlich auf drei Gewerbebetriebe, nämlich im Steinkohlenbergbau, im Erzbergbau und den mit beiden zusammenhängenden Eisenhütten (Hochöfen und Walzwerke). In diesen drei Industriezweigen beläuft sich der Ueberschuß der preußischen Pferdekraften auf 245,675; er ist also um 59,916 Pferdekraften größer wie der absolute Ueberschuß, den Preußen im Vergleich zu Frankreich an Dampfpferdekraften hat. Mit anderen Worten: in allen anderen Industriezweigen zusammen genommen hat Preußen 59,916 Pferdekraften weniger als Frankreich.

Aber das Verhältniß ist trotzdem auch in der übrigen Industrie günstiger für Preußen. In den drei erstgenannten Industriezweigen wird Frankreich nie Preußen einzuholen vermögen, weil diese Industrien von Bodenproducten abhängen, die Frankreich nur in geringem Umfang besitzt, Steinkohlen und Erze. In der übrigen Industrie aber steht Preußen insofern hinter Frankreich auch nicht zurück, als sein Flächenraum 3379 Quadratmeilen kleiner und seine Bevölkerung um circa 12 Millionen Einwohner geringer ist. Schlagen wir zu dem Gebiete Preußens nur das Gebiet des ehemaligen Norddeutschen Bundes, dessen Flächenraum noch erheblich geringer ist wie der Frankreichs und dessen Gesamtbevölkerung ebenfalls um wenigstens 4 Millionen

Einwohner kleiner ist wie diejenige Frankreichs, so fällt allein die industrielle Entwicklung Sachsens und Thüringens so gewaltig zu Gunsten Preußens resp. Norddeutschlands in's Gewicht, daß Frankreich nicht mehr den Vergleich damit aushalten kann, wobei also ganz Süddeutschland und das industrielle Elsaß-Lothringen gänzlich außer Betracht bleiben. Würde dagegen das jetzige deutsche Reich, dessen Quadratflächeninhalt nur 329 Quadratmeilen, dessen Einwohnerzahl aber nahezu um 6 Millionen größer ist als diejenige Frankreichs, mit letzterem in Vergleich gestellt werden, so würde sich dieser für Deutschland noch günstiger gestalten, wie denn auch die größere Dichtigkeit der Bevölkerung die raschere Ideenausbreitung begünstigt. Daß die größere Schulbildung auch hierzu beiträgt, wird nicht zu bestreiten sein; auch hat Deutschland bereits Frankreich in der sowohl für die industrielle wie die geistige Entwicklung eines Landes so hochwichtigen Ausdehnung des Eisenbahnwesens überholt.

Diese angeführten Thatfachen dürften den Unterschied in der socialistischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte in Deutschland und Frankreich schon genügend erklären, aber völlig doch noch nicht, und auch hierfür wollen wir noch die Lösung zu finden suchen.

Wenn Deutschland sich erst in den letzten anderthalb Jahrzehnten in großindustrieller Beziehung so mächtig entwickelte und damit für die socialistischen Ideen der Weg geebnet wurde, so hatte Frankreich vor Deutschland die Jahrzehnte lange frühere Entwicklung und eine zahlreiche socialistische Bücher- und Broschüren-Literatur und Uebung im politischen Kampfe voraus. Es scheint aber, daß diese zahlreiche und umfassende Literatur nie in die Massen eingedrungen ist, sie erfaßte nur die intelligenteren Kreise und entwickelte dort ein zahlreiches und auf die Massen nicht sehr anziehend und nützlich wirkendes Schulens- und Sectenwesen. Die ungeschulten und ungebildeten, von revolutionärem Instinct erfüllten Massen lieferten nur die Soldaten für die Schlacht, und daher diese fortwährenden Niederlagen ohne jedes Resultat. Die darauf naturgemäß stets folgende wüste Reaction vernichtete alle vorhandenen organisatorischen Keime, befeitigte die Führer und geistigen Kräfte

und zerstörte so in Tagen, was aufzubauen Jahre größter Anstrengung nöthig waren.

Diese unfruchtbare, so viele glänzende Talente und hoffnungsvolle Keime zerstörende Kampfweise wird keine besseren Resultate zeitigen, wenn die französischen Socialisten nicht andere, praktischere Wege wandeln. Das ist unsere feste Ueberzeugung.

Woher aber rührt die fortdauernde, so auffallende Macht der französischen Kleinbourgeoisie im Vergleich zu jener des deutschen Kleinbürgerthums? Sie findet ebenfalls ihren Grund und ihre Erklärung in der eigenthümlichen industriellen Entwicklung Frankreichs.

Die französische Industrie hat sich im Vergleich zur deutschen allmählich entwickelt, sagten wir oben. Die Entwicklung war eine natürlichere, rasche Uebergänge vermeidende. In Frankreich erlangte das Kleinbürgerthum schon die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit, als die Großindustrie noch in den Windeln lag. Die Kleinindustrie hatte daher mehr Zeit, sich den neuen Bedürfnissen anzupassen, sie konnte durch kluge Anwendung der Arbeittheilung und höhere technische Ausbildung des Arbeiters der sich langsam entwickelnden Großindustrie besser die Spitze bieten. Dazu kam ein geschicktes Zollsystem, das der weit überlegenen englischen Großindustrie es unmöglich machte, ihre vernichtende Concurrenz mit einem Male auszuüben und so die eigene Industrie zu zwingen, sich treibhausartig zu entwickeln, um gegen die fremde Concurrenz den Kampf wagen zu können.

Diese Entwicklung war also eine ganz andere wie die deutsche. In Deutschland wurden in Folge des politischen Zwitterzustandes Jahrzehnte lang nothwendige wirtschaftliche Reformen zurückgehalten, das Bürgerthum war in den engen Grenzen verropft und verknöchert, zum beschränkten Kleinbürgerthum zusammengedrumpft. Daneben hatte sich zwar dennoch allmählich eine Großindustrie gebildet, die aber in Folge veralteter Schranken sich nicht genügend entwickeln konnte. Als endlich die inneren Schranken wie mit einem Schlage fielen, riß man auch sofort die äußeren nieder. Die Folge war, daß jetzt die großindustrielle Entwicklung plötzlich hereinbrach, daß diese Großindustrie gewaltig sich aufraffen mußte, um gegen mächtige aus-

wärtige Großindustrien, die englische, französische, belgische, den Kampf führen zu können. Sie stürzte sich Hals über Kopf in die Vergrößerung hinein, sie raffte die Arbeitskräfte überall zusammen, wo sie dieselben fand, und mit diesen ungeschulten Arbeitskräften sollte sie die Concurrenz gegen Jahrzehnte lang geschulte Arbeiterarmeen aufnehmen. Man suchte durch Billigkeit des Products zu erreichen, was durch Güte desselben nicht zu erreichen war; daneben entwickelte sich üppig die kurzsichtige Schlaueit des Unternehmer-Exportkömmlings, der in der Sucht nach raschem Reichthum die Reellität und Gewissenhaftigkeit mit Füßen trat. So entstand der für die deutsche Industrie so zweifelhafte Ruhm, billig und schlecht zu produciren und nicht reell zu bebienen, der den deutschen Arbeiter zum schlechter bezahlten Proletarier machte, wie den französischen, das deutsche Kleingewerbe aber seiner raschen Vernichtung entgegenführt.

Die Folge dieser verschiedenartigen Entwicklung ist, daß der französische Mittelstand durchschnittlich weit besser situiert ist und fester wurzelt, als der deutsche, daß der französische Arbeiterstand weit zahlreicher noch im Handbetrieb beschäftigt ist, als der deutsche, daß die daraus folgende geschicktere Ausbildung und die günstigere Lage des kleinen Unternehmers dem Arbeiter höhere Löhne sichert. Daher kommt es, daß selbst der Pariser Arbeiter auch heute noch weit mehr vom Atelier (der Werkstatt), als von der Fabrik spricht, was bekanntlich bei uns in wenig Jahren ganz anders geworden ist.

Diese wesentlich veränderte Lage des französischen und des deutschen Kleinbürgers erzeugte selbstverständlich auch andere politische Bestrebungen. Zünftlerische Regungen, die bei uns noch ein so starker Theil der Kleingewerbtreibenden besitzt, weil sie in den alten Verhältnissen sich wohler befanden, in die neuen sich nicht hineinzufinden vermögen, sind dem französischen Gewerbtreibenden vollkommen fremd, sie gehören längst verfloßenen Zeiten an, die er nur der Sage nach kennt. So bildet das französische Kleinbürgerthum, im Gegensatz zum deutschen, eine Kleinbourgeoisie, und als solche eine feste politische Partei, die in den demokratischen Wahlen, die hier und da selbst einen socialistischen Anstrich haben, ihren Ausdruck findet. Und der französische

Arbeiter, Mangels seiner principiellen Schulung, und vielfach in einem günstigeren Verhältniß zu dem kleinen Unternehmer stehend, erwärmt sich häufig für diese Candidaten und giebt ihnen seine Stimme. Die eigenthümlichen französischen Agrarzustände entsprechen dieser bürgerlichen Entwicklung in den Städten. So waren Kleinbürgerlich-socialistische Schriftsteller vom Schlage eines Proudhon in Frankreich möglich; sie sind der geistige Ausdruck dieses eigenthümlich ökonomischen Zustandes, wie er nur in Frankreich existirt, in Deutschland aber unmöglich, weil in seinen Grundbedingungen zerstört, und überwunden ist. Einzelne unklare Köpfe mögen sich auch in Deutschland durch anarchistische Kraftphrasen fangen lassen, eine größere Zahl sicher nicht; es läuft wider die Natur der Dinge.

Es läßt sich nicht leugnen, die Grundanschauungen des Rousseau'schen Gesellschaftsvertrags spuken heute noch in weiten Kreisen der französischen Gesellschaft und der Proudhon'sche Anarchismus fußt auf demselben; es würde leicht sein, dies nachzuweisen.

Mit dem Ausgeführten haben wir also die volle Erklärung für die auffällige Thatsache, daß in Frankreich, dem Geburtsland des Socialismus, derselbe bis heute so geringe Resultate erzielt hat und er oft mit einer Parteibildung verquickt ist, die in Deutschland keine Lebensfähigkeit besitzt.

Diese, nahe an Stabilität grenzende Entwicklung der Ideen steht auch noch mit einer anderen Thatsache in auffallendster Harmonie, das ist die ungemein langsam fortschreitende Volksvermehrung. Es ist eine schon seit Jahrzehnten constatirte Thatsache, daß der französische Bauer und der französische Arbeiter grundsätzliche Malthusianer sind, womit wir nicht aussprechen, daß das Malthusianische Reccept als solches in Frankreich gelehrt wird. Während die Zahl der Ehen im Steigen ist, ist die Zahl der auf eine Ehe kommenden Kinder im Abnehmen. Während in England die Zahl der Bevölkerung sich ungefähr in 53 Jahren, in Deutschland in 70 Jahren verdoppelt hat, bedarf sie nach den bisherigen Erfahrungen in Frankreich wenigstens 150 Jahre, obgleich die Auswanderung aus Deutschland und England sehr bedeutend stärker ist, wie aus Frankreich. Diese geringfügige Ent-

wicklung der Volkszahl, zusammengestellt mit der unleugbaren Thatsache, daß das französische Volk sich auf sich selbst mit Vorliebe zurückzieht, wenig nach dem Ausland wandert und reist und nur schwer und ungerne sich mit fremden Sprachen und Volkszuständen beschäftigt, dabei aber häufig eine übertriebene günstige Meinung von sich selbst hat, scheinen uns, namentlich für seine geistige Entwicklung, bedenkliche Merkmale zu sein, die, zusammengehalten mit all' den von uns dargelegten Thatsachen und daraus hergeleiteten Raisonnements, den heutigen Zustand des Socialismus in Frankreich vollkommen erklären.

Indem wir von der Besprechung des Lissagaray'schen Werkes ausgingen, sind wir unwillkürlich zu einer Besprechung der inneren Entwicklung Frankreichs gelangt. Der Leser wird hoffentlich darüber nicht erzürnt sein; es ist nothwendig, daß der deutsche Socialismus sich über die Entwicklung seiner Ideen in seinem wichtigsten und vorgeschrittensten Nachbarstaat nicht täuscht.

Wir empfehlen schließlich noch einmal Jedem das Lissagaray'sche Werk, weil es eine Ehrenrettung der hart verleumbeten und beschimpften Commune ist, ohne ihre Fehler und ihre Schwächen, die nicht Fehler und Schwächen der Menschen, sondern der Zustände waren, zu verschweigen. A. B.

Briefe von Ferdinand Lassalle an Carl Robbertus-Jagelow. Mit einer Einleitung von Adolph Wagner. (Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1878.)

Wie wir bereits an einer andern Stelle mittheilten, sind die Herren Schumacher-Zachlin und Adolph Wagner mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses von Robbertus betraut worden. Es liegen uns in dem mit I. bezeichneten Hefte 19 Briefe Lassalle's an Robbertus vor; leider ist es nicht geglückt, die Antworten von Robbertus aus dem Lassalle'schen Nachlaß herauszubekommen, was im wissenschaftlichen Interesse höchlichst zu bedauern ist.

Mit Recht betont A. Wagner in dem Vorwort, daß diese Briefe Manches zur Ergänzung des glänzenden literar-historischen Bildes beitragen, das der Däne Brandes jüngst von Lassalle entwarf, nicht minder zur Bervollständigung und

— namentlich, sehen wir hinzu — zur Berichtigung in Mehring's Darstellung.

Die Gegner des heutigen Socialismus lieben es, Lassalle in einem Lichte zu schildern, in welchem er wie ein Anhänger der jetzigen Regierungs-Politik erscheint; diesem Treiben wird durch die vorliegenden Briefe glücklicher Weise ein Ende gemacht.

„Wenn ich etwas in meinem Leben gehaft habe — schreibt Lassalle am 2. Mai 1863 —, ist es die kleindeutsche Partei. Alles kleindeutsche ist Gothaerei und Gagerei (falsch gebildet von Gagern) und reine Feigheit. Vor 1 1/2 Jahren hielt ich hier einmal eine Versammlung meiner Freunde ab, worin ich die Sache so formulierte: Wir müssen alle wollen: Großdeutschland moins les dynasties.

„Ich habe in meinem Leben kein Wort geschrieben, das der kleindeutschen Partei zu Gute käme, betrachte sie als das Product der blaffen Furcht vor: Ernst, Krieg, Revolution, Republik und als ein gutes Stück National-Verrath.“

Und am 8. Mai 1863 schreibt er: „Nein, Nationalitätsprincipler bin ich nicht. Ich bin entschiedener Gegner des Föderativstaates für Deutschland, entschiedener Anhänger des unitarischen Staates.“

Dem von Robbertus vertretenen Standpunkt gegenüber, nach welchem die Arbeiter sich von der Politik zurückhalten und das sociale Element in den Vordergrund ihrer Agitation stellen sollen, dieser heut' von den Staats-Socialisten vertretenen Meinung gegenüber, betont er wiederholt die Nothwendigkeit einer politischen Agitation und schreibt u. A. am 30. April 1863:

„Ohne das allgemeine Wahlrecht, also eine praktische Handhabe, unsere Forderungen zu verwirklichen, können wir sein eine philosophische Schule, oder auch eine religiöse Secte, aber niemals eine politische Partei. Darum scheint mir, daß das allgemeine Wahlrecht so zu unseren socialen Forderungen gehört, wie der Stiel zu der Art.“

Robbertus hatte ihm geschrieben:

„Und ich hoffe noch die Zeit zu erleben, wo die türkische Erbschaft an Deutschland gefallen sein wird und deutsche Soldaten oder Arbeiter-Regimenter am Bosphorus stehen.“

Darauf die Antwort:

„Es hat mich zu eigenthümlich berührt, als ich in Ihrem letzten Schreiben diese

Worte las. Denn wie oft habe ich nicht gerade diese Ansicht meinen besten Freunden gegenüber vergeblich vertreten und mich dafür von ihnen einen „Träumer“ nennen lassen müssen. Die ganze Verschiebung der seit 1839 so oft in Angriff genommenen orientalischen Frage hat für mich immer nur den vernünftigen Sinn und Zusammenhang gehabt, daß die Frage so lange hinausgeschoben werden muß, bis der naturgemäße Anwärtter, die deutsche Revolution, sie löst.“

Nach diesen Ansprüchen wird selbst Herr Mehring darauf verzichten müssen, Lassalle zu einem Bewunderer der Bismarck'schen Politik umzustempeln.

National-ökonomisch haben die Briefe einen hohen Werth durch die interessanten Streiflichter, welche aus ihnen auf Lassalle's wirtschaftliches System und die bei seinem Auftreten aus tactischen Gründen aufgestellten, gemäßigten Forderungen fallen.

„Daß Grund- und Kapital-Eigenthum abzulösen ist — das ist eben, seitdem ich ökonomisch denke, der innerste Kern meiner Ansicht. Freilich darf man das dem Nob' heut' noch nicht sagen, und eben deshalb habe ich das in meiner Broschüre sehr vermieden.“

Zum Verständniß des national-ökonomischen Inhalts der Briefe ist übrigens, wie auch Wagner am Schlusse seiner schon und mit warmer Anerkennung geschriebenen Einleitung bemerkt, genaue Kenntniß der Theorien von Ricardo und Robbertus nothwendig. Hoffen wir, daß des Letzgenannten Schriften endlich mehr bekannt werden, da in ihnen die Grundsteine zu einer wissenschaftlichen Begründung des communistischen, wie — als Uebergang eines socialistischen Systems enthalten sind.

Der splendide Druck und die elegante Ausstattung des vorliegenden Heftes vertheuert zu unserem Bedauern den Preis so sehr, daß der so wünschenswerthe Absatz in den Kreisen der geldarmen Socialisten sehr darunter leiden wird.

—m.

Jules Guesde, Essai de Catéchisme socialiste. (Bruxelles, Librairie socialiste de Henri Kistemaekers, 60 Boulevard du Nord, 1878. 98 S.)

Vorliegendes, gut ausgestattetes Büchlein bildet den ersten Band einer socia-

listischen Bibliothek, welche die Geschichte des Socialismus, den socialistischen Roman, die Volkswirtschaftslehre, die Hygiene u. s. w. umfassen soll. Guesde's socialistischer Katechismus bildet hierzu eine passende Einleitung. In Form von Fragen und Antworten sind die Hauptpunkte der socialistischen Ueberzeugung in populär-wissenschaftlicher Weise entwickelt, wobei mehr die socialphilosophische Begründung des Socialismus, als die detaillierte Schilderung zukünftiger ökonomischer Gestaltungen im Auge behalten wird. Bemerkenswerth ist u. A. eine Stelle S. 85—86, welche offenbar auf die Streitigkeiten zwischen Anarchisten und Staatssocialisten Bezug hat — Streitfragen, deren Beilegung zu einem gewissen Theil durch in die Debatte geworfene Schlagworte, deren Auslegung eine verschiedenartige sein kann, erschwert wird. Die Stelle lautet: „Die verschiedenen öffentlichen Dienste in der künftigen Gesellschaft können je nach ihrer Natur entweder von der Gesamtheit der Mitglieder der producirenden Gruppen oder durch die zeitweiligen Delegirten eines Theils oder der Totalität dieser Gruppen ausgeübt werden, ohne irgend einem Staat Raum zu geben, d. h. irgend einer Unterscheidung der Mitglieder des socialen Körpers in Regierende und Regierte, in Gesetzgeber und in solche, denen Gesetze gegeben werden, in Verwalter und Bervaltete. Es sei denn, man könne dem nicht widerstehen, mit diesem alten Ausdruck „Staat“, der immer und überall die Organisation der Autorität des Menschen über den Menschen bedeutet hat, eine wesentlich neue Sache zu bezeichnen, die Organisation der Erhaltung und der Entwicklung des Menschen durch den Menschen. Aber — ich frage die Socialisten, die den Staat umbilden wollen (socialistes réformatenrs de l'Etat) — ist es, ich will nicht sagen, nothwendig, sondern klug, in ein und derselben Benennung zwei so verschiedene Zwecke zu verschmelzen, wie die Freiheit, das Wohlergehen Aller und die Ausbeutung der großen Masse durch Einige, die durch so verschiedene Mittel angestrebt werden, wie die freie Vereinigung der Einzelwillen und Kräfte und den Zwang in Allem und für Alles? Heißt es nicht, unseren Gegnern unnütz eine Angriffsseite bieten, denen ja der Socialismus nicht

die Befreiung des Menschen in der Person jedes Mitgliedes der Gesamtheit zu erstreben scheint, sondern die Eroberung der Gewalt zum Nutzen einer größeren oder geringeren Zahl von Ehrgeizigen, die herrschen, regieren und ihrerseits ausbeuten wollen?“ — L. G.

John B. Jervis. The Question of Labour and Capital. (New York, G. P. Putnam's Sons, 1877. 216 S.)

„Dieses kleine Buch“, sagt der Verfasser (ein Civilingenieur) in der Vorrede, „ist geschrieben worden mit dem Zweck, zu zeigen, daß der junge amerikanische Arbeiter in der Lage ist, für sein eigenes Wohlergehen zu sorgen, und daß es keinen gerechtfertigten Grund zum Streit zwischen ihm und dem Kapitalisten giebt.“ Es ist denn auch genau in der Art und Weise geschrieben, wie die vielen Bücher, welche seit 15 Jahren und länger in allen Sprachen civilisirter Länder über das gleiche Thema und zu demselben Zweck verbreitet wurden, und bringt nichts bei, was nicht schon hundertmal als unstichhaltig nachgewiesen worden wäre. Der Hauptgedanke, der sich durch das ganze Buch zieht, ist sogar einer, den in solcher Weise auszusprechen und auszuspinnen in Deutschland denn doch schon zu den Unmöglichkeiten gehören würde. Wie die Arbeiter sich denn überhaupt beklagen könnten? meint Jervis, der Lohn der Arbeit regelt sich, wie der Preis jeder Waare, nach dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage, — werde also durch ein national-ökonomisches Gesetz bestimmt. Ein doppelter Irrthum liegt dieser bekannten Beweisführung zu Grunde: einmal die unrichtige Identificirung von Naturgesetzen und Gesetzen, die in einem Staate von Menschen festgestellt sind und zu Recht bestehen, und zweitens die falsche Ansicht, daß die letzteren Gesetze durchweg gerecht und unfehlbar richtig seien. Geht man freilich von dieser Annahme aus, und das muß der Verfasser, wie er ja auch die Vereinigten Staaten offenbar für den Hort aller Freiheit hält, und nimmt man dann noch die andere Verwechslung zu Hilfe, so kann man allerdings zu den von ihm gezogenen Schlußfolgerungen gelangen. Nur verfehlt man dabei gegen einige primitive Regeln der Logik. Pm.

Der Gewerbebetrieb durch den Staat und die Commune.

Die Frage, ob es wünschenswerth und vom socialdemokratischen Standpunkt aus zu billigen sei, daß der heutige Staat und die heutige Commune eine Reihe von Gewerbebetrieben zur Bewirthschaftung übernehmen, hat in der „Zukunft“ eine Reihe von Erörterungen hervorgerufen, die sich bald für, bald gegen erklärten.

Diese Erörterungen sind zum Theil mit einem Eifer, möglichst „praktisch“ zu erscheinen, gepflogen worden, als brauchten wir nur zu wollen, um Alles nach den entwickelten Ideen einrichten zu können. Und wie es denn gewöhnlich bei einem solchen Eifer geht, man überwindet in der Theorie spielend Hindernisse, bei denen in der Praxis die Partei einfach den Hals brechen würde, wenn sie blind den Uebereifrigen folgen wollte, ja recht „praktisch“ zu sein.

Ein Muster solchen Uebereifers für die „praktische“ Thätigkeit ist der in Nr. 10 der „Zukunft“ veröffentlichte Artikel: „Ueber den Zusammenhang des wirthschaftlichen und des politischen Princips im demokratischen Socialismus.“ Dieser Artikel setzt sich mit einer Leichtigkeit über den principuellen Standpunkt der Partei hinweg, daß es nothwendig ist, mit ihm zu beginnen, um dann mit den aus seiner Kritik gewonnenen Resultaten die einzelnen Vorschläge zu prüfen.

Der Artikel behauptet, es handle sich bei allen diesen Fragen, inwieweit Staats- und Communebetrieb seitens der Partei zu billigen und zu unterstützen sei, nur um Fragen der Tactik, nicht des Princips.

Gegen eine solche Auffassung möchte ich entschiedenen Verwahrung einlegen. Die Tactik läßt sich von dem Princip absolut nicht trennen — diesen Standpunkt habe ich bereits in Nr. 6 des „Vorwärts“ gegen das Rittinghausen'sche Project der Uebernahme der Feuerversicherung durch das Reich vertheidigt. Die Partei darf meiner Meinung nach keine Frage in einer Weise „praktisch“ lösen wollen, und sei es auch zunächst nur provisorisch, die mit ihrem Princip in flagrantem Widerspruch steht. Sobald die Principienfrage bei unserer praktischen Thätigkeit in den Hintergrund tritt, vielleicht geradezu verleugnet wird, verläßt die Partei den festen Boden, auf dem sie steht, und wird eine Fahne, die sich dreht, wie der Wind weht. Der principielle Maßstab muß all unseren Forderungen auch in der Praxis angelegt werden, er muß den Prüfstein bilden, ob wir auf dem richtigen Wege sind oder nicht.

Der Verfasser des beregten Artikels hat sich denn auch von seinem nur tactischen Standpunkte seine Aufgabe sehr leicht gemacht, indem er das demokratische und das socialistische Princip künstlich in zwei verschiedene Seiten auseinanderlegt und jede beliebig wendet und dreht. Wenn nun auch die Partei auf dem Gothaer Vereinigungs-Congreß sich nur socialistische Partei, statt deutlicher socialdemokratische Partei nannte, so ist es doch keinem Mitglied in der ganzen Partei eingefallen, aus diesem, meines Erachtens nicht genügend scharf ausgedrückten Namen

schließen zu wollen, daß das Demokratische vom Socialistischen zu trennen sei oder getrennt werden könne und dürfe. Kann also die Socialdemokratie die Lösung irgend einer Frage aus demokratischen Gründen nicht billigen, so kann und darf sie dies überhaupt nicht, denn sie kann nicht zwischen ihren demokratischen und ihren socialistischen Grundsätzen einen künstlichen Unterschied machen. In dem Augenblick, wo ein Theil der Partei zu solch' künstlichen Unterscheidungen griffe, wäre die Spaltung und die Trennung nothwendig, da hätten die „praktischen“ Socialisten in das Lager der Stöder und Consorten, wenigstens bis hart an sie heran und ihren linken Flügel bildend, zu marschiren, während die Socialdemokraten einfach auf dem bisherigen Boden weitermarschirten.

Eine solche Spaltung würde auch in dem Augenblick eintreten müssen, wo der von dem Verfasser für möglich gehaltene Umstand einträte, daß eine „socialistische“ Regierung unter einem Kaiser von Deutschland sich installire. Einen solchen Fall nur für möglich zu halten, verräth wirklich ein Maß von Naivität und harmloser Geschichtsauffassung, daß zu hoffen ist, es giebt außer dem Verfasser keinen Zweiten in der Partei, der diese Ansicht theilt. Es wäre unbegreiflich, wie diese Ansicht entstehen konnte, wenn sie eben nicht in der vollkommen principiell falschen Auffassung dessen, was der Socialismus auf ökonomischem Gebiete ist, ihre Erklärung fände. Wer, wie der Verfasser des fraglichen Artikels, der Ansicht ist, daß die Verwirklichung des Socialismus darin bestehe, daß der Staat auf rein mechanischem Wege die verschiedenen Industrien zu concentriren und als allmächtiger Deus zu leiten habe, der kann unmöglich in den neuesten Bismarckschen Staats-Monopol-Projecten etwas Anderes als bereits den Anfang zur Verwirklichung des Socialismus sehen. Und

auf diesem Boden einmal angekommen, hält es dann allerdings auch nicht mehr schwer, es ist vielmehr nur ein kleiner Schritt dahin, den Socialismus schon in naher Zukunft regierungsfähig zu sehen, vielleicht gar mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck als Ministerpräsidenten an der Spitze; denn ein Decennium und mehr kann ja der hochverehrte Herr recht gut noch leben und bei seinen an's Unberechenbare grenzenden Wandlungen das unmöglich Scheinende möglich machen.

Daß eine solche Wendung in der Auffassung des Verfassers — ohne daß er sich selbst derselben vielleicht klar bewußt ist — nahe liegt, dafür sprechen folgende Sätze seines Artikels: „In einem solchen Momente (wo nämlich ein König von Preußen [sic!] seine Minister aus den Reihen der Socialisten nähme) würde die Durchführung der politischen Forderungen unserer Partei mit größter Leichtigkeit vor sich gehen.“ (So! so! Also allgemeine Volksbewaffnung, freiestes allgemeines Stimmrecht, absolute Press- und Redefreiheit, directe Gesetzgebung durch das Volk, wird mit „größter Leichtigkeit“ bewilligt.) „Die mit Recht von den Massen erwarteten socialen Reformen würden aber nur unendlich schwierig und langsam in's Leben zu rufen sein, weil eben jede staatswirthschaftliche Organisation, jedes Vorbild und Muster für staatswirthschaftlich geordnete Production fehlte. Darüber sind wir ja Alle einig, daß eine Umformung der heutigen Productionsweise nur allmählich und nur im tiefsten Frieden vor sich gehen kann. . . Ganz anders und viel leichter und erfolgreicher ließe sich das sociale Princip zur Geltung bringen, wenn die Partei in dem vorgebachten Moment schon einen weitverzweigten Staatsbetrieb vorfindet.“

Demgemäß hält der Verfasser — und zwar von seinem Standpunkt aus ganz

consequent — das Rittinghausen'sche Project und das Tabakmonopol — und wenn das Zudermonopol auftreten sollte, logisch wohl auch dieses — für sehr geeignete Staatsbetriebe und glaubt auch bei der Post und Telegraphie durch Beschneidung der hohen Gehälter zu Gunsten der niederen die Frage im socialistischen Sinne leicht lösen zu können.

In den citirten Sätzen steckt eben die principiell falsche Auffassung des socialistischen Gedankens.

Zunächst thut der Verfasser, als seien die politischen Forderungen nur nebensächliches Beiwerk, die sich in aller Gemüthlichkeit verwirklichen ließen, und nachdem wir dieses Spielzeug in so gemüthlicher Weise erlangt, gehen wir in noch viel gemüthlicherer Weise an die Lösung der socialen Probleme; „da wir ja Alle einig sind, daß eine Umformung der heutigen Productionsweise nur allmählich und nur im tiefsten Frieden vor sich gehen kann.“

So sehr wir es auch wünschen müssen, daß die sociale Frage im tiefsten Frieden vorwärts gehe, so dürfen wir uns doch nicht zu zuversichtlich darauf verlassen.

Die politischen Forderungen der Partei sind nicht eine angenehme Beigabe zu den socialen Zielen, sondern sie sind einfach das Machtmittel und das Werkzeug, mit Hilfe dessen die socialen Forderungen in der raschesten und entschiedensten Weise durchgeführt werden sollen. Sie sind, wie ich mich in einer Schrift, die nächstens unter die Presse geht, ausdrücke, der Hebel, womit die alte Form der Gesellschaft aus ihren Angeln gehoben wird, und die socialen Forderungen sind der Keil, der untergeschoben wird, damit die alte Gesellschaft keinen Platz mehr finde.

In jenem Zeitpunkt, wo die Socialdemokratie einmal die politische Macht hat — der vorläufig ja noch hübsch in der Ferne liegt — wird sie keinen Augen-

blick mehr zögern, ihre socialen Forderungen voll und ganz zu verwirklichen, weil ohne diese Verwirklichung ihre ganze politische Macht vollständig in der Luft hinga. Wie das französische Bürgerthum, sobald es die politische Macht besaß, die sociale Grundlage des Abels und der Geistlichkeit sofort vernichtete und damit es allen nachfolgenden Restaurationen unmöglich machte, daß diese sociale Macht wieder hergestellt wurde, so hat der Socialismus gegen die sociale Macht der Bourgeoisie vorzugehen, und daß dies so ganz gemüthlich und so ganz „im tiefsten Frieden“ verlaufe, das wünsche und hoffe ich zwar — wer aber kann geschichtliche Ereignisse mit Sicherheit vorherzagen? Auch wird die Arbeiterklasse keine Lust haben, die circa 5 Jahre, die dann noch der Verfasser in Aussicht stellt, auf gründliche sociale Reformen zu warten, da die Pariser Arbeiter 1848 schon nach 3 Monaten das Warten satt bekamen. Vermuthlich würden die Deutschen keine acht Tage warten wollen, wenn sie die politische Macht in Händen haben, und mit vollem Recht.

Ich frage nun: Ist es denn richtig, daß die socialistischen Forderungen nur praktisch und vergleichsweise sicher verwirklicht werden können, wenn wir bereits eine staatswirthschaftliche Organisation als Vorbild und Muster für staatswirthschaftlichen Betrieb besitzen? Und weiter: Kann überhaupt ein solcher staatswirthschaftlicher Betrieb des Staates irgendwie dem Socialismus als Muster gelten?

Ich erkläre auf beide Fragen rund heraus: Nein! und dreimal Nein!

Es ist für den Socialismus ganz gleichgültig, ob Staats- oder concentrirter Privatbetrieb besteht. In England giebt es keinen Staatsbetrieb, mit Ausnahme der Post, und doch dürfte England dasjenige Land sein, wo der socialistische Betrieb in Folge des mächtig entwickelten bürgerlichen Großbetriebs in Industrie,

Handel, Verkehr und Ackerbau mit größter Leichtigkeit durchführen läßt, als in irgend einem anderen Lande der Welt, wenn die Mehrheit der producirenden Bevölkerung einmal socialistisch gesinnt ist. Was der Socialismus für seine Verwirklichung braucht, und darin liegt ja schon sein Entstehen und seine Entwicklung, das ist überhaupt möglichst viel concentrirter Großbetrieb, wie dieser im Wesen der Bourgeoisie an und für sich liegt und ihre Existenz bildet. Ob der Staat einige ihm für materielle Ausbeutung nützlich erscheinende Industriezweige in Staatsmonopolbetrieb verwandelt oder nicht, ist an sich für den Socialismus um so gleichgültiger, da der Staat nur solche Betriebe nimmt, die bereits in höherem Grade concentrirt sind und deren schließliche Expropriation und größere Concentration durch eine socialistische Gesellschaft blutwenig Mühe machen; weit weniger Mühe, wie dem gegenwärtigen Staat.

Ich bestreite also auf das Entschiedenste, daß der Socialismus des Staates bedarf, um ihm Demonstrationsobjecte zu geben oder praktische Muster und Vorbilder zu schaffen, da es erstens an staatlichen Demonstrationsobjecten, wenn sie so nothwendig sein sollen, schon jetzt nicht fehlt — Post, Telegraphie, die bereits bestehenden Staatsseisenbahnen, Bergwerke, Waffenfabriken zc. — und zweitens die heutige Staatsverwaltung in keiner Richtung ein Muster für eine socialistische Verwaltung abgeben kann.

Diese Staatsverwaltung beruht, wie die bürgerliche Geschäftsverwaltung, auf der Ausbeutung und Unterdrückung. Sie bedarf zu diesem Zweck einer wohlorganisirten Beamtenhierarchie und einer ungeheuren Masse von Aufsichtsbeamten, die sich gegenseitig überwachen und kontrolliren und darum einen Verwaltungs-

apparat nothwendig machen, der in einem socialistisch geordneten Produktionszweig ganz unnöthig und unsinnig ist.

Wenn der Socialismus etwas aus der heutigen Staatsverwaltung lernen kann, so ist es das, wie er es nicht machen darf.

Der heutige Staat kann also den Socialismus nichts Anderes lehren, als was jeder große concentrirte Privatgewerbebetrieb ihn auch lehren kann, und hat der Socialismus die Macht, die Gewerbebetriebe des Staates socialistisch bewirthschaften zu lassen, so hat er auch die Macht, dies mit den Privatbetrieben vorzunehmen.

Diese socialistische Bewirthschaftung läßt sich meines Erachtens in einem gegebenen Moment — über dessen wahrscheinlichen oder möglichen Eintritt bei der Ferne und Unberechenbarkeit der Zeit und der Zeitverhältnisse zu streiten selbstverständlich ein Uebersicheln ist — sehr rasch und einfach in allen bereits vorhandenen Großbetrieben, betreffen sie nun die Staatsgewerbe, oder die Privatindustrie oder den Ackerbau oder den Handel und Verkehr, durch eine einzige große Expropriation durchführen, die sämtliche betreffende Arbeitsgebiete einfach der socialistisch-genossenschaftlichen Bewirthschaftung sämtlicher dabei Theiliger übergiebt. Wobei also der Staat nicht die Rolle des Alles leitenden Deus zu spielen hat, sondern seine oberste Verwaltung nur darüber zu wachen hat, daß die von einer aus sämtlichen Berufs- und Thätigkeitszweigen gewählten Vertretung festgestellten Arbeits- und Vertheilungsbestimmungen allseitig durchgeführt werden, und seine oberste Verwaltung selbst nichts weiter sein wird als ein genügend zahlreicher Ausschuß, welcher die Repräsentanz aller Produktions- und Thätigkeitszweige bildet und die statistischen Erhebungen und die

Distribution vorzunehmen und zu leiten hat. *)

Eine socialistische Staatsverwaltung hat also mit einer Staatsregierung im heutigen Sinn gerade so wenig zu schaffen, wie ein socialistisch verwalteter Industriezweig, der keine Aufsichtsbeamten im heutigen Sinne nöthig hat, weil alle Glieder der Genossenschaft persönlich auf's Lebhafteste bei der Entwicklung ihres Industriezweiges betheiligte sind und Jeder die nicht unmäßig gestellten Forderungen erfüllen kann und zu seinem eigenen Vortheil freudig erfüllen wird, mit einem heutigen staatlich regierten Industriezweig.

Die Staatsverwaltungs-Organe und die Genossenschaftsverwaltungs-Organe sind gewählte Functionäre aller Betheiligten,

*) Gegen die schon mehrfach hervorgehobene große Bedeutung der Gewerkschaften für eine solche Organisation, auf die ich selbst in meiner ersten vor Jahren erschienenen Schrift aufmerksam gemacht habe, möchte ich vor Ueberhöhung warnen. Die Gewerkschaften bilden eine ungemein wichtige Organisation im heutigen Klassenkampf, weil sie in hundert Anlässen des täglichen Lebens den bloß auf seine Kraft angewiesenen Arbeiter vor größerer kapitalistischer Unterdrückung schützen, ferner das Klassenbewußtsein im Arbeiter nähren und gewissermaßen die Cadres für die socialistische Armee werden. Aber selbst in der ausgebehntesten Organisation, wie in England, umfassen sie immer nur einen kleineren Theil der Arbeiter, und sie sinken in einer socialistischen Organisation in ihrer Bedeutung noch mehr, da es hier gilt, eine Masse von Elementen in die Organisation zu enrolliren, an deren gewerkschaftliche Vereiniung heute gar nicht gedacht werden kann. Der politische Kampf und die Eroberung politischer Macht ist und bleibt die Hauptaufgabe, ohne daß dabei im geringsten die Agitation für die gewerkschaftliche Organisation zu leiden braucht; beide arbeiten sich in die Hände.

Leute, die über die deutsche Gewerkschaftsbewegung und die ihr seitens der socialdemokratischen Partei zu leistende Unterstützung glauben im Tone der Unfehlbarkeit raisonniren zu können, sollten erst die Bewegung in der bezüglichen Presse studiren, um zu wissen, wie stark sie ist, und die Augen offen haben gegen die polizeilichen und gerichtlichen Verfolgungen, welche sie als eine angeblich politische Bewegung fortgesetzt zu erleiden hat, ehe sie ihr hochfahrendes Verdammungsurtheil aussprechen.

das Commandiren und Regieren im heutigen Sinne fällt also weg.

Was aber die bis dahin noch zersplitterten Industrie- und Beschäftigungsarten betrifft, so wird einestheils das bereits gegebene Beispiel der Großbetriebe, anderntheils die nöthige, energisch in's Werk gesetzte Belehrung und Aufklärung durch massenhafte Wanderprediger, Zeitungen und Flugblätter in sehr kurzer Zeit eine solche Wirkung erzielen, daß deren Zusammenschluß und Organisation bei der gewaltigen und massenhaft entfesselten physischen und geistigen Arbeitskraft in einer Weise sich beschleunigt, von der wir uns schwer einen Begriff machen können. Auch bedarf es wohl kaum des Hinweises, daß mit dem Beginn und der Durchführung der socialistischen Organisation der Gesellschaft die heutige Geldwirthschaft allmählich ihren Untergang findet und schon aus diesem Grunde ein Vergleich zwischen socialistischer Werthproduction und bürgerlicher oder staatlicher im heutigen Sinne ein Unding ist. Auch wird Post- und Verkehrswesen bei einer solchen mächtigen Umwandlung in der Productions- und Distributionsweise eine gewaltige Veränderung und Vereinfachung in der Organisation erfahren und die jetzige Hierarchie darin ebenso überflüssig sein, wie in den anderen Thätigkeitszweigen. Mit Abschneiden der hohen Gehälter zu Gunsten der niederen — wie der Verfasser meint — ist für keinen Theil eine in's Gewicht fallende Verbesserung erzielt, denn bei dieser Art Vertheilung dürften Alle gleich wenig haben; wie denn überhaupt, wenn man das heutige Geldeinkommen als Maßstab einer allgemeinen Vertheilung annehmen wollte, ein recht unbefriedigendes Resultat daraus erzielt würde.

Ich will mich hier auf weitere Erörterungen nicht einlassen; einmal, weil ich glaube, den Punkt genügend klar gemacht zu haben, um den es sich hauptsächlich handelt, nämlich daß die heutige Staats-

wirtschaft, wie immer sie sich gestaltet, in keiner Weise, auch nur annähernd, der socialistischen gleicht, dann, weil mich die Erörterung einer möglichen socialistischen Organisation hier viel zu weit führen würde, und ich sie in einer Schrift bereits des Ausführlichen behandelt habe, die bis zum Herbst erscheinen wird.

Das Facit, zu dem ich gekommen bin, ist, daß uns vom principiell socialdemokratischen Standpunkt aus die Frage, ob Staatsmonopol oder Privatbetrieb, insofern nicht berührt, als weder die heutige Staats- noch die Privatwirtschaft in ihrem Wesen verschieden sind, die eine wie die andere im gegebenen Moment total umzugestalten ist, und zwar die eine so leicht und so schwer wie die andere.

Da wir aber uns erst den Boden für unsere socialen Ziele erkämpfen müssen und das geeignetste und allerwichtigste Werkzeug dazu die Eroberung politischer Macht ist, so sind wir sehr dabei interessiert, ob die ökonomische Entwicklung einen Verlauf nimmt, welcher uns die Eroberung politischer Macht erleichtert oder erschwert.

Das ist der Kern der Frage, um den sich unsere Taktik dreht, wenn es sich darum handelt, ob wir dem Staat einen Gewerbebetrieb zur Ausbeutung überweisen wollen und sollen oder nicht.

Stellt sich bei einer Prüfung heraus, daß der Staat einen Betrieb monopolistisch überantwortet haben will, um Waffen und Kräfte zu erhalten, damit er um so ausgiebiger seine Macht stärken und die heutige Ausbeutergesellschaft in ihrer Stellung befestigen kann, so wäre es nicht mehr und nicht weniger als Verrath an unserem Princip und Selbstmord an uns selbst, wenn wir ihn in einem solchen Unternehmen unterstützen wollten. Stellt sich dagegen heraus, daß es dem Staate nicht darum zu thun ist, seine materielle ausbeuterische und unterdrückende Gewalt

zu stärken, sondern will er irgend einen Gewerbebetrieb übernehmen, weil er mit dem Nutzen, der heute einer Anzahl Privatunternehmer in die Tasche fällt, Culturaufgaben, wozu ihm sonst die Mittel fehlen oder die er sonst durch neue Steuern von dem Volke erheben müßte, fördern will, so wäre es ebenso ein Verrath am Fortschritt der Menschheit, wenn wir dies verhindern wollten.

Was ich vom Staate sagte, gilt natürlich auch von der Commune; und ich will hierbei nur betonen, daß, indem ich die beiden verschiedenen Zwecke mit aller Schärfe gegenüberstellte und die Stellung, die wir, meiner Auffassung nach, dazu einzunehmen haben, präcisirte, mir jeder Gedanke fern liegt, daß irgend ein Parteigenosse absichtlich, wenn er sich für ein, meiner Meinung nach unserem Princip feindliches staatsmonopolistisches Unternehmen aussprach oder noch aussprechen sollte, damit den Vorwurf des Verraths machen will. Das Wort ist rein objectiv aufzufassen.

An dieser unserer Stellung und Auffassung dürfen auch scheinbar wichtige und doch im Grunde genommen sehr unbedeutende Verbesserungen, die aus einem staatsmonopolistischen Betrieb im Vergleich zum Privatbetrieb entspringen, uns nicht beirren. So z. B. wenn in Nr. 3 der „Zukunft“ über das Reichs-Eisenbahn-Project gesagt wird, daß seine Verwirklichung der Anarchie im Tarifwesen ein Ende mache, auch die Lage der Arbeiter sich etwas verbessere, die Existenz der Kleinstaaten vernichtet werde und das Expropriationsrecht eine wichtige Anerkennung erfahre.

Dem gegenüber ist zu entgegnen, daß der Socialdemokratie als Partei die Anarchie im Tarifwesen sehr gleichgültig sein kann. Diese Anarchie wäre auch heute wesentlich zu beseitigen, wenn das Reich nur wollte; aber es, oder richtiger Fürst Bismarck will nicht, weil ihn das

eines sehr bequemen Agitationsmittels für sein Lieblingsproject beraubte. Auch bleibe dahingestellt, ob das Reich billigere und gerechtere Tarife einführte, da es erstens gälte, die sicher nicht mäßigen Renten-Entschädigungen — das haben die Staatsbahnprojecte Halle-Sorau-Guben und Berlin-Dresden bewiesen — nicht allein daraus zu bestreiten, sondern auch noch erkleckliche Ueberschüsse für das Militär-Budget zu gewinnen, wobei dann natürlich der weitere Ausbau des Eisenbahnnetzes, soweit er nicht militärischen Interessen Rechnung trägt, gänzlich unterbliebe, also eine sehr bedeutende Cultur-schädigung einträte. Auch spricht weiter gegen einen billigeren Tarif der Umstand, daß Fürst Bismarck schon jetzt mit dem Plane umgeht, Vieh, Getreide und Holz mit Eingangszöllen zu belasten, was also eine Vertheuerung der Lebensmittel zu Gunsten der Großgrundbesitzer herbeiführte, die dann um so eifriger für seine Eisenbahn- und anderen Projecte eintreten und sich dankbar erweisen werden.

Mit der Behauptung, die Lage der Arbeiter werde sich verbessern, sieht es, bei Licht betrachtet, mindestens ebenso zweifelhaft aus, wie das die bisher bekannt gewordenen Thatsachen beweisen. So hat z. B. schon vor drei Jahren der Handelsminister Rhenbach die Löhne sämtlicher Arbeiter — aber nicht die Gehälter der hohen Beamten — in allen Staatsunternehmungen bedeutend reduciren lassen, um die früher gewohnten Ueberschüsse wieder in's Budget einstellen zu können, und ist auch die Arbeitszeit all-gemein verlängert worden. In Breslau sind z. B. in Folge solcher Maßregeln die ganzen Eisenbahnarbeiter in's socialistische Fahrwasser getrieben worden, was wir uns ja gefallen lassen könnten, sicher aber nicht die Absicht des Ministers war und nicht für bessere Behandlung der Arbeiter wie bei den Privatunternehmungen

spricht. Derselbe Minister hat schon vor Jahren angeordnet, daß bei Arbeiter-entlassungen zunächst die alten Leute entlassen werden sollen; daß kein Arbeiter über 35 Jahre mehr angenommen oder in eine Arbeiter-Unterstützungs-klasse aufgenommen werden dürfe. Auf der königl. Werft in Wilhelmshafen wurden alle als Socialisten bekannten Arbeiter vor Jahren entlassen; ebenso erging es vor einigen Jahren den als Socialisten bekannten Arbeitern in den Militärwerkstätten Spandau's, welche sämtlich entlassen wurden, und bot ferner die Militär-behörde Alles auf, um die Wirth'e zu veranlassen, kein Local für die socialistischen Versammlungen mehr herzugeben. Auch hat ganz kürzlich erst in der Berliner „Volks-Zeitung“ ein Expeditions-beamter einer unter königlicher Verwaltung stehenden Privatbahn sich lebhaft beschwert über das hohe Maß von Ausbeutung durch übermäßige Arbeitszeit. Der Generalpostmeister Stephan hat den diätarisch beschäftigten Arbeitern den Lohn von 2 M. 50 Pf. auf 2 M. und 1 M. 75 Pf. herabgesetzt, derselbe Generalpostmeister beschäftigt Tausende von Land-briefträgern mit einem Durchschnittsgehalt von sage und schreibe fünfhundert sechs- undsiebzig Mark jährlich, ein Gehalt, wo-für ein Privatunternehmer kaum die Beamten mit solcher Verantwortung anzustellen im Stande sein dürfte. Der Staat kann es nur, weil er Tausende alter Unterofficiere hat, die auf ihn angewiesen sind. Wie es mit den übrigen Unterbeamten in Post und Telegraphie, bei den Eisenbahnen zc. steht, ist hinlänglich bekannt.

In Sachsen hat der Staat, sobald die Krise hereinbrach, die Arbeitszeit der Eisenbahnarbeiter verlängert und den Lohn gekürzt, den Schaffnern und Beamten wurde dieses Jahr schon im Februar der übliche warme Kaffee im Winter auf den Stationen entzogen — „der milde

Witterung wegen" —, damit der Staat bis zum 1. April ca. 20,000 Mark erspare. Hier wie in Preußen und anderwärts wurde der Betrieb auf's Möglichste eingeschränkt, eine Menge von niederen Beamten und Arbeitern wurde entlassen, die hohen blieben in Gehalt und Würden sitzen. Kann ein Privatunternehmer die Ausbeutung weiter treiben, als es hier geschehen ist?

Nun nehme man einmal an, das Reich habe die Bahnen allein in der Hand, ebenso die Cigarrenarbeiter in Folge des Monopols, die Feuerversicherungsbeamten, vielleicht auch gar noch die Zuckerfabrikarbeiter, so hätte das Reich vielleicht eine halbe Million Menschen in vollster Abhängigkeit von sich. Es könnte z. B. allen Arbeitern vorschreiben, daß sie Legitimationen und Arbeitszeugnisse haben müßten; Jeder, der opponirte und entlassen würde, fände im ganzen Reich keine Arbeit mehr in der speciellen Branche. Ohne irgend welche Gesetze könnte das Reich auf das Legitimationswesen u. einen Zwang ausüben, der den Privatunternehmern einen willkommenen Ansporn gäbe, in der gleichen Richtung vorzugehen. Und ob nicht auch, wenn einmal Noth an den Mann ginge, die gewaltigste politische Beeinflussung möglich wäre, das will ich nur nebenbei andeuten. Jede erfolgreiche Arbeitseinstellung, jedes erfolgreiche geschlossene Auftreten der Arbeiter würde durch die Wucht der Staatsgewalt den betreffenden Arbeitern unmöglich gemacht. Die Reichsregierung könnte auch glücklich beseitigte reactionäre Bestimmungen wieder aufleben lassen, z. B. indem sie jeden Arbeiter entließe, der vor einem von ihr festzustellenden Alter heirathete, oder heirathete, bevor er nachgewiesen, daß er sich so und so viel „erspart“ habe, um die Gründungskosten eines Hausstandes zu bestreiten, oder daß seine Braut ein dementsprechendes Vermögen nachgewiesen hätte. Eine solche Vorschrift steht mit

dem Gesetz nicht im Widerspruch, denn wenn dem Arbeiter diese Bedingung nicht gefällt, kann er ja gehen. Das Reich führte bei den Arbeitern durch, was im Militär thatsächlich längst besteht. Andere Mittel, die Arbeiter in ein neues Hörigkeitsverhältniß zu bringen, bildet das Unterstützungsklassenwesen, das der Staat in der Hand hat, der Bau von Arbeiterwohnungen u. dgl. Und glaubt Jemand in der Partei, die Liberalen würden sich rühren, wenn das Reich eines Tages erklärte: es entlasse Jeden, der eine socialistische Zeitung lese oder einer socialistischen Organisation angehöre? Die gegenwärtigen Staatsleiter und jene, welche ihnen zunächst folgen werden, lassen alles Andere erwarten, als daß sie Arbeitern und niederen Beamten besonders wohl wollten. Schon der ausgesprochene Zweck, zu welchem man die Unternehmungen in Staatshänden haben will, schließt jede Täuschung hierüber aus.

Und aus welchem Grunde soll denn die Socialdemokratie dem Fürsten Bismarck helfen, die Kleinstaaten zu Grunde zu richten? überlassen wir ihm und den Nationalliberalen das Geschäft, wir brauchen keine Dienste dabei zu leisten. Glauben wir das gegenwärtige Reich einmal in ein anderes umwandeln zu können, so werden die zersplitterten Kräfte der Kleinstaaten kein Hinderniß sein.

Der Anerkennung des Expropriationsrechts durch den Staat endlich bedarf es nicht mehr, das bestreitet nicht einmal die Bourgeoisie; auch ist eine Expropriation, wie sie das Reich durchsetzen würde, nicht nach unserem Geschmack. Ich glaube, es wird sehr leicht sein, einstens die Masse der Bevölkerung für das Expropriationsrecht im socialistischen Sinne zu gewinnen, und wir haben gar nicht nöthig, uns mit der Bourgeoisie in einen sehr überflüssigen und unfruchtbaren Meinungsaustrausch einzulassen. Sie expropriirt jeden Tag, wo es ihr bequem ist, bei Eisenbahnen, Bergwerken, Communebauten, Straßen-

anlagen zc.; für unser Expropriationsrecht oder Expropriationsverfahren gewinnen wir sie nie und nimmer. Bemühen wir uns also nicht darum. Daß Niemand dafür ist, der mit dem Reichseisenbahnproject nichts zu thun haben will, daß die jetzigen Staatsbahnen Privatbahnen werden, beweist auch nichts für das Project, weil die Bahnen damals nicht für Militär- und culturfeindliche, sondern für culturfördernde Zwecke gebaut wurden, das Reich aber jetzt deren Ertrag für Militärszwecke haben möchte, damit die Steuern für Culturzwecke auf andere Weise aus dem Beutel des Volks herausgepreßt würden.

Wir können und dürfen uns also nach dem Ausgeführten unter keinen Umständen auf das Reichs-Eisenbahnproject, oder das Tabaks- oder Zuckermopol, oder das Versicherungsproject oder irgend ein ähnliches Project zu Gunsten des Reichs einlassen, so lange wir nicht die feste Gewißheit haben, daß die etwaigen Ueberschüsse davon nur zu Cultur- und nicht zu Gewaltzwecken verwendet werden. Wir müssen im Gegentheil mit aller Macht solche Projecte bekämpfen und Alles unmöglich zu machen suchen, was die volksfeindliche Gewalt im Reich stärken könnte. Wir dürfen uns selbst durch den Räder, daß der eine oder der andere Culturzweck ein wenig gefördert werden solle, darin nicht irre machen lassen, so lange die Grundlage des Reichs und seine Tendenz diejenige bleibt, die sie gegenwärtig ist.

Ganz anders stellt sich die Frage, wenn es sich um Ausdehnung des Communebetriebs handelt. Ist auch die Communalverfassung uns überall mehr oder weniger feindlich, und sie wird es so lange im Wesentlichen bleiben, als der heutige Staat auf seinem jetzigen Boden steht, so kann doch die Commune ihre Mittel nur zum allergeringsten Theile zu volksfeindlichen Zwecken (Kirche, politische Polizei) verwenden. In der Hauptsache

sind ihre Aufgaben culturfördernd, selbst da, wo sie ihre Mittel — wie fast überall — vorzugsweise zu Gunsten der wohlhabenden Klasse anlegt, wie für höhere Schulen, besseres Straßenpflaster und bessere Beleuchtung in den vornehmen Vierteln, Theater zc. Theilweise kommen solche Einrichtungen trotz alledem der Gesamtheit zu Gute, und wenn sie selbst nichts weiter bezweckten, als dem Armen zu zeigen, wie jene schönen Straßen und ihre Beleuchtung, die höheren Schulen und Theater zc. eigentlich für Alle hergerichtet werden könnten, wenn wir eine vernünftige Ordnung der Dinge besäßen. Solche Anstalten und Einrichtungen der Commune, bei denen auch die ärmeren Viertel nicht ganz und gar übergangen werden können, wirken schon durch das Aeußere auf den Schönheitsfönn und Bildungstrieb, und sie wirken dadurch zugleich revolutionirend, daß sie die Sehnsucht nach allgemeiner Einführung erwecken.

Andererseits dürfen freilich die materiellen Wirkungen solcher Communalbetriebe, wie sie der Artikel in Nr. 9 der „Zukunft“: „Ueber den Gewerbebetrieb der Communen“ vorschlägt, nicht überschätzt werden. Einen wesentlichen Einfluß auf die materielle Umgestaltung der heutigen Communeverhältnisse können sie — ganz abgesehen davon, daß sie zunächst nur für eine kleinere Zahl von Gemeinden in Betracht kommen — nicht ausüben, aber immerhin als praktisches Agitationsmittel gute Dienste leisten.

Sehr viel weniger praktisch halte ich den Communalsteuerplan desselben Verfassers in Nr. 10 der „Zukunft“. Ohne mich hier auf die sehr wesentlichen Bedenken gegen die Form des Vorschlags und seine Einzelheiten einzulassen, will ich nur hervorheben, daß eine solche auch nur annähernd gedachte Ausführung eine völlige Umgestaltung der Machtverhältnisse in der Communeverwaltung voraussetzte, in der Art nämlich,

daß das jetzt überall bestehende Privilegium der überwiegenden Vertretung des Grundbesitzes in der Communalvertretung durch die Gesetzgebung geändert werde, also in Preußen durch Abgeordneten- und Herrenhaus. Mit dem Aussprechen dieser einzigen Thatsache ist dieser Plan auf dem Boden des heutigen Staates unmöglich gemacht, und in einem anders fundamentirten Staatswesen wird man sich mit den Palliativen nicht plagen.

Meines Erachtens sollten die Parteigenossen, wenn sie praktische Vorschläge für die Gegenwart machen wollen, doch nur solche machen, die ohne eine fundamentale Umwandlung gewisser Zustände ausführbar sind. Sobald dieselben einer wesentlichen Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse bedürfen, kann man sie einfach unter die utopischen Pläne zählen, wohin z. B. auch die John Stuart Mill'schen Erbschaftsbeschränkungs-Vorschläge gehören, — ich erwähne dies, weil der Verfasser der Artikel in Nr. 9 und 10 für seinen Steuervorschlag John Stuart Mill citirte. — Um solche Forderungen durchzusetzen, bedarf es einer Anstrengung, die vollkommen genügt, ganz Anderes und Größeres zu erreichen, und da dies stets sofort von Vielen empfunden wird, so ist jede für halbe Maßregeln angewandte Kraft und Zeit unnütz vergeudet und wir haben von beiden nichts überflüssig.

Auch möchte ich dagegen opponiren, daß der Verfasser einen solchen Communalbetrieb kurzweg als „communistic“ bezeichnet. Das ist denn doch ein weiter

Unterschied und läuft auf dieselbe Verwechslung hinaus, die unsere guten, frommen Bürger tagtäglich mit der Bedeutung der Pariser Commune begehen, die natürlich in deren Augen nichts mehr und nichts weniger als den verwirklichten Communismus darstellte. Ein wirklich communistic Betrieb ist auf ausbeuterischem Boden, und auf dem steht die beste Commune heute und muß darauf stehen, einfach unmöglich, sie kann keinen communisticen, sondern nur einen communalistischen Betrieb organisiren. Wir müssen uns vor falschen Stichworten hüten.

Dagegen bin ich mit dem Verfasser der beregten Artikel in Nr. 9 und 10 darin einverstanden, daß unser Parteiprogramm, und zwar nicht bloß in Bezug auf die Steuerfrage, einer sehr gründlichen Revision und Umänderung bedürftig ist.

Die Frage des Staats- und Communalbetriebs wird auf dem nächsten Parteicongreß Gegenstand der Verathung sein. Es wäre zu wünschen, daß alle Parteigenossen sich gründlich mit dieser Frage vertraut machten, damit ein möglichst einstimmiger Beschluß zu Stande käme und die Partei genau weiß, welche Stellung sie einzunehmen hat, wenn in nächster Zeit die Frage der Reichs-Eisenbahnen, des Tabak- und Zuckermopols zc. seitens der Reichsregierung auf die Tagesordnung gesetzt und als Regierungs-Programm in die nächste Wahlcampagne geworfen wird.

A. B.

Der Einfluss des Privat-Eigenthums auf den Werth und die Vertheilung der Producte.

„Alle die Leiden, mit welchen civilisirte Völker zu kämpfen haben, lassen sich auf das Sondereigenthum an Grund und Boden, als auf ihre Ursache, zurückführen.“ So formulirt Zachariae in seinen vierzig Büchern vom Staat den Gedanken, welchen Dr. Stamm in seiner Schrift über „die Erlösung der darbenenden Menschheit“ nach allen Seiten begründet und ausgeführt hat.

Auch ich bin weit entfernt, die Richtigkeit dieses Satzes anzuzweifeln oder zu bestreiten, möchte aber an ihn anknüpfen und folgende Behauptung aufstellen:

Alle Unklarheit, welche heute noch in den Köpfen sowohl der Laien wie auch der Fachmänner über den Werthbegriff herrscht, läßt sich auf das Privat-Eigenthum, als auf seine Ursache, zurückführen.

Gewiß erscheint dieser Satz im ersten Augenblick paradox; indessen wird sich im Laufe der nachstehenden Untersuchung ergeben, daß derselbe wohl begründet ist. Wir Franken Alle, die Einen mehr, die Andern minder, an „dem ewig Gestrigen“; wir verwechseln gerade bei der Beurtheilung der gesellschaftlichen Verhältnisse die Wirkung der verschiedenen Factoren: der Natur, der Wirthschaft und des jeweiligen Rechtes, und schreiben Vieles der Wirthschaft oder der Natur auf die Rechnung, was doch nur dem augenblicklich geltenden Rechte seine Entstehung verdankt.

Meines Wissens ist es Robbertus gewesen, der zuerst auf die Einwirkung der jeweilig bestehenden Eigenthumsordnung auf die wirthschaftlichen Zustände auf-

merksam gemacht und sie klar und überzeugend dargestellt hat. Da wir Deutsche aber nach Börne's Ausspruch eine Nation sind, die immer 100 Jahre gebraucht, um eine Dummheit einzusehen, so sind auch Robbertus' Schriften lange Zeit unbeachtet geblieben.

Jetzt endlich bricht sich die Erkenntniß von der Bedeutung dieses großen Socialisten Bahn; die Neubearbeitung des Rau'schen Lehrbuchs der politischen Oekonomie von Professor Adolph Wagner trägt deutliche Spuren und erkennt offen den Einfluß an, den Robbertus' grundlegende und bahnbrechende Untersuchungen auf die Entwicklung der Wissenschaft ausgeübt haben.

Ich stehe nicht an, von allen mir bekannt gewordenen Lehrbüchern der politischen Oekonomie dieser Grundlegung den ersten Platz einzuräumen, wenngleich Herr Professor Wagner in Folge seiner politischen Parteilichkeit als ein entschiedener Gegner der Socialdemokratie angesehen werden muß. Volkswirtschaftlich steht er mit uns auf beinahe gleichem Boden und wird meines Erachtens von der Anerkennung unserer letzten Forderungen nur durch Bedenken zurückgehalten, deren Berechtigung von seinem Standpunkt aus nicht unbedingt zu bestreiten ist.

Der Werth der Wagner'schen „Grundlegung“ liegt meines Erachtens besonders in dem vollständigen Bruch mit den Wahnvorstellungen, welche das bestehende Eigenthum bisher in die Grundbegriffe der Volkswirtschaft eingeschmuggelt hat; hier wird die Wirthschaft für sich be-

trachtet und der bestimmende Einfluß der Rechts-Institutionen klar hervorgehoben. Das Studium dieses Werkes führt unzweifelhaft zur Anerkennung der Grundwahrheiten des Socialismus und zum Bruch mit der blinden Verehrung vor den ererbten Eigenthumsvorstellungen. Damit aber kommen wir allein zur klaren Erkenntniß unserer Zustände, ihrer Fehler und Mängel und zu den Mitteln, durch welche den bestehenden Uebelständen abgeholfen werden kann.

In unserer, auf Tausch beruhenden Gesellschaft drehen sich alle Verhältnisse um richtige Werthschätzung der zu vertauschenden Vermögensobjecte — und doch sind die Gelehrten über den Werthbegriff noch nicht einig. Es zeigt sich wieder, wie häufig das praktische Leben der Theorie vorausseilt und wie schwer es oft ist, eine sach- und verstandesgemäße Erklärung für Verhältnisse und Dinge zu geben, die längst in der gesellschaftlichen Praxis volle Anerkennung gefunden haben.

Nur selten trifft man einen Defonomen, der die Marx'sche Werththeorie zu bestreiten geneigt wäre, wenn man sie nur für diejenigen Waaren geltend machen wollte, welche sich durch menschliche Arbeit beliebig oder doch nahezu beliebig vermehren lassen. Hat man eingesehen, daß in dem Ausdruck „gesellschaftlich nothwendige Arbeit“ ebenso gut Rücksicht auf die Arbeit genommen ist, welche zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs nothwendig ist, wie auf die Arbeit, welche zur Herstellung des Productes unter den jeweiligen Productionsweisen nothwendig erheischt wird; dann schwindet der Haupteinwurf gegen diese Theorie. Und daß Marx diese Auffassung selbst ausdrücklich anerkennt, geht aus einer, noch nicht gehörig beachteten Stelle auf Seite 67 des „Kapital“ 1. Auflage unzweideutig hervor.

„Vermag der Marktmagen das Gesamtquantum Leinwand, zum Normalpreis von 2 sh. per Elle, nicht zu abfor-

biren, so beweist das, daß ein zu großer Theil der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit in der Form der Leinweberei verausgabt wurde. Die Wirkung ist dieselbe, als hätte jeder einzelne Leinweber mehr als die gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit auf sein individuelles Product verwandt.“

Hat ein einzelner Weber mehr als die gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit auf Herstellung seiner Leinwand verwendet, so schrumpft die den Werth constituirende Arbeitszeit zusammen; wenn 10 Stunden verwendet wurden, obgleich nur 5 Stunden gesellschaftlich nothwendig waren, so besteht der Werth auch nur in fünfständiger allgemein menschlicher, gesellschaftlich nothwendiger Arbeit. Indem nun Marx an der oben citirten Stelle ausdrücklich hervorhebt, daß diese selbe Wirkung für jedes einzelne, zum Markt gebrachte Stück Leinwand eintritt, sobald der Marktmagen das Gesamtquantum zum Normalpreis nicht zu absorbiren vermag — sobald also über das gesellschaftliche Bedürfniß hinaus producirt ist, betont er gerade die Bedeutung des „gesellschaftlich nothwendig“ in ihrer Beziehung zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs.

Es ist hier, beiläufig bemerkt, nicht die Rede von den durch Angebot und Nachfrage erzeugten Preisschwankungen, sondern es ist ausdrücklich angenommen, daß Preis und Werth sich decken.

In dem vorstehend präcisirten Sinn bewährt sich die Marx'sche Werththeorie vollständig bei allen Gütern, deren Herstellung Arbeit kostet, selbst bei solchen, deren Herstellung nicht allein von der menschlichen Arbeit; sondern auch von dem Naturfactor beeinflusst wird. Günstige Witterung vermehrt, ungünstiges Wetter vermindert die Productivität der Arbeit bei der Landwirthschaft; in guten oder geringen Ernte-Erträgen steckt vielleicht gleich viel menschliche Arbeitszeit — der Werth des Gesamtproductes richtet

sich aber hierbei nicht nur nach der aufgewendeten, sondern auch nach der zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs nothwendigen Arbeitszeit und giebt daher bei schlechten Ernten dem einzelnen Scheffel Getreide einen um so viel höheren Werth.

Aber zur Erklärung des Werthes von Grund und Boden, zur Erklärung des Werthes der productiven Kräfte der Natur reicht die Marx'sche Werththeorie nicht aus; sie ist daher mindestens unzureichend! So hört man selbst von Socialisten über diese Theorie urtheilen.

Dir steckt der Doctor noch im Leib, — sagt Mephisto zum Faust, und: Dir steckt der heutige Eigenthumsbegriff noch im Kopf, — möchte ich auf diesen Einwand antworten.

Grund und Boden hat keinen Werth, eben weil keine Arbeit in ihm festgeronnen ist; aus demselben Grunde haben die productiven Kräfte der Natur keinen Werth; sie bekommen erst Werth durch die Rechtsinstitution des Eigenthums.

H. Wagner theilt die Güter in solche, deren Erlangung resp. Erzeugung Arbeit kostet — in wirtschaftliche — und in solche, die ohne Arbeit zu haben sind — in freie Güter. Diese freien Güter theilt er wieder in zwei Klassen, in allgemeine Güter, deren ausschließliche Aneignung unmöglich ist, wie Luft, Licht u. und in freie Besitztüger, also in solche, welche in Folge einer Rechtsordnung in Privat-Eigenthum übergehen können.

Wir scheint diese Eintheilung ganz besonders glücklich gewählt, weil in ihr und durch sie der Einfluß der jeweiligen Rechts-Institutionen präcisirt wird, den ich nachstehend klarzustellen versuchen will.

Wir haben uns so sehr gewöhnt, die heute bestehenden Wirthschafts-Verhältnisse für naturgemäße anzusehen, daß wir ganz vergessen haben, wie vor uns andere, auf anders gearteter Eigenthums-Ordnung beruhende Wirthschaft geführt wurde. Denken wir uns aber zurück in die aus

der Literatur jener Zeit genau bekannte älteste griechische Wirthschaft, so tritt uns schon ein Bild entgegen, welches sich von unseren heutigen Zuständen gewaltig unterscheidet.

Dort gab es nur Hauswirthschaft. Was in der Wirthschaft gebraucht wurde, mußte auch selbst producirt werden. Produciren, um das Product zu vertauschen, gilt damals noch für unehrenhaft. Dem Hausherrn aber gehörte nach dem geltenden Recht der Grund und Boden, alle Arbeits-Instrumente, die im Claven verkörperte Arbeitskraft und das durch die Claven-Arbeit hervorgebrachte Arbeitsproduct. Eine andere Eigenthums-Ordnung war ebenso wenig denkbar, wie eine andere Wirthschaftsmethode. Selbst ein so gewaltiger Denker, wie Aristoteles, konnte sich einen anders gearteten Zustand nicht einmal in Gedanken construiren. Die Clavenarbeit ist ihm Vorbedingung der Wirthschaft. „Aus diesen zwei gesellschaftlichen Verhältnissen, des Weibes und des Mannes und des Herrn und des Claven, entsteht die erste Wirthschaft.“ Und mit Recht sang Hesiodus: „Allererst nur ein Haus und ein Weib und den pflügenden Stier dann, — denn der Stier vertritt bei dem armen Manne die Stelle des Claven!“

In dieser antiken Wirthschaft sind also die drei Grundfactoren jeder Production als Eigenthum eines einzigen Herrn in seinem Besitz vereinigt. Grund und Boden, aus dem der Rohstoff zu allen Producten genommen werden muß, die Arbeitsmittel, welche zur Verarbeitung des Rohstoffes dienen, gehören ihm ebenso rechtlich, wie die Arbeitskraft des Claven. Selbst der Unterschied, den wir heute zwischen Arbeitsmitteln und Arbeitskraft machen, ist durch das Eigenthums-Verhältniß vollständig verwischt.

„Es giebt — schreibt Aristoteles — theils unbeseelte, theils beseelte Werkzeuge, wie für den Steuermann das Steuerruder ein unbeseeltes, der Unter-

steuermann ein befeeltes Werkzeug ist. Denn der Handlanger vertritt die Stelle eines Werkzeugs in den Künsten. Gerade so ist nun auch ein Stück, das man besitzt, ein Werkzeug zum Leben, der Besitz eine Fülle von Werkzeugen und der Slave eine Art von befeeltem Besitzstück, und überhaupt jeder Diener ein Werkzeug statt vieler.“

Unter solchen Verhältnissen kann von einer Vertheilung der Producte auf Grund irgend welcher Rechtsverhältnisse überhaupt nicht die Rede sein. Der Unterhalt, welchen der Herr seinem Slaven geben muß, um ihn am Leben zu erhalten, wird nicht anders betrachtet, als das Futter, welches dem Vieh vorgeworfen wird, um es arbeits- und leistungsfähig zu erhalten. Der Theil des Productes, welcher zur Ernährung des Slaven, zur Instandhaltung dieses befeelten Werkzeuges aufgewendet werden muß, gilt nicht mehr und nicht weniger, als heute das Heizungs- und Schmiermaterial einer Maschine.

Einem solchen Herrn wird und kann es auch niemals in den Sinn kommen, das Gesamt-Product der Wirthschaft als aus verschiedenen Quellen fließend zu betrachten und den Werth auf das Grund- und Boden-Conto, das Kapital-Ertrags-Conto und das Arbeitslohn-Conto getrennt zu buchen.

Denkt man sich diese Wirthschaft so erweitert, daß sie sich einheitlich über ein ganzes, großes Ländergebiet erstreckt; — ist der Herrscher desselben in der That Herr von Land und Leuten, so wird es ihm, der ja mit dem Grund und Boden nicht Handel treiben, ihn nicht vertauschen oder verkaufen kann, auch nicht einfallen, seinen Boden für ein besonderes Werthobject anzusehen, wie doch jedes andere Besitzstück als ein solches betrachtet wird. Wenn er seine Vermögensstücke untereinander vergleicht, wird er auf dieselbe Werthvorstellung und Werthschätzungsmethode fallen, wie der isolirte Mensch,

nur wird er nicht seine eigene, sondern die Arbeitszeit seiner Slaven in Rechnung ziehen.

Unter dieser Eigenthumsordnung und der darauf basirten Wirthschaft ist der Grund und Boden ohne jeden Werth, weil er bei der Wirthschaft des isolirten Menschen noch gar nicht in das Privat-Eigenthum übergegangen ist oder aber in Folge der durch Slavenarbeit betriebenen Production eine Vertheilung des Gesamt-Arbeitsproductes unter verschiedene Berechtigte gar nicht stattfindet.

Das Verhältniß ändert sich mit einem Schlage, sobald an die Stelle der Slaven freie Arbeiter getreten sind, sobald also eine Veränderung in der Eigenthumsordnung eingetreten ist. Schon im römischen Colonat tritt uns eine Wirthschaft entgegen, welche sich in gleicher Art bis in die neueste Zeit erhalten hat, in welcher wir auf der einen Seite den Besitzer von Grund und Boden und von den Arbeitsmitteln, auf der andern Seite den freien, aber eigenthumslosen Arbeiter, aber noch keine Lohnarbeit finden.

Der Arbeitsertrag wird auf Grund einer Rechtsordnung, also in Folge von Sitte, Gewohnheit oder Vertrag getheilt; in den meisten Fällen zu gleichen Theilen, weshalb diese Wirthschaftsmethode in Niederdeutschland noch im Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Namen der Halsenwirthschaft bekannt war.

Hier tritt uns die Theilung des Productes auf Grund einer Rechtsinstitution zuerst und unverhüllt entgegen. In Folge des bestehenden Eigenthumsrechtes wird der Arbeit die Hälfte des Arbeitsertrages genommen, oder, wenn das besser klingen sollte, es wird ihr die Hälfte des Productes als Antheil gelassen. Hände der eigenthumslose freie Arbeiter, der im Alterthum meist ein freigelassener Slave oder verarmter Freier war, nicht schon allen Grund und Boden und alles Vieh in Privat-Eigenthum übergegangen, wäre die Welt nicht schon weggegeben gewesen,

es würde ihm nicht im Entferntesten einfallen, einen Theil seiner Producte als Entgelt für die Benutzung des Grund und Bodens abzugeben; er würde die Forderung einer solchen Theilung als ein schweres Unrecht, die sie verlangenden „Theiler“ aber wie Diebe und Räuber angesehen haben.

Die Rechtsinstitution des Privat-Eigenthums verschafft in dieser Wirthschaftsart dem Eigenthümer einen Antheil an dem Product von fremder Arbeit. Je productiver die Arbeit, desto größer auch das Einkommen aus dem Besitz, wobei es ganz gleichgültig ist, ob die Productivität der Arbeit durch verbesserte Arbeitsmethoden auf geringem Boden oder durch günstige Boden- und Witterungsverhältnisse bei gleichgebliebener Arbeitsmethode herbeigeführt worden ist.

Auch bei dieser Wirthschaft kann der Eigenthümer gar nicht auf den Gedanken kommen, daß sein Einkommen aus zwei verschiedenen Quellen herstamme, aus dem Ertrage des Grund und Bodens und aus dem besondern Ertrage der beweglichen Kapitalien: der Ackergeräthe, des Zugviehes, Saatkorns zc. Sein Einkommen ist in dieser Hinsicht ein einiges und untheilbares.

Auch der „Halse“ wird das in sein Eigenthum übergehende Product nicht als besonderes Product des Acker, des Kapitals und der Arbeit ansehen, sondern Alles nur für Ertrag seiner geleisteten Arbeit halten. Selbstverständlich wird er lieber auf gutem Boden, der hohe Erträge liefert, wirthschaften, als auf magerem Acker, weil er weiß, daß seine Arbeit auf jenem productiver ist, als auf diesem. So wenig aber heute irgend ein Mensch, dem die Productivität der menschlichen Arbeit so bedeutend erhöhenden Dampfflug eine besondere werthbildende und schaffende Kraft vindicirt, ebenso wenig wird jener Halsenpächter daran denken, dem fruchtbaren Boden eine solche Kraft anzudichten. Also auch unter dieser

Rechts- und Eigenthums-Ordnung und der sich darauf aufbauenden Wirthschaft und Ertrags-Vertheilung hat der Grund und Boden noch keinen Werth in dem heutigen Sinne. Und doch ist Grund und Boden, Kapital und Arbeit bei dieser Wirthschaft ebenso gut nothwendig, wie in unserer heutigen, kapitalistischen Zeit.

In langsamer, fast zwei Jahrtausende währendender Umgestaltung hat sich endlich die heutige Wirthschaftsart herausgebildet. Sie konnte erst in voller Durchbildung zur Geltung gelangen, nachdem drei verschiedene culturgeschichtliche Vorstufen erreicht waren. Es mußte eine Trennung in den Besitzverhältnissen Platz greifen, nach welcher die Grund- und Bodenbesitzer sich in der Hauptsache auf die Production der Rohstoffe beschränkten und die Weiterverarbeitung einer anderen Klasse, den Besitzern der zu dieser Verarbeitung nöthigen Arbeitsmittel, überließen.

Die Trennung und der Gegensatz von Stadt und Land, wie er sich im Mittelalter entwickelt und weiter ausgebildet hat, bildet den ersten Schritt zu dieser Scheidung der Besitzer von Grund und Boden von den Besitzern der beweglichen Kapitalgüter. Die Städte eroberten sich allmählich das Privilegium der Weiterverarbeitung der Rohstoffe; in dem Kunstwesen wird diese Production in der mannigfaltigsten Weise getheilt, reglementirt und wieder unter den einzelnen Zünften und Innungen streng abgegrenzt; das Verbot des Gewerbebetriebs auf dem Lande, die Zwangs- und Bannrechte der Städte zwangen den Grundbesitzer, sich von der Industrie fernzuhalten, und bahnten jene Scheidung in Grundbesitzer und Kapitalisten an.

Von dem Moment an, in welchem sich die Industrie von dem Ackerbau löst, muß selbstverständlich der Austauschverkehr, der Handel, eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft bekommen. Weil nun

nicht mehr Alles, was der Herr in der *Wirthschaft* gebraucht, auch in der eigenen *Wirthschaft* producirt wird, muß überall für den Tausch producirt werden, denn nur durch Hingabe von eigenen Producten kann man die *Gebrauchsgegenstände* erlangen, deren man bedarf, nur durch Hingabe der eigenen *Producte* dem fremden Bedarf Genüge leisten.

Aus dem Handel entwickelt sich das *Monetarsystem*, das *Geldwesen*, welches zwei Jahrtausende gebraucht hat, um zur Herrschaft zu gelangen. So lange Waare gegen Waare ohne Dazwischenkunft von Geld getauscht wird, kann es dem die Waare besitzenden *Eigenthümer* gar nicht einfallen, sein Einkommen in anderer Weise anzusehen, wie der *altgriechische Herr*. Ob die *Genußgüter* direct producirt oder durch Hingabe von eigenen *Producten* eingetauscht sind, ändert an der Sachlage gar nichts.

Sobald aber jeder Tausch durch Geld vermittelt wird, tritt auch die Berechnung des Einkommens nach Geld auf. Möglichst großes *Geldeinkommen* zu erzielen, wird Zweck der *Production*, weil der *Consum* jeder einzelnen *Wirthschaft* von der Größe des erzielten *Geldeinkommens* abhängig geworden ist. Jeder verkauft, um wieder zu kaufen, das heißt, jeder Einzelne wird mehr oder minder zum *Händler*, wird somit abhängig von den *Gesetzen* und *Gebiräuchen* des Handels.

„Sobald die *Nothwendigkeit* des *Tauschhandels* das Geld geschaffen hatte — schreibt *Aristoteles* — entstand hieraus eine neue Art von *Vermögenserwerb*, der *Kleinhandel*, der zuerst wohl nur ganz einfach, später, bei vermehrter Erfahrung, schon künstlicher betrieben wurde, mit Rücksicht darauf, woher und wie der *Umsatz* am meisten Gewinn bringen würde. Dieser Umstand ist es, der den *Vermögenserwerb* hauptsächlich mit dem *Gelde* in Verbindung bringt. Der Hauptzweck dieser Thätigkeit scheint in dem *Vermögen* der *Speculation* zu bestehen,

die ausfindig macht, woraus sich viel Geld machen lasse; denn sie gilt für die *Erzeugerin* des *Reichthums* und des *Bermögens*.“ „Der Handel schafft Geld, und zwar nie anders, als durch *Geldumsatz*. Ihm kommt es lediglich auf *baares Geld* an, *baares Geld* ist Anfang und Ende des *Umsatzes*.“

Sobald Geld Anfang und Ende des *Umsatzes* geworden, berechnet sich der erzielte Gewinn naturgemäß nach seinem *Verhältniß* zu der angelegten *Summe*, also in *Procenten*. Das *Creditsystem*, das *Ausleihen* von Geld gegen *Zins*, entwickelt sich immer mehr; das aus einem *Besitzrechte* entstehende *Güterereinkommen* kann, sobald diese *Güter* in *Geldwerth* berechnet werden, mit einem *Zinseinkommen* aus verliehenem *Gelde* verglichen und darnach der *Werth* des *Besizes* dem *Besitz* einer *Geldsumme*, eines *Geldkapitals* gleichgeachtet werden.

Ich komme auf die besonderen Folgen der *Geldwirthschaft* wieder zurück.

Das dritte Moment, welches die heutige *kapitalistische Wirthschaft* erst ermöglicht hat, ist die *politische Befreiung* eines *besitzlosen Arbeiterstandes*, der gezwungen ist, seine *Arbeitskraft* auf dem *Markt* anzubieten und nach den *Gesetzen* des *Waarenhandels* zu verkaufen.

In der heutigen *Gesellschaft* und *Der* von ihr getriebenen *Wirthschaft* hat sich das *Rechtsverhältniß* des *Eigenthums* noch weiter gespalten, als in den früheren *Wirthschaftsweisen*. Heute giebt es *Grundeigenthümer*, *Eigenthümer* von *Kapitalgütern* und *Eigenthümer* von *Arbeitskraft*. Man muß diese verschiedenen *Eigenthümer* wie scharf gesonderte, sich schroff gegenüberstehende *Klassen* betrachten, wenngleich eine derartige *Trennung* in den meisten Fällen factisch nicht besteht, sondern der *Grundeigenthümer* auch zu gleicher Zeit *Kapitalbesitzer*, der *Kapitalbesitzer* häufig auch *Grundeigenthümer* und *Eigenthümer* einer — seiner eigenen — *Arbeitskraft* ist. Immerhin ist zu constatiren, daß *vielfache Wirth-*

schaften bestehen, in welche der Grundeigenthümer nichts weiter als den Besitz des Grund und Bodens hineinbringt. Bei dem in England vorherrschenden Pachtsystem ist der Pächter vielfach Eigenthümer des ganzen Wirthschafts-Inventars von Vieh, Ackergeräthen, Saatkorn zc., es stehen sich in solchen Wirthschaften also thatsächlich die Besitzer von Grund und Boden, von Kapital und Arbeitskraft gegenüber.

Wie vertheilt sich unter diesen Eigenthumsverhältnissen der Ertrag der Arbeit, das Arbeitsproduct?

Zum besseren Verständniß abstrahire ich von dem Unternehmer, und unterstelle den Fall, in welchem der Grundbesitzer mit geliehenem Kapital producirt.

Nach der Eigenthumsordnung, wie sie heute besteht, ist der Producent auch rechtlicher Eigenthümer des gesammten Productes, im Gegensatz zu der Halfenwirthschaft, in welcher ein durch Vertrag bestimmter Theil des Productes dem Eigenthümer, ein ebenso fest bestimmter Theil dem Arbeiter zufiel. Jetzt bekommt der Arbeiter einen vorher stipulirten Geldlohn, dessen Höhe sich nicht nach der Größe des Productes richtet, sondern nach dem Preise der Arbeitskraft. Letztere ist für den Producenten eine Waare, die er ebenso gut kauft, wie die Rohmaterialien und Geräthe zum Betrieb der Production; er deckt daher aus dem Erlös für das fertige Product den Arbeitslohn gerade so, wie die Kosten für das Heiz- und Schmiermaterial der gebrauchten Maschinen, oder wie das Futter für sein Vieh. Maschinen und Vieh sind aber und bleiben auch sein Eigenthum, während der Arbeitslohn in das Eigenthum des Arbeiters übergeht.

Ein Theil des Productes — richtiger gesagt, ein Werththeil des Productes geht also in den Besitz des Arbeiters über.

Der Producent hat das zum Betriebe nöthige Geldkapital geliehen und muß es

in Folge davon verzinsen. Der Zinsfuß richtet sich — bald mehr, bald minder — nach dem in einem Lande durchschnittlich zu erzielenden Geschäftsgewinn. Bei hohen Gewinnen steht der Zinsfuß hoch, bei geringen Gewinnen fällt derselbe. Immerhin gilt in jedem Lande ein gewisser Procentsatz als Normalatz, als Durchschnittszinsfuß; nach der Höhe dieses Durchschnitts werden die Zinsen für ausgeliehene Kapitalien berechnet; bei großer Sicherheit wird unter, bei vermehrtem Risiko über dem Durchschnitt gefordert und geboten.

Die Zinsen, welche der Producent von dem Erlös aus dem Product an den Kapitalbesitzer abzugeben hat, richten sich nach dem Zinsfuß und nach der Größe des angeliehenen Kapitals. Sie absorbiren wieder einen Theil des Gesamtproducten-Werthes; was dann noch übrig bleibt, wird unser Grundbesitzer als Ertrag seines Grundbesitzes betrachten. Wenn er, statt selbst zu wirthschaften, seinen Acker verpachten will, wird er als Pachtzins eine Geldsumme verlangen, die ihn in Stand setzt, so viel Producte zu kaufen, als er bei dem eigenen Wirthschaftsbetrieb für sich übrig behalten hat. Wenn er seinen Acker verkauft, wird er ein Geldkapital fordern, dessen Zinsen nach dem im Lande üblichen Zinsfuß ihm ein ebenso großes arbeitsloses Einkommen gewähren, als der Grundbesitz.

Der Werth des Grund und Bodens richtet sich also nach dem Quantum von arbeitslosem Einkommen, welches er seinem Besitzer gewährt; dieses Einkommen wird nach dem herrschenden Zinsfuße kapitalisirt und darnach der Preis des Bodens berechnet. Bei niedrigem Zinsfuß ist daher der Preis — und damit der ideelle Werth von Grund und Boden hoch, bei hohem Zinsfuß dagegen niedrig. Denn bei einem Zinsatz von $3\frac{1}{2}$ pCt. wird der Preis des Bodens das Dreifache seines jährlichen Reinertrags betragen; bei 4 pCt. nur noch das Fünf-

undzwanzigfache, bei 5 pCt. nur noch das Fünfzigfache.

Grund und Boden ist nach der bestehenden Rechtsordnung zu Privat-Eigenthum geworden, während er doch ein freies, aber nur in beschränkter Menge vorhandenes Gut ist, welches die Natur der Menschheit unentgeltlich zur Verfügung gestellt hat. Das Privat-Eigenthum schließt alle Nichteigenthümer von der Benutzung aus und gewährt somit dem Grundbesitzer die Macht und das Recht, sich einen Theil der durch Arbeit erzeugten Güter anzueignen. Weil nun endlich Grund und Boden wie eine Waare verkauft und wie ein zinsbringendes Kapital angesehen wird, hat sich die Vorstellung eingeschlichen, Grund und Boden habe einen realen wirtschaftlichen Werth, sei auch ohne daß sich Arbeit in ihm krystallisiert habe, ein Factor der Werthbildung und Wertherzeugung!

Wie wenig zutreffend diese Ansicht dürfte aus den vorstehend betrachteten verschiedenen Wirtschaftsformen hervorgehen; das Privat-Eigenthum, also eine Rechts-Institution, aber kein wirtschaftlicher Factor, verleiht dem Bodenbesitzer nur einen Antheil am Gesamtproduct, welches als Rente aus dem Besitz angesehen wird und den Grundbesitz selbst zu einem Vermögensobject, zu einem Werthobject stempelt.

Die Fiction, welche dem Grund und Boden wirtschaftlichen Werth verleiht, fällt sofort in sich zusammen, sobald man sich die Gesellschaft ohne das heutige Privat-Eigenthum an Grund und Boden und den Productionsmitteln denkt und einen Zustand mit communistischem Betriebe unterstellt.

Die erste Folge eines solchen Zustandes würde doch sein, daß Kapital- und Grundbesitz nicht mehr ein Anrecht bei der Vertheilung des Gesamtproductes geltend machen könnten, daß dieses Gesamtproduct überhaupt nicht mehr in das Privat-Eigenthum überginge, sondern

ebenfalls Eigenthum der Gesamtheit bliebe. Mag man sich die nun nothwendig werdende Vertheilung denken, wie man will, entweder zu ganz gleichen Theilen nach der Kopfzahl, oder nach der geleisteten Arbeit, oder nach Klassen, Gruppen oder dergl.; immerhin wird der Grund und Boden nicht den geringsten Einfluß auf die Vertheilung ausüben. Ob derselbe an einer Stelle 10, an der anderen nur 4 Scheffel Getreide hervorgebracht hat, wirkt nur auf die Menge des zur Vertheilung kommenden Brodes, nicht auf die Vertheilung selbst ein. Die Arbeiter, welche nur vier Scheffel pro Morgen erzeugt haben, bekommen schon heute denselben Lohn, wie diejenigen, deren Arbeit, durch guten Boden unterstützt, so productiv war, daß sie 10 Schfl. pro Morgen ernteten.

Im communistischen Betrieb wird die Aneignung des Arbeitsproductes dem Einzelnen eben unmöglich gemacht und damit fällt denn auch die Vorstellung in sich zusammen, daß Grund und Boden realen Werth habe. Vom rein wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus kann und darf man dem Grund und Boden ebenso wenig werthbildende Kraft zugestehen, wie irgend einem anderen Naturfactor. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt betrachtet, wird sich aber nicht leugnen lassen, daß eine Nation, eine Provinz, ein Kreis oder eine Gemeinde, die auf ertragsreichem Boden wirtschaftet, die sich im Besitz reicher Bergwerke, großer Wasserkraft oder dergl. befindet, mit gleich großem Arbeitsaufwand über mehr Product, über mehr Genußmittel verfügen kann, als eine andere, weniger von der Natur begünstigte communistische Gemeinschaft.

Das Eigenthum am Grund und Boden und das daraus folgende Eigenthum am Gesamtproduct bedingt eine Ungleichmäßigkeit des Einkommens verschiedener Wirtschaftsgenossenschaften, die selbstverständlich in gewissen Machtverhältnissen

ihren Ausdruck finden muß. Hier kann nur die Staatsgewalt innerhalb ihres Gebietes einen Ausgleich durchsetzen; über die Grenzen des Staates hinaus werden die wirthschaftlichen Verhältnisse immer Grundursache von Machtfragen bleiben.

Es war meine Absicht, zu zeigen, welchen Einfluß das Privat-Eigenthum auf die Vertheilung der Güter ausübt, daß es aber mit dem Grundgesetze der Wirthschaft überhaupt nichts zu thun hat. Wer zur Klarheit über diese Grundgesetze kommen will, muß sich die von allen Rechtsinstitutionen freie Wirthschaft construiren, was nur durch Vergleich der verschiedenen, unter dem Einfluß anders gearteter Eigenthumsordnungen stehenden Wirthschaften möglich ist. Nur auf diesem Wege wird man zu einem Verständniß für den Tauschwerth, den gesellschaftlichen Gebrauchswerth gelangen.

Gesellschaftlicher Gebrauchswerth wird Geltung behalten unter allen Formen der Gesellschaft, denn die gesellschaftlich wirthschaftende Menschheit wird immer eine Vertheilung ihrer Producte vornehmen und dabei nach gewissen Rechtsverhältnissen verfahren müssen. Der isolirt lebende Mensch kann selbstverständlich nicht tauschen, wohl aber einen Vergleich, eine Schätzung seiner Arbeitsproducte vornehmen; dabei kommt er von selbst auf den Werthbegriff. In der auf Waarenproduction und Tausch beruhenden heutigen Gesellschaft gelangt der Tauschwerth zu einer die ganze Gesellschaft dominirenden und demoralisirenden Macht; bei einer communistisch organisirten Gemeinschaft, in welcher es kein anderes Privat-Eigenthum geben kann, als das an dem Einkommen von Genußgütern, wird der Tauschwerth seine Herrschaft verlieren, wohl aber noch eine Rolle spielen bei der Vertheilung der Güter als Maßstab des Antheils, welcher den Einzelnen — Personen oder Gruppen — zugewiesen werden muß.

Wegen dieser wichtigen Rolle, welche der Tauschwerth unter den denkbar verschiedensten Modificationen des Eigenthums zu spielen berufen ist, scheint eine definitive Feststellung des Begriffs wichtig, wenn auch die langwierigen und vielfach langweiligen Debatten über dieses Thema von den meisten Menschen nur als Durchhechelung einer überflüssigen Doctorfrage angesehen werden.

Zum besseren Verständniß der aufgestellten Behauptung, daß die productiven Kräfte der Natur durchaus ohne Einfluß auf den Tauschwerth sind, mag hier noch an einigen Beispielen gezeigt werden, wie sehr der Naturfactor die Arbeit productiver zu machen im Stande ist und thatsächlich macht, ohne daß es jemals einem Menschen eingefallen ist, darin eine werthbildende Kraft zu sehen.

Diese sogenannten productiven Kräfte der Natur wirken ja nicht nur bei der Production der Rohstoffe, sondern auch bei der weiteren Verarbeitung derselben. Das wirthschaftliche Streben geht dahin, die menschliche Muskelkraft durch Naturkräfte zu ersetzen und die menschliche Arbeit productiver zu machen. So lange aber diese Naturkräfte nicht Privat-Eigenthum geworden sind, gelten sie auch nicht als werthschaffend.

Die Dampfkraft vermehrt die Productivität der menschlichen Arbeit in einer früher für unmöglich gehaltenen Weise, zumal wenn sie die Erfindungen der neueren Mechanik in Bewegung setzt.

Eine neuere Buchdruckmaschine, welche von drei Leuten bedient wird, liefert in einer Stunde 10,000 Abzüge eines Druckbogens von 60,000 Buchstaben. Was also jetzt von 3 Druckern und 6 Setzern in einem Tage geleistet wird, das hätten vor Erfindung der Buchdruckerkunst, der neuen Druck- und der Dampfmaschinen 300,000 Menschen kaum fertig geschafft — weil sie sich der damals üblichen Bervielfältigungs-Methode, des Abschreibens, hätten bedienen müssen.

Der Wasserdampf ist nicht Eigenthum, daher fällt es auch Niemandem ein, ihm neben der menschlichen Arbeitskraft eine Mitwirkung bei der Erzeugung von Tauschwerth zuzuschreiben. Denkt man sich denselben aber in das Privat-Eigenthum übergeführt, so daß die Benutzung nur mit Erlaubniß und gegen Entschädigung des Besitzers stattfinden kann, so wird sofort eine ähnliche Wirkung eintreten, als wenn eine neue Erfindung, eine neue Maschine durch Patentschutz vor der allgemeinen Benutzung sichergestellt ist.

Die neue Maschine macht die menschliche Arbeit productiver, in Folge des Eigenthumsrechtes muß Jeder, der sie benutzen will, dem Erfinder eine Entschädigung geben, ihm also einen Antheil am Arbeitsproduct einräumen. Der Besitz eines derartigen Patentes verschafft arbeitsloses Einkommen, wird durch Kapitalisirung dieses Einkommens wie ein wirkliches Vermögen angesehen und wirkt also genau so, wie der Besitz von Grund und Boden. Schreibt man also diesem wirthschaftlichen Werth zu, weshalb nicht auch dem Dampf oder irgend einer Maschine?

Der Wind, der unsere Mühlen treibt, vermehrt ebenso die Productivkraft der menschlichen Arbeit; wie viele Menschen würden sich wohl an der Handmühle abquälen müssen, um das Quantum Mehl zu erzeugen, welches heute, nachdem die Naturkraft des Windes in den Dienst der Menschen eingespannt worden ist, auf den Windmühlen hergestellt wird. So lächerlich uns die Sache vorkommt, daß der Wind Privat-Eigenthum sein solle, so hat doch, wie Marx berichtet, nach der Erfindung der Windmühlen ein artiger Kampf zwischen Abel, Geistlichkeit und Kaiser stattgefunden über die Frage, wem von den Dreien eigentlich der Wind „gehöre“.

Wenn nun der Wind in das Eigenthum übergegangen wäre, würde sich da

nicht dasselbe Verhältniß herausgestellt und entwickelt haben, wie bei dem Grund und Boden? Der Wind ist — namentlich in gebirgigem Terrain — nicht überall gleich stark; es giebt dort Höhen, auf denen die Mühlen fast immer, andere Plätze, auf denen sie nur mahlen können, wenn der Wind aus gewissen Himmelsrichtungen weht. Hier hätten wir denn eine ebenso große Differenz in der Productivität des Naturfactor's, wie bei dem guten und schlechten Boden — die Wirkung würde sich auch ebenso geltend machen. Der Wind an der guten Stelle würde höher, der an der schlechten Stelle geringer bezahlt werden müssen, das heißt, der Eigenthümer würde, wenn er den Ertrag aus der Windbenutzung oder Windverpachtung kapitalisirte, der Größe ihres Werthes nach verschiedene Vermögensobjecte in dem Wind an der guten und dem an der schlechten Stelle besitzen. Dann würde auch dem Wind mit demselben Rechte wirklicher Werth und diesem Naturfactor werthbildende Kraft vindicirt werden, wie heute dem Grund und Boden.

Nun es aber kein Eigenthum am Wind giebt, kommt uns eine solche Anschauungsweise geradezu ungeheuerlich vor, obgleich sie genau von demselben Standpunkte ausgeht, wie diejenige, welche über den Grund und Boden gang und gäbe ist.

Wenn man die Marx'sche Werththeorie von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, fallen alle dagegen erhobenen Einwände in sich zusammen. Man versteht dann die Bedeutung des Satzes, daß es Dinge giebt, die formell einen Preis haben, ohne einen Werth zu haben; man begreift, daß der sogenannte Werth von Grund und Boden nichts weiter ist, als der Preis für die dem Privatbesitzer desselben verliehene Macht, welche ihm gestattet, sich ohne irgend welche Gegenleistung einen Theil von dem Gesamt-Arbeits-Ertrag der Nation anzueignen. C. A. S.

Morelly,

ein socialistischer Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts.

Von Dr. S. Lomanowit.

Das Princip der Güter-Gemeinschaft, dem schon Plato in seiner „Republik“, ja sogar in seinen „Gesetzen“ den Vorzug vor der Institution des Privateigenthums giebt, fand im geschichtlichen Verlaufe viele Befenner, sowohl unter jenen, die sich mit der Untersuchung der Frage befaßt haben, ob es denn nicht möglich wäre, der menschlichen Gesellschaft ein stetes Glück zu sichern, wie auch unter solchen, die aus religiösen Rücksichten die Begründung einer wahrhaft christlichen Liebe unter den Menschen angestrebt haben.

Im XVI. Jahrhundert hat einerseits die Reformation durch Wiederbelebung der Erinnerung an die Urverhältnisse der christlichen Gesellschaft, andererseits der zunehmende Aufschwung der Gelehrsamkeit, der auch eine Zunahme des Fortschritts in Aussicht stellte, viele Gemüther zur Auffuchung des socialen Ideals angeeifert.

In jener Zeit nun trat Thomas Morus (1516) mit seiner „Utopie“ auf, in der er in der Vereinigung der Menschen auf Grund der Gemeinsamkeit der Gefühle, der Habe und der Arbeit ein Bild der wahrhaft christlichen Gesellschaft aufzuzeichnen bemüht war. Der Kanzler Bacon bringt auf der idealen Insel „Neu-Atlantis“ das Glück der Gesellschaft mit dem Fortschritte der Naturwissenschaften in Verbindung, welchem letzteren die eigens zu dem Zwecke gegründete Institution des „salomonischen Hauses“, das sich mit Erforschung der Ursachen, Erscheinungen und inneren Eigenschaften der Natur, wie auch mit der größtmöglichen Erweiterung der menschlichen Gewalt über dieselbe befaßt, besonders zu Statte kam. Es ist dies — meint der Verfasser — die edelste Institution auf dem Erdball und die Quelle des Lichtes für das eigene Land.

Das Bild einer vollkommenen, dem Menschen eine höhere Glückseligkeit zu-

sichernden Gestaltung der Gesellschaft, vom schriftstellerischen Talente eines Morus und Bacon umstrahlt, erhitzt die Einbildungskraft und schafft neue Bilder. Der Schöpfer eines dieser Bilder ist Thomas Campanella, den die Idee der Unabhängigkeit Italiens in den Kerker geworfen, wo er unter Qualen und Martern davon geträumt hatte, wie dem Menschen ein mögliches Paradies hier auf Erden zu sichern wäre.

Ein zweites Bild entstand in der Phantasie des Jakob Harrington, und zwar unter dem Eindrucke der durch die englische Revolution wachgerufenen Wünsche. Die Gerechtigkeit und das Interesse der ganzen Gesellschaft im Auge behaltend, stützt der Verfasser in seinem Musterstaate „Oceana“ die Grundgesetze auf eine stete und geregelte Eintheilung des Grund und Bodens und auf eine wirkliche Kundgebung des Volkswillens durch Abstimmung. Oceana ist keineswegs ein bloßes Phantasieproduct, sie ist auch das Resultat mühsamer Studien.

Außer diesen Schriften, die mehr auf die Einbildungskraft einzuwirken, als durch ein Raisonnement zu überzeugen trachten, tauchten viele andere ähnlicher Art auf, die jedoch alle entweder einen zu phantastischen Anstrich gehabt oder auch den Stempel der Nachahmung an sich getragen haben, und keinesfalls aus innerer Ueberzeugung geflossen sind. Manchmal ist es sogar schwer zu enträthseln, um was es eigentlich den Verfassern zu thun ist.

Erst nachdem die französische Kritik die Grundlagen der alten Theorien erschüttert hatte, erschien im Jahre 1753 ein Gedicht unter dem Titel: „Basiliade ou naufrage des îles flottantes“ in vierzehn Gesängen.

Der Held dieses Gedichtes, ein Gesetzgeber, ist ein Mensch, der in der That würdig wäre, die Welt zu regieren, daher

auch die aus dem Griechischen stammende Bezeichnung „Basiliade“ (von basileus, König). Als schwimmende Inseln bezeichnete der Verfasser die Vorurtheile, die in der neuen Gestalt auf immer versinken sollten; diese sollte gestützt sein auf gerechte Grundlagen, die da vor Allem sind: Gleichheit und Gemeinsamkeit des Eigenthums.

Dieses Gedicht lenkte die Aufmerksamkeit der damaligen Denker auf sich. Man machte dem Verfasser den Vorwurf, er strebe Unmögliches an, er nehme die Menschen nicht so, wie sie in der Wirklichkeit sind. Er sollte doch bedenken — so sagte man — daß die Unfolgsamkeit, Trägheit und Leidenschaft, die doch in der Regel den Menschen eigen sind, im Kampfe mit den Vorurtheilen sogar einem solchen Gesetzgeber wie der russische Czar Peter, der über eine unumschränkte Gewalt verfügen konnte, die Hände zu binden im Stande wären. Besonders das Project der Gleichheit — meint einer von diesen Kritikern — ist dem Charakter der Menschen zuwider, die doch damit geboren werden, um entweder zu befehlen oder zu gehorchen, ein Mittelzustand ist für sie unerträglich.

Zur Widerlegung dieser Einwürfe, und um seine im genannten Gedichte entwickelten Theorien durch Vernunftgründe zu beweisen, hat Morelly im Jahre 1755 eine Schrift unter dem Titel: „Code de la nature, ou le véritable esprit de ses loix, de tout temps négligé ou méconnu“ (Gesetzbuch der Natur, oder der wahrhafte, von allen Zeiten vernachlässigte oder verkannte Geist ihrer Gesetze) herausgegeben. Diese Schrift hat seiner Zeit eine große Gährung hervorgerufen, und wurde deren Auctorschaft allgemein Diderot zugeschrieben.

Die bestehende Ordnung ist dem Verfasser nach fehlerhaft, da dieselbe auf irrigen Sätzen der herrschenden Moral und auf einem irrigen Verständnisse der moralischen Natur des Menschen beruht. Erst die Erkennung der wahren Moral kann uns auf jene Pfade führen, auf denen wir zur Entdeckung der Grundlagen

der dem wahren, dem moralischen Naturrell des Menschen am meisten zuwagenden Ordnung gelangen können.

„Alle die Bacon, Hobbes, Locke, Pope, Montesquieu u. A. haben die Wahrnehmung gemacht, daß die Lehre von der Moral einen am wenigsten vollkommenen Bestandtheil der Philosophie bildet, und zwar sowohl aus dem Grunde, weil deren Begriffe sehr complicirt sind und die Grundsätze keineswegs als fest bezeichnet werden können, als auch deshalb, weil die Methode derselben unbestimmt ist und sich in derselben Nichts durch Demonstration deduciren läßt, ja daß einem jeden Satze derselben ein Gegen-satz, der sich mit gleicher Kraft vertheidigen ließe, entgegengestellt werden kann.“

Diese Ansicht, wie auch die vielen Deductionen, lassen uns in Morelly einen tiefen Denker erkennen, der aus Mangel an gesammelten Thatsachen, wie auch aus dem Grunde, daß der von ihm eingeschlagene Weg noch zu wenig betreten war, sich über die Sphäre von allgemeinen Behauptungen emporzuschwingen nicht vermochte, andererseits aber auch mit einer allzugroßen Kühnheit den Weg von Vermuthungen betreten hat, die durch Erfahrung nicht hinlänglich unterstützt waren. In vieler Hinsicht kann jedoch jener Schriftsteller als der Vorläufer Comte's und Spencer's angesehen werden. Morelly wurde überhaupt bisher nicht nach Billigkeit beurtheilt. Indessen ist es eine unbestrittene Thatsache, daß sein Einfluß seiner Zeit mächtig gewesen, was unter anderen auch der Umstand beweist, daß seine Ideen über die Erziehung im poetischen Gemüthe Rousseau's sich zu einem brillanten, mit meisterhafter Hand aufgezeichneten Bilde, das wir im „Emile“ bewundern, entwickelt haben; nicht minder beweist dies auch der Umstand, daß es eben jene poetische Schöpfung war, die in dem Herzen des Gracchus Babeuf das heiße Verlangen nach Realisirung der darin enthaltenen Grundsätze angefaßt hat.

Zwischen der physischen und moralischen Welt herrscht — unserm Verfasser nach — eine vollständige Analogie. Gott hat die moralische Welt — sagt Morelly — fast ganz nach denselben Regeln wie die physische geschaffen. Er stellte sowohl in Bezug auf die menschlichen Verrichtungen, wie auch auf die physische Weltordnung ein einziges allgemeines Gesetz auf. Was

*) Dieses Werkchen ist, wenn ich nicht irre, in Amsterdam herausgegeben worden, obwohl auf meinem Exemplare vom Jahre 1755 in Bezug auf den Druck und Verlagsort die Bemerkung gemacht ist: „Partout, chez le vrai sage.“ (überall, bei dem wahren Weisen.)

in der physischen Welt die Anziehungskraft oder Gravitation, das ist in der moralischen die Eigenliebe. Der Grundsatz aller physischen Erscheinungen ist: die Bewegung, und jener der moralischen Thaten: die Empfindsamkeit.

„Was ist denn aber jene Eigenliebe in der natürlichen Ordnung? Nichts Anderes als jenes stete Verlangen nach Erhaltung seines Daseins durch leichte und unschuldige Mittel, welche die Vorsehung uns zugänglich gemacht, und zu deren Auffuchung wir uns durch das Bewußtsein der geringen Zahl unserer Bedürfnisse bewogen fühlen.“

Die Eigenliebe ist die Grundlage des Verlangens nach der Glückseligkeit, sie bildet unbestritten den Impuls und das Ziel jeder menschlichen Handlung. Im Gefühle jedoch der Schwäche seines eigenen Organismus, namentlich in Kindesjahren, und der Unmöglichkeit, ohne Beihülfe Anderer zu existiren, gelangt der Mensch auf jedem Schritte zu der Ueberzeugung, daß sein Glück von anderen Menschen abhängt und daß das erste und sicherste Mittel zur Erlangung desselben die Wohlthätigkeit ist. Durch die sorgfältige Pflege, welche die Eltern ihren Kindern angedeihen lassen, durch den Schutz, mit dem sie dieselben umgeben, und durch ihre Liebkosungen wird den Herzen derselben beständig das Gefühl der Liebe eingeflößt, welches die Grundlage der Wohlthätigkeit bildet. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß der Mensch weit eher zum Begriffe des Moralprinzips gelangt, das da sagt: „Thue Gutes, daß man auch Dir Gutes thue“, als zu jenem anderen, welches verlangt: „Du sollst nicht schaden, wenn Du nicht willst, daß man Dir schade.“ Wenn aber im Menschen der letztere Grundsatz nachher überhand nimmt, so geschieht dies in Folge dessen, daß wir in späteren Jahren einen größeren Willen, uns zu schaden, als zu helfen, wahrnehmen. Die Wohlthätigkeit bildet nicht nur den größten Theil des menschlichen Glückes, sondern sie trägt auch durch die Vervollkommnung der Gefühle zur Ausbildung der Geistesgaben bei (la bienfaisance perfectionne les facultés de l'esprit par les sentiments du coeur). *) „Die wahre

*) Comte hat diese These in seiner Sociologie meisterhaft entwickelt. Cours de la philosophie positive par Auguste Comte. Paris 1864. Bd. IV., S. 392—396.

Wohlthätigkeit — sagt der Autor — ist die Tochter der Liebe unseres Wesens, frei von aller eiteln oder flatterhaften Hoffnung.“

Die Eigenliebe zwingt den Menschen, vor Allem auf seine eigenen Bedürfnisse bedacht zu sein, sie verleitet ihn aber keineswegs hierzu, um Anderen zu schaden — im Gegentheile schmiegte sich diese Selbstliebe, wie wir dies gesehen haben, sehr innig an das Wohlthätigkeitsgefühl. Erst wenn die menschliche Natur starke Hindernisse auf dem Wege zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse antrifft, wird sie aus einer sanften wild, aus einer ruhigen ungestüm. Im Kampfe um die Befriedigung der Bedürfnisse entsteht das größte Laster: die Habgier. Alle übrigen Laster sind nur verschiedene Formen desselben. „Unterzieht die Eitelkeit, den Eigendünkel, den Stolz, den Ehrgeiz, den Betrug, die Heuchelei und das Verbrechen einer Analyse; ja zerlegt sogar den größten Theil unserer sophistischen Tugenden, und ihr werdet finden, daß alles Dies auf jenes so schädliche Gefühl der Habsucht zurückgeführt werden kann, ja ihr werdet sie sogar am Grunde der Uneigennützigkeit finden.“

Um nun der menschlichen Natur eine größtmögliche Summe guter Eigenschaften zu sichern, müßte vor Allem ein solcher Zustand ausgedacht werden, in welchem es dem Menschen fast unmöglich wäre, verdorben oder schlecht zu werden, oder aber, wenn dies nicht durchführbar wäre, daß er wenigstens mit dem geringsten Maße schlechter Eigenschaften behaftet werde. „Seht denn also auf das Eigenthum und den in dessen Gefolge schreitenden blinden und herzlosen Eigennutz; vernichtet alle Vorurtheile und die sie aufrecht erhaltenden Irrthümer, und erst dann wird der Angriffs- oder Verteidigungskampf unter den Menschen aufhören, gewaltige Leidenschaften werden versiegen, barbarische Thaten nicht mehr stattfinden, erst dann wird auch jeder Begriff, jede Idee des moralisch Schlechten verschwinden.“

Die Natur selbst treibt uns schon zur gemeinsamen Lebensweise, zur Gegenseitigkeit und zu gleichen Beziehungen untereinander. Sie stellt eine untheilbare Einheit des väterlichen Gutes und die gemeinschaftliche Kunnießung von dessen Producten auf. Jene letzteren sind zahl-

reicher und vielfältiger als unsere Bedürfnisse, doch nur durch unsere Arbeit können sie angesammelt werden, und wird daher auf diese Weise die Arbeit zur Grundlage unserer Existenzhaltung. Um nun die Menschen der Einigkeit und allgemeinen Eintracht zugänglich, wie auch zur Einstellung des Kampfes in Folge gegenseitiger Anmaßungen befähigt zu machen, läßt die Natur 1) den Menschen die Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Arbeit fühlen; und indem sie uns 2) mit einer Vielartigkeit der Bedürfnisse ausstattet, bewirkt sie, daß sich jene Bedürfnisse uns nicht Allen zu gleicher Zeit im gleichen Maße fühlbar machen; wie sie auch 3) einen ähnlichen Erfolg dadurch erzielt, daß sie in uns ein nach verschiedenen Richtungen gehendes Verlangen erweckt; ferner 4) dadurch, daß sie uns mit einer verschiedenartigen Kraft, Unternehmungsgeist und Talenten ausstattet, werden wir veranlaßt, uns verschiedenen Beschäftigungen zuzuwenden und schließlich durch sie auch gezwungen 5) bei Versorgung unserer Bedürfnisse nicht ohne ein gewisses Maß von Anstrengung vorzugehen, wodurch auf die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Hilfe hingewiesen wird. Die Construction der socialen Maschine ist eine vortreffliche: Alles führt in ihr zum gemeinsamen Ziele. Als ein Ganzes betrachtet, ist sie selbstständig, in vielen Fällen unabhängig von dem Willen der Individuen, aus denen sie besteht. Sie sichert den Menschen Gleichheit untereinander, trotz des unter ihnen in mancher Hinsicht herrschenden Unterschiedes. „Die Art der Abhängigkeit, die unter den verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft, unter den verschiedenen angeborenen Verhältnissen stattfindet, ist keineswegs als ein Mangel an Freiheit auszulegen, die Unzulänglichkeiten stellen ebenso wenig wie die Vereinigung und Abhängigkeit der einzelnen Organe einen Mangel an Kraft im lebendigen Organismus vor, im Gegentheil wird durch eine solche Verbindung und Vereinigung die Macht der Freiheit gehoben, und es werden dadurch jene Hindernisse beseitigt, denen unsere Kraftlosigkeit und Schwäche, falls sie nicht unterstützt wären auf Schritt und Tritt, begegnen müßten, mit einem Worte, sie trägt zu dem Allem bei, was unseren Selbsterhaltungstrieb und Wohlstand und unsere Freiheit fördern kann.“ „Die Menschen werden in gegenseitiger Ab-

hängigkeit geboren, die sie abwechselnd entweder zu befehlen oder zu gehorchen, d. i. entweder zur Erlangung oder zur Ertheilung von Hilfe zwingt, doch in diesem Sinne und dem Naturgesetze gemäß giebt es und dürfte es auch weder einen Gebieter noch einen Sklaven geben.“ Dieser durch die Natur selbst angezeigten Ordnung näherte sich am meisten das Christenthum. Im Einklange mit dem in der Welt herrschenden Fortschrittsgesetze gelangt der menschliche Geist in Folge einer langen Reihe moralischer Irrthümer und zahlloser Proben endlich zu der Ueberzeugung, daß das größte Glück den Menschen eben ein solcher Zustand bereiten kann, welcher sich der Natur am meisten nähert.

Der Geist der Gemeinschaft muß in Urgesellschaften mächtig gewesen sein, da in Urzeiten die das Volk zusammenhaltenden Bande der Verwandtschaft weit sichtbarer auftraten. Alle Völker wuchsen aus einer Familie oder aus Familien auf, und in dem Maße, wie sich letztere vermehrten, hat das Gefühl der Blutsverwandtschaft (*l'affection de consanguinité*) und das Bewußtsein der Gemeinamkeit (*l'esprit de communauté*) abgenommen.

Die Anhänger der Institution des Privateigenthums heben den ökonomischen Vortheil der Eintheilung der Gesellschaft in Reiche und Arme hervor, welcher geregelt und durch Gesetze vervollständigt die schönste Harmonie herbeiführt. Die beiden Gefühle, von denen die Menschen geleitet werden, nämlich Furcht und Hoffnung, entwickeln unter ihnen den Arbeitsinn und den Unternehmungsgeist. Den Reichen geht es um Erhaltung ihrer Güter, die sie zu verlieren fürchten, die Armen hingegen sind gezwungen, zu arbeiten, um aus ihrem Elende herauszukommen. Dadurch eben wird der Gehorsam aufrecht erhalten, der sowohl für das Privat- als auch das gesellschaftliche Interesse nöthig ist.

Zur Begründung obiger Ansichten führen sie als ein vernünftiges und praktisches Beispiel die Fabel des Menenius von den Gliedmaßen des Körpers und dem Magen, gegen den sich erstere empört haben, an. „Der Magen eignet sich jedoch nichts von Dem an, was ihm die Gliedmaßen zuführen, er giebt auch nicht zu, daß sie zu Grunde gehen, sondern theilt

im Gegentheile unter sie die Nahrung aus, die er in seinem Innern, als in dem gemeinschaftlichen Sammelorte, zusammenbringt." Noch vor Rousseau hat schon Morelly einigermaßen die Frage beantwortet, ob die aus der Ungleichheit fließenden Vortheile jenem Schaden das Gleichgewicht zu halten vermögen, den sie zufügt, denn die Ungleichheit ist — wie er mit Recht bemerkt — die Hauptursache der gesellschaftlichen Apathie und eine unheilbringende Quelle des Despotismus.

Die Ursache der so zahlreich in der Gesellschaft vorkommenden Laster und Vergehen liegt — nach Morelly — in dem Privateigenthum. Was er in dieser Hinsicht bemerkt, hat Thomas Morus längst vor ihm mit großer Klarheit ausgesprochen. Die peinlichsten Strafen vermögen die Menschen nicht von der Aufopferung des gesellschaftlichen Interesses zu Gunsten des eigenen Glückes dort abzuschrecken, wo das Privat-Eigenthum und das Privat-Interesse die bedeutendste Triebfeder bilden. Das individuelle Eigenthum behindert auch die Begründung der wahren Freiheit. „Debattirt so lange ihr wollt von der besten Regierungsform, suchet die Mittel zur Errichtung einer Republik auf rationellsten Grundlagen, spiegelt dem Volke vor, daß sein Glück von der Befolgung eurer Gesetze abhängt, und wenn ihr das Privat-Eigenthum nicht gleichzeitig mit der Wurzel ausgerottet habt, so bleibt euer Wirken resultatlos, und die Republik wird nach einer gewissen Zeit in Verfall gerathen.“ Montesquieu führt in seinem Werke „Esprit des lois“ als Grundlagen der Demokratie: die Ehrlichkeit und Tugend, der Aristokratie: die Mäßigkeit, der Monarchie: das Ehrgefühl, und des Despotismus: den Schrecken auf. Morelly acceptirt diese Behauptung und weist nach, daß jene Grundlagen keineswegs geeignet sind, den Staaten eine Dauer zu sichern. Kann sich z. B. in der Demokratie — die uns vorwiegend angeht — die Tugend gegen den Trieb der Habsucht, den das Privat-Eigenthum nothwendig entwickeln muß, lange wehren? Mit der Beseitigung des Privat-Eigenthums verschwindet schließlich eine der Hauptursachen jeder Zwietracht, die zum Zerfalle der Gesellschaft führt. Es wäre nicht schwer zu begreifen, daß in diesem Falle auch der menschliche Charakter ruhiger und gleichartiger würde. Schließlich

ist die Trägheit selbst, die man gewöhnlich als ein Hinderniß gegen die Einführung des gemeinschaftlichen Eigenthums hervorhebt, nach Morelly keineswegs als ein Ausfluß der menschlichen Natur, sondern eher als die Folge der Ordnung der Gesellschaft zu betrachten. Jene nämlich, die zu viel besitzen, werden durch Bequemlichkeiten an die Faulheit gewöhnt, Andere hingegen, die gezwungen sind, über ihre Kräfte zu arbeiten, werden arbeitsföu.

Es ist Sache des gemeinschaftlichen Eigenthums, die Menschen daran zu gewöhnen, daß sie durch Verknüpfung des eigenen Interesses mit dem gemeinsamen Wohle in diesem letzteren die alleinige Triebfeder ihrer Handlungen erblicken. Es ist keine Sache, der Gesellschaft und dem Staate eine Dauerhaftigkeit, die sie bis nun nicht besitzen konnten, zu sichern.

Diese von Morelly ausgesprochene Wahrheit ist einer größeren Beachtung würdig. Heute geht es eigentlich den wohlhabenden Leuten nur um die staatliche Unabhängigkeit, obwohl auch sie, wenn nur der Eroberer ihre früheren Privilegien garantirt und ihr Eigenthum unangetastet läßt, sich bald genug mit ihrem neuen Schicksale befreunden und zu folgamen Unterthanen ihrer neuen Gebieter werden. Was den Rest des Volkes, der freilich nach Millionen zählt, anbelangt, so bemächtigt sich desselben — in Folge der beständigen Arbeit um das elende Stück Brod und der täglichen Sorgen um die weitere Existenz — eine derartige Apathie, daß es jeder Veränderung, welche seine Existenz unmittelbar nicht berührt, gleichgültig zusieht. Eine ganz andere Behandlung würde dem Eroberer zu Theil, wenn er gezwungen wäre, sich an dem gemeinschaftlichen Eigenthum zu vergreifen und nicht, wie es jetzt geschieht, bloß das Eigenthum jener Bürger, die ihm Widerstand leisten, wegzunehmen, dagegen jene zu schonen, die sich seinem Willen fügsam zeigen. Die mit einem gemeinsamen Habe ausgestatteten Gemeinden würden ein mächtiges Hinderniß gegen jede Entnationalisirung bilden. Jede sociale Revolution würde dort gewiß kein williges Ohr finden, wo die Umwälzung alle Mitglieder mit einer gemeinsamen Gefahr bedrohen und keine damit verbundenen Vortheile erweisen könnte. Der größte Theil der Bevölkerung

hat heute in der Revolution nicht viel oder gar nichts zu verlieren, kann jedoch hoffen, daß durch sie eine Verbesserung ihrer Lage eintreten wird. Dagegen ist es Jedermann einleuchtend, daß bei der Organisation des gemeinsamen Eigenthums ein Zerfall der bestehenden Ordnung nur für Wenige vortheilhaft, dagegen für die Masse des Volkes verlustreich sein müßte. Schließlich veranlaßt uns auch der Grund, dem Verfasser beizustimmen, daß die Völker, die auf eine Ausnützung des gemeinschaftlichen Eigenthums angewiesen wären, sich durch einen sanfteren und besseren Charakter auszeichnen müßten.

Nach diesen theoretischen Auseinandersetzungen, denen der Verfasser drei Theile (188 Seiten) seines Werkes widmet, führt er im vierten Theile jene codificirten Gesetze an, welche die Grundlage der neuen Ordnung bilden sollen, obschon er selbst sehr wohl der Unmöglichkeit der Realisirung dieser Gesetze in nächster Zeit sich bewußt ist. „Ich bin nicht so übermüthig,“ sagt er, „die Reformirung des menschlichen Geschlechts durchzuführen zu wollen, doch habe ich Muth genug, offen die Wahrheit herauszusagen, unbekümmert um das Geschrei Jener, die sich vor ihr fürchten, da sie im Beschwindeln der Menschen entweder ihr Interesse finden, oder Irrthümer austreuen, durch welche sie selbst hinter's Licht geführt wurden.“

Diese Gesetze werden vom Verfasser eingetheilt in Grund- oder heilige Gesetze, in Gesetze über die Eintheilung oder ökonomische, in agrarische, städtische oder Communal-Gesetze, ferner in Polizei-Gesetze, in Gesetze gegen den Luxus, in Gesetze über die Regierungsform und Administration, endlich in Matrimonial-, das Erziehungs- und Unterrichtswesen betreffende Gesetze und schließlich in Strafgesetze.

Was nun die Grund- oder heiligen Gesetze anbelangt, „welche die Wurzel alles Lasters und Bösen austrotten sollen“, so stellt der Autor deren folgende drei auf:

1) Nur Das kann das ausschließliche Eigenthum eines Jeden in der Gesellschaft bilden, was ein Object des wirklichen Gebrauches entweder in Hinsicht auf die Bedürfnisse oder das Vergnügen oder in Hinsicht auf die tägliche Arbeit vorstellt.

2) Jeder Bürger wird ein öffentlicher Mann, auf allgemeine Kosten ernährt, erhalten und beschäftigt.

3) Jeder Bürger wird seinerseits nach Maß seiner Kräfte, Fähigkeiten und seines Alters zur Vermehrung der Vortheile der Gesellschaft beitragen.

Wie wir nun sehen, sind dies die Grundsätze des heutigen Socialismus, welcher der falschen Ansicht vieler entgegen das Privat-Eigenthum keineswegs total negirt, sondern es blos auf den persönlichen Gebrauch beschränkt. Er verlangt blos, daß das Kapital, das die Grundlage der gesellschaftlichen Production bildet, d. i. dessen Erzeugnisse und Producte nicht durch den Eigenthümer selbst, sondern durch die ganze Gesellschaft verbraucht werden, den Charakter eines socialen Kapitals annehme und zu einer gesellschaftlichen Habe werde. Natürlich muß in diesem Falle das Verhältniß des Arbeiters zum Principal als ein Verhältniß privater Natur aufhören — und wird statt dessen jeder Arbeiter den Charakter eines öffentlichen Functionärs, öffentlichen Beamten annehmen.

Wir wollen nun alle weiteren Gesetzesabschnitte des Verfassers der Reihe nach einer Uebersicht unterziehen.

Die Gesetze über die Eintheilung liefern uns einen allgemeinen Umriss der Eintheilung der Gesellschaft und der in derselben vorzunehmenden Vertheilung nutzbarer Objecte. Jede Eintheilung der Personen sowohl wie der Objecte geschieht nach dem Jehner-System. Die Familie bildet die Grundlage der Gesellschaft. Eine gewisse gleiche Anzahl Familien bildet das Geschlecht oder den Stamm (tribu), eine gewisse Anzahl Geschlechter die Gemeinde oder die Stadt (cité), durch Vereinigung dieser letzteren entsteht die Provinz (province). Die Zahl der Arbeiter muß sich nach der Schwierigkeit der Arbeit und nach den Bedürfnissen der Gesellschaft richten. Bei Vertheilung der verschiedenen Objecte unter die Bürger muß man darauf bedacht sein, ob es zum Gebrauche unbedingt nothwendige oder aber blos zum Vergnügen dienende sind. Erstere müssen regelmäßig und ordentlich geliefert werden, was hingegen letztere anbelangt, so muß man darauf achten, daß Niemand übergangen werde. Ein Verkauf und Tausch existirt nicht, und erhält Jeder durch Vermittelung des Familienvaters (le père de famille) die nöthigen

Sachen von den Erzeugern und aus den öffentlichen Lagern. Mit anderen Nationen wird nur ein Tauschhandel geführt.

Unter den Agrargesetzen finden wir folgende zwei Hauptgesetze: 1) Jede Gemeinde (cité) wird zur Ernährung ihrer Einwohner einen gewissen Flächeninhalt Grundbodens besitzen. 2) Jedermann ist von seinem 20. bis 25. Lebensjahre zur Betreibung des Ackerbaues verpflichtet. Auf unfruchtbaren Gründen werden Gemeinden, die sich mit der Industrie beschäftigen, entstehen, und werden ihnen die Nahrungsmittel von den ackerbau-treibenden Gemeinden geliefert; jedenfalls aber werden sie eine gewisse Anzahl Landleute besitzen, deren Bestimmung es sein wird, aus dem Grund und Boden der Gemeinde so viel als möglich herauszubringen, oder den nachbarlichen Gemeinden bei ihrer Arbeit behülflich zu sein. In jeder Gemeinde soll sich eine Arbeiterzunft (le corps d'agricoles) vorfinden, welche außer den im strengen Sinne des Wortes ackerbautreibenden Leuten auch Gärtner, Hirten, Holzhacker, Gräber, Fuhrleute, Brettschneider, Maurer, Schmiede und andere bei der Baukunst nothwendigen Handwerker umfassen soll.

Die Gemeinden, die nach Möglichkeit sowohl in Bezug auf ihre Bevölkerungszahl, als auch auf den Flächeninhalt ihres Grundbodens gleich sein sollten, bilden gleichsam Städte. Die Gesetze, welche Bestimmungen über die Art, wie die Städte gebaut werden sollen, enthalten, heißen bei Morelly „Mebilische“. Mitten in der Stadt soll sich ein großer Platz mit öffentlichen Magazinen und Sälen für öffentliche Lustbarkeiten vorfinden. Ringsherum gehen gleichartig und regelmäßig aufgebaute Stadtkreise mit für Bürger bestimmten Wohnungen, welche geräumig und bequem sein sollen. Um die Stadtkreise ziehen sich in einem gewissen Abstände die Gallerien, in welchen sämtliche Werkstätten für mechanische Arbeiten untergebracht sind. Ebenso ringsherum, jedoch noch weiter nach außen, sollen Wohnungshäuser für Landleute und alle jene Gebäude, die bei einer Landwirthschaft nöthig sind, als Schweine- und Pferdebeställe, Speicher u. dgl., aufgeführt werden. Außer dem Bereiche dieser Baulichkeiten, in einer gewissen Entfernung und gesunder Dürftigkeit, be-

finden sich die Spitäler und Lazarethe, dagegen in öden und am wenigsten anziehenden Orten Strafhäuser, und in ihrer nächsten Nähe sollen Gräber für Lebende, d. i. für zu lebenslänglicher Kerkerstrafe Verurtheilte, errichtet werden. Mit der Ausführung und Restaurirung der Gebäude befaßt sich die Baumeisterzunft, die Erhaltung in Ordnung und Zustellung der Materialien liegt der Zunft der Pioniere und Fuhrmänner ob.

Keineswegs passend bezeichnete Morelly als polizeiliche jene Gesetze, die sich eigentlich mit der Organisirung der Handwerksarbeit befassen. Sobald ein Kind das 10. Lebensjahr erreicht, ist es zur Erlernung irgend eines Handwerks verpflichtet. Vom 20. bis zum 25. Lebensjahre ist der Ackerbau die Beschäftigung eines Jeden. Nach vollendetem 26. Jahre wird er Meister in dem von ihm vorher erwähnten Handwerk, will er aber noch ein zweites Handwerk erlernen, so wird er in demselben Meister erst im 30. Lebensjahre. Jeder Bürger, der im 40. Jahre kein Amt verrichtet, wird Arbeiter-Volontär (ouvrier-volontaire), d. i. es wird ihm freistehen, sich selbst das Arbeitsfach wie auch die Raststunden zu bestimmen. Jede Zunft wird auf 10 oder 20 Arbeiter einen Meister besitzen, dessen Aufgabe die Ertheilung des Unterrichtes, die Abschätzung der ausgeführten Arbeit, wie auch die Beaufsichtigung sein wird, er erstattet ferner Bericht dem Zunftvorsteher (chef du corps), der auf die Dauer eines Jahres ernannt wird. Die Vorsteher bestimmen die Beschäftigungsart, wie auch die Arbeits- und Raststunden eines Jeden. Dabei ist jeder fünfte Tag zum Ausruhen bestimmt, in Folge dessen das Jahr in 73 gleiche Theile zerfällt. Außerdem werden noch verschiedene auf Beschäftigungen bei dem Ackerbau Bezug habende Feste bestimmt.

Die Gesetze gegen den Luxus (lois somptuaires), womit sich die mittelalterliche Gesetzgebung auch eifrig befaßte, beschränkt Morelly bloß auf die Bekleidung und Nahrung. Sämmtliche Zünfte besitzen eine ihnen eigene Uniform, zu deren Tragung junge Leute von ihrem 10. bis zum 30. Lebensjahre verpflichtet sind.

Die durch Gesetze normirte Regierungsform hat den Zweck, jeder Errichtung einer Tyrannen-Herrschaft entgegenzutreten. Das hauptsächlichste Merkmal dieser Regierungsform bildet der auf den Banden der Ver-

wandtschaft und der Autorität des Alters beruhende Geschlechts-Charakter. Jede Familie hat einen Vorsteher — Familienvater (le chef oder le père de famille). Jede Familie giebt der Reihe nach dem Geschlechte einen Vorsteher (le chef de Tribu), der sein Amt lebenslänglich bekleidet. Die Vorsteher der Geschlechter verrichten der Reihe nach das Amt der Gemeindevorsteher (le chef de Cité), welche letzteren wieder abwechselnd das Amt der Provinzvorsteher bekleiden. Aus jeder Provinz wird der Reihe nach ein Staatsoberhaupt ernannt, in welcher Stellung dasselbe bis zum Ableben verbleibt. Ist ihr Amt zu Ende, alsdann kehren die Vorsteher zu ihrer früheren Stellung zurück, und hat jene letztere schon ein Anderer inne, so werden sie gewöhnliche Familienväter. In jeder Stadt besteht ein Senat und ein Rath (conseil) zu dem Ende, die Befolgung der Gesetze zu bewachen und zweckmäßige Verordnungen zu erlassen. Der Senat besteht aus sämtlichen Familienvätern, die bereits im 50. Lebensalter stehen, mit Ausnahme der Vorsteher der Geschlechter, welche sammt den Kunstvorstehern und Meistern, wie auch mit den Künstlern den Rath bilden. Jeder städtische Senat entsendet jährlich zwei oder auch mehrere Deputirte in den National-Senat; in gleicher Weise scheidet auch der Communal-Rath seine Abgeordneten in den National-Rath. Jedes Mitglied des Senats oder des Rathes führt die Präsidentschaft der Reihe nach fünf Jahre hindurch.

Die Administrations-Gesetze bestimmen die Functionen aller obenerwähnten Behörden. Jede politische Gewalt in den Grenzen der bestehenden Gesetze ist ein Attribut des städtischen Senats. Dort, wo dies der Wortlaut des Gesetzes klar bestimmt, erläßt er die auf dessen Durchführung bezüglichen Verordnungen ohne jegliche Berathungen, enthält hingegen das Gesetz nur allgemeine Bestimmungen, so tritt in einem solchen Falle der Senat zu einer Berathung zusammen und ordnet die nöthigen Schritte an. Neben dem Senat besteht der Rath, der dem ersteren Vorstellungen macht, die der Senat nur dann zu verwerfen berechtigt ist, wenn sie direct oder indirect den Gesetzen zuwiderlaufen, oder wenn er selbst im Stande ist, etwas Zweckmäßigeres zu verfügen. Der oberste Senat hat darüber zu wachen.

daß die Gesetze überall befolgt werden, und daß von den städtischen Senaten keine Verordnungen erlassen werden, welche mit der Tendenz der bestehenden Gesetze im Widerspruche stehen. Die executive Gewalt repräsentiren die Vorsteher der Geschlechter, der Städte, der Provinzen und schließlich der ganzen Nation. Sie stehen zu einander in einem Verhältnisse der hierarchischen Abhängigkeit und üben in dem ihnen zustehenden Wirkungskreise ihre Gewalt aus, die manchmal sehr ausgedehnt ist, da es ihnen in speciellen und unvorhergesehenen, eine rasche Entscheidung erheischenden Fällen freisteht, absolut zu handeln. Alle die Regierungsform betreffenden Gesetze sind Fundamentalgesetze, sollen als heilig und unantastbar betrachtet werden, und es ist bei Strafe Jedem verboten, sie zu ändern oder gar zu beseitigen.

Die Matrimonialgesetze (conjugales), die der Ausschweifung vorzubeugen haben, bestimmen, daß jeder heirathsfähige Bürger zu heirathen verpflichtet ist, außer es wäre dies in Folge seiner Gebrechlichkeit oder eines schlechten Zustandes seiner Gesundheit nicht zulässig. Das Leben im Cölibat ist nur jenen Personen gestattet, die bereits das 40. Lebensjahr überschritten haben. Die Ehe bleibt zehn Jahre hindurch unzertrennlich, erst nach Verlauf dieser Zeit kann eine Scheidung erfolgen, und zwar im Beisein der Familienväter, die noch vorher eine Vermöhnung der entzweiten Parteien herbeizuführen trachten. Erst nach Verlauf eines Jahres ist es den geschiedenen Parteien gestattet, eine Ehe abermals, und dies jedoch nur mit Personen im reiferen Alter, einzugehen. Personen, die schon in ehelichen Verhältnissen gelebt, ist es nicht gestattet, Ehebündnisse mit solchen Personen wieder zu schließen, die sich noch nicht im Stande der Ehe befanden. Nach erfolgter Scheidung verbleiben die Kinder bei dem Vater und verliert die Mutter das Recht an dieselben. Beim Beginn eines jeden Jahres werden die Ehen feierlich abgeschlossen. Junge Leute versammeln sich im Beisein des städtischen Senates, der junge Mann wählt sich ein Mädchen aus und nimmt es nach Erlangung ihrer Einwilligung zur Frau. Gleichzeitig wird eine genaue Volkszählung nach dem Alter und der Beschäftigung durch den Senat vorgenommen. Die Behörde sorgt auch dafür, daß die

Städte und Geschlechter eine möglichst gleich große Zahl von Familien besitzen.

Die Gesetze über die Erziehung, die jenen schädlichen Folgen entgegenwirken sollen, welche eine nachsichtige Behandlung der Kinder durch ihre Eltern nach sich zieht, bezwecken die Umwandlung der Privaterziehung in eine öffentliche, und beginnen zu diesem Ende schon mit dem fünften Lebensjahre des Kindes. Nach der Entbindung stillen die Mütter selbst ihre Kinder, sofern es ihr Gesundheitszustand zuläßt. Im Scheidungsfall sind die Mütter verpflichtet, ihre Kinder ein Jahr hindurch zu stillen. Den Vorstehern der Geschlechter wird aufgetragen, darüber zu wachen, daß die Eltern ihrer Nachkommenschaft eine sorgfältige Pflege angedeihen lassen. Sämmtliche Kinder, die das fünfte Jahr erreicht haben, werden in einem eigens hierzu bestimmten Hause untergebracht, wo sie gleichartig nach den durch den Senat bestimmten Vorschriften erzogen werden. Vom 10. Lebensjahre angefangen, erhalten alle Kinder Unterricht in Handwerken und werden in Werkstätten untergebracht, wo die Meister und Meisterinnen ihnen die Stelle der Eltern ersetzen werden. Die Erziehung soll auf die Entwicklung und Hebung des socialen Gefühles gerichtet, dagegen soll jeder Trieb nach Privat-Eigenthum abgetödtet werden. Junge Leute, welche das 15. Lebensjahr bereits zurückgelegt haben, treten in den Stand der Ehe ein und übersiedeln aus öffentlichen Akademien in das väterliche Haus, wo sie eine Wohnung beziehen, von der aus sie zur Arbeit in die Werkstätten gehen.

Die das Unterrichtswesen betreffenden Gesetze sind dazu bestimmt, jede Geistesverwirrung und Träumerei unmöglich zu machen. Es wird eine bestimmte Zahl Personen festgestellt, welche sich den Wissenschaften und Künsten widmen sollen, und werden dazu nur solche genommen, die ein wirkliches Talent nachgewiesen haben. Nach zurückgelegtem 20. Lebensjahre wird es Jedermann freistehen, sich jene Beschäftigung zu wählen, zu der er sich am meisten berufen fühlt. Morelly ist ein Gegner metaphysischer Vertiefungen, dagegen ein Anhänger positiver Forschungen. Er repräsentirt in dieser Hinsicht die nüchterne Richtung der Denker des XVIII. Jahrhunderts. Besonders leicht am nachrücklichsten giebt Stanis-

laus Staszic *) dieser Richtung Ausdruck, indem er bei Aufzählung der Schulwissenschaften sagt:

„Ich habe die Metaphysik nicht angeführt, weil sie eine am wenigsten notwendige Wissenschaft ist. Der Mensch wird zur Metaphysik nicht geboren. Wir haben gesehen, daß er nichts Angeborenes besitzt. Er erforscht Alles nur durch seine Sinne. Wie soll er nun erkennen, oder welchen Nutzen möchte auch für ihn die Erkennung solcher Dinge haben, die er weder zu hören, noch zu sehen, noch zu betasten vermag? Wenn wirklich solche Leute gelebt haben, die von derlei unsichtbaren Dingen eine Vorstellung gehabt haben, so müßten es außerordentliche Geister gewesen sein. Daher soll auch in dem gewöhnlichen Educationssysteme diese Wissenschaft verboten werden. Ich bin überzeugt, daß der größte Metaphysiker aus einem mit gewöhnlicher Vernunft begabten Menschen kein geistreiches, sondern lediglich ein bigottes Wesen heranzubilden kann.“

Die strengen Wissenschaften können in einem Coder zusammengefaßt werden, was auch schon in gewisser Hinsicht durch die Herausgabe der Encyclopädie realisirt wurde.

*) Stanislaus Staszic (1755—1826), ein ausgezeichnete polnischer Schriftsteller und ein Mann von großem Edelstann, war einer der eifrigsten Förderer der Idee der Aufhebung der Leibeigenschaft und Einführung der politischen Gleichheit im Volke. Während er sich selbst Entbehrungen aller Art auferlegte, floßen aus seiner Hand reichliche Spenden zu Gunsten der öffentlichen nützlichen Institutionen; schließlich hat er sein ganzes Vermögen für öffentliche Zwecke vermacht. Eines dieser Legate im Betrage von 20,000 Silb.-Rbl., das die Gründung eines Arbeiterhauses bezweckt, ist bis jetzt noch nicht realisirt worden. Dieser Betrag, der in der polnischen Bank in Warschau angelegt und bedeutend angewachsen ist, soll jetzt zur Errichtung von Werkstätten für solche Arbeiter bestimmt werden, die keine Arbeit finden können. Ein derartiges Project wurde wenigstens der Regierung vorgelegt. Um ein Muster einer guten Organisation der Landbevölkerung zu geben, vermachte er sein Gut Grubierzow den Landleuten und Bürgern, wobei er selbst ein Gesetz verfaßte, das die Sicherung des Wohlstandes und Hebung des Ackerbaues und der Industrie unter den Einwohnern bezwecken sollte. Diese Grubierzower Republik wurde von der Regierung im Jahre 1822 förmlich anerkannt. Sie umfaßte über 4000 Einwohner und war noch bis zu neuesten Zeiten durch ihren Wohlstand berühmt.

Jeder Senat wird das Nöthige veranlassen, damit eine von jeder Schmeichelei und von erdichteten Thatsachen freie Geschichte verfaßt werde. Sämmtliche bestehenden Gesetze sollen auf Säulen oder Pyramiden, die in jeder Stadt an öffentlichen Plätzen aufgeführt werden sollen, eingegraben werden.

Die Strafgesetze Morelly's sind zwar nicht so mild, wie der Autor glaubt, doch weisen sie im Verhältnisse zu den in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bestehenden Gesetzen einen bedeutenden Grad von Milde auf. Der Verfasser erwähnt nichts von der Todesstrafe und der Folter — es ist also zu vermuthen, daß sie in seinem Staate abgeschafft waren. Die Kerkerstrafe kann entweder lebenslänglich sein oder auf die Dauer einer gewissen Zeit verhängt werden. Zur lebenslänglichen Kerkerstrafe verurtheilt der oberste Senat für das Verbrechen des Mordes und des zur Einführung einer individualistischen, mit der Einrichtung des Privat-Eigenthums verbundenen Organisation führenden Attentats. Was das letztgenannte Verbrechen anbelangt, so wollen die Gegner der socialistischen Grundsätze, indem sie auf die schwere Strafe, mit der das letztgenannte Verbrechen bedroht wird, hinweisen, eine Inconsequenz in der aufgestellten Behauptung finden, daß nämlich die auf dem Principe der Gütergemeinschaft basirte Gestaltung die größte Summe des Glückes sichere, weil ja alsdann Strafbestimmungen zum Schutze dieser Ordnung nicht nothwendig wären. Obwohl ich auch keineswegs dieser Ansicht beipflichten kann, als ob es nützlich oder gar vernünftig wäre, als Wacht bei der neuen Ordnung strenge Strafen einzuführen, die immerhin an das Mißtrauen und den Schrecken des Absolutismus erinnern, so muß ich doch bemerken, daß nach der Aufhebung der Sklaverei und der Leibeigenschaft jedes individuelle Streben nach Wiedereinführung derselben durch alle Codere als strafwürdig bezeichnet wird. Das Privat-Eigenthum als Grundlage der gesellschaftlichen Production ist mit der Ausnützung und Verfürgung Anderer enge verknüpft, was eben verpönt ist und mit Recht bestraft zu werden verdient. — Das Recht zur Verhängung der Zeitstrafen steht nach Morelly dem Gemeinde-Senat zu. Es ist bemerkenswerth, daß Morelly den Ehe-

bruch mit einer strengen Strafe bedroht, die in einem Jahre Kerkers, ferner in der Berechtigung zur Entfernung des ehebrecherischen Theiles und in der Unmöglichkeit besteht, mit der Person, mit der man den Ehebruch begangen, ein Ehebündniß zu schließen. Der Verfasser ahndet auch strenge jede falsche Denunciation. Man trifft schließlich bei ihm auch den Grundsatz, daß die Faulheit mit der Unthätigkeit zu bestrafen sei, ein Princip, das von manchen Pädagogen mit großem Eifer gepredigt wird.

Es kann also der vierte Theil des Morelly'schen Werkes, worin uns die codificirten Gesetze des Musterstaates vorgelegt werden, in gewisser Hinsicht auch als Utopie betrachtet werden, obwohl diesem Theile die Bezeichnung einer auf Raisonnement gestützten und rationellen Arbeit weit eher zukommt, als den Werken der berühmten Vorgänger unseres Autors. Obwohl er sich auch noch mit Einzelheiten der künftigen Gestaltung beschäftigt, so thut er dies doch mit mehr Enthaltensamkeit, als Morus und Campanella. In diesen Einzelheiten eben ist es schwer, ihm beizustimmen, denn was die allgemeinen Grundsätze anbelangt, so ist er, man kann wohl sagen, der Vorläufer des heutigen socialistischen Programms. Aber auch in den Anschauungen über die allgemeinen Grundsätze ist von Morelly eine sehr wichtige Frage mit Stillschweigen übergangen worden, nämlich die Frage der Gleichberechtigung der Frauen, die von Plato und Campanella anerkannt wird; ja, es scheint sogar, daß er in seinem Staate den Männern das unbedingte Uebergewicht zuerkannt hat: wenigstens muß dies aus dem Umstande gefolgert werden, daß laut seiner Gesetze nach erfolgter Ehescheidung nur dem Vater das Recht auf die Kinder zusteht, die Mutter hingegen dieses Rechtes verlustig geht. Es muß ferner bemerkt werden, daß von dem Verfasser, dessen Regierungsform, wie er meint, jeden absolutistischen Mißbrauch hintanzuhalten im Stande sein würde, uns doch keine wirklichen Bürgschaften für die Erhaltung der wahren Freiheit geboten werden. Wir könnten hier zum Beweis die Schweiz während des Zeitraums von einigen Jahrzehnten bis zum Jahre 1830 anführen, wo auch die „Großen und Kleinen Räte“, die doch gleichfalls auf Verwandtschaftsbeziehungen

überwiegend beruhten, ein System veranlassen, das mit dem durch die „heilige Allianz“ ausgeübten vollkommen übereinstimmt. Freilich waren es Regierungen des Patriziats und der Aristokratie, doch auch die vom Verfasser projectirten Regierungen sind ihrer Natur nach ebenfalls aristokratisch. Es ist dies eine Aristokratie, die Rousseau eine natürliche genannt hat.

Recensionen.

Engen Richter, Abgeordneter. Die Socialdemokraten, was sie wollen und wie sie wirken. (Berlin, Barthel, 1878. 48 S.)

Die Broschüre bildet Nr. 5 der „Politischen Zeitfragen, herausgegeben aus dem Broschüren-Fonds der deutschen Fortschrittspartei“, und hat den Zweck, „im Sinne der Fortschrittspartei“ gegen die Socialisten zu wirken.

Wir zweifeln, ob sie hierzu geeignet sein wird. Eine Schrift, durch die eine politische Partei im Kampf mit den anderen Parteien gefördert werden soll, muß entweder negativ wirken, indem sie die Anhänger der feindlichen Parteien zum Abfall bringt und die Neutralen abhält, sich der feindlichen Partei anzuschließen, oder positiv, indem sie die Außenstehenden zum Anschluß an die eigene Partei veranlaßt.

Die Richter'sche Schrift hat im allzu-großen Eifer entschieden über das Ziel hinausgeschossen und wird daher der Fortschrittspartei weder im einen, noch im andern Sinn nützen. Wer sich aus Ueberzeugung zu den socialdemokratischen Grundsätzen bekannt, wird sich durch ihre schlechten Späße und die nur allzu offenkundigen Trugschlüsse gewiß nicht in seiner Ansicht irre machen lassen; aber auch wer von unseren Principien nichts weiß, und wer nicht zu unserer Partei gehört, wird, wenn er nur anders ein denkender Mensch ist, dem Herrn Richter unmöglich auf's Wort glauben wollen. Richter erklärt, die Führer der Partei seien durchweg unbedeutende Menschen; die socialistischen Theorien nicht nur irrig, sondern auch unsinnig und lächerlich; er erkennt den Bestrebungen der Partei auch nicht die geringste, noch so bescheidene Berechtigung zu. Wie es aber kommt, daß eine derartige Partei so schnell eine so

ungeheure Wichtigkeit erlangen konnte, die selbst Herrn Richter zwingt, eine Broschüre um die andere zu ihrer Bekämpfung zu schreiben, — diese so einfache und natürliche Frage bleibt in dem Werkchen völlig unerörtert, und kein unbefangener Leser wird sich dem Dilemma entziehen können, daß entweder die sämtlichen Anhänger des socialistischen Programms Narren oder Betrüger seien, oder — daß die Schrift ganz unmöglich eine genaue und richtige Schilderung der Partei und ihrer Principien geben könne.

Befriedigt von der Schrift wird unseres Ermessens nur die leider noch recht zahlreiche Klasse Derjenigen sein, die von der einmal gefaßten Ansicht, daß „Socialismus“ ein mit „Theilen“ und „Stehlen“ gleichbedeutender Begriff sei, nicht gern lassen möchten, und die sich beim Lesen freuen, „daß es den Socialdemokraten einmal so tüchtig gesagt wird“. Wenn Herrn Richter an einem derartigen Beifall etwas gelegen ist, so gratuliren wir ihm dazu von Herzen; einstweilen will es uns jedoch scheinen, als ob er die Ziele der Socialdemokratie nur deswegen als so offensichtlich thöricht hinstelle, um seine Leser von genauerer Prüfung, die seiner eigenen Partei gefährlich werden könnte, abzuhalten. — B. U.

Thomas Brassey, Lectures on the Labour Question. (London, Longmans, Green & Co., 1878, 267 S.)

Das vorliegende Buch enthält eine Reihe von Vorträgen, welche der bekannte Unternehmer Brassey in den Jahren 1871 bis 1877 gehalten hat. Sie handeln

den die Besetzung der Presse mit
 talentvollen Männern, die die
 Interessen der Nation wahrhaftig
 verfolgen, die die Freiheit der
 Presse nicht nur als ein Privileg
 der Regierung, sondern als ein
 Recht der Nation betrachten, die
 die Verantwortung für die
 Besetzung der Presse nicht nur
 der Regierung, sondern der
 Nation selbst übergeben wollen.
 Die Presse ist ein Organ der
 Nation, und die Nation hat das
 Recht, die Besetzung der Presse
 selbst zu bestimmen. Die
 Regierung hat die Pflicht, die
 Besetzung der Presse zu
 erleichtern, und die Nation hat
 die Pflicht, die Besetzung der
 Presse zu überwachen. Die
 Presse ist ein Organ der Nation,
 und die Nation hat das Recht,
 die Besetzung der Presse selbst
 zu bestimmen. Die Regierung
 hat die Pflicht, die Besetzung
 der Presse zu erleichtern, und
 die Nation hat die Pflicht, die
 Besetzung der Presse zu
 überwachen. Die Presse ist ein
 Organ der Nation, und die
 Nation hat das Recht, die
 Besetzung der Presse selbst zu
 bestimmen. Die Regierung hat
 die Pflicht, die Besetzung der
 Presse zu erleichtern, und die
 Nation hat die Pflicht, die
 Besetzung der Presse zu
 überwachen.

Verantwortung: Die Besetzung der
 Presse ist ein Organ der Nation,
 und die Nation hat das Recht,
 die Besetzung der Presse selbst
 zu bestimmen.

Die Presse ist ein Organ der
 Nation, und die Nation hat das
 Recht, die Besetzung der Presse
 selbst zu bestimmen. Die
 Regierung hat die Pflicht, die
 Besetzung der Presse zu
 erleichtern, und die Nation hat
 die Pflicht, die Besetzung der
 Presse zu überwachen. Die
 Presse ist ein Organ der Nation,
 und die Nation hat das Recht,
 die Besetzung der Presse selbst
 zu bestimmen. Die Regierung
 hat die Pflicht, die Besetzung
 der Presse zu erleichtern, und
 die Nation hat die Pflicht, die
 Besetzung der Presse zu
 überwachen.

Die Presse ist ein Organ der
 Nation, und die Nation hat das
 Recht, die Besetzung der Presse
 selbst zu bestimmen. Die
 Regierung hat die Pflicht, die
 Besetzung der Presse zu
 erleichtern, und die Nation hat
 die Pflicht, die Besetzung der
 Presse zu überwachen.

Die Presse ist ein Organ der
 Nation, und die Nation hat das
 Recht, die Besetzung der Presse
 selbst zu bestimmen. Die
 Regierung hat die Pflicht, die
 Besetzung der Presse zu
 erleichtern, und die Nation hat
 die Pflicht, die Besetzung der
 Presse zu überwachen. Die
 Presse ist ein Organ der Nation,
 und die Nation hat das Recht,
 die Besetzung der Presse selbst
 zu bestimmen. Die Regierung
 hat die Pflicht, die Besetzung
 der Presse zu erleichtern, und
 die Nation hat die Pflicht, die
 Besetzung der Presse zu
 überwachen.

Die Vertheilung des Arbeits-Ertrages.

Man soll sich in keinen Streit über das Fell des Bären einlassen, bevor man den Bären nicht erlegt hat, sagt eine alte Fabel. Es ist daher nicht angebracht, über die Modalitäten der Vertheilung des Arbeits-Ertrages im socialistischen Staat zu streiten, so lange wir noch tief im Privat-Eigenthum an Kapital und Boden stecken. Das schließt aber nicht aus, schon jetzt die Frage eingehender zu behandeln, gewisse Grundprincipien zur Debatte und durch Rede und Gegenrede klar zu stellen.

Je weniger die Gegner im Stande sind, die segensreichen Folgen einer wohlorganisirten Production mit zutreffenden Gründen zu bestreiten, um so mehr Gewicht legen sie auf die noch herrschende Meinungsverschiedenheit über die Art der vorzunehmenden Vertheilung. Spricht sich der eine Socialist für absolut gleiche Vertheilung der Genußmittel aus, so wird das als das sicherste Mittel zur allgemeinen Depravation der Arbeiter ausgeschrieben; da führt man sofort den ja eine gewisse Berechtigung in sich tragenden Satz gegen uns in's Feld, daß die absolut gleiche Löhnung ohne Rücksicht auf die Arbeitsleistung nur eine Prämie für die Faulheit bilden und zu einem Rückgang in der Productivität der Arbeit, zu einer Verminderung der Menge der Genußmittel führen müsse.

Blaidirt Jemand, wie es Maximilian Schlegler in Nr. 15 d. Bl. gethan, für ungleiches Einkommen, so setzen sich die Gegner auf das hohe Pferd der

Principientreue und spotten über die Socialisten, welche das Schlagwort von der Gleichheit im Munde führen, im Herzen aber gar nicht gewillt sind, diese Gleichheit zur Wahrheit werden zu lassen.

Lassen wir die Leute ruhig reden und bemühen wir uns nur, in den volkswirtschaftlichen Problemen zur Klarheit zu gelangen. Gelingt uns dies, dann wird sich auch der Umschwung in der uns noch so feindlich gesinnten öffentlichen Meinung schnell genug vollziehen.

Die in unseren Reihen zu Tage tretenden Meinungsverschiedenheiten über die anzustrebende Vertheilung der Genußmittel lassen sich vielfach auf eine Begriffsverwechslung von Privatwirtschaft und Volkswirtschaft zurückführen. Diese Begriffsverwechslung ist leicht erklärlich. Weil jeder Einzelne eine Privatwirtschaft führt, weil die heutige Gesellschaft sich fast nur aus einzelnen, selbstständigen Privatwirtschaften zusammensetzt, eine einheitliche Volkswirtschaft noch nirgends existirt, so construirt sich beinahe jeder Einzelne die künftige Volkswirtschaft nach dem in der Privatwirtschaft geltenden Maßstabe. Man übersieht, daß wohl die organisirte Gesamtheit in den Besitz des vollen Arbeits-Ertrages kommen kann, daß aber niemals und unter keinen Verhältnissen dem einzelnen Arbeiter oder der einzelnen Arbeiter-Association ein Eigenthumsrecht an dem vollen und ungeschmälernten Arbeits-Ertrag zuerkannt werden darf, wenn der auf Privat-Eigenthum an den Produktions-

Instrumenten basirenden kapitalistischen Produktionsweise ein Ende gemacht werden soll.

Die menschliche Arbeit wird ja nicht allein zur Erzeugung greifbarer Gegenstände, sondern auch in Dienstleistungen für andere Menschen aufgewendet. Nur im ersteren Falle kann von einem Arbeits-Ertrag die Rede sein, den der Arbeiter als Lohn in Anspruch nehmen kann; der Ertrag, der Vortheil der Dienstleistung ist ja durch diese Dienstleistung selbst einem Anderen zu Gute gekommen. Hier giebt es also gar keinen greifbaren, als Einkommen reclamirbaren Arbeits-Ertrag.

Je productiver die menschliche Arbeit wird, je mehr es gelingt, die Naturkräfte nutzbar und dadurch weniger menschliche Arbeitskraft zur Herstellung der Genußmittel nothwendig zu machen, um so mehr Menschen werden in der Gesellschaft zu Dienstleistungen verwendet. Das zeigt sich in der ganzen Culturgeschichte. Die Zahl der unproductiven Arbeiter, wie Adam Smith diese diensteleistenden Menschen nennt, wächst zusehends mit der Productivität der Arbeit, mit der gesammten Cultur; sie Alle² erhalten ihren Unterhalt ebenso gut wie die productiven Arbeiter, und können doch nur Einkommen beziehen, wenn Letztere nicht ihren vollen Arbeits-Ertrag für sich behalten.

Die Gesellschaft kann aber gar nicht dauernd produciren, wenn nicht fort und fort neue Productions-Instrumente zum Ersatz für die verbrauchten und abgenutzten hergestellt werden. Nur durch immer zunehmende Productivität, durch immer größer werdende Arbeitersparung kann die Menschheit geistig und wirthschaftlich vorankommen; es müssen also immer neue Verbesserungen vorgenommen, immer mehr Arbeitsinstrumente, Maschinen, Eisenbahnen, Canäle, Straßen, Rohrleitungen gebaut werden. Die Herstellung solcher Anlagen erfordert riesige Mengen von Arbeitsthätigkeit; das Product, der Arbeitsertrag, kann aber den Arbeitern un-

möglich als Lohn überwiesen werden; sie würden damit ja in den Privatbesitz der wichtigsten Productions-Instrumente gelangen, womit der mühsam errichtete Communismus sofort wieder über den Haufen fielen.

Aber alle diese Arbeiter müssen leben, müssen ein Einkommen an Verzehrsgütern, an Wohnung, Hausgeräth, Kleidung und Nahrung beziehen, welches nur durch einen Abzug von dem Arbeits-Ertrag der Arbeiter zu erhalten ist, welche jene Güter erzeugen.

Abzug am Arbeits-Ertrag ist und bleibt die Vorbedingung der menschlichen Gesellschaft; nur der isolirt lebende Barbar kann seinen ganzen Arbeits-Ertrag als Einkommen für sich behalten, als sein Eigenthum ansehen. Niemals haben die Arbeiter den ganzen Arbeits-Ertrag als Lohn erhalten, niemals können sie ihn als ihr Einkommen mit Beschlag belegen. Immer wird ein Theil dieses Ertrages für allgemeine Zwecke, zur Befoldung Derjenigen, welche der Gesellschaft Dienste leisten, dem Einkommen und der Verfügung der Arbeiter entzogen bleiben müssen.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß man die Vertheilung der Genußmittel und Einkommensgüter betrachten, wenn man sich nicht in so unlösbare Widersprüche verwickeln will, wie es Herr Oscar Schuster in Nr. 40, 41 und 42 des diesjährigen „Vorwärts“ thut. Er will die Marx'sche Werththeorie als Vertheilungsmaßstab einführen und jeden Arbeiter mit Arbeitsstunden-Bons für die wirklich geleistete Arbeit ablohnen. Er meint nämlich, daß es durch planmäßige Production möglich sein werde, den Werth der Producte so zu fixiren, daß der gesellschaftliche Bedarf keinen Einfluß mehr auf ihn auszuüben im Stande ist; mit anderen Worten, er glaubt, daß man genau so viel Producte herstellen kann, als zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs nothwendig sind.

Bei allen durch menschliche Arbeit beliebig vermehrbaren Gütern wird das vielleicht möglich sein, wenigstens lassen sich keine durchschlagenden Gründe finden, weshalb wir nicht so viele Stiefeln fabriciren könnten, als Menschen im Lande sind — so lange der Bedarf an Leder durch die vorhandenen Thiere gedeckt werden kann.

Anderß stellt sich aber die Sache bei allen Gütern, bei welchen die Productivität der Arbeit von den unberechenbaren Einflüssen des Naturfactorß abhängig ist. Herr Oscar Schuster glaubt zwar, durch sorgsame Magazinirung der Getreide-Vorräthe in besonders guten Jahren könne späterem Mangel abgeholfen werden; durch solche Mittel vermag man den Einfluß des Naturfactorß selbstverständlich abzuschwächen, es wird doch aber Niemand im Ernste behaupten wollen, daß dieser Einfluß damit ganz aus der Welt zu schaffen sei. Und so lange er da ist, so lange Fälle eintreten, in denen nicht so viel Getreide gewonnen wurde, als die Gesellschaft zu verbrauchen gewöhnt ist, so lange wird der gesellschaftliche Bedarf auch seinen Einfluß auf den Werth des Getreides ausüben.

Die Utopie, welche in der Ansicht steckt, daß der Einfluß des Naturfactorß auf die Productivität der Arbeit durch Magazinirung ausgeschlossen werden könne, leuchtet sofort ein, sobald man statt des Beispiels von dem Getreide, welches ja dem natürlichen Verzehungsproceß weniger schnell erliegt, andere Genußmittel in Betracht zieht, z. B. Fleisch, Wildpret, Fische, junge Gemüse.

Bei der Erzeugung dieser Lebensmittel spielt der Naturfactor eine so hervorragende Rolle, daß die Erträge von Jahr zu Jahr stark schwanken und an eine Conservirung gar nicht oder doch nur in ganz geringem Umfang gedacht werden kann. Die Rinderpest hat schon häufig den Viehstand ganzer Länder furchtbar gelichtet; der Milzbrand das Wild in

weiten Forsten bis auf wenige Haupt hinweggerafft. Jedermann weiß, wie schwankend und unsicher der Ertrag des Fischfanges, z. B. bei den Häringen, ist; ein einziger Nachtfrost hat schon öfter die Roggen- und Gemüse-Ernte auf weiten Länderstrichen total vernichtet.

Wohl kann und wird die menschliche Gesellschaft den verheerenden Wirkungen solcher Vorkommnisse durch Ansammlung oder Beschaffung anderer Nahrungsmittel die Spitze abzubrechen suchen; darum handelte es sich bei der Frage aber nicht, sondern nur darum, ob der Naturfactor einen solchen Einfluß auf die Productivität der Arbeit auszuüben im Stande ist, daß der erzeugte Vorrath von gewissen Gegenständen nicht zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs ausreicht. Bei allen nicht beliebig vermehrbaren und nicht affervirbaren Gütern wird wohl immer eine Beeinflussung des Werthes durch den Bedarf vorkommen.

Schon aus diesem Grunde kann die Marx'sche Werththeorie nicht zu einem Maßstab der Vertheilung gemacht werden; jede Ueber- und Unterproduction wirkt auf den Werth ein; sollen nun Buns für die wirklich geleistete Arbeitszeit ausgegeben werden und Kaufkraft haben, soll also mit einem Scheingeld Handel und Wandel fortbestehen, wie es Herr Oscar Schuster verlangt, dann bleibt ja Angebot und Nachfrage bestehen, dann haben wir neben dem schwankenden Werth auch noch ein Steigen und Fallen der Preise!

Schacher und Handel im Communismus!

Wenn die einzelnen Bürger ihren Lebensunterhalt ankaufen müssen, so bleibt der Tauschverkehr bestehen, es herrscht Nachfrage und Angebot wie heute; daß statt des Metallgeldes ein Arbeitsgeld eingeführt ist, daß statt vieler Privathändler nur Staatsmagazine Handel treiben, ändert an der Sache gar nichts. Darum wird sich in einem solchen Ver-

hältniß derselbe Mißstand durch die Schwankungen der Getreidepreise herausstellen, der heute herrscht und der schon lange zu eingehenden Untersuchungen Veranlassung gegeben hat.

Die Getreidepreise unterliegen nämlich ganz anderen Schwankungen, wie die Preise aller anderen Waaren.

Nach Tooke-Newmarch, Geschichte der Preise, steigt der Preis des Getreides, wenn der Ausfall der Ernte

1	Sehtel	beträgt,	um	3	Sehtel,
2	"	"	"	8	"
3	"	"	"	16	"
4	"	"	"	28	"
5	"	"	"	45	"

Brod ist das Hauptnahrungsmittel, welches Niemand entbehren, in dessen Consum sich Niemand gern bedeutend einschränken mag. Um den gewohnten Bedarf zu decken, legt man sich gern alle anderen Einschränkungen und Entbehrungen auf, um das dabei ersparte Geld zum Ankauf von Brod resp. Getreide zu verwenden. Jede Vertheuerung aller übrigen Waaren führt zu einer starken Beschränkung im Consum; beim Brod ist dies erfahrungsgemäß nicht oder doch nur in sehr geringem Maße der Fall. Gleich stark bleibende Nachfrage bei verringertem Vorrath muß natürlich die Preise eminent in die Höhe treiben.

Vermehrtes Angebot nach sehr ergiebigen Jahren drückt den Preis des Getreides wieder in einer viel stärkeren Weise, als bei anderen Waaren. Bei diesen verlocken billige Preise zu vermehrter Consumtion; wer kann, wer wird aber seinen Brodconsum wegen der billigen Preise stark vermehren, wenn er den Durchschnittsbedarf bisher schon zu decken im Stande war?

So lange die Menschen nicht Träumer wie Pharaos und Traumberger wie Joseph zur Disposition gestellt bekommen, so lange werden sie auch mit den Schwankungen im Ertrage unserer Culturgewächse zu kämpfen haben. Die Behauptung des

Professor Schäffle, daß in Nothjahren nicht nach dem Werth verkauft, sondern ein höherer Preis gefordert werden muß, ist durchaus zutreffend. Das hat Herr Oscar Schuster übersehen und den schwerwiegendsten Einwand Schäffle's gegen die Möglichkeit, die Marx'sche Werththeorie zum Vertheilungsmaßstab zu machen, durch Magazinirung des Getreides à la Joseph von Aegypten aus der Welt schaffen zu können geglaubt.

Wenn aber Marx an der Stelle, an welcher er von der Vertheilung der Producte in einer communistischen Gesellschaft spricht, ausdrücklich hervorhebt, daß er nur zum Vergleich mit dem Waaren-tausch annehme, die Vertheilung richte sich nach der geleisteten Arbeitszeit, dann kann er seine Werththeorie gar nicht zum Maßstab der Vertheilung machen wollen, wie sich aus den folgenden Erörterungen unwiderleglich herausstellen wird.

Marx behandelt in seinem „Kapital“ nur den Werth der beliebig vermehrbaren Waaren; über den Werth der unproductiven Arbeit, den Werth der Dienstleistungen geht er hinweg. Schreiber dieses glaubt aber die Marx'sche Werththeorie nicht ohne Glück auch auf die Dienstleistungen angewendet und damit einen Fingerzeig gegeben zu haben, nach welchem Modus die Vertheilung der Güter so geregelt werden kann, daß sich das Einkommen jedes Einzelnen mehr oder minder genau nach seiner Betheiligung an der für die Gesellschaft verrichteten Arbeit bestimmt.

Denkt man sich eine Löhnung aller Arbeiter, sowohl derjenigen, welche die verschiedenen Verzehrgüter herstellen, wie auch der Arbeiter, welche mit der Reparatur und dem Neubau von Arbeits-Instrumenten beschäftigt sind, ebenso aber auch aller mit Dienstleistungen beschäftigten Arbeiter, — denkt man sich, die ganze menschliche Gesellschaft werde für ihre Arbeit mit Arbeitsstunden-Vons abgeloht, es erhielte also Jeder genau so

viele Stunden-Bons, als er Stunden gearbeitet hat, so stellt sich sofort die Unmöglichkeit heraus, diese Stunden-Bons zum vollen Werth gegen Waaren umzutauschen.

Es kommen zur Vertheilung, zum Verkauf ja nur die Verzehrsgüter, also Wohnungen, Hausgeräthe, Kleider, Nahrungsmittel und sonstige für die Consumption bestimmte Gegenstände. Es ist aber nur ein Theil der Gesamt-Arbeitszeit zur Herstellung dieser Güter aufgewendet worden; bekommt nun jeder Arbeiter Bons für die wirklich geleisteten Arbeitsstunden, so haben jene Arbeiter, welche die Verzehrsgüter producirt haben, schon so viel Kaufkraft, um das ganze, überhaupt zur Vertheilung kommende Product in Beschlag zu nehmen. Alle übrigen Arbeiter haben aber auch ihre Arbeit mit den Schuster'schen Bons bezahlt erhalten; sie müssen damit ihren Unterhalt einkaufen; das unausbleibliche Resultat ist eine allgemeine Entwerthung der Bons. Denn wenn nur die Hälfte der Gesamt-Arbeitszeit zur Production der Verzehrsgüter aufgewendet wurde, die übrige Arbeit aber ebenfalls mit Bons abgelohnt wird, so ist natürlich gerade doppelt so viel Kaufkraft an Bons vorhanden, als der Werth der Verzehrsgüter in Arbeitsstunden beträgt; selbstverständlich kauft man dann mit dem Bon für eine geleistete Arbeitsstunde nur das Product einer halben Arbeitsstunde.

Wollte die Gesellschaft also die Marx'sche Werththeorie als Maßstab für die Vertheilung benützen, so müßte sie entweder die Arbeit unter dem Werth bezahlen, oder aber die Producte über den Werth bezahlt nehmen; in beiden Fällen würde das gerade Gegentheil von Dem, was in der Theorie als Werth anerkannt ist, in der Praxis als realer Werth zur Erscheinung kommen.

So lange man sich die Arbeitskraft als eine Waare denkt, die verkauft und bezahlt wird, wie jede andere Waare; so

lange der Arbeiter wieder seinen Bedarf für den erhaltenen Lohn einkaufen muß; so lange also Tausch und Waare bestehen, so lange wird auch Preis und Werth nicht dauernd zusammenfallen.

Sobald aber irgend welche Gemeinschaft planmäßig dem Bedarf entsprechend producirt, sobald sie sich in der Production wie in der Consumption als sittliche Gemeinschaft fühlt und betrachtet, wie es in der Familie der Fall ist, so gehen der Begriff der Waare und die Manipulation des Tausches sofort in die Brüche. Jeder hat und fühlt die Verpflichtung, nach Kräften an der Production theilzunehmen, das Arbeitsproduct wird dann auch nicht mehr nach den Gesetzen des Waarentausches, sondern dem vernunftgemäßen Bedarf entsprechend an die einzelnen Mitglieder vertheilt.

Dieser ideale Zustand, von dem wir wohl noch viele hundert Jahre entfernt sind, wenn er überhaupt jemals erreicht werden kann, hat wohl dem Congreß vorgeschwebt, als er den Passus im Programm annahm, in welchem es heißt:

„Es gehört der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsproduct, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen.“

Beiläufig bemerkt, ist dieser Passus sehr wenig präcis. Thatsächlich gehört das gesammte Arbeitsproduct nicht der Gesellschaft, sondern den Besitzern der zu seiner Herstellung erforderlichen Productionsmittel. Es ist also falsch, zu behaupten, dies Arbeitsproduct gehöre der Gesellschaft; wir verlangen, daß dies künftig der Fall sein solle; es ist ein Postulat, welches wir an eine künftige Gesellschaft richten, und welches erst dann zur realen Grundlage der Eigenthumsordnung werden kann, wenn die Majorität sich zu unseren Rechtsanschauungen belehrt hat und stark genug zur Umformung der an jetzt noch zu Recht be-

stehenden Eigenthumsordnung geworden ist. Der citirte Satz des Programms müßte also etwa lauten:

„Deshalb sollte das Gesamt-Arbeits-Product der Gesellschaft gehören; die zum Consum bestimmten Güter aber sollten bei allgemeiner Arbeitspflicht nach gleichem Recht unter Alle, ihren vernunftgemäßen Bedürfnissen entsprechend vertheilt werden.“

In der heutigen Gesellschaft wird das Gesamt-Arbeits-Product zu Einkommen, es geht — geringe Ausnahmen abgerechnet — in Privateigenthum über. Nach Aufhebung des Privateigenthums an Grund und Boden und an den Productions-Instrumenten werden alle neuhergestellten Arbeitsmittel communisticches Eigenthum, nur die Verzehrsgüter bilden das zu Privateigenthum werdende Object der Vertheilung. Spricht man also von einer Vertheilung der Güter in einem communisticchen Staat, so kann es sich immer nur um die Vertheilung der Genußmittel, der Verzehrsgüter handeln.

Zweck der Vertheilung dieser Genußmittel ist doch die Befriedigung des Bedarfs der einzelnen Personen oder wirthschaftlichen Consumsgenossenschaften. Es muß also auf den Bedarf besondere Rücksicht genommen und durch seine Befriedigung auf Beseitigung alles leiblichen und geistigen Nothstandes hingearbeitet werden.

Nach Schäffle ist diejenige Vertheilung des gesellschaftlichen Productionsertrages die beste, bei welcher die sittliche Gemeinschaft im Ganzen und in der Abstufung aller ihrer Gliederungen zum höchsten Maß der Gesittung und hiernach zum höchsten Maß aller wahrhaft menschlichen Befriedigung zu gelangen vermag. Kürzer und schärfer drückt Dr. Stamm diesen Gedanken aus mit den Worten: „Das größte Wohl für die größte Zahl.“

Gesittung und Wohlfahrt des Menschen erfordert als Vorbedingung eine gesicherte leibliche Existenz. Die Natur selbst hat die Minimalgrenze des Einkommens ge-

zogen, unter welche das Quantum von Genußmitteln nicht hinabsinken darf, wenn die leibliche Existenz nicht gefährdet werden soll. Wir kennen, Dank den Fortschritten der Chemie, die Menge von Kohlenstoff, Stickstoff etc., die ein Durchschnittsmensch täglich zu sich nehmen muß, um Hungerkrankheiten zu vermeiden. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß und welchen Einfluß das Klima auf die Ernährung ausübt, daß Größe und Art des Nahrungsbedürfnisses von dem mehr oder weniger kalten oder heißen Klima abhängen. Ebenso ist es mit der Kleidung, der Wohnung und den zur Erwärmung der Wohnräume nöthigen Brennstoffen.

Die Befriedigung dieses unumgänglichen Bedarfs für jede einzelne Existenz zu erreichen, ist das erste Ziel der Production. Selbstverständlich ist die Vertheilung der Genußmittel nach ganz gleichem Recht für jeden Einzelnen zu bewirken, bis dieser absolute Bedarf vollständig gedeckt ist.

Diese Verpflichtung hat sogar die heutige Gesellschaft schon in Zeiten der Noth oft genug anerkannt und praktisch in jeder längere Zeit belagerten Stadt durchgeführt, ohne sich irgend welche Skrupel über die Verletzung der Heiligkeit des Eigenthums zu machen.

Nach Befriedigung des absolut notwendigen Bedarfs, der selbst in einem Lande von der Größe Deutschlands schon verschieden ist, hat die Vertheilung für die Deckung des relativ nöthigen Bedarfs zu sorgen. Unter diesem relativ nöthigen Bedarf ist — nach Ad. Wagner's „Grundlegung“ — die nach Sitte und Gewohnheit für die verschiedenen Bevölkerungs- und Berufsklassen wechselnde Quantität und Qualität von Genußmitteln zu verstehen, welche der Mensch als Einkommen beziehen muß, wenn er nicht als unter seinem Standard of Life lebend angesehen werden soll.

Die Verschiedenheit des Berufs, des Wohnorts und der ortsüblichen Ernährung macht schon ganz von selbst klar, daß von einer absolut gleichen Vertheilung der Genußmittel nicht mehr die Rede sein kann, sobald eine größere socialistisch organisirte Gesellschaft nach der Deckung des absolut nothwendigen Bedarfs zur Aufrechterhaltung des durch Sitte und Gewohnheit vorgeschriebenen Standard of life schreiten will.

Die Bewohner unserer östlichen Provinzen tragen im Winter Pelze; der polnische Fornal (Pferdebeknecht), der nicht einmal einen Schafpelz besitzt, gilt als unter seinen Stand hinabgefunken, als verlumpt. Unsere Fischer und Schiffer an der ganzen Ostseeküste haben wasserdichte Theerjacken und lange Wasserstiefel. Pelze, Theerjacken und Wasserstiefel gelten dagegen im südwestlichen Deutschland als überflüssige Dinge, weil das dortige Klima den Gebrauch derartiger Kleidungsstücke nicht erforderlich macht.

Im Südwesten ist dagegen das Weintrinken so allgemein eingeführt, daß der Tagelöhner seinen Schoppen leichten Wein geliefert bekommt; der ostpreussische und posensche Arbeiter würde sich weigern, dies Getränk zu sich zu nehmen. In anderen Gegenden ist das Bier zu einem unentbehrlichen Lebensbedürfnis geworden; so hat sich eine Verschiedenheit des gewohnheitsmäßigen Bedarfs herausgebildet, welche bei der Production und Vertheilung der Genußmittel berücksichtigt werden muß, wenn das Wohlsein der Menschen als Ziel und Zweck der Wirthschaft im Auge behalten werden soll. Das ergibt einen so großen Unterschied in der Quantität und Qualität der zur Vertheilung gelangenden Producte, daß von einer Gleichheit der Rationen selbst hier gar nicht die Rede sein kann, wo es sich doch nur um die Aufrechterhaltung der Lebenshaltung der verschiedenen Berufsclassen der arbeitenden Bevölkerung handelt.

Neben dem absolut nothwendigen und dem relativ nothwendigen Bedarf giebt es aber auch noch Culturbedürfnisse, welche, um Roscher's treffliches Wort zu gebrauchen, meist da am wenigsten gefühlt werden, wo sie am meisten vorhanden sind. Je roher und ungebildeter der einzelne Mensch ist, um so weniger fühlt er den Mangel an Bildung; je mehr ein Mensch gelernt hat, um so lebendiger ist sein Wissensdurst. Wollte der Socialismus sich darauf beschränken, allen Gliedern eine materiell sorgenfreie Existenz zu verschaffen, wollte er die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse als endgültiges Ziel und Zweck seiner Bestrebungen proclamiren, so wäre er in der That ein culturfeindliches Unternehmen.

Konnte sich auch Aristoteles zur Erreichung seines Staatsideals, als welches er ein Leben in Glückseligkeit und Schönheit für die Bürger hinstellt, keine Gesellschaft ohne Sklavenarbeit denken, damit doch wenigstens ein Theil der Menschen Zeit behielte, „den Geist zu bilden und die Geschäfte des Staates zu besorgen“, — so unterliegt es für uns keinem Zweifel, daß die Einspannung der Naturkräfte in den Dienst der Menschen jetzt die Möglichkeit gegeben hat, allen Menschen die materiellen Vorbedingungen zu verschaffen, welche erst eine geistige Ausbildung ermöglichen.

Die Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens sind so ungeheurer Natur, daß eine, alle Zweige des Wissens umfassende gründliche Bildung heute von keinem Sterblichen mehr erreicht werden kann. Auch im Wissen hat eine Arbeitstheilung stattgefunden; die Hilfsmittel zur Erlangung der Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen des Wissens sind ebenso verschieden, wie diese Zweige selbst.

Während der Chemiker sich mit Gläsern, Flaschen, Retorten, Destillir-Apparaten und hundert verschiedenen Reagentien versehen muß, um seine Versuche und Experimente zu machen, braucht der

Maler mit Leinwand, Pinsel und Farben zur Ausübung seiner Kunst. Dem Musiker genügt ein Instrument, dem Dichter ein Blatt Papier, auf dem er schreiben kann: der Jugendling und der Barometer müssen ihre Studien an Zeichnungen, Plänen und Tabellen machen. Wenn hier Ringe und Bienenkörbe zusammengeworfen sind, so geschah das, um anschaulich zu machen, wie groß der materielle Unterschied der Gebrauchsgegenstände ist, welche die Gesellschaft erzeugen muß, um den verschiedenen Culturbedürfnissen ihrer Glieder Genüge zu leisten.

Hier kann, hier wird niemals der Schacherstandpunkt eingenommen werden dürfen, nach welchem jedem Einzelnen der Bedarf zur Befriedigung seiner Culturbedürfnisse nach den Gesetzen des Tausches, nach Leistung und Gegenleistung zugemessen wird. Dem Kinde, welches Talent und Neigung für Musik zeigt, lassen bemittelte Eltern sicherlich Unterricht geben, schaffen ein theures Instrument dazu an, ohne daß es ihnen einfällt, gleich große Ausgaben für ein anderes Kind zu machen, welches derartige Neigungen und Fähigkeiten nicht besitzt.

Die auf sittlichen Grundlagen basirte communistische Gesellschaft wird genau ebenso verfahren; sie wird mit steigender Cultur das Culturbedürfniß zu vermehren suchen, weil sie in ihrer Totalität den Werth allseitiger und allgemeiner Bildung besser zu schätzen im Stande sein wird, als die heutige Gesellschaft.

Eine unbedingte Gleichheit der zur Vertheilung kommenden Rationen an Genußmitteln erscheint daher weder zur Erreichung des eigentlichen Zweckes des Socialismus nothwendig, noch überhaupt bei den Culturbedürfnissen durchführbar; bei Befriedigung des absolut nothwendigen Bedarfs an Lebensmitteln lassen sich gewisse Ungleichheiten ebenso wenig vermeiden, wenngleich hier eine annähernde Gleichheit anzustreben sein wird.

Meines Erachtens ist der Socialismus und Communismus denkbar und durchführbar, ohne daß eine absolut gleiche Vertheilung der Genußmittel stattfindet; ja es dürfte sich die Behauptung vertheidigen lassen, daß der Communismus die Forderung der absolut gleichen Vertheilung gar nicht anstellen darf, wenn er nicht bei den ersten Schritten zu seiner Realisirung straucheln will. Die Ungleichheiten im Einkommen sind ja so enorm, daß die Durchführung einer ganz gleichen Vertheilung weit mehr Schwierigkeiten verursachen und weit mehr Unzufriedenheit erregen muß, als die allmähliche, aber sicher wirkende Ausgleichung der schreienden Mißverhältnisse.

Acceptirt man das Princip der ungleichen Rationen, so treten damit neue Schwierigkeiten zu Tage. Es läßt sich abstract leicht klar machen, daß der Gesamtwertb der zur Consumtion bestimmten Genußmittel in der Weise unter die einzelnen Individuen vertheilt werden kann, daß jede geleistete Arbeitsstunde so viel Kaufkraft bekommt, ihr so viel Product zugewiesen wird, als nach der Masse der vorhandenen Genußmittel und der aufgewendeten Gesamt-Arbeitszeit auf sie entfällt. Die praktisch durchführbare Art und Weise einer derartigen Vertheilung hat bisher aber noch Niemand ausgeklügelt. Die Centralisirung von Production und Consumtion erscheint bei einem weiten Gebiet und bei einer nach Millionen zählenden Bevölkerung ohne militärischen Gehorsam, ohne blinde Unterwerfung unter die Dispositionen der leitenden Behörde geradezu undenkbar. Eine derartige Organisation ist in der ganzen Entwicklungsgeschichte der Menschen nicht dagewesen; wo sich Aehnliches gezeigt hat, war Sklaverei und Unterjochung die Vorbedingung. Es ist daher auch nicht anzunehmen, daß sich die Menschen freiwillig einer so allmächtigen Behörde unterordnen werden, und dies um so weniger, als gar keine Garantie

für die Befähigung der zu diesem schwierigen Amt außersehenen Menschen geboten werden kann, jeder von denselben gemachte Fehler oder Mißgriff aber die ganze Organisation in's Stocken bringen muß.

Wie schon oben gesagt, noch ist von keiner Seite ein irgendwie auch nur discutirbarer Plan vorgelegt worden, nach welchem eine derartige Staatmaschine einzurichten, zu ordnen und im Gang zu erhalten wäre. Die Beispiele, welche eben nur als Beispiele oft genug citirt worden sind, die Post, das Eisenbahnwesen, die Militär-Verwaltung, jetzt auch das Tabaksmonopol, — sie beweisen nur die Möglichkeit einer großartig ineinandergreifenden, planmäßig angelegten Production, sie sind aber immer auch Be-weise für die hierarchisch und bureaukratisch angelegte, auf das Wohlsein der einzelnen Beamten und Arbeiter so gut wie gar keine Rücksicht nehmende Organisation eines derartigen Verwaltungs-Apparats. Die individuelle Freiheit des einzelnen, nur als Rad in diesem ungeheuren Triebwerk geltenden Menschen wird von allen Seiten und nach allen Richtungen hin eingeschränkt.

Das wird gar zu häufig übersehen, wenn es sich um die Entwerfung eines Cartons zu irgend welchem Zukunftsbilde handelt; die Ausführung eines solchen Gemäldes würde mit ziemlich dunkel gehaltenen Farben, grau in grau, geschehen müssen, wenn sie der voraussichtlichen Wirklichkeit entsprechen soll.

Man hofft, wünscht und erwartet Leistungen vom Staat, denen diese gesellschaftliche Vereinigung gar nicht gewachsen ist. Der Staat ist ja nur die Vereinigung aller seiner Bürger zu einer gemeinsamen Verwaltung; mag eine Republik, eine constitutionelle oder absolute Monarchie die Form sein, in welche der Staat sein eigentliches Wesen verhält, immerhin wird die menschliche Gesellschaft nur durch freiwillig oder zwangsweise durch-

geführte gemeinsame Verwaltung sich zu einem Staatswesen herausbilden.

Jeder Staat hat ein räumlich abgegrenztes Staatsgebiet, ein von seinen Bewohnern occupirtes Stück der Erdoberfläche, von dessen Größe, natürlicher Beschaffenheit, sowie von dem dort herrschenden Klima die Wirthschaftsweise des Volkes abhängt. Die Art und Weise, in welcher eine wirkliche, also von einem centralen Willen geleitete Volkswirthschaft geführt werden muß, richtet sich daher naturgemäß nach der Beschaffenheit des Grund und Bodens, nach Klima und geographischer Lage. Je mannichfaltiger die in dem Boden enthaltenen und aus ihm zu hebenden Rohproducte sind, je verschiedener die auf dem Boden durch menschliche Arbeit zu erzeugenden Culturpflanzen sind, um so complicirter wird die an jeder einzelnen Stelle dem Princip der Wirthschaftlichkeit entsprechende Art und Weise des Betriebes.

Auf dem grasreichen, hin und wieder überschwemmten Niederungsboden wird Vieh- und Weidewirthschaft, auf dem ganz leichten Sandboden Forstcultur, auf schwerem Lehmboden Getreidebau getrieben werden müssen, wie das ja schon heute der Fall ist. Wir haben aber kaum eine Feldmark, in welcher nicht verschiedene Bodenarten neben- und untereinander vorkommen, so daß überall nur an Ort und Stelle und vielfach auch nur nach der zur Bestellzeit herrschenden Witterung über die Art und Weise der landwirthschaftlichen Benutzung entschieden werden kann. Dieser nicht zu beseitigende Umstand macht eine Disposition der Staatsbehörde über die einzuhaltende Wirthschaftsmethode wenn nicht zur Unmöglichkeit, so doch zu einem gewaltigen Hemmschuh für die ausgiebigste Benutzung des landwirthschaftlichen Bodens. Die Disposition für die landwirthschaftliche Production wird daher rationeller Weise immer der zu einer Wirthschaftsgemeinde umgeformten politischen Gemeinde über-

lassen bleiben müssen, was natürlich eine Staatsaufsicht durchaus nach nicht ausschließt.

Die Landwirtschaft, welche jedem Volke die unentbehrlichen Lebensmittel erzeugen muß, verdient bei allen Projecten zu einer besseren Gestaltung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse mehr berücksichtigt zu werden, als es bisher meist geschehen ist. Denn nur durch eine in jeder Beziehung rationell betriebene Landwirtschaft sind wir im Stande, den absolut nothwendigen Bedarf aller Menschen zu befriedigen.

In zweiter Reihe ist dann der Bergbau, die Gewinnung von Kohle, Eisen, allerhand Erzen, Mineralien etc. in Betracht zu ziehen. Diese Industrie ermöglicht erst die weitere Ausbildung der Wirtschaft; sie liefert die Rohstoffe, aus denen wir die Arbeitsmaschinen herstellen können, sie bildet auch zu gleicher Zeit in der Art und Weise ihres Betriebes den natürlichen Uebergang, das Verbindungsglied zwischen der Landwirtschaft und der die Weiterverarbeitung der Rohstoffe und ihre Umformung zu Gebrauchsgegenständen besorgenden Industrie.

Die Organisation der productiven Thätigkeit der Menschen wird bei dem Bergbau wieder eine andere, den eigenthümlichen Verhältnissen desselben angepasste sein müssen, wie bei der Landwirtschaft; die eigentliche Industrie erfordert wieder eine andere Organisation des Großbetriebes, wie der Bergbau.

Und ebenso, wie diese verschiedenen, im Kulturstaat unentbehrlichen Produktionszweige nicht nach einer gleichmäßigen Schablone organisiert werden können, ebenso wenig kann die Vertheilung der Genußmittel für alle Wirtschaftsgenossenschaften gleichartig sein, weil ja die auf Landwirtschaft basirte Arbeitsgemeinde andere Bedürfnisse und andere Arbeitsproducte hat, als eine Genossenschaft in einem Kohlenrevier.

Recapituliren wir das Gesagte.

Die Vertheilung des Arbeits-Ertrages unter die Arbeiter ist mit der Idee des Communismus unvereinbar. Nicht der Arbeits-Ertrag kann vertheilt werden, sondern nur derjenige Theil desselben, der in Genußmitteln besteht, welche für die directe Consumtion bestimmt, zur Befriedigung 1) der natürlichen, 2) der gesellschaftlich als nothwendig anerkannten und 3) der höheren Culturbedürfnisse bestimmt sind.

Eine Vertheilung dieser Genußmittel in absolut gleichen Rationen ist undenkbar, weil die Bedürfnisse nach den örtlichen Verhältnissen, nach der Beschäftigungsweise und nach der individuellen Reigung der Menschen schon verschieden sind.

Die verschiedene Richtung, welche die Production der Güter aus localen und natürlichen Verhältnissen einschlägt, muß selbstverständlich eine Einwirkung auf die Art der Vertheilung ausüben. Die Gemeinde, welche Land- und Gartenwirtschaft, Obst- und Weinbau treibt, wird nicht verhindert werden können, ihren eigenen Bedarf an diesen Consumtibilien in reichlichem Maße zu befriedigen; die auf sterilem Boden wohnende, bergmännische Arbeit verrichtende Gemeinde wird mit diesen Nahrungsmitteln versorgt werden müssen, ihren eigenen Bedarf z. B. an Kohlen aber ebenso gut aus ihrem Arbeitsproduct zurückbehalten wollen, wie es die Gärtner und Landwirthe thun. Die Staatsbehörde, welche hier hemmend und reglementirend eingreifen wollte, würde sich das Grab ihrer Autorität selber graben.

Keine Staatsbehörde ist im Stande, die gesammte Production wirtschaftlich richtig zu leiten und die Vertheilung der Genußmittel bis in die Details hinein zu besorgen. Wo es geschehen kann, geht das nur nach der Schablone des Militarismus. Die in Atome aufgelöste menschliche Gesellschaft ist andererseits ebenso wenig im Stande, eine socialistische oder gar communistische Organisation

durchzuführen. Es muß also ein Mittelweg gesucht und gefunden werden, auf dem einerseits der centralisirenden Kraft des Staates so viel Spielraum gelassen wird, als zur Vermeidung unwirtschaftlicher Arbeit nothwendig ist, auf dem andererseits den einzelnen Individuen und den örtlich zusammenwohnenden, sich aus Familien oder Consumgenossenschaften zusammensetzenden Wirthschaftsgemeinden möglichst freie Disposition über ihre Arbeitsthätigkeit gelassen wird.

Eine derartige Organisation ist meines Erachtens nicht bloß denkbar, sondern auch ohne besonders gewaltfame Maßregeln durchführbar, und zwar durch

energische Fortbildung des Gewerbebetriebs der politischen Gemeinden, unterstützt durch Einführung von Institutionen, welche die Versorgung der Gemeindeglieder mit den nothwendigsten Genußmitteln dem unwirtschaftlichen Handel entziehen und der Commune selbst in die Hand geben.

Derart organisirte Gemeinden werden das Fundament bilden müssen, auf welchem sich die planmäßig organisirte Production aufbaut, in ihnen wird die Vertheilung der Genußmittel in einer wirtschaftlichen, den verschiedenen Bedürfnissen genügend Rechnung tragenden Weise geregelt werden können. C. A. S.

Zur Wahlreform - Frage.

Die in verschiedenen Artikeln der „Zukunft“ bereits gemachten Vorschläge zu einer zweckentsprechenden Vertretung aller Parteirichtungen veranlassen uns ebenfalls mit einem Vorschlag hervorzutreten, der sich ebenso sehr durch Einfachheit wie Zweckmäßigkeit auszeichnen dürfte.

Zweck einer gerechten Parteivertretung soll sein, daß jede Partei genau in dem Maße in der Volksvertretung Sitz und Stimme hat, wie die Zahl der für sie abgegebenen Wahlstimmen zu der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen sich verhält.

Daraus folgt, daß man nicht von vornherein sagen kann, wie es ein in Nr. 11 mit D. St. unterzeichneter Artikel thut, je 10,000 abgegebene Stimmen haben das Recht auf einen Vertreter, Gruppen und Bruchtheile von über 5000 Stimmen ebenfalls, denn das würde zur Folge haben, daß die Volksvertretung einmal aus so und so viel, das andere Mal aus so und so viel Vertretern bestünde. Würden z. B. bei der einen Wahl 5 Millionen Stimmen abgegeben, so würde die Volksvertretung in runder Zahl, die Gruppen und Parteireststimmen einmal bei Seite gelassen, 500 Vertreter

zählen, wenn aber nach drei Jahren 6 Millionen oder nur 4,700,000 Stimmen abgegeben würden, würde sie nach diesem Vorschlag 600 oder auch nur 470 Vertreter zählen. Man sieht, daß durch diesen Vorschlag keine geeignete Lösung zu erzielen ist. Auch könnte die von D. St. vorgeschlagene Bestimmung, daß Gruppen von über 5000 Stimmen ebenfalls ein Recht auf einen Vertreter haben sollen, sogar in schwindelhafter Weise ausgebeutet werden. Es könnte alsdann eine Partei, die in einer Provinz ihre genaue Stärke auf Grund früherer Wahlen kennt, auf den Gedanken kommen, sich in verschiedene Gruppen zu theilen und so bei einer Gesamtstimmenzahl von 30—34,000, wo sie nur 3 Vertreter nach dem Gesetz erlangen würde, 5 bis 6 Vertreter herauszuschlagen. Dieser Vorschlag ist also geradezu verderblich. Unter welchen Umständen auch eine Partei, die in solcher Minorität geblieben, daß sie die für einen Vertreter nothwendige Stimmzahl nicht erlangen konnte, ausnahmsweise zu einem Vertreter kommen kann, habe ich weiter unten ausgeführt. Das Wahlsystem darf die Zersplitterung in kleine Parteien und Gruppen nicht begünstigen, es muß vielmehr auf

Vermittlung der verschiedenen Kräfte innerhalb. Diese Parteirepräsentation ist überaus von Wichtigkeit vorwiegend im Verhältnis zu den politischen Parteien. Es muß uns nach dem Ausschließen der Vermittlung einer einzelnen Partei sein, in der die Parteien vertreten werden, daß die Parteirepräsentation von der Gesamtzahl der in einer Wahl genommenen abhängt.

Sagen wir z. B. 100, daß, wie jetzt, 1000 Wähler einen Vertreter wählen sollen, so würde nach der letzten Volkszählung im Reich ungefähr 427 Personen wählen müssen - gegenwärtig hat es nur die 100. Wähler nun bei einer allgemeinen Wahl von über 8 Millionen Wählern 1/80000 Stimmen abgegeben, in einem Wahl-Kreis vertreten rund 10000 Stimmen.

Die Wahl hätte nun in der Art stattzufinden, daß sie nicht nach Personen, sondern nach Parteien vorgenommen wird. Zu diesem Zweck müßte der Stimmzettel mit dem Namen der Partei versehen sein, für welche der Wähler stimmt; doch wäre es gestattet, daß dieselben auch die Namen von so viel Candidaten enthalten, als die Partei glaubt im allergünstigsten Fall durchsetzen zu können. Auch könnten neben den in Aussicht genommenen Candidaten die Grundsätze, das Programm der Partei auf dem Stimmzettel abgedruckt werden, damit der Wähler genau weiß, für welche Grundsätze er stimmt und welche Personen diese Grundsätze zu vertreten haben würden, wenn eine genaue Zahl Stimmzettel für die betreffende Partei abgegeben werden.

Natürlich müßten für diesen Zweck die Stimmzettel durchschnittlich etwas größer ausfallen wie jetzt, und würde es sich empfehlen, ein für alle Parteien gleich großes Format gesetzlich vorzuschreiben, und zwar auch für den von uns in's Auge gefaßten Fall, daß die Stimmzettel nur in amtlich zu liefernden Couverts abzugeben wären.

Der Wahlmodus wäre nun folgender.

Wahlkreise giebt es nicht, dagegen bildet jede Commune unter 3000 Seelen einen Wahlbezirk zur bequemen Abgabe von Stimmzetteln; Communen über 3000 Seelen würden, wie bei dem jetzigen Verfahren, in einzelne Wahlbezirke, von denen keiner über 3000 Seelen haben darf, zerlegt.

Nach Schluß der Wahl nimmt der aus Vertretern aller in dem Bezirk an der Wahl sich beteiligenden Parteien bestehende Wahlausschuß die Auszählung der Stimmen in der Art vor, daß dieselben nach der Parteistellung zusammengelast und registriert werden. Stimmzettel, die keine Parteibezeichnung, sondern nur Personennamen haben, sind ungültig. Es ist dies nothwendig, weil, wenn eine solche Person weit über das nothwendige Maß Stimmen erhielt, man gar nicht wüßte, wie diese zu repartieren wären, oder auch wie die Wahl gehandhabt werden sollte, wenn die Person, für welche direct gewählt wird, sich bereits auch auf einer anderen Liste befindet und unter die Gewählten rückt.

Dagegen kann jede noch so kleine Partei, welche eine Person vorzugsweise im Auge hat, sich unter einem beliebigen Parteinamen constituiren; sie wird aber, wenn sie auch nur auf einen Vertreter rechnet, genöthigt sein, mehrere Namen auf die Liste zu setzen, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, daß der von ihr in's Auge gefaßte Vertreter Aussicht hat, auch mit einer anderen Liste durchzubringen.

Wir wollen dies an einem Beispiel deutlich machen.

Wir nehmen an, der verstorbene Jacoby hätte sich bei einer solchen Wahl auf der Candidatenliste der Volkspartei und derjenigen der Socialdemokratie befunden. Nach dem Stimmenresultat hätte der Name Jacoby's auf beiden Listen an der Spitze oder doch in einer solchen Reihenfolge gestanden, daß er von beiden Seiten unter die gewählten Candidaten gekommen wäre. Selbstverständlich kann er nicht zweimal gewählt werden. Entweder hätte nun der Candidat in einer Erklärung sofort mitzutheilen gehabt, auf welche Seite er definitiv als Vertreter treten wolle, oder die Entscheidung wäre in der Weise zu treffen gewesen, daß, wenn er auf der Liste der Volkspartei in dritter, auf derjenigen der Socialdemokratie in fünfter Linie stand, er als Vertreter der Volkspartei proclamirt wurde und dafür auf der socialdemokratischen Liste ein Name nachrückte, der sonst ausgefallen wäre.

Nun ist allerdings festzuhalten, daß solche Fälle unter Hunderten kaum einmal und später vielleicht gar nicht mehr vorkämen, einmal weil jede Partei von

ihren in Aussicht genommenen Candidaten schon vorher eine bestimmte Erklärung für den Fall der Wahl fordern würde, dann, weil jeder Candidat gezwungen würde, wo ihn zwei Parteien als Candidat aufstellten, sich für die eine oder die andere zu entscheiden. Jede Halbheit und Unentschiedenheit würde also von vornherein ausgeschlossen sein. Es dürfte also in Wirklichkeit der von uns hypothetisch angenommene Fall einer Figurierung auf zwei Listen gar nicht vorkommen und damit unser selbst erhobener Einwand gegen eine Doppelwahl hinfällig werden.

Wir fahren also fort in der Darlegung des Wahlmodus.

Nach stattgehabter Auszählung und Registrierung der Stimmen in jedem Wahlbezirk würde das bezügliche Protocol von allen Mitgliedern des Wahlausschusses unterschrieben, die Stimmzettelpakete versiegelt und nach Berlin geschickt. Dort hätte ebenfalls ein aus den verschiedenen bei den Wahlen beteiligten Parteien zusammengesetzter und entsprechend verstärkter Centralwahlausschuß die Zusammenstellungen für das gesammte Reich vorzunehmen und ferner die Vertheilung der Volksvertreter nach Maßgabe der auf jede Partei entfallenden Stimmenzahl zu bewerkstelligen.

Diese Manipulation hätte sich in folgender Weise zu vollziehen.

Die Zahl der Reichstagsitze in die Zahl der abgegebenen Stimmen dividirt, soll, wie oben angeführt, 15,000 Stimmen für einen Vertreter erfordern. Die Socialdemokratie habe deren in ganz Deutschland rund 503,000 erhalten, sie hat also auf 33 Sitze Anspruch, wobei 8000 Stimmen vorläufig übrig blieben.

Die Personen der Vertreter würden nun in der Art bestimmt, daß die von der officiellen Leitung der Partei in Uebereinstimmung mit der Partei eingereichte officielle Partei-Candidatenliste zur Hand genommen und jene 33 Personen als gewählt proclamirt würden, die zunächst auf der Liste stünden, alle übrigen fielen aus. Genau so würde es mit allen Parteien gemacht.

Zuletzt aber blieben von, wir wollen annehmen, zehn bei dem Kampfe beteiligten Parteien 60,000 Stimmen als Reststimmen übrig, die doch in Berechnung gezogen werden müßten, weil sonst

die Zahl der 400 Vertreter nicht voll würde. Es wären also 4 Vertreter noch zu bestimmen. Diese würden jetzt auf die 4 Parteien vertheilt, welche die höchste Restzahl aufzuweisen hätten. Hätte z. B. die ultramontane Partei einen Rest von 12,000 Stimmen, die Fortschrittspartei von 10,000, eine Partei, die gar keinen Candidaten durchsetzen konnte, 9500 Stimmen, und die socialdemokratische einen Rest von 8000, so würden diese Parteien noch je einen Vertreter erhalten, während die anderen sechs Parteien, deren gesammte Reste sich nur noch auf 20 $\frac{1}{2}$ Tausend Stimmen beliefen, wegfielen. Auf diese Art wäre es also möglich, daß selbst eine Partei, die eine solche Minorität besäße, daß sie in ganz Deutschland nicht die nöthige Durchschnittszahl für einen Vertreter zusammenbrächte, noch zur Vertretung gelangte, wenn es ihr nur gelänge, so viel Stimmen zu erlangen, daß sie bei der Vertheilung unter die Reststimmengahl in Concurrenz treten kann.

Man sieht, daß dieser Wahlmodus im Vergleich zum jetzigen, und ich glaube, auch zu sämtlichen vorgeschlagenen, außerordentlich einfach und dabei so gerecht als möglich ist. Das Einzige, was verlangt würde, aber auch mit vollem Recht verlangt werden kann, wäre, daß jeder Wähler sich einer Partei anzuschließen hätte; es bliebe ihm aber dabei selbstverständlich unbenommen, wenn keine der bestehenden Parteien ihm behagt, mit Gleichgesinnten eine Partei zu bilden und zu versuchen, wieviel Stimmen sie im Reiche erlangten. Ferner müßte jede Partei sich eine Centralleitung schaffen, welche bei dem Central-Wahlausschuß in Berlin die vereinbarte Candidatenliste einzureichen hätte. Da thatsächlich jede Partei diese Centralleitung schon besitzt und jede neu zu gründende sich eine solche schaffen muß, so wäre damit nichts Ungebührliches verlangt. Dafür, daß die Centralleitung jeder Partei mit den Wünschen der Partei in Uebereinstimmung die Candidatenliste feststellt, wird jede Partei in geeigneter Weise sorgen.

Nehmen wir aber einmal als Beispiel an, die nationalliberale Partei in Sachsen habe durch die Art der Zusammenstellung ihrer Partei-Candidatenliste nicht diejenige Zahl von Vertretern aus Sachsen im Reichstag erlangt, die sie nach der abgegebenen Stimmenzahl und in Rücksicht

auf Vertretung spezifischer Interessen verlangen konnte, so wird sie diese Berücksichtigung sich leicht erzwingen können, wenn sie erklärte, ein andermal für sich unter eigener Parteifirma wählen zu wollen. Auch schloße das von uns vorgeschlagene Verfahren gar nicht aus, daß jeder Partei das Recht zusteht, die eingereichte Candidatenliste nach ihrem Belieben zu ändern, wenn sie auf Grund der Zusammenstellung der abgegebenen Stimmen die Entdeckung machte, daß manche Bezirke weit mehr Stimmen abgegeben, als man geglaubt oder erwartet, andere weniger, und deshalb eine Aenderung in den Personen wünschenswerth sei. Jede Partei erlangte also die souveräne Verfügung über die Besetzung der ihr zufallenden Sitze, was ein großer Vortheil für Alle wäre, denn man würde immer zunächst die Besten berücksichtigen, während es heute vorkommen kann, daß sehr tüchtige Leute durchfallen, während minder Tüchtige durchdringen. Beispiele sind überall vorhanden. Auch müßte die Einrichtung getroffen werden, daß wenn im Laufe einer Legislaturperiode ein Sitz einer Partei vacant würde, nicht eine Neuwahl eintrete, die nach dem oben geschilderten Modus ein Unsinn wäre, sondern daß alsdann entweder der auf der officiellen Candidatenliste, welcher der Ausgeschiedene angehört, Nächststehende den Platz einnimmt, oder daß die vorhandenen Vertreter oder die Centralleitung der Partei den Vertreter bestimmt. Welcher Weg eingeschlagen werden soll, darüber hätte die Gesamtheit jeder Partei ihr passende Grundsätze ein für allemal aufzustellen.

Was würden nun die Vortheile des von uns vorgeschlagenen Wahlmodus sein?

- 1) Indem jeder Wähler für eine Partei sich erklären muß, wählt er nicht nach Personen, sondern nach Grundsätzen, wodurch die politische Bildung bedeutend gefördert und der Personencultus vernichtet würde.
- 2) Jede Partei erhielte genau diejenige Vertreterzahl, auf welche sie nach Maßgabe ihrer Stimmen im Verhältnis zu der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen Anspruch hat.
- 3) Selbst die kleinste Minorität, wenn sie nur so viel Stimmen im ganzen Reich insgesammt zusammenzubringen im Stande ist, als die Durchschnittsstimmenzahl auf einen Vertreter be-

trägt, erlangt ihre Vertretung; eventuell sogar dann, wenn sie eine genügende Minorität besitzt, um bei der Vertheilung der auf die Stimmenreste der verschiedenen Parteien entfallenden Vertreter concurriren zu können.

- 4) Der Wahlmodus ist einfacher wie der gegenwärtige, weil, abgesehen von den Abgrenzungen für bequeme Stimmenabgabe, es keine Wahlkreiseintheilung giebt und jede Partei agitiren kann, wie es ihr am bequemsten dünkt. Die Kosten des Wahlverfahrens aber sind für den Staat nicht theurer — denn die vorgeschlagenen Couverts sollten von Rechtswegen schon jetzt eingeführt sein, weil ohne sie von freier Stimmenabgabe nicht gesprochen werden kann —, für die Parteien würde das Wahlverfahren sogar bedeutend billiger. Es wären z. B. nur eine Art Stimmzettel und Flugblätter für das ganze Reich zu drucken, da nicht die Personen, sondern die Grundsätze in Betracht kommen.
- 5) Würde dieser Wahlmodus ein ausgebildetes Parteileben und eine durchgebildete Organisation bedingen, was für die Entwicklung unserer Zustände nur von Vortheil sein könnte und, wie schon unter Punct 1 bemerkt, politisch und social außerordentlich aufklärend wirken müßte. Die Vertreter würden alsdann Parteivertreter sein, und sie könnten nicht, wozu jetzt der § 29 der Reichsverfassung sie zwingen will, sich Volksvertreter in dem Sinne nennen, als verträten sie die Interessen aller Schichten des Volkes gleichmäßig, was bekanntlich bei keiner Partei und keinem Vertreter der Fall, also eine große Lüge ist.
- 6) Würde die mühsame, zeitraubende und viel Aergerniß bereitende, von Zeit zu Zeit durch Gesetz festzustellende Eintheilung in Wahlbezirke, die, wie Figura zeigt, binnen wenig Jahren zu den unhaltbarsten Zuständen führt, so daß wir jetzt bäuerliche Bezirke mit wenig über 80,000 Einwohnern und städtische Bezirke, wie den 6. Berliner, mit über 240,000 Einw. haben, wegfallen. An deren Stelle träte

einfach die Bestimmung, daß die von drei zu drei Jahren durch Volkszählung festgestellte Einwohnerzahl die Zahl der Volksvertreter bestimme, in der Art, daß je 100,000 Einwohner einen Vertreter haben.

Es könnte nun noch der Einwand erhoben werden, daß die Verwirklichung unseres Vorschlags insofern ein Nachtheil sei, als dann kein Bezirk einen bestimmten Vertreter habe und gar nicht wisse, an wen er sich halten solle, um eine Berichterstattung zu erlangen. Auch dieser Einwand ist hinfällig. Denn selbstverständlich liegt es im Interesse jeder Partei und der socialdemokratischen erst recht, durch häufige Berichterstattung sich mit den Wählern in Verbindung zu setzen. Die Abstimmungslisten bildeten eine genaue Partei-Topographie und nach dieser hätten nun die Vertreter sich in die Berichterstattung zu theilen. Der einzelne Be-

zirk würde den bestimmten einzelnen Vertreter verlieren, er hätte aber ein Recht an die Gesamtvertretung der Partei und könnte hier seine Ansprüche geltend machen, deren vernünftige Befriedigung im Interesse der Gesamtpartei liegt. Da ferner bei einem Wahlmodus, wie dem vorgeschlagenen, gerade unsere Vertretung bedeutend stärker würde, so würde auch eine bedeutend erweiterte Berichterstattung möglich sein. Kurz, die Verwirklichung unseres Vorschlags würde in Bezug auf die Wahlen die Verwirklichung des Wahlanspruches des preussischen Königshauses sein: *Suum cuique*, Jedem das Seine. Wird aber ein Hohenzoller bereit sein, diesen Wahlanspruch im vorliegenden Falle zu verwirklichen?? Und der Reichstag?? Wie wär's, wenn die Socialdemokratie gelegentlich die Probe mit einem bezüglichen Gesetzesentwurf machte!

A. B.

Kritische Bemerkungen über die „Gerechtigkeit“ als Grundprincip der Socialdemokratie. *)

Will die Socialdemokratie eine für alle Folgezeit lebensfähige Erscheinung sein und bleiben, will sie es nicht erleben, daß ihre jetzt allerdings in starkem Fortschritt begriffene Entwicklung einmal zum Stillstand komme und den Rückweg antrete, so muß sie sich allezeit bereit erhalten, scharfe Selbstkritik zu üben und diese Selbstkritik sogar auch auf die Formulierung ihrer Grundprincipien auszu dehnen; denn es könnte gar wohl sein, daß sie sich darüber täuscht, wenn sie meint, denjenigen Grundtrieb, welcher

*) Nachfolgenden Ausführungen eines Freundes unserer Sache haben wir die Aufnahme nicht versagen wollen, können uns aber in zahlreichen Punkten nicht mit denselben einverstanden erklären und haben unsere abweichenden Ansichten in Anmerkungen zum Ausdruck gebracht.

Anm. d. Red.

ihre Praxis im Wesentlichen bestimmt, in der Theorie bereits zu begrifflich klarem Ausdruck gebracht zu haben. Es kann nicht ausbleiben, daß ein Fehlgrieff in der Formulierung des Grundprincips zu einer Wurzel werden muß, aus welcher bedenkliche theoretische Differenzen innerhalb der Partei erwachsen; und noch weniger kann es ausbleiben, daß aus derselben in der Praxis der Partei Auswüchse hervorsprossen, welche nur dazu dienen, die Partei zu compromittiren und ihre Propaganda gerade unter dem einflußreichsten Theil des Volkes zu vernichten.

Es sei uns gestattet, einige Bedenken dagegen zu äußern, daß es wohlgethan sei, das System des Socialismus auf dem Princip der „Gerechtigkeit“ aufzubauen.

Man kann nicht ein Princip zu einem praktischen Grundprincip machen, welches ohne metaphysischen Halt ist, ja, welches vielmehr in directem Widerspruch mit den metaphysischen Principien steht. Das Princip der wirtschaftlichen Gerechtigkeit ist ein reines Zukunfts-Princip, ein reines Ideal. Wie kommt nun aber diejenige Partei, welche in ihrer überwältigenden Masse alle „ideellen“ metaphysischen Principien mit einem gewissen Fanatismus negirt — wie kommt eben sie dazu, als praktisches Princip ein solches aufzustellen, dessen rein „ideeller“ Charakter außer allem Zweifel steht? *)

Die Socialdemokratie wird über den bisherigen Verlauf der menschheitlichen Entwicklung einstimmig das Urtheil fällen, daß das Princip der „Gerechtigkeit“ in derselben nicht zur Erscheinung gekommen ist. Eben deshalb verwirft sie ja die bisherige menschliche Ordnung und stellt von sich aus die Forderung einer Neugestaltung. Aber auch außerhalb der menschlichen Entwicklung ist von „Gerechtigkeit“ nichts wahrzunehmen. Die Welt des Seins — das ist das Resultat — zeigt keine Gerechtigkeit, die Metaphysik also, als die Wissenschaft vom Seienden, lehrt keine Gerechtigkeit. Auf welchem Grunde steht nun also das Princip der „Gerechtigkeit“ als praktisches Princip? Es kann nur entgegnet werden: „Der Gerechtigkeitstrieb findet sich in der Menschenbrust, und dies genügt, um die „Gerechtigkeit“ zu einem ausreichenden praktischen Princip zu machen.“ Allein dies genügt keineswegs. Der Gerechtigkeitstrieb findet sich —

*) Daß der metaphysische Idealismus und der praktische nur den Namen zufällig gemein haben, sonst aber nichts, darauf wurde schon Heft 18 der „Zukunft“ S. 395, Anm., hingewiesen. Man kann metaphysischer Idealist und praktischer Materialist sein und umgekehrt, aber auch mit einer metaphysischen oder materialistischen Weltanschauung eine ideale resp. materialistische Lebensrichtung verbinden.
Anm. d. Red.

wie die „Zukunft“ selbst klagt — nur bei einem Bruchtheil der Menschen, und auch hier nur in mehr oder weniger geschwächter Energie.**) Was wollen wir also vom Standpunct der Socialdemokratie antworten, wenn man uns entgegenhält: „Euer Gerechtigkeitstrieb, welchem die ganze Welt des Seienden mit ihrem Mangel an Gerechtigkeit, ja mit ihrem Gegentheil von Gerechtigkeit gegenübersteht, ist aus demselben Grunde eine singuläre Abnormität, aus welchem die überwältigende Mehrheit von euch den religiösen Trieb, insonderheit den christlichen Glaubenstrieb für eine Abnormität erklärt.“) Ihre Erfolge wird die Socialdemokratie schwerlich zum Beweise herbeirufen können; denn welche Erscheinung hat je eine mächtigere Propaganda entfaltet, als das Christenthum in den zwei Jahrtausenden seines Bestehens? ***)

Ich sehe nicht, wie der auf „Gerechtigkeit“ gebaute wissenschaftliche Socialismus sich hier anders soll helfen können, als dadurch, daß er dazu fortschreitet, sein „praktisches“ Princip zugleich zu einem „metaphysischen“ zu machen, d. h. zu behaupten, daß es nur Schein sei, wenn

*) Daß die meisten Menschen durch das Interesse veranlaßt werden, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung aufrecht zu erhalten oder zu verändern, hat die „Zukunft“ immer zugegeben.
Anm. d. Red.

**) Darauf ist zu erwidern, daß ein Trieb, welcher nur dem Handeln eine Richtung giebt, niemals als falsch erwiesen werden kann, in dem Sinne, daß er den Menschen zu falschen Ansichten über das Bestehende veranlaßt; während ein Trieb, der zu Ansichten über die Existenz oder Nicht-Existenz von Dingen treibt, von den Thatfachen Lügen gestraft werden kann. Uebrigens läßt sich der Gerechtigkeitstrieb überall, bei allen Völkern, in verschiedenen Stadien der Verfeinerung nachweisen und auf seinen Ursprung in vor-menschliche Zeit zurückführen, während ein „christlicher Glaubenstrieb“ jedenfalls nicht Anspruch erheben kann, eine allgemein menschliche Eigenschaft zu sein.
Anm. d. Red.

***) Der Buddhismus und Islam haben auch eine außerordentliche Propaganda entfaltet.
Anm. d. Red.

die Welt des Seienden das Prinzip der „Gerechtigkeit“ nicht in sich enthalte: ein Schein, der lediglich dadurch entstehe, daß wir die Welt des Seienden nicht in ihrer Totalität überblicken, sondern unser Auge immer nur an einem winzigen Fragmentchen desselben haften lassen. Es würde dies offenbar zu der Konsequenz einer hinter der sichtbaren Welt der Ungerechtigkeit liegenden unsichtbaren Welt der Gerechtigkeit führen. Wir unsererseits würden wahrlich eine solche Wendung in den Anschauungen der Socialdemokratie nicht beklagen, wie gering auch unsere Hoffnung ist, daß eine solche sich vollziehen werde. Jetzt ist die Metaphysik der Socialdemokratie eine materialistische, die Ethik und Politik dagegen eine idealistische; jetzt fordert die Socialdemokratie von dem Menschen Gerechtigkeit und lehrt ihn zugleich, daß das Weltganze ungerecht sei*); jetzt fordert die Socialdemokratie von der gegenwärtigen Generation, aus purem Gerechtigkeitsstribe das Glück kommender Generationen zu schaffen, für sich selbst aber mit Fanatismus darauf zu halten, daß sie auch ja von dem ungerechten Weltganzen, nachdem sie nichts als Ungerechtigkeit erfahren hat, zugleich mit der an ihr geübten Ungerechtigkeit selbst auf Nimmerwiedersehen in den Grund und Boden des ewigen Chaos hineingestampft werde. Wie soll Derjenige mit ganzer Energie dem Gerechtigkeitsstribe sich hingeben können, welcher sich selbst in aller Ewigkeit von der Gerechtigkeit ausgeschlossen sieht, d. h. welcher sieht, wie ohnmächtig die Gerechtigkeit, wie wenig gerecht sie ist? *)

*) Um diese letztere Frage kümmert sich die Socialdemokratie als solche sehr wenig; sie sieht die Ungerechtigkeit auf der Erde und will diese beseitigen. Anm. d. Red.

*) Wir geben zu bedenken, daß die gegenwärtige Generation, ganz abgesehen von der Freude an den Erfolgen im Kampfe vor dem Sieg (Reichstagswahlen u. s. w.) noch manche, vielleicht durchschlagende Erfolge zu erleben

Wird die Socialdemokratie im Stande sein, aus diesem Meer von Widerspruch, in dessen Wogen sie, ohne es zu sehen, gegenwärtig noch herumtreibt, sich herauszuarbeiten? Für ihre Propaganda würde es wahrlich kein Schade sein! Ist ihre Propaganda trotz dieses Mangels an Logik (?) in diesen Dingen schon eine so große, wie viel mächtiger wird sie werden, wenn der tödtliche Widerspruch ausgestoßen, wenn der Idealismus das, was er ist, erst ganz sein wird, Idealismus nämlich, befreit von dem Bandwurm des Materialismus, welcher in seinen Eingeweiden lungert. Ist die Propaganda schon eine große, obgleich man der Generation, deren Thatkraft man aufruft, sagt: „Du bist eine Generation des Todes“; wie viel mächtiger wird sie werden, wenn man ihr sagt: „Du bist eine Generation des Lebens, und auch Du wirst Theil haben an Allem, was Du schaffst; denn es giebt eine Welt ewiger Ideale für Denjenigen, welcher dem Ideale dient und ihm — wenn es sein muß — sich opfert!“ Man täusche sich nicht! Das Gelingen kommt nur aus der Thatkraft, Thatkraft nur aus Begeisterung, Begeisterung aber nicht aus dem Materialismus. Der Idealismus ist es gewesen, welcher von jeher alles Durchschlagende in's Werk gesetzt hat. Die Lehre vom Stoff kann Niemanden in Gluth versetzen, und das Dasein verliert den guten Geruch für Denjenigen, welcher nichts als Leichenmoder in ihm

hofft, ja einiges sicherlich bereits errungen hat. Ferner wird die lebende Generation, soweit die Interessen ihrer Kinder durch die sociale Umgestaltung berührt werden, schon aus elterlicher Liebe dafür oder dagegen eintreten müssen. — Endlich stellen wir die Gegenfrage, ob wohl Der mehr für eine gerechte Gesellschaftsordnung wirken wird, der nicht an eine jenseitige „Vergeltung des Guten und Bösen“ glaubt — denn das hat der Herr Verfasser im Sinne —, oder Der, der überzeugt ist daß er den ihm zugemessenen Theil an den Gütern der Welt doch früher oder später, ohne darauf gerichtete Anstrengung, erhalten werde. Anm. d. Red.

sieht. Wie soll eine solche Lehre zu irgend etwas Anderem führen, als zu stumpfsinniger Gleichgültigkeit? Man täusche sich nicht! Auch bei Denjenigen, welche die Wortführer des Materialismus in der Partei sind, ist Das, was an Thatkraft an ihnen sich noch zeigt, nur unbewußter Rest eines ganz wider die „Gerechtigkeit“ zum Incognito verurtheilten Idealismus.

Es könnte nun scheinen, als müßte uns, von unserem idealistischen Standpunct aus, das Princip der „Gerechtigkeit“ außerordentlich genehm sein; als müßten wir darin einen Anknüpfungspunct für die Hoffnung finden, daß die Partei einmal sich von dem in ihr so mächtigen Materialismus gänzlich lossagen und die Bahn des Idealismus mit ganzer Entschiedenheit betreten werde. *) Dies würde auch gewiß der Fall sein, wenn nicht andere Bedenken entgegenständen, welche es dennoch zu verbieten scheinen, das Idealprincip der socialistischen Praxis gerade als das der „Gerechtigkeit“ zu formuliren.

Der Begriff der „Gerechtigkeit“ setzt, wenn er mit wissenschaftlicher Strenge gebraucht werden soll, den des „Rechts“ voraus und heißt nichts Anderes, als „allgemeine und absolute Rechtsgewährung“. Die wirthschaftliche Gerechtigkeit ist dann nichts als „allgemeine und absolute Gewährung und Realisirung des wirthschaftlichen Rechts“. Was aber ist das „wirthschaftliche Recht“? Es ist offenbar, daß das sehr streitig ist, und insofern keinerlei bestimmte Beantwortung dieser Frage in dem Worte „Gerechtigkeit“ liegt, insofern ist dies Wort durchaus nicht geeignet, mit wissenschaftlicher Bestimmtheit irgend ein wirthschaftliches Princip zum Ausdruck zu bringen. In dem Aufsatze „Der Socialismus und die

*) Hier wird wieder der theoretische Materialismus in den unzulässigen Gegensatz zum praktischen Idealismus gesetzt.

Ann. d. Red.

Wissenschaft“ in Nr. 1 der „Zukunft“, welcher als einleitender Aufsatz für die ganze Zeitschrift eine besondere Bedeutung in Anspruch nimmt, wird der Begriff einer „gerechten Vertheilung der Güter“ definiert als „gleiche Vertheilung des menschlichen Glücks“. Es ist also offenbar, daß hiernach „Gerechtigkeit“ und „Gleichheit“, „Güter“ und „Glück“ als identisch gesetzt werden. (? Red.) Ist dies der Fall, warum läßt man denn nicht lieber den Begriff der „Gerechtigkeit“ fallen und bleibt einfach bei dem viel bestimmteren Begriff der „Gleichheit“ stehen? Meines Erachtens geschieht dies deshalb, weil man einerseits fühlt, daß absolute „Gleichheit“ nicht gerecht wäre und also dem dunkel vorschwebenden Ideale nicht völlig entspricht, andererseits aber noch nicht im Stande ist, den Ausdruck „Gleichheit“ durch einen ebenso bestimmten, zugleich aber dem vorschwebenden Ideale näher kommenden zu ersetzen. Es ist bekanntlich sehr ungerecht, Personen von ganz verschiedener Gemüthsart und geistiger Entwicklung auf ganz gleiche Weise zu behandeln; ebenso ungerecht ist in wirthschaftlicher Hinsicht völlige wirthschaftliche Gleichheit Aller, da bekanntlich nicht Alle — was, wenn es der Fall wäre, ein geradezu gräßlicher Zustand sein würde — in allen nicht-wirthschaftlichen Dingen identische Größen sind. Eine solche unterschiedslose Gleichheit kann die Socialdemokratie, wenn sie sich recht besinnt, im Ernst gar nicht wollen. Sie wäre ein rein theoretisches Abstractum, und man könnte sich keinerlei aus der praktischen Natur des Menschen kommende Antriebe denken, welche ein solches Ziel begehrenswürdig erscheinen lassen könnten. Wir sind überzeugt, daß der Socialdemokratie in Wahrheit etwas Anderes vorschwebt, und daß das Ideal absoluter Gleichheit sich nur als polarischer Gegensatz zu der herrschenden absoluten Ungleichheit eingebracht hat. Was vernünftigerweise allein das Ideal

der Socialdemokratie sein kann, weil es das Einzige ist, was dazu führen kann, ein allgemeines Glück zu begründen, das sei mir gestattet, mit einigen Worten zu erörtern.

Jeder Mensch ist von Natur mit einer ganz bestimmten Individualität, mit ganz bestimmten Kräften und Trieben ausgestattet. Das Glück besteht darin, daß jedes Individuum diese seine besondere Natur mit ihren Kräften und Trieben zu vollster, unverkümmerter Entwicklung bringe, seine Triebe befriedige, seine Kräfte auf die ihnen angemessene Weise bethätige. Nur so kann das Individuum zur Freude am Dasein, mithin zum Glück gelangen. Eine solche ungehemmte Entwicklung des Individuums ist aber nur möglich, wenn die verschiedenen Individuen mit ihren Trieben und Kräften von Natur aus nicht in einem praktischen Widerspruch zu einander stehen, sondern vielmehr so zu sagen aufeinander angelegt sind, wenn sie darauf angelegt sind, miteinander einen Organismus von Individuen, Kräften und Trieben zu bilden, einen Organismus, in welchem das eine Individuum das andere nicht zerstört, sondern vielmehr ergänzt, stützt und fördert. Wir nehmen eine solche Beschaffenheit der individuellen Naturen an und gelangen auf diese Weise zu der Idee des Staates, als derjenigen organischen Gemeinschaft, in welcher die Gesamtheit zur Lebensförderung jedes einzelnen Individuums, und die Lebensentwicklung jedes einzelnen Individuums zur Förderung der Gesamtheit, d. h. aller übrigen Individuen, ausschlägt. Es liegt offenbar im Interesse jedes Individuums, ein solches Staatswesen — falls es dasselbe nicht vorfindet — geschaffen zu sehen, weil es nur so diejenigen Bedingungen finden kann, welche zur vollen Entfaltung seiner Individualität unentbehrlich sind, und ohne welche es nothwendig der Verkümmerung, der Erkrankung, der Zerstörung verfällt. Anderer-

seits liegt es im Interesse eines solchen Staatswesens, einem jeden ihm angehörigen Individuum diejenigen individuellen Bedingungen zu schaffen, welche zur vollen Entfaltung seiner besonderen Natur und seiner besonderen Triebe und Kräfte nothwendig sind; denn was ein jedes Individuum aus sich macht, das macht es aus sich nicht nur für sich, sondern für Alle, und die Befriedigung, mit welcher jedes Individuum erfüllt wird, ist nicht nur seine eigene Befriedigung, sondern wird zugleich Befriedigung für Alle, so daß die Befriedigung des Einzelnen zu einem starken Gefühl des Wohlseins sich vereinigt, welches den gesammten Organismus durchströmen wird. Es liegt nun auf der Hand, daß der Staat desto mehr Mittel wird aufwenden müssen, je tiefer, je reicher, je mächtiger eine individuelle Natur, um deren Existenz und Entwicklung es sich handelt, ist. Hier Alle mit gleichem Maßstabe messen zu wollen, wäre die ungerechteste Gerechtigkeit, die ungleichste Gleichheit, die unvernünftigste Grausamkeit, die sich denken ließe.*) Ein ganz Unbegabter — und dies wird immer die Mehrzahl sein, weil die Bedürfnisse des Organismus es so erfordern — ein ganz Unbegabter wird mit geringen Mitteln zu seinem Glück zu bringen und in demselben zu erhalten sein; ein Hochbegabter wird zu seiner Entwicklung nöthig haben, daß ihm eine kostspieligere Freiheit gewährt werde, und daß er Vieles auf sich einwirken lasse, was nur mit einem gewissen Aufwande beschafft werden kann.

Es wird sich eine ausgebehnte Scala von concreten Bedürfnissen herausstellen, auf deren einzelne Stufen die gebührende Rücksicht genommen werden muß. Von einer gleichen Vertheilung kann hier nicht die Rede sein, weil das Glück etwas

*) Also will der Herr Verfasser doch auch aus Gründen der Gerechtigkeit die möglichst gleiche Vertheilung des Glückes.

Individuelles ist; der Eine würde dabei für sein Glück zu viel bekommen — und auch das ist glückstörend —, der Andere zu wenig. Darauf scheint es uns vor Allem anzukommen, daß ein Jeder von den der Gemeinschaft zu Gebote stehenden Bedürfnismitteln genau diejenige „Portion“ bekomme, welche zu der Gesamtheit der Bedürfnismittel in demselben Verhältnis steht, wie die Summe seiner individuellen Bedürfnisse zu der Gesamtsumme der in dem ganzen Gemeinwesen vorhandenen Bedürfnisse. *) Nicht also eine gleiche, sondern vielmehr eine proportionirte Vertheilung der Güter ist zu erstreben. **) Wir bezeichnen dies Princip im Gegensatz zu dem der wirtschaftlichen „Gerechtigkeit“ (im Sinne von Gleichheit) als das Princip des wirtschaftlichen „Proportionalismus“ und empfehlen dasselbe allen socialistischen Denkern zu eingehender Prüfung.

Um uns vor Mißverständnis zu schützen, bemerken wir ausdrücklich, daß, wie groß auch die Scala der proportionirten Gütervertheilung sein mag, die niedrigste Stufe derselben sich immer doch auf einer Höhe halten wird, welche eine Befriedigung der ganz allgemein menschlichen Bedürfnisse in sich schließt, Sorge, Noth und Elend also fernhält, und daß dagegen die höchste Stufe derselben sich immer innerhalb solcher Grenzen zu halten haben wird, daß ein raffinirtes Lururiren, wie das unserer Nabobs, sich von selbst verbietet. Auch ist es nicht überflüssig, zu bemerken, daß das Gemeinwesen nur solchen Individuen die Bedingungen ihrer Existenz gewähren wird, welche nicht nur aus Bedürfnis, sondern auch aus Kraft und

*) Diese Definition entspricht sogar ungefähr dem viel angefochtenen Satze des Parteiprogramms: Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen. Anm. d. Red.

**) Widerspricht nicht den Ausführungen in dem vom Herrn Verfasser angezogenen einleitenden Artikel im Heft 1 der „Zukunft“. Anm. d. Red.

Thätigkeit bestehen, und daß dasselbe das Maß des Bedürfnisses eines Individuums nach dem Maße seines Könnens und Leistens berechnen wird.

Daß dieses Princip des „Proportionalismus“ den Vorzug hat, daß durch dasselbe der Vorwurf, es werde dem Einzelnen im socialistischen Zukunftsstaat der Antrieß zur Anstrengung seiner Kräfte fehlen, zum Schweigen gebracht werden wird, das wird man gewiß zugestehen; dagegen wird man hier wieder mit der beliebten Behauptung zu Felde ziehen, daß die Durchführung desselben unmöglich sei. Wir fühlen uns daher verpflichtet, eine Andeutung darüber zu geben, wie wir uns die Durchführung denken.

Zunächst ist klar, daß das bestehende Staatswesen eine solche proportionirte Gütervertheilung nicht gewährt; es ist aber auch weiter klar, daß die Socialdemokratie Recht hat, einen Staat zu fordern, welcher den gesammten Grund und Boden, alle Productionsmittel und den gesammten Betrieb in seine Hand bringt und sich zum Regulator der gesammten Vertheilung der Bedürfnismittel macht; denn nur durch eine einheitliche Organisation, welche mit der ganzen Fülle der Mittel ausgestattet ist, kann der unorganischen, dem Princip des Proportionalismus widersprechenden Vertheilung der Güter gewehrt werden. Denken wir uns aber einmal ein Staatswesen, wie es soeben gefordert worden, so erlebte sich die Frage nach der Möglichkeit der Durchführung des Proportionalismus ganz von selbst. Alle einzelnen Angehörigen dieses Staatswesens werden zu demselben eben in einem Verhältnis stehen, welches demjenigen des jetzigen Beamtenthums analog ist. Jedem wird sich in einer seiner Individualität angemessenen Branche eine Carrière eröffnen, in welchem er nach dem Maße seiner Kraft und seiner Anstrengung eine mehr oder weniger hohe Stufe in der vorhin genannten Scala erringen wird. Das ist das ganze Geheimniß.

Wir fürchten nicht, mit dieser Auseinandersetzung aus dem Umkreise herauszutreten, den die „Zukunft“ als wissenschaftliches Organ zum Zweck der Controverse um die Partei herumgezogen hat; wir hoffen vielmehr, daß die Partei vorurtheilslos genug ist, um einer von

nahestehendem Standpunct aus geübten Kritik zugänglich zu sein, und daß man es für der Mühe werth halten wird, die hier in Frage gestellten Punkte einer weiteren unbefangenen Prüfung zu unterwerfen.

K.

Ueber die Betheiligung des Staates an neuen Entdeckungen und Erfindungen.

Die Betheiligung des Staates am Erfinden und Entdecken ist bis heute eine passive, sie besteht in der Gewährung von Patenten zum Schutze von Erfindungen und in der Prüfung derselben von Seiten des Patentamtes.

Dem Privatmanne bleibt es überlassen, zu forschen und zu experimentiren und so den Weg zum Erfinden von Besserem und Nützlicherem zu betreten. Im Allgemeinen spielt daher bei den bis heute gemachten Erfindungen der Zufall eine größere Rolle, als die bewußte Verstandesthätigkeit, denn nur wenigen Privatleuten gestatten es ihre Mittel an Zeit und Geld, umfangreichere Experimente, selbst bei der klaren Erkenntniß des vorgesteckten Zieles, vorzunehmen.

Mit der Einsicht in die Naturgesetze sollen aber im Vernunftstaate auch diejenigen staatlichen Einrichtungen wachsen, welche die Umsezung der Theorie in die Praxis sich als bewußtes Ziel vorsetzen.

Je mehr das theoretische Ideal eines Staates erreicht werden wird, je weniger bleibt dem Zufalle überlassen, in die Entwicklung der Culturgeschichte einzugreifen. Die klare Einsicht in den Proceß der Naturvorgänge stellt uns die vollkommenste Verwerthung ihrer Arbeitsleistungen zum Nutzen der Menschheit in Aussicht, denn sobald diese Erkenntniß Allgemeingut geworden sein wird, muß sie auch diejenigen staatlichen resp. praktischen Einrichtungen schaffen, die zur Um-

sezung der Theorie in die Praxis erforderlich sind.

Daß es nun in der That möglich ist, als bewußtes Ziel bestimmte Erfindungen herbeizuführen, wollen wir im Nachfolgenden versuchen, an einem Beispiel darzulegen.

Der Aequivalentsatz von Wärme und Arbeit ist bekannt, in der Dampfmaschine hat er seine praktische Bethätigung erfahren; desgleichen können wir ein Causalverhältniß der mechanischen Arbeit mit den Erscheinungen der Electricität und des Magnetismus nicht in Abrede stellen, auch die Erscheinungen des Lichtes und Schalles bleiben nicht ausgeschlossen. Wenn es auch selbst hier noch nicht gelungen ist, das Aequivalent überall in Zahlen festzustellen, so steht doch der Causalzusammenhang im Principe längst fest. In der Telegraphie ist der Aequivalentsatz von Electricität und mechanischer Arbeit ausgesprochen, denn hier bewegt die Electricität den zum Schreiben erforderlichen Mechanismus, sie leistet eine reale mechanische Arbeit. Umgekehrt wird wiederum in der Elektrifirmaschine durch eine mechanische Arbeitsleistung Electricität erzeugt, die wiederum als Quelle neuer mechanischer Arbeitsleistungen oder zu Beleuchtungszwecken benutzt werden kann. Wenn nun alle diese Umsezungen im Principe feststehen, sollte es da nicht möglich sein, daß man dieses Princip im Großen anwende?

Denken wir nur an die ungeheuren Arbeitsleistungen der von den Bergen sich in's Meer ergießenden Flüsse, welche eine Naturverschwendung! Sollte der Mensch nicht im Stande sein, sich dieselben nutzbar zu machen? Wir denken, „ja“!

Benutze man diese Arbeitsleistungen als ursprünglich motorische Kräfte, den elektrischen Draht aber als Transmission derselben an diejenigen Orte und Stätten, wo man einer mechanischen Arbeitsleistung wiederum bedürftig ist. Ob es nun zweckmäßig sein wird, hier wiederum durch Anwendung von Elektromagneten direct die Elektrizität in mechanische Arbeit umzusetzen oder aber erst dieses durch vorherige Erzeugung des elektrischen Lichtes, welches wiederum als Wärmequelle zur Dampferzeugung benutzt werden könnte, zu bewerkstelligen, solches kann nicht a priori entschieden werden, vielmehr ist die Entscheidung dem Experimente zu überlassen.

Wir können uns so eine Zeit denken, wo die Natur alle erforderlichen Arbeiten leistet, an Centralstellen wird die bewegende Kraft des Wassers in Elektrizität und diese in Städten und Fabriken u. zu allen weiteren Zwecken, je nach Bedürfnis, in mechanische Arbeit zur Be-

wegung von Maschinen u., oder in Wärme zu Heizungswecken, oder in Licht zu Beleuchtungswecken u. wiederum umgekehrt. Die Grenze der Anwendung ist eine unabsehbare.

Die einzige Schwierigkeit wird darin bestehen, die Elektrizität in genügenden Quantitäten fortzuleiten und einen gegen Schmelzen u. hinlänglich widerstandsfähigen Draht zu construiren.

Doch Versuche im Großen sind hierüber noch nicht angestellt worden und alles weitere Philosophiren über diesen Gegenstand ist nutzlos.

Das Princip ist theoretisch ein richtiges, Aufgabe des Experimentes wird es sein, dasselbe in die Praxis umzusetzen.

Doch wer kann Experimente in solchem Umfange, wie es hier erforderlich erscheint, ausführen, „kein Privatmann“, einzig dem Staate allein muß dieses überlassen bleiben, denn nur diesem stehen die Mittel in genügender Weise zu Gebote.

Wir kommen somit wiederum zu dem Satze, daß es in einem nach allen Gesetzen der Vernunft construirten Staate erforderlich ist, sich durch Einrichtungen und Centralanstalten für Handel und Gewerbe u. activ an dem bewußten Entdecken und Erfinden zu beteiligen.

F—n.

Recensionen.

Friedrich von Baerenbach. Das Problem einer Naturgeschichte des Weibes. (Jena, Fischer [vormals Dufft], 1877. 126 S.)

Die durch Darwin begründete wissenschaftliche Entwicklungsgeschichte hat auf eine ganze Reihe von Gebieten befruchtend und aufklärend eingewirkt. Sogar die Frauenfrage kann von den anthropologischen Untersuchungen des genialen Naturforschers und seiner Schüler nicht unberührt bleiben. Während man früher über die Natur des Weibes und die physischen und psychischen Unterschiede, die zwischen ihm und dem Manne bestehen, ziemlich im Unklaren war und für doctrinäre Tendenzlehren ein weites Spielraum bestand, ist es heutzutage, auf

Grund jener Untersuchungen, möglich, ziemlich bestimmte Urtheile über diese Fragen abzugeben, und es ist damit zugleich eine viel sicherere Basis für alle praktischen Bestrebungen in der Frauenfrage gewonnen.

Herr von Baerenbach hat sich in der vorliegenden Schrift bemüht, eine historische und kritische Darstellung des Problems der Naturgeschichte des Weibes zu geben und hie und da seine eigenen Ansichten angeschlossen. Er beginnt mit einer Darlegung und Vergleichung der Standpunkte Schopenhauer's und Michelet's, die, wie man weiß, in vielen Beziehungen antagonistisch sind. Doch findet er auch eine Anzahl Aehnlichkeiten: „Beide erklären, allerdings Schopenhauer mit größerem Muth und ger-

manischer Derbheit, die Dame für die Schuld an dem Elend und den Leiden der Weiber des Occidents im Ganzen. Beide erkennen als Beruf des Weibes das Leiden an. Beide sprechen ihm die höchsten Affecte, das höchste Wissen und geniale Befähigung, ganz besonders das Genie in seiner überwältigenden Größe ab; beide zeigen, daß zwischen Weibern von Natur Feindschaft ist, und nennen die Liebe, die Hingebung an den Mann, die Propagation des Geschlechtes, aber auch Menschenliebe, Mitleid und Trost den Beruf des Weibes. Beide erklären der Dame, dieser unbewußten Schöpferin des Elends und der Schmach unzähliger Weiber, den Krieg, und suchen ein Regulativ für das weibliche Gattungsleben, einen Ausgleich dieser Mißverhältnisse. Dieser Ausgleich ist für Michelet eine ideale Liebe, ein Idealweib, eine ideale Ehe, — für Schopenhauer aber: Erbunfähigkeit, Mangelhaftigkeit, Häuslichkeit, Untermüßigkeit des Weibes und — Polygamie.“

Im weiteren Verlaufe geht unser Autor auf die schon erwähnten, sehr instructiven Aeußerungen Darwin's und seiner Schule ein. Aus den citirten Stellen zieht er die Consequenz, „daß das zu jeder tieferen Denkfoperation unentbehrliche Vermögen der Abstraction, sowie des exacten und kritischen Selbstdenkens und Forschens den Frauen im Ganzen versagt ist, daß sie ihre intellectuelle Entwicklung selbst auf den höchsten der bisher erklommenen Stufen zur Erlangung und Uebung der bezeichneten Seelenthätigkeit nicht befähigt.“ . . .

Im Anschluß besonders an Huxley's bemerkenswerthe Ausführungen wird sodann die Frauenfrage einer — allerdings nur sehr kurzen und bei weitem nicht erschöpfenden — Auseinandersetzung gewürdigt. „Ich wage es (heißt es hier S. 92), ganz apodiktisch zu behaupten“ — und Referent hält diese Behauptung für durchaus nicht zu weit gehend — „daß nach allen Belegen, die uns die Empirie im Ganzen und die tägliche Erfahrung an die Hand giebt, dem weiblichen Intellect die Befähigung zur abstracten Speculation, zum philosophischen Gedankenproceß wie zur bewußten Unterwerfung unter die Gesetze der Logik wie unter formale Grundsätze und Gesetze des Handelns

fehlt. Dies hat auch, wie ich glaube, Huxley niemals bezweifelt, ich meine vielmehr, daß er nur bis zu einer gewissen Grenze die Wirksamkeit erzieherischer Zuchtwahl feststellen und damit die Zukunft der Frauen von diesen erzieherischen Einflüssen abhängig machen wollte. Daß durch die Wirksamkeit dieser erzieherischen Zuchtwahl, die vielleicht bisher schon, aber gewiß nur höchst selten, in vielen Millionen von Fällen in einer oder der anderen Hinsicht stattgefunden hat, Großartiges erzielt und der weibliche Intellect weit über sein bisheriges Mittel und Ebenmaß wird erhoben werden können, bezweifle ich nicht im Geringsten, ich gehe vielmehr in den Hoffnungen, die auf diesen Proceß gesetzt werden dürfen, wahrscheinlich noch weiter, als Huxley selbst; dennoch erscheint es mir im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Wirkungen derselben jemals in noch so fern, absehbarer Zeit, es wäre denn in Jahrtausenden, wenn nach unserer Beurtheilung übermenschlich scheinende Anstrengungen des Menschengewisses der Entwicklungsgeschichte der Menschheit eine für uns fast unsagbare Richtung gegeben haben, so weit gehen könnten, den weiblichen Intellect zu einer ersprißlichen und vernunftmäßigen Beschäftigung auf dem Gebiete der philosophischen Forschung und Kritik, zu Leistungen auf dem Felde der exacten Forschung und philosophischen Doctrin zu befähigen.“ . . .

Wir haben diese Stelle hier gern ausführlich mitgetheilt, um etwas den tendenziösen Bestrebungen entgegenzuwirken, welche, um die Gleichberechtigung der Frau im politischen oder socialen Leben zu beweisen, jeden geistigen Unterschied zwischen den Geschlechtern bestreiten möchten. Was übrigens die Berufsarten betrifft, welche die Frauen mit Nutzen werden ergreifen können, so glaubt v. Baerenbach, daß sie auf den Gebieten des elementaren und höheren Unterrichts, auf dem Felde der praktischen Medicin und der Jurisprudenz, sowie auch im administrativen Dienst Ersprißliches werden leisten können.

Alle diese Fragen bedürfen, wie die ganze bisher sehr vernachlässigte Frauenfrage, noch der Auseinandersetzung; die vorliegende Schrift hat sicherlich das Verdienst, eine Anregung zu eingehenderen Untersuchungen gegeben zu haben. H.

Arnold Lindwurm. Das Eigenthumsrecht und die Menschheits-Idee im Staate. Eine Kritik und Lösung der socialen Frage. (Leipzig, D. Wigand, 1878. 531 S.)

„Das vorliegende Werk“, sagt der Verfasser in der Vorrede zu demselben, „stellt sich die Aufgabe, das in der socialdemokratischen Bewegung wissenschaftlich zu Rechtfertigende nachzuweisen. Es ist dasselbe jedoch nicht etwa der Ausdruck einer Schwenkung, die ich in meinen Ansichten nach socialdemokratischer Seite hin gemacht habe.“) Das, was mich bislang von den Socialdemokraten scheidet, die Forderung der Gewährleistung unbeschränkter geistiger Selbstständigkeit, wird mich so lange von ihnen trennen, als diese Forderung von der Socialdemokratie nicht gewährleistet wird. Heute geschieht dies nicht. Das von den Socialdemokraten geforderte Gesamteigenthum des mobilen Kapitals und die auf diesen Staats-Genossenschaftsbesitz basirte „Organisation der Arbeit“ bedingt ohne allen Fehl die Organisation der reichsten aller Arbeitsquellen, der geistigen Thätigkeit, und aus deren Organisation folgt unausbleiblich des Weiteren die geistige Vormundschaft und mit dieser die geistige Starrheit, der wissenschaftliche Tod.“

„Bis heute sind die Socialdemokraten die Antwort auf den Einwand schuldig geblieben: wer bestimmt, nach der Durchführung der „Organisation der Arbeit“, zum Zwecke der Beseitigung der gegenwärtigen „planlosen Production“, das, was geschrieben und gedruckt werden soll? oder wer kann nur darüber entscheiden, was erfunden werden, resp. was als nützliche Erfindung gelten soll? Hier sitzt die Achillesferse des Gedankens der „Organisation der Arbeit“, und so lange als die Socialdemokraten nicht anzugeben wissen, wie die Gewährleistung der durch ihren Plan bedrohten geistigen Freiheit geschehen kann, werde ich Gegner derselben bleiben müssen.“

*) Der Verfasser war, wie vielen unserer Leser bekannt sein wird, früher als anti-socialistischer Agitator angestellt, wurde aber, seines atheïstischen Standpunctes wegen, s. B. entlassen. Jetzt ist derselbe in der Redaction der fortschrittlichen Hamburger „Reform“.

Die Gegner der Socialdemokratie — die wir freilich nicht allesammt in einen Topf werfen dürfen — haben zum großen Theil die Gewohnheit, sich aus den Andeutungen und Stichworten der socialdemokratischen Literatur den aller-schlechtesten socialistischen Staat zu construiren, den sie sich ausmalen können. Mit Vorliebe schildern sie denselben als einen Zuchthaus- oder Polizeistaat oder, wie Bamberger kürzlich, da er etwas Neues und Geistreiches sagen wollte, als eine große Schule. Nach diesen Zeichnungen darf man natürlich das Aussehen des Zukunftsstaates so wenig beurtheilen, als etwa die Gesichter der Staatsmänner nach den Caricaturen der Witzblätter. Es giebt Gegner, welche jene Bilder auch wirklich, gegen besseres Wissen, nur in der Absicht entwerfen, die Bestrebungen der Socialdemokraten lächerlich zu machen; andere aber, die aufrichtig die pessimistischen Anschauungen theilen. Wir hoffen, zu diesen letzteren Herrn Lindwurm und ziemlich zahlreiche Gesinnungsgenossen desselben rechnen zu dürfen. *) Unsere Aufgabe muß es aber sein, die Befürchtungen dieser Leute zu zerstreuen, zu zeigen, daß sie dem Socialismus Dinge und Einrichtungen imputiren, die seinem Wesen gar nicht entsprechen.

Die von Lindwurm gegen den Socialismus erhobene Anklage, die ja nicht neu ist, „die freie Geistes-thätigkeit werde im Zukunftsstaate beschränkt“, erforderte, wenn aus ihr eine Beurtheilung des Socialismus erfolgen sollte, die Bejahung folgender Fragen: 1) wird die freie Geistes-thätigkeit in der socialistischen Gesellschaft beeinträchtigt? 2) wenn dies der Fall sein sollte, ist der eventuelle Nachtheil so groß, daß dadurch die übrigen Vortheile, welche die socialistische Staatsidee vor jeder anderen voraus hat, aufgehoben und überboten werden? — Eine exacte Untersuchung der letzteren Frage dürfte allerdings großen Schwierigkeiten begegnen; indessen werden wir gar nicht in die Lage kommen, eine solche anstellen zu müssen. — Es wird die freie Geistes-thätigkeit im Zukunftsstaate entschieden nicht eingeschränkt zu werden brauchen: man darf sich nur keine zu engherzige und schablonenhafte Vorstellung von demselben bilden. Die Gegner denken sich die Bücher- und Zeitungserzeugung etwa so, als ob die

*) J. B. den wohlwollenden Recensenten des Lindwurm'schen Buches in der „Frankf. Ztg.“

Staatsbehörden gewissen Leuten Auftrag geben würden, Das und Das zu schreiben, und die Drucklegung anberaumen, aus eigener Initiative entstandene Schriften aber nicht drucken ließen, oder doch erst, nachdem dieselben eine Censur passirt hätten. Nun wollen wir ganz dahingestellt sein lassen, ob nicht solche socialistische Behörden immer noch ein freisinnigeres Urtheil fällen würden, als etwa die Leute, welche heutzutage über die Herausgabe der Bücher und Zeitungen meistens zu bestimmen haben (Buchhändler, Actiengesellschaften, Kapitalisten u. s. w.), sondern gerne zugeben, daß ein derartiges Censursystem die größten Gefahren in sich birgt, — aber solche Einrichtungen sind ja auch durchaus unnöthig. Einmal läßt sich denken, daß die Einzelcommunen in Besitz einer Anzahl Druckereien treten, wenigstens das Bestimmungsrecht über das zum Druck zu Befördernde haben, und damit wäre die Gefahr der Abweisung von wirklich guten Schriften schon bedeutend verringert, — dann aber ließe sich ja leicht gefehlich feststellen, daß jede Zeitung oder jedes Buch zum Druck angenommen werden muß, sobald eine Anzahl Leute sich gefunden hat, welche bereit sind, das Risiko des Unternehmens zu tragen. Auf diese Weise kann jede politische Richtung und jede wissenschaftliche, sobald sie nur einigermaßen Anklang finden oder Werth haben, ihre Dringane und Bücher erhalten. — Diese Bemerkungen sind natürlich ganz aphoristisch und schließen eine Discussion über die einzelnen Punkte — für die jedoch der brennende Zeitpunkt noch in weiter Ferne liegt — nicht aus*); sie sollen nur zeigen, daß sich sehr wohl Einrichtungen denken lassen, welche auch, wenn der Besitz an Arbeitsinstrumenten ein gemeinsamer ist, die Freiheit der Presse gewährleisten. Nur darf dieses Wort nicht dahin ausgelegt werden, daß aller Schund, den die socialistischen Staatsbürger produciren, gedruckt werden muß. Es wäre im Gegentheil sehr wünschenswerth, daß die ungeheure literarische Production, wie sie sich heutzutage, hauptsächlich durch die Concurrenz der Buchhändler, entwickelt hat — aber viel mehr in die Breite als in die Tiefe —**), eingedämmt werde und

*) Das Thema wird in der „Zukunft“ demnächst eine ausführliche Besprechung erfahren. Die Red.

**) In der Nr. 100 des „Vörsenbl. für den deutichen Buchhandel“ vom 1. Mai dieses

einer minder verschwenderischen, aber guten Auswahl von Druckwerken Platz mache. — Wenn die Freiheit der Presse (in dem Sinne, daß kein politischer, wissenschaftlicher, technischer zc., einigermaßen des Papiers und des Drucks würdiger Gedanke untergeht) gewahrt ist, so ist damit für die Freiheit der individuellen Geistesthätigkeit schon vollkommen gesorgt und jedenfalls viel vollkommener als heutzutage, wo es so ziemlich dem Zufall überlassen bleibt, was gedruckt werden und was als nützliche Erfindung gelten soll. (Es zeigt das die Geschichte vieler Entdeckungen, die vergessen wurden, weil sich Niemand ihrer annahm, und die später neu gemacht werden mußten.)

Lindwurm glaubt weiter, daß das Bewirthschaftungs-, das Productions- Interesse „die freie Individualität der Urheberschaft erforderlich macht und mithin der Landwirth ungehinderte Selbstbestimmung hinsichtlich seines Bewirthschaftungssystems bis in alle Einzelheiten hinein haben muß“; da er aber andererseits anerkennen muß, daß aus der ausschließlichen Rücksichtnahme auf die bloße Summe der Productionsthätigkeit sociale Zustände herbeigeführt sind, „welche in unverantwortlicher Weise das allgemeine Wohl auf Schrauben stellen“, und daß auf die eine oder die andere Weise eine Abhülfe angebahnt werden muß, so verfällt er auf den auch schon von Samter in ähnlicher Weise vorgeschlagenen Mittelweg, den Grundbesitz vom Grundeigenthum zu trennen. Jenen will er „der freien Individualität der Urheberschaft in der privaten Wirthschaftsbethätigung“ überlassen, „dieses dahingegen der im Staate dargestellten Gesamt- = Volks- Individualität“ überweisen, „so daß fernerhin alles eigentliche Grundeigenthum, Acker, Waldboden, Wiesenrund und Baupläze zc.,

Jahres heißt es: „Wie im Sortiment, so ist leider auch schon seit mehreren Jahren im Verlagsbuchhandel eine viel zu große Concurrenz entstanden; es wird viel zu viel gedruckt, Berge von Maculatur entstehen alljährlich, und viele Bücher werden sehr bald nach ihrer Geburt schon wieder verschleudert. . . . Scribler giebt es ja genug, die auf Bestellung oder auch ohne solche Bücher machen, und los werden sie ihr Geschreibsel ja auch jetzt leicht, denn die vielen Verleger wollen doch drucken lassen, und man glaubt, durch das Verlegen auf leichte Weise und schnell reich zu werden. . . .“

Anm. d. Recens.

Staatseigenthum sein und folglich auch aller Grundrentenbezug der Gesamtheit und nicht mehr den jeweiligen Besitzern zufließen, und dadurch alle berechtigte Klage über unser heutiges Wirthschaftssystem beseitigt würde. Es erführe durch die Reform nicht nur die so äußerst gerechtfertigte Klage des Proletariats, gleichsam nach vorgenommener Vertheilung der Welt in diese eingelassen worden zu sein, ihre Erlebigung, indem das Gesamteigenthum begründet würde, welches das Ziel der Socialdemokratie ausmacht; es würde nicht nur mit einem Schläge die ganze Immobilien-Creditnoth der Landwirtschaft beseitigt, weil alles bisherige unbeschränkte Privateigenthum in einen quasi superficiariischen Besitz umgewandelt würde, sondern es erführen zugleich alle die Schwierigkeiten, welche hinsichtlich der Gewährung gleicher politischer Rechte durch die Grundeigentumsverschiedenheiten herbeigeführt würden, ihre gründliche Beseitigung.“ (S. 440.)

„Was die Verwendung der Mittel anbetrifft,“ heißt es weiter S. 458, „so weichen unsere Anschauungen von denen der meisten Socialschriftsteller ab. Diese Abweichung ergibt sich wenigstens indirect, wenn auch nicht direct. Die meisten Autoren, zumal die socialistischen, wie auch Samter, suchen nach Wegen, um den Arbeitern die Arbeit unmittelbar zu erleichtern und den directen Arbeitsertrag zu erhöhen. Wir halten diesen Weg für den verkehrten, derselbe stumpft die eigentliche Schärfe des Wirthschaftslebens ab, an der unser Dasein hängt. Wir halten die unmittelbare Arbeiterleichterung und die indirecte Erhöhung des Arbeitsertrags für vortheilhafter, und erklären uns deshalb für eine Verwendung der durch den Uebergang des Grundeigenthums an die Gesamtheit dieser zufließenden Geldmittel zu Bildungs- resp. Unterrichtszwecken. Es muß fernerhin und immer der Mensch auf sich selbst gestellt sein. Aber Jedem, auch dem Aermsten, muß die Möglichkeit geboten werden, sich die Arbeitskraft zu verschaffen, die seinen Naturanlagen entspricht. Es muß als socialer Grundsatz festgehalten werden, daß ein jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft Gelegenheit haben muß, die in ihm liegenden social nützlichen Keime zu entwickeln und zur vollen Entfaltung ihrer Productionskraft zu bringen.

Das eigene Interesse der Gesellschaft schon fordert dies, um so mehr also muß man sich vom Standpuncte der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit dafür aussprechen.“

Wir führen diese Hauptstellen des Buches hier mehr an, um den Standpunct des Verfassers zu charakterisiren, als um eine eingehende Kritik des theoretischen und praktischen Inhalts derselben daran zu knüpfen. Gewiß werden die Socialdemokraten, wenn irgendwo Besseres aufgestellt wird, als es ihr Programm bietet, dasselbe acceptiren, und ein Mitarbeiter dieses Blattes scheint uns vollständig den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er (Heft 14, S. 406) sagt, man könne dem Socialismus keinen Vorwurf daraus machen, daß er zuerst nur das Grundprincip auf seine Fahne geschrieben habe, die Wissenschaft werde die nothwendigen und nützlichen Ausnahmen, z. B. auch in Bezug auf die Abschaffung des Privat-Eigenthums, schon ausfindig machen, und die spätere Gesetzgebung werde aus den Lehren der Wissenschaft Nutzen zu ziehen wissen. Die Lindwurm'schen Vorschläge scheinen uns jedoch gar keine Aussicht zu haben, von den extremen Parteien, wie ihr Autor hofft, als Programmsätze angenommen zu werden. Man bedenke nur, daß für die Arbeiter durch die von ihm befürworteten Reformen eigentlich nichts mehr gewonnen wäre, als (— ein allerdings nicht zu unterschätzendes Gut —) bessere Erziehung, während die ökonomische Ungleichheit zum größten Theil bestehen bliebe. Die ganze Reform ließe ungefähr auf Das hinaus, was im Heft 10 dieser Blätter in dem Artikel „Zur Steuerreform der Großstädte“ vorgeschlagen war, hier aber nur als ein Mittel zur Herbeiführung wahrhaft socialistischer Einrichtungen und nicht als Endziel. Die Lindwurm'schen Vorschläge gehen einfach dahin, die bisherigen Grund- und Bodenbesitzer durch den Staat resp. die Communen abzulösen, denselben eine gleichbleibende jährliche Staatsrente auszahlend, den Grund und Boden dann wieder an dieselben (oder wer sonst sich bewirbt und das nöthige Kapital hat) zu verpachten, und zwar natürlich gegen eine nach und nach steigende Pacht. Der Unterschied zwischen der Renten- und der Pachtsumme wird zu Erziehungszwecken verwandt. — Die heute bestehenden ökonomischen Unterschiede würden auf diese

Weise kaum alterirt: dagegen würde das unglücklichste alles Proletariats, das gebildet, nur noch vermehrt werden. — Abgesehen von dieser Wirkungslosigkeit der Lindwurm'schen Reformen in Bezug auf die Vertheilung der Güter, würden sie auch die Vermehrung derselben nicht oder sehr wenig fördern. Lindwurm urtheilt vollkommen falsch, wenn er sagt (S. 396): „Die Socialisten denken, empört darüber, daß nicht allen Menschen in gleichem Maße die Güter dieser Erde zugemessen sind, nicht über die beste Art und Weise der Production, sondern nur über die beste Art und Weise der Vertheilung des Producirten nach, und sie klagen die Nationalökonomie der Vernachlässigung der letzteren in jenen Theorien an.“ Gewiß steht uns die Vertheilung in erster Linie. Aber es ist ja so oft von uns hervorgehoben worden, daß die vom Socialismus erstrebte Organisation der industriellen und agrarischen Arbeit auch eine ganz außerordentliche Vermehrung der Producte im Gefolge haben werde.

Wir können hier nicht auf alle Punkte des Buches eingehen, welche zur Widerlegung herausfordern. Verfehlt scheint uns u. A. auch die ganze „philosophische Begründung der Menschheits-Idee im Staate“, welche in den eigentlich begründenden Sätzen auf ein bloßes Sophisma herauskommt. Zu bedauern ist endlich der für ein so ernstes Thema oft ziemlich frivole Ton des Verfassers (s. z. B. S. 324 oben), und seine von Selbstüberhebung erfüllte Sprache gegen verbiente Führer der Arbeiterbewegung. Es ist das eine aus der agitatorischen Thätigkeit entspringende Angewohnheit, welche in einem wissenschaftlichen Buche hätte abgelegt werden müssen. —g.

Zur Lösung der socialen Frage durch die Fran. Von einer deutschen Frau. (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1878.)

Wollte ein Maler Menschenkopf und Pferdehals verbinden, dieses Wesen mit dem verschiedenartigsten Gefieder ausstatten, dabei die Gliedmaßen sich allwärts zusammensuchen, so daß ein oben

schönes Weib in einen grausig häßlichen Fischschwanz ausliefe: würdet Ihr, Freunde, zur Besichtigung gerufen, das Lachen verbeihen können? — An diese Worte, mit denen bekanntlich des seligen Horaz Büchlein über die Dichtkunst beginnt, wurde ich unwillkürlich erinnert, als die 112 großen Seiten, mit denen die Verfasserin zur „Klärung“ wie zur Lösung der socialen Frage beitragen zu können hofft, an mir vorüberzogen. War dies nicht die prächtige Mähne eines agrarisch-feudalen Rassepferdes? Jenes nicht das lahme Weib unseres „FortSchritts“ = Maulefels? Das bunte Gefieder, mit dem das fabelhafte Thier hier und da ausgeputzt erschien, ist es nicht dem Socialismus entlehnt? Und endlich der grausig häßliche Fischschwanz des Muckertums — entdeckt Ihr ihn nicht in den psaffischen Phrasen, die sich in dieser echten „Blaustrumpf-Iade“ in allzu reichlicher Dosis vertreten finden? — Aber unsere „deutsche Frau“ muß doch wenigstens ein „oben schönes“ Weib sein, wird man mir einwerfen, da ja sonst die Erinnerung an den römischen Dichter im wichtigsten Theile — beim Kopfe — nicht zuträfe? — Nun, ich leugne durchaus nicht, daß in dem großen Durcheinander dieses Schriftleins sich auch hier und da vernünftige Ideen finden, wie z. B. die Bemerkung, daß der eigentliche Zweck aller socialen Einrichtungen das Glück des Einzelnen sein müsse; daß denkende und gebildete Arbeiter mehr leisten müßten, als die jetzt vernachlässigte Generation; endlich verschiedene Reformpostulate bezüglich des ehelichen Güterrechts, des Normalarbeitstages und des Verbots der Kinderarbeit. Wird man aber wegen des Vorhandenseins einzelner rationaler Bestandtheile dem Ganzen einen wissenschaftlichen Werth beimessen können? Ich verneine das ganz entschieden, da ich jenen Jesuitismus perhorrescire, der unter der Firma „Galanterie“ zwar zum guten Ton gehört, thatsächlich aber nur bewirkt, das Unterdrückungsverhältniß der Frauen gegenüber der Männerwelt zu überzuckern. Es giebt nur einen Maßstab für wissenschaftliche oder wissenschaftlich sein sollende Leistungen, und nirgends ist die Gnade verwerflicher, als da, wo bereits das Bewußtsein erwacht ist, daß es gilt, Rechte zu reclamiren. Wenn ich also eine meines Erachtens unberufene Wortführerin entschieden zurückweise, so hoffe ich damit

die große Sache der Gleichberechtigung der Frauen, insbesondere deren wichtigsten Anspruch, auch an den höchsten menschlichen Aufgaben mitzuarbeiten, nicht nur nicht zu beeinträchtigen, sondern vielmehr gerade am wirksamsten zu vertreten.

Unsere „deutsche Frau“ wohnt offenbar im fernen Osten des preußischen Staates und dabei nicht allzu nahe der Eisenbahn. Sonst wäre sie wohl öfter nach dem gottlosen Berlin gekommen und hätte dann eingesehen, daß sich mit Beschränkungen der Vergnügungsmöglichkeiten, einer „verständigen Censur auf Schrift, Bild und Schauspiel“, strengeren Sabbathgesetzen und ähnlichen Velleitäten die Sittlichkeit nicht befördern läßt. Doch sind es derartige seltsame Anschauungen ebenso wenig, wie die Widersprüche, die logischen und selbst sprachlichen Schnitzer der Verfasserin, deren wegen ich mein verwerfendes Urtheil abgeben muß. Entscheidend mußten aber sein: einmal der verschwommene, Eingangs charakterisirte „Christlich-socialer“ Standpunkt, dessen Proteus-Natur die logische Behandlung eines umfassenden Thema's kaum möglich erscheinen läßt, sodann die völlige Unklarheit darüber, welche Aufgabe sich die Verfasserin damit gestellt, wenn sie bezweckt, „die Gesellschaft vom Untergange zu erretten“. Vor Allem übersieht sie nämlich, daß die Frauenfrage, von der sie beinahe ausschließlich handelt, keineswegs identisch ist mit der socialen Frage überhaupt, sondern gleich der Arbeiterfrage, der Grund- und Bodenfrage u. s. w. nur ein Kapitel jenes Riesenproblems bildet, dessen Lösung für absehbare Zeiten eine der wichtigsten Perioden in der Culturgeschichte inauguriren wird. Die Verfasserin kann sich wegen ihrer ganz einseitigen Auffassung auch damit nicht entschuldigen, daß eine Geschlechtsgenossin fast unter dem nämlichen Titel, wie der von ihr gewählte, vor einigen Jahren ein Buch veröffentlicht hat*), das auch im Wesentlichen nur die Frauenfrage behandelte. Denn dort ist die sociale Frage ganz allgemein als das Bestreben aufgefaßt, „die alten, jetzt unbrauchbar und schädlich gewordenen Gewohnheiten abzuschaffen, dagegen aber solche, die den neuen Verhältnissen angemessen sind, einzuführen.“

*) Julia Engell-Günther, Die Lösung der socialen Frage durch die Frau. Berlin, 1872.

Sehen wir nun aber Dasjenige näher an, was die Verfasserin an Vorschlägen für ihr eigentliches Thema vorbringt, so ist auch da das Ergebniß nicht annähernd ein solches, wie man es nach der siegesgewissen summarischen Abrechnung mit „Demjenigen, was für und wider zur Lösung der Frauenfrage in Deutschland geschrieben worden“, billigerweise erwarten sollte. Daß Reformen im Erziehungs- und Unterrichtswesen und die Eröffnung neuer Erwerbszweige zu den nächstliegenden Maßnahmen gehören müssen, steht nun nachgerade für jeden Denkfähigen außerhalb der Discussion. Es dreht sich in dieser Beziehung der Streit nur noch um das Wann? und ganz besonders das Wie? Wenn daher die Verfasserin z. B. vom Staate verlangt, daß er „die Einführung von Maßregeln begünstige, welche die Frau vor zu ungerechtfertigter Herabsetzung des Arbeitslohnes schützen“, so ist das nicht nur ungeschickt formulirt, sondern es fehlt gerade das allein Interessante, worin diese Maßregeln denn eigentlich bestehen sollen. Es wäre vielleicht gut, wenn unsere „deutsche Frau“ zu den Berliner Aposteln unserer Tage, den Herren Wangemann und Stöcker, wallfahrten wollte, da diese wohl auch hierfür jedenfalls eine Lösung aus der Bibel in Vorrath haben werden?

Den „von Gott bestimmten“ und zugleich „naturgemäßen Beruf“ der Frau findet die Verfasserin in der „Christlichen Ehe“, die sie, dem patriarchalisch-kleinbürgerlichen Vorbilde gemäß, nur mit der kochenden, backenden, waschenden und flicdenden Hausfrau sich denken kann, dabei aber mit der Zugabe eines Gensd'armen, welcher den leichtsinnigen Mann aus dem zuchtlosen Wirthshause herauszubefördern, auch ihn sonst thunlichst vor der Einwirkung der „unsinnigen“ socialistischen Ideen zu bewahren hat. Außer der Pflege des Christenthums, Beschränkung des Wahlrechts und ähnlichen Mitteln soll besonders eine Junggefallensteuer vom 35. Lebensjahre an dazu helfen, die ledigen Mädchen sicher unter die Haube zu bringen. Sie meint nämlich, daß nur $\frac{1}{2}$ der vorhandenen Männer in Deutschland verheirathet seien, während $\frac{1}{3}$ aus tadelnswerthen Motiven von Familie und Ehe sich fernhielten. Diese Behauptung ist ein drastisches Beispiel ihrer geradezu erstaunlichen Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse. Die Volkszählung hat für 1871

nämlich ergeben, daß von 11,240,499 ehemündigen Männern im Reiche damals 6,865,561 oder 61,1 pCt. verheirathet und weitere 711,042 oder 6,3 pCt. verwittwet waren. Danach sind in den Jahren 1872—1876 trotz des wachsenden Nothstandes nicht weniger als 1,993,889 Eheschließungen erfolgt, so daß also die Zahl der ledigen Männer noch nicht einmal ein Drittel der männlichen Bevölkerung ausmacht, von der wiederum die Mehrzahl auf die von der Jungesellensteuer zu verschonenden Altersklassen vom 20. bis 35. Lebensjahre entfällt! — Ich glaube meine Besprechung am besten mit den eigenen Worten der Verfasserin schließen zu können: „Ein Beleuchten der Dinge nur vom einseitigen Standpunkte kann uns unserem Ziele nicht näher bringen. Auch mit oberflächlichen Argumenten, mit landläufigen Lebensarten sollte man nicht über so ernste Dinge verhandeln.“

L. Bierck.

Le péril social dévoilé. Par l'auteur de „Grandeur ou décadence de la Nation française“. (Bruxelles, J. Rozez und Kiessling et Cie., 1877. 488 S.)

Herr J. J. C., der Verfasser dieses (in Frankreich verbotenen) Buches ist Socialist, insofern er ein Ideal wirthschaftlicher Gerechtigkeit anstrebt, welches eine Art Mittelstellung zwischen dem Collectivismus und dem Mutualismus einnimmt; vor allen Dingen aber ist er Kritiker und Moralist.

Er unterzieht die widerlichsten Erscheinungen der bürgerlichen Civilisation einer genauen Prüfung und verurtheilt Personen und Dinge mit einer Rücksichtslosigkeit und Unversöhnlichkeit, welche nichts mildert und schont. Er mißt Alles mit demselben Maß, ohne irgend den bestimmenden Ursachen und besonderen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Auf ihn paßt genau das französische Wort: justice inflexible, grande injustice, unbeugsame Gerechtigkeit, große Ungerechtigkeit.

Herr J. J. C. glaubt, daß es nur einen Weg zur Verwirklichung der socialen Um-

bildungen gebe, der mit der Moral harmonire, die friedliche Propaganda der neuen Theorien, und, wie es dies Princip verlangt, verurtheilt er jede Anwendung von Gewalt, jeden revolutionären Act, woher er rühre. Der Hunger-Aufstand vom Juni 1848 und die communale Revolution von 1871 sind für ihn ebenso abscheuliche Verbrechen, wie der Staatsstreich vom 2. December. Die Märtyrer des Socialismus, so heroisch sie sich im Kampf oder im Angesicht des Todes genommen haben mögen, wie würdig sie sich bei den Martern in den Bagno's von Caledonien gezeigt haben, sind für ihn nur Räuber oder Bösewichter der schlimmsten Art. Es muß aber erwähnt werden, daß er ihre Besieger nicht besser behandelt und sie gerne auch in die Bagno's schicken würde.

Folgendes sind seine Schlußfolgerungen über diesen Punct:

„Es können nur Schurken, Intriguanen oder Dummköpfe sein, welche das Heil von der Gewalt erwarten; wenn sie es thun, so ist es unser, d. h. der Socialisten, welche die sociale Organisation auf die Wissenschaft gründen wollen, Wunsch, daß sie inmitten ihrer schulbeladenen Pläne die gerechte Züchtigung für ihren Versuch finden möchten, ist es unser Wunsch, daß diese nämlich Organisation der Besitzenden, die wir ohne Unterlaß bekämpfen, immer stark genug sei, die Angriffe dieser Gewaltthätigen zu erstickten: denn unter den Hieben der Wissenschaft soll sie stürzen, nicht aber denen des Hasses, des Neides oder der Begierde.“

Herr J. J. C. sagt mit Recht, eine sociale Neubildung sei nicht möglich ohne moralische Regeneration; aber auch da läßt ihn seine Unerbittlichkeit das Maß überschreiten. Gewiß kann man es nur billigen, wenn er mit kräftiger Hand der heuchlerischen Corruption der Bourgeoisie die Maske abreißt und wenn er so nachdrücklich die verderblichen Folgen dieser Corruption darlegt, welche Alles um sich her demoralisirt; aber treibt man den Rigorismus nicht zu weit, wenn man folgendermaßen schreibt:

„Die socialistische Moral ist weit davon entfernt, der Begierde des Fleisches den Zügel zu lockern, wie es die christliche Lehre, trotz der geheuchelten Brüderie, thut; sie schließt die Ehe in unübersteigliche Grenzen. In Anbetracht der

Zwecke der Natur darf nur die Function der Erzeugung befreit wirdig werden^{*)}, jede geistliche Beziehung, die nach der Absicht der Individuen die Zeugung nicht erträglich zum Zweck hat, ist verwerflich."

Kann man nicht dem Herrn J. J. C., der im Laufe seines Buches in so bedauerlicher Weise das Christenthum verurtheilt, verworfen, daß er das unmenschliche Anathema, welches das Christenthum gegen das „Fleisch“, besser gesagt, gegen die Natur ausgesprochen hat, wieder hervorholt? Unser Autor ist übrigens viel christlicher, als er denkt. Anstatt a. B. zur Grundlage seiner Morallehre die bewundernswürdigen Vorschriften von Kant zu nehmen, die von Renouvier und der französischen kritischen Schule so gut entwickelt worden sind:

„Handle so, daß Deine Handlungen zur Richtschnur der allgemeinen Moral dienen können; achte die Zwecke Anderer und opfere nie Jemanden Deinen eigenen Zwecken“,

hat er sich an die alte iranische und biblische Vorschrift gehalten:

„Thue Anderen nichts, was Du nicht willst, daß man Dir thue; thue Anderen, was Du willst, daß Dir die Anderen thun.“

Herr J. J. C. glaubt, daß die Anwendung dieser Vorschrift die ökonomische Gerechtigkeit mit sich bringt; doch ist das eine gezwungene Auslegung.

Wie wir es an anderer Stelle auseinandergesetzt haben, ein Millionär, der einem Bettler begegnet, sagt sich: „Wenn ich an seiner Stelle wäre und er an der meinigen, so würde ich wollen, er gäbe mir ein reichliches Almosen. Also werde ich das thun.“ Der Arme seinerseits spricht zu sich selbst: „Wenn ich reich wäre, so würde ich wollen, daß man meinen Luxus und meine Privilegien respectire. So werde ich handeln.“ Diese beiden Leute beobachten, wenn sie so handeln, vollkommen die Vorschriften: Thue Anderen nicht zc., thue Anderen zc., und wenn Jedermann wie sie handelte, so würden wir das christliche Ideal: Wohlthun und Resignation verwirklichen, die ökonomische Gerechtigkeit aber nicht.

*) Vom Verfasser des „Péris social dévoilé“ unterstrichen.

In einem der interessantesten Kapitel seines Buches, betitelt: „Die neue Lehre“, erwähnt Herr J. J. C. in großen Zügen die Skizze einer idealen kommunistischen Gesellschaft. Er verurtheilt das individuelle Eigenthum als Beichner des Betrugs, der Corruption, des Glanzes und der Unmündigkeit, aber er geht doch nicht bis zum eigentlichen Collectivismus. Mit Proudhon will er die Abschaffung der Geldvermittlung und jeglicher Ausbeutung. Ich citire im folgenden sein Résumé:

„Keiner kann sich, ohne ein Verbrechen zu begehen, einen Theil, sei er auch noch so klein, von der Arbeit eines Anderen aneignen. Derjenige, welcher 100 Franken ausgeliehen hat und dafür 105 zurückfordert, begeht einen Diebstahl; die 5 Franken sind das Product der Arbeit eines Anderen, und er hat nur ein Recht auf die Rückzahlung der 100 Franken. Diefelben Principien kann man auf die Vermietzung von Immobilien, Häusern, Landgütern zc. anwenden und wird zu analogen Folgerungen kommen. Auch da kann der Eigenthümer nur die verlichene Summe zurückfordern, sei es in Wiedererstattung der Summe auf einmal oder in Theilen. Jede darüber hinaus verlangte Summe wird nicht für den Werth des Kapitals eingezogen, denn das wurde zurückerstattet, sondern es stellt die Arbeit des Miethers vor, und das macht einen Diebstahl aus. Verallgemeinert man dieses Princip, so würden die Rohstoffe und Arbeitsmittel Collectiv-Eigenthum der Arbeiter-Associationen werden. Die gerechteste Art der Vertheilung unter die Arbeiter ist die Gleichheit der Löhne.“

Wir hätten noch viel zu sagen über die Wirksamkeit dieses Proudhon'schen Mittels socialer Revolution; doch dürfen wir den Raum einer bibliographischen Besprechung nicht überschreiten.

Wir haben freimüthig über das in vielen Beziehungen bemerkenswerthe Werk des Herrn J. J. C. gesprochen. Dieser Autor ist ein Schriftsteller von Bedeutung; er hat selbst an die Kritik appellirt, und wir waren ihm etwas Anderes schuldig als eine gewöhnliche Anzeige. Möge Herr J. J. C. aus dem Kreise seiner einsamen Speculationen heraustreten, möge er bei seinen Betrachtungen sich ein bißchen weniger von Grübeleien, ein wenig mehr durch Besprechungen mit Gleichgesinnten bestimmen lassen, möge er sich

mehr an die schlechten Einrichtungen und weniger an die Menschen halten, und der Socialismus wird einen befähigten Schriftsteller mehr zählen.

B. M.

Eine Liebes-Episode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. Tagebuch — Briefwechsel — Bekenntnisse. (Leipzig, Brockhaus, 1878. 95 S.)

Es sind anfangs Zweifel laut geworden, ob diese Briefe Lassalle's an eine russische Dame aus dem Landabel, die er im Jahre 1860 in Aachen kennen gelernt hatte, nicht etwa gefälscht seien. Indessen muß nach von kompetenter Seite abgegebenen Erklärungen angenommen werden, daß die Zweifel, welche sich auf gewisse Differenzen zwischen der deutschen und der gleichzeitig erfolgten französischen Ausgabe *) und andere Anzeichen stützten, nicht begründet sind, und daß jedenfalls der Hauptinhalt und interessanteste Theil des Buchs, nämlich ein 36 Seiten langes Selbstbekenntniß Lassalle's, echt ist. Eine Anzahl Stimmen, meist aus dem liberalen Lager, haben auf Grund dieser Veröffentlichungen von Neuem an dem Charakter Lassalle's mäkeln zu dürfen geglaubt. Uns scheint es jedoch gerade, als ob diese Privatbriefe eine Menge edler Züge enthielten, unter denen zumal eine merkwürdige treuherzige Offenheit hervortritt. Daß nicht jedes Wort einer privaten Correspondenz auf die Waagschale strenger Kritik gelegt werden darf, daß in einem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe eine nicht völlig überlegte Aeußerung mit unterlaufen kann, versteht sich übrigens von selbst. Derartiges findet sich auch hier: Lassalle's Unfehlbarkeit sowohl in moralischer wie intellectueller Beziehung zu vertheidigen, fällt uns nicht ein. Die Liebe und Achtung für Lassalle aber kann diese Veröffentlichung, wie uns dünkt, nicht mindern.

—b—

*) Un page d'amour de Ferdinand Lassalle, Récit — Correspondance — Confessions. Leipzig, Brockhaus.

Reinhold Menz. Der Transport-Lurus. Wirtschaftliche Studien über Deutschlands Eisenbahnwesen. (Berlin, C. Heymann, 1878. 99 S.)

Die Erkenntniß wächst von Tag zu Tag, daß das heutige zerplitterte und nur den Einzelerwerb bezweckende System der Privatwirthschaften ein wirthschaftliches Umding sei, eine ungeheure Arbeitsverschwendung mit sich bringe und durch das staatswirthschaftliche System ersetzt werden müsse. Die vorliegende Schrift eines höheren Staats-Eisenbahnbeamten sucht dies in interessanter Weise an dem Eisenbahnwesen zu zeigen. „Eine Hauptursache, weshalb es bisher so unwirtschaftlich zugegangen ist, liegt, wie sich nicht leugnen läßt, in der bisher obwaltenden Verschiedenheit der Eigentümer der Bahnen, liegt in dem gemischten Privatbahnsystem. Die Eisenbahnen, und zwar in Nachfolge der Privatbahnen und, durch diese gezwungen, auch die Staatsbahnen, sind bisher wenig nach volkswirtschaftlichen Grundsätzen verwaltet, sondern vielmehr war der Erwerb im Wesentlichen das herrschende Princip. Es wurde, wie man zu sagen pflegt, Alles mitgenommen, auch der kleine Verdienst, unbekümmert darum, ob die Hälfte der geleisteten Arbeit, und mehr, völlig unausgenutzt blieb. Was hilft es der Nationalwirthschaft, wenn eine concurrirende sübliche Linie einen Expresszug einlegt, der dem gleichen Zuge der nördlichen Linie die Hälfte seines Verkehrs nimmt, und nun die Ausgaben die doppelten sind, während der eine der beiden Züge schon genügt, um die doppelte Zahl von Reisenden zu befördern, die jetzt beide Züge zusammengenommen zu fahren haben.“ „Eine Disposition der Güter- und Personenbewegung in Deutschland, ein System, ein Plan zu vollkommener Ausnutzung der Fahrten, das ist es, was uns fehlt.“ Diese Dispositionen seien aber nur möglich bei Vereinigung der Eisenbahnen in einer Hand: „erst dann wird die geleistete Arbeit auf das Maß sinken, welches der zu erzielende Effect wirklich erfordert.“ „Vor Allem wird die einheitliche Disposition über die Leitung der Transporte in der That

ganz ungeahnte Beschränkungen der Ausgaben für die Transportverwaltung eintreten lassen und diese betragen rund durchschnittlich 63 pCt. aller Ausgaben; dann aber fällt noch in's Gewicht die unendlich verbesserte Wagenausnutzung, welche möglich wird, wenn alle Wagen einem Eigentümer gehören, welche von einer Centralstelle aus durch Subcentren den Lauf der Wagen einheitlich dirigieren kann, und wenn erst diese unglaublichen Rangirungen der leeren Wagen für die Rücktour wegsfallen, und sind ferner zu nennen die enormen Abrechnungskosten und die Arbeitsersparniß bei Aufstellung und Bearbeitung der Tarife, die Möglichkeit eines einfachen Modus der Expedition, durch dessen Einführung die Schreibarbeit und das Expeditionspersonal in hohem Grade zusammenschrumpfen werden, der Wegfall aller der Arbeiten, welche auf den Grenzstationen der verschiedenen Verwaltungen täglich nöthig sind, die Beseitigung der gegenseitigen Liquidationen und der Buchungsgrundlagen derselben über Materialienlieferung, Arbeitsleistungen und Wagenreparaturen, der betreffenden Revisionen, Revisions-erinnerungen und Beantwortungen der letzteren, die Entbehrlichkeit der Arbeiten, welche die Leistung der Entschädigungen für Mitbenutzung fremder Bahnhöfe in Gestalt besonderer Buchungen täglich nöthig machen, und endlich wird möglicherweise die allgemeine Verwaltung sehr viel billiger werden. — Ich sage: möglicherweise, denn die Norm der Verwaltung erscheint als die Klippe, an welcher trotz aller Vortheile, welche sich in wirtschaftlicher Hinsicht darbieten, die erspriessliche Durchführung des großen Unternehmens scheitern könnte."

Diese Schwierigkeit, glaubt der Verfasser, sei zu überwinden, und zwar durch ein gewisses Maß von Competenz, welches den Unterbehörden gelassen werden soll. „Beschränkung der Controlen und der Generalisirung formeller Vorschriften, präcisirte Macht in den Händen der einzelnen Behörden und Beamten und Aufsicht über ihre Leistungen im Ganzen,

nicht aber über das Detail ihrer Maßregeln, würden die Grundzüge derselben bilden müssen, würden das Beamtenheer, das Schreibwerk, die Krankheit des modernen Staatsorganismus, vermindern, der Production neue Kräfte zuführen und die Wirthschaftsführung zu einer erspriesslichen gestalten."

„Die Ausführung der Staatsbahnidee wird den Transport-Lurus beseitigen und einen billigen Betrieb möglich machen, dann wird auch die Frage der Differentialtarife ihre befriedigende Lösung finden: die Rentabilität wird es nicht mehr erheischen, daß künstlich Transporte aus fremden Gebieten herangezogen werden, und diese Tarife werden stehen und fallen, einfach gemäß dem volkswirtschaftlichen Bedürfniß der Nation nach den betreffenden Artikeln."

Die Tarifffrage könnte freilich, bei gutem Willen, auch wohl ohne das Staatsbahnsystem gelöst werden; eine Reihe anderer, sehr bedeutender wirtschaftlicher Vortheile und Ersparnisse aber, darin scheint uns Herr Menz vor der im Heft 11 besprochenen Broschüre Recht zu haben, läßt sich nur durch einen einheitlichen Staatsbetrieb herbeiführen.

Was von dem Eisenbahnwesen gilt, kann man in ähnlicher Weise von allen Industriezweigen behaupten, und es wäre eine verdienstliche Aufgabe, dies im Einzelnen einmal genau auszuführen, und zu berechnen, welche Summen heutzutage durch die Concurrenz der Privatbetriebe der Gesellschaft verloren gehen.

Die Socialdemokratie hat ein besonderes Interesse, darauf aufmerksam zu machen, daß das von ihr angestrebte, wirtschaftlich einheitlich geleitete Gemeinwesen nicht allein eine gerechtere Vertheilung, sondern auch eine starke Vermehrung der verfügbaren Güter im Verhältniß zur aufgewandten Arbeit mit sich bringen wird. — Ob sie deshalb im Augenblick für den Uebergang der deutschen Bahnen an das Reich stimmen soll, ist natürlich eine andere Frage, die uns hier nicht angeht.

H.

Die Wirthschafts-Commune.

Der Mensch ist — nach Aristoteles — ein politisches Geschöpf. Man würde aber sehr fehlgreifen, wenn man das Wort „politisch“ in dem heutigen Sinne nehmen und die jetzt darunter verstandene Eigenschaft dem Menschen als besondere Eigenthümlichkeit zusprechen wollte.

Der politische Mensch im heutigen Sinne bethätigt diese seine besondere Eigenthümlichkeit durch Theilnahme an den Wahlen, und wenn er das Glück oder Unglück hat, gewählt zu werden, durch Reden und Abstimmungen in den gesetzgebenden Versammlungen.

So ist das Aristotelische Wort nicht zu verstehen. Im alten Griechenland bildete die Polis, die Stadt, eine mehr oder weniger weit ausgebehnte Interessengemeinschaft. Schutz nach Außen, gemeinsame Verwaltung der Gesamtinteressen im Innern, das war das Band, durch welches die Gemeindeglieder zusammengehalten wurden.

Wie die Familie als die Zelle des gesellschaftlichen Organismus erscheint, so bildet die Gemeinde die einfachste, aber nach allen Richtungen erweiterungs- und vervollkommnungsfähige Form dieses Organismus. Gemeinsames Interesse ist es, was die Menschen zu Gemeinden zusammengeführt hat; gemeinsames Interesse verleiht diesen Gemeinden eine Widerstandsfähigkeit, die den bestehenden größeren Gesellschaftskörpern abgeht. Selbstverständlich ist hier mehr von passiver, als von activer Widerstandsfähigkeit die Rede.

„Die Zukunft“. 1. Jahrg. Heft 19. (16. Juni 1878.)

Giebt die größere Zahl der streitbaren Männer, die durch größere materielle Mittel bedingte bessere Bewaffnung und Ausbildung der Kriegsmacht einem Staate mehr Macht zum Angriff und zur Abwehr, so sind doch die Gemeinden viel mehr in der Lage, ihre Existenz selbst den größten staatlichen Umwälzungen gegenüber zu behaupten.

Königreiche zerfallen, Dynastien entstehen und vergehen, ganze Provinzen werden aus dem Jahrhunderte langen Verbanne gerissen und mit neuen Staatsgebilden vereinigt — die Gemeinde bleibt in der Regel bestehen.

„Die fremden Eroberer kommen und geh'n;
Wir gehorchen, aber wir bleiben steh'n.“

Der Mensch ist also ein gemeindenbildendes Geschöpf.

Freilich ist das in der neuesten Zeit auch schon nicht mehr ganz zutreffend. Nachdem der Liberalismus das Eigeninteresse als höchsten und berechtigten Factor im wirthschaftlichen Leben anerkannt und heilig gesprochen, nachdem der Staat alle altbestandenen Organisationen aufgelöst hat und das Individuum für ihn nur noch als Militärpflichtiger, als Steuerzahler oder als Wähler existirt, nachdem die Atomisirung der Gesellschaft bis auf den heutigen Höhepunct gestiegen ist, fängt auch die uralte Interessen-Gemeinde an, sich zu zersetzen.

Die Bauern, deren Vorfahren seit mehr als tausend Jahren in den enggeschlossenen

Dörfern um den meist künstlich gegrabenen Dorfteich herum gewohnt haben, verlassen das Dorf und bauen sich ein neues Gehöft in die Mitte ihres, durch die Separation aus dem Gemeinde-Verbande herausgeschälten und zusammengelegten Acker. Wenn der staatliche Zwang zur Leistung von gewissen Abgaben für die Zwecke der Gemeinde nicht bestände, würden sich viele Grundbesitzer von all' und jeder Gemeinschaft mit den übrigen Gemeindegliedern frei machen und sich nur noch als Staatsbürger betrachten.

Auch in den Städten, namentlich in den Industriestädten, begegnet man einem derartigen centrifugalen Streben. Der Fabrikbesitzer findet es häufig vortheilhaft, seine Fabrik aus der Stadt auf das Land hinaus zu verlegen; dort bietet der billigere Baugrund, die billigeren Wohnungsmiethen, welche die Arbeiter zu zahlen haben, und die hierdurch ermöglichten geringeren Löhne einen pecuniären Ersatz für den Umbau der Fabrik, der durch geringere Gemeinde-Abgaben oft noch in einen bedeutenden Vortheil für das Geschäft umschlägt.

Warum sollten denn die Leute auch an der Gemeinde hängen, wenn ihnen dieselbe nicht durch besondere Interessen an das Herz gewachsen ist? Steuern zahlen müssen sie überall; die Polizei, die Rechtspflege, die Organisation der Schule und die Art und Weise des Unterrichts handelt der Staat überall gleichmäßig; der Gemeindeglieder pfropft sich jetzt auf den Staatsbürger auf, denn man muß ja zum meist erst in den Unterthanen-Verband aufgenommen sein, ehe man Gemeindeglieder werden, die Gemeinde-Bürgerrechte ausüben kann.

Der Zug der Zeit geht auf Centralisation zu größeren Staatswesen. Die Kleinstaaten verschwinden mehr und mehr oder verlieren doch ihre politische Selbstständigkeit, gerade so, wie die Städte sie nach und nach verloren haben. Man bildet sich ein, von einem Punkte aus

Alles reglementiren, organisiren und verwalten zu können, möchte die bestehenden natürlichen und wirthschaftlichen Unterschiede zu Gunsten der schablonenhaften Einheit und Einerleiheit aus der Welt schaffen. Eine Städte-Ordnung für alle Städte, eine Gemeinde-Ordnung für alle Landgemeinden, eine Kreis-, eine Provinzial-Ordnung für alle Provinzen — so lautet die herrschende Parole!

Auch im Socialismus macht sich vielfach ein, meines Erachtens übertriebenes Centralisirungs-Bestreiben geltend. Weil der Großbetrieb das Kapital in wenigen Händen concentrirt, weil ihm gegenüber das Handwerk allmählich zum Lohnarbeiterthum herabsinkt, weil die Masse des besitzlosen Proletariats, sobald politische Macht von dem vierten Stande errungen worden ist, die wenigen Millionäre leichter expropriiren kann, als die noch nach Zehntausenden zählenden heutigen Fabrikanten, deshalb glauben Viele, der Socialismus habe alle seine Bestrebungen einzig und allein auf Erringung der politischen Macht zu concentriren.

„Trachtet am Ersten nach dem Reich und der Macht, dann wird Euch alles Andere von selbst zufallen“, denken diese Genossen, welche sich gar keine Sorge darüber machen, wie denn die Organisation eigentlich vor sich gehen, wie sie vernünftiger Weise geregelt werden soll. Das soll sich Alles ganz von selbst machen.

Wer in dem Socialismus eine mit Nothwendigkeit eintretende geschichtliche Entwicklungsphase der Menschheit sieht, wer den Begriff der Entwicklung in dem Sinne auffaßt, daß Pallas Athene nicht aus dem Haupte Jupiters fix und fertig hervorspringen kann, sondern sich allmählig aus dem Embryo unter beständigem Wachsen organisch bis zur fertigen Gestalt heranbilden muß, der wird auch nicht in Zweifel sein, daß der Socialismus gewisse Vorstadien durchlaufen muß,

ehe er seine wirtschaftlichen Reformen in's Leben rufen kann.

Die französische Revolution konnte alle Vorrechte mit einem Schläge aufheben; ihr lag nur ob, den Feudalbesitz zu zerbrechen und dem bisherigen Leibeigenen ein Stück Land als Eigenthum zuzuweisen, auf dem er für eigene Rechnung in altgewohnter Weise adern, säen und ernten konnte; die französische Revolution zertrümmerte nur und überließ es den aus der allgemeinen Zerstörung der Feudal-Institutionen sich ergebenden Gesellschafts-Atomen, wie sie sich wirtschaftlich einrichten und bewegen wollten.

Die Aufgabe, welche sich der Socialismus gestellt hat und stellen muß, ist eine viel schwierigere. Hier gilt es, die Gesellschafts-Atome wieder zu organischen Gemeinschaften zu verbinden, die centrifugalen Bestrebungen zu paralyfieren und für die widerstreitenden Interessen eine diese Interessen versöhnende und ausgleichende Organisation zu schaffen.

Wohl kann man sich denken, daß der Socialismus mit der Zeit alle seine naturgemäßen Anhänger zu einer compacten Masse zu organisiren und mit dieser überwältigenden Majorität die ganze bestehende Staatsorganisation an einem schönen Vormittage über den Haufen zu werfen im Stande sein wird; es gehört doch aber schon ein gut Stück bergeversehenden Glaubens dazu, wenn man annehmen wollte, daß dann auch sofort ein Moses — sei es in der Gestalt eines einzelnen Mannes oder in der Form eines gewählten Parlaments — entstehen werde, der die Kraft, Intelligenz und Fähigkeit besitzen wird, das Volk in das gelobte Land des Communismus zu führen. Aber auch einem Moses war diese Ueberführung erst nach einer langen Wüstenwanderung möglich; sicherlich würde die Umformung der bestehenden kapitalistischen in die communistische Produktionsweise dem Weg durch die

Wüste gleichen, wenn der Weg nicht schon vorher erkundet und geebnet ist.

Wer inmitten der Arbeiter-Bevölkerung lebt, ihre freudige Hingabe an die Idee, ihre Disciplin und freiwillige Unterordnung unter die selbstgewählten Führer kennt, der glaubt gar zu leicht, daß es nur des guten Willens bedürfe, um diese Massen auch nach einer etwaigen siegreichen Revolution durch einfache Decrete bei der Arbeit lenken und leiten zu können.

Mit dem guten Willen allein ist aber bei der Production, der Verwaltung und Organisation gar nichts auszurichten; neben der eingehendsten Geschäfts- und Menschenkenntniß gehört schon jetzt ein großartiges Organisations-Talent dazu, einen verschiedene Produktionszweige zu gleicher Zeit umfassenden Betrieb in Gang zu bringen und in Gang zu erhalten. Wie verschwindend klein sind aber nicht die größten bestehenden Fabrik-Etablissements im Vergleich zu dem geplanten communistischen Staatsbetrieb! Wer sich in dieser Beziehung dem blinden Vertrauen hingiebt, daß sich das Alles ganz von selbst finden und machen werde, braucht nur an die vielen Fehler zu denken, die fast bei jedem genossenschaftlich organisirten Unternehmen zuerst gemacht werden, der braucht nur an die colossalen Mißgriffe zu denken, welche bei der Wahl der leitenden Personen zuerst fast unausbleiblich sind, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ein Staatsbetrieb, von dessen richtiger und zweckentsprechender Leitung die Versorgung Aller mit den nothwendigsten Genußmitteln abhängt, zu solchen Experimenten und Versuchen nicht schreiten darf, da ja jeder im Großen fühlbare Mißerfolg sofort dem System oder den obenstehenden Leitern in die Schuhe geschoben werden würde.

Die unausbleibliche Folge wäre allgemeine Unzufriedenheit, Wechsel der leitenden Personen und damit auch des eingeschlagenen Organisationsplanes, neue Versuche, neue Mißerfolge!

Ganz anders würde sich aber meines Erachtens die Umformung gestalten, wenn gewisse Organisationen vorhanden sind, an denen man schon gelernt hat, wie die centralisirte Production und Vertheilung zu leiten ist. Denn es kommt viel weniger darauf an, in welcher Weise jede einzelne Produktionsbranche betrieben wird, als darauf, daß die volkswirtschaftliche Maschinerie überhaupt nicht in's Stocken geräth, daß planmäßig für den Bedarf producirt wird.

Das geschieht aber bei keinem einzigen Privat-Unternehmen, weil kein derartiges Unternehmen monopolisirt ist. Daher ist es für die Durchführung des communistischen Staates durchaus nicht so unwesentlich, ob schon Staats-Monopole bestehen, als man das in totaler Verkennung der Verhältnisse häufig hinzustellen geneigt ist. Bei jedem Staats-Monopol wird dem vorhandenen und zu erwartenden Bedürfnisse mehr oder minder Rechnung getragen; der Erforschung dieses Bedürfnisses widmet man selbstverständlich heutzutage noch lange nicht genügende Sorgfalt, schon deshalb nicht, weil die heutigen Staaten bei der Production genau so verfahren, wie die Privatleute, und weniger die Befriedigung des Bedarfs als die Erzielung von Reingewinn im Auge haben.

Eine planmäßige Production zur Befriedigung des Bedarfs kann nun bei sehr vielen Producten wirtschaftlich gar nicht von einer Centralstelle aus dirigirt werden. Die Bedürfnisse der Bevölkerung eines größeren Gemeinwesens sind nach der örtlichen Lage, nach Sitten und Gewohnheiten verschieden und richten sich sehr häufig nach den in den betreffenden Gegenden besonders gut gedeihenden Producten der Landwirtschaft. Man kann diesen Satz auch umkehren und sagen, die vorhandenen Producte haben das Bedürfnis nach ihnen erzeugt. Der Ostpreuße dankt bestens für den sauren Wein und den Salat des Rheinländers

und verzehrt mit Vorliebe die grauen Erbsen, von denen der Rheinländer nichts wissen will.

Ist es vernünftiger Weise denkbar, daß von einer Centralstelle aus Bestimmung über den Anbau der grauen Erbsen in Ostpreußen, des Weins und des Salats in der Rheinprovinz getroffen und ebenso über die Art der Vertheilung dieser Genußmittel disponirt werden kann? Selbst der entagirteste Centralist wird an diesem ganz trivialen Beispiele sehen, daß sich die Centralisation nicht stricte durchführen läßt, daß es eine große Zahl von Produktionszweigen giebt, welche in einem großen Staate nicht einheitlich organisirt werden können.

Ähnliche, wenn auch nicht so schroff zu Tage tretende Unterschiede finden sich aber auch innerhalb jeder Provinz, ja innerhalb jedes Kreises. Den in der Nähe fischreicher Seen wohnenden Menschen ist der Genuß von Fischen zu einem förmlichen Bedürfnis geworden, welches sie leicht befriedigen können, während es im Binnenlande Tausende von Familien giebt, bei denen jahraus jahrein niemals ein Gericht Fische auf den Tisch kommt, und die den Genuß von Fischen gar nicht entbehren.

Wollte man hier von irgend einer Centralstelle aus bestimmen, wie der an und für sich nie vorher mit Sicherheit festzustellende Ertrag der Fischer-Arbeit unter die Bewohner eines größeren Landstrichs vertheilt werden sollte, so würde das ebenso vernunftwidrig sein, als die vorgedachte Verfügung über die grauen Erbsen und den Salat!

Ein anderes Beispiel! Eine Gemeinde deckt ihren ganzen Bedarf an Brennmaterial aus einem in der Gemarkung befindlichen Torfmoor; einige Meilen davon brennt man Kiefernholz aus dem dicht dabei liegenden Walde; wieder einige Meilen weiter ist eine Braunkohlengrube in Betrieb und Braunkohle das billigste und bequemste Brennmaterial.

Ist es denkbar, daß man bei so verschiedenen Verhältnissen von irgend einer Centralstelle aus reglementirend und organisirend in die von der Natur vorgeschriebene Production und Consumtion eingreifen kann? Wird nicht in all' diesen und tausend anderen Fällen die Bestimmung über Production, Vertheilung und Consumtion dem kleineren, natürlichsten Wirthschaftskörper, der Gemeinde, überlassen bleiben müssen?

Bei anderen Producten stellt sich die Sache gerade umgekehrt.

Der Bedarf an Eisen muß für die ganze Gesellschaft gedeckt werden; es giebt aber nur gewisse Gegenden, ja gewisse scharf begrenzte kleine Bezirke, in welchen das Roheisen bergmännisch gewonnen werden kann. Die Weiterverarbeitung in den Hochofen zc. kann freilich an verschiedenen Stellen mit Erfolg betrieben werden, immerhin werden hier einzelne durch die Natur und die bestehenden Einrichtungen, wie z. B. Schienen- und Wasserstraßen, bestimmte Orte ganz besonders geeignet zur wirthschaftlich vortheilhaftesten Production von Eisen erscheinen.

In diesem Falle wäre es thöricht, wenn die organisirte Gesellschaft es dem Belieben der zufällig dort existirenden Gemeinde überlassen wollte, ob und wie viel Eisen sie zu produciren geneigt wäre. Hier würde naturgemäß im Interesse der Gesamtheit nicht der Gemeinde, auch nicht einmal einer größeren Wirthschaftsgemeinschaft oder Unter-Abtheilung des Staats das Recht eingeräumt werden können, Entscheidung über die Art und Menge der herzustellenden Producte zu treffen. Diese Entscheidung würde unbedingt einer Centralstelle vorbehalten bleiben müssen, und den von dieser Stelle aus getroffenen Bestimmungen würde sich jede Gemeinde zu fügen haben, eventuell wäre in solchem Fall der staatliche Zwang nicht nur berechtigt, sondern sogar nothwendig.

Ich rede hier vom Zwang gegen die Gemeinde, nicht vom Zwang gegen die einzelnen Individuen. Dieser Zwang ist durchaus nichts Neues, Unerhörtes; ertheilen doch schon die bestehenden Regierungen Ruthungs- und Schurfscheine, auf Grund derer jeder Grundbesitzer verpflichtet ist, Bohrungen zu bergmännischen Zwecken und die Anlage von Bergwerken auf seinem Grund und Boden zu gestatten.

An den vorggeführten Beispielen zeigt sich wohl klar, daß die Leitung der Production und der Vertheilung nicht schablonenmäßig organisirt werden kann, sich vielmehr den Verhältnissen anpassen muß. Mir lag daran, diese verschiedenen Verhältnisse in ihren äußersten Extremen zu demonstrieren. Bei näherer Betrachtung stellt sich nun heraus, daß es eine ganze Reihe von Gütern giebt, deren Production in Folge der Art und Weise, in welcher der Rohstoff gewonnen und weiter verarbeitet wird, aus wirthschaftlichen Gründen weder dem Staat noch der Gemeinde, sondern einem Zwischenorganismus übertragen werden muß.

Dieser vermittelnde Factor wird naturgemäß in einem Verbande mehrerer oder vieler Wirthschaftsgemeinden zu suchen sein, wie ja schon jetzt den Kreisen und Provinzen des Staates gewisse wirthschaftliche Aufgaben zufallen, deren Lösung die Kräfte der einzelnen Gemeinde übersteigen, diejenigen des Staates aber mit unnützer Arbeit überlasten würden.

Denke man, um ein zutreffendes Beispiel zu wählen, an das zu unserm Schuhwerk, zu dem Geschirr der Pferde und zu hundert anderen wirthschaftlichen Zwecken nöthige Leder. Wo ein Thier geschlachtet wird oder verendet, dessen Fell zu Leder verarbeitet werden kann, wird dieses Fell abgezogen; die kleinsten Gemeinden sind also ebenso gut Produktionsstätten für den Rohstoff, wie die großen Städte, woselbst in Folge des stärkeren Fleischconsums der zahlreichen Einwohner

eine größere Menge von Vieh geschlachtet wird. Es wäre doch wirthschaftlich ebenso falsch, in jeder Gemeinde eine Gerberei zu errichten, wie alle Felle nach einer einzigen Gerberei zu transportiren, sie dort zu verarbeiten und von da aus die Vertheilung des Leders an die verschiedenen Industriestätten, welchen die Weiterverarbeitung dieses Halbfabricates obliegt, zu bewirken.

Die Zahl der im Laufe des Jahres disponibel werdenden Felle, die Communications- und Transport-Gelegenheiten und die Zahl der für Anlegung von Gerbereien besonders passenden Localitäten werden hier für die Bestimmung der Größe eines Industrie-Bezirks maßgebend sein; nach diesen Verhältnissen wird sich bestimmen lassen, ein wie großer und wie begrenzter Bezirk für eine in ihm zu errichtende Gerberei das Rohmaterial liefern und von ihr seinen Bedarf an fertigem Leder beziehen kann.

Auch heute hat die Gerberei sich nicht vollständig concentrirt, die angeführten localen Ursachen wirken auch jetzt, wenn auch nicht durchschlagend, ein; bei rationell den Verhältnissen der Production des Rohmaterials und dem Verbrauch des Fabricats angepaßtem Betriebe wird es aber wirthschaftlich richtig sein, gewissen Industrien abgegrenzte Bezirke zu überweisen.

Man kann über die Detailfragen sehr verschiedener Meinung sein, in dem einen Punkte wird vernünftiger Weise keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß nämlich die Organisation der Volkswirtschaft dem Gesez der Wirthschaftlichkeit entsprechen muß, daß es also ihre Aufgabe ist, in der Production mit geringstem Aufwand von Arbeit, Arbeitsmitteln und Rohstoffen möglichst viel Genußmittel herzustellen, in der Vertheilung die erzeugten Güter mit dem geringsten Arbeitsaufwand und unter Vermeidung alles unnöthigen Trans-

portes den sie begehrenden Consumenten zugänglich zu machen.

Denn nur unter strengster Berücksichtigung dieses wirthschaftlichen Gesezes kann es gelingen, die reichliche Versorgung Aller mit Genußmitteln durchzusetzen und doch jedem Einzelnen so viele freie Zeit zu lassen, daß er im Stande ist, „den Geist zu bilden und die Geschäfte des Staats zu besorgen“.

Der Bedarf ist es, der uns zur Herstellung von Genußmitteln, von ökonomischen Gütern veranlaßt. Der Bedarf ist aus localen, klimatischen und in Sitte und Gewohnheit beruhenden Ursachen verschieden. Diesen Bedarf gilt es möglichst genau zu erkunden, um nach dem sich bei der Untersuchung herausstellenden Resultat die Production zu organisiren. Naturgemäß wird der Bedarf aller in einer Gemeinde lebenden Menschen als eine besonders zu berücksichtigende Einheit angesehen werden müssen, da ja die zur Befriedigung dieses Bedarfs nothwendigen Güter bei der Vertheilung nach dem betreffenden Orte hingeschafft werden müssen.

Wer zum Markte geht; muß die Transportkosten tragen, sagt Carey — und: die Mühle soll zur Vermeidung unnützer Transportkosten neben dem Weizenfelde stehen.

Was irgend eine Wirthschafts-Gemeinde zur Deckung ihres Bedarfs selbst produciren kann, wird sie vernünftigerweise so lange selbst produciren, als sie den Gegenstand nicht trotz der entstehenden Transportkosten von Außerhalb billiger beziehen kann. Tritt letzterer Fall ein, so ist es wirthschaftlich richtig, sich auf diejenigen Productionen zu beschränken, zu denen die Gemeinde durch locale oder andere Ursachen besonders geeignet erscheint.

Man braucht nur den Ab. Smith'schen Beweis für die Nothwendigkeit des Freihandels auf den Verkehr der einzelnen Wirthschafts-Gemeinden zu übertragen, um

sofort einzusehen, daß die Smith'schen Gründe durchaus zutreffend sind; natürlich mit einer Modification in Rücksicht auf das bestehende, Zins und Rente fordernde Privat-Eigenthum.

Das jährliche Einkommen jeder Gesellschaft ist stets dem Tauschwerth aller einzelnen jährlichen Erzeugnisse gleich, d. h. je mehr Genußmittel jede Gesellschaft herstellt, um so reichlicher hat sie zu leben. Kann man durch Tausch mit einem Aufwand von 10 Arbeitsstunden einen Gegenstand von Auswärts beziehen, dessen Herstellung an Ort und Stelle 12 Arbeitsstunden erfordert, so wird man die Production desselben einstellen und lieber jenen anderen Artikel erzeugen, den man in 10 Arbeitsstunden fertig stellen und für den von Außerhalb zu beziehenden hingeben kann.

Das eigene Interesse wird also jede Wirthschafts-Gemeinde von selbst veranlassen, sich nur auf Productionen zu legen, welche nach den localen Verhältnissen gerade dort besonders viel Product mit möglichst wenig Arbeit liefern. Fällt doch der Arbeitsertrag den Gemeindegliedern ohne einen Abzug für Zins und Rente als Einkommen zu; je größer also der Tauschwerth der erzeugten Güter, um so größer ist das Einkommen jedes Einzelnen, da sie ja für alle nicht bezug eigenen Consum dienenden Güter andere Genußmittel einzutauschen im Stande sind.

Bilden die durch gewisse gemeinsame Interessen zusammengehörigen Gemeinden eine Art von Consum- und Productiv-Verband in der Weise, daß sie ihre überschüssigen Producte einer gemeinsamen Centralstelle zur Verfügung zu stellen und dafür ihren Bedarf an allen anderen Gütern von eben dieser Stelle beziehen, so ist mit dieser Centralstelle auch die Behörde geschaffen, welcher naturgemäß die Leitung derjenigen Productionszweige anheimgestellt werden muß, welche, wie die Gerberei, für gewisse Bezirke organi-

sirt werden können und im Interesse der Wirthschaftlichkeit auch bezirksweise organisirt werden müssen.

Denkt man sich einen solchen Verband aus einer größeren oder geringeren Zahl von Gemeinden zusammengesetzt, und zwar nicht nach der bestehenden politischen Eintheilung abgegrenzt, sondern durch gemeinsame wirthschaftliche Interessen verbunden, also etwa in einem Umfange zusammengesetzt, der den Verkehr der einzelnen Gemeinde mit der Centralstelle und untereinander möglichst erleichtert, so daß der Transport aller mehr oder minder regelmäßig zu beziehenden und abzuliefernden Producte möglichst erleichtert wird; denkt man sich, daß die Zahl der Gemeinden und die Zahl der Gesamt-Einwohner bei Eintheilung und Zusammenlegung dieser Gemeinden aus Gründen der Production, Vertheilung und Consumption berücksichtigt wird, so leuchtet sofort ein, daß die Organisation der für diesen Verein selbstständig zu treibenden Production nicht mehr Schwierigkeiten verursachen kann, als heute die Verpflegung eines zum Manöver zusammengezogenen Armeecorps.

Die Bezirks-Centralstelle kennt den Gesamt-Bedarf, sie kennt den Gesamt-Vorrath, sie kann den Austausch der Producte von Gemeinde zu Gemeinde mit dem geringsten Arbeitsaufwand, mit den geringsten Transportkosten bewerkstelligen; sie kann den Ueberschuß der Producte des Bezirks einer anderen, alle Bezirke des Staates repräsentirenden Centralstelle zur Disposition stellen und dafür die Waaren beziehen, welche nicht im eigenen Bezirk producirt werden.

Diese oberste Centralstelle vermag wieder den Verkehr der Provinzial-Verbände untereinander zu leiten, den Austausch der Producte zu organisiren und den Export nach, wie den Import aus dem Auslande rationell zu betreiben.

Somit wäre ein Bild gegeben, wie sich auf Grund der Wirthschafts-Gemeinde der

soziale Staat aufbauen und den Austausch der Producte mit Leichtigkeit reguliren kann.

Die Bestimmung, an welchem Platz, mit welchen Mitteln und unter welchen Bedingungen diejenigen Güter hergestellt werden sollen, deren Production aus wirthschaftlichen Gründen nicht den einzelnen Gemeinden überlassen bleibt, muß selbstverständlich den Centralbehörden anheimfallen. Es wäre thöricht, wenn man eine derartige Behörde nach der Schablone der heutigen Volksvertretungen organisiren wollte. Jetzt bestimmen Advocaten, Kaufleute, Landwirthe, Zeitungschreiber und Beamte, wie die Gewerbeordnung lauten soll; über wirthschaftlich technische Fragen können vernünftiger Weise nur technisch ausgebildete Männer entscheiden. Daher wird und muß neben der Organisation der Wirthschafts-Gemeinden noch eine Organisation der verschiedenen Gewerke bestehen, die man sich zwar nicht nach der Zwangsschablone der alten Zünfte zugeschnitten zu denken braucht, die aber immerhin eine festgegliederte Kette bilden muß, aus welcher die Leiter der Gesamt- und Detail-Production des betreffenden Gewerkes in den Gemeinden, Bezirken und im Staate hervorgehen.

Solche Männer, durch das wohl-erworbene Vertrauen ihrer Gewerks- und Standesgenossen an die Spitze der betreffenden Productionsbranche gestellt, mit der Organisation, der Leitung und Verbesserung der Production betraut, dürften den wichtigen, ihnen übertragenen Functionen gewiß gewachsen sein, zumal sie mit den erfahrensten Leitern aller anderen Productionsbranchen zusammen arbeiten müssen und kein Interesse an der Ausbeutung der Arbeiter oder in der Niederdrückung von Concurrenten haben, ihnen auch ebenso wenig wie allen Anderen eine Ansammlung von zinstragenden Kapitalien möglich gemacht ist.

So sicher, wie die Zunftmeister der alten Städte den ganzen Bedarf aller

Menschen innerhalb ihrer Zwangs- und Bannmeilen zu berechnen und zu befriedigen vermochten, ebenso sicher würden solche Gewerks-Obermeister die Production ihrer Bezirke wirthschaftlich zu leiten und dem Bedarf anzupassen verstehen. Sie würden auch im Stande sein, zu entscheiden, ob und an welchem Orte irgend ein Industriezweig event. selbst gegen den Willen einer Wirthschafts-Gemeinde eingerichtet und in Betrieb erhalten werden müßte, um mit möglichst geringem Arbeitsaufwand möglichst viel Product zu erzielen.

Die in solcher Weise genossenschaftlich organisirten Gewerke würden durch ihre, in den verschiedenen Gemeinden vertheilten Mitglieder eine Körperschaft bilden, welche alle Vortheile der alten Zünfte gewährte, ohne daß die Nachtheile zu Tage zu treten brauchten. Der Lehrling kann sein Handwerk an dem passendsten Platz erlernen, der Geselle zu seiner weiteren Ausbildung nach den verschiedensten Productionsstätten dirigirt werden und dem Meister steht in reiferen Jahren die Leitung irgend einer Productionsstätte in sicherer Aussicht, so daß sich innerhalb jeder Productionsbranche eine auf Kenntniß und Geschäftstüchtigkeit basirende Stufenleiter bildet, deren Ersteigung jedem Befähigten ermöglicht ist.

Eine derartige Organisation trägt der freien Berufswahl weit mehr Rechnung, als das heute bei unserer planlosen Production der Fall ist; sie ermöglicht es, daß in jeder einzelnen Gemeinde dem Bedarf entsprechend producirt wird und daß Qualität und Quantität der Producte einer Aufsicht von besonders qualificirten Personen unterworfen ist. Sie entzieht das Eigenthumsrecht an den Produktionsmitteln und an den Producten den Arbeitern wie den Arbeiter-Genossenschaften und überweist dies Eigenthum den Wirthschafts-Gemeinden, ermöglicht dadurch also eine der Arbeitsleistung ungefähr entsprechende Besoldung, da ja der

Tauschverkehr nicht zwischen den Productiv-Associationen, sondern zwischen den Wirthschafts-Gemeinden stattfindet und dadurch der materiell bevorzugten Stellung irgend einer Arbeitsthätigkeit mehr oder minder vorgebeugt werden kann.

Die Ueberweisung der fertiggestellten Producte in das Eigenthum der Gemeinden schafft unzweifelhaft ein Monopol für solche Gemeinden, in denen die Productivität der Arbeit durch den Naturfactor besonders vermehrt wird.

Wenn zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs eine gewisse Quantität Acker mit Getreide bestellt werden muß, wenn deshalb eine Gemeinde ihren leichten Sandboden beackern muß, der so wenig ertragsreich ist, daß in jedem Scheffel Getreide doppelt so viel Arbeitszeit kristallisirt erscheint, als in dem Scheffel Getreide, das auf gutem Boden gewachsen ist, dann hat die Gemeinde, deren Acker aus gutem Getreideboden besteht, bei geringerer Arbeitsleistung einen größeren Werth zur Disposition, kann sich für weniger Arbeit mehr Genußmittel verschaffen, als jene Gemeinde auf dem leichten Boden.

Auch bei den Bergwerken spielt der Naturfactor eine besonders einflußreiche Rolle; die Ergiebigkeit derselben ist ja sehr verschieden. Aber selbst bei Fabriken treten solche Verhältnisse zu Tage; die unentgeltliche Benutzung einer großen Wasserkraft bevorzugt viele industrielle Etablissements vor anderen.

Wenn also den Gemeinden das unbeschränkte Eigenthumsrecht an Grund und Boden zugestanden wird, wird eine durch die Verschiedenheit der Productivität der Arbeit entstehende Differenz in dem Einkommen der Bürger der einzelnen Gemeinden entstehen, die nur der Staat im Wege der Steuer oder der Erhebung eines Bodenzinses auszugleichen vermag, soweit das Correctiv der Freizügigkeit die entstehenden Unterschiede nicht herabzumindern im Stande ist.

Es ist hier nicht der Ort, dies Zukunftsbild weiter auszumalen; es lag mir nur daran, zu zeigen, daß sich die socialistische Idee in einfacher Fortbildung der schon bestehenden und allmählich mehr concentrirten Wirthschaftsverhältnisse durchführen lasse. Denke man sich nur die Mitglieder irgend einer Gemeinde zu einem Consumverein verbunden, so wird die Art und Weise, in welcher dieser Consumverein seinen Bedarf zu decken bestrebt sein muß, beinahe der Organisation gleichen, welche vorstehend gezeichnet wurde. Dieser Consumverein wird für alle seine Mitglieder auch so lange der Abnehmer ihrer Producte sein, als er die gebrauchten Waaren nicht anderswoher billiger beziehen kann.

Denkt man sich wieder die verschiedenen Industrien und Gewerke genossenschaftlich organisirt, so hat man andererseits ein Bild der möglichen, ja wohl auch wahrscheinlicherweise entstehenden Productivgenossenschaften; die Vertheilung der zum Consum hergestellten Genußmittel kann sich nach der geleisteten Arbeit richten und dem Staat fällt bei der ganzen Organisation mehr das Aufsichtsrecht, als eine directe Leitung der Production und Vertheilung zu.

Doch das nur nebenbei. Ich mußte, selbst auf die Gefahr hin, mich dem Vorwurf der Utopie auszusetzen, in kurzen Zügen die Organisation des socialen Staates zeichnen, um daran zu zeigen, welche eminent wichtige Stellung die Wirthschafts-Gemeinde in der Organisation einzunehmen berufen ist.

Mir erscheint die Wirthschafts-Gemeinde, wie ich vorstehend schon ausgeführt habe als der naturgemäße, einfache Wirthschaftskörper, der sich föderalistisch mit anderen gleichen oder ähnlichen Organisationen gruppiren und mit ihnen eine höhere Einheit bilden muß.

Deshalb erscheint mir auch das Streben, den Gewerbebetrieb der Gemeinden auszuweiden, als durchaus gerechtfertigt, als

burchaus praktisch, um dem Socialismus die Bahn zur Durchführung seiner weiteren Ideen zu ebnen. Je mehr die einzelnen Gemeinden sich an der Production betheiligen, desto mehr lernen sie den Werth der Selbstproduction kennen und schätzen; je weiter diese Production um sich greift, um so mehr muß sie dem vorhandenen Bedarf angepaßt, planmäßig betrieben werden.

Aber selbst ohne productiven Communalbetrieb kann dem Socialismus immer mehr Terrain gewonnen werden, sobald es gelingt, die Gemeinden nur zu einem mehr oder minder umfassend organisirten Consumverein umzugestalten. Uebernehmen die Communen nur vorerst die Versorgung, den Ankauf und Vertrieb der nothwendigsten Lebensmittel, vermindern sie dadurch den gemeinschädlichen Parasiten des Zwischenhandels, so gewinnen sie als hauptsächlichste Kunden der Producenten einen so gewaltigen Einfluß auf die Production, daß sie organisirend und bestimmend in dieselbe eingzugreifen im Stande sind.

Denke man sich nur, daß irgend eine Stadt von mittlerem Umfange den Mehl- und Brodhandel in die Hand nehme. Sofort würden die Mehlhändler und die Bäcker gezwungen sein, entweder der übermäßigen Concurrenz zu weichen, oder aber sich mit einem ganz bescheidenen Verdienste zu begnügen. Der sichere Absatz ermöglichte der Stadt die Anlage eines großartigen Mühlen-Etablissements; der constante Verbrauch von Getreide gäbe wieder Gelegenheit, dasselbe aus der ersten Hand von den Producenten, den Landwirthen, zu kaufen, welche dagegen die übrigbleibende Futterkleie gern in Zahlung nehmen würden.

So wird, so muß sich ein Industriezweig nach dem andern organisch in den Dienst des großen Consumvereins einreihen lassen und damit wäre meines Erachtens der unter den bestehenden Wirtschaftsverhältnissen einzig und allein

mögliche, erste Schritt zur Herstellung einer vernünftigen Interessengemeinde gegeben, aus der heraus sich der social organisirte Staat naturgemäß entwickeln kann.

Schon werden von allen Seiten Stimmen laut, welche das Eingreifen des Staates, seine organisirende Thätigkeit verlangen. Aber Niemand weiß einen Vorschlag zu machen, in welcher Weise der „Räder von Staat“ helfen soll. Mir scheint, daß man von unten aufbauen, daß man der Gemeinde wieder einen festen, wirtschaftlichen Halt geben muß, um den Kristallisationspunct zu gewinnen, um den herum sich die jetzt centrifugalen Atome gruppieren können.

Die Wirtschaftsgemeinde bildet den Kern des nicht mehr aus Gesellschafts-Atomen bestehenden Staates; aus den föderalistisch organisirten Gemeinden setzen sich die Provinzen, aus diesen der Staat zusammen, der, durch die materiellen wie ideellen Interessen aller seiner Bürger zusammengehalten wird. Ein derartiges Staatswesen vermag nicht nur wirtschaftlich ganz für sich zu bestehen, es kann auch vermöge seiner rationell gegliederten Production das von Jahr zu Jahr steigende Wohlsein aller seiner Bürger garantiren.

Zur Durchführung dieser Aufgabe muß sich der Socialismus meiner Meinung nach bemühen, seine Anhänger in die Vertretung der Communen hineinzu- bringen und überall die Versorgung der Gemeinde mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen von Gemeindegängen organisiren.

Der Vortheil einer solchen Einrichtung liegt so sehr auf der Hand, daß sich die Mehrzahl der Gemeindebürger leicht für die Idee gewinnen lassen wird, und wenn nur der erste Schritt gethan ist, kann und wird sich der Betrieb nach allen Richtungen erweitern lassen.

Die Anstellung derartiger praktischer Versuche auf dem Boden der heutigen

Gesellschaft kann nicht nur ohne jede Verletzung der demokratischen Principien der Partei vor sich gehen, sie muß sogar der geplanten wirthschaftliche Organisation des Socialismus erst den Weg ebnen,

muß die Vorbedingungen schaffen, ohne welche die Durchführung der wirthschaftlichen Seite des socialistischen Programms mir nicht denkbar ist.

C. A. S.

Replik.

Nr. 16 dieses Blattes bringt einen A. B. unterzeichneten Artikel, der sich in heftiger Weise gegen die angeblichen Ansichten des Verfassers eines in Nr. 10 d. Bl. abgedruckten Artikels: „Ueber den Zusammenhang des wirthschaftlichen und politischen Principis im demokratischen Socialismus“ ausspricht. Meines Erachtens nicht nur mit Unrecht, sondern auch sehr überflüssiger Weise. Thatsache ist es, daß die Meinungen innerhalb der Partei über den streitigen Punct des Staats- und Commune-Betriebs weit auseinander gehen. Daher schien es mir, der ich ganz auf dem principiellen Standpunct des Herrn A. B. stehe und diesen Standpunct in fast zu schroffer Form gegen Herrn Rittinghausen geltend gemacht habe (in der „Wage“), wünschenswerth, die Gründe für und wider zusammenzustellen.

Die Objectivität machte es mir zur Pflicht, alle Gründe, welche meine, in dieser Frage mit mir dissentirenden Parteigenossen geltend machen konnten, möglichst scharf zu präcisiren. Daraus folgt noch nicht, daß diese Parteigenossen die von mir zu ihren Gunsten beigebrachten Motive zu den ihrigen machen. Durchaus ungehörig erscheint es mir aber, diese Genossen, die gewiß ebenso überzeugungstreu und ehrlich sind, wie Herr A. B. und ich selber, in das Stöcker'sche Lager zu verweisen, wie es Herr A. B. thut, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, gegen angebliche, von Niemand bis jetzt unbedingt acceptirte Motive einen heftigen Kampf zu beginnen. Nirgends ist in dem von mir geschriebenen Artikel davon die Rede, daß das demokratische Princip ein Heiwerk in unserer Bewegung sei; das glaubt eben Niemand und das hätte Herr A. B. auch bei genauerem Studium meines Artikels sicher nicht in

denselben hineinlesen können. Von einem Aufgeben des demokratischen Standpuncts, den ich ebenso entschieden wie Herr A. B. vertrete, ist sicherlich bei keinem Einzigen unserer Genossen die Rede. Dieser Vorwurf muß für alle Genossen, welche in dem oben erwähnten Punct anderer Meinung sind, als wir, verletzend sein und wäre deshalb besser unterblieben.

Auf die abfällige Kritik des Herrn A. B. über die „praktischen“ Vorschläge, welche ich in der „Zukunft“ gemacht habe und ferner machen werde, zu antworten, steht mir nicht zu. Jene Vorschläge sind eben der Oeffentlichkeit übergeben, um discutirt zu werden. Wer, wie ich, auf Grund langjähriger Studien zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß Marx und Engels mit vollem Recht die Behauptung aufstellen, daß die ökonomischen Verhältnisse die Grundursache der politischen Macht sind, der kann zwar die Möglichkeit nicht bestreiten, daß unsere Partei die politische Macht einmal durch einen Gewaltstreich zu erringen im Stande sein dürfte, er kann sich aber eine durch Decret von oben herab eintretende Organisation der ökonomischen Verhältnisse, wie sie Herr A. B. sich denkt, nicht construiren, wenn nicht schon vorher größere wirthschaftliche Institutionen bestehen, aus denen heraus und an die sich anschließend der neue ökonomische Bau der Gesellschaft sich zu entwickeln vermag. Herr A. B. verweist auf England; sollen wir warten, bis die Concentration des Kapitals und des Grund und Bodens sich so weit vollzogen hat, wie es nöthig ist, um die Expropriateure zu expropriiren? Dann kann sich der deutsche Socialismus vorläufig noch ruhig auf einige hundert Jahre schlafen legen.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands sind anderer Natur, als die Englands. Die materielle Noth treibt das deutsche Reich zu dem Gedanken des monopolisirten Staatsbetriebes. Die materielle Nothlage der Städte wird sie zu gleichen Unternehmungen drängen, je entschiedener der Widerwille gegen die Einführung neuer Steuern sich öffentlich ausspricht. Damit ist der Weg gezeichnet, auf dem sich eine Concentration des Kapitals in anderer Weise, wie in England, vollziehen kann und vollziehen wird. Damit wird dem deutschen Communismus ein tüchtiger Berg von Vorurtheilen aus dem Wege geräumt.

„Die Gesellschaft kann naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen, noch wegdecretiren — schreibt Marx — aber sie kann die Geburtswehen abkürzen und mildern.“

Wenn irgend ein „praktischer“ Vorschlag, wie Herr A. B. sich höhrend ausdrückt, etwas zur Abkürzung und Mildern der Geburtswehen beizutragen im Stande ist, — soll derselbe aus purer Principienreiterei nicht gemacht werden? Sollen wir der großen Zahl von ehrlichen Leuten, die sich wohl mit den von uns aufgestellten Zielen einverstanden er-

klären, sich aber von unserer Partei fernhalten, weil sie gar keinen Weg zur Erreichung dieser Ziele zu finden vermögen, nicht zeigen, daß sich die Gesellschaft — bei gutem Willen — im tiefsten Frieden durch allmähliche Einführung von Reformen zu einer communistisch organisirten umgestalten kann?

Ich sage: ja, dreimal ja!

Schließlich bemerke ich noch, daß ich glaube, Herr A. B. wird sich selbst überzeugen, daß er durch Mißverständnisse über die Person und die Intentionen des Verfassers zu einer so scharfen Schreibweise verleitet worden ist; ich betone nochmals, daß ich mindestens ebenso entschieden wie Herr A. B. die Durchführung der demokratischen Forderungen unseres Programms vertrete, aber auch ganz jener Ansicht meines Lehrers und Freundes Joh. Jacoby huldige, die derselbe schon 1848 ausgesprochen hat:

„Die politische Freiheit ist nicht der höchste, nicht letzter Zweck; sie soll uns nur den Weg bahnen zur Lösung einer höheren, der gesellschaftlichen Aufgabe, nur als Mittel dienen zur Erhebung und Veredelung des Menschen zu dem auf sittliche Freiheit begründeten Wohlergehen Aller.“
C. A. S.

Die Baboeuwliten.

Die eigentlich socialistischen Doctrinen haben während der französischen Revolution verhältnißmäßig nur eine untergeordnete und nebensächliche Rolle gespielt. Um dies zu beweisen, ist es nur nöthig, daran zu erinnern, in wie dauerlicher Weise die nationalen Güter verwendet wurden. Condorcet, der in seiner „Uebersicht der Fortschritte des Menschengesistes“ die wirkliche Gleichheit als das letzte Ziel der socialen Kunst bezeichnet hatte, und Brissot, dem man es heutzutage so nachrühmt, daß er vor Proudhon der Erfinder des berühmten Dogma: „Eigenthum ist Diebstahl“ gewesen sei, gehörten beide der Bourgeoispartei der Girondisten an und bewiesen schon dadurch, wie sehr sich ihre Theorien von

denen des Socialismus unterschieden. Robespierre und Saint Just haben sich begnügt, metaphysische Sätze zu verbreiten und gegen die reichen Eigenthümer einige Schmähungen zu schleudern, und zwar zu derselben Zeit, als sie in ihrer Verfassung von 1793 das Eigenthum gewährleisteten. Marat selbst, genau genommen, kam trotz seines glühenden Mitgeföhls für das Volk über das Ideal einer rein politischen Revolution niemals besonders weit hinaus. Die beiden einzigen Parteien, die man wirklich mit dem Namen Socialisten bezeichnen kann, nämlich die „Enragés“ und die „Hébertisten“, waren in ihrer Thätigkeit sehr beschränkt. Die „Enragés“, deren Hauptführer der ehemalige Priester Jacques Roux, der junge Barlet und der

Spanier Guzman waren, wurden von der Partei Robespierre's sehr bald abgethan. Die ungleich stärkeren Hébertisten waren kurze Zeit hindurch Gebieter der Commune, in der sie über die Majorität verfügten, Gebieter der Mairie von Paris, an deren Spitze Bache stand, und Gebieter des Kriegsministeriums, das aus Bouchotte, Hebrard-Vincent und Xavier Audouin gebildet wurde. Ferner waren sie Herren der von Konfin befehligten Revolutionsarmee, und da sie außerdem den Procurator der Commune, Chaumette, den Redacteur des „Père Duchesne“, Hébert, den berühmten Redner Collot-D'Herbois und eine ganze Anzahl von Volksvertretern zu ihren Führern zählten, durften sie einen Augenblick hoffen, die Leitung der ganzen Bewegung in die Hand zu bekommen; aber die Anhänger Robespierre's empörten sich über ihre Gottlosigkeit und ihren Versuch, eine allgemeine Entchristlichung herbeizuführen und brachten auch sie unter das Messer der Guillotine. —

Erst zwei Jahre später, im Laufe der Jahre III und IV, erkannten einige von den letzten Ueberlebenden der Revolutionskämpfe — belehrt durch das traurige Schauspiel der Schandthaten der Reaction, durch das wachsende Elend des Volkes und durch die Wiederkehr der alten Tyrannei unter neuen Formen — daß die rein politischen Revolutionen durchaus unfruchtbar seien, und entschlossen sich, eine neue Revolution von ausgeprochenem socialem Charakter zu unternehmen.

Diese Unternehmung war die Verschwörung des Baboeuf. *)

*) Das Hauptwerk über die Verschwörung des Baboeuf ist das von Buonarotti. Es wurde zum ersten Mal im Jahre 1828 zu Brüssel in zwei Octavbänden und unter dem Titel: „Histoire de la conjuration pour l'Egalité, dite de Baboeuf, suivie du procès auquel elle a donné lieu“ veröffentlicht. Eine neue Ausgabe desselben erschien im Jahre 1830 zu Paris in der Sammlung der Schriften über die Revolution, welche die Gebrüder Baudouin veranstalteten. Der volkswirtschaftliche Theil des Buches ist als besonderes Werk im Jahre 1832 herausgegeben worden. 1850 schrieb Charavay einen einbändigen Abriß, in welchem einige Namen von Persönlichkeiten wieder berichtigt sind, die Buonarotti durch Pseudonyme ersetzt hatte. Ein anderer, empfehlenswertherer Abriß ist im Jahre 1869 in der Sammlung der politischen Prozesse

Die Pläne der Baboeuiften sind in mehr als einer Hinsicht als unvollständig, phrasenhaft, verdunkelt durch Sentimentalität und wirthschaftliche Unerfahrenheit zu betrachten. Der Einfluß des verbitterten Spiritualisten Rousseau, der schon der Revolution so verhängnißvoll gewesen war, machte sich auch hier an einzelnen Stellen bemerkbar. Es ist auch durchaus nicht erstaunlich, daß in dem Augenblick, wo die große Industrie der neueren Zeit kaum im Entstehen begriffen war, die Verschworenen nicht alle Folgen ihres Unternehmens vorausgesehen hatten. Aber man darf nicht verkennen, daß sie ein Beispiel revolutionärer Kühnheit und politischen Radicalismus gegeben haben, welches vielleicht nicht wieder erreicht worden ist.

In den Kerlern der Reaction lernten die meisten der zukünftigen Mitglieder der Verschwörung sich kennen. Von Denjenigen, die sich im Jahre III in den Pariser Gefängnissen und besonders in dem von Plessis und in dem der „vier Nationen“ befanden, sind zu nennen:

Bertrand, ehemaliger Maire von Lyon während der Revolutionszeit; hatte vor 1789 ein beträchtliches Vermögen im Dienste seiner Ideen ausgegeben. Er war ein alter Freund des piemontesischen Socialisten Châlier, an dem die Bourgeois von Lyon während eines reactionären Aufstandes in dieser Stadt einen Justizmord verübten;

Debon, Verfasser eines Werkes gegen das Eigenthum;

Julien de la Drôme, Mitglied des Convents, in welchem er für den Tod des Königs gestimmt hatte;

der Goldschmied Josef Bodson, ein ehemaliges Mitglied der Commune von

durch den Verleger Lechevalier nebst einer Vorrede und Anmerkungen von Arthur Ranc veröffentlicht worden. — Außerdem kann man den 1870 in der 17. Lieferung der allgemeinen Encyclopädie der Herren Ranc und Jaclard erschienenen sehr guten Artikel über den Baboeuismus nachschlagen; über die einzelnen Umstände wird man am besten durch die Sammlung der Zeitungen Baboeuf's: „Der Volkstribun“ und „Zeitung der freien Menschen“ aus den Jahren IV und V unterrichtet. Ferner wurden im Jahre V von der Druckerei des Directoriums zwei Bände der bei Baboeuf confiscirten Papiere, sowie auch der stenographische Bericht des Proceßes in vier Bänden (Baudouin, Paris, Jahr V) veröffentlicht.

Paris, welcher schon seit der Niederlage der Hebertisten verurtheilt war, zu jener Zeit indeß wegen eines Preßvergehens gefangen saß;

Duplay, der Tischler, bei welchem Robespierre gewohnt hatte;

Massart, Ex-Generaladjutant der Armee unter dem patriotischen Ministerium von Pache und Vouchotte;

Mathurin Bouin, ein ehemaliger Friedensrichter;

Germain de Narbonne, ein junger Husarenofficier, der durch die Reaction aus dem Lager gerissen worden war, um in die Bastille geworfen zu werden;

Gracchus Babeuf de Saint Quentin, ein ehemaliger Beamter der Commune von Paris, der zuerst mit der Bewegung des Thermidor's sympathisirte, dann aber in Folge der Greuelthaten der Thermidoristen ein so freimüthiger Revolutionair wurde, daß man ihn festnehmen ließ;

Philippe Buonarrotti, ein Nachkomme von Michel Angelo, der von dem Großherzog Leopold zu Beginn der Revolution von Florenz verbannt wurde. Er gründete auf Corsica die Zeitung „Freund der italienischen Freiheit“, wurde durch Decret des Convents zum Franzosen erklärt und im Auftrage desselben mit einer Sendung nach Corsica betraut. Nach dem Thermidor kehrte man ihn ein. (Es ist dies derselbe Buonarrotti, welcher 30 Jahre später der Geschichtschreiber dieser Verschwörung werden sollte.)

Diese Leute gehörten allen Parteien der Revolution an; es befanden sich unter ihnen alte Freunde von Hebert und Chaumette, ehemalige Jünger Robespierre's, und sogar ehemalige Thermidoristen, wie gerade Babeuf. In den Gefängnissen lernten sie unter der gemeinsamen Last der Unterdrückung einander kennen, einander schätzen, ihren früheren Kummer und selbst ihre Todten vergessen, um zusammen an dem Triumph der Gerechtigkeit zu arbeiten.

Der royalistische Aufstand des Vendemiaire des Jahres IV zwang das Directorium, eine bejammenswürdige Regierung der Schauelpolitik und des juste milieu, sich auf die Republikaner zu stützen. Die Folge hiervon war die Befreiung der gefangenen Revolutionäre. Raum waren dieselben frei geworden, so begannen sie, sich mit ihren neuen Plänen zu beschäftigen und eine Vereinigung zu bilden. Ein erster, aber er-

folgloser Versuch wurde im Anfang des Brumaire des Jahres IV von Babeuf, Buonarrotti, Julien de la Drôme, den jungen Darthé von Pas-de-Calais und einen Bürger Namens Fontenelle gemacht. Der junge Darthé war bei der Erstürmung der Bastille verwundet worden, hatte später an der Regierung seines Departements theilgenommen und war seitdem öffentlicher Ankläger in Arras und Cambrai gewesen.

Kurze Zeit darauf fand bei Bouin eine neue Versammlung statt, welcher Darthé, Buonarrotti, Massart, Bobson, Germain, Bertrand, Julien und noch einige Andere bewohnten. Man entschied sich dafür, eine Art von Club zu bilden, der sich bei dem Patrioten Cardinaux in dem Gebäude des ehemaligen Klosters der Genoveser versammeln sollte. Diese Vereinigung, welche später in Folge der Nachbarschaft den Namen Pantheon-Club annahm, hatte, da die Aufnahmebedingungen sehr leichte waren, bald mehr als 2000 Mitglieder. Aber gerade diese leichten Aufnahmebedingungen waren auch die Ursache, daß im Schooße des Clubs große Meinungsverschiedenheiten entstanden. So hielt eine Anzahl Gemäßigter den Gleichheitsfreunden die Spitze, welche Letzteren volksthümliche Stimmungen wachzurufen suchten, indem sie die Ausführung jener beiden nicht aufgehobenen Decrete verlangten, die der Convent in seiner besseren Zeit erlassen hatte. Nämlich das Decret vom 8. Ventose des Jahres II, welches den Vaterlandsvertheidigern eine Milliarde aus dem Nationalvermögen versprach, und dasjenige vom 14. Ventose desselben Jahres, das den armen Patrioten die Güter der Revolutionsfeinde überwies. Es würde ein großer Irrthum sein, wollte man alle Mitglieder des Pantheon-Clubs als Anhänger der Lehren Babeuf's betrachten, der schon zu dieser Zeit keinen Anstand nahm, in seinem Journal, dem „Volkstribun“, entschieden zu erklären, daß „das persönliche Eigenthum die Quelle aller auf der Menschheit lastenden Uebel sei“, und der ja, wie Marat, genöthigt war, sich beständig zu verbergen, um den Schergen der Gewalt zu entgehen.

Um inmitten dieser Vereinigung einen Stamm zuverlässiger und entschlossener Männer zu haben, bildeten Darthé, Buonarrotti, Massart, Germain und das ehemalige thermidoristische Conventsmitglied Amar ein geheimes Comité, dem in der

Folge Debon und die Bürger Clemence, Genois, Marchand und Felix Lepelletier, ein Bruder des nach der Verurtheilung des Königs ermordeten Conventsmitgliedes, sich zugesellten.

Diese Vereinigung gestaltete sich zu einer Art von Commission, in welcher man nicht allein über die Mittel und Wege zum Sturz des Directoriums, sondern auch darüber berieth, wie dasselbe durch eine bessere Regierung zu ersetzen und eine auf gesunder Grundlage beruhende Volksherrschaft zu schaffen sei. Die sociale Frage wurde hier mit Freimüthigkeit behandelt. Alle begriffen, daß die Zerstörung der Ungleichheit das zu erreichende Ziel war. Bei der Discussion hierüber schlugen die Einen, in Erinnerung an die während der Revolutionszeit getroffenen Maßnahmen, die Lebensmitteltaxe und Zwangsrequisitionen vor, während Andere von Luxussteuern, dem Ackergesetz und der progressiven Einkommensteuer ausgingen. Debon, Darthé, Felix Lepelletier und Buonarotti hatten nicht viel Mühe aufzuwenden, um die Unzulänglichkeit dieser Palliativmittel zu beweisen. Sie führten als das einzige Heilmittel „die Gemeinlichkeit der Güter und Arbeiten, d. h. die gleiche Vertheilung der Lasten und Genüsse“ an, und Alle verstummten, um sich dieser Meinung anzuschließen.

Man bildete sich keineswegs ein, diese radicale Reform durch einen Erlaß im Handumdrehen bewerkstelligen zu können, man wollte diese Reform lediglich anbahnen. Die Mitglieder der Gruppe beschloßen deshalb, zunächst den Sturz des Directoriums und die Wiederaufrichtung der Verfassung von 1793 zu erstreben, welche, wenn sie auch das Recht des Eigenthums in seiner ungeheuren Ausdehnung anerkannte, doch immerhin die demokratischste Verfassung war, welche man hatte. Ferner wollte man durch das auffrändische Volk eine revolutionäre Behörde ernennen lassen, welche beauftragt werden sollte, die Schlußfolgerungen des Aufstandes zu ziehen.

Das Comité war gerade im Begriff, die Abtheilungen zu organisiren, den Aufstand vorzubereiten und ihm die für die Gleichheit günstigste Richtung vorzuzeichnen, als plötzlich eine Reihe von Ereignissen eintrat, welche Alles in Frage stellten.

Zuerst faßte das Comité, in Folge eines von Héron, ehemaligen Agenten des all-

gemeinen Sicherheits-Comité's, hervorgerufenen ungerechten Verdachts, Mißtrauen gegen Amar und löste sich schließlich auf. Diese Verdächtigungen hatten übrigens so wenig Halt, daß selbst Buonarotti, ein sehr eifriger Anhänger Robespierre's, erklärte, Amar habe bis zu seinem Ende nie aufgehört, mit seiner Börse wie mit seiner Person die Sache der Gleichheit zu unterstützen.

Sodann nahmen die Verfolgungen gegen Baboeuf neuerdings einen so heftigen Charakter an, daß sie sich sogar auf seine Frau erstreckten. Schließlich wurde der Panthéon-Club, welcher eine große Ausdehnung gewonnen hatte, aufgelöst. Den Vorwand hierzu bot das Verlesen einer von Darthé verfaßten Stelle des Baboeuf'schen Journals. Die Auflösung wurde am 9. Ventose in militärischer Weise durch Truppen vollzogen, deren Befehlshaber kein Geringerer war, als der General Bonaparte, der künftige Kaiser in Person.

Alles gerieth in Unordnung. Die Freunde der Gleichheit — die Gleichen, wie sie sich untereinander zu nennen pflegten — blieben bei ihren Zusammenkünften auf die öffentlichen Plätze und auf die Cafés, besonders auf dasjenige der „Bains Chinois“, beschränkt, wo man sich die republikanische Liedersängerin Sophie Lapiere anhörte. Was Baboeuf anbelangt, so mußte der beständig von der Polizei verfolgte Mann von Asyl zu Asyl irren und bald bei Felix Lepelletier, bald bei Rey und Chézer eine Zuflucht suchen. In diesen Widerwärtigkeiten wurde er durch die aufopfernde Anhänglichkeit Antonelle's, Darthé's, Duplay's, Buonarotti's und des Schlossers Didier, sowie auch des materialistischen Philosophen Silvain Marschal unterstützt, welcher ein alter Freund Chaumette's war und später das Wörterbuch der Atheisten herausgab. Der Anfangs genannte Antonelle, ehemals Deputirter und Präsident der Jury in dem Proceß der Königin und der Girondisten und überdies ein Feind der Tyrannei Robespierre's, war trotz seiner angesehenen Stellung und seines Adels in so hohem Grade von Eifer für die Gleichheit erfüllt, daß er das Anerbieten des Directoriums, das „Journal des Hommes libres“ zu verlassen und die Redaction des „Moniteur“ zu übernehmen, gerade um diese Zeit abgelehnt hatte.

Erst im Anfang des Germinal des Jahres IV konnte die Verschwörung wieder organisiert werden. Baboeuf, Antonelle, Silvain Maréchal und Felix Lepelletier, vier Männer von scharfem Verstande und ausgeprägten Ueberzeugungen, constituirten sich, mit dem Zwecke, die Revolution zu centralisiren, zu einem geheimen Wohlfahrtsausschuß. Sie zogen sofort Buonarotti und Darthé, später auch Debon in's Geheimniß und gründeten endgültig am 10. Germinal einen Ausschuß von 7 Mitgliedern.

Zwölf Bezirks-Agenten, die sorgfältig aus den erprobten Patrioten ausgesucht worden waren, erhielten den Auftrag, die Agitation in den verschiedenen Vierteln zu übernehmen. Mit großer Schnelligkeit schufen sie hier kleine thätige Gruppen, die untereinander nicht in Verbindung standen, von sicheren Männern geleitet wurden und, ohne es zu wissen, auf ein gemeinsames Ziel lossteuerten. Nur einer von ihnen, der Schloffer Didier, kannte den geheimen Ausschuß und vermittelte dessen Verbindungen mit den Bezirks-Agenten. In der Folge wurde die Organisation vervollständigt durch fünf militärische Agenten, Fiou, Eggenard Massen, Bannek, Germain, der für die von sehr revolutionärem Geiste erfüllte Polizei-Legion bestimmt war, und schließlich für das Lager von Grenelle der Verräther George Grisel, ein Capitain, dessen Bekanntschaft Darthé im Café des Bains Chinois gemacht hatte, und dessen schändliche Denunciation das Complot zum Scheitern bringen sollte.

Alle Mitglieder des geheimen Ausschusses befanden sich in voller Uebereinstimmung hinsichtlich ihres Endziels. Es war die Abschaffung der gegenwärtigen socialen Ordnung und die Aufrichtung der absoluten Gleichheit. Aber wie schon früher in der Versammlung bei Amar, war man auch hier der Meinung, die Verfassung von 1793 zum Ausgangspunkt machen zu sollen, zumal diese Verfassung in den revolutionär gesinnten Vorstädten sehr populär geblieben war. Man erkannte an ihr hauptsächlich zwei große Verdienste an: erstens war sie durch das Volk gebilligt, und dann war in ihr dem letzteren ausdrücklich das Recht vindicirt worden, über die Gesetze zu berathen und zu beschließen. Indessen fühlte der Ausschuß die Gefahr, die darin lag, wenn das Volk zu früh zu neuen Wahlen be-

rufen würde, und er hatte Recht. — Man hat in Frankreich seit der Einrichtung des allgemeinen Stimmrechts immer gesehen, daß man wenig von dem Botum eines Volkes zu erwarten hat, welches eben erst von der Unterdrückung befreit worden ist. Die Geschichte und die Erfahrung hatten, wie Buonarotti erzählt, den geheimen Ausschuß darüber belehrt, daß die thatsächliche Wirkung der Ungleichheit die ist, entgegengesetzte Interessen zu schaffen, einander feindlich gegenüberstehende Leidenschaften zu pflegen und die Menge, welche die Ungleichheit unwissend, leichtgläubig und zum Opfer anstrengender Arbeit macht, einer kleinen Anzahl von unterrichteten und geschickten Leuten zu unterwerfen, welche den Vorzug, den sie zu erlangen gewußt, mißbrauchen und nur danach streben, in der Vertheilung der Güter und der sonstigen Vortheile die Ordnung zu erhalten und zu verstärken, welche für sie die ausschließlich günstige ist. Der Ausschuß schloß daraus, daß ein Volk, welches sich in so seltsamer Weise von der natürlichen Ordnung entfernt hatte, auch nicht in besonders hohem Grade fähig sein würde, Nützlich zu vollbringen, vielmehr eines außerordentlichen Mittels bedürfe, um wieder einen Zustand zu erreichen, in dem es ihm möglich sein würde, das volle Maß seiner Souveränität in Wirklichkeit und nicht bloß scheinbar auszuüben.

Es mußte also eine provisorische Behörde geschaffen werden. Einige schlugen die Dictatur eines Einzelnen vor, Andere Zurückberufung der revolutionären Mitglieder des Convents, welche durch die Reaction geächtet worden waren, noch Andere traten für die Ernennung einer revolutionären Behörde durch das aufständische Volk ein. Dieser letzte Vorschlag wurde zum Beschluß erhoben. Man entschied sich dafür, dem aufständischen Volk die Ernennung einer Versammlung vorzuschlagen, welche aus je einem Demokraten für jedes Departement zusammengesetzt sein sollte, und welcher das Comité eine Reihe von Maßregeln zu unterbreiten hätte, die eine ernsthafte Umwandlung herbeizuführen geeignet wären. Man bereitete sogar Candidatenlisten vor, um sie dem Volke vorzulegen; dieselben wurden später von der Polizei bei Baboeuf aufgefunden. Unter den darin vorgeschlagenen Namen sind diejenigen Antonelle's für die Rhonemündung, Raffart's für

Ille et Vilaine, Germain's für Aube, Dehon's für Calvados, des Generals Merle, eines activen Militairs, für die niederen Pyrenäen, Darthe's für Pas-de-Calais und Baboeuf's für die Somme hervorzuheben.

Der Ausschuß wäre während der Erhebung allmächtig gewesen, er rechnete sehr darauf, auch in der Folge einen Theil seines Einflusses zu behalten. Entweder durch seine Thätigkeit in der Assemblée, oder dadurch, daß er sich durch das aufständische Volk das Recht zuertheilen ließe, dieser Körperschaft Gesetzesvorschläge zu präsentiren. Der Ausschuß mußte sich also mit der Gesamtheit der Maßregeln beschäftigen, die während des Aufstandes, wie auch nach demselben geschaffen werden sollten. Vom ersten Tage der Bewegung an sollten provisorische Maßregeln dem Volk von Paris den socialen Charakter der Erhebung begreiflich machen. Diese Maßregeln waren die unentgeltliche Wiebergabe der in dem Mont de Piété verfehten Werthgegenstände des Volks, die Bekleidung der Armen, die sofortige Unterbringung der Unglücklichen in den Wohnungen der Verschwörer, endlich die Vertheilung der beweglichen Güter der Verschworenen an die bedürftigen Vaterlandsvertheidiger. Ähnliche Dispositionen sollten für die Provinzen getroffen werden, in welche man energische Commissarien entsenden wollte, und wo die Verwaltungsbeamten, welche vor dem Thermidor thätig gewesen waren, in ihre Functionen wieder eingesetzt werden sollten. Die hauptsächlichsten Maßregeln sollten sein: die Abschaffung der Steuern für die Armen und ihre Vertheilung auf die Reichen, die Errichtung von allgemeinen Vorrathshäusern in allen Gemeinden, die sofortige Aufhebung des Verkaufs der Nationalgüter, die Vertreibung derjenigen Eigenthümer, welche es vernachlässigen sollten, ihre Landgüter zu bebauen, und die Verwendung der letzteren zum Nutzen des Volkes, sowie schließlich die unentgeltliche Beschaffung des nothwendigen Lebensunterhalts für die Greise, die Schwachen und die bedürftigen Familien der Soldaten.

Was die endgültigen Maßregeln anbetraf, so sollten sie in fünf Decreten erlassen werden, welche der Ausschuß durch die Assemblée votiren lassen wollte, nämlich ein Decret in Betreff der Polizei, eins in Bezug auf das Heer,

eins über die öffentlichen Feste, eins über die Erziehung und eins in Bezug auf die Volkswirthschaft.

Das Decret über die Polizei sollte den Zweck haben, die Gegenrevolutionäre niederzuhalten, die Macht in die Hände des Volkes zu legen durch die Errichtung einer Nationalgarde, welche im Gegensatz zu allen bürgerlichen Gardes der Reaction ausschließlich aus denjenigen Bürgern gebildet werden sollte, die in Anbetracht ihrer Lage an dem Erfolg der Revolution besonders interessiert waren.

Das Militär-Decret sollte auf die Armee den demokratischen Geist übertragen, durch die Bestimmung, daß alle Bürger im Alter von 20 bis 25 Jahren in sie eingereiht, und daß sie von bewährten, auf Widerruf angestellten Führern geleitet werden sollte.

Das Decret über die öffentlichen Feste sollte die Traditionen der großen Staatsfeierlichkeiten aus den schönen Jahren der Revolution wieder beleben.

Das Erziehungs-Decret hatte den Zweck, allen Staatsbürgern eine allgemeine und gleiche Bildung zu geben, sowie auch der Jugend die Liebe zu der neuen Ordnung einzufloßen.

Das volkswirthschaftliche Decret, das wichtigste von allen, sollte alle Zweige der öffentlichen Verwaltung umfassen. „Bekanntlich“, so äußert sich Buonarrotti über diesen Punct, „war die Aufrichtung und Vollendung einer großen nationalen Gemeinschaft der letzte Zweck der Arbeiten des Ausschusses. Inbessen würde er sich sehr wohl gehütet haben, schon am Tage nach seinem Triumph diesen Zweck zum Gegenstand eines Erlasses zu machen und die Gegner zu zwingen, daran theilzunehmen. Im Gegentheil würde jede einseitige Heftigkeit, jeder nicht durch die Gesetze angeordnete Wechsel untersagt und bestraft worden sein. Der Ausschuß dachte, daß der Gesetzgeber einen Weg einzuschlagen hätte, der das ganze Volk bestimmen müßte, aus Noth oder Interesse das bestehende Eigenthum zu ächten.“

Zu diesem Zweck rechnete der Ausschuß auf die unmittelbare Einrichtung eines vorläufigen nationalen Gemeinwesens, das sofort durch die Vereinigung der gesammelten Güter, die der Nation und den Gemeinden gehörten, begründet werden sollte. Dieses Gemeinwesen, so glaubte er, welches ein ungeheures Territorium

besaß, das sich noch fort und fort durch freiwillige Geschenke und durch die Annerion der Güter der Verstorbenen vergrößert haben würde, hätte den von ihm beschäftigten Bürgern bei mäßiger Arbeit einen unabhängigen und soliden Wohlstand gesichert; es hätte Denjenigen, welche außerhalb dieses Gemeinwesens leben wollten, nur ein mühevolleres und dürftiges Leben gelassen, es hätte dadurch, daß es die arbeitssame Bevölkerung zu sich herangezogen hätte, den Grundbesitz und das Kapital in den Händen der Eigenthümer sozusagen unfruchtbar gemacht, und ohne daß die Maßregel der Expropriation und der Confiscation nöthig geworden wäre, würden die Eigenthümer sich gezwungen gesehen haben, auszuwandern und die Besitzthümer zu verlassen, aus denen sie keinen Nutzen mehr ziehen konnten, oder sie dem Gemeinwesen anzubieten, um an den von ihm gewährten Vortheilen theilzunehmen.

Diese Ideen sind vielleicht trotz der Irrthümer, welche aus den Verhältnissen jener Zeit entspringen — so z. B. der Haß gegen das Geld, der beinahe so weit ging, daß man die im Felde stehenden Heere mit Naturalien versorgen wollte — weniger lächerlich, als man in einer gewissen Gesellschaft die Lehren der Baboeuisten sich vorzustellen beliebt. Um nur von dem kühnsten der Decrete, dem volkswirtschaftlichen, zu sprechen, so ist zu bemerken, daß der Uebergangsmodus, welchen es für die Verwandlung des persönlichen Eigenthums in Gesamteigenthum in Vorschlag bringt, sich in seinen großen Umrißen in hohem Grade den Methoden nähert, die heutzutage von einigen der eifrigsten Mitglieder der socialistischen Partei vorgeschlagen werden.

Dies wären die Wirkungen, welche die Baboeuisten durch ihre Revolution hervorzubringen hofften; wir müssen jetzt fragen, wie sie sie auszuführen gedachten. Zeigt schon die Darlegung ihrer volkswirtschaftlichen Theorien eine seltene Ueberlegenheit, so offenbart das Studium ihrer Revolutionspläne nicht weniger ihre revolutionäre Intelligenz. Die gewählten Mittel waren zweierlei Art, revolutionäre Propaganda und wirkliche Ausführung der Revolutionspläne. Für die Propaganda schlug Silvain Maréchal schon in der ersten Sitzung ein Manifest der „Gleichen“ vor, welches als Ueberschrift die Worte Condorcet's tragen sollte:

„Wirkliche Gleichheit ist das letzte Ziel der socialen Kunst.“ Die wichtigste Stelle dieses Manifestes lautet wie folgt: „Das Aergereß oder die Theilung der Ländereien war der eifrigste Wunsch einiger Soldaten ohne Grundsätze, einiger Volkshäufen, die sich mehr durch ihren Instinct als durch ihren Verstand bewegen ließen. Wir erstreben etwas Höheres, etwas Gerechteres; wir erstreben das allgemeine Wohl und die Gemeinlichkeit der Güter! Kein besonderes Eigenthum an Grundbesitz soll fürderhin bestehen, die Erde gehört Niemandem! Wir reclamiren, wir verlangen gemeinsamen Genuß der Früchte der Erde, die Früchte der Erde gehören Allen! Wir erklären, nicht länger dulden zu können, daß die sehr große Majorität der Menschen im Schweige ihres Angesichts arbeitet im Dienste und zum Vergnügen einer außerordentlichen Minderheit! Genug und schon zu lange verfügt eine Anzahl von weniger als zwei Millionen über Dasjenige, was mehr als zwanzig Millionen ihres Gleichen gehört. Möge endlich dieses große Aergereß aufhören, welches unsere Enkel nicht werden glauben wollen. Verschwindet endlich, ihr empörenden Unterscheidungen zwischen Reich und Arm, zwischen Groß und Klein, zwischen Herren und Knechten, zwischen Regierenden und Regierten!“ —

Dieses Manifest wurde von dem geheimen Ausschusse nicht gebilligt, man tabelte hauptsächlich daran die Stelle über die Regierenden und Regierten. Germain hat später die Gedanken des Ausschusses über diesen Punct ausgesprochen, indem er vor dem hohen Gerichtshof aus sagte: „Fern von mir ist diese verdammenwürdige Doctrin: weder Regierende noch Regierte, eine Doctrin, welche mich zum Sklaven eines Stärkeren und zum Tyrannen eines Schwächeren machen würde.“ Man mißbilligte außerdem in dem Manifest Maréchal's eine andere Stelle, an der er sagte: „Laßt sie doch umkommen, wenn es sein muß, alle Künste, wenn uns nur die wirkliche Gleichheit bleibt.“ Es wurde daher beschlossen, dies Schriftstück nicht zu veröffentlichen.

Zum Ersatz für das unterdrückte Manifest verbreitete man in Unmassen eine Schrift, welche den Titel trug: „Analyse der Lehren des Baboeuf, der, weil er die Wahrheit gesagt hat, geächtet worden ist.“

Diese Schrift hob besonders hervor, daß die Natur jedem Menschen ein gleiches Recht an allen Gütern gegeben habe, daß der Zweck der Gesellschaft der sei, diese Gleichheit zu schützen und zu steigern durch die gemeinsame Nutznießung sämmtlicher Güter, daß Niemand sich ohne Verbrechen die Güter der Erde oder des Gewerbesleibes habe aneignen können, daß die Verfassung von 1795 oder vom Jahr III eine antirevolutionäre und die Rechte des Volkes verletzende sei —, und forderte schließlich dringend die Wiederherstellung der Verfassung von 1793. Ueberdies fanden die Zeitungen des Baboeuf „Der Volkstribun“, ferner eine andere volksthümliche Zeitung, der „Eclaircur“, der von Duplay redigirt wurde, sowie Broschüren und Placate in den kleinen Gruppen der einzelnen Stadtviertel ausgezeichnete Centren für die Propaganda und drangen bis in die tiefsten Schichten des Volkes ein.

Daneben wurden aber die Mittel zur Ausführung nicht vernachlässigt; der Ausschuß widmete einen großen Theil seiner Sitzungen der Revolutionsvorbereitung; man beschloß, daß das Signal zum Handeln die Veröffentlichung eines mit gründlichen Motiven versehenen Documents sein sollte, welches den Titel „Acte insurrecteur“ führen und Jedem seine Rolle vorschreiben sollte.

Man rechnete zwar auf die Unterstützung eines Theils der Armee, mit welchem man geheime Verbindungen unterhielt, einem Theil, der, wie Buonarrotti sagt, „noch nicht mit den Trophäen der Schweiz, Italiens, Aegyptens, Deutschlands und Spaniens geschmückt war.“ Auf jeden Fall hatte man seine Maßnahmen getroffen. Einige Generale sollten bereit sein, die nach Arrondissements und Sectionen eingetheilten Patrioten zu befehligen; die führenden Hauptleute und Unterhauptleute sollten Fahnen mit der Inschrift: „Gleichheit, Verfassung von 1793“ tragen. Während die Kriegstüchtigsten sich der Waffen- und Munitionslager und der Lager von Grenelle und Barenne bemächtigen würden, sollten sich andere Abtheilungen zu Herren des Staateschazes, der Post, der Minister- und Directoren-Hôtels, sowie der Proviant-Magazine machen. Alle Bäcker sollten veranlaßt werden, Brod zu backen, welches unentgeltlich an das bewaffnete Volk vertheilt und durch Requisitionen bezahlt

werden sollte. Um jeden Versuch des Widerstandes von vornherein zu beseitigen, sollte der Gehorsam gegen die Befehle der gegenwärtigen Regierung untersagt und auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden. Endlich sollten die Directoren und die Mitglieder des Minister-raths unmittelbar von dem Volk gerichtet werden.

Jetzt, da der Aufstand gescheitert ist, haben die Geschichtsschreiber und die Volkswirthe leichtes Spiel, um in pedantischer Weise zu zeigen, daß er keinen Erfolg haben konnte; die nachträglichen Prophezeihungen sind ja so leicht. Die Unternehmung war so gigantisch angelegt, daß man Bedenken trägt, an ihre Ausführbarkeit zu glauben. Diejenigen, welche sie geplant hatten und welche sich ihre Schwierigkeiten keineswegs verhehlten, waren anderer Meinung. Sie hatten den beträchtlichen Fortschritt gesehen, welchen in den wenigen Jahren der Revolution das französische Volk gemacht hatte, und sie forderten von ihm einen neuen Fortschritt.

Es ist aber auch nicht zu bestreiten, daß die Verschwörer über bedeutende Kräfte verfügten. Derjenige Mann, welcher die französische Revolution am besten gekannt hat, der vor 1½ Jahren verstorbene Historiker George Avenel, sagt in dieser Beziehung: „Bekanntlich mißlang die sogenannte Verschwörung des Baboeuf, aber dies geschah nicht etwa deshalb, weil die Idee, auf welcher sie ruhte, eine unausführbare war, vielmehr ist ihr Mißerfolg nur dem Zufall zu verdanken. Die Verschwörung hatte damals alle Chancen für sich, alle Umstände lagen wirklich ausgezeichnet. Das Volk war unzufrieden, Baboeuf und seine Freunde hatten mehr Mühe, es zurückzuhalten, als es anzutreiben. Neue freiheitsfeindliche Gesetze, welche soweit gingen, Verletzungen der Vereinsgesetze mit dem Tode zu bestrafen, empörten alle Diejenigen, welche noch um die Aufrechterhaltung freiheitlicher Principien besorgt waren. Der Anblick der Verschwendung der Banquiers, der Armeelieferanten und Kaufleute aller Art, die schwindelhaften Speculationen mit den Nationalgütern reizten das Volk auf, welches ohnehin durch die furchtbare Entwerthung der Assignaten, die Theuerung der Lebensmittel und die Arbeitslosigkeit zum Elend verurtheilt war.“ Wenn man die beiden

Hände der bei Baboeuf confiscirten Schriftstücke durchblättert, geräth man in Erstaunen über die mannigfachen Beziehungen, welche die „Gleichen“ in allen Vierteln angeknüpft hatten. Ohne von den Arbeitern zu sprechen, beziffert Buonarotti die organisirten Streitkräfte der Partei auf nicht weniger als 17,000 Mann. Speciell zählt er sie auf, wie folgt: Revolutionäre 4000, Mitglieder der früheren Behörden 1500, Kanoniere 1000, abgesetzte Officiere 500, Revolutionäre der Departements 1000, Grenadiere des gesetzgebenden Körpers 1500, Militairs in Gefängnissen 500, Invaliden 1000, Legion der Polizei 6000.

Das Unternehmen macht auf uns den Eindruck eines Traumes, weil es gescheitert ist, in Wirklichkeit hat es nur an einigen unbedeutenden Umständen gelegen, daß es nicht gelungen ist. Wenn wir auch nicht genau sagen können, was aus dem Gelingen hervorgegangen wäre, so dürfen wir doch im Hinblick auf die historischen und ökonomischen Zustände, die damals im Volke verbreiteten Ideen und den Charakter Derjenigen, die sich an der Spitze der Bewegung befunden haben würden, versichern, daß ein Erfolg ganz unberechenbare Resultate gehabt hätte. Wir wollen nun sehen, warum das Unternehmen scheiterte.

Alles war vorbereitet, sogar die Exemplare des „Acte insurrecteur“ und die Standarten mit der Aufschrift: „Gleichheit, Verfassung von 1793“, aber der Ausschuß wollte Nichts dem Zufall überlassen und Nichts unternehmen, ehe Alles geregelt war. Unter Anderem fehlte ihm Geld; die größte Summe, welche der Ausschuß in seinem Besiz gehabt hatte, betrug nach Buonarotti 240 Franken, welche von dem Minister einer befreundeten Republik hergegeben waren. Noch ein anderer Umstand verursachte eine Verzögerung. Der Ausschuß wurde nämlich von dem Bestehen einer ähnlichen Verschwörung benachrichtigt, welche von ehemaligen Conventsmitgliedern organisirt worden war, und deren Zweck es zu sein schien, die Bewegung zu ihrem Nutzen auszubenten. Man mußte mit ihnen unterhandeln, und dies um so mehr, als zwei der zur Leitung der Bewegung gewonnenen Generale, Fiou und der ehemalige Revolutions-General Rossignol, mit großem Eifer die Nothwendigkeit einer Verschmelzung betonten. Ferner hielt auch

der Umstand die Verschwörung auf, daß Drouet, der Postmeister von Varennes, welcher den Gefinnungen der „Gleichen“ sehr zugethan war, von beiden Verschwörungen Kenntniß hatte. Es ist dies derselbe Drouet, welcher s. Z. Ludwig XVI. aufgehalten und später im Convent gefesselt hatte. Danach war er in Maubeuge festgenommen und auf den Spielberg geschickt, jetzt aber von österreichischer Seite mit zwei anderen Conventsmitgliedern gegen die Tochter Ludwig XVI. ausgetauscht worden.

Es fand eine Zusammenkunft zwischen dem geheimen Ausschuß und einem Delegirten der Bergpartei statt, welcher durch Germain eingeführt werden sollte. Am 15. Floréal erschien Ricord in Begleitung Germain's und man schlug ihm unter folgenden Bedingungen eine Fusion vor: 1) Wiederherstellung des Convents, der ausschließlich aus den geächteten Mitgliedern der Bergpartei und je einem Demokraten für jedes Departement zusammengesetzt sein sollte (im Ganzen ungefähr 170 Mitglieder). 2) Unbedingte Unterwerfung unter die durch das aufständische Volk erlassenen Decrete. 3) Unterbringung der Armen in den Häusern der Verschworenen, Verteilung von Lebensmitteln an die Hilfsbedürftigen, Confiscation der Güter und Mobilien der Aristokraten, unentgeltliche Herausgabe der im Mont de Piété versetzten Gegenstände. 4) Vertreibung der zurückgekehrten Emigranten. 5) Ungültigkeitserklärung aller seit dem 9. Thermidor vötrirten Gesetze.

An der Spitze der Bergpartei standen Ricord, Raignelot, Choudieu, Amar, Huguet, Favogues, Robert Lindet, welche fast Alle der radicalsten Gruppe des Convents angehört hatten. Sie verwarfen zuerst die am meisten demokratischen der ihnen vorgeschlagenen Bedingungen, schließlich aber erklärten sie sich in Anbetracht der entschlossenen Haltung der „Gleichen“ mit Allem einverstanden. Es ist sehr bemerkenswerth, daß unter Denjenigen, welche die Annahme am wärmsten befürworteten, nicht nur Amar sich befand, sondern auch Robert Lindet, der ehemalige Schatzmeister des Wohlfahrts-Ausschusses, welcher, wie Buonarotti erzählt, ausführlich von der Nothwendigkeit sprach, der Revolution einen wirklich volksthümlichen Charakter zu geben, ohne welchen, wie er sagte, dieselbe nur eine Partei-Spielerei sein würde. (Schluß folgt.)

Die Kirche im Zukunftsstaat. *)

Die deutsche Socialdemokratie erklärt programmmäßig die Religion zur „Privatsache“. Beobachtet man jedoch das praktische Verhalten der Partei in Dingen der Religion, so zeigt sich ein auffallender und — wie uns scheint — unzulässiger Widerspruch zwischen ihrer Praxis und ihrer Programm-Theorie, ein Widerspruch, der so grell ist, daß man sich fast wider Willen zu dem Urtheil gebrängt sieht, die Erklärung der Religion zur Privatsache, die religiöse Indifferenz und Toleranz stehe nur auf dem Papier der Partei. Es scheint uns nothwendig, daß diesem unklaren Dualismus ein Ende gemacht werde. Hat die Partei ihre triftigen Gründe gehabt, sich nicht als solche zum Atheismus zu bekennen und das gleiche Bekenntniß von ihren Genossen zu fordern, so darf sie logischer Weise auch nicht gestatten, daß einzelne ihrer Agitatoren und Führer im Namen der Partei den Atheismus predigen, im Namen der Partei die christliche Religion und Kirche verhöhnen und mit Schmähungen, ja zum Theil mit Verleumdungen überhäufen. In ihrem eigenen Namen mögen sie thun und sagen, was ihnen beliebt und was sie glauben verantworten zu können; aber daß sie es im Namen der Partei thun, darf diese letztere, sofern sie weiß, was Partei-Disciplin ist,

*) Dem Zwecke dieser Zeitschrift gemäß, jeder in wissenschaftlichen Formen auftretenden Meinung innerhalb der Socialdemokratie ihre Spalten zu öffnen, haben wir auch dem nachfolgenden Artikel die Aufnahme nicht versagt, wollen aber damit nicht für Alles in demselben Enthaltene eine solidarische Verantwortlichkeit den Parteigenossen gegenüber übernehmen.

Die Red.

so lange nicht dulden, als in ihrem Programm noch jene Bestimmung steht, welche die Religion zur Privatsache und damit den religiösen Standpunct für etwas hinsichtlich ihrer Angelegenheiten Irrelevantes erklärt. Sie darf ein solches Treiben von Seiten einiger unserer lautesten Sprecher nicht nur nicht dulden, sie muß sich dasselbe vielmehr als ein sie compromittirendes, als ein ihre Principien in der bedenklichsten Weise fälschendes in allem Ernst verbitten. Einer Partei, welche in ihrem Programm die Religion zur Privatsache erklärt, steht es schlecht an, eine Agitation zu organisiren, oder auch nur in ihrem Namen organisiren zu lassen, deren Zweck dahin geht, den Massenaustritt aus der Kirche herbeizuführen. Ihre eigene Logik sollte es ihr verbieten, die Logik der Welt zu provociren. Sollte aber die Partei, welche so mit sich in Zwiespalt gerathen ist, an dieser von ihr geübten Praxis in Sachen der Religion dennoch festhalten wollen: nun, so fordern wir von ihr, daß sie den Muth habe, jene Bestimmung aus ihrem Partei-Programm zu streichen und statt derselben das Bekenntniß des Atheismus und das Princip der Bekämpfung des Christenthums in dasselbe aufzunehmen. Die Situation der Partei hat sich in jüngster Zeit zu einer solchen gestaltet, daß sie eins von beiden thun muß, wenn man ihr nicht mit Recht soll nachsagen können, daß sie selbst nicht wisse, was sie wolle: sie muß entweder auf Grund ihres bisherigen Programms jede in ihrem Namen betriebene atheistische und antikirchliche Agitation untersagen, oder sie muß, um letztere zu ermöglichen, ihr

Programm in dem bezeichneten Punkte ändern.

Welchen der beiden Wege die Partei einzuschlagen habe, darüber wird sie sich am leichtesten klar werden, wenn sie sich vergegenwärtigt, welche triftigen Gründe es waren, die sie bei Festsetzung ihres Programms veranlaßten, jene Bestimmung in dasselbe aufzunehmen, und wenn sie zu einem Urtheil darüber zu gelangen sucht, warum Gründe, welche damals triftig waren, es heute nicht mehr sein sollen.

Es sind zunächst Gründe der Taktik gewesen, welche zu jener Bestimmung geführt haben. Man ging von dem Gesichtspunct aus, daß es der Propaganda nicht zuträglich sei, wenn die Majorität der Partei der letzteren ohne Maske ihre Ueberzeugung in Sachen der Religion aufdrängen wollte; man wollte die Partei nicht einer lediglich in diesem Punkte anders gesinnten Minorität und eines derselben gleichartigen Zuwachses für die Zukunft berauben, indem man es für naturgemäß hielt, daß der Atheismus von selbst in der Partei die Oberhand behalten und schließlich auch jene Minorität durchsäuern werde.

Wir sehen hier ganz davon ab, ob diese Hoffnung an sich eine schöne ist; wir halten uns nur an die Frage, ob Grund vorhanden ist, die bei Feststellung des Programms zur Geltung gekommenen Begriffe über das der Propaganda Förderliche heute umzukehren. Welche Aenderungen in der Situation sind denn eingetreten, um eine solche Umkehrung zu rechtfertigen? Nur wenn die Welt im Großen und Ganzen, wenn namentlich die Wissenschaft inzwischen atheistisch geworden wäre, könnte man mit einem Schein des Rechtes auf den Gedanken kommen, daß es für die Propaganda nützlich sei, diese immer stärker werdende atheistische Strömung des Zeitgeistes und der Wissenschaft dadurch zu benutzen, daß man das Segel dieses Zeitgeistes auch an dem Fahrzeug der Partei befestige. Allein

dem ist mit nichten so. Es gehört kein sehr scharfes Auge dazu, um zu erkennen, daß gerade in der Wissenschaft — wir reden namentlich von der Naturwissenschaft und von der Philosophie — ein bedeutungsvoller Stillstand, ja zum Theil ein Umschwung in der bis dahin den religiösen Problemen gegenüber beobachteten Haltung eingetreten ist, daß die namhaftesten Forscher anfangen, der materialistischen Erklärungsweise den Rücken zu kehren oder doch mindestens sich zu einer wissenschaftlichen Nüchternheit und Vorsicht herabzustimmen, mit welcher sie sich lieber schon vor Jahrzehnten hätten schmücken sollen. Es liegt ganz in der Natur der Sache, daß die Weltanschauung der großen, der eigentlichen Forschung fernstehenden Massen derjenigen der strengen Wissenschaft nachhinkt, daß es der Jahre, ja der Jahrzehnte bedarf, um die Gedanken der Forscher durch alle Schichten der Gesellschaft durchsickern zu lassen. So kann es denn nicht Wunder nehmen, wenn wir den trivialen und widersinnigen Gedanken des Materialismus heute von den Massen als tiefste Weisheit angestaunt sehen, während die wahrhaftigen Denker nachgerade anfangen, sich dessen zu schämen, daß sie sich jemals von demselben dupiren lassen konnten. Ist dem aber also, so wird auch diese neue wissenschaftliche Sinnesänderung einmal zu den Massen durchsickern, welche jetzt noch urtheilslos und geschmacklos sich an der materialistischen Doctrin berauschen, als wäre sie Nektar, während sie doch in der That das einzige Geistesproduct ist, hinsichtlich dessen Carl Vogt's unästhetische Vergleichung des Gedankenprocesses mit einem körperlichen Vorgange einiges Zutreffende hat. Wenn nun aber dieses Stadium der Gesamtentwicklung — der Natur der Dinge nach — erst einmal eingetreten sein wird: wie wird es dann um die Propaganda stehen? Ein weiser Politiker rechnet nicht bloß mit den Factoren der Gegenwart, sondern auch

mit denen der Zukunft, zumal wenn es sich ankündigt, daß diese Zukunft keine allzuferne ist. Sollte, was von dem weisen Politiker überhaupt gilt, von dem eigentlichen „Zukunfts“-Politiker weniger gelten?

Allein es ist nicht einmal nötig, warnend auf die Zukunft hinzuweisen. Schon in der Gegenwart würde die Propaganda der Partei durch eine Aenderung des Programms in der angegebenen Richtung tief geschädigt werden *); schon in der Gegenwart wird sie tief geschädigt durch die vorhin gerügte, dem Programm widersprechende Praxis. Es läßt sich nicht feststellen, wie viele neue Anhänger die Partei durch Anwendung dieses spezifischen programmwidrigen Mittels einer von vielen ihrer Genossen und Organe betriebenen antireligiösen Agitation erworben haben mag und noch täglich erwerben mag; allein die Zahl derselben mag so groß sein, wie sie wolle: in jedem Falle ist es ein gründlich falsches Exempel, nur diese in Rechnung zu stellen und nicht zugleich auch jene, welche gleichzeitig durch eben dieses Agitationsmittel, sowie durch die besondere Art der Applizierung desselben, von der Partei ferngehalten und zurückgestoßen werden, obgleich sie mit den rein sozialistischen Theilen des Programms völlig übereinstimmen. Auch ist Derjenige bekanntlich ein schlechter Rechner, welcher die ihm zuwachsenden Stimmen nur zählt, statt sie zu wägen. Wenn eine Partei 100 Anhänger gewinnt und zugleich 10 verliert, so kann dies unter Umständen ein herzlich schlechtes Geschäft sein. Sind die 100, die sie gewonnen hat, lauter Einer, die 10 aber, die sie verloren hat, lauter Hundertter: so scheint zwar die Partei ein Plus von 90 zu haben, in Wahrheit aber hat sie ein Minus von 900, welches die Zukunft — allem Schein ein

*) Soviel uns bekannt, liegt die Absicht einer derartigen Aenderung, die auch wir tief beklagen würden, nicht vor. Die Red.

Ende machend — dann in erschreckender Weise herausstellen wird. Kommt dieses Deficit der Partei noch nicht zum Bewußtsein, weil immerhin ihre Propaganda eine große und wachsende ist: so ist es nichtsdestoweniger vorhanden, sobald nur dies wahr ist, daß ihre Propaganda, sie sei so groß wie sie wolle, eine noch zehnmal größere sein würde, wenn sie sich nicht selbst durch programmwidrige Agitation in Dingen, welche den Kern ihrer Bestrebungen eigentlich gar nichts angehen, in leichtfertigster Weise von Seiten einer großen Anzahl ihrer Organe selbst um die Verzehnfachung ihrer Propaganda bringen ließe. Wir vermögen es nicht, die Summe all' der Einer zu berechnen, welche z. B. in Folge der seit Entstehung der „staatssozialistischen“ Partei der Welt zum Besten gegebenen Schauspiele der Socialdemokratie zu gewachsen sein mögen; sollten aber die Parteigenossen an der Zahl dieser Einer ihre Phantasie aufzuregen geneigt sein, so fühlen wir unsererseits uns doch verpflichtet, zu ihrer Ernüchterung dadurch beizutragen, daß wir ihnen aus unserer eigensten Erfahrung heraus die Rehrseite zu diesem Zuwachs an Einern, die tatsächliche Einbuße an Hunderten vor Augen führen. Was uns berechtigt, die Hinzugekommenen als Einer zu bezeichnen? Hoffentlich das eigene Gewissen der Führer der „wissenschaftlichen“ Socialdemokratie. Wer unter ihnen glaubt es, daß durch ein so wenig gebildetes Vorgehen, wie es im Namen der Partei stattgefunden hat, auch nur ein einziger gesellschaftlich einflußreicher, ein einziger wissenschaftlich und sittlich Gebildeter, ein einziger an Selbstbeherrschung und Sitte Gewöhnter und die Gefühle und Anschauungen anderer Menschen Achtender hätte gewonnen werden können? Also: nur Einer, wenn nicht Nullen oder gar negative Größen. Die Einbuße dagegen liegt uns persönlich vor Augen. Wir sind in einer deutschen Mittelstadt

— zugleich Universitätsstadt — seit Jahren bemüht, in einflussreichen Kreisen die über die Socialdemokratie bestehenden Vorurtheile zu zerstreuen, das, was man ihr nachschmähet — insonderheit ihre atheïstische Tendenz und die ungebildete Art ihrer Behandlung der religiösen Frage — wie auch Schäßle dies thut, als „Beiwert“ darzustellen und das Interesse für die wichtigen ökonomischen Ziele derselben zu erwecken: da kommt denn auf einmal dieser oder jener tactlose Artikel in irgend einem der praktisch-politischen Parteiblätter, da kommt denn auf einmal irgend ein neues sinniges Product der bekannten Blut-Lyrik, da kommen denn auf einmal jene ohrenbetäubenden Wuthausbrüche „socialdemokratischer“ Theologie und strafen uns Lügen und machen lange Bemühungen mit einem Schlage zu nichts, nur der höhrenden Frage noch Raum lassend: „Ist das Alles noch Beiwert?“ Wir haben lange, nicht ohne einen gewissen Erfolg, uns der Socialdemokratie, wo sie geschmähet wurde, angenommen; nun aber haben die undisciplinirten Auswüchse — denn als solche müssen wir sie vom Standpunct des Programms aus bezeichnen — es dahin gebracht, daß wir es nicht mehr wagen dürfen, hier als Apologet der Partei aufzutreten, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, daß man uns mit Mienen, wie man sie nicht gern auf sich bezieht, den Rücken kehre; und wenn wir nicht — was schlimmer ist — in die Lage kommen sollen, solchen Mienen gegenüber in unserm Herzen sagen zu müssen: „Es ist anständigen Leuten von mancher Seite her Anlaß gegeben worden, solche Mienen zu machen.“ So steht es; und nun fragen wir, ob diese programmwidrige Taktik — ganz abgesehen von ihrer sittlichen Beurtheilung — ob sie klug ist. Nein, sie ist nicht klug; und die Partei hat unseres Erachtens nichts Wichtigeres und Eiligeres zu thun, als den Halbgebildeten unter ihren Agitatoren und der Zügellosigkeit

eines Theiles ihrer Presse ein energisches Halt zuzurufen und sie auf das Programm zu verweisen, damit sie nicht fortfahren, in der muthwilligsten Weise die Propaganda unter Denen, die da denken, zu vernichten, damit sie unter Denen wachse, die da brüllen.

Welchen Schaden die Partei sich damit thut, wenn sie es geschehen läßt, daß in ihrem Namen eine atheïstische Agitation der wüsten Leidenschaft und des blinden Fanatismus betrieben wird, dafür liegen Symptome von allgemeinerer Bedeutung und Erkennbarkeit vor Augen. Was ist denn z. B. aus der mit so vielem Glanz in Scene gesetzten Agitation für „Massenaustritt aus der Kirche“ geworden? Der Erfolg derselben ist, wenn man ihn auch nur an der Gesamtzahl der Partei mißt, ein wahrhaft lächerlicher. Was in aller Welt nöthigt die Partei dazu, ihr Ansehen durch so unbedachte Experimente ruiniren zu lassen? Je mehr Gewicht sie auf diese Agitation zu legen schien, desto größer mußte durch die Verunglückung derselben der Eindruck der Impotenz der Partei in dieser Richtung werden. Sollte diese Erfahrung nicht in der That geeignet sein, der Partei die Augen darüber zu öffnen, daß sie sich auf die religiöse Frage nicht verstehe und daher am besten thue, sich mit derselben nicht zu befassen und die theologischen Motria in ihren Versammlungen zum Schweigen zu bringen? Wir sagen dies mit dem Bewußtsein, daß es einer großen Partei, unter deren Principien solche von unbezwinglicher Kraft sind, nichts schaden, wohl aber vieles nützen kann, wenn sie selbst mit schonungsloser Hand ihre Schäden aufdeckt, Willkürliches und Unorganisches aus sich ausscheidet und mit wachsender Klarheit und Kraft sich auf dasjenige Streben concentriert, in welchem sie wahrhaft unbezwinglich ist. Fahren wir daher unverbroffen hierin fort! — Das, was zu dieser Austritts-Agitation den Anlaß gegeben hat, die Entstehung der „staats-

socialistischen“ Partei — das ist selbst schon ein Wert fehlerhafter Neben-Tendenzen der Socialdemokratie, und so erzeugt auf diesem Boden ein verhängnisvoller Fehler den anderen. Der, wenn auch nicht programmäßig, so doch factisch vorhandene socialdemokratische Atheismus und antireligiöse Fanatismus hat den hoftheologischen Staatssocialismus hervorgerufen und mußte ihn mit innerer Nothwendigkeit hervorrufen. Wir sind nun freilich der Meinung, daß der Staatssocialismus der Socialdemokratie zunächst in keiner Weise schaden, daß er ihr vielmehr von großem Vortheil sein, daß er unentwickelte Keime der socialistischen Idee in einflußreiche Kreise des Volkes hineintragen wird, die für die consequente und klare Ausgestaltung dieser Idee, welche zum „Zukunftsstaat“ hinführt, noch lange unzugänglich bleiben würden: Keime, welche einst zu einem unberechenbaren Wachstum gelangen können; nichtsdestoweniger sind wir ebenso sehr überzeugt, daß die Wirksamkeit des Staatssocialismus nur dann zu Gunsten der Socialdemokratie ausschlagen kann, wenn die letztere sich unzweideutig und klar über den sectirerischen Particularismus erhebt, welcher der entgegengesetzten socialistischen — oder doch wenigstens socialisirenden — Secte das Dasein gegeben hat, und wenn sie dadurch eine universale Zusammenfassung aller wahrhaft socialistischen Kräfte ermöglicht.

Daß die Socialdemokratie in ihrer dermaligen Erscheinung, vom rein socialistischen Standpunct aus angesehen, noch etwas Particularistisches, Seltenartiges an sich hat, was sie von sich wird abstreifen müssen: das scheint uns evident zu sein. Wir wollen für diesmal dieses Sectirerische — unserem Thema gemäß — nur nach der einen Richtung, nach der religiösen hin, constatiren. Die Thatfachen lehren es unzweifelhaft, daß man ebenso gut vom christlichen Standpunct aus

Socialdemokrat, wie vom antichristlichen, atheistischen Standpunct aus Socialisten-Fresser sein kann. Ist doch der antisocialistische Liberalismus im Allgemeinen nicht weniger materialistisch und atheistisch, als die Socialdemokratie; ist es doch sogar möglich — wie das Beispiel eines berühmten Berliner Physiologen zeigt — vom materialistischen Standpunct aus zu einer wissenschaftlichen und politischen Denkweise zu gelangen, für welche eine Universität wie die Berliner sich zum „geistigen Leibregiment der Hohenzollern“ gestaltet. Sollte nicht diese Erwägung allein schon hinreichen, es zur deutlichen Erkenntniß zu bringen, daß die Stellung zu den religiösen und metaphysischen Grundproblemen — ich sage nicht: die Stellung zur Confession oder zum „Pfaffenthum“ — etwas für das socialistische Princip Irrelevantes ist, daß die Meinung, die Socialdemokratie müsse nothwendig auch materialistisch und atheistisch sein, eine antiquirte oder eine zu antiquirende ist? Ja, ist es nicht einleuchtend, daß die materialistisch-atheistische Neben-Tendenz socialdemokratischer Praxis der Partei eine große Anzahl idealistisch-religiös gesonnener Gesinnungsgenossen entfremdet, ohne ihr auch nur einen einzigen materialistisch-atheistischen Gegner zuzuwenden? Wenn nun eine religiöse oder politische Genossenschaft in ihrer Theorie (Bekennniß, Programm) oder in ihrer Praxis Dingen, die mit dem Grundprincip nichts zu schaffen haben, ein ungebührliches Gewicht beilegt, wenn sie einseitige Lehren mit Fanatismus zu trennenden Unterschieden macht und dadurch Spaltungen herbeiführt und eine ungeheuere Zahl der schätzenswertheften Kräfte, welche gern für dasselbe Grundprincip arbeiten würden, von sich abstößt und ausschließt: so ist dies das Thun einer Secte, nicht das einer besonnen und klar — geschweige denn klug — denkenden Partei. Es ist nun wohl möglich, daß eine Secte ein

großes Feuer anzünden kann, welches eine Zeit lang lichterloh brennt: zuletzt aber wird es sich — wie sehr auch die Sectirer meinten, ewige Flammen geschürt zu haben — als ein Strohfeuer herausstellen. Der Fanatismus setzt ja schnell in Flammen und frißt rapide um sich; aber von nachhaltiger, dauernder Kraft ist er nicht, und schaffen wird er überhaupt nichts, geschweige denn etwas Beglückendes.

Das nun meinen wir unseren socialdemokratischen Gesinnungsgenossen zur Erwägung anheimstellen zu sollen, ob die socialdemokratische Partei in ihrer dermaligen Erscheinung von diesem sectirerischen Geiste ganz frei ist. Sie wird diese Frage insonderheit der Philosophie und der Religion gegenüber zu prüfen haben. Sie wird einen praktisch wirksamen Ausgang für diese Prüfung durch die Ueberlegung gewinnen, ob nicht viele gut socialistische, aber nicht in Fanatismus verrannte Geister durch fortgesetztes Loben gegen Religion und Idealismus, durch fortgesetzte Jügellosigkeit eines Theiles der Partei-Presse und der Partei-Muse mit der Zeit der Partei nothwendig entfremdet, ob sie nicht gar, ungeachtet alles in ihnen vorhandenen geheimen Grauens vor der und Widerwillens gegen die Hof- und Staats-Theologie, dem „Staatssocialismus“ in die Arme gedrängt oder zur Bildung einer dritten socialistischen, einer wahrhaften „universal-socialistischen“ Partei werden genöthigt werden. Auch das wolle man erwägen, daß ein solches sectirerisches Treiben nicht nur einen Verlust an Mitglieder-Zahl, sondern — was eben so schlimm ist — eine Vergeudung von Kraft in sich schließt, indem man sich in unfruchtbaren und schädlichen Mottris zerplittert, statt sich auf das Gebiet zu concentriren, auf welchem die Bedeutung der Socialdemokratie unanfechtbar ist, auf das socialpolitische im eigentlichen Sinne. Daß es sich in der gegenwärtigen Situation für die

Socialdemokratie um die nothwendige Entscheidung handelt, ob sie hinsichtlich der Behandlung der religiösen Frage, ihrem Programm getreu bleibend, über ihre Praxis das Urtheil fällen will, daß dieselbe sich zum großen Theil in Extravaganzen und Auswüchsen bewegt, und daß in Zukunft eine antireligiöse Agitation und Debatte von Parteiwegen zu unterbleiben habe; oder aber, ob sie, sich auf den Standpunct einiger Agitatoren stellend, selbst in ihr Programm die atheistische und antireligiöse Tendenz aufnehmen und sich dadurch zu einer Secte vollenden will: das scheint uns vor Augen zu liegen. Wer unter den Parteigenossen diese Alternative im letzteren Sinne zu entscheiden entschlossen sein sollte: mit dem vermögen wir unsererseits wenigstens uns nicht mehr zu verständigen; und wir glauben, daß dieser Standpunct nicht nur von uns allein eingenommen wird. Die Entscheidung im ersteren Sinne würde für die Partei wahrlich nichts Beschämendes haben; sie würde derselben die Größe objectiver Selbstbeurtheilung und unbedingtesten Wahrheitsstrebens aufprägen, deren kein Verständiger spotten würde.

Der fanatische Haß, welchem das Christenthum in socialdemokratischen Versammlungen und Organen so vielfach begegnet, erscheint um so wunderlicher, je häufiger man andererseits findet, daß socialdemokratische Redner und Schriftsteller wenigstens dem Stifter des Christenthums eine gewisse — allerdings durch ein meist recht mangelhaftes Verständniß getrübt — Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es ist eine offenkundige Ungeheuerlichkeit, Jesum als den ersten Socialdemokraten zu bezeichnen; aber ebenso offenbar ist es, daß die Socialdemokratie keine Metaphysik oder Religion erfinden könnte, welche geeigneter wäre, ihren Bestrebungen, soweit dieselben auf Befreiung des individuellen Lebens von der tyrannischen Uebergewalt bevorzugter Individuen und Stände gerichtet sind, in

den Tiefen der Gemüther eine festere und belebendere Grundlage zu geben, als die Lehre Jesu und der Apostel von der auf dem gemeinsamen Grunde gleicher Gott-entstproffenheit beruhenden Solidarität aller Menschen mit ihrer dreifachen Consequenz der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Es ist freilich wahr, daß es sich hier zunächst um eine ideelle Solidarität, um eine ideelle Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit handelt; allein es ist vollkommen ebenso wahr, daß diese ideelle, religiös-ethische Solidarität die Tendenz zur realen Solidarität auch in den rein weltlichen Lebensbedingungen in sich hat, und daß erst die aus der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Gesinnung mit Nothwendigkeit erwachsende Freiheit und Brüderlichkeit in den gesammten Lebensverhältnissen, ohne welche jene im letzten Grunde etwas Heuchlerisches bleibt, die volle Realisirung christlicher Anschauung ist. Man sollte nun denken, es müßte der Socialdemokratie ein Eminentestes daran liegen, einen Erdkreis umfassende internationale Organisation — wie es die Kirche nun doch einmal ist — von solchem Geiste getragen und beseelt zu sehen; und wenn sie findet — was wir unsererseits ihr allerdings nicht bestreiten wollen — daß dies factisch nicht der Geist derselben ist, sondern daß dieser Urgeist nahezu dem entgegengesetzten Geiste Platz gemacht hat: so können wir es weder für logisch, noch auch für gerecht, noch auch für weise halten, diesen Zustand schlechtweg dem Christenthum zur Last zu legen und diesen ungeheuren Organismus, an welchem so viele Jahrhunderte gearbeitet haben, und der — richtig umgestaltet — für das Interesse der Socialdemokratie von so eminenter Wichtigkeit werden kann, darum tödten zu wollen, weil er so tief krank ist. Jeder Socialdemokrat, welcher weiß, welches der Geist Jesu und des Urchristenthums ist, sollte sich erinnern, daß dieser kranke Organismus eine gesunde

Wurzel hat, und sollte daher nicht den Tod, sondern die Heilung desselben wünschen. Die Krankheit des Organismus, von welchem wir reden, ist auf der einen Seite der Papismus, auf der anderen der Cäsaropapismus, vermittelt durch das Staats- und Hof-Theologenthum, auf beiden Seiten also das „Pfaffenthum“; die Heilung ist die Wiederherstellung des Geistes Jesu — natürlich in einer auf consequenter Weiterbildung beruhenden Ausprägung — und eine volksthümliche, alles Pfäffische ausschließende Organisation. Man sollte nach diesen Ausführungen meinen, die Socialdemokratie verstünde sich besser auf ihren Vortheil, wenn sie, statt ihrer maßlosen Befehdung des „Christenthums“ sich weiter zu überlassen, die Reform der Kirche im Geiste Jesu auf ihr Programm schiebe. Ohne Zweifel wäre dies der Fall; dennoch ist es dies nicht, wozu wir sie aufrufen möchten, auch dann nicht, wenn wir hoffen dürften, Gehör zu finden. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß es besser ist, die beiden großartigen Bewegungen, die sociale und die kirchliche, getrennt von einander und unvermischt mit einander zu erhalten. So viel wir sehen, hat eine Mischung beider, so oft sie eingetreten ist, immer nur eine trübe Gährung erzeugt, welche nach beiden Seiten hin die Klarheit des Urtheils und die Besonnenheit raubt. Dies also ist es nicht, was wir wünschen — der Socialismus versucht es ja schon auf seine Weise, und er wird auch zeigen, wozu das führt. Was wir wünschen und wozu wir aufrufen möchten, das ist dies, daß gewisse Socialdemokraten aufhören mögen, dem Christenthum gegenüber sich in ähnlicher Weise zu verhalten, wie der Stier, wenn ihm ein rothes Tuch vorgehalten wird; daß sie sich bemühen mögen, ein objectiveres Urtheil über das Christenthum zu gewinnen, und daß sie dasselbe mit indifferentem Gleichmuth, ja mit Hoffnung, seiner eigenen Entwicklung,

die sie ihrerseits direct weder zu hemmen noch zu fördern vermögen, überlassen, um nicht durch einen thörichten, ganz außerhalb der Sphäre des Partei-Interesses liegenden Kampf lediglich die Partei selbst zu schädigen. Es wird mit Nothwendigkeit der Tag kommen, an welchem aus dem eigenen Innern der Kirche die seit lange vorbereitete Krisis über sie hereinbrechen wird, um allem Pfaffenthum ein gründliches Ende zu machen und ihr den ursprünglichen Geist zurückzugeben.

Wir wissen sehr wohl, daß es umsonst ist, durch Demonstration und Erörterung Antipathie gegen Religion in Sympathie umwandeln zu wollen. Wir gehen darauf auch gar nicht aus, weil uns eine religiöse Signatur der socialdemokratischen Partei als solcher ebenso unlieb wäre, wie die antireligiöse es ist. Wir wissen es, daß die große Mehrzahl der Socialdemokraten auf unabsehbare Zeit hin atheistisch bleiben wird; denn atheistisch ist — durch die Schuld der Kirche — vielleicht das ganze Volk in seiner Mehrzahl. Dennoch wünschen wir, daß die Partei gerecht sei — gerecht auch in dieser Hinsicht. Ist Gerechtigkeit doch das große Princip, auf welchem sie ruht. Die große Mehrzahl soll sich besinnen, daß eine ungeheuer zahlreiche Minderheit da ist, welche in religiöser Hinsicht anders denkt als sie; sie soll sich besinnen, daß das religiöse Bedürfnis im Volksleben vorhanden, daß es ein starker Factor ist, mit dem man rechnen muß — das religiöse Bedürfnis, welches mit „Pfaffenthum“ nichts zu thun hat. Es ist eine Beschränktheit, Bedürfnisse und Triebe, die man an seiner eigenen Person nicht kennt, auch an anderen Personen nicht kennen und anerkennen, sie aus Dummheit, Täuschung, Betrug herleiten zu wollen. Es ist das eine Beschränktheit, die zu einer unerträglichen Härte führen muß. Diese Erwägung im Zusammenhang mit allem bisher Erörterten wird zu der richtigen Entscheidung anleiten, wenn

es sich um die Frage handelt, ob „die Kirche“ im „Zukunftsstaat“ Raum habe. Wir werden diese Frage bedingungsweise bejahen müssen. Muß die Realität des religiösen Triebes und Bedürfnisses im Volksleben anerkannt werden, nun so muß auch zugestanden werden, daß Diejenigen, in welchen dieses Bedürfnis, dieser Trieb lebendig ist, sich zu einer Gemeinschaft ordnen, um durch dieselbe und in derselben diesem Bedürfnis Genüge, diesem Triebe Pflege und Förderung zu schaffen und ihm die Richtung zu geben. Was ist eine solche Gemeinschaft anders als „Kirche“? So dürfte es wohl klar sein, daß der Kirche allerdings der ihr nothwendige Raum, die ihr nothwendige freie Luft im „Zukunftsstaat“ zugestehen ist. Aber allerdings nicht ohne jegliche Bedingung. Der Zukunftsstaat soll auf demokratischer Ordnung der Dinge beruhen. Er wird in sich kein Gebilde, keinen Organismus, keinen Körper im Körper dulden dürfen, welcher mit dem „demokratischen“ Geiste in Widerspruch steht, keine Anstalt der Vertnechtung, Verdummung und Heuchelei. Er wird keine Kirche in sich dulden können, die nicht selbst auf demokratischer Grundlage ruht, keine, die nicht ein echtes Product des freien religiösen Volksgeistes ist, keine, welche den außer ihr stehenden Bürgern — oder auch nur ihren eigenen Gliedern — irgend welche physische oder auch nur geistige Gewalt anthut oder anzuthun vermöchte. Daß die Socialdemokratie die bestehenden Kirchen mit Mißfallen und tiefer Antipathie anblickt, ist nicht zu verwundern; es wäre vielmehr zu verwundern, wenn dies anders wäre: sie sind nicht fähig, in den „Zukunftsstaat“ einzugehen. Es wäre eine auf Ignoranz und Unbildung beruhende Barbarei, die „Theologie“ und die „Theologen“ weg-schaffen und eine Kirche ohne „Theologen“ und ohne „Theologie“ fordern zu wollen. „Theologen“ sind nicht „Pfaffen“ und „Pfaffen“ sind nicht „Theologen“.

Nur Mangel an Bildung kann beides verwechseln. Eine Kirche ohne Theologie wäre wie ein Staatswesen ohne politische Wissenschaft. Eine Kirche ohne Theologie würde mit Nothwendigkeit in rabenschwarze Nacht versinken. Es ist doch leicht verständlich und sollte unter wissenschaftlich Gebildeten keiner Erörterung bedürfen, daß die Theologie eine Wissenschaft, eine nothwendige Wissenschaft ist; und daß man daher auch die „Theologen“ wird in den Kauf nehmen müssen, sofern sie nur wahrhaft Theologen sind, die diesen Namen verdienen, statt ihn zu schänden. Es ist unbestreitbar, daß religiöse Regung, religiöses Denken, praktisch-religiöses Verhalten in der Welt gewesen ist, so lange der Mensch da ist; es ist unbestreitbar, daß es auf dem ganzen Erdboden von allen Zeiten her gefunden worden und noch gefunden wird. Nur wissenschaftliche Rohheit kann eine Erscheinung von solcher Allgemeinheit für etwas außerhalb des Menschenlebens Liegendes, für eine willkürliche Erfindung, für Priestertrug erklären. Wer das thut, ist nicht gebildet genug, um über Theologie sprechen zu können; denn er weiß nicht — was jeder Gebildete wissen sollte — daß nicht das Priesterthum die Religion, sondern daß die Religion das Priesterthum hervorgebracht hat; denn es ist nachweisbar, daß das Priesterthum späteren Ursprungs ist, daß anfänglich Jeder sein eigener, der Hausvater der Priester der Familie war. Ist nun die Religion eine im Menschenwesen begründete Erscheinung von solcher Allgemeinheit: nun, so ist sie ein nothwendiger, ein höchst würdiger Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Bedenkt man noch dazu, welche ungeheueren geschichtlichen Wirkungen von der Religion ausgegangen sind, wie in ihr der Herzschlag des gesammten geschichtlichen Lebens liegt, auch da, wo dasselbe sich von ihr zu entfernen scheint, so kann dies nur dazu dienen, die Wichtigkeit dieses Wissenschafts-

Objectes zu erhöhen. Daß die Wirkungen nicht immer heilsame, daß sie oft abscheuliche gewesen sind, vermag dagegen nichts, da sich leicht zeigen läßt, daß man es, wo solche Wirkungen vorliegen, entweder mit ganz elementaren Stufen, oder mit Degenerationen der religiösen Entwicklung, oder mit einem Mißbrauch zu thun hat, der mit der Religion getrieben wird. Man mag aber darüber urtheilen, wie man wolle: doch wird man zugestehen, daß auch die religiöse Entwicklung der Menschheit, wie Alles, ihren ganz bestimmten Gesetzen unterliegt, und daß es eine nothwendige wissenschaftliche Aufgabe ist, diesen gesetzmäßigen Entwicklungsgang zu erforschen, da nichts Menschliches, ja überhaupt nichts im Reiche der Erscheinungen der Forschung fremd bleiben darf. Wer die ganze Fülle der Natur-Erscheinungen in ihrem gesetzmäßigen Zusammenhange und Verlaufe erforscht und die gewonnene Erkenntniß zur Grundlage für praktische Beherrschung und Verwerthung des Naturlebens macht, den nennen wir einen Naturforscher. Wer den geschichtlichen Entwicklungsgang der Gesetze und der Rechtsinstitutionen erforscht, aus demselben ein System von Rechtsbegriffen abstrahirt und dasselbe zur Grundlage für die praktische Gesetzgebung und Gesetzanwendung macht, den nennen wir einen Juristen. Wer den gesetzmäßigen Proceß der religiösen Entwicklung erforscht, aus demselben ein System religiöser Ideen abstrahirt — den ruhenden Pol in der Flucht auch dieser Erscheinungen, das Bleibende im Veränderlichen suchend — und wer dasselbe zu einem Regulativ für das religiöse Leben der Gegenwart, für das der Zukunft macht: den werden wir also einen Theologen nennen müssen. Dann aber ist es klar, daß die Kirche der Theologen ebenso wenig wird entzathen können, wie die Welt der Naturforscher, Juristen &c., daß sie ohne sie in Unbildung und Rohheit versinken würde, die dann nothwendig alle jene traurigen

Wirkungen im Gefolge haben müßte, die man jetzt auf Rechnung der Religion selbst zu setzen gewohnt ist. Eine Kirche ohne Theologen wird die Socialdemokratie also nicht fordern dürfen, wohl aber eine Kirche ohne „Pfaffen“. Was wir unter einem Theologen verstehen, haben wir gesagt; unter einem „Pfaffen“ aber verstehen wir einen Pseudo-Theologen, einen solchen, welcher die theologische Wissenschaft fälscht und die gefälschte Theologie — aus welchen Motiven auch immer — zur Knechtung der Geister anwendet, die Kirche, deren Element die Geistesfreiheit sein sollte, zu einem Werkzeuge der Verknechtung herabwürdigend. Dieses Pfaffenthum ist es gewesen, welches von jeher alles Das angerichtet hat, dessentwegen man die Religion schmähet und der Kirche flucht. Dieses Pfaffenthum klage man an: so thut man ein frommes Werk daran!

Ziehen wir aus unseren Erörterungen das Resultat, so werden wir sagen müssen: die Socialdemokratie kann die Kirche in ihrem Zukunftsstaat zulassen; sie kann dieselbe auch in dem Falle zulassen, wenn letztere meint, der Theologen nicht entbehren zu können; aber nur dann kann sie dies, wenn diese Kirche durch ihre Einrichtungen Garantie bietet, daß ihre Theologen nicht zu Pfaffen werden können, Garantie, daß das „Pfaffenthum“ in ihr keinen Platz habe, sondern unwiederbringlich ausgeschlossen sei. Die meisten unserer Leser mögen bezweifeln, daß eine solche Kirche möglich sei. Wir können sie nur bitten, es abzuwarten, ob sie Recht haben. Die Herstellung einer solchen Kirche ist jedenfalls ein Problem, welches nicht die Socialdemokratie, sondern die bestehenden Kirchen selbst zu lösen haben; jener bleibt in diesem Punkte das Abwarten, dieser die Arbeit. Zu den bestehenden Kirchen wird also die Socialdemokratie sagen: „Euch können wir nicht zulassen, euch werden wir aufheben. Sehet zu, ob ihr es vermögt,

euch so umzuwandeln, daß wir es nicht mehr nöthig haben, euch auszuschließen. Wenn ihr dies Problem gelöst habt, dann kommt und sucht in unserem „Zukunftsstaat“ das Bürgerrecht nach!“

Noch ein wesentlicher Punkt bleibt zur Erörterung übrig. Die Erklärung der Religion zur „Privatsache“ wird von Seiten der Parteigenossen meist so aufgefaßt, daß damit gesagt sein solle, die Mittel, welche zur Bestreitung der religiösen Bedürfnisse, zur Unterhaltung und Förderung der Kirche erforderlich sein werden, seien von Privaten aufzubringen, von denjenigen Privaten, welche an der Kirche ein Interesse haben; für den Zukunftsstaat aber sei es eine beleidigende Zumuthung, wenn man von ihm fordern wolle, aus seiner Kasse solche Bestrebungen, wie die der Kirche, gar noch unterstützen und fördern zu wollen. Es ist uns unverständlich, wie ein Socialdemokrat so reden kann. Jeder Socialdemokrat sollte doch wissen, daß die Privaten im Zukunftsstaat keine Mittel haben werden, keine Mittel, welche über die Bestreitung der Bedürfnisse ihrer eigenen Person und ihrer eigenen Familie, wie sie aus der individuellen Situation derselben erwachsen, hinausgehen; jeder Socialdemokrat sollte doch wissen, daß deshalb im Zukunftsstaat alle Institute, deren Bestehen nöthig ist, um gewisse gemeinsame Bedürfnisse des Volksganzen oder größerer Gruppen und Massen innerhalb desselben zu befriedigen, aus Staatsmitteln werden geschaffen und unterhalten werden, und daß ohne diese Staatsmittel ihre Existenz unmöglich ist, daß also die Erklärung der Religion zur „Privatsache“ in diesem Sinne nichts als eine euphemistische Phrase wäre, deren wahre Bedeutung die Vernichtung der Kirche und der Religion ist. Wie alle anderen Institute, welche den höheren Interessen des Volkes dienen — die zur Förderung der Wissenschaft und Kunst bestimmten — so wird der social-

demokratische Staat auch die Kirche aus seinen Mitteln zu unterhalten und ihr das für sie Nothwendige zu gewähren haben. Unterließe er dies, so würde er die allerdringendsten Bedürfnisse eines großen Theiles seiner Bürgerschaft unbefriedigt lassen; dann aber dürfte er sich nicht rühmen, der Staat der Gerechtigkeit und Glückseligkeit zu sein, welcher er doch sein will. Gelingt es der Kirche nicht, unter sich zur Einheit zu gelangen, so hat der Zukunftsstaat einer jeden der Religionsgesellschaften, falls dieselben die oben geforderte Garantie bieten, mit gerechter und unparteiischer Hand ihre Existenzmittel zugumessen und zuzuwägen. Er selbst als solcher hat keine Religion und kein Dogma und von dieser Seite her also kein Interesse an dieser oder an jener Religionsgesellschaft oder an den Religionsgesellschaften überhaupt; aber er hat das Interesse, kein reales Bedürfnis innerhalb seiner Bürgerschaft, wenn er selbst auch gar kein Verständniß für dasselbe hat, unbefriedigt zu sehen, und er hat die positive Aufgabe, für Befriedigung zu sorgen. Wir haben in dieser Hinsicht ein ernstes Wort zu sagen. Mißachtet der Zukunftsstaat irgend ein ernsthaftes Bedürfnis eines großen Theiles seiner Bürgerschaft, versagt er demselben aus dem Grunde, weil es sich nicht um das Interesse der Majorität handelt, die Mittel, so ist er nicht ein demokratischer Staat, so ist er nicht besser — in unseren Augen vielmehr schlimmer — als der bestehende Staat. Er ist dann kein demokratischer Staat, weil es im Wesen der Demokratie liegt, das Ganze des Demos in's Auge zu fassen und nicht nur die Majorität desselben; die Bedürfnisse der Minoritäten — wo dies angänglich ist — ebenso zu befriedigen, wie

die der Majoritäten. Es ist dann kein demokratischer Staat, sondern er verfällt dem schlimmsten aller politischen Principien, der oligokratischen Tyrannei. Ein solcher Zukunftsstaat wäre die Herrschaft des Ordinären. Daß er in jedem Falle nicht besser wäre, als der bestehende Staat, ist leicht zu zeigen. Was würde ein solches Verhalten des Zukunftsstaates Anderes sein, als Das, was die Socialdemokratie mit Recht an der Gesellschaftsordnung des bestehenden Staates so scharf rügt: Ausbeutung des einen Theiles der Gesellschaft durch den anderen? Der nicht religiöse Theil des Volkes würde den religiösen ausbeuten, indem er die Arbeitskraft desselben in Anspruch nimmt, um seine Interessen und Bedürfnisse zu befriedigen; die Forderung einer Gegenleistung aber zum Zweck der Befriedigung auch der Interessen und Bedürfnisse des religiösen Theiles des Volkes würde er mit Hohn abweisen. Diese Ausbeutung würde der nicht religiöse Theil des Volkes sich erlauben, weil er stark genug dazu ist, es zu thun. Was hätten wir also Anderes, als Ausbeutung des Schwachen durch den Starken? Ob der Starke durch Majorität stark ist, oder durch vererbte Vorrechte und Kapitalien: das kann doch keinen wesentlichen Unterschied machen.

Wir sind am Ende. Mit Freimuth und ohne Verhüllung, in deutlicher, deutlicher Rede haben wir unsere von der Mehrzahl der Partei — wie es scheint — abweichenden Anschauungen über die empfindlichste aller Fragen dargelegt. Wollen die Genossen der Partei, wollen die Führer derselben es nicht verschmähen, dieselben einer vorurtheilslosen, ersten Prüfung zu würdigen!

K.

Zur wirtschaftlichen Krisis.

III.

Z—. Zu den neuerdings erschienenen confusen Schriften über die wirtschaftliche Krisis fällt uns keines sonderbaren Titels wegen auf das Buch des Güterdirectors C. Diebl auf Schloß Lösch bei Brunn. *) Wie die meisten Leute, welche über die wirtschaftspolitische Lage schreiben, hat auch dieser Herr das Bewußtsein, daß das heutige System bedeutend zu wünschen übrig läßt, und daß etwas Neues in's Leben gerufen werden muß. Eine gründliche Einsicht aber geht ihm ab.

„Zwei Axiome“, sagt er, „sind es vornehmlich, durch welche das moderne Wirtschaftsleben gegründet worden ist.

„Auf dem Felde der Oekonomie finden wir eines, es lautet: „Intensive Ausnützung von Kapital und Arbeit“; auf dem Felde der (Wirtschafts-) Politik das andere, es heißt: „Freiheit von Kapital und Arbeit“.

„Zwei treffliche Axiome, geeignet, die höchste Wirkung in Entwicklung des Wirtschaftslebens zu üben, — soferne sie in der Anwendung mit einander in Einklang stehen. — Sie befinden sich aber in Conflict miteinander, weil Wirtschaftspolitik und Oekonomie nicht übereinstimmend organisiert sind; sie wirken einander entgegen; das eine vernichtet die Früchte des anderen.“

Gewiß liegt in diesen Sätzen eine richtige Ahnung; aber auch nicht mehr; das zeigt die Ausführung derselben und das praktische Programm, wie es der Verfasser für die neue Partei der „Economisten“ vorschlägt. In 52 Punkten enthält dieser Programm-Entwurf unter dem „obersten Princip“: „Reform der gewerblichen Oekonomie und der politischen Oekonomie durch ihre gegenseitige Begründung und ethische Läuterung“

*) C. Diebl, Economisten. System einer Reform der gewerblichen Oekonomie und der politischen Oekonomie. Wien, Faesly u. Fridl, 1878. 58 S.

ebenso viel möglichst unklare und sich widersprechende Sätze, aus denen jedoch soviel hervorgeht, daß die „Economisten“ nicht im Entferntesten im Stande sind, die wirtschaftliche Krisis zu beseitigen, und ebenso wenig ernstlich daran denken, die Lage der arbeitenden Klassen zu heben.

Der einzige Punct des Programms, welcher ein weitergehendes Interesse erregen könnte, ist der letzte; unter der Ueberschrift: „Economistische Interessenpflege“ wird hier nämlich Folgendes verlangt:

„Die Vertretung der wirtschaftspolitischen Interessen ist selbstständig in's Auge zu fassen und ihre Verquickung mit ethisch-politischen Fragen hintanzuhalten.

Als specielle Organe zur volkswirtschaftlichen Interessenvertretung mit beratendem Einflusse sind zu begründen:

- a) economistische Provinzkammern, sämtliche Produktionszweige sectionsweise repräsentirend;
- b) eine aus sectionsweise gewählten Delegirten der Provinzkammern construirte economistische Reichskammer,

wenn nicht an Stelle der letzteren eine Arbeitstheilung im Parlament zwischen einer „politischen“ und einer „wirtschaftlichen“ Kammer in's Leben tritt.“

Es ist nicht ersichtlich, was heute derartige wirtschaftliche Parlamente zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage wirken sollten und könnten. Da alle gesetzlichen Maßregeln doch wieder von den politischen Vertretungen beschlossen oder genehmigt werden müßten, so könnten jene Vertretungen nur eine beratende Thätigkeit entfalten. Wir können uns nicht denken, daß dabei unter den heutigen Verhältnissen viel Erfprießliches herauskäme. Wenn die politischen Vertretungen nur wollten, und wenn bessere und ausgedehntere Vertretungen aller Klassen existirten, würde die wirtschaftliche Lage sehr rasch gehoben werden können.

Noch weniger als die in der vorigen Schrift enthaltenen unfertigen Vorschläge können auf Bedeutung Anspruch erheben und als Mittel zur Hebung des wirthschaftlichen Nothstandes gelten die von dem Cabinetrath a. D. Ad. Schimmelpfeng in einer übrigens unbedeutenden Broschüre entwickelten Ideen. *) Die von ihm vorgeschlagenen Corporationen erinnern lebhaft an die früheren Zünfte. Wir glauben nicht, daß von derartigen Organisationen der Arbeitgeber eine nützliche Thätigkeit in Bezug auf die Beseitigung der Wirthschaftskrisen u. s. w. zu erwarten ist — kommt es doch hauptsächlich darauf an, die Arbeiter consumsfähiger zu machen, wozu solche Corporationen schwerlich die Hand bieten werden. Im Gegentheil ist zu befürchten, daß diese Vereinigungen ihre Hauptaufgabe bald in der Bekämpfung der Socialdemokratie finden würden, wie das Herr Schimmelpfeng auch dunkel andeutet, und so nur zur Verlängerung der gegenwärtigen unhaltbaren Zustände beitragen.

Wir kommen nun zu den zahlreichen, hier nur summarisch zu behandelnden Schriften, welche in den Zöllen die Lösung des wirthschaftlichen Räthsels gefunden zu haben glauben. Daß wir ebensowohl Bücher für den Freihandel — und zwar besonders auch aus den Ländern, deren Industrie durch hohe Zölle „geschützt“ ist — wie für den Schutzzoll, aus den Ländern, wo dies weniger der Fall ist, finden, muß von vornherein mißtrauisch machen und als Beweis dafür angesehen werden, daß die wirthschaftliche Krisis mit Schutzzoll und Freihandel nicht wesentlich zusammenhängt. Wir werden dies kurz untersuchen, ohne hier auf eine ausführliche Erörterung der Schutzzollfrage eingehen zu wollen.

Wir fragen: wird in irgend einem Falle der Ueberproduction und ihren schlimmen Folgen durch Schutzzölle entgegengewirkt, und sind eventuell Schutzzölle das beste Mittel, diese Entgegenwirkung herbeizuführen?

*) Der Nothstand des deutschen Handels. Ein Beitrag zu seiner Beseitigung. Zwei Vorträge von W. und A. Schimmelpfeng. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1878. 66 S.

Erstere Frage darf bejaht, letztere muß entschieden verneint werden. — Die Abschaffung aller Zollstrafen und der freie Verkehr der einzelnen Produktionsländer mit einander hat ungefähr denselben Werth für die leichtere Herstellbarkeit der Producte wie die Erfindung arbeitersparender Maschinen. Um die Wirkungen sehr hoher Schutzzölle zu untersuchen, wollen wir daher einmal annehmen, eins der wichtigsten Hülfsmittel der Neuzeit, die Dampfmaschine, würde plötzlich unbrauchbar, etwa weil das auf der Erde vorhandene Brennmaterial verbraucht wäre. Was würde in Bezug auf die Ueberproduction die Folge sein? Würden, im Verhältniß zur geleisteten Arbeit, die Löhne der Arbeiter steigen, so daß also die dem Arbeiter zufallende Rate am Producte größer würde? — Wahrscheinlich träte dieser Fall ein. Da alle Producte sich beträchtlich vertheueren, so würde zwar ein starker Ausfall an der Nachfrage sich herausstellen, indessen wäre auch das Angebot viel geringer, und da Jeder, der es kann, doch möglichst seinen standard of life zu erhalten suchen würde, so würden die kapitalistischen Klassen weniger sparen, es würde Nachfrage nach Arbeitern entstehen u. s. f. Das Resultat wäre die vollständige oder nahezu vollständige Consumption alles Producirten. Das wäre eine Lösung der Ueberproductionsfrage, aber was für eine und auf wie lange! Denn abgesehen davon, daß wahrscheinlich bald wieder der frühere Zustand eintreten würde (die kapitalistischen Klassen würden gewiß bald wieder anfangen, anstatt ihr Einkommen zu verzehren oder den Arbeitern den gerechten Antheil davon zu geben, es in vermeintlich productiven Etablissements anzulegen), so käme die Maßregel allgemeiner hoher Schutzzölle doch nur darauf hinaus, daß die wohlhabenden Klassen ihr überflüssiges Einkommen lieber vernichteten, als daß sie es den „enterbten Brüdern“ zum Mitgenuß überließen. Ob die Lage der letzteren sich bessern würde, ist durchaus fraglich, ja unwahrscheinlich. Denn wenn auch die Arbeiter hinreichend beschäftigt wären und eine höhere Quote der Arbeitsproducte erhielten, so würde doch die ungetheilte Summe der producirten Güter erheblich kleiner sein wie bisher.

Wir haben hier, um die reine Theorie hervortreten zu lassen, einen ganz extremen

Fall geschildert, wie er sich in der Praxis nie ereignen wird. Wie es in milderen Fällen aussieht, dafür giebt uns die tägliche Erfahrung Beispiele genug an die Hand. Wir haben nur nöthig, einen Blick auf die wirtschaftliche Lage der Schutzollländer zu werfen. In Amerika z. B. ist dieselbe in vielen Bezirken eine überaus schlechte, und die Presse liefert Buch auf Buch, um die Unrichtigkeit der Schutzolltheorie zu erweisen. Daß es in Frankreich besser aussieht — aber gut auf keinen Fall —, ist wohl hauptsächlich dem letzten Kriege zuzuschreiben. Die colossalen Kriegskosten verzehrten die in den Rassen der Kapitalisten überflüssig liegenden Gelder zu einem gewissen Theil und vermehrten, soweit sie in's Ausland flossen, dort die Ueberproduction. Das dem Laien so schwer begreifliche Factum, daß sich Deutschland trotz seiner Kriegsentschädigung von 5 Milliarden wirtschaftlich so viel schlechter befindet, wie Frankreich, erklärt sich nach unserer Theorie vollkommen.

Wenn die Sätze, daß die Ueberproduction durch Schutzölle verzögert wird, daß aber die Arbeiter aus den angegebenen Gründen sich doch bei Schutzölle nicht besser stehen, im Allgemeinen richtig sind, und entschieden verneint werden muß, daß die Schutzölle das geeignetste Mittel zur Beseitigung der Ueberproduction ist, dies vielmehr nur in der Ausgleichung der Einkommen gesucht werden darf, so ist damit das Verhalten der Socialdemokratie zu den Schutzöllnerischen Bestrebungen unseres Erachtens vorgeschrieben. Indessen mag es doch Fälle in der praktischen Politik

geben, wo ein Eintreten für Schutzölle unter Umständen rätlich erscheint. Ein ganz bestimmter und kaum bestreitbarer Fall dieser Art liegt vor, wenn das Ausland dadurch das Inland niederconcurrirt, daß es die Arbeiter schlechter entlohnt, daß es Frauen- und Kinderarbeit in höherem Maße exploitirt, überhaupt eine zurückgebliebene Fabrik- und Gewerbegesetzgebung hat. Hier spricht sowohl das moralische Bedenken, aus der größeren Ausbeutung der Arbeiter in anderen Ländern Nutzen ziehen zu wollen, als die Absicht, auf diese Länder einen Druck auszuüben, damit sie ihre Gesetzgebung verbessern, für die Errichtung richtig abgemessener Schutzölle, die natürlich wegfallen müßten, sobald die betr. Länder ihre Arbeitergesetze auf die gleiche Höhe mit dem Inlande gebracht hätten. Erhebliche praktische Schwierigkeiten würde eine derartige Zollpolitik nicht haben; die importirten Waaren würden je nach ihrem Ursprungsort, welcher unschwer festgestellt werden kann, verschieden besteuert werden müssen. Vernünftiger freilich und einfacher, als eine solche Retorsionspolitik zu treiben, würden die verschieden Länder handeln, wenn sie gleichzeitig internationale Vereinbarungen in Bezug auf die Arbeits-Gesetzgebung treffen würden. Solche Gesetze gegen die Unterdrückung und Ausbeutung der arbeitenden Klassen in internationaler Weise herbeizuführen, würde gewiß nicht mehr Schwierigkeiten bereiten, als internationale Gesetze gegen die Socialdemokratie. Mit jenen aber könnte man einen Anfang dazu machen, die internationalen Krisen zu beseitigen.

Recensionen.

Dr. Karl Bücher. Die gewerbliche Bildungsfrage und der industrielle Rückgang. (Eisenach, Bacmeister, 1877. 66 S.)

Ders. Lehrlingsfrage und gewerbliche Bildung in Frankreich. (Eisenach, Bacmeister, 1878. 42 S.)

Es ist in diesen Blättern gelegentlich einer Besprechung (S. 271) schon einmal

darauf aufmerksam gemacht worden, welche Bedeutung für eine geordnete und nach bestmöglicher Art betriebene Production, wie sie der Socialismus anstrebt, die gewerblichen Fachschulen und praktischen Lehranstalten haben. In der That kann gegenüber den bekannten Befürchtungen, der Socialismus werde nichts weiter erreichen, als das jetzt bestehende partielle Elend zu einem allgemeinen zu machen, weil eben der Menschheit, speciell aber

dem „seiner Natur nach armen Deutschland“ immer nur eine beschränkte Summe Producte zur Verfügung stehen werde, — diesen Klagen gegenüber kann (abgesehen von anderen Einwänden) nicht genug darauf hingewiesen werden, daß es das *laissez faire, laissez aller* in seinen verschiedenen Formen ist, welches die Gesamtsumme der Producte und deren qualitative Beschaffenheit zu einer so geringen macht, während eine Regelung der Production und zweckmäßige Leitung derselben eine außerordentliche Vermehrung und Verbesserung der Erzeugnisse herbeiführen müßte. Von großer Bedeutung wird hierbei sein die gehörige Vorbereitung eines Jeden auf seinen Beruf, die zweckmäßigste Ausbildung in theoretischer und praktischer Hinsicht, natürlich unter Wahrung der sonstigen Interessen des Individuums. Es ist bekannt, wie sehr die Zustände in dieser Beziehung noch im Argen liegen. Nicht allein läßt der Volksschulunterricht sowohl quantitativ wie qualitativ noch bedenklich viel zu wünschen übrig (obgleich wir in Bezug auf allgemeine Volksbildung immerhin in Deutschland anderen Ländern voran sind), als auch ist die auf die Volksschule folgende Ausbildung, besonders die gewerbliche, eine überaus unzureichende.

Herr Dr. Bücher, dessen Feder wir bereits eine treffliche Schrift über die römischen Sklaven-Aufstände verdanken, behandelt diese gewerbliche Bildungsfrage in den obigen beiden Broschüren in anregender Weise und eindringlicher Sprache, und zwar mit ebenso großer praktischer Einsicht als Kenntniß der einschlägigen Literatur und der bereits gemachten Versuche.

Von vornherein ist sich der Verfasser zwar bewußt, daß die schlechte Qualität der deutschen Arbeitsproducte, die man seit den Briefen des Herrn Neuleug von der Weltausstellung in Philadelphia für die drückende industrielle Lage mehr oder minder verantwortlich machte, mit der gegenwärtigen Krisis, die ja alle Culturländer betroffen hat, nicht in wesentlichem Zusammenhang steht; ebenso wenig aber könne geleugnet werden, daß der Erfolg unserer Industrie auf dem Weltmarkte wesentlich von der Güte ihrer Leistungen abhängt. Die Ursachen des Rückgangs der gewerblichen Arbeitsgeschicklichkeit findet Dr. Bücher einestheils darin, daß die modernen

Formen des Gewerbebetriebs das persönliche Band, welches ehemals Producenten und Consumenten verknüpfte, zerrissen oder gelockert haben, und damit das Gefühl der Verantwortlichkeit für die einzelnen Arbeitsleistungen stark erschüttert sei; ein weiterer Theil der Schuld sei der freien Concurrenz zuzuschreiben, „welche die productive Thätigkeit zum Geschäfte macht, das in erster Linie den persönlichen Vortheil verfolgt“, während der früheren Gewerbeverfassung die Idee des Berufes, der zum allgemeinen Besten betrieben wird, zu Grunde lag; endlich: die gegenwärtige Gewerbe-Organisation mache eine allseitige, den Zeitanforderungen genügende Ausbildung des Arbeiters auf dem herkömmlichen Wege in den meisten Fällen unmöglich. — Diese drei Punkte, von denen der letzte dem Verfasser mit Recht als die wichtigste Ursache des Rückgangs der gewerblichen Leistungen erscheint, werden nun näher erörtert, und es ergeben sich für die Lösung der gewerblichen Bildungsfrage zwei Sätze:

„Der Gewerbetreibende bedarf einer bedeutend höheren allgemeinen Bildung, als er sie gegenwärtig durch die Volksschule erlangen kann.

„Eine gründliche Fachbildung ist bei Festhaltung der seitherigen Form des Lehrlingswesens innerhalb der Werkstätte nicht zu erzielen. Es ist eine Form der gewerblichen Ausbildung zu suchen, welche ohne Preisgebung der productiven Zwecke den Unterricht zur Hauptsache macht und damit eine genügende Fachbildung ermöglicht.“

Dr. Bücher verlangt daher in erster Linie eine gründliche Reform der Volksschule. Das ganze Fortbildungsschulwesen sei nichts weiter als das unerfreuliche Eingeständniß, daß in unseren Volksschulen nicht einmal das im bürgerlichen Leben auch für den Allgeringsten unbedingt erforderliche Maß von Elementarkenntnissen erworben wird. Sobald die Berufsbildung beginne, müsse die ihr zur Grundlage dienende allgemeine Bildung abgeschlossen sein. Diese Grundlage solle Jeder erwerben in einer zeitgemäß eingerichteten Volksschule für alle Stände: das fordern politische, sociale wie pädagogische Gründe. An die Volksschulen haben sich dann die Fachschulen anzuschließen, welche allerdings, da sie nur eine einseitige theoretische Ausbildung

ermöglichen, nicht auf allen Gebieten des Gewerbelebens die Werkstattlehre ersetzen können; für die meisten Gegenden und Gewerbszweige empfiehlt daher Bücher ein anderes System: die Lehrwerkstätten. „Die Lehrwerkstätte“, sagt er, „ist die gewerbliche Bildungsanstalt der Zukunft; sie vereinigt in sich alle Vortheile des alten Systems mit den gesteigerten Anforderungen des modernen Wirthschaftslebens. In ihr ist es von vornherein möglich, durch stete Unterweisung mit und an der Arbeit selbst das höchste Maß von Handfertigkeit und körperlicher Gewandtheit zu erzielen, Sorgfalt und Exactheit der Arbeit, Zweckmäßigkeit der Ausführung und Schönheit der Form dem Lehrling zur zweiten Natur werden zu lassen, wo eine theoretische Unterweisung nöthig ist, dieselbe in stetem Zusammenhang mit der praktischen Anwendung zu ertheilen, kurz, allseitig tüchtige und selbstständige Arbeiter zu erzielen, die in der Verwerthung ihrer Kräfte sich nicht mit dem üblichen Minimum des Tageslohns zu begnügen brauchen, sondern einen ihrer Geschicklichkeit entsprechenden Theil des Arbeitsertrags beanspruchen können.“

In einer zweiten sich anschließenden Schrift macht uns Herr Dr. Bücher mit den Versuchen bekannt, die man neuerdings in Frankreich, wo man besser wie bei uns die Mängel des alten Lehrsystems einzusehen scheint, mit den Lehrwerkstätten gemacht hat. Von besonderer Wichtigkeit ist eine vor mehreren Jahren zu Paris, in der Arbeiter-Vorstadt La Villette, hauptsächlich aus communalen Mitteln gegründete Lehrlingschule, welche Schüler in verschiedenen Branchen der Eisen- und Holzindustrie heranbildet. Sehr instructiv ist die nähere Beschreibung der Einrichtung dieser Anstalt; so z. B. erwecken die Maßregeln, die man getroffen hat, damit jeder Schüler in dem für ihn geeignetsten Fach sich ausbilde, unser lebhaftes Interesse. „Das erste Jahr“, so wird uns erzählt, „ist als eine Art Probejahr anzusehen. Während desselben hat der Schüler alle in der Schule gelehrtten Specialitäten durchzumachen, indem er für jede zwei Monate verwendet. Diese Einrichtung soll ihn in den Stand setzen, aus eigener, hinreichend genauer Anschauung für ein besonderes Fach sich zu entscheiden und der Direction es möglich machen, ein Urtheil über seine

Fähigkeiten zu gewinnen. Erst mit dem Beginn des zweiten Jahres wendet sich der Lehrling nach Genehmigung seiner Eltern und der Schuldirection demjenigen speciellen Fach zu, das er erwählt hat, und widmet demselben von da an zwei Jahre lang ausschließlich seine Kräfte.“

Die Einführung von Lehrwerkstätten, über deren detaillirte Gestaltung noch gestritten werden mag und Erfahrungen gemacht werden müssen, könnte für unsere ganze sociale und gewerbliche Organisation von großer Bedeutung werden. In gewissem Sinne könnten sie (besonders im Zusammenhang mit den Gewerkschaften betrachtet) den Anfang zu einer rationellen „Organisation der Arbeit“ bilden. Bei der jetzigen Zusammensetzung unserer Parlamente und Stadtverordneten-Collegien haben freilich solche neuartigen Reformen, deren Nutzen zwar sicher die dafür zu machenden Ausgaben deckt, aber doch nicht ziffermäßig vorher festgestellt zu werden vermag, wenig Aussicht auf Verwirklichung. Herrn Dr. Bücher gehört jedenfalls das Verdienst, auf diese Dinge eindringlich aufmerksam gemacht zu haben, und seine beiden Broschüren sind Allen zu empfehlen, denen eine Reformation der Gesellschaft ernstlich am Herzen liegt. H.

Emile Acollas. Philosophie de la Science politique et commentaires de la Déclaration des droits de l'homme de 1793. (Paris, Marescq, 1878. 524 S.)

Emile Acollas, Verfasser einer großen Anzahl rechtswissenschaftlicher Werke und philosophisch-juristischer Studien über das Recht der Schwachen und die Autonomie der menschlichen Person, genießt einen wohlverdienten europäischen Ruf. Wir haben deshalb nicht nöthig, ihn unseren Lesern erst vorzustellen. Sein neuestes bemerkenswerthes Werk haben wir mit Aufmerksamkeit gelesen und können nichts als Lobendes darüber berichten. Der Verfasser besitzt große Gelehrsamkeit, seine Beobachtungen zeugen von Tiefe, und nie hört er auf, einfach und klar zu sein. Jeder, der sein Buch aufschlägt,

wird ohne Anstrengung die schwierigsten Probleme der Rechtsphilosophie verstehen. Zu gleicher Zeit ein Forscher zu sein und die Forschungen allgemein verständlich darzulegen, ist ein großes und seltenes Verdienst, und Herr Acolas besitzt es.

Der Verfasser der „Philosophie der politischen Wissenschaft“ stellt als obersten Grundsatz auf die Selbstbestimmung der menschlichen Person.

„Die sociale Monade ist das Individuum, aber in dem Maße, wie die Menschheit fortschreitet, fühlen alle Individuen, welche dieselben ausmachen, sich mehr miteinander verbunden, und gleichzeitig fühlt sich Jeder, vermöge eines bewundernswerthen socialen Gesetzes, als Mensch seines Willens und seines Rechts.“ . . . „Den veralteten Theorien des socialen Rechts will ich entgegensetzen die einzige Theorie, welche jung und neu ist; ich will das Recht verkünden, welches der Anfang und das Ende ist, welcher alle politische Wissenschaft und das ganze Geheimniß unserer Bestimmungen einschließt, ich werde das Recht der Selbstbestimmung der menschlichen Persönlichkeit darlegen.“

Das ist schön gesagt; doch glauben wir, daß der Ausdruck den Gedanken überflügelt. Wir geben zu, daß die große Unterdrückung in der Vergangenheit aus einer übertriebenen Auffassung des socialen Rechts gegen das individuelle herrührt, daß die Socialisten, wenn sie ihrer historischen Mission würdig werden wollen, kein anderes sociales Recht anerkennen dürfen, als dasjenige, welches die Zusammenfassung aller individuellen Rechte sein würde, daß endlich die Vorkämpfer des Socialismus sich zu ausschließlich mit der Solidarität und nicht genug mit der Freiheit beschäftigt haben; aber im Gegensatz zum Verfasser der „Philosophie der politischen Wissenschaft“ glauben wir nicht, daß die thatsächliche Anerkennung des individuellen Rechts nothwendigerweise die Erzeugerin der wirtschaftlichen Gerechtigkeit sein würde. Gegenwärtig haben wir zwei Feinde vor uns: die unterdrückende Autorität der politischen Staaten und die aufgehäuften Ungerechtigkeiten des Rechtes des Stärkeren, wie sie die individualistische Gesellschaft zum Gesetz erhoben hat. Vermittelt der Autonomie der menschlichen Persönlichkeit werden wir die Autorität besiegen, aber durchaus nicht die herrschenden socialen Ungerechtigkeiten. Um zur wirtschaftlichen Gerech-

tigkeit zu gelangen, bedarf es einer Reihe von Maßregeln, die, auch wo sie sich in der wirtschaftlichen Sphäre zu bewegen haben werden, immer eingegeben sein müssen von den Interessen der großen Menge, der Ausgebeuteten, gegen die augenblicklichen, wenn man will, schlecht verstandenen, Interessen einer kleinen Anzahl Leute, der Privilegirten. Das ist fast die einzige Einwendung, die wir der „Philosophie der politischen Wissenschaft“ gegenüber zu machen haben.

In allen Fragen ist Emile Acolas ein Philosoph der Zukunft. Er beginnt mit der Erklärung, die Gottes-Idee sei antiwissenschaftlich, sei die Befräftigung einer willkürlichen Ordnung, während die Wissenschaft die Befräftigung einer nothwendigen Ordnung sei.

„Die Wissenschaft“, sagt er der Hauptsache nach, „hat erst Gott und die Erde und dann den Menschen entthront. Sie hat gezeigt, daß in der Natur die Einheit der Substanz und die Continuität in der Zusammensetzung besteht, d. h. 1) daß alle Wesen ihren gemeinschaftlichen Grund (fond) haben, und daß sich unter ihren verschiedenen Eigenschaften derselbe Stoff befindet; 2) daß der Zusammenhang des einen Reichs mit dem anderen nicht unterbrochen wird, daß die verschiedenen organisirten Wesen eine ununterbrochene Reihe bilden, eine Leiter, in der Jeder seine Stufe einnimmt, und daß es unter ihnen keinen Unterschied giebt als die Art und Weise der Reihenfolge. In dieser Reihe nimmt der Mensch die erste Stelle ein, aber er ist kein Wesen für sich. Daraus ergibt sich, daß die politische Wissenschaft an die Physiologie des Menschen anknüpft und nur ein Kapitel der Naturgeschichte ist.“

Von da ausgehend, stellt Emile Acolas den Satz auf, daß sich die politische Wissenschaft aus drei Theilen zusammensetzt:

der Moral, nämlich der Wissenschaft der Rechte und Pflichten des Menschen, die das Princip aufstellt: sei frei, achte die Freiheit der Anderen, liebe die Anderen,

der politischen Oekonomie*), dem Recht.

*) Unser Autor zieht das Wort politisch dem Worte social vor, welches letzteres er verwirft und bekämpft. Das ist eine persönliche

Die politische Oekonomie und das Recht erscheinen uns hier nur als Nebendinge, und die moralische Theorie, wie sie Emile Acolas auffaßt, scheint uns das Ganze der menschlichen Beziehungen vollständig zu umfassen.

Nachdem unser Autor alle alten Religionen verworfen hat, bekämpft er lebhaft die autoritäre Familie und geißelt die Inconsequenz gewisser Socialisten (u. A. Proudhon's), welche der Hälfte der Menschheit das menschliche Recht verweigert und gemeint haben, man könne eine gleiche und freie Gesellschaft verwirklichen, wenn man die Praxis der Monarchie in der Familie aufrecht erhält.

Wir können dem Autor auf die verschiedenen Gebiete, die er mit dem ihm eigenen Sachverständniß behandelt, nicht folgen — bürgerliches Recht, Strafrecht, politisches Recht, internationales Recht —, auch nicht ihn begleiten bei seinem bemerkenswerthen Commentar zu der „Erklärung der Menschenrechte“. Um diese verschiedenen Kapitel zu analysiren, bedürften wir mehr Raum, als uns hier gestattet ist. Wir wollen nur bemerken, daß Emile Acolas in den verschiedenen von ihm behandelten Fragen consequent die von ihm aufgestellten Principien innehält. So drückt er sich z. B. in Betreff der Regierung folgendermaßen aus:

„Im Maße als man vorschreiten wird, wird man mehr und mehr den Regierungs-Mechanismus auf seine wahre Rolle, die einer einfachen Agentur, zurückführen; demgemäß wird die Zahl der öffentlichen Aemter beträchtlich vermindert werden, und diese Aemter selbst werden aufhören, bequeme Stellen für eine Menge von Leuten zu sein, die, anstatt selbst für sich zu sorgen, nichts weiter thun, als die Gesellschaft mit dieser Sorge zu belasten.

„Es wird dann am Sitz der Centralstelle vier große Commissariate geben: das des öffentlichen Unterrichts, das der nationalen Arbeit, das der Finanzen, das der internationalen Beziehungen. Und weiter keins.

„Die Präfecten werden von den Departements ernannt, die Unterpräfecturen aufgehoben werden! Was wird aus Euch werden, beclassirte Jünglinge der Bourgeoisie? Ihr werdet Menschen werden,

Vorliebe, deren Grund und Nutzen wir nicht einsehen, — das Wort social ist besser und sagt mehr als das Wort politisch,

anstatt unnütze, oft verkehrte Geschöpfe zu sein, Ihr werdet arbeiten!“

Besonders werden sich aber unsere Leser für die ökonomische Theorie interessieren, die der Verfasser der „Philosophie der politischen Wissenschaft“ aufstellt. Diese Theorie ist vollkommen socialistisch. (Herr Acolas möge es nicht übel nehmen — das Wort politisch würde hier nicht genügen.) Seltsam! nachdem er den Collectivismus unwillig als nebelhaft qualificirt hat, kommt unser Autor schließlich, volens nolens, zu einer collectivistischen Auffassung. Man urtheile selbst:

„Wir Männer dieses Jahrhunderts,“ sagt er, „wir schwanken noch zwischen der antiken Gewalt und der Idee des Rechts; wir haben dem Eigenthum noch nicht seine wahre Quelle, die Arbeit, zu Grunde legen können, und wir acceptiren das Lohnsystem, diesen Bastard der Slavery und der Freiheit, diesen alten Ueberrest der Unterordnung des Menschen unter den Menschen! Wir können lange auf unsere Mauern die Freiheit und Gleichheit eingraben, wir werden weder die eine noch die andere im Gemeinwesen verwirklichen, so lange wir nicht das Recht Aller auf das Eigenthum verwirklicht haben werden.“

Wie könnte man Allen das Recht auf Eigenthum garantiren, ohne Allen dieselben Mittel zur Entwicklung und Thätigkeit zuzugestehen? Uebrigens entzieht sich unser Autor in keiner Weise den Consequenzen der Principien, die er aufstellt.

Hier folgt, aus verschiedenen Stellen der „Philosophie der politischen Wissenschaft“ zusammengezogen, die Lösung, die er in der wirthschaftlichen Frage vorschlägt:

Production der Güter.

„Das erste Gesetz der Production besteht darin, daß Jeder nach seinen Fähigkeiten producirt.

„Dieses vorausgesetzt, löst sich das ökonomische Problem in der speciellen Ordnung der Production gewissermaßen ganz allein, und man sieht unmittelbar, daß dieses Problem darin besteht, daß Jeder in die Lage gesetzt werde, diesem Grundgesetz zu gehorchen und nach seinen Fähigkeiten zu produciren.

„Was wäre nöthig, damit es so sei?

„Welches würden die nothwendigen Vorbedingungen sein, damit Jeder so produciren, wie er vermag und wie er soll?

„Hier sind wir gezwungen, näher zu untersuchen; beginnen wir mit der unförplichen Production, so finden wir, daß zu derselben der Mensch drei Dinge nöthig hat:

- 1) die Erziehung und berufsmäßige Ausbildung;
- 2) das Handwerkszeug;
- 3) den nothwendigen Vorsprung, um das Resultat der Production abzuwarten zu können.

„Was die körperliche Production betrifft, so ist noch ein vierter Punct hinzuzufügen, damit die Aufzählung vollkommen sei; es bedarf Derjenige, der ein Werk der stofflichen Production verrichten will, noch ein Object, auf welches seine Anstrengung sich richten könne, d. h. er bedarf Rohstoffe.

„Die Vereinigung dieser verschiedenen Elemente bildet das Arbeitsmittel im weitesten Sinne.

„Es giebt noch eine zweite Bedingung, damit das Individuum alles Das produciren, was es zu produciren fähig ist; es muß Jeder seine Fähigkeiten in dem Arbeitszweig entwickeln können, der für ihn am geeignetsten ist. Daraus folgt, daß die Vertheilung der Arbeit unter die Individuen, um naturgemäß zu sein, mit den Fähigkeiten eines Jeden harmoniren muß.

Verzehrung der Güter.

„Jeder darf nur Das consumiren, was er braucht, um seine Fähigkeiten zu entwickeln und zu erhalten; Jeder muß Alles verzehren, was er zu diesem Zwecke nöthig hat.

Vertheilung der Güter.

„Jedem nach seinen Werken! das ist der Grundsatz der Gerechtigkeit.

Schluß.

„Jeder muß nach seinen Fähigkeiten produciren, um nach seinen Bedürfnissen zu consumiren und nach seinen Werken zu erhalten.

„Mit anderen Worten, die sociale Ordnung sei eine solche, daß Jeder förplich habe; Jeder muß die aufgehäuften Arbeitsmenge erhalten können, ohne welche die Production unmöglich ist; Jeder muß das Recht und die Pflicht, zu arbeiten, haben, und die Mittel, denselben Genüße zu leisten.“

Allerdings beeilt sich Emile Acollas, hinzuzufügen:

„Wenn ich diese Formel als die Zusammenfassung dreier moralischer Gesetze bezeichne, so verstehe man mich wohl: was ich erstrebe, ist, daß sie auf dem Wege der Ueberzeugung sich Bahn brechen und herrschen soll, und daß sie sich nur an die aufgeklärte Intelligenz und das freie Gewissen der Individuen richte, die sie schließlich erobern wird.“

Diese Einschränkung hat keine große Bedeutung, und für jeden Denkenden ist es klar, daß das ökonomische Ideal des hervorragenden Rechtsgelehrten nur in einer Gesellschaft verwirklicht werden kann, wo die Rohstoffe und die Arbeitsmittel Allen zur Verfügung stehen werden, und wo die vollkommene Entwicklung seiner Fähigkeiten jedem menschlichen Wesen gewährleistet sein wird. Dahin aber wird man durch die Belobung und Erhaltung der gegenwärtigen Formen des Eigenthums nicht gelangen.

Das sind die hauptsächlichsten Ideen in dem Buche Acollas'! Die Socialisten können sich nur freuen über die wirksame Unterstützung, die ihnen Werke von diesem Werthe zubringen.

B. M.

Ubaldo R. Quinones, Teoria revolucionaria precedida de la Biografía de Maximiliano Robespierre. (Madrid, bei dem Verfasser: 19, rue Jardines. 1877.)

Derf., La educacion moral de la mujer. (Madrid, Alvarez Hermanos, impresores, 1877. 246 S.)

Dies sind die Titel zweier neuer interessanter Bücher von dem Verfasser der „Religion de la Ciencia“.

In dem, was Politik und sociale Oekonomie betrifft, ist der Professor Quinones ganz auf der Seite der Männer der Zukunft, der Socialisten, und zwar gehört er der föderalistisch-collectivistischen Richtung an.

Aber merkwürdiger Weise hält dieser hervorragende spanische Schriftsteller in vielen Beziehungen an der Vergangenheit fest. So hat er die Idee des persönlichen Gottes beibehalten, und seine Art, die Familie aufzufassen, unterscheidet sich wenig von der des Katholicismus.

Seine teoria revolucionaria, welche sich an einen speciellen Gegenstand hält, ist einheitlicher in der Auffassung. Es ist wahr, daß Quinones in dem ersten Theil des Buches Robespierre's Lob verkündet, und daß er sich im zweiten einen Föderalisten nennt, aber er lobt Robespierre mehr, weil er die mächtigste Personification der Revolution gewesen wäre, als wegen seiner vorgegebenen politischen Unfehlbarkeit.

„Maximilian Robespierre“, sagt er, indem er seine Fehler aufzählt, sein Temperament und seinen Charakter schildert, „wird, von welchem Gesichtspunct aus man ihn betrachte, immer die Personification der Revolution sein durch seine bürgerlichen Tugenden, die ungerechten Verdächtigungen, die er über sich ergehen lassen mußte, sein gereiztes Temperament, seinen Enthusiasmus für die Freiheit, seinen erhabenen Geist und seine Seelengröße. . . . Er wird immer die Verkörperung dieses großen Helbenedichtes der Freiheit sein, das sich zusammensetzt aus feudaler Barbarei, politischem Enthusiasmus und der erwachenden, in gigantischem schrecklichem Kampfe gegen das ancien régime begriffenen Civilisation.“

Wir sehen diese Dinge anders an und glauben, daß es eine Verkleinerung dieser großen Revolution ist, für welche die Condorcet, Vergnaud, Danton, Lepelletier-Saint-Fargeau, Mme. Roland, St. Just, Chaumette, Anacharsis-Clooz, Hoche, Desaix, Kléber kämpften und starben, wenn man sie geistig in diesem gläubigen und beschränkten Advocaten aus der Provinz und seinen engen und unzulässigen Ueberzeugungen personificirt. Aber wir bemerken, daß Quinones durch Robespierre die Revolution ebensowohl in ihren Fehlern als in ihrem höchsten Aufschwung repräsentiren will.

In begeisterten Ausdrücken und glänzender Sprache schildert der Verfasser weiterhin die von ihm erwartete europäische föderale Republik und malt deren Consequenzen aus, „die jeden Menschen zum König und aus der menschlichen Gesellschaft eine Versammlung von Königen machen wird.“

An den heutigen Staat stellt Professor Quinones, was die rein politische Ordnung betrifft, folgende Forderungen: das imperative Mandat, die allgemeine Abstimmung in Permanenz, wirkliche Verantwortlichkeit der öffentlichen Beamten.

Von der „moralischen Erziehung der Frau“ ist weniger Gutes zu berichten. Gewiß ist der Verfasser von Zärtlichkeit und Achtung für die Frauen erfüllt. Er verwirft die Ungleichheiten, denen sie unterworfen sind und möchte ihnen alle höheren und gewerblichen Laufbahnen eröffnen; aber seine christliche Art, die Ehe zu verstehen, die ihn selbst die Scheidung verwerfen läßt, steht unserer Meinung nach einer wirklichen Verbesserung des Schicksals der Frauen entgegen. In Summa glauben wir, daß die guten Absichten des Verfassers durch seine veralteten Anschauungen neutralisirt werden. Wenigstens ist Herr Quinones keiner jener starken Geister, welche mit dem schwachen Geschlecht von oben herab sprechen. Sein Buch schließt folgendermaßen:

„Euere hohe Sendung, o Frauen, ist die, der Gesellschaft rechtschaffene Söhne zu geben, laßt Andere darnach streben, die Welt zu erobern, wenn ihr sie nur durch die Verbreitung eines, ganz besonders Euch eigenen, moralischen Gefühls erhalten könnt. Ich hege eine doppelte Furcht bei Beendigung dieser schwachen und bescheidenen Arbeit: mein Unvermögen und die Furcht, nicht verstanden zu werden; aber die achtungsvolle Zärtlichkeit und die große Verehrung, welche ich für die Frauen hege, werden mir zur Entschuldigun dienen.“

B. M.

Die geistige Arbeit im socialistisch organisirten Staat.

Unverständige Eltern begehen bei der Erziehung ihrer Kinder häufig den Fehler, viel zu sehr auf frühzeitige Entwicklung der geistigen Fähigkeiten zu sehen und darüber die körperliche Ausbildung zu vernachlässigen. Da wird solch' armer Junge schon vor dem sechsten Jahre zum Lesen und Schreiben angehalten, da muß er lernen und immer wieder und immer mehr lernen, so daß der noch in der Entwicklung begriffene und frische Lust, Bewegung und dazu die nöthige Ruhe brauchende junge Körper den geistigen Anstrengungen nicht genügend gewachsen ist. Solche Eltern vergessen den alten, wahren Satz, daß nur in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohnen könne.

Ein Blick auf die jungen, studirenden Leute zeigt, daß unsere Gymnasial-Bildung die geistige Entwicklung meist auf Kosten der körperlichen Ausbildung befördert. Denn auch in unseren höheren Schulen wird den Leibesübungen, der physischen Ausbildung viel zu wenig Rechnung getragen; wir haben daher unter den „studirten Leuten“ gewiß viel Wissen und Gelehrsamkeit, aber recht wenig körperlich tüchtige Männer.

Der deutschen Socialdemokratie wird nun häufig ein Vorwurf gemacht, der lebhaft an das unverständige Erziehungssystem erinnert, von dem ich soeben gesprochen habe. Von allen Seiten tadelt man, daß die junge Partei sich noch nicht oder noch ganz ungenügend mit der Lösung der wissenschaftlichen Probleme

des Socialismus beschäftigt habe. Wir könnten, sagt man, wohl im Großen und Ganzen schon sagen, wo hinaus wir wollen, seien aber nicht im Stande, irgend welchen ausführlichen Plan zur Durchführung unserer Ideen zu entwerfen.

Mir kommt das gerade so vor, als wenn man von einem jungen, noch in der Entwicklung begriffenen Menschen verlangen wollte, er solle schon einen festen Plan entworfen haben, nach welchem er seine fernere Ausbildung, seinen späteren Beruf und die specielle Art und Methode desselben zu betreiben gedenkt.

Die socialistische Partei in Deutschland ist eigentlich erst 15 Jahre alt; die wilde Gehässigkeit, mit welcher man sie beim Auftreten Lassalle's behandelte, die vielen Verfolgungen und materiellen Schädigungen, denen ihre Anhänger ausgesetzt sind, haben es zu Wege gebracht, daß sie sich bisher hauptsächlich aus den Arbeiterkreisen recrutirt hat. Die natürliche Folge ist ihr starkes Wachsen in die Breite; in einem so kräftig entwickelten Körper vermag aber auch der Geist in kurzer Zeit Das nachzuholen, was bei einer weniger kräftigen Constitution vielleicht schon früher geleistet worden wäre. Gebe man dem Socialismus nur Raum, so wird er auch in geistiger Beziehung in derselben Weise wachsen und gedeihen, wie es in körperlicher Hinsicht, d. h. in der Zahl seiner Anhänger, bereits wider Erwarten seiner Gegner geschehen ist.

Keiner unserer Parteigenossen wird es zur Erhaltung der Erbsarmen besteht die Behauptung aufstellen, daß wir schon in in allen civilisirten Ländern, trotz unserem Programm einen bis in die Details ausgearbeiteten Plan für den erstrebten Zukunftsstaat besitzen: deshalb sollten sich auch ehrliche und weisere Menschen nicht vor den scheinbaren Konsequenzen unserer Forderungen fürchten, vielmehr bedenken, daß Vieles, was unter den bestehenden Verhältnissen in schroffer, oft einseitiger Weise gefordert wird, gewissermaßen nur dem mit groben Strichen gezeichneten Umriß eines Gebäudes zu vergleichen ist. Bei der Ausführung wird die praktische Erfahrung gewiß noch Manches ändern, wenn eine derartige Aenderung eben im allgemeinen Interesse als notwendig und nützlich erkannt wird.

Das gilt, meines Erachtens, besonders von der im Princip geforderten Uebertragung der gesammten Production an den Staat. Ich habe bereits in Nr. 18 auf den Werth und die Wirksamkeit einer Organisation der einzelnen Wirtschaftsgemeinden aufmerksam gemacht und bin der Ansicht, daß der Socialismus sich in diesen einfachen Gesellschaftskörpern zuerst einnistet und von hier aus immer weitere Dimensionen annehmen wird.

Geschieht das aber, dann braucht man gar keine Furcht davor zu haben, daß der geistigen Production nicht genügender Spielraum bleiben werde, um sich in individueller Freiheit zu entfalten.

Ich habe ferner in dem eben citirten Aufsatz schon darauf hingewiesen, daß sich die Production nach dem localen und individuellen Bedarf richten müsse und naturgemäß auch richten werde. Ich habe betont, daß meiner Ansicht nach zuerst für Befriedigung des absolut notwendigen Bedarfs gesorgt werden müsse. Das ist eine auch schon heute als berechtigt anerkannte Forderung, die zu erfüllen jede civilisirte Gemeinde nach den bestehenden Gesetzen gezwungen ist. Es soll kein Mensch Hungers sterben; die Verpflichtung

zur Erhaltung der Erbsarmen besteht die Behauptung aufstellen, daß wir schon in in allen civilisirten Ländern, trotz unserem Programm einen bis in die Details ausgearbeiteten Plan für den erstrebten Zukunftsstaat besitzen: deshalb sollten sich auch ehrliche und weisere Menschen nicht vor den scheinbaren Konsequenzen unserer Forderungen fürchten, vielmehr bedenken, daß Vieles, was unter den bestehenden Verhältnissen in schroffer, oft einseitiger Weise gefordert wird, gewissermaßen nur dem mit groben Strichen gezeichneten Umriß eines Gebäudes zu vergleichen ist. Bei der Ausführung wird die praktische Erfahrung gewiß noch Manches ändern, wenn eine derartige Aenderung eben im allgemeinen Interesse als notwendig und nützlich erkannt wird.

Zur weiteren Vericzung des Bedarfs mit den relativ notwendigen Gütern werden unsere Ideen ja auch schon vielfach als möglich und durchführbar anerkannt: nur die Bedürfnisbefriedigung des Luxus, zu dem doch sicherlich die schriftstellerischen Arbeiten und die wissenschaftlichen und technischen Versuche zu rechnen sind, hält man unter einer centralisirten und organisirten Arbeit für geradezu unmöglich.

So schreibt Herr Lindwurm (f. S. 520 d. Bl.):

„Bis heute sind die Socialdemokraten die Antwort auf den Einwand schuldig geblieben: wer bestimmt, nach der Durchführung der Organisation der Arbeit zum Zwecke der Beseitigung der gegenwärtigen planlosen Production, das, was geschrieben und gedruckt werden soll? oder wer kann nur darüber entscheiden, was erfunden werden, resp. was als nützliche Erfindung gelten soll? Hier liegt die Achillesferse des Gedankens der Organisation der Arbeit, und so lange, als die Socialdemokraten nicht anzugeben wissen, wie die Gewährleistung der durch ihren Plan bedrohten geistigen Freiheit geschehen kann, werde ich Gegner derselben bleiben müssen.“

Wenn dies das einzige Bedenken ist, welches Herrn Dr. Lindwurm noch von dem Beitritt zur Socialdemokratie abhält, dann gebe ich mich der Hoffnung hin, ihn recht bald als geschätzten Mitarbeiter dieses Blattes begrüßen zu können. Denn das, was Herr Lindwurm als Consequenz der Organisation der Arbeit ansieht, ist durchaus keine Consequenz dieses Gedankens, sobald man denselben nur nicht in einseitigster Weise auffaßt. Für einen Socialistenstaat, in welchem die geistige Freiheit seiner Bürger nicht mindestens ebenso gut garantirt ist, als im heutigen Staat, würde auch ich, und

gewiß Tausende meiner Gesinnungs-
genossen mit mir, bestens danken!

Wer sich den social organisirten Staat nicht anders als in der Form einer großen Kaserne zu denken im Stande ist, glaubt natürlich auch, daß dann allen Menschen nicht nur ihr Tagewerk, sondern auch ihre Wohnung, ihre Kleidung, ihr Essen und Trinken compagnieweise zugetheilt wird. Eine derartige Vorstellung spukt, wie zugestanden werden muß, in so manchem Kopf, und da ist dann selbstverständlich weder von freier Berufswahl, noch von geistig freier Entwicklung viel die Rede.

Stelle man sich doch aber die social organisirte Gesellschaft in der Form von Wirthschafts-Communen vor. Da ändert sich das Bild mit einem Schlage!

Wer hat denn nicht schon eine Beschreibung der Krupp'schen Fabrikstadt gelesen? Da haben alle Angestellte und Arbeiter, obgleich nach den verschiedensten Seiten hin productiv thätig, doch gewiß nicht ihre freie Individualität, ihre geistige Productivkraft verloren und doch sind sie Mitglieder einer großen Wirthschafts-Commune, in welcher alle dort ansässigen Personen gegen Lohn arbeiten. Denke man sich nun diesen Lohn, d. h. die Kaufkraft jedes Einzelnen mit dem Ertrage der Arbeit mitsteigend; denke man sich noch, daß eine bestimmte Quote von dem erzielten Productwerth als Grundrente an den Staat oder die Provinz abzuführen ist, so hat man ein Bild von einer Wirthschafts-Commune, wie ich sie mir vorstelle.

Herr Krupp hat für seine nach Tausenden zählenden Arbeiter und Angestellten einen eigenen Consumverein gegründet, welcher eine sehr große Zahl der verschiedensten Gebrauchsgegenstände aus erster Hand bezieht und den Mitgliedern zum Kostenpreise abläßt. Es fällt keinem Menschen ein, hierin eine freiheitfeindliche Beschränkung in der Wahl der Genußmittel zu finden; wird ein oder der andere

Gegenstand gewünscht, der dort nicht auf Lager gehalten wird, so läßt sich derselbe leicht und schnell durch Vermittelung des Magazins beschaffen.

Man wird sich den social organisirten Staat aus einer Zahl von Wirthschafts-Gemeinden bestehend denken müssen, die gemeinsam produciren und durch Vermittelung eines großen Consum-Vereins ihre Bedürfnisse an Genußmitteln, die nicht an Ort und Stelle selbst producirt werden, beziehen.

Unter solchen Verhältnissen erscheint die Frage des Herrn Lindwurm fast schon komisch. Wer bestimmt, was geschrieben werden soll? Niemand! In einer auf Freiheit und Gleichberechtigung aller Angehörigen basirten Wirthschafts-Commune wird nicht nur jedem Kinde unentgeltlicher Unterricht erteilt, sondern auch allen jungen Leuten fort und fort Gelegenheit zur weiteren Ausbildung in den verschiedensten Fächern des Wissens gegeben werden können. Wer Lust und Neigung hat, die arbeitsfreie Zeit zum Studium zu benutzen, wird durch die unentgeltlich zu habenden Bildungsmittel in seinen Bestrebungen sicherlich mehr gefördert, als es heute der Fall ist. Es schreibt also, wer Lust dazu hat!

Man wendet von gegnerischer Seite zwar häufig ein, geistige Arbeit vertrüge sich nicht mit körperlicher Arbeit. Erwiesener Maßen sehr mit Unrecht. Spinoza hat sich sein Brod als Glaschleifer erworben und nebenbei seine philosophischen Werke geschrieben; Jean Jacques Rousseau verdiente sich seinen Lebensunterhalt mit Notenschreiben; und doch steht unsere ganze bürgerlich liberale Gesellschaft auf dem von diesem Denker trotz des Notenschreibens gelegten Grunde!

Geistige Thätigkeit läßt sich nicht nur mit körperlicher Arbeit vereinigen, sondern wird gerade durch diesen Wechsel productiver sein, als ohne denselben. Lernen doch schon Kinder und junge Leute besser bei einem Wechsel von Unterricht, Spiel

und wirklicher Arbeit. So citirt Marx (Kapital, 1. Auflage, S. 475) folgende, dem Untersuchungscommissär abgegebene Aussage eines Seidenfabrikanten: „Ich bin durchaus überzeugt, daß das wahre Geheimniß der Production tüchtiger Arbeiter gefunden ist in der Vereinigung der Arbeit mit Unterricht von der Periode der Kindheit an. Natürlich muß die Arbeit weder zu anstrengend, noch widerlich und ungesund sein. Ich wünschte, meine Kinder hätten Arbeit und Spiel zur Abwechslung von der Schule.“

Auf derselben Seite citirt Marx die folgende Stelle aus dem Bericht eines Fabrik-Inspectors: „Das System halber Arbeit und halber Schule macht jede der beiden Beschäftigungen zur Ausruhung und Erholung von der anderen und folglich viel angemessener für das Kind, als die ununterbrochene Fortdauer einer von beiden. Ein Junge, der von Morgens früh in der Schule sitzt, und nun gar bei heißem Wetter, kann unmöglich mit einem andern wetteifern, der munter und aufgeweckt von seiner Arbeit kommt.“

Marx fährt dann fort: „Weitere Belege findet man in Senior's Rede auf dem sociologischen Congreß zu Edinburgh, 1863. Er zeigt hier auch, wie der einseitige, unproductive und verlängerte Schultag der Kinder der höheren und mittleren Klassen die Arbeit der Lehrer nutzlos vermehrt, „während er Zeit, Gesundheit und Energie der Kinder nicht nur fruchtlos, sondern absolut schädlich verwüftet.“

„Aus dem Fabrikssystem, wie man im Detail bei Robert Owen verfolgen kann, entsproß der Keim der Erziehung der Zukunft, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter productive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird, nicht nur als eine Methode zur Steigerung der gesellschaftlichen Production, sondern als die einzige Methode zur Production vollseitig entwickelter Menschen.“

Ist der Wechsel von körperlicher Arbeit und geistiger Thätigkeit nothwendig zur Production allseitig entwickelter Menschen, dann ist derselbe Wechsel auch nothwendig zur Verhütung einer Verkümmernng der allseitig entwickelten Menschen. Natürlich wird dann nicht mehr so viel geschrieben werden, als heute, wo eine Unzahl Menschen das Schreiben zu ihrem alleinigen Broberwerb gemacht haben. Sehe man sich doch nur an, was heute zusammengeschrieben wird und zusammengeschrieben werden muß.

Da sind zuerst unsere Zeitungen, welche, leider! beinahe die einzige Lectüre der Mehrzahl aller Menschen ausmachen. Gefüllt müssen die Spalten werden, und wenn es an directen und wirklichen Neuigkeiten und Nachrichten fehlt, dann müssen sich die armen „Tintensclaven“ auf die Suchjagd nach Gedanken und Stoffen begeben, welche, mit der gehörigen Zahl von Phrasen versehen, dem Lesebedürfniß unserer Zeitgenossen genügen.

Wenn unter hundert heutigen Tages erscheinenden Büchern eine gewissenhafte Auswahl getroffen werden könnte, ich bin überzeugt, daß 90 davon vernichtet werden dürften, ohne daß der Menschheit ein einziger originaler Gedanke verloren ginge. Die naturgemäß eintretende quantitative Verminderung in der Schreiberei wird in der Wirthschafts-Commune reichlich durch qualitative Leistungen ausgeglichen werden.

Schreiben wird dort also Jeder können, so viel und was er will. Fragt sich, was gedruckt werden soll.

Meines Erachtens wird bei dem Betriebe der Druckereien ebenso der Bedarf entscheiden, wie bei allen anderen Productionen. Stellt sich das Bedürfniß nach verschiedenen Zeitungen, nach verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften heraus, finden sich Leser und Abonnenten genug, um die Druckkosten zu decken, so ist gar kein Grund zu finden, weshalb die Druckereien den ihnen zugehenden Druckaufträgen nicht nachkommen sollten. Quali-

Geirte Mitarbeiter sind in größerer Menge vorhanden, als heute; diese haben durch die freiheitlichen Institutionen auch viel mehr Gelegenheit, Proben ihrer Geistesproducte vor größeren Mengen von Zuhörern vorzutragen und unter denselben Abonnenten und Subscribenten zu sammeln. Schriftsteller, welche sich durch besondere Leistungen schon hervorgethan haben, werden ohne Zweifel leicht die nöthige Zahl von Subscribenten für ihre Werke finden; für Arbeiten noch unbekannter Personen wird die Schwierigkeit bei weitem geringer sein, als heute, wo die Herren Verleger in vielen Fällen gar nicht in der Lage sind, den Werth des Manuscripts richtig zu würdigen und zu schätzen.

Man vergesse nur nicht, daß das Proletariat der Feder in einer auf wirklicher Arbeit basirenden Gesellschaft ebenso aus der Welt geschafft oder doch auf ein Minimum reducirt ist, als das andere Proletariat. Wo jeder arbeitsfähige Mensch arbeitet und für seine Arbeit auch eine genügende materielle Existenz findet, werden nur wirklich befähigte Menschen ihre Mußestunden mit schriftstellerischer Thätigkeit ausfüllen. Quantitativ, ich wiederhole es, wird diese Art der Production wohl zurückgehen, sicherlich aber nicht qualitativ.

Nun denken freilich fast alle jetzt von ihrer Feder lebenden Menschen, es sei ohne Aussicht auf materiellen Gewinn ganz unmöglich, zu schreiben. Das zeugt jedoch von sehr großer Unkenntniß der menschlichen Schwächen. Die Schriftsteller-Eitelkeit ist seit lange sprüchwörtlich geworden. Man kann sich ja täglich davon überzeugen, wie groß das Streben jedes Federhelden ist, sich gedruckt zu sehen, seinen Namen und seine geistigen Producte, seien es auch noch so schlechte Verse, citirt zu hören. Das dürfte also auch in einer besser organisirten Gesellschaft ein Sporn zu geistiger Production sein, der nicht zu gering angeschlagen werden darf.

Selbstverständlich kann und wird jede bedeutendere Leistung, die durch Nachfrage nach dem betreffenden Buche Anerkennung findet, auch einen materiellen Vortheil für den Schriftsteller nach sich ziehen.

Die Wirthschafts-Commune, welche durch den Druck, Verlag und den Absatz eines viel begehrten Buches viel Genußmittel von außerhalb beziehen kann, wird den Schriftsteller durch Entbindung von jeder ihm unliebsamen Arbeit, durch Zuwendung einer besonders angenehmen Wohnung, durch Gewährung eines jährlichen Extrahonorars gern entschädigen, wenn nicht in solchen Fällen der Staat eingreift und dem Genie eine entsprechende Stellung gewährt. Das scheint mir so naturgemäß, so einleuchtend, daß ich gar nicht verstehe, wie unsere gelehrten Kreise im Socialismus eine Gefahr für Kunst und Wissenschaft erblicken können.

Verkannte Genies wird es immer geben. Steht denselben aber die Welt offen, können sie in Folge der Freizügigkeit und gestützt auf ihre, durch reell productive Arbeit materiell gesicherte Existenz ihren Wohnsitz wechseln und so die Probe auf das Sprüchwort machen, nach welchem der Prophet im Vaterlande nichts gilt, dann kann man mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß sie für ihre Verdienste weit leichter Anerkennung finden werden, als das unter den bestehenden Verhältnissen möglich ist.

Große Talente und wirkliche Genies haben sich auch unter den heutigen Verhältnissen schon häufig Bahn gebrochen und Anerkennung verschafft. Wie viele aber unentwickelt zu Grunde gegangen sind, welche Schätze die Gesellschaft dadurch verloren hat, das ist gar nicht abzusehen. Sobald nun jedem Kinde, jedem jungen Menschen Raum und Gelegenheit zur Ausbildung gegeben wird, kann und muß sich jedes Talent frühzeitig bemerkbar machen. Bei einer gleichmäßigeren Vertheilung der Genußgüter, nach Beseitigung der Klassen-

Unterschiede und Vorurtheile wird die wissenschaftliche oder künstlerische Leistung entscheiden, ob dieser oder jener junge Mann in dieser oder jener Wissenschaft und Kunst noch weiter unterrichtet werden soll oder nicht. Heutzutage entscheidet in dieser Hinsicht fast allein der Geldbeutel seiner Eltern. Dann aber nur seine Fähigkeit, sein Wissen, sein Fleiß.

Durch den Kunstsinne eines Fürsten wurde es dem Kammerlakaien Rauch allein möglich, sich zu einem der ersten Künstler auszubilden; hätte er seinen Beschützer nicht gefunden, so wäre er sicherlich als Kammerdiener gestorben und verborben. Wenn nun aber ein derartiges Talent schon von früher Jugend auf Gelegenheit hat, sich zu entfalten, wenn ihm die materielle Noth nicht die Flügel brechen kann, wer wollte bezweifeln, daß es bei der weit größeren Bildung aller Menschen nicht bald die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und dadurch vor Verkümmern und Untergang gesichert werden würde?

Der vernünftig sich entwickelnde und der Natur, den Anlagen und Bedürfnissen der Menschen Rechnung tragende Socialismus wird der geistigen Freiheit, der Kunst und Wissenschaft keine Fesseln schlagen, im Gegentheil die Schranken niederbrechen, welche jetzt dem Flügelschlag jeder freien Seele den Raum verengen! —

„Wer kann nur darüber entscheiden, was erfunden werden resp. was als nützliche Erfindung gelten soll?“ — so fragt Herr Dr. Lindwurm. Wird denn überhaupt heute bestimmt, was erfunden werden soll? Wird denn heut' eine Entscheidung darüber getroffen, was als nützliche Erfindung gelten soll? so möchte ich fragend antworten.

Die Erfindungen, sagen wir besser, die Entdeckungen lassen sich in zwei größere Abtheilungen zerlegen: in Entdeckungen von mehr oder minder rein wissenschaftlichem Werth, und in Erfindungen, welche einen directen Vortheil bei

der Production gewähren. Ich weiß recht gut, daß diese Eintheilung nicht auf allseitige Zustimmung rechnen kann; was zuerst als rein wissenschaftliche Entdeckung erscheint, wird häufig bald in eine für die Gesellschaft im hohen Grade nutzbringende Erfindung umgestaltet. Man denke an die Darstellung der ätherischen Oele aus dem Steinkohlentheer und an die heutigen Anilinfarben; an die scheinbaren Spielereien mit dem Magnet und der Elektrifizir-Maschine und an den heutigen Telegraphen; an die alte, in den Schaubuden gezeigte Camera obscura und an die jetzige Photographie und an hundert ähnliche praktische Resultate rein wissenschaftlicher Experimente.

Wenn man aber auch an Erfindungen und an Entdeckungen denkt, welche voraussichtlich niemals einen directen praktischen Nutzen gewähren, und wenn man dann meint, für solche Sachen werde der Socialismus keine Mittel und keine Gelegenheit bieten, so scheint mir diese Ansicht doch durchaus unbegründet. Selbst unsere allen Idealen indifferent gegenüberstehende, fast nur auf Vermehrung des Reichthums erpichte Gesellschaft und der von ihr beherrschte Staat hat so manche Anstalten getroffen, so vielfache Mittel für rein wissenschaftliche Studien angewiesen, daß man von einer im Durchschnitt höher gebildeten und daher für idealere Bestrebungen empfänglicheren Gesellschaft weit größere Leistungen in dieser Richtung zu erwarten berechtigt ist.

Ist es denn denkbar, daß die nach Verbesserung der Lage aller ihrer Glieder, nach Glück und Lebensgenuß strebende Gesellschaft so wahnsinnig sein sollte, nur im materiellen Genuß Befriedigung zu suchen? Wächst denn nicht der Mensch mit seinen höheren Zwecken? Sollte denn nicht auch die auf eine höhere Stufe sittlicher und wissenschaftlicher Entwicklung gelangende Gesellschaft immer mehr Sinn und Verständniß für die rein idealen Bestrebungen auf Erlangung wissenschaft-

licher Erkenntniß bekommen und derartige Bestrebungen durch Gewährung materieller Mittel unterstützen? Das scheint mir unzweifelhaft zu sein und wird sich ganz von selbst machen. Glaube man doch nicht, daß der Socialismus beabsichtigt, die natürlichsten und edelsten Bestrebungen des Menschen aufzuheben oder zu vernichten!

Wenn heute die materiellen Interessen mehr in den Vordergrund der Agitation und Besprechung gedrängt worden sind, so ist damit nicht gesagt, daß wir für diese materiellen Interessen die idealen Ziele der Menschheit zu opfern bereit seien!

In welcher Weise rein wissenschaftliche Bestrebungen zu unterstützen sind, kann ohne utopistische Bilder nicht gut dargestellt werden; es genügt die Bemerkung, daß den zu solchen Arbeiten qualificirten Personen auch innerhalb der Organisation der Arbeit ebenso gut Ruhe und Gelegenheit zum ferneren Studium gewährt werden kann, wie verdienstvollen und geistreichen Schriftstellern.

Erfindungen, welche der Gesellschaft directen Nutzen zu schaffen im Stande sind, werden sich in einer Wirthschafts-Commune viel leichter und viel schneller Anerkennung und Geltung verschaffen, als jetzt. Denn da jedes einzelne Mitglied durch seinen persönlichen Vortheil an dem Erfolge interessiert ist, muß schon das Eigeninteresse Aller auf mögliche Vermehrung derartiger Erfindungen hindeuten. Es wird jedenfalls leichter sein, eine derartige Commune oder den Staat zur Anstellung von Experimenten oder Versuchen zu veranlassen, als einen Kapitalisten zu finden, der das Risiko des Mißlingens auf seine Schultern nimmt.

Außerdem darf man versichert sein, daß die verschiedenen in den Communen, Kreisen, Provinzen und im Staate organisirten Gewerksverbände durch ihre Spitzen besser zur Beurtheilung von Erfindungs-Projecten geeignet sind, als die

heutigen Kapitalisten. Um dies näher zu begründen, verweise ich auf meine früheren Ausführungen in dieser Richtung, nach welcher ich annahm, die Leitung der Production falle den Fachgenossenschaften zu, welche sich in organischer Gliederung über den ganzen Staat verzweigen und an jedem Orte durch technisch und praktisch durchgebildete Meister vertreten sind.

Einer aus solchen Leuten zusammengesetzten Prüfungs-Commission kann man wohl ein gebiegenes und zutreffendes Urtheil über die Ausführbarkeit oder Nichtausführbarkeit eines Projectes zugestehen. Daß auch hier Irrthümer und falsche Auffassungen vorkommen können, soll nicht bestritten werden. So lange die Menschen Menschen bleiben — und daran wird auch der Socialismus nichts ändern — werden menschliche Schwächen und menschliche Fehler ihre Rolle in der Gesellschaft spielen. Jedenfalls bietet die gedachte Organisation ein Mittel zur leichteren Verwirklichung und Durchführung nutzbarer Erfindungen und Entdeckungen, als die Gesellschaft bisher be-
sessen hat.

Exemplum docet. In einer kleinen Wirthschafts-Commune entwirft ein Mensch den Plan zur Verbesserung einer dort in Gebrauch befindlichen Maschine. Er trägt seine Ideen dem an der Spitze der dortigen Eisenarbeiter stehenden Meister-Comité vor und letzteres befürwortet bei dem Gemeinderath die Anstellung eines Versuchs auf Gemeindefkosten. Ist der Plan zu umfassend, der Versuch für die Mittel der Gemeinde zu kostspielig, so wandert unsere Erfindung nach der Kreis-Maschinen-Fabrik und wird dort geprüft und ausprobiert. Noch kostspieligere Versuche und Pläne gehen der Provinzial- resp. der staatlichen Centralstelle zu und finden von hier aus ihre Erledigung.

Daß für nützliche Erfindungen dem Erfinder eine materielle Entschädigung gewährt werde, halte ich für durchaus selbstverständlich. Dieselbe braucht ja nicht

in einem Kapital, in einem dem Rüstgang hingegebenen Leben zu bestehen; es werden in jeder Wirthschafts-Commune zahlreiche, leichter zu verlehende Verwaltungsposten zu besetzen sein, welche dienstwollen und mit besonderen Talenten begabten Personen freie Zeit genug lassen, im Dienste der Gesellschaft über weitere Erfindungen nachzudenken und die dazu nothwendigen Versuche anzustellen.

Die Wissenschaft der Gesundheitspflege und der Erforschung der Krankheits-Ursachen befindet sich noch im ersten Stadium der Entwicklung. Je weiter dieselbe fortschreitet, um so klarer werden ihre segensreichen Folgen zu Tage treten, und um so bereitwilliger wird die Gesellschaft die Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung zur Verfügung stellen. So wird sich das Land mit wissenschaftlichen Versuchstationen aller Art bedecken, in denen den qualificirten Personen Gelegenheit zu Experimenten und Untersuchungen aller Art geboten ist. In derartigen Anstalten werden auch alle Vorschläge wirklicher oder vermeintlicher Erfinder praktisch geprüft werden können, ohne daß hierzu die Hergabe von Privat-Kapitalien nothwendig ist.

Es ist ja auch möglich und denkbar, daß auch unter solchen Verhältnissen eine nützliche und ausführbare Idee als unbrauchbar verworfen wird. Der Erfinder, dem in seiner Heimath vielleicht ein Vorurtheil ihn schädigend gegenübersteht, kann sich aber leicht an eine andere Wirthschafts-Commune wenden, kann von Freunden und Anhängern die Kosten des nothwendigen ersten Versuchs aufbringen und decken lassen und dann den Beweis liefern, daß er die Sache doch besser verstanden hat, als die seinen Plan für unbrauchbar erklärende Fachcommission. Jedenfalls werden unter den heutzutage bestehenden Verhältnissen weit mehr Erfinder gezwungen, ihre Entdeckungen im Auslande nutzbar zu machen oder ganz

und gar brach liegen zu lassen, als es bei einer vernünftig organisirten, gewerlich-corporativ gegliederten Volkswirtschaft vorkommen wird.

Der Socialismus verfolgt nur eine bestimmte Tendenz, er hat aber kein starres Dogma. Er erstrebt allseitige Veredelung der Menschen und glaubt zur Erreichung dieses Zieles in erster Reihe der materiellen Noth auf der einen, dem wahnfinnigen Luxus auf der andern Seite ein Ende machen zu müssen. Es darf ihm also vernünftiger Weise nicht die Absicht imputirt werden, Zustände schaffen zu wollen, welche der geistigen Entwicklung und der geistigen Freiheit irgend wie hemmend in den Weg treten. Wo Projecte dieser Art aufgetaucht sind oder noch auftauchen, welche zu berechtigten Bedenken und Einwendungen Veranlassung geben, da hat die Intelligenz, Wissenschaft und praktische Erfahrung kritisirend und verbessernd einzutreten und darf sich einer wohlwollenden und ernst gemeinten Prüfung ihrer Einwendungen versichert halten. Ich selbst bin weit entfernt, das von mir entworfenen Zukunftsbild für irgend wie maßgebend bei der späteren Organisation des socialen Staates zu halten, denn ich bin mir klar bewußt, daß zur endgültigen Lösung dieser Frage noch die Arbeit von Generationen gehört, und daß kein Sterblicher im Stande ist, der menschlichen Gesellschaft die Bahnen vorzuschreiben, die sie in ihrer weiteren Entwicklung durchlaufen soll.

Mir lag bei diesem Zukunftsbilde nur daran, zu zeigen, daß die Grundgedanken des Socialismus zur Abschaffung der Noth und des Elends, die Aufhebung des rentirenden Eigenthums und des arbeitslosen Erwerbs, recht gut durchführbar sind, ohne die unbedingt als berechtigt anzuerkennende freie Individualität der Menschen zu vernichten, daß der geistige Fortschritt, die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen auch in dem social

organisirten Staat ihren angemessenen Platz finden können; mit einem Wort, daß der Socialismus weder cultur- noch

freiheitsfeindliche Formen anzunehmen braucht.

C. A. S.

Die Baboeuisten.

(Schluß.)

Alle Hindernisse waren beseitigt, man brauchte nur zu handeln. Wenn auch die Mitglieder des geheimen Ausschusses unbekannt waren, und wenn auch die Organisation der Verschwörung geheim geblieben war, so war doch die Propaganda zu ausgedehnt gewesen, umfaßte bereits zu viele Mitglieder und war überhaupt in der Zuversicht des Gelingens zu sehr am hellen Tage betrieben worden, als daß davon nichts hätte bekannt werden sollen. Jedermann fühlte, daß eine Bewegung in der Luft schwebte, und die damalige Regierung, das Directorium fühlte dies ebenfalls. Am 30. Germinal ließ Barras, ein Mitglied des Directoriums, — sei es in der Absicht, den Verschwörern eine Falle zu stellen, oder in der, sich eine Rettung nach ihrer Seite hin offen zu halten, wenn etwa die Regierung, der er angehörte, unterliegen sollte — Germain zu sich rufen, um ihn seiner aufrichtigen Ergebenheit für die Sache des Volks zu versichern und sich zur Theilnahme an dem Aufstande bereit zu erklären. Germain antwortete ausweichend und schrieb an Baboeuf, um ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, jenen eigenthümlichen Brief, welcher sich noch in den Proceßacten befindet. Am 20. Floréal unternahm Barras einen zweiten Schritt, indem er Rossignol mit neuen Verhandlungen beauftragte. Er brachte in Vorschlag, entweder sich mit seinem Generalstabe an die Spitze der Bewegung zu stellen, oder als Geisel im Faubourg St. Antoine zu bleiben.

In dem Augenblick, als Rossignol diese Vorschläge überbrachte, waren die Verschworenen bereits seit fünf Tagen verrathen und der schon längst wachsenden Regierung denunciirt. Der Verräther war, wie schon früher erwähnt, der Capitain George Grisel. Derselbe hatte schon am 14. Floréal durch seine Ergebenheitsheuschereien und seine eifrigen Nachforschungen von dem ganzen Plan der Verschwörung Kenntniß erhalten und denunciirt dies sofort dem Director Carnot. Er hörte

jedoch deshalb nicht auf, die Versammlungen Derjenigen zu besuchen, welche er aus einem nichtswürdigen persönlichen Interesse erst verrathen hatte. In Befolgung der Rathschläge, die ihm Carnot gegeben hatte, wohnte er von nun an noch eifriger den Sitzungen bei und spielte die Rolle eines agent provocateur, indem er den Ausschuß zu übereilten Entschlüssen trieb und denselben immerwährend zu sofortiger Thätigkeit aufforderte, wobei er eine übertriebene Schilderung der demokratischen Gesinnung des Lagers von Grenelle gab. Anfänglich sollte Grisel bereits am 18. Floréal Abends die Verschworenen in die Hände der Regierung liefern, da an diesem Tage bei Drouet eine Sitzung stattfand, der auch er beiwohnte. Der Polizeiminister selbst, ein unbedeutender Flachkopf, Namens Cochon, kam auf Grisels Anzeige mit einer Abtheilung Soldaten vor das Haus Drouets, um die Verhaftung ausführen zu lassen. Er kam zu spät; als er — übrigens unter Verletzung des Gesetzes, welches die nächtliche Verfolgung verbietet — bei Drouet eintrat, fand er nur diesen und Darthé vor, die er nicht festzunehmen wagte. Der geheime Ausschuß, der nur an eine einfache Maßregel des Mißtrauens gegen Drouet glaubte, und in dieser falschen Vorstellung durch die beruhigenden Versicherungen Grisels bestärkt wurde, fuhr in seinen Sitzungen fort. Am 20. Floréal fand eine neue Sitzung statt, es sollte die letzte sein. Am 21. Morgens wurden die Hauptverschwörer verhaftet, Baboeuf und Buonarotti in einem Zimmer, in dem sie die Nacht mit der Vorbereitung der letzten Maßregeln zugebracht hatten, Darthé, Germain, Didier, Drouet und noch Einige in einem andern Local, wo sie sich damit beschäftigten, den Tag des Ausbruchs der Bewegung definitiv festzusetzen. Man führte sie schleunigst ins Gefängniß, indem man das Volk glauben machte, daß man eine Diebsbande aufgehoben hätte. Zu gleicher Zeit verkündete die Regierung in dem erhabenen Styl, welcher Schrift-

Räden dieser Art eigen ist, die große Verschwörung, welche sie soeben entdeckt hatte, und welche, wie sie sich ausdrückte, ohne ihre vorsichtige Darzweckkunft die ganze Gesellschaft am andern Morgen vernichtet hätte. Eine Botschaft wurde an die Kammermännern gesandt, um ihnen mitzutheilen, daß das Ziel der Verschwörer der Umsturz der Verfassung, die Niedermeglung der Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, der Regierung und aller eingesetzten Behörden gewesen wäre, und daß man dann zu allgemeinem Massacre und zur Plünderung hätte schreiten wollen. Anschläge, die an allen Straßenecken angebracht wurden, bezeichneten die Verschworenen als eine Bande von Räubern und Mördern. Man verbreitete in dem Publicum das Gerücht, daß sie den Courier von Lyon beraubt hätten, daß man in dem Hause des Baboeuf 30 Millionen confiscirt hätte, und daß an die Mörder 400,000 Franken vertheilt worden wären. Nunmehr wurde eine wahre Orgie von Willkürlichkeiten, Verhaftungen und Hausdurchsuchungen gefeiert. Ein General, Namens Bachelot, wurde verhaftet, weil er von dem ehemaligen Deputirten Laiguelot, den man als Gefangenen abführte, gegrüßt worden war, und erst am Abend entließ man ihn. Das Ministerium erließ eine Bekanntmachung, in der bei Strafe der Deportation allen ehemaligen Conventmitgliedern ohne Function, allen abgesetzten Beamten und Officieren, sowie allen Fremden, die nicht schon vor 1789 in Paris domicilirt waren, befohlen wurde, die Stadt innerhalb dreier Tage zu verlassen.

Die Verschworenen nun wurden in den Temple gebracht, wohin ihnen allmählig eine große Anzahl ihrer Freunde nachfolgte. Man dachte einen Augenblick daran, sich ihrer auf die Weise zu entledigen, daß man sie vor ein Kriegsgericht stellte, welches ohne weiteres einen großen Theil von ihnen hätte fassiliren lassen. Aber unter ihnen war ein Deputirter, Drouet, Mitglied des Rathes der Fünfhundert, welcher nach der Verfassung nur vor einen Strafgerichtshof gestellt werden konnte, der aus den Mitgliedern der Departementsräthe zusammengesetzt war. Die Regierung beschloß zuletzt, alle Verschworenen vor einen nach Vendôme zu berufenden Staatsgerichtshof zu stellen.

Die Angeklagten, ungefähr 40 Personen, reisten in der Nacht vom 9. zum 10. Fructidor von Paris ab, wie wilde

Thiere in vergitterte Käfige eingeschlossen, die zu diesem Zweck extra angefertigt worden waren. Aber Derjenige, dessen Eigenschaft als Deputirter das Directorium veranlaßt hatte, sie vor einen Staatsgerichtshof zu stellen, war nicht mehr unter ihnen. Drouet war, Dank der Begünstigung eines republikanischen Kerkermeisters, schon einige Tage vorher entflohen und hatte zugleich in sehr eingehender Weise an seine Collegen im Rath der Fünfhundert geschrieben, um ihnen die Beweggründe auseinanderzusetzen, welche ihn bestimmten, sich dem reactionären Tribunal zu entziehen. — Die Angeklagten kamen am 13. Fructidor in Vendôme an, nachdem sie auf ihrer Reise die Beleidigungen und Brutalitäten in reichem Maße erlitten hatten, welche ihnen von den Aristokraten sowohl, wie auch von dem Officier, der ihre Escorte befehligte, zu Theil wurden. Es darf im erfreulichen Gegensatz hierzu nicht unerwähnt bleiben, daß ihnen seitens der städtischen Behörden von Chartres und Châteaubun ein sehr rücksichtsvoller Empfang bereitet wurde.

In Paris ereignete sich fast in demselben Augenblick ein neues Unglück, welches wiederum eine große Anzahl von Opfern kostete, die der Sache der Gefangenen in Vendôme ergeben waren. Am 13. Fructidor waren die Angeklagten in Vendôme angelangt, in der Nacht vom 23. zum 24. fand der Aufstandsversuch von Grenelle statt. Dieser Aufstand wurde durch Vorspiegelungen des Directors Barras zum Ausbruch gebracht, welcher zwei seiner Freunde zu den Demokraten absandte, denselben 24,000 Franken und die bündigsten Versprechungen bezüglich seiner Mitwirkung überbringen ließ. Auf die Ergebenheitsversicherungen einiger Officiere des Lagers von Grenelle hin, unternahmen es die Demokraten, sich in Masse und ohne Waffen auf den Ruf: „Es lebe die Republik“ in diesem Lager einzufinden, um mit den Soldaten zu fraternisiren und dann gemeinsam gegen das Directorium zu marschiren. Aber es entstand eine wahre Menschenschlächterei. Die Truppen, auf welche die Manifestirenden rechneten, waren versezt worden, und anstatt den brüderlichen Empfang zu finden, den sie erhofft hatten, wurden die Unbewaffneten mit Artilleriefalven begrüßt.

Das Werk Buonarottis über die Verschwörung der „Gleichen“ hat die entscheidende Rolle, welche Barras im Hin-

terhalte spielte, aufgedeckt, aber lange vor seiner Veröffentlichung bewiesen die Tagesblätter schon, daß das Directorium den Plan vollständig kannte, daß es ihn selbst hatte ausführen lassen, um einen geeigneten Vorwand zur Unschädlichmachung der Revolutionäre zu gewinnen. Die Zeitungen folgerten dies aus den von der Polizei seither getroffenen Maßregeln, aus den Indiscretionen, welche einigen Officieren entschlüpft waren und endlich aus den Worten des Polizeiministers Cochon, welcher in seinem Bericht ganz naïv gestand: „schon seit einigen Tagen von der Bewegung unterrichtet gewesen zu sein.“

In der That war jener Vorfall im Lager von Grenelle ein Schlachten, nicht eine Schlacht zu nennen. Nicht ein Soldat wurde getödtet, nur drei wurden verwundet, wahrscheinlich von ihren eigenen Kameraden, welche in dem Tumult und in der Dunkelheit luden und schossen, während die Demokraten beträchtliche Verluste erlitten. Ihre unüberlegte Kundgebung sollte eine friedliche sein, das sah man; eine einzige Flinte wurde einem armen Gärtner aus der Nachbarschaft abgenommen, welcher von dem Lärm erwacht war und in seinem eigenen Hause von zwei Dragonern getödtet wurde. Die Demokraten wurden niedergemetzelt, ohne sich vertheidigen zu können. „Die Straßenräuber“, sagt der Bericht des Generals Foiffac-Latour, „haben die Erde mit Blut geröthet, und die Menge desselben deutet auf eine Anzahl von Todten und Verwundeten hin, die noch außer denen weggebracht worden sind, die in unsere Hände fielen.“ Zahlreiche Leichname wurden in den Straßen von St. Cloud gefunden, von 132 Personen, welche man auf der Stelle festgenommen hatte, und die dann in elf Wagen eingepackt und nach der Mairie von Grenelle geführt wurden, waren mehr als 100 verwundet. Diese 132 Gefangenen genügten dem Directorium nicht; während sie unbeachtet 24 Stunden auf der Mairie liegen blieben — inmitten der Soldaten, welche ganz laut ihr Bedauern ausdrückten, daß sie nicht Alle hätten tödten können — war Paris und seine Umgegend der Schauplatz einer wahren Menschenjagd. Die Häuser wurden durchsucht. Man verlangte von den Wundärzten, wie man es seitdem öfter wiederholt hat, sie sollten die Verwundeten denunciren, welche ihre Hilfe nachsuchen würden. Unter den nich-

tigsten Vorwänden verhaftete man alle Diejenigen, welche man für schuldig hielt, die Revolution gewollt oder ihr gebient zu haben. Das Directorium brachte es auf diese Weise dahin, die Zahl der Verhafteten auf 273 Bürger zu erhöhen, die sämmtlich nach dem Temple übergeführt wurden, um dort von einem Kriegsgericht abgeurtheilt zu werden, das aus ihren vormaligen Häschern bestand.

Das „Journal des hommes libres“ sagt: „Die Gerechtigkeit scheint zu erfordern, daß man nicht Diejenigen zu Richtern mache, die schon vorher die Henker waren.“ Die Angeklagten reclamirten ihr Recht, vor bürgerliche Gerichte gestellt zu werden; nichts dergleichen geschah, das Kriegsgericht begann am festgesetzten Tage seine Functionen und zeigte sich seiner Aufgabe durchaus würdig. Seine Verhandlungen waren eine blutige Comödie, in welcher nicht einmal die äußeren Formen der Gerechtigkeit beachtet wurden. Weder ließ man Freiheit für die Vertheidigung, noch Bürgschaftsleistung für die Angeklagten zu, noch war die geringste Unparteilichkeit in den Urtheilen zu finden. Der Vorsitzende beleidigte die Zeugen, verhinderte die Angeklagten am Sprechen und unterbrach die Vertheidiger, von denen einer eines Tages am Schluß des Verhörs verhaftet und bis zum andern Tage eingesperrt wurde. Das ehemalige Conventsmitglied Cusset, zu dessen Gunsten ein Alibibeweis geführt worden war, wurde zum Tode verurtheilt; Andere, gegen welche selbst der öffentliche Ankläger nur Haft oder Deportation beantragte, wie z. B. gegen Bertrand, den Exmair von Lyon, oder gegen Huguet, ein ehemaliges Conventsmitglied, wurden nichtsdestoweniger zum Tode verurtheilt. Ohne die übrigen Strafen zu erwähnen, wurden in einem Monat ungefähr 32 Todesurtheile gefällt. Den Werth derselben kann man nach der Thatsache beurtheilen, daß Fion, als einer der am meisten Compromittirten, vor den Staatsgerichtshof in Vendôme gestellt und von diesem freigesprochen wurde. Einer der Verurtheilten, Namens Bauthier, entfloh, die anderen 31, unter denen sich die ehemaligen Volksvertreter Huguet, Cusset, Favogues, der Lyoner Bertrand und viele erprobte Demokraten befanden, wurden erbarmungslos hingerichtet. Einer von ihnen, Gagnaut, ehemaliger Verwalter des Temple während der Haft Ludwig XVI. und seiner Familie, versuchte, zugleich mit

acht andern Berurtheilten, von dem Karren zu entspringen, der ihn zum Tode führte; er wurde von Dragonern verfolgt, durch Säbelhiebe am Kopf verwundet, vollständig mit Blut bedeckt in die Mitte der Anderen zurückgeschleppt und mit ihnen hingerichtet. Man ging soweit, einen Leichnam unter die Guillotine zu legen, nämlich den des Bürgers Bonbon, der sich durch einen Sturz aus dem Gefängnisfenster um's Leben gebracht hatte. In der ganzen langen Reihe von reactionären und Polizeimaßregeln, welche seit dem Tage, wo Grisel die Verschworenen verrieth, bis zu dem Tode des letzten vom Kriegsgericht Berurtheilten auf einander folgten, ist es besonders ein Name, der uns immer wieder aufstößt. Es ist der Name Carnot's, des Mannes mit dem beschränkten Verstande und dem gehässigen, kleinlichen, reactionären Geiste, den die Dummköpfe noch immer den Organisator des Sieges nennen. Er veranlaßte alle Gewaltmaßregeln, seine Unterschrift befindet sich unter allen Schriftstücken, in welchen an die Grausamkeit und die schlechten Leidenschaften der Menge appellirt wird, sowie unter allen Schriftstücken, welche gegen die Angeklagten eine neue Niederträchtigkeit einleiteten. Er ist es auch, den Grisel wählte, um ihm seine Mittheilungen zu machen; er lachte mit dem Verräther, behandelte ihn als großen Bürger und forderte ihn auf das Dringendste auf, mit seinen Nachforschungen fortzufahren. Bei dieser ganzen Angelegenheit schwamm er in seinem Elemente, wie ein Schwein auf dem Bauche liegend, wälzte er sich im Schlamme der Gemeinheit, überall, wo es Böses zu thun gab, war er zur Stelle. Im Gegensatz hierzu und gerade dadurch beweisend, wie groß der Unterschied zwischen beiden Menschen war, wagte es der großherzige Pache, der ehemalige Maire von Paris, der ehemalige Kriegsminister, der Einzige mit Bouchotte, welcher den Titel „Organisator des Sieges“ verdient hätte, inmitten des allgemeinen Schreckens die Vertheidigung der Angeklagten zu ergreifen. „Pache“, sagt Buonarotti, „war der einzige Mann außerhalb des Gefängnisses, der offen in einer Druckschrift die Meinungen und die Sache der Angeklagten vertrat. Er war damals in der Provinz, entfernt von der Politik, kaum aus der letzten Einkerkung entlassen, mit welcher man ihn für seine revolutionäre Begeisterung gelohnt hatte,

als er die Nachricht von den Verhaftungen des Floréal und der Affaire zu Grenelle erhielt. Als er die Wirkungen dieser Vorfälle sah, begab er sich ohne Zögern wieder auf das Gebiet der Politik, um die guten Bürger zu vertheidigen; er veröffentlichte bei Battar, dem Drucker der Patrioten, seine muthvolle Brochure: „Sur les factions et les partis, les conspirations et les conjurations et sur celles à l'ordre du jour.“ Darauf lehrte der schlichte Ehrenmann, wenig besorgt darum, nach Art der Carnot und der Barra's den Potentaten und Oligarchen zu spielen, ohne Aufsehen zu erregen, in sein bescheidenes Heim zurück.

Nach fünfmonatlicher Untersuchung begannen in Vendôme die Verhandlungen am 5. Ventöse. Nicht weniger als 18 in contumaciam und 47 anwesende Angeklagte waren vorhanden. Um diese Anzahl zu erreichen, hatte man den 25 bis 30 Angeklagten, die mehr oder weniger in die Verschwörung verwickelt waren, einige Bürger hinzugefügt, welche, um so zu sagen, auf's Gerathewohl in ganz Frankreich aufgegriffen waren, und deren ganzes Verbrechen darin bestand, an der Revolution Theil genommen zu haben. Unter diesen war das alte Conventmitglied Badier, der kaum der Proscription entgangen war, und den man in Toulouse gefangen genommen hatte, wo er niemals eine Ahnung von dem ganzen Plane gehabt hat; ferner waren unter den Gefangenen Bürger von Rochefort, von Cherbourg, von Arras, und sogar die arme Sophie Lapiere, die Sängerin aus dem „Café der chinesischen Bäder.“

Die Stadt Vendôme und ihre Umgebung war militairisch besetzt, und ein Ausnahmegesetz untersagte jedem Fremden näher als auf 10 Wegstunden heranzukommen. Außerdem hatte die Polizei, einer Gewohnheit gemäß, die sich nicht verloren hat, eine Menge von geheimen Agenten überall aufgestellt, sogar auf den bevorzugten Plätzen des Zuhörerraums, worüber die Angeklagten im Laufe der Debatte sich zu beklagen Gelegenheit hatten. — Eine kleine Einzelthatfache erlaubt einen Schluß auf das Interesse, welches durch diesen Proceß hervorgerufen war. Abgesehen nämlich von dem stenographischen Bericht der Verhandlungen, der von Baubouin, dem Drucker des gesetzgebenden Körpers, veröffentlicht wurde, wurden nicht weniger als drei Zeitungen

in Vendôme gegründet mit dem ausgesprochenen Zweck, über den Gang der Verhandlungen zu berichten. Nämlich die „Zeitung der Sitzungen des Staatsgerichtshofs“, redigirt von einem Advocaten, Namens Morard, ferner „die Zeitung des Staatsgerichtshofs oder das Echo der freien, wahren und gefühlvollen Menschen“, in einer den Angeklagten sehr sympathischen Weise redigirt von dem Publicisten Hésine, welcher bei dieser Veranlassung ziemlich lebhaft verfolgt wurde. Endlich erschien noch mit völlig entgegengesetzten Anschauungen „die Zeitung des Staatsgerichtshofs in Vendôme“, redigirt von einem gewissen Rauzet, ein, wie Hésine sagt, wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit von dem Collegium zu Pont l'Evêque weggejagter ehemaliger Abbé, welcher sich übrigens im Laufe des Processes nur zu sehr seiner Beziehungen zu der Behörde rühmen durfte.

Die Debatten waren lang und von großem Interesse. Der erste Gedanke der Hauptverworfenen war, mit Freimüthigkeit ihre Pläne zu gestehen, im Interesse der weniger compromittirten Angeklagten aber, und aus Furcht eine Spaltung hervorzurufen, beschloffen sie schließlich, daß die formelle Verschwörung geleugnet, daß dagegen der hypothetische Zweck vertheidigt werden solle, und daß man versuchen solle, Erklärungen abzugeben, welche möglichst mit den erwiesenen Thatsachen in Einklang ständen; so geschah es auch, ohne daß jedoch einer der Angeklagten an Ergreifung eigener Initiative gehindert wurde. Darthé, welcher bis zum Schluß die Competenz des Staatsgerichtshofs bestritt, bewahrte fast durchweg ein verachtendes Stillschweigen. Die wirklichen Vertheidiger waren Baboeuf, Antonelle, Buonarotti und Germain in viel höherem Grade als die Advocaten, deren berühmtester der zukünftige Beamte des Kaiserreichs, Réal war, welcher übrigens seine Aufgabe in befriedigender Weise löste.

Buonarotti, dessen junge Frau man im Zuhörerraum ängstlich dem Verlauf der Verhandlungen folgen sah, ergriff häufig das Wort mit der echten revolutionären Wärme, welche seiner Natur eigen war. Antonelle sprach mehrmals ebenfalls mit fester und vornehmer Würde. Baboeuf, der in der Discussion unermüdet war und dessen Vertheidigung fast einen Band füllt, verfehlte auch bei dieser Gelegenheit durchaus nicht, seine socialen Doctrinen

laut zu bekennen und zu erklären, daß er durch ihre Verheißung auch das Volk von Paris wieder mit der Republik hätte ausöhnen wollen, dies Volk, das ermüdet war von der Revolution, entmuthigt durch das Unglück und fast royalisirt durch die Feinde der Freiheit. Was Germain anbetrifft, so hat uns lange Jahre nach dem Proceß der reactionäre Schriftsteller Charles Robier noch die lebendige Erinnerung an seine männliche Verehrsamkeit aufbewahrt; er war bewunderungswürdig. Als der Verräther Grisel vor dem Staatsgerichtshof sein schändliches Gewerbe von Zwischenträgereien entrollte und sich seines Eifers rühmte, da kennzeichnete Germain ihn mit feurigen Zügen. „Rein, George Grisel“, sagte er zu ihm, „Du wirst nicht die Bürgerkrone erlangen, Du wirst nicht die Dornenkrone davontragen, denn diese gebührt den Opfern, nicht den Henkern, Du wirst die Stachelpalmenkrone tragen, diese Krone, die man zu Rom den Sklaven auf's Haupt setzte, um sie einige Denare theurer zu verkaufen.“ Dieser Grisel, welcher, abgesehen von einigen Polizeiagenten und zwei Schriftfachverständigen, fast der einzige Belastungszeuge in dem Prozesse war, sagte mit unglaublicher Unverschämtheit aus. Gesezlich hätte sein Zeugniß von dem Staatsgerichtshof gar nicht zugelassen werden dürfen, denn das Gesez verbot, den Denuncianten als Zeugen zu hören, wenn, wie es heißt, „die Denunciation gesezlich mit Geld belohnt wird, oder wenn der Denunciant auf irgend eine andere Weise von seiner Denunciation Vortheil ziehen kann. Dies fand doch augenscheinlich auf den Denuncianten Grisel Anwendung, der durch seine Denunciation sich der Gunst des Directoriums empfohlen hatte. Man zog sich indeß mit einer spitzfindigen Auslegung aus der Verlegenheit, und Grisel fuhr mit seinen Aussagen fort, so lange es ihm beliebte. Diese Aussagen dauerten zwei Sitzungen hindurch und umfaßten mehr als fünfzig Seiten des Berichts. Ich glaube nicht, daß die agents provocateurs, mit welchen das zweite Kaiserreich seine Hochverraths-Processe ausstattete, jemals mit mehr Cynismus ihre Aussagen abgegeben hätten. Grisel, welcher eins der ersten Exemplare dieser unfauberen Gattung war, bleibt für immer ihr Vorbild. Im Laufe der Verhandlungen machten sich zahlreiche Sympathien

für die Angeklagten in der Bevölkerung von Vendôme geltend, die sich zuweilen zu sympathischen Thaten gestalteten. Eine Flucht wurde vorbereitet und wäre auch beinahe gelungen, wenn nicht die Unvorsichtigkeit eines Betheiligten sie zuletzt hätte scheitern lassen.

Es blieb nur noch übrig, das Urtheil abzuwarten. Dasselbe wurde endlich nach drei Monaten am 10. Prairial gefällt. In der richtigen Besorgniß, in Bezug auf die Führer der Verschwörung geschlagen zu werden, führten die staatlichen Ankläger, entgegen dem Gesetz, in die der Jury vorzulegenden Fragen eine neue ein, welche sich in der Anklageacte nicht befand. Sie fragten nämlich die Jury, ob die Angeklagten durch Wort oder Schrift auch zur Wiederherstellung der Verfassung von 1793 aufgefordert hätten. Ein barbarisches Gesetz jener Periode bestrafte diese Aufforderung mit dem Tode.

In ihrer endgültigen Fragestellung, welche in jenem pomphaften Style gehalten ist, den die hohen Justizbehörden seitdem sich noch nicht abgewöhnt haben, verlangten diese Männer der Ordnung von der Jury ungefähr 30 Häupter. Nach dem damals in Kraft befindlichen Gesetzbuch würde es genügt haben, um einen Angeklagten frei zu sprechen, wenn vier der Geschworenen sich zu seinen Gunsten ausgesprochen hätten. Für die Fragen, die sich auf die Verschwörung bezogen, wurde für alle Angeklagten dieses Resultat erzielt, aber nicht ebenso verhielt es sich in Bezug auf die Frage wegen der Wiederherstellung der Verfassung von 1793. Drei Geschworene, von denen einer, nämlich Gautier-Biazat, von Buonarotti genannt wird, stimmten beständig für die Freisprechung aller Angeklagten. Aber es fand sich dennoch die gesetzlich erforderliche Anzahl von Stimmen, um zu erklären, daß Baboeuf, Darthé, Buonarotti, Germain, Gazin, Moroy, Blondeau, Menessier und Bouin die Wiederherstellung der Verfassung von 1793 erstrebt hätten, und zwar wurden mit Ausnahme der beiden ersten Allen mildernde Umstände zugestanden. Die Strafe war der Tod für Baboeuf und Darthé, die Verbannung für die Anderen. Als nach der Anhörung der Ankläger und Vertheidiger der Gerichtshof sein Urtheil abgab, stießen sich Baboeuf und Darthé einen Dolch in die Brust, wie dies die im Prairial des

Jahres III. niedergeworfenen Volkstreter vor dem Kriegsgericht gethan hatte. Aber keinem von Beiden gelang es, sie zu tödten; sie lebten noch bis zum folgenden Tage und wurden sterbend zur Guillotine geführt. Ihr Tod rief in der Stadt einen düsteren Eindruck hervor. Landleute aus der Umgegend nahmen ihre sterblichen Ueberreste in Empfang und bestatteten sie. „Noch lange Zeit nachher, sagt der alte Buonarotti, zeigten die Bewohner von Vendôme mit Behmuth den Reisenden die letzte Ruhestätte der Märtyrer der Gleichheit.“

Es wird vielleicht nicht ohne Interesse sein, kurz zu sagen, was aus den übrigen Personen des Dramas wurde. Die zu Deportation Verurtheilten erwarteten lang Zeit auf einer kleinen Insel der Rhed von Cherbourg das Boot, welches sie nach Guyana bringen sollte. Nach dem 18. Brumaire des Jahres VIII. begnügte man sich, wahrscheinlich aus Sparsamkeitsrücksichten, damit, sie auf der Insel Oléron zu interniren, wo sie in der Folge mehrere ihrer alten Mitschuldigen wiederfanden, die von Bonaparte aus allgemeine Sicherheitsrücksichten dahin geschickt worden waren. Andere wurden von der Deportation des Monats Nivose erreicht. Als Bonaparte die royalistische, sogenannte Höllemaschine = Verschwörung benutzte um sich auch von dem letzten Republikane zu befreien, wurden Rossignol, Massat und Bouin deportirt, sie starben alle drei in Anjouan. Die Ueberlebenden blieben bis an ihr Ende ihrer Vergangenheit treu man sah sie weder unter den Höflinge des Kaiserreichs, noch unter denen der Restauration, noch unter denen der Julimonarchie. Um nur die Bekanntesten zu erwähnen, so dienten Felix Lepelletier, Germain und ganz besonders Buonarotti dessen revolutionäre Thätigkeit noch Jahr lang Frankreich und Italien aufgeregt haben bis zu ihrer letzten Stunde den Ueberzeugungen ihrer Jugend.

Was eine andere Persönlichkeit dieses Dramas, nämlich den verrätherischen Soldaten Grisel anbetrifft, so scheint die Episode dieser Verschwörung seinem Avancement nicht gerade geschadet zu haben. Gegen wird über sein Ende eine Geschichte erzählt, die man gern für wahr halten möchte. Es ist nämlich oft erzählt worden, daß der älteste Sohn Baboeufs, Emil, welcher zur Zeit des Todes seine

Vaters 10 Jahre alt war, und von dem reizende kindliche Briefe in den Proceßacten vorhanden sind, sich, als er zum Manne geworden war, an die Verfolgung

des Verräthers machte, ihn in Spanien auffand, zum Duell herausforderte und ihn tödtete.

P. G.

Wilhelm Weitling und sein System der Harmonie und Freiheit.

Die jüngere Generation in den Reihen der Socialdemokratie, diejenigen, welche erst seit Lassalles Auftreten oder später an dem Kampfe des vierten Standes theilgenommen haben, sind im Allgemeinen noch sehr wenig vertraut mit der geschichtlichen Entwicklung des Socialismus; derselbe hatte vor dem Auftreten Lassalles in Deutschland niemals feste Wurzeln geschlagen und die fünfziger Jahre mit ihren reactionären Schrecken, hatten dazu beigetragen, jede Organisation der Arbeiter zu vernichten. Die wenigen sich ihres Prinzips klar bewußten Communisten aus der vergangenen Revolutions-Epoche waren gestorben, verdorben, ausgewandert oder in den Gefängnissen alt und stumpf geworden.

Daher erklärt es sich auch, daß Lassalles mächtiger Aufruf einen momentan so kläglichen Erfolg hatte, und daß die geringe Zahl seiner Anhänger mit einem gewissen Fanatismus an ihm hing: es war eben eine neue, im höchsten Grade überraschende Lehre, welche sich vor ihnen aufthat und der sie verkündigte, erschien deshalb wie verklärt, zum mindesten hoch erhaben über das Gewöhnliche.

Und doch war das, was Lassalle sagte, nichts Neues; seine Theorien von der welterlösenden Bestimmung des vierten Standes waren schon in den vierziger Jahren in Deutschland verbreitet worden, und sein praktischer Vorschlag, Productiv-Associationen mit einer Staatshilfe von 100 Millionen Thalern, stimmte bis auf das Tüpfelchen über dem i mit Dem überein, was man durch Resolutionen auf Arbeiter-Congressen im Jahre 1848 gefordert hatte. Die deutschen Arbeiter wußten das nur nicht.

Und doch war die im Jahre 1863 unter dem Namen Lassalles und mit seiner mächtigen Hilfe angefaßte deutsche Arbeiterbewegung nicht aus der Initiative Lassalles hervorgegangen, sondern sie war

geboren im Schoße des Arbeiterstandes, befruchtet von den verstreuten Samenkörnern, die unbeachtet aus einer frühern Epoche sich erhalten hatten.

Lassalle war Socialist seit dem Jahre 1848. Warum hatte er bis zum Jahre 1863 damit gewartet, die Fahne des Socialismus zu entfalten? Weil er nicht an die Möglichkeit glaubte, es mit Erfolg thun zu können. Er wollte eine große Rolle in der Geschichte spielen, die alte Welt womöglich mit einem Rucke aus ihren Angeln heben; zu der mühsamen und langwierigen Arbeit, zu der sich die heutige Socialdemokratie entschlossen hat, fühlte er sich nicht berufen.

Da zeigte sich plötzlich in Leipzig ein Funken socialistischen Geistes, die Arbeiter fingen daselbst an, sich von der Bourgeoisie zu emancipiren, sich ihr feindlich gegenüber und auf eigne Füße zu stellen. Lassalle war damals den deutschen Arbeitern fast unbekannt, nur in Berlin hatte er sich soeben durch einige Vorträge („Arbeiterprogramm“, „Was nun?“, „Ueber Verfassungsweisen“) dem größeren Publicum gezeigt, damit aber in weiteren Kreisen fast gar keinen Eindruck gemacht, so daß man in Berlin überaus erstaunt war über die große Klarheit, mit welcher die Leipziger Arbeiter sich ihrer Klassenlage bewußt waren.

In Wahrheit herrschte aber in Leipzig unter den Massen soviel Unklarheit wie anderwärts, und die sich daselbst gegen die Bourgeoisie erhebende Opposition ist lediglich auf den Einfluß zurückzuführen, welchen eine geringe Anzahl von Personen ausübten, die durch das Studium des Weitling'schen Communismus für die socialistische Idee gewonnen worden waren. Die in Leipzig ins Auge gefaßten Bestrebungen waren deshalb auch keineswegs so unklar, als sie Lassalle in seinem „Antwortschreiben“ darstellte, allein er hatte die von Leipzig aus an ihn zu richtende

Anfrage vorgeschrieben, und man hatte kein Bedenken getragen, seinen Wünschen nachzukommen.

Es fällt uns nicht ein, mit diesen Bemerkungen das Verdienst Lassalles um die deutsche Arbeiterbewegung schmälern zu wollen; die in Leipzig, allerdings ganz selbstständig, auftretende Bewegung wäre ohne Lassalles Dazwischentreten ohne Zweifel zunächst von der Bourgeoisie ausgebeutet worden oder hätte sich im Sande verlaufen; andererseits ist es aber ganz zweifellos, daß Lassalle ohne die ihm von Leipzig aus gewordene Anregung schwerlich dazu gekommen wäre, sich an die Spitze einer Arbeiterbewegung zu stellen. Seine Hoffnungen waren vielmehr auf eine allgemeine politische revolutionäre Erhebung gerichtet, und er ließ sich im Mai 1863 nur mit Widerstreben und unter der Bedingung zum Präsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins wählen, daß er von der Leitung zurücktreten dürfe, sofern das Unternehmen nicht innerhalb einer gewissen Zeit großartige Dimensionen annehme.

Es war eine traurige Zeit, die der fünfziger Jahre, für die wenigen Socialisten, welche es damals in Deutschland gab. Heute ist die Socialdemokratie wohl verfolgt und gehaßt, und noch weit entfernt von ihrem Ziele, aber sie ist doch eine Macht geworden, die man fürchtet, — damals war sie verachtet; heute discutirt man über die sociale Frage, und immer weitere Kreise in allen Ständen nehmen Antheil an ihr, damals behandelte man einen Socialisten einfach wie einen Narren.

Das kam daher, daß die socialistische Theorie in den vierziger Jahren nicht den Zeitumständen angepaßt worden war, man wollte den Himmel stürmen und vergaß, daß dazu himmlische Heerschaaren nöthig wären, man wollte Alles für das Volk und durch das Volk; daß das Volk in seiner Masse selber aber gar Nichts wollte, daran dachte man nicht. Der sociale Staat sollte geschaffen werden, wie der Bildhauer aus dem Marmorblock die Statue meißelt, das lebendige Fleisch und Blut des Gesellschaftskörpers sollte still halten, und in einigen Monaten gedachten die socialen Künstler durch allerlei Operationen und Recepte diesem Körper eine ganz neue Gestalt zu geben, und je mehr Widerstand geleistet wurde, um so abenteuerlicher gestalteten sich die Vorschläge

der socialen Aerzte. Mit andern Worten: Man hatte nicht begriffen, daß die Neugestaltung der Gesellschaft das Werk einer langsamen organischen Entwicklung sein müsse, und daß ohne Socialisten, die doch nur im Verlaufe von Generationen zu erziehen sind, der sociale Staat nicht einen Tag marschiren konnte.

Die socialistischen Systeme der vierziger Jahre, die es so ganz verschmähten, auf dem Bestehenden weiter zu bauen, waren der damaligen Welt, auch so weit sie auf vernünftiger Grundlage beruhten, ganz unfaßbar; hatten sie dann auch allerlei abenteuerliche Auswüchse an sich, so griff die Bourgeoisie und ihre Goldschreiber die letzteren aus dem Ganzen heraus, um die socialistische Idee der Lächerlichkeit zu überliefern; und dieses Manöver gelang nur zu gut.

Nichts desto weniger sollten die Vorkämpfer des Proletariats aus dieser Epoche nicht vergessen werden. Sie haben für die allgemeine Sache gelitten, und die Pietät erfordert, daß wir ihr Andenken ehren, daneben ist das, was sie zur Förderung der Idee literarisch geleistet haben, keineswegs unbedeutend und kann nützlich verwerthet werden, wenn man es nur versteht, das Zeitgemäße von dem Unzeitgemäßen zu scheiden.

Einer der bedeutendsten und doch am meisten vergessenen Autoren der Zeit, von welcher wir gesprochen haben, ist Wilhelm Weitling, und wir wollen uns bemühen, nachstehend ein Bild der communistischen Bewegung seiner Zeit und seines Systems zu geben.

Leider ist es uns nicht möglich, eingehend über die Person und das Leben Weitlings berichten zu können. Da derselbe in Deutschland fast unbekannt ist, wandten wir uns um Auskunft nach seinem letzten Aufenthaltsorte, New-York, leider ohne Erfolg. Einer der dortigen Parteigenossen hatte zwar nach dem Tode Weitlings dessen Papiere an sich gebracht, um aus denselben Mittheilungen an die Deffentlichkeit gelangen zu lassen, allein es ist dazu nicht rechtzeitig gekommen, die Papiere haben der Familie Weitlings zurückgegeben werden müssen, und diese ist nun zur Zeit ganz verschollen. Wir theilen deshalb das Wenige mit, was uns bekannt ist.

Weitling arbeitete zu Anfang der dreißiger Jahre als Schneidergeselle in Leipzig und wohnte zu dieser Zeit bei dem

war eine Lebensfrist vorzuziehen aber
 Barthelemy's Schilling. Der Brief
 wurde mir mitgeteilt, daß Weiling über
 in jener Zeit ganz glücklich war, hat
 seine Artikel und aber immer in Ver-
 dacht, daß man ihnen die Absicht
 in das damals allen zur Verfügung
 liegende Schriftstück in der Höhe
 verweigerte. Später hat er sich in London,
 Paris und vorzüglich in der Schweiz auf-
 gehalten. Hier, und zwar in der vor-
 züglichen Lage, entwickelte sich, wie wir
 später sehen werden, seine schriftstellerische
 und oratorische Thätigkeit in bever-
 ragender Weise. Nach der Revolutions-
 jahre ließ er sich in New-York nieder,
 ohne fernerhin öffentlich thätig zu sein.
 In den letzten Jahren hörte man von
 ihm, daß er eine Anaplois-Maschine
 erfunden habe und um den Nutzen dieser
 Erfindung durch einen Cardinalen be-
 trogen worden sei. Aus dieser Zeit liegt
 uns ein Brief von ihm an den oben er-
 wählten Schilling vor, den wir zur Cha-
 rakteristik Weiling's mittheilen; er spricht
 darin von einem astronomischen Werk,
 das er geschrieben habe und es scheint daraus
 hervorzugehen, daß er in seinen letzten
 Lebensjahren geistig mehr oder weniger
 gestört war.

Der Brief lautet:

New-York, den 22. Juli 1869.

Mit meinen Patienten bin ich noch immer
 der Betrogene. Wer hier kein Geld hat, kann
 Anderen gegenüber, welche sehr viel haben,
 ohne eben so viel Geld nicht zu seinem Rechte
 kommen. Bewahre die Keuschheit der Himmel
 vor solchen Republiken des Geldes. Hier
 regiert nur die Heuchelei, welche sich nicht
 schämt, auf alle und jede erlaubte Weise Geld
 zu machen. Dazu hätte ich oft genug die
 Mittel gehabt, den Charakter aber nicht und
 wünsche nicht, daß dieser demoralisirende Zu-
 stand um sich greift.

Offentlich eilt man in Europa nicht solchen
 verfluchten Zuständen entgegen, obgleich auch
 dort die Gelehrten das große Wort über Bil-
 dung und Aufklärung führen und die Blätter
 danach redigiren. Wer nichts Nützliches zu
 arbeiten versteht, wer sich nicht an Entfagung
 und Arbeit zu Gunsten seiner Nebenmenschen
 gewöhnt hat, hat kein Recht und keinen zu-
 verlässigen Willen, sie aufklären zu wollen.
 In der Arbeit und in der noblen Aufopferung
 für seine Mitmenschen liegt die Propaganda
 der Zukunft, nicht in dem künstlichen Geschnitz
 und Geschreibsel Derer, welche nur an sich
 denken und einen Zustand wollen, in welchem
 nur die Wort- und Schreibkünstler gewählt
 werden können, Andere zu beherrschen. — —
 — — Ich brauchte sehr nothwendig einen

„Die Zukunft“. 1. Jahrg. Heft 10. (1. Juli 1870.)

Schüler für meine Harmonie. Das werth-
 volle Buch, was ich in der Zeit geschrieben ist
 und erschienen ist. Aber der Schüler ist ein
 wunderbarer Erbe. Heute hat man nur einen,
 wenn man sie zum Rechte wirklich überzeuge.
 Für das zur Rechtfertigung anzusehen, weiß
 ich nicht. Da ich nicht weiß, auch gar keine An-
 schuldigung an der Sache haben, warum
 werde nicht. Du wirst zu geben. Ich weiß
 doch nicht, ob Arcana nicht gelangen. Wir
 würde es gelingen, hätte ich nicht eine große
 Freude und nur allein für mich zu sorgen,
 ich habe ihm Schwestern dankgeschickt. Da ich
 übrigens gegen Gewährung wieder gehen
 hat, so glaube ich, es liegt in der Welt noch
 unbekanntem Schicksal, daß meine Arbeit
 in die Welt kommen wird. Die geistliche
 Geschichte der Menschheit weiß nicht, was
 gekommen. Der Mensch erkennt darin die
 Weltgeschichte, welche seinen Schicksal bewegen,
 obwohl noch immer ohne zu wissen warum.
 Grüße die alten Freunde in Leipzig und
 Sachsen, mit welchen ich gearbeitet habe und
 liebe wohl.
 Dein Freund

Barth. Weiling.

Der Brief ist ziemlich correct geschrieben
 und bis auf die wunderliche Geschichte von
 dem astronomischen Werk auch ziemlich
 vernünftig. Es scheint also, daß der leb-
 hafte Geist Weiling's durch Verkennung,
 Nüchternheit und materielles Glend sich nach
 gewissen Richtungen hin in seinen Ideen
 verirrt hat. Weiling ist Anfang der
 sechziger Jahre gestorben.

Wir lassen ihn nun so viel als möglich
 selbst reden, um einen weiteren Einblick
 in sein Leben und die Zeit, in welcher er
 wirkte, zu gewinnen, indem wir Auszüge
 aus seinem Hauptwerk: „Die Garan-
 tien der Harmonie und Freiheit“
 geben.

Ueber Ideen wie: Nothwendigkeit der
 Güter- und Arbeitsgemeinschaft und Ver-
 wirklichung der Gleichheit war es in den
 dreißiger Jahren selbst in den politisiren-
 den Köpfen noch außerordentlich finster.
 Wo möglich noch finsterner in Bezug hierauf
 war es in der deutschen Literatur. Owen,
 Fourier, Baboeuf waren selbst im
 Jahre 1838 in Paris unter dem Volke
 noch unbekannt, wie die Prinzipien, für
 welche sie wirkten.

Die Unterhaltungen der Arbeiter unter-
 einander waren nicht der Schatten von
 dem, was jetzt (1848) geboten wird. Am
 liebsten unterhielt man sich mit Standal-
 geschichten. Politische Gespräche enthielten
 nur Parteinahme des Preußen gegen den
 Sachsen etc. Religiöse Gespräche drehten
 sich einfach um die Frage, was besser sei,
 Katholicismus oder Protestantismus; Ver-

haftungen und Schlägereien waren dabei nicht selten, wohl aber die Bekämpfung jedweden Priesterglaubens. Des Arbeiters liebster Aufenthalt war die Herberge. Die meisten Herbergen aber stanken von schlechtem Bier und Schnaps, von Unreinlichkeit und ärmlicher oder lüderlicher Wirthschaft. Von Arbeiterbildungs- und Singvereinen mußte man damals noch nichts. Die Schulen waren zwar in Deutschland schon ziemlich gut, wenigstens besser als sonst in irgend einem Lande, die Schweiz ausgenommen; aber die Lehrjahre und die Herbergen verdarben viel von dem, was die Schulen vorbereitet hatten. Weber die Kaufleute in den Freimaurerkclubs, noch die Pfaffen und Professoren in den Sonntags- und Abend-schulen haben einen Theil des Proletariats aus diesem grauenhaften Zustande gerissen, sondern die Anstrengungen deutscher Revolutionäre waren es, Männer waren es, welche der politischen selbstständigen Entwicklung das Wort redeten, welche sich nicht wie die Herren der Sonntags- und Abend-schulen die Vormundschaft in den Vereinen anmaßten, sondern durch Gründung von politischen Vereinen den Arbeiter an Selbstständigkeit gewöhnen und zur politischen Reife bringen wollten, was ja die meisten gelehrten Wortmacher von damals für unerreichbar hielten.

Zu Anfang der dreißiger Jahre und bis 1835 erschien in Paris eine von 200 deutschen Arbeitern erhaltene Monatschrift „Die Gedächten“, deren vorzüglichste Mitarbeiter Benedey, Mäurer und Dr. Schuster waren. Der Radikalismus dieser Leute verstieg sich damals höchstens bis zur Progressivsteuer. Lamennais' Schrift „Worte eines Gläubigen“, welche 1832 von Börne ins Deutsche übersetzt wurde, machte großes Aufsehen; diese Aufregung wurde selbst durch die künstlich gesteigerte, welche Eugen Sue's „Ewiger Jude“ und „Die Geheimnisse von Paris“ begleiteten, nicht überboten. Aber den Gleichheitshoffnungen und Bertröstungen Lamennais' fehlte die Aufklärung über das Wie der Verwirklichung.

Die Anhänger Fourier's wollten von der Revolution nichts wissen, sondern hofften die Reichen in Güte für ihr System der associirten Ungleichheit zu gewinnen.

Unter den Deutschen, welche sich in den Jahren 1838 und 1839 in den Pariser Kaffeehausgesellschaften durch ihren politischen Radikalismus am bemerkbarsten

machten, war ein Schneider Namens Bernhardt, der seiner revolutionären Gleichheitsreden wegen von seinen Kameraden Jesus Christus genannt wurde. Ein Urtheil dieses Mannes über die zur Verwirklichung der Gleichheit nothwendige Abschaffung des heutigen Geldsystems bezeichnet treffend, bis zu welcher Entwicklung die sozialen Ideen in Paris, dem politischen Brennpunkte der Völker, damals unter den Deutschen gebiechen waren. Derselbe erklärte in Betreff der Abschaffung des heutigen Geldsystems: „Das ist noch 100 Jahre zu früh. Solche Ideen dürfen wir nicht verbreiten, damit machen wir die Leute nur konfus.“ Ueber sozialistische Thematata zu sprechen, hieß sich von der einen Seite der Verpottung, und von der anderen der Verfolgung aussetzen, diesbezügliche Druckschriften konnten später nur mit äußerster Vorsicht verbreitet werden, Niemand wagte, eine solche öffentlich sehen zu lassen.

Es gab damals kein französisches Werk über den Kommunismus, man mußte denn „La conspiration de Baboeuf“ ein solches nennen, davon war aber damals nirgends ein Exemplar aufzutreiben. Ein vollkommenes soziales System der Association mit materiellen Privilegien für das Kapital und Talent gab es bereits, nämlich das von Fourier, es gab auch seit Jahren ein kommunistisches System, das von Owen, aber es war wenig bekannt. Von Seiten der deutsch-republikanischen Partei zu Paris ward deshalb 1848 eine von Weitling verfaßte kleine Broschüre „Die Menschheit, wie sie ist und sein sollte“, in 2000 Exemplaren verbreitet. Für die Herstellungskosten brachte die damals sehr kleine Zahl von Gesinnungsgenossen mancherührende Opfer. Einige liehen dazu ihre Zimmer, Andere arbeiteten Nachts als Setzer, Drucker oder Buchbinder, noch Andere gaben Geld und brachten sogar, um solches zu schaffen, ihre Uhren nach dem Pfandhause.

Diese Schrift wurde 1840 in ungarischer Uebersetzung herausgegeben und 1846 zum zweiten Male aufgelegt.

Von Paris aus fanden die kommunistischen Ideen durch die Wanderung der Arbeiter einige Verbreitung in Deutschland und der Schweiz; so z. B. wurden 1840, bei der Untersuchung über eine in Frankfurt a. M. entdeckte Verschwörung, einige Exemplare der oben erwähnten Broschüre aufgefunden.

Mehr noch als alle bisherige mündliche und schriftliche Propaganda wirkte für das Prinzip des Kommunismus der Schlag, den Barbès am 12. Mai 1839 in Paris ausführte. Dieser junge und reiche Mann hatte eine 300 Mann starke geheime Gesellschaft gegründet, zum Zweck des beabsichtigten Aufstandversuches einen Theil seines Vermögens geopfert und war am Nachmittage des 12. Mai selbst mit in die Straßen gestiegen. Dreihundert Opfer kämpften mit Todesmuth hinter einem halben Duzend Barrikaden. Das Volk hatte sich gleichgiltig gezeigt und Abends 9 Uhr wurde die letzte Barrikade erstürmt. Barbès sank verwundet an derselben nieder, und nur ein Einziger, ebenfalls verwundet, stand ihm noch zur Seite, der Schuhmacher Auster aus Danzig. Barbès und Auster wurden zum Tode verurtheilt und zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt; der erstere erlangte nach der Februarrevolution seine Freiheit wieder, von Auster hat man nichts mehr gehört, als daß er im Gefängniß wahnsinnig geworden sei.

In Folge dieses Aufstandes wurden die üblichen Verfolgungen auch auf einen deutschen Flüchtling, Namens Schapper, ausgedehnt und derselbe nach London transportirt. Dadurch wurde der deutsche Kommunismus nach London verpflanzt.

Im Jahre 1840 erschien „le voyage en Icarie“ von Cabet, ein Roman, welcher einen Zustand von Kommunismus veranschaulicht. In demselben Jahre wurde auch R. Owen unter dem intelligenteren Theile der Deutschen in Paris bekannt, der, wie auch Fourier, schon lange vor der Revolution von 1830 für den Sozialismus gewirkt hatte.

Das im Jahre 1841 erschienene Werk Proudhon's „Was ist das Eigenthum“, berühmt geworden durch die Schlussfolgerung: Das Eigenthum ist der Diebstahl, hält Weitling zwar für das beste, was Proudhon geschrieben, er ist sich aber der Unklarheit desselben wohl bewußt und schließt sich dem Urtheile von Marx über Proudhon an.

In der Schweiz faßte die kommunistische Bewegung zuerst 1841 einigermaßen festen Boden; es wurden Speiseassoziationen in Genf, Lausanne, Vevey und Morfen gegründet, und Weitling ließ eine in 21 Nummern ausgegebene Monatschrift „Der Hilferuf“ erscheinen, die von den deutschen kommunistischen Vereinen unterstützt und in 1000 Exemplaren gedruckt wurde. Dabei

gab es unendliche Schwierigkeiten zu überwinden und zahlreichen Verfolgungen zu begegnen. Insbesondere wurden die Drucker von der herrschenden Klasse fortwährend aufgehetzt, so daß das Blatt nacheinander in Genf, Vevey, Bern, Langenthal und Zürich erscheinen mußte. Indem Weitling rühmt, wie opferbereit die kleine Schaar der Gesinnungsgenossen zu jener Zeit gewesen sei, klagt er, wie sehr diese Opferwilligkeit jetzt (1849) fehle und führt als Beispiele an: Der „Volkstreue“, ein aus dem edlen Herzen des jungen Schlössel geschriebenes, in Berlin ausgegebenes Blatt, brachte die Druckkosten nicht ein. Eine Menge ähnlicher Unternehmungen im Interesse des Proletariats gingen rasch hintereinander an Abonnentenmangel zu Grunde. Der „Urwähler“, eine von Weitling herausgegebene Wochenschrift, brachte in Berlin und Umgegend kaum 150 Abonnenten zusammen, und ging mit der fünften Nummer wieder ein. Die „Verbrüderung“, Organ von über 200 Handwerker- und Arbeitervereinen, hatte es in vier Monaten ihres Bestehens erst auf 370 Abonnenten gebracht.

Im Jahre 1842 wurde durch die vereinten Anstrengungen der Kommunisten von Paris, Genf, Lausanne, Lausanne und andere der Druck der „Garantien“, des Buches, dessen Vespredung die vorliegende Arbeit vorzüglich gewidmet ist, in 2000 Exemplaren möglich gemacht. Etwa 300 Arbeiter theilten sich, jeder nach seinen Kräften, in sämtliche Kosten und nahmen dafür Bücher. Als besonders thatkräftige Genossen nennt Weitling Petersen aus Kopenhagen und Simon Schmidt, ein Gerber aus Neutlingen; des Letzteren etwas bessere soziale Stellung gestattete demselben, sich ganz besonders auszuzeichnen.

Ueber das Entstehen seines Buches bemerkt Weitling in der Vorrede zur ersten Auflage: „Meine Kameraden sprachen mir Muth zu, das Werk zu beginnen. „Du“, sagten sie, „theilst unsere Meinungen, kennst unsere Wünsche, wir geben Dir die Gelegenheit, also mache Dich an die Arbeit.“ Das war der Aufmunterung genug. Sie arbeiteten für mich, ich arbeitete für sie, hätte ich es nicht gethan, hundert Andere hätten sich statt meiner dafür gefunden. Vorliegendes Buch ist also nicht mein Werk, sondern unser Werk, denn ohne den Beistand der Anderen hätte ich Nichts zu Stande gebracht.“ Die „Ga-

rantien" wurden 1846 zum zweiten, 1849 zum dritten Male in Hamburg aufgelegt, jedenfalls immer nur in einer kleinen Zahl von Exemplaren, auch erschien eine norwegische Uebersetzung.

Der Bürstenmacher A. Dietsch veröffentlichte 1843 eine kommunistische Broschüre „Das tausendjährige Reich“, die in der Schweiz einen großen Leserkreis gefunden hat und drei Auflagen erlebte. In demselben Jahre sollte in Zürich „Das Evangelium der armen Sünder“ von Weitling erscheinen, das Buch wurde aber vor der Vollenbung des Drucks sammt allen bei Weitling gefundenen Büchern und Papieren confiscirt.

Das „Evangelium“, dessen Manuscript man den Händen der Justiz zu entziehen gewußt hatte, erschien sodann in Bern und erlebte 1846 eine zweite Auflage, wurde auch 1843 ins Französische überfetzt. Weitling bemüht sich in diesem Werke, mit Hilfe der Bibel die menschliche Natur Christi und seine kommunistische Tendenz nachzuweisen.

Darauf folgten in der Schweiz Arrestationen, Prozesse, Verbannungen und Transportationen der Kommunisten in immer größerem Maßstabe. August Becker, Simon Schmidt, Petersen, Christianen und Andere hielten indeß die Ordnung in den durch Verfolgungen gelichteten Reihen aufrecht. In dem Jahre 1843 erschien auch diejenige Schrift, welcher der Kommunismus seine erste Verbreitung in Deutschland zu danken hat, da dieselbe, von den Schweizerbehörden selber ausgehend, einige Zeit kein Censurhinderniß fand, wir meinen den „Bericht über die Kommunisten in der Schweiz“, welcher von dem Regierungsrath Bluntschli erstattet wurde und alle Briefe und Manuscripte enthielt, welche bei Weitling confiscirt worden waren.

Im Jahre 1844 fiel auch die deutsche Philosophie in den Kommunismus und Sozialismus, Heß zuerst, dann Lünig, Marx und Engels. „Leider ging es“, bemerkt Weitling, „indem auch Letztere mit ihrer scharfen Kritik der Sache dienten, nicht immer ohne Selbstverletzung ab.“

In Amerika fand der Kommunismus durch Hermann Kriege Verbreitung und es wurde von demselben eine Wochenschrift, der „Volkstribun“, gegründet. Kriege soll indeß später abtrünnig geworden sein.

Der dritten Auflage der „Garantien“

schickt Weitling gegen dreißig Recensionen voraus, die einen recht interessanten Einblick in die Art und Weise gewähren, wie man in den vierziger Jahren in verschiedenen Kreisen die soziale Frage auffaßte und beurtheilte. Briatte, Deputirter, Forstinspektor und Major im Kanton Waadt, schreibt: „Ich habe Ihr Werk mit vielem Interesse gelesen. Seit 12 Jahren habe ich alle sozialen Systeme studirt, aber kein Mittel zur Abhilfe finden können. Ich glaube jetzt, daß Sie die Frage gelöst haben.“ Die „Schweizerzeitung“ schimpft in der Art, wie es unsere liberalen Zeitungen jetzt machen. Dr. Bluntschli in seinem (amtlichen) Kommunistenbericht: „Weitling folgt den Gedanken Babeuf's und führt denselben konsequent und entschlossen durch.“ Die „Kölnische Zeitung“ vom 2. August 1843 macht Bluntschli Vorwürfe, daß er mit seinem Berichte die Bestrebungen der Kommunisten gefördert habe, nimmt die Sache sehr ernst und anerkennt die Beredsamkeit und den Enthusiasmus der Kommunisten. „La Patrie“, Journal der französischen Schweiz, nimmt Weitling gegen Bluntschli in Schutz. Die „Times“ in London brachten 1843 in 12 Artikeln einen Auszug aus den „Garantien“. „La Presse“ in Paris überfetzte die Artikel der „Times“ und spricht sich über den deutschen Kommunismus im Vergleich zum französischen vortheilhaft aus. Die „Aachener Zeitung“ nennt Weitling ganz einfach einen verrückten Schneidergesellen. „Telegraph“ findet, daß das Weitling'sche System stark nach Gamaschen- und Kasernenthum schmeckt, und das „Deutsche Bürgerbuch“ meint: „Lieber unter der russischen Knute, als unter Weitling's System leben.“ In ähnlichen Widersprüchen bewegen sich alle angeführten Urtheile, die wenigsten gehen auf die Sache selbst näher ein.

Wir geben nun einen Auszug aus den „Garantien“. In dem ersten Theil seines Werkes schildert Weitling die Entstehung der gesellschaftlichen Uebel und giebt eine Kritik des bestehenden Gesellschaftszustandes. Dabei verschmäht er es, mit Wissenschaftlichkeit zu prunken; wir finden keinerlei Citate, sondern er entwirft mit Hilfe eines allerdings wenig gründlichen Wissens ein etwas frei ausgeführtes Gemälde von der gesellschaftlichen Entwicklung und aller ihr anhängenden Verkehrtheiten; dabei ist seine Sprache, wie sich zeigen wird, bilder-

reich, oft gewaltig, zuweilen etwas roh und schmülftig, in allen Stücken aber geeignet, mächtig auf das Gefühl der Massen einzuwirken.

Seine Darstellung von dem Urzustand der Gesellschaft erinnert fast an die biblische Erzählung vom Paradiese: „Auf die Jagd gehen, essen und trinken, lieben und spielen waren des Menschen Lieblingsbeschäftigungen; die Begriffe Arbeit und Müßiggang, Sklaverei und Herrschaft, Eigenthum und Diebstahl waren ihm noch unbekannt“ — — „die Menschheit in ihrer Kindheit lebte frei und unabhängig, weil Jeder seine Begierden nach Belieben befriedigen, nach Gefallen entwickeln konnte; wollt ihr den Menschen heute wieder frei und unabhängig machen, so gebt der Gesellschaft eine Organisation, welche Allen im gleichen Verhältnisse die Befriedigung ihrer Begierden und die Entwicklung ihrer Fähigkeiten erleichtert.“ Daß eine solche Organisation möglich sei, sucht Weitling durch den Hinweis darauf zu beweisen, daß er des weiteren ausführt, „wie die Gesammtsumme der Fähigkeiten jeder Generation auch immer mit der Gesammtsumme ihrer Bedürfnisse im Einklang stehe.“

An den Entwicklungsstadien des Menschengeschlechts vom Jäger- und Nomadenleben zur Ackerwirtschaft weist er die Entstehung des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, sowie des Erbrechtes nach. Das Privateigenthum hatte in der Jugendzeit des Menschengeschlechts seine volle Berechtigung; wenn Jemand jagte, Heerden oder Acker sein Eigen nannte, so wurde damit Niemand benachtheiligt, denn Jeder konnte jagen, Heerden oder Acker besitzen; von dem Augenblick an aber, wo der Besitz beweglicher und unbeweglicher Sachen das Monopol Einzelner wurde, war das Privateigenthum ein Kluch für die gesammte Menschheit.

„Nur ein kleiner Theil der Oberfläche der Erde hat die Herrschaft des Menschen durch den Pflug gefühlt und doch schreien Millionen um Brod und möchten gern die Bresche erweitern, die der Ackerbau in die Schranke der Natur gebrochen. Wer hält sie zurück? Der Mensch selbst mit seinem verwirrten Mein und Dein.“

„Der Mensch erfand das Fahren und Reiten, die Eisenbahnen und Dampfschiffe. Aber bei alledem kriechen der Tagelöhner, der arme Bauer und der Handwerksbursche mit ihrer Last auf dem Rücken von Ort

zu Ort. Der geschäftige Arbeiter läuft zu Fuß, der müßige Faulenzger fährt. — — Warum läßt man diese Armen durch das mühsame Hocken und Lasttragen so viel Zeit verlieren, da man die Sache viel bequemer einrichten kann? Auch wieder wegen des vermalebten Mein und Dein.“

„Der Mensch erfand das Schreiben und Drucken und die Telegraphen. Und doch giebt es Menschen, die ein Wort der Wahrheit auf der Zunge haben und es nicht aussprechen dürfen. Die Einen können Wahrheit und Lüge nach Belieben verewigen und verbreiten, die Anderen dürfen nicht einmal sagen: die ehrlichen Leute sperrt man ein und den Dieben erweist man Ehre. Und warum denn nicht? Auch wieder wegen des Mein und Dein.“

„Der Mensch erfand die Maschinen, welche mittelst der weisen Anwendung der rohen mechanischen Kraft hundertmal mehr arbeiten, als der Mensch früher im Stande war. Und doch müssen wir uns jetzt noch ärger schinden als vor Erfindung der Maschinen. Wie geht das zu? Das Mein und Dein ist die Ursache, denn nach ihm gilt der Grundsatz: Je mehr Maschinen, je weniger Arbeiter und je mehr Faulenzger.“

So erklärt er das Eigenthum für die Ursache aller Uebel und sagt weiter: „Den Begriff des Eigenthums legte man der Menschheit in ihrer Wiege an. Es war ihr ein ungewohntes eisernes Nieder, obgleich ihre zarten Formen hineinpaßten. Aber das Kind nahm zu, und je mehr es wuchs, je unwohler befand es sich darunter. Nun aber löst es ihm bald ab, denn schon hat es in sein gepreßtes Fleisch blutige Streifen geschnitten. Was, ihr zögert noch, Chinesen? — Der eingebildeten schönen Form zu lieb wollt ihr den ganzen kräftigen Körper verkrüppeln?“

Auch Weitling hatte sich schon gegen den lächerlichen Vorwurf zu vertheidigen, daß nach seiner Theorie aller Besitz „getheilt“ werden solle, und er ruft seinen Gegnern zu: „Habt keine Furcht, ihr Zusammenträger, es giebt andere Mittel, die gewiß der größte Egoist unter euch nicht unmoralisch nennen wird. Die Anwendung dieser Mittel aber wird eure Habsucht und euren Ehrgeiz selbst beschleunigen.“

Von dem Erbrecht sagt er: „Wie die Maden des Insekts in die Frucht, so fraßen sich die Nachkommen der Eigenthümer mit Hilfe des neuen Gesetzes in den Besitz aller Kräfte und Producte ein, welche sich als bewegliches oder unbeweg-

liches Eigenthum geltend machen ließen, und verzehrten und verdarben die Frucht, ohne ein weiteres Verdienst zu haben als das, daß die Alten beliebt hatten, sie darin anzubrüten. Hatte das Eigenthum in seinen Folgen Herren und Sklaven gemacht, so erzeugte es jetzt auch noch Faulenzler. So ein junger Mensch, den das Erbschaftsgesetz zum Faulenzler gestempelt hat, kommt mir immer vor wie ein Stein, der mitten am Wege liegt, und den die Wanderer umgehen müssen, wenn sie nicht daran stoßen wollen. Je kräftiger man auf der Reise ist, je weniger achtet man darauf, und je müder man wird, desto ärgerlicher ist einem das Ausweichen; stößt man sich aber gar den müden Fuß daran, so könnte man an ihm sein Rütchen kühlen, wenn er kein so süßliches unbehilfliches Ding wäre, das gar nicht Schuld daran ist, wenn Andere ein Aergerniß an ihm nehmen.“

An dem Beispiel einer Insel, welche zehn Menschen ohne Arbeit Unterhalt gewährt, wird dann nachgewiesen, wie bei Vermehrung der Bewohner sich die Lage derselben verschiedenartig gestaltet, je nachdem sie Grund und Boden als Gemeineigenthum ansehen oder denselben nach dem Erbschaftsrecht zerstückeln. Im ersteren Falle ist die Folge allgemeines Wohlbestehen, im letzteren gelangt man zu Zuständen, wie wir sie in der heutigen Gesellschaft vergegenwärtigt finden.

Das Eigenthum hat zur nothwendigen Folge auch den Krieg. Weitling schildert die Gräuelt thaten mit glühenden Farben und tritt insbesondere der im Volke auch vielfach verbreiteten Meinung entgegen, daß Kriege ein nothwendiges Uebel seien, um der Uebervölkerung vorzubeugen, indem er nachweist, daß, um zu diesem Ziele zu gelangen, man den Krieg von den Weibern, als dem zeugenden Element führen lassen müßte. Er ist der Ansicht, daß Uebervölkerung zunächst nicht zu fürchten ist, wenn man die unkultivirten Theile der Erde bevölkert, außerdem scheint er auch im äußersten Falle vor der Tödtung der Kinder nicht zurückzuschrecken, denn er ruft aus: „Welcher Unsinn, den Krieg für ein nothwendiges Uebel zu halten, weil er der Uebervölkerung vorzubeugen im Stande ist! Ganze Armeen Kinder aufzuziehen, ihren Verstand zu entwickeln, um sie dann, wenn sie herangewachsen sind und der Gesellschaft wieder nützen können, sich einander abzuwürgen zu lassen! Der

Krieg ist ein Uebel, aber kein für immer nothwendiges! Wenn wir nach ihm verlangen, so ist das nur in der Hoffnung, das Ende unserer Leiden zu sehen, und wenn unsere Bedrücker jetzt nach ihm verlangen, so ist das, um ihre Genüsse und Vorrechte zu sichern und zu vermehren.“

Die Sklaverei ist natürlich nur eine Ausdehnung des Eigenthumsbegriffes von den beweglichen und unbeweglichen Sachen auf den Menschen. „Da die Kriege,“ sagt Weitling, „nur vorübergehender Art waren und man das Bluthandwerk damals noch nicht für seine ganze Lebenszeit betreiben konnte, so war man nach denselben doch gezwungen, wieder zu arbeiten und das eroberte Land zu bebauen. Dieser Mühe überhoben zu sein, erfand man die Sklaverei. Von dieser Zeit an gab es zweierlei Menschen, solche, die arbeiteten, und solche, die nicht arbeiteten; Herren und Knechte. Heute giebt es viererlei Menschen in der Welt:

Menschen, die ein nützlich Geschäft betreiben,

Menschen, die ein unnützes Geschäft betreiben,

Menschen, die gar nicht arbeiten, und

Menschen, die ein schädliches Geschäft betreiben, oder:

ehrliche Leute, Affen, Umsonstfresser und Schurken.“

In dem Kapitel, in welchem er vom Gelde handelt, giebt Weitling weder eine historische Entwicklung des Geldsystems, noch legt er die Begriffe Waare, Gebrauchswerth, Tauschwerth zc. klar, sondern schimpft nur auf 19 Seiten ganz gewaltig, indem er das Gold mit den Worten: Verächtliches Metall, unnütze Schlacke, todttes Metall, falscher Götz, scheußlicher Klumpen zc. bezeichnet. Seine Kritik entspricht also keineswegs wissenschaftlichen Anforderungen, nichtsdestoweniger hat er aber klar erkannt, daß das Geldsystem das geschickteste Mittel zur schrankenlosen Ausbeutung der Massen ist, weil durch dasselbe der eigentliche Maßstab für den Werth der Producte, die auf die Erzeugung derselben verwandte Arbeitszeit, vor den Augen der Menschen verdunkelt wird. Er sagt diesbezüglich: „Die Mindererschätzung des wahren Werthes der Arbeit war unter dem System des Tauschhandels nicht so leicht möglich, als unter dem System des Geldes, denn der jedesmalige Vergleich der auszutauschenden Producte verhinderte meistens eine zu ge-

ringe Anschlagung derselben. Wenn die Erfindung des Geldes die Bestimmung hatte, den gegenseitigen Austausch der Producte und die zur Hervorbringung derselben nöthige Arbeitszeit im Interesse der Arbeitenden zu regeln, so hätte man einen bestimmten Werth auf dasselbe prägen sollen, als: Werth von einem Pfund Brod, einem Pfund Fleisch, Werth von einer Stunde Arbeit in der Ernte, Werth von einer Stunde Arbeit mit der Nadel zc.“

Aber abgesehen von dem wissenschaftlichen Unwerth der Weitling'schen Kritik des Geldsystems enthält der betreffende Abschnitt seines Buches im Einzelnen vorzügliche Stellen, nur muß man in allen Fällen festhalten, daß Alles, was gegen oder in Bezug auf das Geld gesagt ist, Geltung hat für das gesammte moderne Wirthschaftssystem, da Weitling ganz irrig das Geldsystem als selbstständig wirkendes Uebel behandelt, während es doch nur ein nothwendiges Product des herrschenden Wirthschaftssystems ist.

Er führt aus, daß durch das Geldsystem, d. h. also durch die moderne Productionsweise, an Stelle der antiken Sklaverei eine viel schlimmere moderne getreten sei, bezeichnet die Bemühungen um Aufhebung der Sklaverei (1849) als Komödie und sagt weiter: „So gründet man auch Vereine zur Verhütung von Thierquälerei. Wenn ich Mitglied einer solchen thierfreundlichen Gesellschaft wäre, ich würde ihr alle Tage zweibeinige Thiere als Ankläger vor die Augen führen, würde ihre abgemagerten Gerippe, ihre hohlen Augen und eingefallenen Wangen zeigen und sagen: Meine Herren! Sehen Sie das arme Thier, so schändlich ist es von seinem harten Herrn behandelt worden, vierzehn bis achtzehn Stunden des Tages hat er es arbeiten lassen, und es dazu noch lieblos behandelt; und sehen Sie da hier! das war seine ganze Nahrung! Dabei hat es seine Jungen säugen und von diesen Habern sein Nest bauen sollen, um seine Jungen und seine alte Mutter zu erwärmen! — Was hätte mir der Präsidant dieser thierfreundlichen Gesellschaft dann wohl geantwortet?“

Von den Armen sprechend, die in Folge von Alter oder Krankheit nicht arbeiten können, oder die aus anderen Gründen keinen Verdienst haben, fährt Weitling fort: „Was soll mit ihnen geschehen? Wollt ihr sie nicht todt schlagen? — Ihr schaudert zurück und doch muß etwas für

sie geschehen. Ihr denkt: Laßt sie betteln, wir werden ihnen dann und wann ein Stückchen Brod geben. — Aber ihr habt das Betteln auch verboten, weil es anfang, euch unbequem zu werden; nehmt euch in Acht, daß der Diebstahl euch dereinst nicht noch unbequemer wird, denn in einem blühenden Garten voll der lieblichsten Früchte Hungers sterben, das wäre ein Gemisch des größten Muthes und der größten Feigheit, für das ich keinen Namen finde. Wenn das Schreckbild des Mangels ein reißender Tiger wäre, der seine Beute schnell verschlingt, dann würde euer Geldsystem, euer Eigenthumsbegriff und alle Mängel eurer gesellschaftlichen Ordnung bald zu Grabe geläutet werden; denn alle Welt würde sein Gebrüll von weitem erkennen. So aber ist es ein schleichendes Gift, welches den Körper nach und nach zerstört; man verblüht, wird schwach, siech und stirbt, ohne die Ursache seines Unterganges zu ahnen.“

Weitling versucht es nirgend's, den Begriff des modernen Kapitals wissenschaftlich zu erklären, er kennt aber nichtsdestoweniger die Eigenschaften desselben ganz genau; so z. B. sagt er, vom Kapitalzins sprechend: „Man borgt sich also die zu solchen Speculationen fehlenden Gelder bei Anderen, welche aber bei dem zu machenden Raube auch nicht leer ausgehen wollen und sich einen Theil der zu machenden Beute unter der Benennung Zins für ihre Gefälligkeit ausbedingen.“

Er weiß auch sehr genau, wie es in unserer „besten der Welten“ zugeht, denn er sagt: „Warum lügt der Zeitungsschreiber, warum betrügt der Kaufmann, warum vertheidigt der Advokat eine schlechte Sache, warum zanken sich Gesellen und Meister, Kunden, Krämer und Kaufleute, warum werden Nahrungsmittel aller Art verfälscht, warum giebt es Leute, die gegen ihre Pflicht, ihr Gewissen und ihre Ueberzeugung lehren, schreiben und handeln? — Des Geldes wegen.“

„Wenn unsere unermüdblichen Gesetzfabrikanten nur Gesetze machen können, dann sind sie in ihrem Elemente; macht man sie aber auf die Wurzel des Uebels aufmerksam, so machen sie gleich wieder neue Gesetze und neue Strafen, um die Aufdeckung ihrer Irrthümer und die Verbreitung der Wahrheit zu verhindern.“ — — — „Die Weltgeschichte ist nichts als eine große Räubergeschichte, worin die ehrlichen Leute zu allen Zeiten die Geprüllten waren.“

Das Kapitel über das Geldsystem enthält des weiteren ausführliche Darlegungen, wie das Geld in allen nur denkbaren Verhältnissen des Menschenlebens seinen schädlichen Einfluß äußert und schließt mit einer Art Weissagung, welche den Sieg des gesunden Menschenverstandes über diese Mißwirthschaft verheißt und folgende Stelle enthält: „Es wird eine Zeit kommen, wo man nicht mehr bitten und betteln, sondern verlangen wird. Zu dieser Zeit wird man große Feuer mit Banknoten, Wechseln, Testamenten, Steuerlisten und Schuldverschreibungen anzünden und in das Feuer wird Jeder seine Börse werfen, der Arme sein Kupfer, der Wohlhabende sein Silber, der Reiche sein Gold.“

Wie diese, von den Lesern sicherlich mit ungläubigem Lächeln aufgenommene Weissagung zu verstehen ist, wird sich zeigen, wenn wir dazu gelangen, die positiven Vorschläge Weitling's zu hören.

Ueber die Titel-, Würden- und Ordenskrämerei spricht sich Weitling sehr drastisch aus: „Sie machen Alles erblich,“ sagt er, „was zu verdienen sie nicht den Muth und die Kraft in sich fühlen.“ Nachdem er eine ganze Reihe schöner Titel aufgeführt hat, heißt es: „Ob nun wohl unter hundert Bauern Einer ist, der mir sagen kann, was denn eigentlich jeder der hier angeführten Titelmänner für Pflichten auf sich hat? Ich glaube es nicht. Ich befände mich in derselben Verlegenheit, wenn man mich z. B. früge, was denn ein Hofrath zu thun hat. Der Hofrath selber würde vielleicht bei einer solchen Frage noch verlegener werden als ich und die hundert Bauern.“

Er schildert, bis ins Kleinste ausgemalt, die Leppigkeit der Reichen und dann sagt er: „Nun, wenn das Alles für sie ist, was bleibt für uns, wir gehen doch nicht ganz leer aus? Davon ist auch keine Rede, denn es giebt noch Dinge genug, die die Reichen nicht wollen: die schmutzigen Betten mit dem groben Leinen und den harten Strohsäcken, die hölzernen Bettstellen voller Wanzenester sind für uns! Die zerbrochenen wurmstichigen Möbel, die verfaulten Pfeiler und feuchten Wände, die schmutzigen zerbrochenen Fenster mit der Aussicht auf eine kahle Mauer, eine Dachrinne oder einen Misthaufen sind für uns! Die bloßen Füße in den Schuhen ohne Absatz und Sohlen, die dünnen Hosen ohne Boden oder mit geflicktem Sintertheil und Knien, die roth und grau

gewordenen Hüte mit den schmutzigen und zerbrochenen Rändern und weißen Ranten sind für uns! Die irdenen Pfeifen mit dem schlechten Kanaster, die verdorbenen schlechten und verfälschten Weine, Fuselbranntweine und der Wasserkrug sind für uns! Die Würste von verdorbenen Fleischbrocken, erfrorene Kartoffeln, alte, holzig und bitter gewordene Rüben sind für uns! Das Fleisch alter Kühe, die keine Milch mehr geben, die Kälber, die in der Geburt geschlachtet werden, und die Schafe, die an Altersschwäche sterben, sind für uns! Alles, was verdirbt und sauer wird, ist für uns, da können wir sicher darauf rechnen; wer will es sonst essen, wenn es das arme und arbeitende Volk nicht ist; wer es kochen, als die, welche die letzte Speculation machen, welche aus den paar Pfennigen, die wir für unsere Nahrung ausgeben, auch noch einen Gewinn herauspressen müssen, um in unserer verkehrten Organisation der Gesellschaft leben zu können?“

Was Weitling über den Militarismus sagt, eignet sich wenig zur Mittheilung an dieser Stelle Er verurtheilt natürlich das Soldatenwesen und schildert alle Schattenseiten desselben in den kräftigsten Farben, allein er ermangelt dabei des umfassenden Blickes, seine Darstellung ist lückenhaft und durchaus ungenügend.

Die Internationalität des Socialismus oder Communismus hat Weitling ganz klar und richtig erfaßt. Er schildert, welche Ansprüche der Einzelne an sein Vaterland zu stellen berechtigt sei, und ruft aus: „So ein Vaterland, das alle seine Glieder und keine Müßiggänger nährt, laß ich mir gefallen, für das ist es wohl der Mühe werth, Leben, Blut und Freiheit zu wagen; aber unseres? Sagt an, ihr patriotischen Herzen, haben wir denn wirklich ein Vaterland?“ Er führt im Einzelnen aus, wie fremd die herrschenden Klassen und die große Masse des Volkes einander sind, „fremder als der Kossack und Franzose“, und kommt zu dem Schluß: „daß unsere Interessen einander schroff gegenüberstehen, und daß wir darum bald an etwas Anderes denken werden, als an die Vertheidigung eures Wohlstandes und unseres Glucks, welchen Zustand ihr Vaterland nennt. — — — Das Vaterland ist in Gefahr! schreien sie. Das wissen wir leider nur zu gut, seitdem ihr es unverschämter Weise zu eurem ausschließlichen Eigenthum gemacht habt. — — — Unser

Eigenthum ist in Gefahr! Desto besser, da wißt ihr doch, wie es Einem zu Nutze ist, der gar keins hat. Desto besser, dann haben wir wieder Hoffnung, euch zur Einsicht zu bringen und wieder Freunde zu werden. — — — So lange ein Volk in Ungleichheit lebt, so lange ein Volk aus Herren und Knechten besteht, so lange ist es völlig gleich, wer die Herrschaft ausübt, ob Hinz oder Kunz. — — — Das beste Mittel, den ewigen Grenzstreitigkeiten ein Ende zu machen, ist, sie ganz aufzuheben.“

Recht charakteristisch ist es auch, wie gut er seine Landsleute schon zu Anfang der vierziger Jahre zu beurtheilen versteht, indem er die Franzosen wegen ihres Nationaldünkels, den er übrigens mißbilligt, einigermaßen in Schutz nimmt: „Ich glaube, unsere Vaterlandsverfechter trügen die Nase noch höher als die Franzosen, wenn wir einen deutschen Napoleon in der neuesten Zeit aufzuweisen hätten, wenn wir eine deutsche Revolution wie die von 1792 durchgemacht hätten.“

Von der Beseitigung der Grenzen erhofft Weitling auch die Abschaffung der verschiedenen Sprachen; die Einführung einer Universalssprache, welche die Vollkommenheiten und Schönheiten aller bekannten Sprachen in sich vereinigen soll, ist natürlich unter den jetzigen Verhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit, im Zustande der Gemeinschaft wird es sehr leicht sein, die Durchführung dieses ungeheuren Fortschritts zu bewerkstelligen.

„Wenn in 50 Jahren ein Netz von Eisenbahnen ganz Europa überzieht, meint man denn, die Grenzen und Vaterlande würden nicht dem beschränktesten Kopf zum Ekel und Hinderniß werden? Meint man denn, man wird alsdann nicht einsehen, daß es doch recht unangenehm ist, in der Lage zu sein, in ein paar Tagen ganz Europa zu durchziehen, ohne sich mit den vielen verschiedenen Völkern verständigen zu können?“

Auf die Krämer und Kaufleute ist Weitling sehr schlecht zu sprechen, er zählt sie zu den Leuten, welche in der Hauptsache ein unnützes Geschäft betreiben, denn er sagt: „Welche Verschwendung von Zeit und Materialien für die Einrichtung der vielen Magazine, mit ihren Auslagelasten, Comtoirs und dergl. Mit dem zehnten Theil der Kosten könnte sich die Gesellschaft viel schönere und bequemere Waarenniederlagen und Magazine herrichten, als alle diese großen und kleinen Säle, Keller,

Böden, Höfe und Boutiquen; ebenso könnte mit dem zehnten Theile der Individuen der Austausch der Producte besser betrieben werden.“ Wir werden später sehen, wie sich unser Autor die Sache vorstellt.

Ein anderes Uebel der Krämerei, als die Bereicherung der Kaufleute durch Vertheuerung der Bedürfnisse und Verringerung des Arbeitslohns, ist die Verfälschung der Producte, welche sich diese Klasse zu Schulden kommen läßt. Weitling führt das an der Hand sehr drastisch gewählter Beispiele des weiteren aus. Natürlich leiden unter diesem Uebel die Armen, welche alle ihre Bedürfnisse im Kleinen und Einzelnen anschaffen müssen, ganz besonders.

In der Schweiz, führt er gelegentlich aus, tritt die Armuth nicht so grell zu Tage (1842), sie ist aber nichtsdessenungeachtet vorhanden, denn „es giebt darin Reiche, Bettelleute, Zuchthäuser und Bedienten, und das sind der Beweise genug, daß auch die Armuth groß sein muß.“

Auf die Nothwendigkeit, sich der socialen Fragen anzunehmen, verweist Weitling mit folgenden Worten: „Es ist wahrlich zu verwundern, daß man nichts zu kritisiren findet, als nur immer die Regierung! Es scheint, als verschlängen die Regierungen nur ganz allein die Reichthümer der Nationen. — Bis zur Dekonomie in den Staatsfinanzen, zur Verminderung der Steuern, Verminderung des Soldes der unfruchtbar Angestellten 2c., so weit sind wir seit vierzig Jahren gekommen, das ist das große Revolutionsbanner und die vermeintliche politische Weisheit!“ Er billigt sodann zwar diese Art Opposition, fährt aber fort: „Das ist auch eine Steuer, wie die der Regierung, welche der Handel den Völkern auferlegt; das ist auch eine Armee, wie der Kriegerstand, diese unzählige Handelsarmee, welche immer zu Felde zieht, um zu kaufen und zu verkaufen, um zu schätzen und zu erbeuten.“

In der communistischen Gemeinschaft findet Weitling den einzigen Rettungsweg aus den socialen Uebeln der Zeit, denn „Freihandel, Schutzzölle, Gewerbe-freiheit, Zunftwesen, Gewerbeordnungen und wie die Schlagworte alle heißen, sind nur neue Täuschungen, die jeder von den socialen Ideen Erleuchtete zu würdigen wissen wird.“

Religion und Sitten sind für Weitling das Product menschlicher Schlaubeit auf der einen und Dummheit auf der anderen

Seite. Er vergleicht das Leben der Menschheit mit einem großen Heereszug, der auf staubiger Straße mühsam seinen Weg zu einem unbekanntem Ziele verfolgt, links und rechts von dieser Straße aber sind angenehme, schattige Wege, auf welchen die Bevorzugten ihre Lebenswanderung vollbringen.

„Um nun den großen Haufen auf der Elendsstraße den Genuß des irdischen Glückes vergessen zu machen, hat man ihn auf das dunkle, hoffnungsvolle Jenseits angewiesen, und ihm die geduldige Entbehrung der irdischen Genüsse zur Bedingung des Genusses der künftigen ewigen Seligkeit gemacht. — So treiben unter Anleitung politischer Vorrechtler und bezahlter Religionslehrer die Einen in

Freuden und Ueberfluß, die Anderen unter Entbehrung und Leiden einem und demselben unbekanntem Ziele zu.“

Auf eine Kritik der verschiedenen Religionen und Sitten läßt er sich nicht ein, er selbst scheint sich von dem Glauben an einen persönlichen Gott, nach verschiedenen Aeußerungen in seinem Buch zu urtheilen, nicht ganz losgemacht zu haben und erklärt ausdrücklich: „So betrachte ich auch jeden Gottesglauben als einen vielen Menschen wohlthätigen Glauben, den ich wenigstens Niemandem vergällen will, der sich mit ihm zum Communismus bekennt.“

In einem weiteren Artikel werden wir nun die positiven Vorschläge Weitling's kennen lernen. N. N.

(Schluß folgt.)

Friedrich Albert Lange und der Staatssocialismus.

In der Nr. 11 des „Staats-Socialist“, vom 9. März d. J., findet sich ein Artikel unter der Ueberschrift: „Friedr. Alb. Lange über Religion, Christenthum und sociale Frage.“ In diesem Artikel ist eine Anthologie von Aussprüchen Lange's enthalten, welche seiner berühmten „Geschichte des Materialismus“ entnommen sind, einem Werke, welches der Verfasser jenes Artikels mit Böhlinger („Hartmann, Dühring und Lange) als „die bedeutendste philosophische That der Gegenwart“ bezeichnet. Mit diesen Aussprüchen soll bewiesen werden, daß Lange, wenn er die Entstehung des Staatssocialismus noch erlebt hätte, „ein Freund des Centralvereins für Socialreform auf religiöser und konstitutionell-monarchischer Grundlage“, daß er „sowohl in socialen, wie religiös-philosophischen Dingen“ ein „Gesinnungsgenosse“ des „Staats-Socialisten“ geworden sein würde. In dieser Hinsicht spielt der betreffende Artikel zum Schluß folgenden Trumpf aus:

„Hätte Lange das Erscheinen des Todtischen Buches und das Auftreten Stöckers für ein durch Prof. Wagner, seinen social-wissenschaftlichen Gesinnungs-Genossen, durchweg gebilligtes sociales Reform-Programm erlebt, und hätte man ihm dann noch gesagt, daß sich schon nach

Verlauf von wenigen Wochen um das von ihren genannten Amtsbrüdern entrollte Banner über Vierhundert evangelische Geistliche scharten und Tausend Andere nachweisbar auf dem Wege dahin sind, — hätte Lange diese ganz neuen Erscheinungen erlebt, so würden seine christlichen Hoffnungsstrahlen in den Jubeltönen des Frühlings noch heller erklungen sein, auch würde er nicht geäußert haben, sich der von ihm heiß ersehnten Bewegung (des hoftheologischen Staats-Socialismus?!) in Person anzuschließen und sie durch den Glanz seines Namens und Talentos zu unterstützen.“

Es sind insonderheit die Schlußworte der ersten Ausgabe der „Geschichte des Materialismus“, auf welche der Artikel des „Staats-Socialist“*) sich beruft. „Auf keinen Fall“, so sagt hier Lange, „wird das Vergangene ganz verloren sein und auf keinen Fall das Veraltete unverändert sich wieder erheben. In gewissem Sinne sind auch die Ideen der Religion unvergänglich. Wer will eine Messe von Palestrina widerlegen, oder wer will die

*) Wir geben diese Worte so wieder, daß auch wir die im „Staats-Socialisten“ besonders betonten Worte durch den Druck auszeichnen.

Madonna Raphaels des Irrthums zeihen? Das gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, so lange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelt Menschen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das große Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferstehung, die das Ergreifendste und Höchste, was die Menschenbrust durchbebt, aussprechen, wo keine Prosa mehr fähig ist, die Fülle des Herzens mit kühlen Worten darzustellen; jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit dem Hungrigen das Brod zu brechen und dem Armen die frohe Botschaft zu verkünden, sie werden nicht für immer schwinden, um einer Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen. Oft schon war eine Epoche des Materialismus nur die Stille vor dem Sturm, der aus unbekanntem Klüften hervorbrechen und der Welt eine neue Gestalt geben sollte. Wir legen den Griffel der Kritik aus der Hand in einem Augenblick, in welchem die sociale Frage Europa bewegt: eine Frage, auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, daß sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt: gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegsetzt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vortheil ins Auge faßt. Wohl würde es die bevorstehenden Kämpfe mildern, wenn die Einsicht in die Natur menschlicher Entwicklung und geschichtlicher Prozesse sich der leitenden Geister allgemeiner bemächtigte, und die Hoffnung ist nicht aufzugeben, daß in ferner Zukunft die größten Wandlungen sich vollziehen werden, ohne daß die Menschheit durch

Brand und Blut befleckt wird. Wohl wäre es der schönste Lohn abmattender Geistesarbeit, wenn sie auch jetzt dazu beitragen könnte, dem Unabwendbaren unter Vermeidung furchtbarer Opfer eine leichte Bahn zu bereiten und die Schätze der Kultur unverfehrt in die neue Epoche hinüberzuretten; allein die Aussicht dazu ist gering, und wir können uns nicht verhehlen, daß vielleicht schon das Interesse zur theoretischen Ergründung der wichtigen Fragen, die uns beschäftigen, im Erlöschen ist, während die erregten Leidenschaften den Schauplatz betreten. Immerhin wird unser Streben nicht ganz umsonst sein. Die Wahrheit, zu spät, kommt dennoch früh genug; denn die Menschheit stirbt noch nicht. Glückliche Naturen treffen den Augenblick; niemals aber hat der denkende Beobachter ein Recht zu schweigen, weil er weiß, daß ihn für jetzt nur Wenige hören werden.“

Wir wollen uns dem „Staats-Sozialisten“ liebenswürdig erweisen und ihm aus ganz demselben Werke noch einen Beitrag für seine, die hoftheologische Gesinnungsgenossenschaft Lange's beweisen sollende Anthologie zur Verfügung stellen, den der Verfasser jenes Artikels übersehen zu haben scheint, obgleich die Stelle, die wir meinen, sich in ganz derselben Schlußabhandlung („Der ethische Materialismus und die Religion“) findet, nur wenige Seiten vor den vom „Staats-Sozialisten“ citirten Schlußworten. Hier sagt Lange Folgendes: „Die moderne Orthodoxie hat von Haus aus eine negative Tendenz. Was die Anhänger dieser Richtung positiv nennen, ist ein dürrer Pfahlzau von Formeln gegen den Andrang des geistigen Fortschritts. Ihr innerstes Wesen besteht darin, gegen den Sündenlohn von Orden, Titeln und Gehältern die Wissenschaft, die industrielle Arbeit und die bürgerliche Freiheit zu bekämpfen, um denjenigen Mächten, welche in einer neuen und höheren Ordnung der Dinge keinen Raum mehr finden, eine längere Frist der Ausbeutung unserer Generation zu verschaffen.“ Warum hat der „Staats-Sozialist“ dies Wörtlein nicht auch in seine Blumenlese mit aufgenommen? Wir könnten noch mit manchem anderen Worte Lange's vom „depravirenden Einfluß“ der „Kirchengesellschaften“, vom „Gift des Buchstabenglaubens“ zc. aufwarten, ohne

daß wir nothig hätten, auch noch die übrigen Schriften Lange's herbeizuziehen. Allein es ist nicht erforderlich, die angeführte Stelle genügt, um den vom „Staats-Socialisten“ gemißbrauchten Worten der „Geschichte des Materialismus“ eine schärfere Beleuchtung zu geben, deren sie freilich für den des Lesens wirklich kundigen Leser kaum bedürfen. Sie genügt, um den jesuitischen Kniff gebührend zu kennzeichnen, welchen der „Staats-Socialist“ sich mit dem Geiste Friedr. Alb. Lange's,

welcher selbst nicht mehr dagegen protestiren kann, ohne Ehen erlaubt hat — ein Verfahren, welches mit der ganzen Zweideutigkeit dieser wunderlichen Erscheinung, welche sich Staats-Socialismus zu nennen beliebt, in der schönsten Uebereinstimmung steht. Friedr. Alb. Lange ein in „Christlichen Hoffnungsstrahlern in den Jubeltönen des Frühlings“ sich ausströmender „Gefinnungs-Genosse“ Stöder's und Wangermann's!! Ist dies lächerlich, oder ist es widerlich? — K.

Recensionen.

Dr. W. Schaefer. Die Unvereinbarkeit des socialistischen Zukunftstaates mit der menschlichen Natur. Ungehaltene Rede, dem socialdemokratischen Wahlverein in Hannover gewidmet. (Hannover, Schüller, 1878. 80 S.)

Der Verfasser der vorstehend genannten Schrift hat im Laufe des vorigen Winters zu wiederholten Malen im Redekampfe mit socialistischen Arbeitern vor Mitgliedern des Wahlvereins zu Hannover seine abweichende Ansicht auseinandergesetzt und hält es jetzt für richtiger, die Debatte auf schriftlichem Wege fortzusetzen. Dies geschieht in einem so wohlwollenden und anerkennenden Tone, daß die Schrift den zahlreichen, andersartigen Bekämpfern des Socialismus als Muster einer objectiven Kritik empfohlen werden kann. Sachlich verfällt der Verfasser dagegen in denselben Fehler, von dem fast alle seine Gefinnungs-genossen nicht frei sind. Die Socialisten versichern, daß ihr „Zukunftstaat“ das Product einer organischen Fortentwicklung, deren einzelne Stadien sich nicht absehen lasse, sein müsse, und daß es zunächst nur darauf ankomme, diejenigen Vorschläge auszuführen, mit deren Verwirklichung die vorerst nur in allgemeinen Umrissen erkennbaren Formen des künftigen Gesellschaftskörpers eine feste Gestalt annehmen werden. Der Verfasser springt jedoch über alle diese Zwischenstadien hinweg, um sich sofort in den „Zukunftstaat“ selbst zu versetzen und nachzuweisen, daß dieser selbstige construirte Staat mit der

menschlichen Natur nicht zu vereinbaren sei. Er giebt zu, daß sich die Realisirung des socialistischen Gedankens auf zweifache Art denken lasse, entweder nach dem Princip, daß die Entschädigung der Arbeiter nach Maßgabe ihrer Leistung erfolgt, oder nach dem Grundsatz, daß sie völlig gleich sein muß. Für den Fall der Anwendung des ersteren Grundsatzes, welcher alle von dem Verfasser aufgezählten Schwierigkeiten beseitigen würde, — wird uns nur das Argument entgegengehalten: „Dann möchte ich nicht Centralleitung sein“, im Uebrigen wird die andere Annahme, daß eine gleiche Arbeitsentschädigung für Alle im „Zukunftstaat“ erfolgen werde, der nachfolgenden Deduction zu Grunde gelegt. Nun wird auseinandergesetzt, daß ein solches Staatswesen unmöglich Bestand haben könne, da es an seine Bürger Anforderungen stelle, die dem Charakter, der Natur der Menschen zuwiderlaufen. Hauptsächlich drei Grundtriebe der menschlichen Natur würden unübersteigliche Hindernisse bieten, erstens der Trieb nach Ehre und Auszeichnung, zweitens das Freiheitsgefühl, der Drang nach persönlicher Selbstständigkeit, drittens die Unwirthschaftlichkeit der Menschen.

Wie man sieht, schwebt diese Beweisführung vollkommen in der Luft. Niemand hat verlangt, daß die gleiche Arbeitsentschädigung an den Anfang der socialistischen Reformen gestellt werden soll, es ist vielmehr selbstverständlich, daß, wenn eine derartige Form überhaupt beliebt wird, sie den Schluß der Gesamtentwicklung bildet. Bevor indeß an einen

derartigen Schritt zu denken ist, müssen alle staatlichen Reformen, die auf unserm Parteiprogramm als die nächstliegenden bezeichnet werden, nicht nur erfüllt sein, sondern auch bereits eine gewisse Zeit hindurch functionirt haben. Der sociale Geist muß die Oekonomie des Landes und die Gemüther des Volkes bereits fest beherrschen, ehe der Ausbau des Staates vollendet werden kann. Zugleich muß die Kultur so weit fortgeschritten sein, daß die Arbeitszeit im Allgemeinen kurz und die Leistung bedeutend ist. Man versuche nur, die Konsequenzen der einzelnen Programmpunkte zu durchdenken und dann sich klar zu machen, wie ein Staatswesen beschaffen sein muß, welches — zunächst noch frei von dem eigentlichen Communismus — nach diesen Maximen in ihrer Gesamtheit Jahre hindurch geleitet wird. Schon die Forderung der progressiven Einkommensteuer ist von einer eminent revolutionären Kraft und birgt in sich eine gewaltige Fülle der weittragendsten socialen Maßnahmen. Ein Staat, in welchem alle Forderungen des Gothaer Programms verwirklicht sind, läßt mehr mit sich anfangen, als der moderne. Es scheint uns ferner keineswegs ausgemacht, daß die menschliche Natur immer genau dieselben Charakterzüge aufweisen wird, die sie heute besitzt. Auch die Menschenatur ist der Wandlung fähig, wie ein Blick auf die gesammte Kulturgeschichte lehrt, und wenn heute gewisse hervorstechende Charaktereigenschaften mit dem Menschen unlöslich verbunden erscheinen, so liegt dies nur daran, daß bis jetzt noch nichts gethan worden ist, um sie abzuschwächen, zu beseitigen. Man weiß ja noch gar nicht, welche Wirkung eine Volkserziehung ausüben wird, welche Allen in gleichem Maße zugänglich ist, man weiß noch nicht, wie die Bürger eines Staates beschaffen sein werden, deren ungebildetster weit über dem heutigen Bildungsdurchschnitt steht. Wenn es wahr ist, daß jede Ursache ihre Wirkung hat, so muß auch ein gutes Werk gute Früchte tragen, eine hohe Volksbildung muß ein edles, selbstloses Volk erzeugen.

Sehen wir uns die drei vom Verfasser besonders betonten Grundzüge der menschlichen Natur näher an. Der Trieb nach Ehre und Auszeichnung soll angeblich mit der Gleichheit unverträglich sein. Da es sich hier nur um eine Gleichheit auf ökonomischen Gebiete, im Punkte des

Lebensgenusses, handeln kann, so würde der Trieb nach Ehre den Bestand des Staates nicht gefährden, da für seine Entfaltung noch zahlreiche andere Gebiete bleiben, auf denen kein Socialist eine absolute Gleichheit einführen will. Ferner soll der Trieb nach Freiheit, nach persönlicher Selbstständigkeit den Menschen die Unterordnung unter den „Zukunftsstaat“ unmöglich machen, da Freiheit gleichbedeutend sei mit „Ausbeutung des Schwachen durch den Starken.“ Diese Definition des Freiheitsbegriffes ist so schwach, daß wir uns nicht versucht fühlen, sie auszubeden. Unter Freiheit verstehen wir allerdings das Recht des Menschen, zu thun und zu lassen, was er will, — aber dieses Recht enthält ganz von selbst die Einschränkung, daß der Einzelne nichts thun oder lassen darf, was die Freiheit der anderen Menschen, die für sich dasselbe Recht in Anspruch nehmen können, verkürzt. Die wahre Freiheitsliebe, welche die Rücksichtnahme auf die Freiheit der Mitmenschen und der Gesamtheit zur Bedingung hat, kann dem socialistischen Staate nur förderlich sein. Wenn der Verfasser freilich meint, der Mensch würde später nicht mehr die Freiheit haben, seinen Beruf zu wählen und seine Konsumtion zu bestimmen, so sind wir sicher, daß er diesen Einwand selbst widerlegen könnte, wenn er etwas mehr guten Willen hierzu hätte. Dann würde er sich wohl vorstellen können, daß der „Zukunfts-Staat“ auf die Wünsche der Gesellschaftsglieder mindestens ebenso viel Rücksicht nehmen kann, als der Klassenstaat. Ebenso kann der Verfasser bei gutem Willen seine Ansichten betreffs der Unwirthschaftlichkeit der Menschen selbst corrigiren.

Die wirksamste Kritik dieses letzten Theiles der Schrift enthalten folgende Worte der „Zukunft“, die wir dem Aufsatz: „Der Socialismus und die Wissenschaft“, womit dieses Blatt sein 1. Heft eröffnete, entnehmen:

„Es giebt einen Punkt, wo wir selbst warnen müssen, einer besonderen Reizung keinen allzuweiten Spielraum auf Kosten des Gesamtwohlbefindens zu gönnen. Bei dem Bestreben, ökonomische Ersparnisse zu machen, muß immer im Auge behalten werden, daß nicht diese der Endzweck sind, sondern die durch sie erzielte Steigerung des Glücks der Menschen. Würden nun andere Triebe und Neigungen, die ebenfalls zum Glücke beitragen, in ihrer Befriedigung beeinträchtigt, wenn das

Sparsystem eine gewisse Grenze überschritte, so müßte wohl abgemogen werden, bei welcher Art und Weise das Gesamtglück der Menschen am meisten gefördert wird. An der Nichtbeachtung dieser Regel ist schon mancher Socialist gescheitert und hat den Vorwurf des Doctrinarismus und Utopismus ertragen müssen. — So wäre es, um ein Beispiel anzuführen, gewiß eine große wirtschaftliche Ersparniß für den socialistischen Staat, wenn seine Bürger alle in gemeinschaftlichen Hotels wohnen, an gemeinsamen Tafeln speisen wollten. Es müßte jedoch, ehe man eine solche Einrichtung empfehlen könnte, jedenfalls erst gefragt werden, ob das Wohnen und Speisen in getrennten Familien nicht gewisse Vorzüge und Annehmlichkeiten in den Augen vieler Menschen besitzt, und ob eventuell die wirtschaftlichen Ersparnisse so bedeutend wären, daß sie die durch das Aufgeben des Familienlebens möglicherweise entstehenden Nachteile aufwiegen würden. — Wir wollen keineswegs mit ja oder nein entscheidend einer eingehenden und alle Verhältnisse berücksichtigenden Untersuchung vorgreifen, sondern nur den Weg andeuten, den sie zu gehen haben wird."

Und hierbei könnte sich auch Herr Dr. Schäfer beruhigen. Sch.

L. Aschieri. Della questione sociale. Pensieri. (Bologna, tipografia editrice del commercio. 1877. 299 und LXXXIV S.)

Herr Aschieri ist weder ein Socialist, noch ein Nationalökonom, es ist einer der ein wenig philosophischen, hauptsächlich aber neuchristlichen Philanthropen, die in Italien so zahlreich sind. Diese Schriftsteller beschränken sich gewöhnlich darauf, den Arbeitern Tugend und Sparsamkeit zu predigen und die Socialisten zu insultiren. Der Verfasser der „Questione sociale“ steht höher als die Majorität Derer, die zu seiner Partei zu rechnen sind; er erkennt an, daß der Klassenkampf entfesselt ist, und daß man, wenn keine klugen Reformen ausfindig gemacht werden, der socialen Revolution entgegenreibt. „Reiche,“ ruft er aus, „laßt euren Egoismus fahren, begnügt euch nicht damit, den Arbeitern die Religion, die Moral, die Sparsamkeit zu predigen, während ihr selbst in Müßiggang, Corruption und Verschwendung lebt; eröffnet eine Aera der Pflichten; nehmt die moralischen und

ökonomischen Reformen selbst in die Hand, oder die Internationalisten werden sich in Marsch setzen, mit dem schrecklichen Rufe: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten,“ und dann wehe eurer Gesellschaft!“

Das klingt sehr revolutionär: in den einzelnen Ausführungen aber ist der Verfasser sehr conservativ, ja, was die Religion und Familie betrifft, selbst reactionär.

Er trennt nicht einmal die Moral von der Religion, und da die von ihm vorgeschlagene Reform wesentlich moralischer Natur ist, so schließt er logischer Weise auf die Nothwendigkeit eines religiösen Wiederauflebens, und zwar eines christlichen. Das führt ihn dazu, Lanzen — aber nicht sehr gefährliche — gegen den Atheismus und Materialismus zu brechen, die er für verbrecherisch erklärt. Seine Beweisführungen bestehen in Citaten aus Bourdaloue oder Gioberti, Ruffillon oder Mazzini, Laboulaye oder Tomaseo. Der Materialismus hat Anspruch auf ernstere Beweisführung.

Herr Aschieri findet auch, daß die Familie nicht autoritäre Gewalt genug besitzt. Aus der Frau will er indessen eine Erzieherin machen.

Es sind hier und da in seinem Buche einige interessante Abschnitte, z. B. diejenigen, die sich auf den Luxus und auf die Maschinen beziehen. Die Reformen, welche der Verfasser im Auge hat, kann man nicht deutlicher bezeichnen, als so: Moralisirung der Reichen und der Armen; Ermahnung der Reichen zum Wohlwollen, der Armen zu Sparsamkeit und Pflichtgefühl. Herr Aschieri ist von guten Absichten erfüllt; er spricht, in Italien etwas Seltenes, von den Socialisten und Internationalisten, ohne sie zu beleidigen; aber trotz des Titels seines Buchs: die eigentlich sociale Frage hat er nicht untersucht. B. M.

Riordinamento sociale. per l'Avvocato C. T. (Napoli, Stabilimento tipografico partenopeo. 1877. 164 S.)

Dieses Buch ist bei Weitem kühner als das eben besprochene von Aschieri. Es ist mehr eine literarische Abhandlung über den Socialismus als eine eigentliche strenge Studie; aber der Verfasser fühlt lebhaft

das sociale Elend und Brandmarkt es mit Berebbarkeit und großem Aufwand poetischer Citate. Der Grundgedanke des *Riordinamento sociale* kann ungefähr so zusammengefaßt werden:

„Das Leben ist nicht nothwendigerweise ungerecht und schlecht, das Elend und die moralischen Leiden sind nur das Resultat der schlechten socialen Organisation; sie können und müssen verschwinden. Religion, Gesellschaft, Staat, Familie müssen reformirt werden. Die wahre und einzige Religion ist diese: Liebe zu Gott, Nächstenliebe. Alle anderen sind falsch und verderblich. In der Gesellschaft muß das individuelle Eigenthum erhalten werden; aber die Frucht Eigentum muß die Frucht persönlicher Arbeit sein. Alles, was man besitzt, ohne producirt zu haben, besitzt man ungerechterweise; folglich ist das Erbschaftsrecht eine Ungerechtigkeit. Der Staat war bisher dem Volke verderblich; um seine hohe Mission zu erfüllen, muß er sich nach dem Grundsatz umgestalten: Politische Oberherrschaft durch moralische Oberherrschaft.

Besonders aber in der Familie sind tiefe Reformen nothwendig. Die unauflösbare Ehe ist widersinnig, weil jede rechtliche Verpflichtung auf Lebenszeit der menschlichen Natur zuwiderläuft. Die Heirath mit Scheidung setzt die Nächstkommenschaft allen Arten von Uebeln aus; es giebt nur ein Heilmittel: die radicale Aufhebung der Familie. Alle Menschen müssen die Berechtigung der Zeugung erhalten; die Erzeuger dürfen nicht vergeren, daß die physischen und moralischen Eigenschaften ihrer Kinder von ihnen abhängen und müssen demgemäß handeln. Die häusliche Erziehung ist den Eltern lästig und den Kindern schädlich; es wird dabei zu wenig Rücksicht auf die Hygiene und auf richtige Erziehung genommen; sie ist der freien Entwicklung der Berufsbereignungen hinderlich; es ist also nöthig, den Eltern die Kinder zu nehmen, um sie auf Kosten der Gesellschaft nach ihrer körperlichen Constitution und ihren Talenten zu erziehen.

An den geeignetsten Vertlichkeiten jeden Landes sollen sich die Schulen der Gemeinde oder des Staates erheben. Dort hin wird das Kind gebracht, sobald es geboren ist. Ausgezeichnete Aerzte prüfen seine physische Beschaffenheit und vertrauen es der Amme an, die am besten für es

paßt; sobald es das gehörige Alter erreicht hat, erteilt man ihm Unterricht; dann erforscht man, zu welchem Beruf es die Natur bestimmt hat; ist es intelligent, so wird man es intellectueller Arbeiten machen lassen, wenn nicht, materielle. Ist der Zögling der Gesellschaft erwachsen, so tritt er unterrichtet und wohl gerüstet in das Leben ein und hat Niemanden über sich als die Geseze und Die, welche mehr wissen als er.

Würde man so die Gesellschaft organisiren, so würden kein Elend, keine Leiden mehr existiren, das Weib wäre nicht mehr eine verbotene Frucht, eine ewige Ursache der Verdammniß, es wäre der süßeste Freund, der angenehmste Gefährte des Mannes, und dieser hätte weder die Macht noch die Grausamkeit, sie zu tyrannisiren. Die Menschen unterschieden sich fortan weder durch die Geburt noch den Besitz; sie würden alle zärtliche Brüder sein; die socialen Ungerechtigkeiten verschwänden. Kein Familienunglück wäre mehr zu fürchten. Die Freundschaft der Freunde würde das Leben verschönen, das Lächeln der jungen Mädchen den Männern den Himmel öffnen; die Liebe würde sich nicht mehr verkaufen, würde nicht mehr das Gift der Seele sein, sondern das Wunder des Himmels und der Erde, die Hervorbringerin großer Gedanken. Das Eigenthum wäre die Frucht der persönlichen Arbeit, würde geheiligt, wie die menschliche Person.“

Wie man sieht, haben wir es mit einem Utopisten zu thun, welcher von der socialistischen Bewegung unseres Jahrhunderts nicht unterrichtet zu sein scheint. Kein kritischer Geist hat seine Träume gestört und ihn gezwungen, seine Gedanken reifen zu lassen. Aber Herr C. L. hat edle Gefühle ausgedrückt, hat Beweise von einer Verachtung der Vorurtheile gegeben, welche in dieser Zeit des Opportunismus und der Heuchelei nicht gering zu schätzen ist. Und wenn sich der Verfasser des *Riordinamento sociale* die Mühe geben will, die Meister des Socialismus zu lesen, die ökonomischen Erscheinungen zu studiren und die sociale Bewegung zu verfolgen, zu der die Proletarier die Initiative ergriffen haben, so wird er dem Socialismus große Dienste leisten können, zumal in Italien, wo die socialistischen Schriftsteller so selten sind. B. M.

Die Lösung der socialen Frage vom Standpunkte der Wirklichkeit und Praxis. Von einem praktischen Staatsmanne. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1878. 156 S.)

Diese Schrift ist zwar nicht, so wenig wie die von demselben Verfasser vor Kurzem veröffentlichte „Kritik der Schäffle'schen Quintessenz“ bedeutend zu nennen, jedoch muß anerkannt werden, daß sie sich auf einem Standpunkte bewegt, der nicht von den gewöhnlichen Vorurtheilen befangen ist. — Ein eigenes politisches Bekenntniß tritt nicht ganz klar hervor; doch scheint es dem „praktischen Staatsmann“ am liebsten zu sein, wenn das Königthum die sociale Frage in die Hand nähme; nur unter dieser Voraussetzung, meint er, habe es noch Aussicht für die Zukunft. Im Zusammenhang damit steht das Betonen des Religiösen, obgleich auch hier der Verfasser sich einer anerkennenswerthen Objectivität befeißigt und z. B. die religiöse Heuchelei der gebildeten Klassen nach Gebühr geißelt. Als praktische sociale Forderungen werden folgende Punkte aufgestellt: die Bildung eines Arbeitsministeriums, welches „den Widerstand der manchesterlichen Bureaokratie brechen“ soll und den Weg anzubahnen hätte, daß die Arbeitskraft des Volkes in möglichst vollständiger und lohnender Weise verwerthet werde. „Zugleich würde damit — und das hält der Verfasser für überaus wichtig — die Möglichkeit gegeben und der Anfang gemacht, der bisherigen Gewerbe-Anarchie und der dadurch bedingten Vergeudung und Brachlegung der Arbeitskraft ein Ende zu machen und sich den Postulaten des Socialismus zu nähern, welche die Beseitigung des heutigen Raubbaues, der durch nichts gezügelten Concurrenz, des daher originirenden periodischen Schwankens zwischen Ueberproduction

und Krach, sowie die Vermeidung der dadurch erwachsenden Unkosten und Verluste nicht mit Unrecht verlangen.“ Die nächste und hahnbrechende Aufgabe dieser neuen Behörde sollte sein eine „gründliche und unparteiische Enquête über die vorhandene Arbeitskraft, deren Verwendung und Verwerthung; Feststellung des Umfanges und der Gründe der Nicht-Verwendung und Nicht-Verwerthung,“ besonders aber genaue statistische Ermittlungen über das Verhältniß der Arbeit zum Kapital.

Wenn wir auch nicht so weitgehende Hoffnungen an diese Institutionen knüpfen, wie der Autor — denn ein Arbeits-Ministerium ist an und für sich nicht in der Lage, alle Arbeitskraft zu verwertthen und das Recht auf Arbeit, wie derselbe meint, wahr zu machen — so dürfen wir doch jedenfalls denselben zustimmen und einen Fortschritt in ihnen erkennen; mindestens wird „die verlangte sociale Enquête, sobald sie nur im rechten Geiste und mit den rechten Mitteln durchgeführt wird, Thatsachen zu Tage fördern, welche so laut und durchbringend reden werden, daß sich Niemand dem Eindruck dieser Sprache zu entziehen vermag,“ bemerkt der Verfasser sehr richtig. — Weiter verlangt er, daß die Wuchergesetze wieder hergestellt werden, und daß der Normalarbeitstag eingeführt werde; ferner eine Wiederherstellung der Taxen, angewandt auf die heutige industrielle Arbeit und den betreffenden Arbeitsverdienst. Man sieht, er geht in der Anerkennung socialistischer Forderungen schon recht weit und hoffentlich ist es ihm wirklich Ernst mit der von ihm ausgesprochenen Ueberzeugung: es gebe nur ein Radicalmittel gegen den Socialismus und das sei: „Die Nichtbesitzenden zu Besitzenden zu machen und dadurch fortschreitend die Arbeit aus der „Lohnnechtschaft des Kapitals“ zu befreien . . .“

H.

Druckfehler-Berichtigung.

In der vorigen Nummer, S. 553, 1. Spalte, Zeile 9 v. u. muß gelesen werden statt *Seltenartiges* — *Sectenartiges*. S. 562, am Schluß des Artikels „Zur wirthschaftlichen Krisis“, drittletzte Zeile, sind nach Socialdemokratie die Worte „zu erlassen“ ausgefallen.

Die Bestimmungsgründe des Preises unter der socialistischen Produktionsweise.

Von Maximilian Schlesinger.

Wenn man sich unbefangen in die socialistische Organisation des Gesellschaftskörpers hineindenken will, so bietet die Vorstellung aller Verhältnisse, unter denen sich demaleinst der Austausch der Werthe vollziehen soll, nicht geringe Schwierigkeiten. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir sehen, daß selbst durchaus wohlwollende Männer, überwältigt von der Schwierigkeit, auf rein idealer Grundlage reale Gebäude, wenn auch nur in der Phantasie, zu construiren, zu dem Schlusse gelangen, die Schwierigkeit für eine positive Unmöglichkeit zu erklären. Die Beschaffenheit der herrschenden Zustände ist uns bekannt, es fehlt uns aber ein sicheres Urtheil über die Gestaltung der neuen Zustände, von denen uns bis jetzt nur die Basis gegeben ist; wir sind also wohl oder übel genöthigt, das bisher noch Ungewußte der Zukunft an den analogen Einrichtungen der Gegenwart zu messen und uns überall da mit den Functionen des heutigen Staatskörpers zu behelfen, wo wir deren Erfas noch nicht ausreichend festgestellt haben. Hierin liegt offenbar ein Keim vieler Irrthümer und Mißverständnisse, denen am besten dadurch vorgebeugt würde, daß man sich der Weiterführung des socialistischen Gedankens überall da enthielte, wo derselbe, anstatt durch die logische Deduction, durch die phantastische Speculation gestützt wird.

Wir wollen nun, gemäß diesem Grund-

satz, den Versuch machen, einen der ökonomischen Factoren in seinen Veränderungen zu beobachten, die er unter der von uns erstrebten Produktionsweise nothwendig erfahren müßte.

Viele unserer wissenschaftlich gebildeten Gegner, und gewiß die schlechtesten nicht, erklären es für unmöglich, in der socialistischen Gesellschaft einen richtigen Maßstab für die Bestimmung der Preise aller Waaren zu finden. Wenn man das Risiko beseitigen und gleichzeitig die Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage bis zu einem gewissen Grade aufheben will, so fällt das heutzutage ausschlaggebende Moment für die Bestimmung der Preishöhe fort, und man ist genöthigt, ein anderes Moment ausfindig zu machen. Dieses kann man, wie gegnerischerseits ausgeführt wird, nicht mehr in dem freien Verhältniß der Producenten zu den Consumenten finden, sondern nur noch in der eigenmächtigen Verfügung der Staatsgewalten. Der Popanz Staat würde alsdann, nach Gutdünken, vielleicht auch nach Anhörung der Interessenten, die Preise festsetzen, und der vielgefürchtete Zwang wäre zur Herrschaft gelangt. Dieser Zwang, so philosophiren unsere Gegner weiter, würde aber auch erhebliche ökonomische Nachtheile mit sich führen; man würde z. B. nach einer guten Ernte den Preis des Getreides sehr niedrig festsetzen und sämtliche Vorräthe schnell verzehren, um bei einer darauf folgenden Mißernte eine Hungersnoth

entstehen zu sehen. Heute sei man vor einer derartigen Eventualität so gut wie gesichert. Die Speculation bemächtigt sich der Bodenerzeugnisse und verhindere selbst nach den besten Ernten ein übermäßiges Sinken der Preise, da sie, in der Erwartung einer nachfolgenden geringeren Ernte, die Vorräthe vom Markte nehme, einen Ausgleich der Preise bewirke, und, während sie ihren Trägern Profit bringe, zugleich der gesammten Bevölkerung unschätzbare Dienste leiste. — So ungefähr lauten die Bedenken bedeutender Ökonomen gegen die, wie sie meinen, „einseitige“ Festsetzung der Preise unter der Herrschaft des Socialismus.

Um uns die Nichtigkeit dieser Einwendungen klar machen zu können, müssen wir mit einigen Worten die Theorie vom Preise darlegen. Wir bedienen uns hierzu am besten eines privatwirthschaftlichen Vorganges, weil im Gebiete der Einzelwirthschaft alle Factoren, die auf den Preis Einfluß ausüben, deutlich erkennbar sind, während sie in volkwirthschaftlichen Transactionen vielfach vermischt und verdunkelt werden.

Der Kaufmann, der sich mit seinen Waaren in die Wildnisse von Nordamerika begeben, um mit den dort lebenden Jägern Handelsbeziehungen anzuknüpfen, vollzieht einen einfachen Tausch, wobei der den Weltmarkt beherrschende Tauschwerth: Geld keine Rolle spielt. Er giebt seine Waaren: Gewehre, Munition, Thee, Zucker u. s. w. hin und empfängt dafür die Waaren des Jägers: Pelzwerk. Wodurch wird wohl hier das Austauschverhältniß, das Waarenquantum, welches einem bestimmten Quantum anderer Waaren gleichwerthig erachtet wird, bestimmt? Offenbar berechnet der Kaufmann sorgfältig, wie hoch der Kostenwerth seiner Waare am Orte des Tausches ist, indem er ihren Anschaffungspreis und die Reisespesen zusammenrechnet. Sodann wägt er den Verbrauchswerth der einzutauschenden Waaren ab, für den er einen Maßstab

in ihrem Marktpreise findet. Auf Grund dieser doppelten Schätzung vollzieht er den Austausch. Ebenso verfährt der Jäger. Er schätzt den Kostenwerth seiner Pelze ab, d. h. die auf ihre Erlangung verwandte Mühe, sowie den Gebrauchswerth, den die Waaren des Kaufmanns für ihn haben, und entschließt sich auf der Grundlage dieser Prüfung zur Vollziehung des Tausches. — Es kann jedoch hier noch ein Umstand eintreten, der diese Berechnungen beeinflusst. Wenn der Kaufmann wahrnimmt, daß z. B. Pulver von den Jägern stärker begehrt wird, als andere Waaren, weil er in dem Verhältniß zu dem zeitweiligen Bedarf davon zu wenig mitgebracht hat, so wird er für Pulver verhältnißmäßig mehr Pelzwerk eintauschen können, als für seine anderen Handelsartikel. Ebenso wird der Jäger, welcher gewahrt, daß gewisse Pelzsorten, z. B. Biberfelle, Zobelfelle, von dem Kaufmann mit Vorliebe gekauft werden, weil sie gerade anderweitig schwer zu bekommen sind, für diese ein größeres Quantum Waaren erlangen, als für andere Felle, deren Erbeutung ihm keineswegs geringere Mühe verursacht hat.

Wir finden somit, daß es drei Momente sind, die als Bestimmungsgründe des Preises (d. h. des Quantum Waaren einer Art, das im Austausch für ein Quantum Waaren anderer Art gegeben, resp. empfangen wird) wirken:

- 1) Die Selbstkosten, richtiger die zum Zwecke der Besitzergreifung oder Herstellung aufgewandte Arbeit;
- 2) der Gebrauchswerth;
- 3) die Seltenheit.

Diese drei Bestimmungsgründe des Preises sind im privatwirthschaftlichen Verkehr stets in Kraft. Im volkwirthschaftlichen Leben verlieren sie dagegen zum Theil ihre Wirkung. Auf dem Weltmarkt werden zumeist nur solche Waaren gehandelt, die sich beliebig vermehren lassen, auf deren Preis also die Seltenheit keinen Einfluß ausüben kann. Auch

der Gebrauchswert dieser Waaren ist fast gar keinen Schwankungen unterworfen, so daß derselbe eine Aenderung des Preises nicht herbeiführen kann. Es bleibt somit nur die zur Erzeugung einer Waare erforderliche Arbeit als Bestimmungsgrund des Preises übrig. Da das Fabrikat des einen Industriezweiges der Rohstoff des anderen wird, und der jeweilige Preis stets durch die in der Waare enthaltene Arbeit bestimmt wird, so kann man dies Verhältnis auch prägnant bezeichnen: der Preis der Waare wird bestimmt durch ihre Herstellungskosten. Natürlich können die anderen beiden Bestimmungsgründe ebenfalls ihren Einfluß ausüben. Der Gebrauchswert einer Waare kann sich plötzlich verändern. Wenn das Rüböl von einem gewissen Zeitpunkte an nicht mehr zur Beleuchtung dient, weil das Erdöl hierfür geeigneter erscheint, so fällt sein Preis; wenn dagegen das Erdöl, das bislang nur zur Beleuchtung verwandt wurde, fortan auch zur Beheizung oder zu medicinischen Zwecken tauglich erscheint, so steigt sein Preis. Ebenso kann plötzlich eintretende Seltenheit einer Waare ihren Preis erhöhen, und ihr Gegenteil, allzu häufiges Vorhandensein, hervorgerufen durch Ueberproduction, denselben vermindern — im Allgemeinen aber, d. h. abgesehen von diesen Störungen, richtet sich der Preis ausschließlich nach den Herstellungskosten und hat daher — unter dem Druck der freien Concurrenz — die Tendenz, sich den Herstellungskosten gleichzustellen.

Dieses Gesetz wird, ein seltener Fall! von allen Oekonomen der verschiedenen Richtungen übereinstimmend anerkannt. Wenn es trotzdem einigen der liberalisirenden Herren Oekonomen, welche sich unumwunden zu der hier entwickelten Lehre vom Preise bekennen, beliebt, die Richtigkeit des sogenannten ehernen ökonomischen Lohngesetzes zu bestreiten, so übersehen sie dabei — man möge uns diese Abschweifung verzeihen — daß dieses

von Turgot zuerst aufgestellte Gesetz nichts ist als eine specielle Anwendung der Theorie des Preises. Wenn der Preis die Tendenz hat, sich den Herstellungskosten gleichzustellen, so besitzt er diese Neigung auch als Preis der Waare Arbeitskraft, d. h. als Arbeitslohn. Er nähert sich stets den Herstellungskosten dieser Waare, nämlich er entspricht stets dem Quantum von Gebrauchswerten, dessen der Besitzer der Waare bedarf, um seine Waare zu erzeugen, — er entspricht also den nothwendigen Lebensbedürfnissen. Und da von den sonstigen Bestimmungsgründen des Preises der Gebrauchswert hier fast immer fortfallen muß (oder vielmehr nur bei technisch und individuell besonders begabten Arbeitern den Lohn erhöhen kann), die Seltenheit dagegen in Folge der beständigen Vermehrung der Bevölkerung nur negativ wirkt, — so ergibt sich die Richtigkeit des Marx'schen Satzes, dem auch Brentano consequent beiträgt: daß der Arbeitslohn die Tendenz hat, beständig unter das Niveau der Lebensnothdurft zu fallen, den standard of life des Arbeiters, seine Lebenshaltung, zu vermindern! —

Obgleich der Preis der Waaren, gemäß obiger Ausführungen, eigentlich im Allgemeinen stagniren müßte, so ist er doch heute auf dem Weltmarkt sowohl als im Kleinverkehr beständigen Schwankungen unterworfen. Da die Production von Waaren heute in das Belieben jedes Einzelnen gesetzt ist, der im Besitze des Monopols ist, Kapital zu haben, so ist die Erzeugung der Güter vollständig planlos und entspricht fast niemals den Bedürfnissen der Gesellschaft. Gewöhnlich werden mehr Waaren auf den Markt geworfen, als der augenblicklichen Kaufkraft des Volkes entspricht; mitunter ist die Production eine zu geringe. Die Planlosigkeit der Organisation der modernen Gesellschaft ist also schuld daran, daß der Factor „Seltenheit“ häufig genug als Bestimmungsgrund des Preises in Function

Nur dann, wenn thatsächlich die Verwendungszwecke einer Waare sich plötzlich vermindern, wird auch eine Verringerung der Production und möglicherweise eine vorübergehende Verminderung des Preises eintreten müssen. Eine plötzliche Erweiterung der Verwendungszwecke einer Waare kann jedoch eine Preiserhöhung nicht bedingen, sondern nur die Wirkung eines der Gesammtheit gleichmäßig zu Gute kommenden Culturfortschritts haben. —

Bleibt nur noch der letzte, auch heut schon ausschlaggebende Bestimmungsgrund des Preises — die Arbeit, die Herstellungskosten. Nach diesem wird das Austauschverhältniß der Waaren geregelt werden müssen. Die Feststellung der Preise wird somit nur geringe Schwierigkeiten verursachen können, da man lediglich die Arbeitenden für ihre aufgewandte Mühe zu entschädigen hat. Von einem „Zwange“ kann nicht gut die Rede sein, die Interessenten selbst werden dafür Sorge zu tragen wissen, daß ihre „Freiheit“ nicht gefährdet wird. Wir verweisen hier nur auf den bekannten Vorschlag, derartige Feststellungen einem „Gewerbeparlament“, d. h. einem von den Betheiligten frei gewählten Collegium von Sachverständigen zu übergeben. Dieses Gewerbeparlament wird auch darüber zu wachen haben, daß die Eingangserwähnte Befürchtung bezüglich der Getreidepreise zu Schanden werde. Da die Borräthe der einen Ernte stets bedeutend länger dauern, als bis zum Beginn der anderen, so ist es ein Leichtes, die nachtheiligen Folgen eines schlechten Ausfalles durch eine rechtzeitige Erhöhung der Preise, also gleichzeitig durch eine Verringerung der Consumtion zu verhüten. Wir wollen hier durchaus keinen Wechsel auf die Zukunft ziehen, indem wir etwa behaupten, — so wahrscheinlich dies auch ist — daß man mit der Zeit die Bitterung und ihre Einflüsse wird vorausbestimmen lernen, davon sind wir indeß fest überzeugt, daß ein derartiges Gewerbeparlament auch einer

Verflechtung der Bodenerzeugnisse wird vorbeugen können *).

Freilich — schon der Gedanken daran, daß die Preise einseitig oder, wenn man will, auch willkürlich, bestimmt werden sollen, daß die Wirkung von Angebot und Nachfrage, die gesammte Schacherei der Gegenwart, von ihrem Throne geworfen werden sollen, erregt das Entsetzen unserer Manchestermänner. Aber fordern wir denn etwas so Unerhörtes? Herrschen denn heut Angebot und Nachfrage unumschränkt? Blicken wir nur um uns, und wir gewahren, daß allenthalben ihre Stützen wankend geworden sind!

Ueberall da, wo der Staat die Production in die Hand genommen hat, hat er auch von der sonst üblichen Festsetzung des Preises nach dem freien Ermessen der Tauschenden Abstand nehmen müssen, hat er seine Preise einseitig festgesetzt.

Die Post des Staates fordert für jeden Brief 10 Pf., für jedes Packet 25 Pf., und auch dem eifrigsten Propheten des laissez aller fällt es nicht ein, sich bei Bezahlung seiner Correspondenz-Spesen auf's Handeln zu legen. Der Eisenbahnverwaltung ist es ganz gleichgiltig, wie hoch der Werth ist, den der Passagier auf die Benützung ihrer Züge legt. Sie fordert von dem Arzte, der zu einen Todtkranken gerufen wird und erforderlichen Falls die höchsten Opfer für die Beförderung seiner Person bringen würde, keinen höheren Preis, als der Vergnügungsreisende, der sich nur durch die Billigkeit bewogen fühlt, Eisenbahn zu fahren, für die gleiche Strecke erlegen muß. Sie verzichtet auf die Ausnutzung aller

*) Lassalle führt übrigens im Bastial-Schulze aus, daß nach jeder guten Ernte heut die Getreidepreise weit tiefer fallen, als eigentlich gerechtfertigt ist, sowie daß sie nach einer schlechten Ernte übertrieben steigen. Sonach würde die planvolle Leitung der Zukunft nicht die Eingangserwähnte Befürchtung zu nichte zu machen haben, sondern sich nur hüten müssen, einen Fehler, der in der gegenwärtigen Gesellschaft trotz aller Speculanten begangen wird, zu wiederholen.

Chancen, aus denen das Großkapital seine Risico-prämien heraus schlägt.

Ja, der Staat geht noch weiter, er greift auch in das Gebiet der Privatthätigkeit über. Er verbietet einer zahlreichen Kategorie von Arbeitern, die Preise ihrer Dienstleistungen selbst zu bestimmen, indem er Lagen für die Dienstmänner, Droschkenkutscher, Fährleute u. s. w. festsetzt. Und die Vertheidiger der „Freiheit des Individuums“ finden diese Staats-hilfe höchst löblich.

Nun wohl, wenn einmal eine Staatsverwaltung, deren leitendes Princip die

Gerechtigkeit gegen die Glieder des Staates ist, nach reiflicher Prüfung der Bedürfnisse des Producenten und Consumenten die Preise aller Waaren geordnet haben wird, wenn sie damit eine Hauptquelle des Schwindels verstopft und die segensreichsten Wirkungen erzeugt haben wird, dann wird man sich verwundert fragen, wie es möglich war, daß eine derartige planvolle überlegte Organisation auf erbitterten Widerstand stoßen konnte? — Und hierauf wird man keine Antwort finden!

Wilhelm Weitling und sein System der Harmonie und Freiheit.

(Schluß.)

Weitling ist weit entfernt, sein System der kommunistischen Gesellschafts-Organisation für etwas Vollkommenes auszugeben; „in einer gut organisirten Gesellschaft“ sagt er, „gibt es nur ein bleibendes Gesetz, das des Fortschritts, welches das Naturgesetz der Gesellschaft ist.“ Als Zweck jenes Organisationsplans giebt er an, alle persönlichen Interessen in ein allgemeines Interesse zu verschmelzen und den größten Genies die Leitung der Gesellschaft zu überweisen.

Der Zweck der kommunistischen „Verwaltung“ ist: den Austausch der „Fähigkeiten und Begierden“ der Individuen nach den Naturgesetzen zu leiten, d. h. nach unserm Sprachgebrauch, die Regierung hat den Zweck, Production und Consumption zu regeln und dem Einzelnen seinen Antheil an Pflicht und Genuß zuzuweisen. Es wird sich später zeigen, daß damit keineswegs eine zucht hausmäßige Gleichmacherei angestrebt wird, wohl aber sollen den Regierenden keinerlei Vorrechte zustehen; „das wichtigste Amt“, sagt er, „darf nicht mehr eintragen als das letzte, und das letzte nicht weniger als das erste“.

Wenn, wie oben gesagt worden ist, den größten Genies die Leitung obliegen soll, so ist damit der Wissenschaft eine hervorragende Rolle in der Weitling'schen Organisation zugewiesen. Allerdings nicht der

ganzen heutigen Wissenschaft, denn es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß z. B. von der Wissenschaft unserer Juristen und Theologen im Zukunftsstaat kein Gebrauch gemacht werden könnte. Die Wissenschaften sind nothwendige, d. h. solche, ohne welche ein Stillstand im gesellschaftlichen Fortschritt eintreten würde, nützliche, deren Ideen sich zum Wohle der Gesellschaft verwirklichen lassen, und angenehme, welche Bequemlichkeit, Vergnügen und Unterhaltung fördern. Uebrigem wird jeder Zweig der Arbeit auf dem Höhepunkt seiner Vervollkommnung, wo er den Ideen einen Wirkungskreis gewährt, zur Wissenschaft.

Um seine Organisation lebensfähig zu machen, hält Weitling zwar eine Diktatur für nöthig, er verwirft sie aber für vollständig geordnete Verhältnisse; die Monarchie hält er für eine ungeeignete Regierungsform, aber auch die Regierung einer republikanischen Wahlmehrheit findet vor ihm keine Gnade.

Wenn man bedenkt, daß die erste Auflage der „Garantien“ schon 1842 erschien, so darf man mit Recht staunen über die Klarheit, mit welcher Weitling die Wichtigkeit des parlamentarischen Regiments erkannt hat. Er weist an vielen Beispielen nach, daß nach diesem System in der Regel Minoritäten zur Herrschaft kommen,

und, was schlimmer ist, wie durch dasselbe nicht entfernt die Garantie gegeben wird, daß auch immer die Befähigtesten zur Leitung der Geschäfte berufen werden.

Von dem Princip der directen Gesetzgebung durch das Volk scheint Weitling gar keine Kenntniß gehabt zu haben, obwohl er die Richtigkeit desselben gefühlt hat, denn er sagt an einer Stelle: „Ja, wenn man über Grundsätze abstimmen ließe, die durchgeführt werden sollen, so würde die große Masse schon die richtigen herausfinden, wenn solche ihr vorgeschlagen würden“.

Er kommt auch nicht auf den Gedanken, daß durch den allgemeinen Fortschritt, welcher eine Folge der kommunistischen Gesellschaftsordnung sein würde, die einzelnen Individuen auf einen unendlich höheren Standpunkt der Vollkommenheit in geistiger und sittlicher Beziehung zu bringen sein würden als jetzt, sondern folgert aus den schlechten Resultaten, welche bei Wahlen in der alten Gesellschaft zu Tage treten, daß dem immer so sein müsse.

Um einerseits der Stellenjägererei, d. h. dem Hervortreten von persönlichem Ehrgeiz oder Herrschsucht (von pekuniären Sonderinteressen könnte im Zustande der Gemeinschaft nicht mehr die Rede sein) ein Ende zu machen, andererseits aber auch die Garantie zu schaffen, daß nur befähigte Leute zur Gesetzgebung und Verwaltung berufen werden, wird die Erlangung aller höheren Ämter, welche wissenschaftliche Befähigung erfordern, von einer Fähigkeitsprobe abhängig gemacht, bei welcher in den Fällen, wo das möglich ist, die Persönlichkeit der Bewerber bis nach vollzogenem Wahlakt unbekannt bleibt. Die Verwaltungs- und Gesetzgebungskörper sind also eigentlich Commissionen von Sachverständigen. Die Gruppierung dieser Sachverständigen = Commissionen, die zunächst von der Diktatur einzusetzen wären, und die sich dann später nach einem aufgestellten Reglement ergänzen, ist folgende: Die höchste gesetzgebende Körperschaft, die aber auch eine prüfende, beratende und entscheidende Mission hat, und die er Centralmeister-Compagnie nennt, wählt die höchste vollziehende Gewalt, das Trio oder den Dreimänner-Rath; der große Werksvorstand bildet eine Art Ministerium für das Trio, seine Mitglieder gehören aber zugleich der Centralmeister-Compagnie an. Das wäre nach den landläufigen Begriffen ein Parlament,

welches nicht bloß jederzeit in die Exekutive eingreifen könnte, sondern auch zu gleicher Zeit die Exekutivbeamten (die Minister oder Angehörigen des großen Werksvorstandes) in seiner Mitte hätte; eine solche Einrichtung ließe sich schon denken, allein es ist nicht recht klar, welche Stellung hierbei die oberste Verwaltungsbehörde, das Trio, einnehmen soll. Als bloßes Ornament in der Staatsmaschinerie soll es nicht gelten, denn es wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die befähigtesten Personen in das Trio berufen werden sollen, einen angemessenen Wirkungskreis kann diese höchste Behörde zwischen der souveränen gesetzgebenden Versammlung und den großen Werksvorstand oder Ministerium aber nicht finden.

Die Sache wird aber noch viel verwickelter, wenn man bedenkt, daß diese Verwaltungskörper nicht durch Volksabstimmung gewählt, sondern durch eine Diktatur eingesetzt und dann in der Weise ergänzt werden sollen, daß Fähigkeitsproben entscheiden; es kann aber Jemand ein sehr geschickter Erfinder, ein genialer Philosoph, ein tüchtiger Arzt u. s. w., und doch ein sehr schlechter Verwaltungsbeamter oder Gesetzgeber sein. Ferner sollen alle Beamte und Gesetzgeber auf unbestimmte Zeit und zwar nur auf so lange eingesetzt werden, als sich nicht Jemand findet, der durch neue Entdeckungen u. s. w. die im Amte befindlichen Personen überflügelt; in diesem Falle sollen dieselben sofort abgesetzt und die neuen tüchtigeren Kräfte dafür eingesetzt werden; eine nach der Zeit begrenzte Amtsdauer giebt es nicht.

In derselben Weise wie die oberste gesetzgebende Versammlung und die höchsten Verwaltungsbehörden des „Familienbundes“ werden auch in den einzelnen Bezirken ähnliche Corporationen durch Cooptation und Fähigkeitsnachweis gebildet, und nur die Zug- und Werksführer sowie alle Beamte, welche keine besonderen wissenschaftliche Kenntnisse nöthig haben, werden von den verschiedenen Arbeitersectionen aus ihrer Mitte gewählt, entweder durch Wahlproben, durch's Stimmemehr, durch's Loos, nach dem Alter, kurz, wie man darüber in den verschiedenen Gruppen übereinkommt.

Was die Befähigung der Frauen zu Ämtern aller Art betrifft, so ergibt sich aus dem Umstände, daß die zu Wählenden nach den eingehenden Probearbeiten beur-

theilt und bis nach vollzogenem Wahllakt womöglich unbekannt bleiben sollen, schon von selbst die volle Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern. Außerdem sind nach Weitling, wie wir noch sehen werden, die Frauen von der gesellschaftlichen Arbeit nicht ausgeschlossen, und so kann es für gewisse Branchen, welche ausschließlich von dem weiblichen Geschlecht betrieben werden, sogar Verwaltungssectionen geben, die nur aus Frauen bestehen.

Weitling verspricht sich von dieser „Organisation und Wahlreform“, daß das wahre und nützliche Wissen wirklich regieren, der Einfluß der Schönrechnerei aufhören, persönliches Sonderinteresse unterdrückt und ein ungeheurer Aufschwung in Erfindungen, Künsten und Wissenschaften ermöglicht werden soll.

Es würde sich nicht lohnen, an diesen Vorschlägen eine Kritik zu üben; dieselben sind viel zu unklar und flüchtig skizziert, als daß sie großen Werth hätten. Daß dabei gewisse werthvolle Gedanken mit zu Tage gefördert sind, kann man anerkennen; im übrigen aber ist daran festzuhalten, daß sich mit fertigen Systemen Nichts anfangen läßt, daß man in ideale Zustände nicht hineinspringen kann, sondern daß die gesellschaftlichen Zustände sich in organischer Weise weiter entwickeln, daß die Fortschritte aus dem Bestehenden herauswachsen müssen.

Von unendlich höherer Bedeutung als Weitlings Wahlreform- und Verwaltungspläne sind die Ideen, welche er über die Organisation der Arbeit und den Austausch der Producte in seinem Buch niedergelegt hat. Was die Production anlangt, so geht Weitling, wie dies das bisher Gesagte schon ergibt, von der Voraussetzung aus, daß die Wissenschaft jeder Art in ausgedehntester Weise der Arbeit dienlich zu machen sei; hierzu kommt, daß die Industrie lediglich Sache des Staates ist, und so ergibt sich die vollendetste Großindustrie mit Maschinen, Ausnutzung der Naturkräfte und Theilung der Arbeit. Nach den Prinzipien der Gerechtigkeit hat an dieser Arbeit jeder Arbeitsfähige Theil zu nehmen, und zwar in einem solchen Maße, daß auch den Nichtarbeitsfähigen eine menschenwürdige Existenz gesichert wird; dagegen hat jedes Gesellschaftsmitglied gleiche Ansprüche an die Genüsse des Lebens.

Der Unterricht in allen für die Gesellschaft nothwendigen und nützlichen Arbeiten,

sowohl den mechanischen als den geistigen, wird in der „Schularmee“ (von der später die Rede sein wird) ertheilt. Der Austritt aus der Schularmee in die Gesellschaft kann nur nach Ablegung eines Examens erfolgen. Die Wahl der Arbeit bleibt jedem Individuum überlassen. Die für Alle gleiche, allgemeine Arbeitszeit für die Production des Nothwendigen und Nützlichen wird nach Maßgabe der Consumption Aller vom Trio berechnet und bestimmt. Daneben wird in ganz eigenthümlicher Weise für die Herstellung derjenigen Producte gesorgt, welche die Bedürfnisse des Angenehmen betriebligen, also gewissermaßen Luxusartikel sind.

Hauptaufgabe bei der Regelung von Production und Consumption ist die Wahrung einer möglichst großen persönlichen Freiheit. Was man heute unter persönlicher Freiheit versteht, ist weiter Nichts als Unordnung, bei der allerdings Einige auf Kosten vieler große Freiheit genießen; aber es waren bisher schon alle politischen und socialen Reformen Einschränkungen der Uebergriffe dieser Art, und es handelt sich bei Realisirung der kommunistischen Grundsätze um eine durchgreifende Regelung der persönlichen Freiheit, und zwar in der Weise, daß die Freiheit des Einzelnen unbeschränkt ist bis zu dem Punkte, wo sie anfängt, die Harmonie Aller zu stören. Diese Harmonie beruht darauf, daß Leistung und Genuß sich nicht bloß im Ganzen, d. h. in der Weise ausgleichen, daß die Gesellschaft das produziert, was sie verbraucht, sondern daß auch Pflicht und Recht der Einzelnen sich derart die Waage halten, daß das Individuum soviel als es selbst verbraucht, — dann aber auch noch den Antheil produziert, welcher auf dasselbe zur Erhaltung der Arbeitsunfähigen entfällt.

Hierbei ist nicht an eine gleichmäßige Vertheilung der Arbeiten und Genüsse nach Zahl, Maß und Gewicht zu denken, denn das würde zwar eine Gleichheit, aber keine vernunftgemäße Gleichheit sein und die Harmonie Aller stören.

Es ist deshalb zunächst festzuhalten, daß gewisse Dinge produziert werden müssen, weil sie zur Existenz jedes Einzelnen und also auch der Gesamtheit unentbehrlich sind. Zur Herstellung dieser Dinge, die Weitling das Nothwendige und Nützliche nennt, muß allerdings jeder Arbeitsfähige etwas Gewisses, Bestimmtes leisten; dagegen giebt es gewisse

Producte, welche nicht Jeder, oder der Eine mehr als der Andere bedarf, (Weitling nennt sie die Producte des Angenehmen,) und zu deren Herstellung mitzuwirken kann der Einzelne nur insoweit gezwungen werden, als er sie genießen will.

Es entsteht nun die Frage, nach welchem Maßstab der Werth der Producte bestimmt, und mit welchen Hilfsmitteln der Austausch derselben bewerkstelligt werden soll?

Weitling hat, wie wir schon weiter oben gelegentlich hervorgehoben, ganz richtig erkannt, daß der Werth einer Sache durch die auf die Herstellung derselben verwendete Arbeitsmenge, in der Regel wenigstens, bestimmt wird; die Arbeitsmenge wird aber gemessen nach der zu ihrer Leistung durchschnittlich nöthigen Zeit, die Arbeitszeit ist also der Maßstab für den Werth der Producte. Als Grundlage für den Austausch der Producte müßte demnach die Arbeitszeit gelten, und wenn man die Bescheinigung über geleistete Arbeit, in Arbeitsstunden ausgedrückt, zum Tauschmittel macht, so vermeidet man jedes Mittelglied, welches sich, wie heute z. B. das Geld, fälschend zwischen Production und Consumtion eindrängen könnte; es kann Niemand einen Gegenstand, der z. B. den Werth einer Arbeitsstunde hat, consumiren, ehe er nicht einen andern Gegenstand in gleichem Werthe produziert hat.

Darauf gründet sich nun das Folgende:

Es ist vorausgesetzt, daß aller Grund und Boden, Gebäude, Maschinen und sonstige Arbeitsinstrumente, überhaupt Alles, was keinen augenblicklichen Gebrauchswert für den Einzelnen hat, Gemeineigenthum ist. Die Verwaltung des communistischen Staates errichtet, den Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechend, alle denkbaren Werkstätten, organisiert die Bebauung des Landes, berechnet das Bedürfniß des Consums in allen Branchen und bestimmt hiernach, wieviel Stunden täglich jeder Arbeitsfähige für die Herstellung des Nothwendigen und Nützlichen zu arbeiten hat. Da von den unmittelbar Produzirenden auch der Theil der Arbeit mit zu verrichten ist, welcher auf die Verwaltungsbeamten, Lehrer, Ärzte u. s. w. entfällt, so ist das Arbeitspensum entsprechend zu erhöhen, desgleichen um die Bedürfnisse der Kranken, Alten und sonst Arbeitsunfähigen zu decken. Die Unmündigen produziren in angemessener Weise ebenfalls, wie wir später sehen werden, und dürften

ihre Bedürfnisse in der Hauptsache wohl selbst herstellen. Die Arbeitszeit der Beamten, Lehrer, Ärzte u. s. w. ist mit der der einfachen Arbeiter vollständig gleich. Um die in diesem Arbeitszwang liegende Beschränkung der persönlichen Freiheit möglichst zu mildern, kann in allen Geschäftszweigen, die ihrer Natur nach dies zulassen, dahin Bestimmung getroffen werden, daß jeder Einzelne einen nach der allgemeinen Arbeitszeit berechneten bestimmten Arbeitstheil nach Belieben liefern kann. Auf diese Weise kann in den meisten Branchen jedem Arbeiter eine gewisse täglich zu liefernde Qualität und Quantität von Arbeit bestimmt werden, was dazu beitragen wird, schnelles Arbeiten zu begünstigen und eine gewisse Freiheit des Einzelnen zu ermöglichen, da natürlich Jemand, der einmal einen Tag feiern will, sein versäumtes Arbeitspensum leicht während der nächster Tage nachholen kann. Für diejenigen wenigen Geschäfte, welche eine tägliche regelmäßige Arbeitszeit von wenigen Stunden nicht zulassen, wie z. B. die Schifffahrt, sind besondere Bestimmungen zu treffen, auf welche wir noch zu sprechen kommen. Als wichtig ist hierbei noch in's Auge zu fassen, daß die Wahl der Arbeit den Einzelnen freisteht, was um so leichter zu bewerkstelligen sein muß, als bei der in's Auge gefaßten großen Theilung der Arbeit es sehr leicht sein wird, von einem Geschäft zum andern überzugehen.

Gegen die für Alle gleiche Arbeitsleistung erhalten die Arbeiter alles für das Leben Nothwendige und Nützliche, also Wohnung, Kleidung, Nahrung, Unterricht, Verpflegung in Krankheits- und Unglücksfällen u. s. w. Weitling macht hierüber nicht specielle und überhaupt ungenügende Angaben, indessen geht aus allem hervor, daß es keineswegs auf zucht hausmäßige Einrichtungen abgesehen ist; es läßt sich recht gut denken, daß auch bei dem Austausch der Arbeitsleistung für das Nothwendige und Nützliche gegen die nothwendigen Lebensbedürfnisse ein ähnliches System Platz greift, wie wir es nachstehend in Bezug auf den Austausch der Producte des Angenehmen aufgeführt finden.

Weitling faßt eine derartige Einrichtung auch für die Zeit des Ueberganges aus der alten in die neue Gesellschaft in's Auge, fürchtet aber davon, daß einzelne Individuen, um etwa ein paar Flaschen Wein mehr trinken oder sonstige der-

artige Genüsse sich verschaffen zu können, es bei sich selbst an dem Nothwendigen fehlen lassen könnten (indem sie z. B. in zerrissener oder schmutziger Kleidung einhergehen u. s. w.); das soll aber im Interesse des Einzelnen und der Gesamtheit nicht geschehen.

Um sich Gegenstände des Luxus zu verschaffen, Annehmlichkeiten oder Vergnügungen zu genießen, muß man nach Weitlings System Ueberstunden machen, er nennt sie „Commerzstunden“. Es wird den Gegenständen des Luxus von Seiten der Verwaltung ein bestimmter Preis, in Arbeitsstunden ausgedrückt, gegeben, so z. B. eine goldene Kette von bestimmtem Gewicht und Feingehalt 50 Arbeitsstunden, eine Flasche Champagner 4 Arbeitsstunden, ein Musikchor aus 20 Mann bestehend auf 4 Stunden = 80 Arbeitsstunden u. s. w. Diese Preise werden bestimmt, zunächst, soweit die Gegenstände des Luxus sich beliebig herstellen lassen, nach den Kostenpreis, d. h. nach der zu ihrer Herstellung nöthigen Arbeitszeit, sodann, insofern es sich um Dinge handelt, die nicht beliebig hergestellt werden können, nach der mehr oder weniger großen Seltenheit derselben; hierbei würde also das Gesetz von Angebot und Nachfrage zur Geltung kommen.

Jedes Individuum erhält ein „Commerzbuch“. Dasselbe enthält Portrait und Signalement des Inhabers, einen Bericht über jede bestandene Krankheit, Orts- und Wohnungsänderungen, Wechsel der Geschäftskreise und Arbeitergruppen. Endlich auf einer größern Anzahl Blätter eingezeichnete Quadrate, welche dazu dienen, die Commerzstunden zu markiren. Diese Bücher dienen also an Stelle der Anzahl von amtlichen Scheinen und Papieren, welche heutzutage ein Erdenbürger nothwendig hat, vor allem aber als Geldbörse.

In jedem Magazin, jeder Restauration, überhaupt überall, wo Gebrauchsgegenstände verabfolgt werden, giebt es ein großes Commerzbuch, auf dessen Seiten, ebenso wie in den kleinen, Würfel eingezeichnet sind.

Wöchentlich werden die gutgemachten Commerzstunden von dem Verwaltungspersonal in der Weise in die Commerzbücher eingetragen, daß soviel Würfel als Stunden gearbeitet worden sind, abgezählt und der letzte Würfel mit einem Stempel oder sonst auf geeignete Weise markirt wird.

Soll nun etwas gekauft werden, so legt der Käufer einfach sein Commerzbuch auf die Ladentafel, wo auch das Commerzbuch des Verkäufers liegt, und Käufer und Verkäufer stempeln sich gegenseitig soviel Zeit (in Stunden und Minuten) ab, als der gekaufte Gegenstand Werth hat.

Die Commerzbücher werden jährlich erneuert und es wird sich dann treffen, daß Viele noch eine größere Anzahl Commerzstunden offen, d. h. durch Austausch gegen Genußmittel noch nicht „verzehrt“ haben; es werden aber nur eine gewisse beschränkte Anzahl von Commerzstunden in das neue Buch vorgetragen, woraus folgen wird, daß vor jedem Jahresabschluß, den man deshalb in eine geeignete Zeit verlegen muß, eine „lustige Zeit“ statthaben wird. Man wird um diese Zeit auf Reisen gehen oder sich besonderen Lustbarkeiten hingeben, da man mit den vorgemachten Commerzstunden auch die regelmäßige Arbeitszeit für das Nothwendige und Nützliche ausgleichen kann.

Niemand erhält irgendwo ein Unterkommen und Verpflegung, außer in den Spitälern, wenn sein Commerzbuch nicht in Ordnung ist, d. h. wenn aus demselben hervorgeht, daß er die allgemeine Arbeitszeit veräußert und auch keine Commerzstunden vor- oder gutgemacht hat.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung wird darauf gesehen, daß in der Hauptsache jedes Etablissement, welches Verbrauchsgegenstände abgiebt, einen bestimmten Kreis von Abnehmern hat; ein etwaiges Defizit eines solchen Etablissements ist dann von der Gesamtheit der betreffenden Consumenten zu tragen, was zur Folge haben muß, daß eine freiwillige Controlle von Seiten der Abnehmer gehandhabt wird.

Diejenigen Defizits, welche für die Gesamtheit aus dem unmäßigen Genuß eines Gebrauchsgegenstandes entstehen, tragen die Consumenten dieses Gegenstandes. Kommen z. B. viele Betrunkene in die Spitäler, so wird die durch sie verloren gegangene Arbeitsleistung auf den Preis der Spirituosen geschlagen.

Wer ein Commerzbuch verliert, bekommt zwar ein neues, er büßt aber die vorgemachten Commerzstunden ein.

Solchen Personen, welche bei den Fähigkeitsproben zum Zweck der Wahlen oder sonstwie Hervorragendes in geistiger Arbeit geleistet haben, werden Commerzstunden je nach den Werth ihrer Leistung gutgeschrieben. Das gesetzlich festgestellte Maxi-

zum der in einer gewissen Zeit zu verbrauchenden Commerzstunden darf aber auch von ihnen nicht überschritten werden, so daß sie nur insofern einen Vorzug vor den gewöhnlichen Arbeitern haben, daß sie nicht an eine bestimmte Arbeitszeit gebunden sind.

Alle durch Commerzstunden erworbenen Producte des Angenehmen verfallen nach dem Tode des Erwerbers der Gesellschaft.

Zur Widerlegung verschiedner Einwände, welche gegen seine Vorschläge gemacht werden könnten, führt Weitling u. A. ungefähr Folgendes aus: Ein Betrug könnte geschehen, indem ein Verkäufer einigen Consumenten Waaren verabsolgte, ohne vorgemachte Commerzstunden abzustempeln. Es ist dies aber schon um deswillen unwahrscheinlich, weil der betrügerische Empfänger dem ungetreuen Verkäufer für seinen Liebesdienst schwerlich eine Gegenleistung zur Verfügung stellen könnte; außerdem würde solcher Betrug auch durch die gegenseitige Controлле der Consumenten, welche, wie wir oben gesagt haben, ein etwaiges Defizit decken müssen, zu verhindern sein. Zum Ueberfluß könnte auch noch die Maßregel getroffen werden, daß jeder Consument einen eigenen Stempel oder ein Handzeichen bei sich führt, um seine Quittung in die Commerzbücher der Depots einzutragen, womit sich jeder Betrügerei auf die Spur kommen ließe. Noch viel schwieriger würde es sein, falsche Commerzbücher zu führen; sollte dieser Fall indessen doch vorkommen, so wäre dies ein Beweis, daß die Verwaltung nicht die geschicktesten Leute mit der Anfertigung derselben betraut hätte, man müßte geschicktere an ihre Stelle setzen und vielleicht gerade die Fälscher selbst. Im allgemeinen ist aber zu bemerken, daß im Zustande der kommunistischen Gemeinschaft gar Niemand ein Interesse daran finden kann, das mühsame, dürftige, die allgemeine Mißachtung nach sich ziehende Geschäft eines Diebes oder Betrügers zu treiben, da Jedermann auf viel bequemere Weise sich eine menschenwürdige Existenz durch seine Arbeit verschaffen kann.

Das gegenseitige Markiren in den Büchern, anstatt unsres heutigen Geldverkehrs, ist schon an und für sich keine Erschwerung des Verkehrs, wenn man aber bedenkt, daß zu gleicher Zeit alles Ueberbieten und Herunterhandeln, das pfennigweise Zusammenholen der Bedürfnisse und hunderterlei andere Mühseligkeiten des heutigen Ver-

kehrs in Wegfall kommen, so springt der Vortheil stark in die Augen.

Das Reisen ist so leicht und leichter möglich als heute. Hat Jemand genügende Commerzstunden gutgemacht, so erlangt er gegen Abstempelung derselben im ganzen Bereich der Gemeinschaft was er wünscht, will er nach dem Ausland reisen, so wird er sich von der Verwaltung ebenfalls gegen Abstempelung von Commerzstunden die nöthige gangbare Münze verschaffen können; ohne gutgemachte Arbeitsstunden muß man freilich zu Hause bleiben und arbeiten.

Den Matrosen, Conducteuren und ähnlichen Arbeitern, welche längere Zeit hinter einander einen Dienst zu versehen haben, werden die Stunden, welche sie über das Maß der allgemeinen täglichen Arbeitszeit bei ihrem Geschäft zubringen, als Commerzstunden angerechnet, sie sind dann in der Lage, angemessene Ruhepausen zwischen ihrer Arbeitszeit eintreten zu lassen.

Sollte es in Folge der Unannehmlichkeiten, welche einzelne Geschäfte für den Arbeiter im Gefolge haben, an Arbeitern in diesen Branchen fehlen, oder sollten sich die Arbeiter zu gewissen Verrichtungen besonders drängen, so giebt es verschiedene Handhaben, um solchen Unregelmäßigkeiten vorzubeugen. Zunächst kann man in dieser Beziehung auf die Kinder bei der Erziehung wirken. Da wir später von der „Schularmee“ ausführlicher sprechen werden, bemerken wir hier nur soviel, daß Niemand aus derselben und in die mündige Gesellschaft eintreten kann, welcher nicht durch einen Examen, bez. eine Probearbeit die Befähigung für einen speziellen Beruf nachgewiesen hat; nun wird die Fähigkeitsprobe für diejenigen Geschäfte, zu welchen sich die Arbeiter drängen, in dem Maße erschwert, als ein solcher Zudrang stattfindet. Das würde indeß keine unmittelbare Wirkung haben, und es besteht deshalb noch die Einrichtung der „Geschäftssperre“. Sobald nämlich ein Geschäftszweig mit Arbeitern überfüllt wird, dürfen in demselben keine Commerzstunden gemacht werden, man muß sich also dann, um sich die Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen zu können, auch den weniger angenehmen Arbeiten zuwenden. Sollte auch das noch nicht genügen, um einzelnen unangenehmen Arbeitszweigen Arbeiter zuzuführen, so würde dem Uebelstande sicherlich dadurch abgeholfen, daß man die allgemeine Arbeitszeit in

diesen Branchen reduzierte, derart, daß z. B. eine Stunde Arbeit in einer unangenehmen Geschäftsbranche für zwei in einer anderen gerechnet würde.

Die Geschäftssperre kann übrigens auch bis zur Aufhebung der Production in gewissen Branchen gesteigert werden, und dieser Fall müßte dann eintreten, wenn die Producte einer Branche ansingen, den Einzelnen oder der Gesamtheit Schaden zu bringen. Die Geschäftssperre ist also nicht bloß der Regulator, mit dessen Hilfe von Seiten der Verwaltung dafür gesorgt wird, daß die Production im allgemeinen sich regelmäßig vollziehe, sondern sie ist auch die Handhabe, einer Verschlechterung der Sitten entgegenzuwirken.

Nun könnte aber ein Querkopf kommen und fragen, wie die Ungleichheit in den Theatern u. s. w. beseitigt werden soll, da doch nicht Jeder einen gleich guten Platz haben kann. Auch für einen solchen hat Weitling eine Antwort: Am Eingange des Theaters befinden sich mehrere Urnen. In einer derselben sind einzelne numerirte Kugeln, in der zweiten sind die numerirten Kugeln zu zwei und zwei zusammengefügt, in der dritten drei und so fort bis auf fünf. Diese in den fünf Urnen enthaltenen Nummern repräsentiren sämtliche numerirte Plätze des Theaters. Je nachdem nun die Leute einzeln oder zusammen sitzen wollen, greifen sie in die Urnen und loosen sich ihre Plätze.

Die Erziehung der Jugend ist Sache der Gemeinschaft, die Kinder werden „vom dritten oder sechsten Jahre an“, wie Weitling sagt, der Schularmee einverleibt. Dieselbe ist genau so organisirt, wie die Gesellschaft der Erwachsenen, es werden so weit als möglich dieselben Arbeiten verrichtet, es herrschen dieselben Verwaltungsformen, nur wird dabei zunächst die allgemeine körperliche und geistige Ausbildung der Kinder berücksichtigt, und die Vorsteher der Verwaltungskörper werden aus der mündigen Gesellschaft genommen. Die Arbeitszeit ist natürlich nach Alter und Kraft der Kinder verschieden. Bei den Commerzstunden, welche in der Schularmee gemacht werden, darf es sich nur darum handeln, die Begierden des Wissens, nicht die der sinnlichen Genüsse auszubilden. Allen Schülern und Schülerinnen, welche in der Schularmee durch ausgezeichnetes Genie, Fleiß und Geschicklichkeit Mitglieder der Meistercompagnien würden, wird, wenn sie sich bei ihrem Eintritt in

die mündige Gesellschaft der Ausbildung in den Wissenschaften auf den Universitäten weihen wollen, der Besuch derselben als Arbeitszeit angerechnet. Der Besuch der Universitäten steht auch allen andern in die mündige Gesellschaft eintretenden Schülern und Schülerinnen frei, allein wer nicht von der Leitung der Schularmee zum Studium bestimmt ist, wird durch den Besuch der Universitäten nicht von der Einhaltung der allgemeinen Arbeitszeit befreit. Daß der Austritt aus der Schularmee nur erfolgen kann nach Ablegung eines Examens, haben wir schon gesagt. Niemand wird aus der Schularmee entlassen, der nicht vollkommen gesund ist; unheilbare Personen werden in geeigneten Asylten untergebracht. Wissenschaften, deren Nützlichkeit nicht allgemein anerkannt ist, werden in der Schularmee nicht gelehrt, dahin gehören vorzüglich alle theologischen und manche philosophischen Lehren.

Die Stellung des weiblichen Geschlechts und die Beschaffenheit der Ehe ist nach dem Gesagten leicht festzustellen. Das Weib ist vollkommen gleichberechtigt und gleichverpflichtet mit dem Manne, insofern es mit ihm gleich befähigt ist. Körperlich schwachen Männern wird man ebenso leichtere Arbeitsverrichtungen offen halten, als dem größeren Theil der Weiber, und geistig hochbegabte Weiber werden ebenso gut hohe Aemter bekleiden können, als Männer, da ja bei den Wahlen zunächst nicht die Person, sondern der Fähigkeitsnachweis in Frage kommen soll. Insofern das weibliche Geschlecht bei der Arbeit von dem männlichen getrennt ist, hat es seine eignen Verwaltungskörper, die aber aus Männern gebildet werden können, wenn sich keine Frauen finden, welche die zu fordernde Fähigkeitsprobe zu bestehen im Stande sind. Müttern kleiner Kinder müssen Arbeiten zugewiesen werden, die sie in ihrer Wohnung verrichten können. Die Kinder von Eltern, welche krank werden, sterben oder sich trennen, versorgt die Gemeinschaft ohne Rücksicht auf das Alter, ebenso diejenigen, welche ihr die Mütter überweisen.

Das Zusammenleben in der Ehe muß freiwillig sein und kann von keiner Seite erzwungen werden. Diesen Grundsatz, im Verein mit den socialen Einrichtungen, die das Weib wahrhaft unabhängig machen, ist die sicherste Gewähr, daß alles Elend und aller Jammer unserer

heutigen Ehen aus der menschlichen Gesellschaft verschwinden.

Unter einer Gesellschaftsordnung, wie sie Weitling im Auge hat, muß natürlich das Heer von physischen Krankheiten, welches heute die Menschheit nicht bloß decimirt, sondern überaus elend macht, verschwinden. Gesunde, ausreichende Kost, mäßige Arbeit, eine sorgenlose Existenz, Reinlichkeit und gesunde Wohnungen, vernünftige Kindererziehung und hundert andere günstige Umstände werden es möglich machen, ein gesundes kräftiges Geschlecht zu schaffen.

Nicht minder wird ein unbeschreiblicher Aufschwung auf den Gebieten des geistigen und sittlichen Lebens Platz greifen. Kein Talent wird ferner verkümmern, kein Hohlkopf sich an erster Stelle breit machen können. Verbrechen und Vergehen, die heute als eine Frucht unserer thörichten Gesellschaftsrichtungen so üppig aufwuchern, sind unmöglich, damit aber wird ein Heer von Beamten, Polizei, Richtern und Kerkermeistern unnötig gemacht; und wenn ja ein einzelnes Individuum, indem es ein Opfer seiner Leidenschaften wird, sich als schädlich für die Gesellschaft erweist, so wird man in ihm nicht mehr den zu hassenden und verachtenden Verbrecher, sondern einen Kranken sehen, den man mit liebevoller Sorgfalt zu heilen hat. Die Verbrechen werden zum Prüfstein der Organisation der Gesellschaft: so lange sie noch möglich sind, ist diese Organisation unvollkommen.

Die Production wird durch Beseitigung der vielen kleinen Werkstätten, durch ausgehehnteste Benutzung von Maschinen und Naturkräften unendlich erleichtert, es wird an Material und Arbeitskraft gespart, weil eine Unmasse von Gegenständen, die heute durch die Einzelwirthschaft erfordert werden, sich als ganz überflüssig erweisen. Jeder muß arbeiten und Keiner arbeitet Unnötiges; das Quantum von Arbeit, welches auf den Einzelnen fällt, wird also sehr gering sein; Weitling berechnet die zu Erzeugung des Nothwendigen und Nützlichen nöthige Arbeitszeit des Einzelnen auf täglich vier Stunden, und es erscheint diese Annahme, wenn man alle maßgebenden Verhältnisse erwägt, durchaus nicht unwahrscheinlich.

Nach außen hin würde ein Volk, welches die Prinzipien der Gemeinschaft verwirklicht hat, sich unbedingte Achtung zu verschaffen in der Lage sein, man würde

überall seine Einrichtungen nachahmen; für die Grundsätze der Gerechtigkeit würden nur solche Völker unzugänglich sein, welche noch auf einem sehr niedrigen Culturstandpunkt sich befänden. Im Falle des Krieges mit einem solchen uncultivirten Volke könnte man aber die ganzen ungeheuren Kräfte der Gemeinschaft in Bewegung setzen: das Wort „Vaterland“ wäre kein leerer Schall mehr, mit unwiderstehlicher Begeisterung würde sich das ganze Volk zur Vertheidigung seiner Freiheit, seines Wohlstandes, seiner Geistescultur erheben, und zwar ein kräftiges, nicht durch Hunger und Elend verkümmertes Volk, mit Hilfsmitteln, die nicht bloß durch den Zustand der Gemeinschaft an sich, sondern insbesondere deshalb unerschöpflich wären, weil nicht ein unproductives Soldaten- und Beamtenheer jahraus jahrein an dem Mark des Volkes gezehrt hätte.

Dazu übergehend die möglichen Uebergangsstadien anschaulich zu machen, welche vor Begründung seines Systems Platz greifen könnten, präcisirt Weitling zunächst den Begriff Revolution, und wir geben seine Erklärung hier wörtlich:

„Wenn mittelst einer neuen Erfindung die Arbeiten und Werkzeuge eines Geschäfts verändert und durch andere ersetzt werden, so ist eine Revolution mit diesem Geschäft vorgegangen.

„Wenn durch philosophische Lehren den Sitten eine andere Richtung gegeben wird, so ist eine Revolution mit denselben vorgegangen.

„Also überhaupt: wenn durch das Uebergewicht einer geistigen oder physischen Kraft das Alte dem Neuen weicht, so ist dies eine Revolution“.

Es giebt nun allerdings Viele, welche das Bestehende abändern und verbessern wollen; die bisher in's Auge gefaßten Mittel sind aber gänzlich ungenügend.

Weitling bespricht nun diese Mittel und verwirft sie alle. Sehr natürlich: wer von der Hoffnung getragen wird, eine tausendjährige Mißwirthschaft, eine grenzenlose Corruption des Volksgeistes ließen sich durch einen glücklichen Handstreich, eine siegreiche Revolution beseitigen, der wird nicht den langsamen Weg des mühsamen Aufbaus zur Verwirklichung seiner Ideen betreten wollen. Dazu kommt, das Weitling die dritte Auflage seiner „Garantien“, welche uns vorliegt, augenscheinlich unter dem Einfluß der Zeit, des

Jahres 1848, umgearbeitet und dabei den Zweck verfolgt hat, die halbe Revolution, die damals überall sich breit machte, zu verhüten und der ganzen die Bahn zu ebnen. Er verwirft also Alles als unwesentlich oder wenigstens ungenügend, was das socialdemokratische Volk, nach den seit dem Jahre 1848 gemachten bitteren Erfahrungen, als sehr großen Fortschritt zur Erreichung des letzten Zieles heute ansehen und benutzen würde.

Die Verbesserung der Schulen und Erziehung der Kinder der Armen auf Kosten des Staats, Pressfreiheit, Versorgung aller Armen, Kranken und Schwachen durch den Staat, Verbesserung des Steuersystems, allgemeines Wahl- und Associationsrecht sind ihm sehr unwesentliche Dinge, denn damit kann man nicht binnen Jahresfrist sein System verwirklichen.

Wenn wir indessen von dieser, in der Hauptsache für unsere Zeit ganz unverständlichen Auffassung absehen, so läßt sich nicht verkennen, daß Weitling bei seiner Kritik über die Reformvorschläge der vergangenen Revolutionsjahre im Einzelnen recht Treffliches sagt, was von seinem tiefen Verständniß der socialen Frage Zeugniß ablegt.

Wir führen hier einige seiner Aussprüche an: „Die Pressfreiheit kann im Geldsystem nicht vollkommen sein, weil die Scribenten bezahlt werden können. Wenn eine Schrift in diesem System Wahrheit verbreitet, so verbreiten dafür zehn andere Irrthum, Unverstand und Lügen. Diese heutige Pressfreiheit wird mehr dazu benutzt, Einige zu nähren, als Alle aufzuklären. Man schreibt um Geld; wer aber hat das Geld? Die Geldmänner. Diese sind es also, welche der Literatur eine Richtung zu geben suchen mit der Schwere ihrer Geldsäckel“.

„Sie verjieren, um Euch zu täuschen, jeden Betrug mit den Worten frei und Freiheit. Handelsfreiheit! Na ja, warum nicht gar Stehlfreiheit? Arbeitsfreiheit! Dummes Zeug. Arbeiten müssen wir, damit wir und die Faulenzer und Verschwendler, welche uns mit den Geldsack regieren, leben können“.

„Das, was nun im Geldsystem die Erhaltung und Erhaltung solcher Versorgungs- und Arbeitshäuser kostet, das muß der Mittelstand und der Reiche bezahlen, diese aber hängen das Defizit denen wie-

der auf, die genöthigt sind für sie zu arbeiten So drücken alle Lasten tief nach unten, und je stärker die Reichsten und Mächtigsten drücken, und je mehr die gedrückten Armen zusammensinken, desto mehr Individuen des Mittelstandes werden unter die Armenpresse geschoben, um die Fehlenden zu ersetzen“.

„Der Arbeiter ist ja schon dadurch von den Reichen besteuert, daß er für eine strenge Arbeitszeit nicht soviel erhält als er braucht, und Alles was er braucht theurer bezahlen muß, als es verhältnißmäßig sein sollte. Das Geldsystem in der Hand des Reichen ist an und für sich schon die fürchterlichste Steuer, die nur der Arbeiter mit seinem Mangel und seinem Fleiße bezahlen muß. Das scheint man immer zu vergessen. So lange man aber diese Steuer nicht abschafft, ist jede andere Steuerreduction unwirksam“.

„Die Vermögenssteuer vertheilt nur die allzugroßen Haufen in viele kleinere. Ein starker wohlhabender Mittelstand würde davon die Folge sein, und dieser würde dann die früher von den Reichen und Mächtigen gespielte Rolle allein spielen. Das Geldsystem bekäme dadurch noch mehr hartnäckige Vertheidiger, und der Kampf gegen dasselbe würde dadurch dem armen arbeitenden Volke um so schwieriger werden“.

„Die große Masse ist ja viel zu sehr von Vorurtheilen befangen, steht viel zu sehr unter dem Einfluß der Reichen und Mächtigen, um andere Leute zu wählen als solche, die von der heutigen Bedrückung Nutzen ziehen In der ersten französischen Revolution kamen wirklich einige arme Teufel an die Regierung, die saßen nun da unter den vielköpfigen Ungeheuer der Repräsentantenkammer und konnten nur mittelst des Schreckens durchdringen, weil die Interessen der Versammlung zu verschieden waren, und weil überhaupt mit einigen hundert Gesetzgebern auf einmal nichts Gescheitdes anzufangen ist und gar Nichts durchgehen kann, ohne vorheriges langweiliges Gezänk, nach welchem gar oft die Mehrheit der beschränkten Köpfe Meister auf dem Kampfplatze bleibt. Dem abzuhelpen schlugen sich die Parteien einander die Köpfe herunter, dann machte man es mit dem reichsten und mächtigsten Adel und Anderen ebenso. So halfen

die Parteien den Mängeln des Wahlsystems ab, wie sie es verstanden. Viele Reiche verloren Kopf und Geld, aber der Reichthum überhaupt kam dabei doch um keinen Kopf zu kurz; er wechselte den Mann, ohne dabei weder Köpfe noch Geld zu verlieren. Was man Einzelnen nahm, wußten sich andere durch seine Speculationen anzueignen“.

„Das Mittel der Association ist revolutionär, wenn es im Großen angewendet wird. Aber Alle, welche jetzt (1848) das Wort im Munde führen, meinen damit eine mehr oder minder kleine Vereinigung innerhalb der heutigen Zustände. Eine solche Association kann aber der Macht des Kapitals keinen Widerstand leisten und muß zu Grunde gehen, sobald es den reichen Kapitalisten beliebt“.

Zur Verwirklichung der communistischen Gemeinschaft giebt Weitling drei Mittel an: Aufklärung, sociale Revolution und sociale Anarchie.

Mit der Aufklärung geht ihm, wie wir gesehen haben, die Sache zu langsam, er entwirft also schnell, da er im Jahre 1848 schreibt, einen Plan, wie man die sociale Revolution zu machen habe. Es soll ein „Befreiungsbund“ gestiftet werden, dessen Grundsätze sich vollständig den vorher mitgetheilten System anpassen, und auf die wir also hier nicht nochmals einzugehen brauchen.

An praktischen Maßregeln sind hervorzuheben: Allgemeine Bewaffnung des Proletariats, Entwaffnung der Reichen und ihres Anhangs, allgemeine Amnestie, Einsetzung einer provisorischen Regierung, Abschaffung der bestehenden Gerichts- und Polizeigewalten, dagegen Einsetzung von Revolutionstribunalen, welche Jeden erschließen lassen, der in irgend einer Weise „das Volk in seinem Gemeintheum und in seinen Interessen belügt, betrügt oder bestiehlt“. „Wer durch Verschwendung und Müßiggang Andern ein Vergerniß giebt, wird so lange eingesperrt, bis er arbeiten und essen gelernt hat“. Alles Kapital, welches zur Production dienen kann, wird, soweit man dazu die Macht hat, konfisziert und als Gegenwerth für das auszugebende revolutionäre Papiergeld benutzt. Dasselbe dient dem Verkehr in Districten, wo die communistische Organisation noch gar nicht, oder noch nicht

vollständig eingeführt ist. Solche Districte werden noch nach den alten Gesetzen regiert; um indessen den Uebergang zu erleichtern, zahlt man den Reichen, welche freiwillig ihr Eigenthum der Gemeinschaft übergeben, eine ihren Lebensgewohnheiten entsprechende Pension. In denjenigen Districten, wo die communistische Organisation sich vollzogen hat, wird das alte Geldsystem vollständig aufgehoben und man tauscht mit Hilfe eines Papiergeldes, welches den Grundsätzen der Commercibücher entspricht, d. h. dessen Werth nach Arbeitsstunden berechnet wird. Auf diese Weise wird nach und nach die communistische Organisation immer weiter ausgedehnt, vervollkommenet und befestigt.

Soweit Weitling.

Es versteht sich von selbst, daß wir seine Anschauungen nicht veröffentlichen, um für dieselben Propaganda zu machen und Anhänger für sein „System“ zu werben. Im Gegentheil, als abschreckendes Beispiel möchten wir seine Auffassung für alle diejenigen hinstellen, welche „anarchistische“ Gelüste haben oder etwa Lust empfinden sollten, die sociale Frage durch irgend welches Recept zu lösen.

Wir betrachten diese Mittheilung als einen Beitrag zur Geschichte des Socialismus und als einen Akt der Gerechtigkeit gegen einen dahingeschiedenen braven Kämpfer, der wohl verdient, von dem jüngeren Geschlecht in Ehren gehalten zu werden; denn möchte er auch noch so viel geirrt haben, er hat selbstlos und muthig für die Sache der Unterdrückten gestritten und — gelitten.

Von der bisher von der neuen Socialdemokratie eingehaltenen Bahn möge sich dieselbe nicht abdrängen lassen. Organisation, socialistische Volksaufklärung in immer breiteren Volksschichten, zähe Ausdauer im Kampfe, auch um die kleinste Position, die dem Gegner abzugewinnen ist, unaufhaltsames aber langsames Fortschreiten, das ist unsere Losung. Ein langer, beschwerlicher Weg liegt vor uns, aber er führt zum Ziel, und es giebt keinen andern. Indem wir diesen Weg gehen, vollbringen wir die Culturarbeit, die unserer Zeit zu vollbringen auferlegt ist; die nach uns kommen werden, finden eine andere, höhere, erfreulichere Aufgabe zu lösen, und sie werden sie lösen.

Die Schweizerische Reformtheologie und die sociale Frage.

Unter dem Titel „Die sozialen Ideen des Christenthums und ihre Verwerthung in den Kämpfen der Gegenwart“ ist bei Casar Schmidt in Zürich eine Abhandlung des Pfarrers C. W. Rambli in Horgen am Zürichsee erschienen, die in hohem Maße die Beachtung der Parteigrossen und eine etwas eingehende Besprechung in diesen Blättern verdient.

Bisher haben wir es mit den christlichen Staatssozialisten zu thun gehabt; das Buch des Herrn Rambli ist die Manifestation einer religiösen Partei, die auf der äussersten Linken des Christenthums steht, und die den Beruf in sich spürt, die sociale Frage zur Lösung zu bringen.

Der Verfasser, welcher in seinem Buche hier und da von „entarteten Priestern“ und Sekten, vom Katholizismus als dem „zum Staate im Staate verknöcherten Christenthum“ spricht, gegen die „Bietisten“, die nicht religiös-sittliche Richtung im Christenthum, ankämpft, äussert sich über seinen eigenen Standpunkt folgendermassen:

„Das Kirchenwesen als Privatsache aufgefasst, hat keine Zukunft, jede Bekenntniskirche sinkt herab zur Sekte, aber wir geben die Hoffnung nicht auf, der Kirche ihren nationalen und humanen Charakter zu retten, ja sie also auszuweiten, daß mehr und mehr auch verschiedene Konfessionen darin Platz finden, wir glauben an eine unkonfessionelle Religion und darum auch an eine Alle umfassende religiöse Gemeinschaft, an eine Volkskirche, ja an eine Menschheitskirche. Diese Kirche ist die demokratischste aller Institutionen, die einzige Gemeinschaft, der Alle angehören können, wo wirklich weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib gilt.“ „Doch ich sehe im Geiste den Spott und Hohn, der um die Lippen vieler zuckt beim Lesen dieser Zeilen, ich höre sie fragen: wo ist diese Kirche? ich sehe sie hinweisen auf die stets

zunehmende Zersplitterung gerade in der reformirten Kirche und Parteien und Sekten und höre sie fragen: geht davon auch ein sozialer Segen aus? Sind's nicht die kirchlichen Streitigkeiten, die den bittersten Zankapfel in's Volk und die Familie werfen? wäre es nicht wenigstens für die soziale Entwicklung besser, gar keine Kirche als solche streitenden Kirchen? Ich weiß, daß die Kirche, die ich schilderte, ein Ideal ist, und daß sich kein Ideal vollständig verwirklicht aufweisen läßt; ich weiß, daß dieses Ideal einer freien Volks- und Menschheitskirche nicht von Allen getheilt wird, aber ich weiß doch, daß es in vielen Herzen lebt, daß Viele der Edelsten und Besten noch danach ringen.“

Der Verfasser nimmt also eine ideale Stellung ein, er ist überzeugt, daß die große Menge der Christenheit seine Auffassung als richtig nicht anerkennt, und daß seine Anschauung nur von verhältnismäßig Wenigen getheilt wird. Er möchte Göthe's Spruch von der Wissenschaft auf das Christenthum und die Kirche übertragen: „Gewinnt auch das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte das nichts zu sagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwährend wirken, und seine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und seinen Ueberzeugungen fragt, oder wo diese sich bei verbreitetem allgemeinen Licht auch wieder hervorzuragen dürfen.“ „Aber freilich“, so schließt er, „es muß die volle unverkümmerte, weitherzige Idee der Kirche sein, die in den Wenigen oder in dem Einen lebt, wenn diese Idee wieder Triebkraft und Segen für's soziale Leben entwickeln soll.“

Es ist nach diesen Eröffnungen des Verfassers klar, daß ihn vom Gros des Christenthums sowie von jener vorgeschrittenen Gruppe derselben, die sich die reformirte nennt, eine breite und tiefe Kluft trennt, wie sie breiter und tiefer

zwischen Idealismus und Wirklichkeit kaum gedacht werden kann, und deren Entstehung in der beiderseitigen grundverschiedenen Auffassung vom Wesen des Christenthums und seinen Zielpunkten zu suchen ist.

Der Verfasser findet im „Neuen Testament“ „soziale Ideen“, „die sich erfolgreich in den sozialen Kämpfen der Gegenwart und Zukunft verwerthen lassen.“ In der Religion Jesu und im Christenthum ist nach ihm ein neues soziales Prinzip in die Welt getreten, eine Annahme, welcher die christliche Kirche in allen ihren Gruppen und Sekten widerspricht, und der auch ihre Geschichte seit ihren ersten Anfängen entgegensteht.

Der Verfasser weist nicht mit Unrecht im alten Testament scharf ausgeprägte soziale Ideen nach. „Wie großartig spricht der Mosaismus sein Grundprinzip, aus dem er alle seine sozialen Vorschriften herleitet, in dem Worte 3. Mose 25, 23 und 55 aus: „Mein ist das Land, spricht der Herr, und ihr seid Fremdlinge und Weisassen bei mir; darum soll das Land nicht verkauft werden, daß es verfallen bleibe. Mir sind die Söhne Israels Knechte, meine Knechte sind sie, die ich ausgeführt aus dem Lande Aegypten. Darum sollen sie nicht der Menschen Knechte werden.“

Es wird gut sein, bei dieser bemerkenswerthen Erscheinung, über die Herr Rambli ziemlich flüchtig hinweggeht, obgleich sie mit dem Sozialismus seines Christenthums in innigster Beziehung steht, ein wenig zu verweilen.

Man begegnet hier zweifellos einer ursprünglich rein sozialen Einrichtung, wie sie Völker- oder Gesellschaftsgruppen eigen zu sein pflegt, die in kommunistischer Genossenschaft gelebt. Der Grund und Boden ist Staatseigenthum, jeder Bürger nur gleichberechtigter Nutznießer desselben. Es ist dieselbe Erscheinung, die wir in unserer Zeit noch unverfehrt bei einigen der edelsten Indianerstämme Amerikas und etwas verwischt bei den Slaven Europas finden. — Göttlicher Gnade verdankte man nach der Versicherung der jüdischen Priester die Eröberung des „gelobten Landes“, und es ist nur natürlich, daß es göttliches Eigenthum wurde. Im Augenblick der Eroberung existirte im Volke noch der Kommunismus; das Volk in seiner großen Majorität war der Befehlgeber und seiner sittlichen Lebens-

auffassung entsprechend gestaltete es die Organisation des gesellschaftlichen Lebens. Es giebt im ursprünglichen Mosaismus nur eine Abhängigkeit, die von Gott; und ausdrücklich wird von Rechtswegen bestimmt, daß kein Bürger „der Menschen Knecht werden soll“. Diese Bestimmung besagt, daß alle Menschen im Gesellschaftsleben gleichberechtigt seien und auf gleichen Lebensgenuß Anspruch haben sollten. — Die kapitalistische Wirthschaft brach herein, sie erschütterte bald das Grundprinzip der Gesellschaft und rief außerordentliche Maßregeln zur Abwehr, in dem sogenannten Jubeljahre, in welchem aller Grundbesitz wieder an den ursprünglichen Eigenthümer zurückfallen sollte, dem Verbote, Verbrecher an Fremde zu verkaufen, der periodischen Befreiung der in Abhängigkeit und Knechtschaft gerathenen Stammgenossen u. a. m. — War es nun leicht gewesen, das eroberte Gebiet in göttliches Eigenthum zu verwandeln, so fiel es doch unendlich schwer, ja es erwies sich zuletzt bei der kapitalistischen Ueberfluthung, dem Plaggreifen der „Interessenwirthschaft“, als reine Unmöglichkeit, das göttliche Eigenthumsrecht aufrecht zu erhalten. Eine Schutzmaßregel nach der andern wurde vom Kapital unterwühlt und weggeschwemmt und das hohe Moralgebot der alten jüdischen Kommunisten: „den Nächsten wie sich selbst zu lieben,“ ihn im Lebensgenuß durchaus gleichberechtigt zu erachten, fand schließlich seine einzige Bethätigung im Almosenwesen, in gnädiger Ueberlassung einiger Abfälle des auf Kosten der Gesamtheit erpreßten Reichthums an die Ausgesogenen. Die Religion trat mit der Befestigung der Herrschaft des Kapitals schließlich völlig in dessen Dienste!

Herr Rambli weiß über diese hochwichtige Entwicklung der Dinge nicht viel zu sagen. Er meint: „Mag auch die Einrichtung des Jubeljahrs, in dem aller Grundbesitz wieder an den ursprünglichen Eigenthümer zurückfallen sollte, als eine Theorie, die sich nicht ausführen ließ, sich erwiesen haben, und hat thatsächlich auch das Verbot, vom ausgeliehenen Gelde Zins zu nehmen, nicht gehalten werden können, wenn Handel und Gewerbe sich entwickeln sollten, — mochten noch so viele unrichtige Mittel gewählt werden, die sozialen Ziele des Mosaismus sind doch die richtigen, sobald wir nur

an die Stelle des Volkes Israel die Menschheit setzen.“ Herr Rambli ist, was wir seinen späteren Ausführungen entnehmen, der Ansicht, daß das Grundprinzip des Mosaismus, das „göttliche Eigenthumsrecht“, das richtige sei, wenn es auf die ganze Menschheit angewendet würde. Um so mehr wäre es bei dieser Anerkennung seine Pflicht gewesen, dem Schicksale des göttlichen Eigenthums im altjüdischen Staate die eingehendste Aufmerksamkeit zu widmen. — Herr Rambli giebt zu, wir müssen es für spätere Erörterungen ausdrücklich konstatiren, daß die göttlichen Schutzmaßregeln zur Wahrung der gesellschaftlichen Gleichberechtigung nicht aufrecht erhalten werden konnten, „wenn Handel und Gewerbe sich entwickeln sollten.“ „Handel und Gewerbe“ bei den Juden ist nichts anderes als die heutige „Interessenwirthschaft“, und indem Herr Rambli das Erliegen der göttlichen Gesetzgebung dieser Interessenwirthschaft gegenüber als eine selbstverständliche Nothwendigkeit hinstellte, giebt er zu, daß Nächstenliebe und Interessenwirthschaft unverständliche Gegensätze sind, daß das Kapital mächtiger als die Religion ist, und daß alles Predigen der Nächstenliebe nicht andrückt, die Selbstsucht in ihren schlimmen Formen nieder zu halten und der Gesellschaft unschädlich zu machen.

Der Verfasser wendet sich jetzt zur Stellung Jesu und der Apostel zu den socialen Verhältnissen ihrer Zeit. Er vertheidigt sie gegen Renan, Strauß, die Jesu socialen Unverstand constatiren, und gegen Hartmann, welcher den Rest von sozialem praktischem Verstande als Inkonsequenz entschuldigt, die ihm um so eher zu verzeihen sei, da selbst Schopenhauer solches begegnet wäre. Fast möchten wir uns versucht fühlen, schreibt er, auszurufen: „So Jemand wäre, der noch Schlimmeres über die klägliche Stellung Jesu und des Christenthums den socialen Fragen gegenüber vorzubringen müßte, der wolle sich melden.“ Die Rechtfertigung gegen die Einwendungen, welche von den Männern der Wissenschaft gegen den Socialismus Jesu erhoben werden, ist eine sehr umfangreiche. Die Vorstellung Jesu vom Gottesreich, das er zu gründen gekommen sei, besetzt nach dem Verfasser seine Wurzeln allerdings in Jesu. Sie wird als der Tribut bezeichnet, den auch er als Sohn seiner Zeit den Zeitvorstellungen zu entrichten hatte, als der Erdgeschmack,

der auch dem neuen Keim des Evangeliums anhaftete.

Aus der Auffassung Jesu ergebe sich die Wahrheit, „daß sich das Gottesreich, ob es auch unter uns sei, doch auf dem Boden dieser Erde zu realisiren habe, also der gleiche Gedanke, den Jesus am Anfang seines Wirkens allerdings idealer, aber für sein Geschlecht weniger zündend ausgesprochen hat im Gleichniß vom Sauerteig und in dem Wort an die, welche ihm glauben: „Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt.“ „Ist Jesu Leben überhaupt so weltflüchtig und weltfeindlich?“ fragt der Verfasser. „Hat er, der nach den Evangelien einen so großen Theil seiner Zeit mit Krankenheilungen zubrachte, selbst auf die klar erkannte Gefahr hin, mit den betrügerischen Gesundbetern in eine Klasse gerechnet zu werden, sich um die leibliche Wohlfahrt der Nebenmenschen nichts bekümmert? oder deutet etwa der Mythos von der Speisung der Fünftausende und der Biertausende, der sich im Volksmund über Jesu bildete, mit seinen Worten an die Jünger, welche ihm rathen: laß die Hungernden von dir, daß sie sich zerstreuen in die Dörfer und Speise kaufen, mit jenem Wort: „gebt ihr ihnen zu essen!“ deutet das darauf hin, daß ihn das Volk als einen idealen Schwärmer gekannt, der für seine materiellen, socialen Bedürfnisse kein Verständniß und kein Herz gehabt habe? Wenn Jesus, wie selbst von Hartmann zugegeben muß, so viele Rathschläge praktischer Lebensklugheit gegeben hat, wenn ihm auch nicht ein Versuch, auf phantastische Art sich zu retten oder das Kommen seines Reiches zu beschleunigen schuld gegeben werden kann, ist das Alles denn bloß Inkonsequenz? müssen wir nicht umgekehrt sagen: wie groß, wie ideal steht Jesus da, daß selbst dieser Irrthum der Wiederkunft und des tausendjährigen Reichs ihn nicht dazu verleiten konnte, sein Ziel niedriger zu stellen oder sinnliche schlechte Mittel zu dessen Erreichung zu wählen? Es geht uns dabei gerade so wie mit unserem Urtheil über Jesu Stellung zum Wunderaberglauben und zum Teufelsaberglauben seiner Zeit. Daß Jesus diese beiden Irrthümer seines Volkes theilte, wird kein ehrlicher Forscher mehr in Abrede stellen wollen; aber erregt es nicht unsere höchste Bewunderung der sittlichen Größe und Reinheit Jesu, daß er trotzdem nie ein Wunder probirte und niemals die

Teufelsfurcht zu Hülfe nahm, um die Menschen zur Buße zu treiben“.

Es wird bei dieser Streitfrage wesentlich darauf ankommen, sich über das Gottesreich auf Erden, das Jesu vorschwebte, Klarheit zu verschaffen, und dieser Aufgabe gegenüber ist es in hohem Maße zu beklagen, daß der Verfasser, welcher sehr richtig Jesus als einen Sohn seiner Zeit bezeichnet, sich so ängstlich an die Evangelien gehalten hat, die für ihn selbst doch nur einen höchst zweifelhaften historischen Werth besitzen. Es wäre nothwendig gewesen, als Hintergrund der Studie ein Bild der geistigen Bestrebungen der Zeit zu entrollen, in der Jesus gelebt hat. Will man Jesus und seinen religiösen Standpunkt begreifen, dann muß man die jüdische alexandrinische Religionsphilosophie kennen, und will man zu einem richtigen Urtheile über den Socialismus des Apostels Paulus gelangen, dann ist es erforderlich, auch die griechische Philosophie, speciell Plato herbeizuziehen. Nur im Rahmen seiner Zeit ist Jesus zu verstehen und sein Gottesreich zu würdigen. Wir zweifeln nicht daran, daß Herr Rambli, wenn er seine Studien erweitert hätte, Renan, Strauß und Hartmann, deren Urtheile jetzt seinen Unwillen erwecken, doch vielleicht Recht gegeben und Jesus und das Christenthum etwas weniger idealistisch aufgefaßt hätte.

Unfaßbar, namenlos, das reine Sein, ist der Gott der alexandrinischen Juden, aus dem die Welt hervorgegangen, und der sie nach ewigen allgemeinen Gesetzen regiert, die allerdings mit denen des jüdischen Nationalgottes übereinstimmen. Dem sündhaften Fleische, dem Kerker der Seele, zu entfliehen, mit dieser Weltgottheit vereinigt zu werden, mit ihr ein unsterbliches Dasein zu führen, das galt als das höchste und edelste Streben. Die Vereinigung mit dieser Gottheit war nur auf dem Wege der Entsinnlichung zu bewirken. Man verließ Familie und Vermögen, verachtete das politische Ringen des Volkes, seinen Ansturm gegen den staatlichen Despotismus und floh in die ödste, trostloseste Einsamkeit, wohin keine Versuchung, kein Wellenschlag des Lebens drang, um der Verehrung der unfaßbaren Weltgottheit ungestört sich hingeben zu können.

Die ägyptischen Therapeuten und die palästinensischen Essäer sind die Kinder dieser jüdisch-alexandrinischen Religions-

philosophie, die ersteren die ideale, die letzteren eine durch den unabweisbaren Verkehr mit der Außenwelt und dem Kampfe ums Dasein etwas getrübt Richtung derselben repräsentirend.

Während die Therapeuten ein mönchisches arbeitsloses Dasein führen, sich der Askese hingeben, müssen die Essäer ihren Lebensunterhalt verdienen. Sie sind Handwerker und Bauern, leben wie die Therapeuten ehelos in communisticcher Verbindung, die keinen Unterschied zwischen Mein und Dein kennen, arbeiten nach Anweisung ihrer Vorsteher, den dringendsten Bedürfnissen entsprechend. Sie zogen im Lande als Ärzte umher, heilten Kranke, erwiesen sich als Feinde des Reichthums, der zur Sinnlichkeit führte, und gewannen dadurch im Starm die Herzen der Armen, die nicht tiefer zu blicken vermochten, und denen nirgends ein Freund und Beschützer sich bot. Obgleich ehelos lebend, nahmen sie doch Kinder zur Erziehung auf und prägten ihnen ihre Grundsätze ein. — Die Gottheit wirkte durch Erleuchtung auf die Menschen ein und offenbarte sich ihnen, je nach ihrem Bildungsgrade. Zu den Einen durch den Mund von Engeln, durch Lichtstrahlen zu Andern, oder auch durch das einfache Erwachen der Erkenntniß. Den geistig Hochstehenden war sie die unfaßbare Gottheit der Alexandriner; dem niederen Volke, dem sie sich hauptsächlich durch den Mund der Essäer offenbarte, die in gewissem Sinne selbst göttliche Lichter waren, erschien sie als ein liebender rettender Vater, der die Ausbeuter und Parasiten zu ewiger Verdammniß verurtheilte und die Armen durch die Aufnahme in ein fried- und freudvolles Himmelreich für das erduldete Erdenleid entschädigte. Je höher der Bildungsstand der Befehrten, um so mehr erweiterte sich der Himmel, um so unfaßbarer wurde die Gottheit, die darin thronte.

Die Essäer bezeichnen den Uebergang, die Therapeuten bereits das wirkliche Gottesreich auf Erden.

Daß die Tendenz der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie eine entschieden culturfeindliche war, das bedarf keines Beweises. Das Leben der Essäer und Therapeuten zeigt auch deutlich genug, wohin die Wege einer Religion führen, die in dieser Religionsphilosophie ihre hauptsächlichsten oder ausschließlichen Wurzeln besitzt.

Es kann nun allerdings historisch nicht

nachgewiesen werden, daß Jesus von Nazareth einer essäischen Verbindung angehört: das aber darf wohl als zweifellos gelten, daß er vollständig auf demselben Boden stand, dem das Essäerthum entwachsen war, mit dem er auch äußerlich die auffallendste Uebereinstimmung zeigte, wenn er sich auch dem Zwange ihrer Erkenntnißlasten entzog.

Wir haben in der lebensmüden Gemeinschaft der Essäer und Therapeuten das Gottesreich Jesu auf Erden gefunden und zugleich die Wurzeln jener wunderbaren Gottesanschauung, mit der uns Herr Rambli später überrascht. Hier ist Schicksal, Geist, Liebe und alles Mögliche und Unmögliches vereinigt. — In der Evangeliendämmerung findet Rambli zwar auch, „daß vom Urchristenthum aus die weltcheue, weltflüchtige Askese, die sociale Verirrung des Mönchsthums ausgegangen ist“. Er sieht die Wurzeln dieser Erscheinung bis in's Neue Testament zurückreichen, „aber freilich nicht anders als wie die Wurzeln gewisser Unkräuter bis in die Wurzeln des Klee's und des Weizens selber hineinreichen. Soviel aber sei gewiß, daß das originale Christenthum durchaus kein asketisches ist; es sei Idealismus im höchsten und reinsten Sinne des Wortes“. Herr Rambli wird bei neuen Studien die Entdeckung machen, daß er die Begriffe verwechselt, daß das originale Christenthum nur aus Unkräutern bestand, in dem ein Idealismus, wie er ihm vorschwebt, durchaus keinen Boden gefunden hatte! Er wird dann auch das Gleichniß vom Sauerteig, vom Lichte der Welt besser verstehen lernen und sicher nicht mehr das Krankenheilen als einen Beweis für die irdische Mission Jesu betrachten und seine und des Paulus Auffassung von der Ehe im Sinne der Alexandriner deuten. Wir müssen Herrn Rambli, um volle Klarheit zu schaffen, noch weiter folgen. Er sagt: „Der Grundzug der Lebensanschauung Jesu ist ein idealistischer, der eine gewisse Verachtung des irdischen Gutes mit sich bringt. Wer mit solchem Nachdruck wie Jesus betonte, daß vom Geist allein das Heil und Leben komme, dessen Pflicht war es, den Reichtum auf seinen wahren Werth herabzusetzen“. Bei Jesus kann, seiner Grundanschauung entsprechend, nicht von einer gewissen, sondern nur von einer absoluten Verachtung des Reichtums die

Rede sein, und das Lazarusevangelium, welches in seiner schneidigen Form nach Herrn Rambli auf einem Mißverständniß seiner Jünger beruhte, entspricht im Gegentheil durchaus der Anschauung Jesu wie auch seine „Zumuthung an einen reichen Jüngling“: „Gehe hin, verkaufe Alles, was du hast und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben“ — und endlich auch sein Wort: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme“. Herr Rambli erzählt, „etwas von dem Entsetzen, das die Jünger befiel, als sie dies harte Wort hörten, durchrieselte auch ihn, wenn er seine sociale Tragweite ermesse“. Das wäre nun allerdings kein Idealismus. Sucht man den Ausbeuterstaat durch einen Staat der Liebe zu ersetzen, dann darf man auch das, was einer durchgreifenden Reform sich entgegenthürmt, die Selbstsucht in ihrer schlimmen Form, nicht beschönigen, dann muß man nervenstark genug sein, ein rückhaltloses Verdammungsurtheil, wie es hier abgegeben wird, ruhig anhören zu können. Herr Rambli findet es begreiflich, daß Jesus, der eine völlige Umgestaltung des Bestehenden anstrebte, am meisten Widerstand fand bei den Besitzenden, denen es bei der alten Ordnung der Dinge wohl war, und darum am ernstesten ankämpfen mußte gegen die Form der Selbstsucht, die sich als Habgier, Geiz und Geldstolz kund giebt, — trotz alledem, so fährt er fort, „liegt aber auch in diesen furchtbar harten Worten Jesu gegen die Reichen nicht ein leiser Anflug von Neid, der Geiztheit, ja der Haß, womit in unseren Tagen so vielfach die Armen gegen die Reichen aufgehetzt werden, vielmehr ein heiliges Mitleid mit diesen Reichen, die nicht erkennen, was zu ihrem Frieden dient“. Dem Reichtum konnte Jesus, der Prediger der Entsinlichung, allerdings neidlos gegenüber treten; daß seine Kritik des Reichtums aber doch nicht so ganz objectiv und mitleidsvoll war, wie Herr Rambli es auffaßt, dafür spricht wohl am deutlichsten das Entsetzen, von dem die Jünger dabei befallen worden, und von dem auch Herr Rambli beim Lesen durchrieselt wird. Allerdings zeigt Jesus nicht die leidenschaftliche Festigkeit der Propheten, die sie der grenzenlosen Corruption gegenüber ergreift, in welche der Reichtum

das Volk gestürzt, — an Bitterkeit aber läßt seine Kritik nichts zu wünschen übrig, und Herr Rambli würde kaum abzuschwächen und die bösen Socialdemokraten kaum verlästert haben, wenn er sich der leidenschaftlichen Aufwallung erinnert hätte, die auch Jesus, die Sanftmuth selbst, zu ungesetzlicher That fortriß, als er — wahrscheinlich an der Spitze eines erregten Proletarienhäufens — den Tempel von den Wechslern und Wucherern säuberte, die sich dort eingenistet hatten! Mag im Uebrigen Herr Rambli versichert sein, daß die Socialdemokratie mit der gleichen Neidlosigkeit gegen dieselbe Form der Selbstsucht das ihr erliegende Volk zu waffnen sucht, gegen die auch Jesus ankämpft, und „die sich als Habgier, Geiz und Geldstolz kundgiebt“.

„In Paulus, dem Manne von gewaltigster Thatkraft, von weitestem Blick und Herzen, von reicher Welterfahrung und großem organisatorischen Talente“ sieht Herr Rambli dann „die urchristliche sociale Weltanschauung ihren Höhepunkt erreichen. Er hat die Zeitstranken, die Jesu in diesen Dingen gesetzt waren, auch nicht gesprengt, aber wer müßte darum nicht gleichwohl mit Bewunderung aufblicken zu seinem tiefen Verständniß der socialen Frage und den großartigen Anfängen zu ihrer Lösung, die von ihm ausgehen. Paulus hatte mehr Weltkenntniß und mehr organisatorisches Talent als irgend einer der anderen Apostel; in seiner Gemeinde zu Korinth lernte er das Proletariat einer Großstadt kennen, und obschon auch ihm die Sorge um das Seelenheil der Eine (d. h. ausschließliche) Hauptzweck seines Lebens und Wirkens war, obschon auch er einen raschen Abschluß der Weltentwicklung erwartete, so finden wir bei ihm nun doch schon weit mehr Verständniß für den Werth und die Bedeutung auch der leiblichen Arbeit als in der ersten Christengemeinde zu Jerusalem. Er rühmt sich seiner Arbeit in seinem Handwerk als Teppichweber, er träumt nicht von einer völligen Ausgleichung des Besitzes, vielmehr sagt er die Menschheit und hier wiederum jede einzelne Gemeinde als einen Organismus auf, zu dem verschiedene Glieder gehören, von denen aber gerade die unebleren und schwächeren der meisten Pflege und Sorge bedürfen.“ „Wie gewaltig hat Paulus“, sagt Herr Rambli an anderer Stelle, „die Idee der

Consolidarität der Menschheit, zunächst der christlichen Gemeinschaft, erfaßt, wenn er den Korinthern die Gemeinde schildert unter dem Bilde eines vielgegliederten Leibes und darauf hinweist: wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit; wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit.“ „Wenn er aber auch keinen Versuch zur Nivelirung der socialen Ungleichheiten macht, sondern Jedem rath, zu beharren in dem Stande, worin er berufen sei, so macht er dagegen doch gewaltig Ernst mit der Realisirung der geistigen und sittlichen Freiheit auch in den praktischen Lebensverhältnissen, und wie er von sich selber rühmen darf, daß er Mangel leiden und Ueberfluß haben, niedrig und hoch leben könne, so sucht er auch durch die Macht der Liebe, die er in begeistertem Lobgefange preißt, jede Art der Selbstsucht in den Gemeinden zu brechen und damit jedes Hinderniß wie der geistigen so der socialen Wohlfahrt hinweg zu räumen. Wer darf leugnen, daß wir bei Paulus nicht schon klar erfaßte und ausgesprochene sociale Prinzipien finden mit vollem Bewußtsein aus seiner religiösen Weltanschauung heraus entwickelt?“

Paulus, daran sei Herr Rambli erinnert, war ein Schüler Gamaliels, eines eifrigen Beförderers der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie. Sein religiöser und socialer Standpunkt war, wofür sich die verschiedensten Merkmale bieten, der essäische. — Wir müssen auch, um den socialen Standpunkt des Apostels zu erklären, Herrn Rambli daran erinnern, daß die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie wesentlich in der griechischen Philosophie wurzelte, und daß die Alexandriner bei den Griechen, besonders bei Plato, sociale Studien machten. Daß auch Paulus von ihm gelernt, das wird Herr Rambli selber zugestehen müssen, wenn wir ihm die Stelle mittheilen, die Paulus bei Skizzirung seines christlichen Gemeinwesens benützt hat. Bei der Definition des gefundenen, d. h. kommunistischen Staates mit dem Principe der Nothwendigkeit und Sittlichkeit als Gottheit sagt Plato: „Derjenige Staat, welcher dem einzelnen Menschen am allernächsten sich verhält, ist der am besten eingerichtete. Wenn Einem unter uns der Finger verwundet ist, dann pflegt die gesammte über den ganzen Leib

sich erstreckende Gemeinschaft desselben mit der Seele es zu fühlen und insgesammt mit einem einzelnen schmerzenden Theile es zu leiden. Wir sagen sodann, daß der Mensch Schmerzen hat am Finger. Ebenso verhält es sich mit jeglichem Anderen am Menschen, sowohl bei Unlust, wenn ein Theil leidet, als bei Lust, wenn Einer sich wohl befindet. Einem solchen Menschen zunächst gleicht der am besten eingerichtete Staat. Wenn Einen unter den Bürgern irgend etwas bewegt, sei es nun Gutes oder Schlimmes, wird ein solcher Staat vorzüglich sagen, das Bewegte gehöre ihm zu, und wird sich also ganz mit freuen oder betrüben“.

„Die höchste soziale Idee“, Herr Rambli, „das Streben nach einer allumfassenden Gemeinschaft, der alle Menschen als Brüder und Schwestern angehören“, ist keine christliche, sondern gleichfalls eine platonische, wie auch dem großen griechischen Weisen „der christliche Grundsatz der Verantwortlichkeit jedes Einzelnen für die Gesamtheit und der Gesamtheit für den Einzelnen, das Prinzip der Solidarität“, „die Harmonie bei Eigenthümlichkeit der Kraft und Bildung“ angehört. Bei Plato soll der Mensch werden, „wozu die Natur ihn bestimmt hat, wozu die Kräfte und Anlagen in seinem Wesen liegen, und das ganz“. Plato führt zuerst eine der „größten sozialen Thaten des Christenthums“ durch, indem er die volle Anerkennung der Frauenwürde ausspricht. Bei ihm giebt es weder Herren noch Knechte noch einen Unterschied der Geschlechter, sondern nur freie gleichberechtigte Genossen, und zwar nicht bloß gleichberechtigt im Geiste „vor Gott“, sondern thatsächlich auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, Bettler und Arme finden sich hier nicht. Er ist es, der das „christliche Ideal vom Werthe der Persönlichkeit“ zuerst proklamirt, „das jede Schranke, die den Menschen vom Menschen trennt, jede Aristokratie der Geburt des Geldes und Geistes sprengt, Alles überwindet, was den Menschen feindselig seinem Bruder entgegenstellt, ohne darum in jene traurige Gleichmacherei zu verfallen, die durch neidisches Herabdrücken jeder hervorragenden Kraft auf das Niveau der Mittelmäßigkeit eine schlimmere Tyrannei auszuüben sich anschickt, als sie noch nie geübt worden“. Er gewährt den Mitgliedern seines Staates die sorgfältigste Pflege eines jeden Talents

und wendet der Erziehung des Menschen, der Entwicklung der Charaktere, der Pflege der Sittlichkeit die denkbar größte Aufmerksamkeit zu; bei ihm findet die Freundschaft, welche Herr Rambli nur auf dem Boden des Christenthums gedeihen sieht, ihre idealste Entwicklung. Hier wird „Patriotismus und Bürgertugend zur höchsten Blüthe“ gebracht, und als das Ideal menschlicher Freiheit und Glückseligkeit das Handeln aus jener Freude bezeichnet, „welche die Begeisterung für's Schöne erzeugt“. Plato ist es endlich, Herr Rambli, der das wahre menschliche Glück in der treuen Pflichterfüllung, im Bewußtsein findet, zum Glück und Wohlergehen der Gesamtheit nach besten Kräften beigetragen zu haben. „Für Andere denken und arbeiten, für Andere sorgen und leiden“, das ist die Größe des platonischen Menschen.

Dieser platonische Staat nun, Herr Rambli, dessen bescheidenste Skizzirung Sie als den Höhepunkt der christlich-sozialen Weltanschauung begrüßen, dieser Staat in seiner höchsten Vollkommenheit ist das Ideal der gemeingefährlichen neidischen Sozialdemokratie geworden, gegen die Sie — eine unfruchtbare Sisyphusarbeit — aus dem Christenthum Steine heranwälzen, die nicht diesem, sondern ihr selbst angehören, und von ihr als nützliche Bausteine eine gute Verwerthung finden.

Aber, so wird man vielleicht einwenden, wenn Paulus Ideen Platos aufgenommen hat, Ideen, welche dem sozialdemokratischen Zukunftsgebäude zur Basis dienen, dann muß doch auch das Christenthum, wenn es den gleichen Ideen huldigt, die Fähigkeit zum Neubau der Gesellschaft besitzen; es müßte eigentlich schon einen Staat der Liebe errichtet haben.

Herr Rambli theilt uns selbst mit, daß Paulus keinen Versuch zur Nivellirung der sozialen Ungleichheiten gemacht, im Gegentheil Jedermann gerathen, in dem Stande zu beharren, worin er sich befindet. Das Christenthum, dessen Hauptstütze Paulus ist, hat in allen Phasen seiner Geschichte für die Armen und Unterdrückten stets die gleiche Antwort gehabt und ihnen bei jeder Gelegenheit, den christlichen Grundsätzen entsprechend, eingepreßt, daß die christliche Freiheit nur in einer Befreiung des Geistes vom sündhaften Fleische, die Gleichheit nur in einer Gleichheit vor Gott be-

stehe — genau so wie es unser sozialer Apostel Paulus selbst ausgeführt. Wenn Paulus und die auf ihn bauende christliche Kirche die Staatsideen Platos nicht fruchtbringend verwerteten, so lag dies eben einfach daran, daß die dem Christenthum zu Grunde liegenden religiösen Ideen es unmöglich machten. — Die Wege Plato's und die des Christenthums gingen himmelweit auseinander; das Christenthum suchte ein himmlisches, der Grieche ein irdisches Glück der Gesellschaft, das gleiche Verhältniß, wie es noch heute zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Kirche und Sozialdemokratie besteht! — Auf der einen Seite das Streben zum Himmel, die Abwendung von der Kultur, Vernachlässigung und Erstickung ihrer Keime, auf der anderen ein rastloses Ringen nach Veredlung von Kultur und Gesittung, nach Verallgemeinerung derselben, nach einem „menschenwürdigen Dasein für Alles, was Menschengesicht trägt“. Nicht genug übrigens, daß die christlichen und sozialen Wege sich trennen, ist das Christenthum sogar in den Dienst der herrschenden, der kapitalistischen Gesellschaftsklassen getreten und hat die „Moral der Interessenwirthschaft“, über welche Herr Rambli so lebhaft Klage führt, „bei welcher der Eigennutz die Kardinaltugend bildet“, in seinen besonderen Schutz genommen. Die Worte des Paulus vom Beharren in der Variakaste und das Evangelium von der christlichen Freiheit sind kapitalistische Schlagwörter geworden, womit man das Murren der Armen beschwichtigt, während man „neidlos“ wie in früheren Tagen dem Reichtum entgegentritt und seine Verbrechen an der Menschheit mit christlicher Liebe beschönigt oder gar als berechtigt hinstellt.

Herr Rambli will es freilich nicht gelten lassen, daß nach dem Wortlaute des Evangeliums die Knechtschaft eine feierliche Bestätigung durch das Christenthum erhalten, indeß, wer nur auf dem Evangelium fußt, der muß auch ganz abgesehen vom eigentlichen Wesen des Christenthums eine solche Definition seiner christlichen Liebe als berechtigt anerkennen. — Hat das Christenthum nicht auch bis zu dieser Stunde die „Gotteskindschaft“ in diesem Sinne aufgefaßt? Spricht nicht der Umstand, daß im Bereiche des Christenthums die Interessenwirthschaft mit ihren Arbeitsklaven und ihrer selbstfüchtigen mitleidlosen Moral sich bilden und zu heutiger

schwübelhafter Höhe sich entwickeln konnte, berechtigt genug dafür, daß das Christenthum die gesellschaftliche Gleichberechtigung nicht kennt? — Beweist dieser Umstand nicht zum allermindesten, daß das Christenthum weder Kraft noch Willen besitzt, der menschlichen Gesellschaft ein harmonisches glückliches Erdenleben zu bereiten? Herr Rambli wird uns mit „entarteten Priestern“ kommen, aber ist diese schwübelhafte Entwicklung der Interessenwirthschaft nicht gerade in den Ländern am weitesten vorgeschritten, „wo durch die Reformation jenes Christenthum, das am treuesten auf den Geist des Stifters zurückgeht, den Sieg davontrug“? Wo ist denn im Gebiete der Reformation „um so regerer Eifer geltend geworden, auch das irdische Leben, die äußeren Verhältnisse im Kleinsten wie im Größten durch der Arbeit unwiderstehliche Macht umzugestalten, zu befreien und zu weihen“? Wir finden sie nirgends, wohl aber zeigt sich uns überall dort, wo eine Lockerung des religiösen Verbandes, eine Erschütterung seiner trostlosen Weitauffassung stattfand, ein frischer geistiger Aufschwung, dessen Wellenschlag freilich nicht bis zu den Mauern und Wällen gelangte, durch welche Christenthum und Interessenwirthschaft die Kaste der Parias von der übrigen Welt abgesperrt und noch heute getrennt halten.

Wir erblicken im Christenthum nur das Gegentheil von dem, was Herr Rambli darin entdeckte — die entschiedene Verneinung des Sozialismus, die Bekämpfung jedes Strebens, das die Blicke der Menschen vom himmlischen Jenseits, von der Entfönnlichkeit und Vereinigung mit der Weltgöttheit abwendet und sie auf das irdische Elend, die Abschüttelung unerträglichster Lasten, auf die Verbesserung und Umgestaltung des Schicksals richtet, welches die Interessenwirthschaft ihnen bereitet. Trete Herr Rambli mit seinem Idealismus nur einmal vor das Forum des bestehenden Christenthums; er wird sich schnell überzeugen, daß wir Recht haben.

Was macht es der Verneinung des Sozialismus durch das Christenthum gegenüber aus, wenn auch die Christenheit Sozialisten zeigt! Es sind weiße Raben, deren Ideen ebenso wirkungslos am Christenthum zerschellen, wie der Idealismus Herrn Rambli's zerschellen wird.

(Schluß folgt.)

2.

Gegen die Proportional-Vertretung.

Von Max Kayser.

Entgegen den mannichfachen Projekten für eine Proportional-Vertretung will ich eine Lanze für das alte Wahl-System einlegen.

Das Prinzip der Wahl an sich vertritt, je nach der Ausdehnung des Wahlrechts, ein größeres oder kleineres Stück Volkssouveränität, die sich der Autorität gegenüberstellt. Mehrheitswille oder Einzelwille war der Inhalt des ganzen staatsrechtlichen Kampfes der Neuzeit, und schließlich hat in allen Kulturländern die liberal-demokratische Anschauung im Gegensatz zur autoritären obgesiegt. — Bei allen beschränkten Wahlssystemen tritt freilich nur der Klassenwille hervor, der jedoch von sich behauptet, der Mehrheitswille zu sein, und der alten Autorität tritt auch der Klassenwille mit dem Mehrheitsbeschluß entgegen. Das parlamentarische System ist ja nur der rechtliche Ausdruck für die Geltung des Mehrheitswillens. Konsequent gefolgert, bedeutet das moderne Staatsrecht vollkommen freies Wahlrecht, um den Mehrheitswillen des ganzen Volkes zum Ausdruck zu bringen. Da jedoch im Volke der Mehrheits- mit dem Minderheits-Willen ringt, so soll auch die parlamentarische Vertretung dieses Ringen öffentlich verkörpern durch ein System, welches der Mehrheit Geltung verschafft und der Minderheit Einlaß auf den Kampfplatz des politischen Lebens gewährt, weil die Mehrheit nichts Bestimmtes, sondern der Veränderung fähig ist, einer Veränderung, die sich am Tage der Wahl geltend machen kann. Das System soll also die Parteien nach ihrem Stärkeverhältnis vertreten sehen, — und wie ist das zu erreichen?

Da werden die scharfsinnigsten Vorschläge ausgeflügelt, mit allen möglichen künstlichen Berechnungen, und zuletzt wird man noch bedeutende Mathematiker staatlich anstellen müssen, damit auf Grund höherer Arithmetik die Berechnung geschehe. Im Ganzen sind jedoch die vorgeschlagenen Projekte weder grundsätz-lich

richtig, noch praktisch durchführbar und dürften gerade die vorgeschrittenen, noch in der Minorität befindlichen, Parteien schädigen. —

In einer parlamentarisch-konstitutionellen oder parlamentarisch-demokratischen Staatsform soll das Parlament das Spiegelbild der Begehrnisse, Sitten, Interessen des ganzen Volkes sein, und es ist doch wohl unmöglich, diese, wie Herr A. B. es wünscht, einer vorgeschriebenen Parteischemata unterzuordnen. Gibt es nun viel kleine Parteien, so wird die Verwirrung eine ungeheuerer, und wer weiß, ob wir nicht schließlich solche „Berechnungs-Streitigkeiten“, wie sie jüngst bei der Präsidenten-Wahl in Amerika stattfanden, erfahren würden. Herr A. B. will aber nur „große“ Parteien, was ich für keinen Segen halten könnte. Solch große Parteien sind dem Fortschritt hinderlich: den Beweis liefern England und Frankreich in der Neuzeit; neue Ideen, die sich bilden und sich organisieren wollen, werden von den „großen Parteien“ aufgesaugt.

Da nun aber Herr A. B. sogar will, daß in Deutschland unsere Abgeordneten einen Antrag nach seinem Vorschlag im Reichstag einbringen, so muß man sich doch in Deutschland umsehen; und da kommt in Betracht, daß thatsächlich die vielen Parteien die Stimmungen und Interessen ausdrücken. Wir haben in Deutschland durchaus nicht überall abgegrenzte Interessen, sondern sehr oft verschwommene, besonders verschwommene historische Ueberlieferungen, so daß die Bildung vieler Parteien erklärlich, ein Ausdruck der verschwommenen Interessen und historischen Traditionen ist, wie z. B. rechts in der freikonservativen und links in der Fortschrittspartei zu finden. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß es heilsam ist, wenn es vermittelnde Parteien giebt; es ist für die menschliche Wohlfahrt nicht gut, wenn etwa die Gegensätze nur zweier Parteien wie Lokomotiven aufeinanderrennen, und es ist ganz zweckmäßig, wenn

in der Mitte etwas dasteht, was das Zusammenprallen verhindert.

Doch ich kehre zur Grundlage meiner Auffassung zurück. Welchen Zweck haben die Wahlen? Den Mehrheitswillen zu erforschen, dabei aber auch der Minorität Raum zur Bethätigung zu gewähren. Bildete man aber nur einen Wahlkreis, so würde jede Minderheit erdrückt: den Beweis habe ich gerade genug vor meinen Augen gehabt. In Dresden bildet die Commune nur einen Wahlkreis, und was ist der Erfolg? daß nur eine Richtung im Stadtverordneten-Kollegium vertreten ist. Bei der letzten Stadtverordneten-Wahl wurden von unseren Zetteln circa 1800, von denen der Gegner circa 2200 abgegeben; da nun keiner unserer Kandidaten an die niedrigste Stimmzahl der Gegner heranreichte, so blieben wir unvertreten, während bei einer Bezirkseinteilung wir unbedingt eine gehörige Minorität im städtischen Kollegium hätten. Früher waren in Dresden Bezirkswahlen, und um uns wohl vom Halse zu halten, wurden die Bezirke abgeschafft und nur ein Wahlkörper gebildet. Bei Wahlen, wie bei allen Abstimmungen, gilt mit Recht die größere Zahl, und wenn in den Vertretungskörpern die Mehrheit gilt, so muß auch die beim Wahlakt sich herausstellende Mehrheit die maßgebende bleiben, so wie es konsequent bei den sächsischen Stadtverordneten-Wahlen geschieht. —

Derselbe Zustand auf das Reich übertragen, würde folgendes Resultat haben: Angenommen, es gäbe nur zwei große Parteien, Konservative und Socialdemokraten, die Konservativen erhielten vier Millionen und die Socialdemokraten zwei Millionen Stimmen, so müßten sämtliche Ubaeordnete der konservativen Partei angehören. Ganz ähnlich wäre es, wenn viele Parteien da sind; die Personen, welche die meisten Stimmen haben, sind gewählt. Es ist beim Wahl- und Abstimmungs-Prinzip gar nicht zulässig, daß der Mann, welcher mehr Stimmen erhalten, dem mit weniger weichen soll. —

Auch Herr A. B. will gar keine Personen gewählt wissen, sondern der Wähler soll nur für Grundsätze stimmen und soll es irgend einer Vorsehung überlassen, daß sie ihm die richtigen Personen aussucht. Es wäre die größte Beeinträchtigung des Wahlrechts des Einzelnen, wenn der Wähler nicht jede Schattirung auswählen und die Person bestimmen

könnte, die ihn vertritt. Darin besteht die Souveränität des Wählers, daß er ganz nach Belieben wählen kann. Bestimmte ein Central-Ausschuß die Personen, so wäre dem Coteriewesen Thür und Thor geöffnet, und was versteht Herr A. B. unter Parteibestimmung? — wer sollte die Partei sein? Doch alle Wähler, welche für einen Zettel stimmten, und bestimmten diese die Personen, so ist es das Einfachste, die Personen auf den Wahlzettel schreiben zu lassen; wer die größere Anzahl von Stimmen hat, ist gewählt, und wir sind wieder da angelangt, wo wir waren, bei Unterdrückung der Minderheit. Da man die auf die Person gefallenen Stimmen zählen muß, und da die letzte Person auf dem Majoritätszettel noch mehr Stimmen als die erste auf dem Minoritätszettel hat, so kommt jenes von mir angeführte Facit heraus. Oder aber Herr A. B. denkt sich die Vertretung so, daß überhaupt kein Parlament zusammentritt, sondern ähnlich, wie jetzt im Bundesrath, kommen bloß einzelne Parteivertreter zusammen, vielleicht mit Hilfsarbeitern, die nicht ihre persönliche Stimme, sondern die Proportionsstimme abgeben. Dann wäre es aber zu Ende mit der intellektuellen Wirksamkeit der parlamentarischen Körperschaften, und die Schattirungen innerhalb einer Partei wären erdrückt. — Angenommen, es käme der Entwurf zur Beschlußfassung, die Feuerversicherung auf das Reich übergehen zu lassen, so wirft vielleicht der Parteivertreter seine sämtlichen Stimmen gegen den Entwurf in die Waagschale, während innerhalb der Partei ein Drittel z. B. anders denkt. —

Und nun kommt noch in Betracht, daß es sehr viele Wähler giebt, die gar keiner Partei angehören, die schwanken, und auf die gerade, wie Herr A. B. das ja aus eigener Erfahrung weiß, das persönliche Element Einfluß übt. Diese persönliche Wahl hat den Vorzug, daß jede Schattirung vertreten wird, und es ist gerade eine Eigenthümlichkeit und ein Vorzug des deutschen Geistes und beweist dessen Selbstständigkeit, daß innerhalb großer Grundfarben Schattirungen auftreten; wir sehen das sogar bei unseren wissenschaftlichen Blättern: wie viel Schattirungen sind nicht in der „Zukunft“ und „Neuen Gesellschaft“ zu finden? —

Das richtigste und zweckmäßigste Prinzip ist das der Bezirkseinteilung. Nach dem parlamentarischen Prinzip kommt da

die Mehrheit im Allgemeinen zur Geltung, allein auch der Minderheit wird Raum, weil, was im Ganzen die Mehrheit ist, in einzelnen Theilen, im Distrikt, im Bezirk die Minderheit sein kann. Im Bezirk können sich die Interessen gruppieren, mögen sie noch so wenige Betheiligte haben. Eine bestimmte Idee knüpft an eine bestimmte Interessengruppe an, zieht von Bezirk zu Bezirk, die Minorität wird größer, kann gar Majorität werden, aber der Bezirk bringt am besten zur Geltung, daß neben dem augenblicklichen wirklichen oder angeblichen Mehrheitsinteresse ein diesem Mehrheitsinteresse sich entgegenstellendes Minderheitsinteresse vorhanden ist. Mit einer Art von Fatalismus kann man sich darauf verlassen, daß ein Ausgleich zwischen den geringen Mehrheiten der gewählten Abgeordneten stattfindet; ich erinnere an die geringen Mehrheiten, welche Gegner der Socialdemokratie über deren Kandidaten errungen, ich erinnere aber auch daran, daß viele unserer Kandidaten gleichfalls nur mit geringer Mehrheit siegten, z. B. 1877 Demmler im Wahlkreis Leipzig-Land.

Um das Bezirkswahlen-System ordentlich auszubilden, müßten die Wahlkreise möglichst klein sein und zusammengehörnde Interessen in einem Wahlkreise incorporirt werden. Zusammenhängende Kohlenbergbaugegenden z. B. sollten nicht zerrissen sein, wie wir das in Sachsen sehen, damit die Industrie nicht durch das platte Land überstimmt werden kann; jede etwa vorhandene Corruption müßte beseitigt werden, nicht einmal die Einführung amtlicher Couverts würde genügen, — derselben wäre noch Das zuzufügen, was ich gerade der Auseinandersetzung von A. B. entnehme: die Stimmzettel sollten versiegelt an eine Centralstelle geschickt und dort ausgezählt werden, ohne daß man erfährt, wie viel Stimmen im einzelnen Ort abgegeben wurden. Warum, das möge folgender Fall beweisen. Auf einem Rittergut in Sachsen wurden bei der Reichstagswahl am 10. Januar für den Nationalliberalen nur eine Stimme, für den Socialdemokraten hingegen 40—50 abgegeben. In Folge davon fing der Rittergutsbesitzer eine „Bekehrung“ der Tagelöhner an, und bei der Stichwahl waren nur ca. 4 socialdemokratische Stimmen übrig geblieben.

Alle solche Verbesserungen finden meine freudige Zustimmung, aber bleibe man nur principieell bei der Bezirkseinteilung.

Es herrscht auch in unseren Reihen der Irrthum, bei Proportionalvertretung hätte die Socialdemokratie eine stärkere Vertretung im Reichstage erlangt. Man sollte doch nicht verkennen, daß, wenn die gesammte Stimmenzahl in Proportionen abgetheilt würde, auch die anderen Parteien mehr Stimmen aufbrächten. Jetzt läßt z. B. der schlesische Rittergutsbesitzer, außer da, wo Klerikale oder Socialdemokraten in den Wahlkampf treten, die von ihm abhängigen Leute am liebsten politisch unberührt, würde wohl aber beim Proportional-System diese alle an die Wahlurne treiben; die Proportion könnte also für uns möglicherweise schlecht ausfallen. Die abgegebene Stimmenzahl ist auch kein genauer Ausweis des relativen Stärke-Verhältnisses einer Partei, bei starkem Wahlkampf werden von allen Seiten mehr Stimmen abgegeben.

Bei Durchführung des Proportions-Systems mit allen möglichen arithmetischen Kunststücken, fürchte ich, würde sich sogar das relative Verhältniß zu Ungunsten der socialdemokratischen Partei wenden, denn man darf nicht vergessen, daß die anderen Parteien Zahlkandidaten zumeist nicht aufstellen.

Ich will zum Schluß noch bemerken, daß ich mich deshalb gerade gegen Herrn A. B. wende, weil, nachdem er selbst die anderen Proportional-Systeme widerlegt hat, nur sein System übrig blieb, und, wenn auch das als nicht richtig und vortheilhaft erwiesen ist, ich hoffe, daß man auch unsererseits principieell auf dem Boden der Bezirks-Einteilung bleiben werde. —

In allen Wahl-Systemen sind Uebel enthalten und eine Beseitigung dieser ist nur zu erwarten, wenn der Grundsatz der Socialdemokratie, die direkte Volks-Gesetzgebung, zum Siege gekommen sein wird.

So lange wir aber nicht dahin gelangt sind, glaube ich, ist es das grundsätzlichsichtigste und Zweckmäßigste, bei vollkommen freiem Wahlrecht — mit Entfernung aller offenen und versteckten Corruptionsmittel — die Bezirks-Einteilung aufrecht zu erhalten.

Recensionen.

Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin.
Vierter Jahrgang. Herausgegeben
von Richard Böckh. (Berlin, Si-
mion, 1878. 229 S.)

E. Eberty. Die Aufgaben der Ber-
liner Communal-Verwaltung
und die Erhöhung der städti-
schen Steuern. (Berlin, C. Sey-
mann, 1878. 29 S.)

Aus dem statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin wird der denkende Leser manches zur Beurtheilung unserer socialen Zustände Interessante erfahren können. Geht er die darin niedergelegten Ziffern nur einigermaßen aufmerksam durch, und hält er sich vor Augen, wie beschaffen dieselben sein müßten, wenn die Verhältnisse der Bevölke-
rung der großen Stadt durchweg zu-
friedenstellende sein sollten, so wird er die Differenz zwischen Wirklichkeit und Ideal nur zu sehr merken und, weit entfernt von jenem relativen Optimismus, wie er aus der Broschüre des Herrn Stadtsyn-
dicus Eberty spricht, nach durchgreifenden Mitteln sich umsehen müssen, um bessere Zustände herbeizuführen. — Man gestatte uns, einige dem Jahrbuche entnommene Zahlen hier vorzuführen.

„Die Zahl der Haushaltungen, welche nur aus Familienmitgliedern bestehen (105 783), ist seit der vorigen Zählung um 86 Promille, die der Haushaltungen, welche außer den Familienmitgliedern nur Dienstboten bei sich hatten (32 139), um 186 Promille, derer, welche nur Gewerbe-
gehilfen bei sich hatten (4 618), um 461 Promille, Gewerbegehilfen und Dienst-
boten (4 308), um 123 Promille gestiegen. . . . Die Zahl der Familien, die nur aus Verwandten bestehen, machen bei dieser Zählung [1875] 494, Promille aller Haushaltungen aus, bei der vorigen Zählung [1871] 544,“ (S. 4—5.)
Diese Zahlen, welche wir noch durch eine Reihe ähnlicher ergänzen könnten, scheinen uns anzudeuten, daß die Berliner in ihren Wohnungs-Einrichtungen zu einer Art von unfreiwilligen und keineswegs wünschenswerthen Communismus getrieben

werden. Das Zusammenwohnen verschie-
dener, nicht mit einander verwandter Per-
sonen in theilweise oder ganz gemeinschaft-
lichen Haushaltungen wäre selbstverständlich
nur dann als gesunder Zustand anzusehen,
wenn es nicht wirthschaftlicher Noth seine
Entstehung verdankt, sondern aus voll-
kommen freier Wahl, natürlich auch in
Erwägung ökonomischer Vortheile, aber
unter voller, nicht durch ökonomische Be-
drängniß gehinderter, Rücksichtnahme auf
die Vorzüge des isolirten Familienlebens
sich herausgebildet hat. —

„Die Zahl der Ehen ist [1876] gegen
das Vorjahr [und die Jahre 1872—1875]
erheblich zurückgegangen, steht indeß immer
noch über dem Durchschnittsverhältniß der
Zahlen vor 1872“. (S. 25.)

„Die Folge, welche die Stadttheile [in
Bezug auf die Sterblichkeit der Bevölke-
rung] einnehmen, ist vorzugsweise die der
Wohlhabenheit“. (S. 44.)

Es betrug z. B. die Kindersterblichkeit
in der wohlhabenden Friedrichsstadt 27,
Promille der Geburten, sie steigt bis zu
38, Promille in der jenseitigen Louisen-
stadt, bis 39, auf dem Wedding. Die
günstigste allgemeine Sterblichkeitsziffer
haben die Stadtbezirke 22 (Pariser Platz),
47 (Bendlerstraße), 16 (Zeughaus), 17
(Akademie), 23 (Leipzigerplatz), 45 (Pots-
damerstr.), 49 (Genthinerstr.), 29 (Jäger-
straße), 46 (Victoriastr.) u. s. w., d. h.
die reichen und vornehmen Stadttheile.
Es sind diese Thatfachen weder neu noch
merkwürdig, sie verdienen aber recht oft
und genau hervorgehoben zu werden, da-
mit die Gegenwart und eine spätere Zeit
wissen, daß die Dauer der Lebensjahre
heutzutage nicht in geringem Maße von
der socialen Stellung abhängt. Wer arm
geboren wird, der hat durchschnittlich von
vornherein auf ein kürzeres Leben Aus-
sicht, als das Kind reicher Eltern. —
„Daß die Wohlhabenheit das erste
und durchgreifende Moment für die Ver-
schiedenheit der Sterblichkeits-Verhältnisse
ist, ergiebt sich auch aus der Verschieden-
heit der Sterbefälle nach der Höhenlage
der Wohnungen“. (S. 45.) „Man sieht
gerade hier, sagt Herr Böckh, nachdem er

das Material zusammengestellt, daß es die mangelhafte Ernährung und die schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel ist, welche zur Erhöhung der Sterblichkeit in unserer Stadt sehr wesentlich beiträgt". (S. 47.)

Selbstmorde kamen 1876 etwa einer auf 3 000 Einwohner vor.

Viel Charakteristisches zeigen die Tabellen über die Wohnungsverhältnisse. Wir führen aus einer derselben folgende Ziffern an:

Es giebt 34 996 Wohnungen, mit einer Bewohnerzahl von 157 364, welche nur aus 1 heizbarem und 1 nichtheizbarem Zimmer bestehen; 6 784 dieser Wohnungen werden zugleich geschäftlich benutzt; 71 201 Wohnungen mit 253 510 Bewohnern (also mehr als dem 4. Theil der Gesamtbevölkerung) bestehen nur aus einem heizbarem Zimmer; davon werden gleichzeitig 6 773 mit 25 127 Bewohnern geschäftlich benutzt. 2 672 Wohnungen mit 7 427 Inassen bestehen gar aus einem nichtheizbarem Zimmer; 240 derselben werden auch geschäftlich benutzt. — Andererseits standen 14 126 Wohnungen im Miethwerth von 6 211 655 Mark leer. Die Zahl solcher Wohnungen hat sich seit dem Jahre 1873 fast regelmäßig mit jedem Jahre verdoppelt. Bemerkenswerth ist, daß hauptsächlich kleine Wohnungen, bis zu 450 Mark Miethsbetrag leerstehen (ungefähr 11 000), und zwar vorzugsweise in den ärmeren Stadttheilen, wo z. B. auf dem Wedding 174 Promille, der Rosenthaler Vorstadt 104, der jenseitigen Louisestadt 80 Promille aller Wohnungen leer sind, dagegen in Neu-Kölln, der Friedrichstadt und diesseitigen Louisestadt, der oberen Friedrichsvorstadt nur je 25 Promille. Mit anderen Worten: eine große Anzahl Familien in den ärmeren Quartieren Berlins wohnt eng zusammen in schlechten Räumen, während leere Wohnungen in Hülle und Fülle vorhanden sind. Ein Wilder würde solche Zustände nicht begreifen, diese Resultate der gerühmten „Ordnung“ der heutigen Gesellschaft. —

Wird, wer solche und die weiteren statistischen Darlegungen durchgeht, sich irgendwie vom Optimismus in Bezug auf die socialen Verhältnisse der Stadt Berlin ergreifen lassen dürfen? Es ist ja sicherlich in Berlin, im Verhältniß zu anderen Städten, in den letzten Jahren viel geleistet worden, besonders, wie das Herr Eberty in der oben bezeichneten Broschüre

näher ausführt, auf dem Gebiete des Schul- und des Gesundheitswesens. Damit aber halten wir die Aufgaben der Berliner Communalverwaltung, wie die jedes Gemeinwesens, nicht für erschöpft. Das materielle Wohl der Bürger ist eine Sache, die in viel höherem Grade, als dies bisher zum Ausdruck gekommen, Gegenstand der Fürsorge der Verwaltungen und Regierungen sein muß. Es wird eingewandt: woher dazu, selbst wenn der gute Wille vorhanden wäre, die Mittel nehmen? Die Communalsteuern haben an vielen Orten sich in ganz außerordentlichen Proportionen erhöht; einer kürzlich erschienenen offiziellen Zusammenstellung der Gemeindeabgaben in Preußen*) entnehmen wir folgende Zahlen:

Die Gemeindesteuer ist von 1849—1876 gestiegen: in Berlin von 8,16 M. pro Kopf auf 20,67 M. oder um 178 Proc., in Köln von 5,11 M. auf 20,68 M., d. h. um 305 Proc., in Barmen von 6,11 M. auf 13,38, oder um 119 Proc., in Dortmund um 543, Görlitz 396, Duisburg 491, Bromberg 81 Proc. u. s. w. Ist es bei einer solchen Vermehrung der Gemeinde-Ausgaben, die an sich schon, wenn sie so weiter geht, zum Bankrott führen muß, möglich, den Communen noch andere Aufgaben zuzuschreiben, als diejenigen, welche sie bisher erfüllten? Möglich ist es, aber nur unter zwei Bedingungen: erstens, daß man ein Steuersystem einführt, welches die Lasten gleichmäßiger vertheilt, zweitens, daß sich unsere Communen entschließen, mit dem jetzigen Wirtschaftssystem zu brechen und auf der Bahn des Gemeinde-Gewerbebetriebes weitere Fortschritte machen. Nicht, um aus diesen Betrieben eine indirekte Steuer zu ziehen, sondern um den Mitgliedern der Gemeinde die Bedürfnisse zu dem billigeren Preise zu liefern, den der Großbetrieb gestattet, ihnen so ihre Ausgaben zu vermindern und sie dadurch steuerfähiger zu machen. Es wäre verdienstlich zu berechnen, um wieviel der Lebensunterhalt durch die große Zahl überflüssiger kleiner Fabrikanten und Gewerbetreibender, Zwischenhändler und Handelsleute aller Art vertheuert wird, welche auf Kosten der Consumenten ihre Person und Familie erhalten, ihr Per-

*) Beiträge zur Statistik der Gemeinde-Abgaben in Preußen. Unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet von E. Herrfurth, Geh. Reg.-Rath. (Zeitschr. d. kgl. preuß. statist. Bür. 1878. Heft 1.)

sonal besolden, Werkstätten- und Laboreinrichtungen bezahlen müssen u. s. w.*). Gäbe es in Berlin anstatt mehr als 900 Bäckereien nur eine kleine Anzahl großer Gemeinde-Brotfabriken, deren Dienst in der Stadt ebenso organisiert wäre, wie der Postdienst, so würde ohne Zweifel das Brod bedeutend billiger werden; würde man die Schuh- und Stiefelfabrikation in ähnlicher Weise centralisiren, so könnte es nicht fehlen, daß das Publikum seine Fußbekleidung besser und preiswürdiger erhalten würde, als vordem. Und ähnlich mit allen Zweigen des Handels und der Industrie. Genau wie beim Schutzjoll die Consumenten eine überflüssige Steuer zahlen müssen, die oft nicht einmal irgend Jemand wirklich zu Gute kommt, gerade so legt der heutige Detail-Gewerbebetrieb allen Einwohnern eine Steuer auf — die auch Niemand zu Gute kommt: denn die kleinen Kaufleute und Gewerbetreibenden führen häufig ein durchaus nicht beneidenswerthes Leben. — Nichts steht der Einführung gemeinwirtschaftlicher Einrichtungen gegenüber als das Vorurtheil. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die angeführte Broschüre des Herrn Eberty. S. 20, ehe er von den städtischen Gasanstalten und Wasserwerken spricht, leitet er dieses Thema folgendermaßen ein:

„Wenn ich nun auf jene großartigen städtischen Unternehmungen übergehe, deren Lebensfähigkeit bei ihrem Entstehen ebenso angezweifelt worden ist, als unsere jetzigen neuen Unternehmungen, so werde ich Ihnen Zahlen vorführen, welche den schlagenden Beweis dafür liefern, daß die Stadt durchaus nicht unfähig ist, zum finanziellen Vortheil, zum Wohlfühlen der Gesamtbevölkerung industrielle Unternehmungen durchzuführen“.

„Ich weiß sehr wohl, daß vom Standpunkt des freien Handels und Verkehrs gegen das Auftreten großer Gemeinschaften als industrielle Unternehmer vielfach mit Recht Widerspruch erhoben ist“.

„Dagegen ist aber ins Auge zu fassen, daß diese Frage für Communen anders steht wie für den Staat, jene ist eine aus staatlichen und wirthschaftlichen Zwecken

gemischte Gemeinschaft, — diesen Charakter trägt der Staat auch an sich, nur mit dem Unterschiede, daß bei jener — der städtischen Gemeinde, — die wirthschaftlichen Unternehmungen einen weit größeren Umfang und eine weit größere Bedeutung haben als bei dem Staat, — und vor Allem auch eine weit größere Berechtigung. Gegenstände allgemeinen notwendigen Bedarfs für das Leben der Bewohner dürfen — so haben sich uns gegenüber die Staats-Autoritäten ausgesprochen, — nicht in der Privatunternehmung, sei es in welcher Form, monopolisirt werden; ein großes städtisches Gemeinwesen wird bei solchen Unternehmungen nicht in erster Linie finanzielle Zwecke verfolgen, es wird derartige Unternehmungen, was Verzinsung und Amortisation betrifft, auf sich selbst stehen lassen, und darüber hinaus sich ergebende Ueberschüsse werden nicht Einzelnen, sondern doch wieder der communalen Gesamtheit zu Gute kommen“.

Ob überhaupt Ueberschüsse gemacht werden sollen, darüber ließe sich streiten. Uns scheint es richtiger, solche indirecte Steuern überall zu verwerfen, die Ueberschüsse den Einwohnern direct, durch billigere Abgabe der Producte, zufließen zu lassen, dagegen aber, wenn nöthig, die directen Steuern zu erhöhen.

Hat Herr Eberty unser Prinzip in obigen Worten schon ziemlich klar zugegeben, so wird es einige Seiten später noch deutlicher, daß die einzige Furcht, die er bei dessen Anwendung empfindet, die ist, für einen Anhänger socialistischer Ideen sich zu halten oder gehalten zu werden.

„Daß städtische Schlachthäuser und ein städtischer Viehhof, sagt er S. 23, vernünftig geleitet und bewirthschaftet, nicht bloß Verzinsung und Amortisation decken, sondern — insbesondere der Viehmarkt — auch bei mäßigen Tarifen der Stadtkasse Ueberschüsse liefern können, das ist eine durch statistische amtliche Zahlen aller Städte, in welchen derartige Einrichtungen bestehen, festgestellte, und darum von solchen, die sich unterrichten lassen wollen, gar nicht mehr zu bestreitende Erfahrung. Wenn also die Stadt alle solche Unternehmungen und Anlagen selbst in die

*) Es wäre das eine zeitgemäße Aufgabe für das statistische Bureau der Stadt Berlin.

Hand nimmt, so folgt sie hierbei nicht unklaren und in sich unmöglichen Ideen, — wie sie etwa eine gewisse extreme Partei in Bezug auf allgemeine Staatsproduction und Staatshilfe hegt, — sondern sie strebt darnach, communale Einrichtungen und Verbesserungen durchzuführen, die dem Gesamtinteresse in erster Linie dienen, dabei aber in dem Maße, als die Amortisationsperiode zu Ende läuft, eine Lücke des Wohlstandes großer städtischer Gemeinwesen bilden, in deren Besitz sich dieselben befinden“. Nun, dem Gesamtinteresse in erster Linie würde es doch sicherlich dienen, wenn die Stadt die Anstalten, welche den notwendigen Lebensunterhalt ihrer Einwohner bereiten, in eigene Regie übernehmen und so den armen Einwohnern die täglichen Ausgaben verringern, die wohlhabenden in den Stand setzen würde, zu den Communallasten der Stadt ohne Schwierigkeit größere Summen beizutragen. Man sucht überall nach Mitteln, nach Reformmaßregeln, um der Unzufriedenheit der unteren Klassen in heilbringender Weise entgegenzuwirken. Warum will man hier das Gute nicht sehen, wo es doch so nahe liegt? H.

Ernst Engel. Die industrielle Enquête und die Gewerbe-Zählung im Deutschen Reich und im Preussischen Staate am Ende des Jahres 1875. Vortrag, gehalten in der volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu Berlin am 9. Februar 1878. (Berlin, Simion, 1878.)

Der berühmte Statistiker behandelt in der vorliegenden Schrift ein Thema und ein Gebiet, zu dem er, wie wenig Andere, Verufen und Geschick hat. Dennoch können wir, so weit es sich um die Schlussfolgerungen der Schrift handelt, nicht mit ihm übereinstimmen. Allein die Schlussfolgerungen sind auch nur Weimert, die sich bei Jedem nach dem social-politischen Standpunkt gestalten werden, den er einnimmt. Die Hauptsache ist das übersichtlich geordnete Zahlenmaterial der Ergebnisse der Gewerbestatistik in Preußen. Das Material der anderen Deutschen Staaten lag zur Zeit noch nicht gesichtet und abgeschlossen vor.

Der Verfasser kritisiert im Eingang

seiner Schrift die auf eine allgemeine industrielle Enquête gerichteten Bestrebungen des Centralbureaus der Industriellen. Er kann sich für eine solche nicht erwarmen, da diese Enquêtes in der Regel nach den bisher gemachten Erfahrungen — für welche er insbesondere die große industrielle Enquête in Sachsen vorführt, die dort im Frühjahr 1848 in Folge des Nothstandes der Jahre 1846 und 1847 vorgenommen wurde — nicht das zu Tage fördern, was sie sollen oder man von ihnen erwartet. In der Regel würden ihre Resultate — wenn sie überhaupt greifbare Resultate böten — erst bekannt, wenn der Nothstand, der sie veranlaßt, vorüber sei und Niemand mehr sich darum kümmere. Diese Ansicht hat sicher viel Wahres für sich, insofern eine solche Enquête von vorn herein nur die Absicht verfolgt, von dem Boden der bestehenden Verhältnisse aus und nicht damit in Widerspruch tretende Aenderungen, etwa in der Handels- und Zollgesetzgebung, oder der Gewerbegesetzgebung vorzunehmen. Und wie die Dinge liegen, ist die Anlegung eines anderen Maßstabes von den leitenden Gewalten vorläufig und noch auf lange hinaus nicht zu erwarten.

Ähnlich verhält es sich auch mit den eigentlichen Gewerbezahlungen, die nur in der angeedeuteten Richtung und Absicht vorgenommen werden, aber in ihren Resultaten doch auch Material zu weiteren Schlüssen liefern.

Es wäre nun vor allen Dingen notwendig, daß für solche Gewerbezahlungen eine ein für alle Male gültige Erhebungsmethode innegehalten würde, damit man nach Verlauf mehrerer derselben ein genaues Bild der industriellen und gewerblichen Bewegung des Volkes bekäme. Aber die bei der ersten deutschen Gewerbezahlung zu Grunde gelegte Methode hat, wie der Herr Verfasser selbst hervorhebt, ihre erheblichen Mängel und dürfte darum ein anderes Mal in wesentlich anderer Weise vorgenommen werden, wodurch dann wieder ein voll zutreffender Vergleich mit den Resultaten der früheren sehr erschwert wird. Immerhin ist das zu Tage geförderte Material ein höchst interessantes und wichtiges und läßt mancherlei wichtige Schlüsse zu. Im Vordergrund der Erörterung der Resultate einer Gewerbezahlung steht ganz naturgemäß die Frage: Wie verhalten sich Klein- und Großbetrieb zu einander? Die Beantwortung dieser

Frage ist nicht leicht, da sich schwer sagen läßt, wo der Großbetrieb anfängt, eine Frage, die ja nicht entfernt für alle Gewerbe gleich beantwortet werden kann. In dem vorliegenden Falle ist sie um so schwerer zu beantworten, da man keineswegs die nöthige Sorgfalt darauf verwendet hat, festzustellen, welche als selbstständig aufgeführte Gewerbetreibende in eigener Wohnung ausschließlich für Rechnung großer Unternehmer arbeiten, deren es bekanntlich eine große Zahl giebt. Auch hat man z. B. als einen selbstständigen Gewerbetreibenden Jeden aufgeführt, der abwechselnd, wie der Tag es bietet, an die verschiedensten Personen seine Arbeitskraft gegen Lohn verkauft. So sind z. B. unter den 1,266,718 sogenannten selbstständigen Gewerbetreibenden, die ohne Gehülfen arbeiten, die in eigener Behausung oder bei ihren Kunden arbeitenden Schneiderinnen, Näherinnen, Putzmacherinnen, Plätterinnen zc. aufgeführt. Die Zahl dieser einzelnen „selbstständig“ thätigen weiblichen Personen beläuft sich allein auf nicht weniger als rund 300,000. Vermuthlich sind auch die Dienstmänner zc. unter die selbstständigen Gewerbetreibenden gerechnet.

Es leuchtet ein, daß so ein Vergleich zwischen Groß- und Kleinbetrieb sehr schwer ist und kaum in der Weise gezogen werden dürfte, wie ihn der Herr Verfasser gezogen hat. Denn dazu genügt nicht allein die Kopffzahl der beiden Betriebsorte, es muß auch der Produktenwerth in Ansatz gebracht werden, den beide Klassen erzeugen, soll der Vergleich zutreffen, es müssen namentlich auch die mechanischen Motoren, die in Anwendung sind und die Produktivkraft vervielfältigen, in Ansatz gebracht werden. Ueber den Produktenwerth, den Klein- oder Großgewerbe erzeugen, wird sich keine halbwegs zuverlässige Berechnung aufstellen lassen, hingegen dürfte es leicht sein, festzustellen, wie viele von den mechanischen Triebkräften auf das Kleingewerbe und wie viele auf das Großgewerbe kommen. Daß letzteres die gesammte mechanische Kraft fast allein in Anspruch nimmt, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

Der Verfasser glaubt ein einigermaßen zutreffendes Urtheil dadurch zu finden, daß er ohne Weiteres annimmt, daß die Gewerbe, die über 50 beschäftigte Personen zählen, erst als Großbetriebe gezählt werden können, ein Urtheil, das in der

Praxis sich als durchaus unrichtig erweisen dürfte. Für ein Gewerbe, das allgemein auf niederster Stufenleiter mit bis zu 4 und 5 Personen betrieben wird, ist ein Betrieb mit 10—20 Personen, namentlich wenn dieser, wie es dann in der Regel der Fall sein dürfte, auch mechanische Triebkraft zur Verfügung hat, als ein Großbetrieb und als ein erdrückender Konkurrent der kleinen anzusehen. Wenn wir also festhalten, daß neben der Arbeiterzahl es besonders die Anwendung mechanischer Kraft ist, die für den Großbetrieb entscheidet, und allein die Menge der Dampfpferdekräfte in Betracht ziehen, die 685,559 beträgt und sich im preussischen Staat, excl. Schleswig-Holstein, binnen 14 Jahren um die erstaunliche Ziffer von 385 Procent vermehrt hat, so dürfte kein Zweifel vorhanden sein, daß thatsächlich die Großindustrie der weit überwiegende Faktor in unserer Produktion ist und das Kleingewerbe eine weit geringere Bedeutung hat, als es auf den ersten Blick nach der Zahl der Betriebe scheint. Daß aber, wenn die Steigerung der Anwendung der Dampfkraft in den nächsten zwei Jahrzehnten in ähnlicher Weise sich entwickelt, wie in den letzten 14 Jahren, das Kleingewerbe nothwendig erdrückt wird, dürfte auch einleuchten.

Auch wird sich das Uebergewicht der Großindustrie für die Produktion und den Nationalreichtum noch viel augenfälliger herausstellen, wenn man aus der Zahl der beschäftigten Personen und Betriebe alle Diejenigen ausschleibt, welche mit der Distribution zu thun haben, also die Handels- und Verkehrs-Gewerbe, die mit wenigen Ausnahmen unter die Rubrik der Kleinbetriebe, bis zu 5 Personen, zu zählen sind. Andere Vergleiche, die alle auf dasselbe Ziel hinausgehen, wird der Leser der Schrift noch mehrfach ziehen können.

Der Herr Verfasser wendet sich schließlich gegen jede Aenderung der Zollgesetzgebung, die er in ihrer jetzigen Art für durchaus zweckmäßig hält, er wendet sich aber auch gegen Diejenigen, welche befürworten, Eisenbahnen u. s. w. dem Staats- oder Communebetrieb zu überweisen, weil er hierin glaubt eine Förderung der socialistischen Ziele erblicken zu müssen; ihm erscheint die Abschaffung des Unternehmer-Gewinns als der „Untergang aller Industrie“, als „die Tödtung

der Henne, welche die goldenen Eier legt."

Das ist das gewöhnliche Urtheil aller Derjenigen, die sich so in die heutige Gesellschafts-Organisation hineingelebt haben, daß es ihnen ganz unmöglich ist, sich in Gedanken außerhalb derselben stellen zu können und von da aus den Maßstab ihrer Kritik anzulegen. Wäre das Resultat der socialistischen Bestrebungen das Gefürchtete, so brauchte sich weder Herr Dr. Engel, noch irgend ein anderer Gegner derselben die Mühe zu geben, dieses auszusprechen und davor zu warnen; denn beweisen können sie es nicht, weil sie keine Vorstellung von socialistischer Organisation der Gesellschaft haben oder, besser gesagt, sich keine grundsätzliche Vorstellung davon machen. — Die Gesellschaft ist vernünftig genug, nicht mit offenen Augen in einen Abgrund zu rennen und wird im gegebenen Zeitpunkt am besten beurtheilen können, ob die socialistischen Bestrebungen wahn-sinnige sind. Die Gesellschaft braucht weder göttliche noch menschliche Vorsehung; sie weiß in jedem Moment ihrer Entwicklung, was ihrem Durchschnittsbedürfnis dient, so wenig dies auch in der Regel den Vorgeschnitteren oder Rückständigeren zusagt.

Indem wir schließlich noch hervorheben, daß die besprochene Broschüre eine Anzahl wichtiger statistischer Tafeln im Anhang enthält, welche sich auf die Produktions-Verhältnisse anderer Länder — England, Oesterreich, Frankreich — zu Preußen beziehen, empfehlen wir dieselbe allen Interessenten, so wenig wir mit dem kritischen Ergebnis des Herrn Verfassers nach verschiedener Richtung einverstanden sind.

A. B.

Christoph Wild. Das Neueste über die Socialdemokraten. (Berlin, Bichteler, 1878. 103 S.)

Wir können die vorliegende Broschüre als eine — übrigens gar nicht bedeutende — politische Gelegenheitschrift der Tagespresse zur Beurtheilung überlassen und hätten dieselbe hier gar nicht erwähnt, wenn nicht an einigen wenigen Punkten

der Verfasser sich auch mit den socialistischen Principien befaßt. Er verfällt dabei öfters in den Fehler, den ein unparteiischer oder gar wohlwollender Beurtheiler der Socialdemokratie — der er aber auch gar nicht sein will — niemals begehen wird, ungeschickte Aeußerungen einzelner Socialdemokraten der Partei oder gar dem Prinzip in die Schuhe zu schieben, oder dem oder jenem Ausdruck, welcher zufällig schief aufgefaßt werden kann, auch gleich diese üble Bedeutung beizulegen. So wirft er z. B. in einem „die geistige Arbeit und die Socialdemokratie“ überschriebenen Kapitel der letzteren vor, sie trüge der geistigen Arbeit „Reid und offenbare Geringschätzung“ entgegen. Die Arbeit der Gelehrten werde von uns für unproduktiv erklärt. Wenn einige unserer Theoretiker — nach Vorgang liberaler Oekonomen, vor Allem Adam Smiths — das gethan haben, so wollten sie damit nur den Unterschied zwischen gelehrter und körperlicher Arbeit feststellen, ohne die Nützlichkeit und Schwierigkeit der ersteren irgendwie zu unterschätzen. Recensent giebt zu, daß der Sprachgebrauch, gelehrte Arbeit als nicht produktive (vielmehr als Dienstleistung), gewöhnliche Arbeit als produktive zu bezeichnen, ungeschickter ist, der leicht Verwirrung bringen kann; aber es wäre unrecht, ihn in einem üblen Sinne aufzufassen. — Auch über „Frauenarbeit“, „die Landwirthschaft“, „Elendsstatistik“, „die Steuern jetzt und im Zukunftsstaat“ läßt sich Herr Wild noch vernehmen, ohne jedoch irgend etwas Bedeutendes und Widerlegung Erforderndes vorzubringen. Sein Büchlein ist in vieler Hinsicht der Typus jener leichtfertigen Broschüren-Literatur, die heutzutage über und gegen die Socialdemokratie von allerlei Leuten geschrieben und verbreitet wird, welche sich als Retter der Gesellschaft aufspielen oder ein Geschäft machen wollen. Daß derartige Zeug gefaßt und gelesen wird, läßt sich nur daraus erklären, daß wirklich bedeutende Schriftsteller nichts Ernstliches gegen den Socialismus schreiben, am Wenigsten sich auf eine theoretische Widerlegung einlassen.

H.

Strafrecht, Strafverfahren und Strafvollzug im Lichte des Socialismus.

Unter besonderer Berücksichtigung eines für das Deutsche Reich zu schaffenden Strafvollzugs-Gesetzes.

Einleitung.

Die Zeit liegt uns nicht sehr fern, in welcher das Thun und Treiben der Gerichte und die Verhältnisse in den Gefängnissen für die ungeheure Mehrzahl des Volkes mit tiefem Dunkel bedeckt waren; das Verfahren der Gerichte war durchaus geheim, und es galt so sehr für eine Schmach, im Gefängniß gefessen zu haben, daß gern jeder Gefangene von seinen Erlebnissen in demselben schwieg, wenn er es verlassen hatte. Der ehrsame Bürger und ordentliche Arbeiter sahen scheu zu den Gefängnißfenstern auf und fühlten sich sicher vor der Gefahr, jemals hinter den Eisengittern zu weilen; die Gefangenen galten für den Auswurf der Menschheit, man hatte für sie nur Verachtung, selten Mitleid. Und in der That, die Gefangenen waren zu einer Zeit, wo jeder fleißige Arbeiter stets das gewohnte Auskommen finden konnte, in einer Zeit ruhigen und regelmäßigen gesellschaftlichen Lebens, ohne Zweifel mit geringen Ausnahmen verächtliche Subjecte.

Inzwischen hat sich eine gewaltige Umwälzung auf socialem Gebiete vollzogen; der beschreibene, kleine, aber gesicherte Industriebetrieb hat großartigen Arbeitsunternehmungen Platz machen müssen; ein rücksichtsloses, zeitweise fast wahn sinniges Jagen nach großem Gewinn hat sich geltend gemacht; mit Hilfe von außerordent-

lich erweiterten Verkehrsmitteln nahm Handel und Industrie immer größere Dimensionen an, und die Menschen wurden von ihnen, je nachdem die Coniunctur des Marktes dies erforderte, bunt durcheinander gewürfelt; der Begriff Heimath verlor seine Bedeutung, die Familie wurde vielfach zerstört, die Bevölkerung der Industriezentren schwoh an, das platte Land entvölkerte sich. Wie Ebbe und Fluth, nur in immer potenzirter Weise, wechselten Aufblühen und Niedergang des Verkehrs mit einander ab und machten die Existenz der Einzelnen unsicher; die besitzenden Klassen entfalteten einen nie gesehenen Luxus, und die ärmeren vermehrten, jenen in ganz natürlicher und berechtigter Weise folgend, ihre Lebensansprüche. Kam nun nach einer Periode des geschäftlichen Aufschwungs eine Krise, so wurden unzählige Existenzen in allen Gesellschaftsklassen vernichtet, und die aus ihrer Bahn geschleuderten Individuen geriethen nur zu leicht mit den Strafgesetzen in Konflikt.

Zu dieser Unsicherheit auf dem Gebiete des Erwerbes gesellte sich eine unerhörte Lebhaftigkeit des Denkens in den Massen. So lange die Welt steht, ist das Volk in allen Schichten noch nicht in so lebhaften Verkehr mit einander gekommen, noch nie hat es so viel gelesen als in unserer Zeit, und noch nie hat es demgemäß so gut

eintreten können als heute, wie wenig genau es die herrschenden Klassen mit Einhaltung der Gebote nehmen, die sie selbst als heiliges Gesetz verkünden. „Wenn den Besitztuirten jedes Mittel recht ist, um zu Ehre, Besitz und Macht zu gelangen, warum sollst du allein nach dem Gesetz leben?“ so mag sich Mancher gesagt, und noch mehr Andere mögen instinktiv gefühlt haben, daß unsere ganze sogenannte Rechtsordnung auf sehr schwachen Füßen steht. Damit aber sind Leute dem Gefängniß verfallen, die ihrem Charakter und ihrer Stellung nach vordem vor ihm sicher gewesen wären.

Das gesteigerte geistige Leben im Volke und die Reaktion der Staatsgewalt gegen dasselbe schaffen zudem noch eine Kategorie von Sträflingen, die früher nur selten vorhanden war, die politischen Gefangenen.

Und so kommt es, daß die Zusammensetzung der in den Strafanstalten Detinirten jetzt thatsächlich auffallend anders ist, als in früheren Zeiten; daher erklärt es sich, daß z. B. im Jahre 1876 in einer Strafanstalt sich unter 1131 Gefangenen 2 Gelohrte, 2 Rentiers, 2 Restaurateure, 3 Techniker, 20 Defonomen, 31 Händler, 52 im öffentlichen oder Privatdienst Angestellte und 78 Kaufleute befanden, d. h. der sechste Theil der Gefangenen rekrutirte sich aus Gesellschaftsklassen, die in früherer Zeit nur ein sehr geringes Contingent zur Gefängnißbevölkerung gestellt hatten; aus den angeführten Gründen erklärt sich auch die außerordentliche Steigerung in der Zahl der Vergehen, die es mit sich brachte, daß, um wieder eine bestimmte Thatsache anzuführen, die Insassen gedachter Strafanstalt sich von Jahr zu Jahr vermehrten, und zwar überstiegen die Einlieferungen im Jahre 1876 die des Jahres 1875 um 27 Proc.

„	„	1874	„	39 ₄₅	„
„	„	1873	„	64 ₂₉	„
„	„	1872	„	96 ₂₅	„
„	„	1871	„	105 ₄₄	„

Unter solchen Umständen ist es nur zu leicht erklärlich, daß das Gefängnißwesen in viel höherem Grade als früher die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Die politischen Gefangenen dürfen mit Stolz sich dazu bekennen, im Gefängniß gefesselt zu haben: hinter ihnen stehen starke Parteien, die die Sache ihrer Vorkämpfer zu der ihrigen machen, ihr Schicksal, die Art und Weise, wie man sie behandelt, wird in allen Zeitungen besprochen, und sie haben keine Veranlassung, mit ihren Erfahrungen zurückzuhalten. Aber auch abgesehen hiervon ist Veranlassung genug für Jedermann gegeben, sich um das Gefängnißwesen zu kümmern, und zwar nicht bloß, weil sich Niemand mehr absolut sicher vor dem Gefängniß fühlt, sondern weil jeder Vernünftige sich fragen muß, wo denn diese Vermehrung der Verbrechen, diese Ueberfüllung der Gefängnisse hinführen, was aus der gesellschaftlichen Ordnung werden soll, und ob sich nicht ein Mittel bietet, der traurigen Entwicklung der Zustände auf diesem Gebiet des öffentlichen Lebens Einhalt zu thun?

Die Diskussion der Gefängnißfrage erhält aber außerdem zur Zeit noch dadurch eine besondere Bedeutung und Wichtigkeit, daß die Justizgesetzgebung des deutschen Reichs durch ein Strafvollzugsgesetz ihren Abschluß finden soll, von dem Angesichts der über Deutschland hereingebrochenen Reaktion ein günstiges Resultat sicher nicht zu erwarten steht, wenn die öffentliche Meinung sich nicht in sehr energischer Weise in freierlicher Richtung geltend macht.

Bisher sind es fast ausschließlich Juristen und Strafvollzugsbeamten gewesen, welche in der Gefängnißfrage das Wort ergriffen haben; wir sind keines von beiden, glauben aber nichtsdestoweniger als Praktiker, d. h. als solche, an denen „Strafe“ vollzogen worden ist, ein Wort missprechen zu dürfen. Wir beabsichtigen in vorliegender Abhandlung uns vorzugsweise mit dem Strafvollzuge zu beschäftigen, müssen aber auch,

um vollkommen verständlich zu werden, Einiges über Strafrecht und Strafverfahren vorausschicken. Wir bitten, insofern wir darin mangelhaft sind, im Voraus um Entschuldigung; wir sind Laien auf diesem Gebiet, huldigen aber der Ansicht, daß auch der Laie sich über so wichtige öffentliche Fragen ein Urtheil bilden soll, und daß es ihm wohl ansteht, seine Meinung öffentlich auszusprechen, sofern dies nur mit der nöthigen Bescheidenheit geschieht.

Das Strafrecht.

Der Begriff des Strafrechts ist zu allen Zeiten sehr verschieden aufgefaßt worden, und auch heutigen Tages herrscht in der Theorie desselben nichts weniger als Uebereinstimmung, ja man kann sagen, daß fast jeder der Sachverständigen, die über diese Materie geschrieben haben, einer eigenthümlichen Auffassung huldigt. Das kommt daher, daß man sich bemüht hat, das Strafrecht als unabhängig von Staat und Gesellschaft zu erklären, es als etwas in sich selbst Nothwendiges zu betrachten. Man hat demgemäß die sogenannten absoluten Strafrechtstheorien aufgestellt und ist damit aus einer Unklarheit in die andere, aus dem einen Widerspruch in den zweiten gefallen. In Wahrheit ist das Strafrecht lediglich eine Machtbefugniß des Staates, mehr oder weniger beschränkt durch die Gesellschaft, es kann ihm also nicht eine selbstständige, in sich selbst begründete Theorie als Basis dienen, sondern dasselbe wird sich mit der Auffassung über Zweck und Bedeutung des Staates immer ändern und hat sich thatsächlich in dieser Weise bisher immer geändert. Mit andern Worten: Ohne die Organisation des Staates giebt es kein Strafrecht, und diese Organisation, je nachdem sie, den Anschauungen der Zeitgenossen gemäß, in der Form vollkommen und im Prinzip gerecht ist, wird auch eine mehr oder weniger vollkommene und gerechte Strafrechtstheorie im Gefolge haben. Das jeweilige

Staatsrecht bedingt also die Theorie des Strafrechts, und da ersteres zur Zeit sich augenscheinlich in vollster Confusion befindet — wir verweisen nur auf die nebeneinander bestehenden und sich entschieden widersprechenden demokratischen und absolutistischen Institutionen in allen Ländern und speziell in Deutschland, — so ist es kein Wunder, wenn man auch in Bezug auf das Strafrecht den widersprechendsten Auffassungen begegnet.

Der geschichtliche Entwicklungsgang der Strafrechtstheorie weist die Abhängigkeit derselben vom Staate auf das Klarste nach.

Vor dem Bestehen oder der festen Gliederung des Staates gab es kein Strafrecht. Jeder, dem nach seiner Auffassung vom Anderen Unrecht geschehen war, half sich selbst, d. h. er rächte sich oder zwang den Beleidigter oder Schädiger zur Genugthuung und zu Schadenersatz.

Mit der Entwicklung des Staates zu festerer Gliederung mußte schon die äußerliche Nothwendigkeit — nicht nur das augenscheinliche Interesse der Gesamtheit, sondern vorzüglich das der Herrschenden — dazu führen, der Selbsthilfe in Rechts-händeln Einhalt zu thun, allein leider machte mit der Festigung des Staates auch die Verknechtung des Volkes Fortschritte. Das durch die gesellschaftliche und staatliche Vorwärtsentwicklung bedingte Strafrecht des Staates war demnach nicht eine Frucht der Volkserkenntniß, nicht ein Ausfluß sittlicher Rechtsanschauung des Volkes, sondern das Product der Klasseninteressen der Herrschenden.

Die Herrschenden waren zugleich Schöpfer und Ausüßer des Strafrechts und hüteten sich wohl, dasselbe für sich selbst gelten zu lassen, wofür die ältere und neuere Geschichte so zahllose Beweise liefert, daß es genügen wird, ganz im Allgemeinen darauf hinzuweisen. Die modernen Staaten, welche sich vorzugsweise mit dem Ehrentitel „Rechts-“ oder „Verfassungsstaat“ schmücken, unterscheiden sich diesbezüglich nur dadurch

von der Mehrzahl ihrer Vorgänger, daß an die Stelle der einzelnen Fürsten, welche so sehr die Inhaber des Staates waren, daß einer von ihnen mit Recht sagen konnte: „der Staat, das bin ich“, die Besitzenden getreten sind, welche nunmehr allein oder in Gemeinschaft mit dem Fürsten sagen können: „der Staat, das sind wir“.

Daß die besitzenden Klassen instinktiv die Haltlosigkeit der Strafrechtstheorien, wie sie von gelehrten Juristen und Philosophen aufgestellt wurden, begriffen haben, beweist der Umstand, daß sie, zu einer gewissen Machtstellung im Staate gelangt, nicht bloß das Recht der Mitwirkung bei Schaffung der Strafgesetze, sondern auch die Theilnahme bei der Rechtsprechung selbst beanspruchten. Das Entstehen der Schwurgerichte ist ein Beweis für das Vorhandensein eines Kampfes zwischen Gesellschaft und Staatsgewalt um das Strafrecht, ein Beweis dafür, daß eine Gesellschaftsklasse, welche zum vollen Bewußtsein ihres Interesses und zu einer genügenden Machtstellung gekommen ist, immer danach streben wird, das Strafrecht selbst zu üben, anstatt es an sich vollziehen zu lassen.

Inwieweit ein auf solche Weise von einzelnen Personen oder Klassen geübtes Strafrecht sittliche Berechtigung hat, werden wir später untersuchen, hier genügen bereits diese flüchtigen Andeutungen, um festzustellen, daß das Strafrecht nicht als etwas Absolutes gedacht werden kann, sondern daß es lediglich der Inbegriff derjenigen Bestimmungen ist, welche die jeweiligen Inhaber der Staatsgewalt zunächst in ihrem, und dann im allgemeinen Interesse zu treffen für gut finden, um den Willen der einzelnen Staatsangehörigen unter ihren Sonderwillen zu beugen.

In Bezug auf die historische Entwicklung des deutschen Strafrechts kann man drei Hauptperioden unterscheiden: In der ersten wurden Vergehen gegen Eigenthum und Leben lediglich als eine Privatange-

legenheit zwischen dem Verletzten oder dessen Familie einerseits und dem Verletzenden andererseits angesehen. Als Sühne wurde dem Verbrecher lediglich eine Strafe an Geld oder Geldeswerth auferlegt, und dieser Gebrauch bestand sogar noch, als der Staat schon zu einiger Festigkeit gelangt und die Rechtsprechung durch Volksgerichte geregelt war. Wenn schon in ältester Zeit neben der Privatgenugthuung, welche der Schädiger dem Geschädigten zu gewähren hatte, auch eine Buße an den König oder sonstigen Herrn gezahlt werden mußte, so hatte dies wohl nicht die Bedeutung, daß man instinktiv fühlte, es sei mit dem fraglichen Verbrechen in die allgemeine Rechtsphäre eingegriffen worden, sondern die Herrschenden verstanden es damals schon, wie sie es zu allen Zeiten verstanden haben, bei jeder Gelegenheit einen Vortheil für sich abfallen zu machen. Nur Verbrechen gegen den Staat oder die Gemeinde wurden vom Herrscher oder dem Volksgerichte mit dem Tode bestraft, solche gegen die Kirche oder die guten Sitten fielen unter die kirchliche Gerichtsbarkeit, welche damals noch nicht die barbarische Tendenz der Inquisition angenommen hatte und milde Strafen verhängte. Man kannte in dieser ersten Periode Gefängnis- und Leibesstrafen für die Freien nicht. Unsere vielgerühmten Altvordern waren aber auch Sklavenhalter, und sie mögen gegen die Unfreien von den Leibes- und Todesstrafen den ausgiebigsten Gebrauch gemacht haben.

Mit dem Erstarken der Staatsgewalt, d. h. in dem Grade, als die Fürsten sich den Staat zu eigen machten, wurde das Strafrecht der Kirche und der Volksgemeinde, sowie die Selbsthilfe des Einzelnen nach und nach so beschränkt, daß schließlich die Fürsten und Herren durch sogenannte gelehrte Richter, die das römische Recht in Deutschland einbürgerten, das Strafrecht ganz allein übten.

Diese zweite Periode fand ihre deutlichste Kennzeichnung in dem im Jahre 1532

geschaffenen Reichsstrafgesetzbuch, welches unter dem Namen der Carolina eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Diese Carolina, welche übrigens zu ihrer Zeit ein Fortschritt gewesen sein mag, insofern durch sie eine gewisse Ordnung und ein gewisses Maß in die Henkerarbeit der „heiligen“ Justiz gebracht wurde, geht von der Annahme aus, daß man zur Verhütung von Verbrechen die Strafe möglichst abschreckend gestalten müsse; sie war demnach sehr freigebig mit grausamen Todesstrafen und kannte im Uebrigen nur Leibesstrafen, die an „Hals und Hand“, oder wenigstens an „Haut und Haar“ gingen, sowie Ehrenstrafen von möglichst drastischer Wirkung.

Die dritte Periode in der Entwicklung des Strafrechts umfaßt die neuere Zeit und charakterisirt sich durch Anwendung von Freiheitsstrafen an Stelle der Ehren-, Leibes- und Lebensstrafen. Wir haben es zwar erleben müssen, daß durch die Reichsgesetzgebung für deutsche Länder, in denen die Todesstrafe abgeschafft war, dieselbe wieder eingeführt worden ist, allein das geschah nur in Folge der Nachgiebigkeit, mit welcher die liberale Partei sich den Wünschen der reaktionären Regierungen unterordnete. Thatsächlich darf man die Todesstrafe als etwas Ueberwundenes ansehen, da sie so sehr gegen den Geist der Zeit ist, daß nur in seltenen Fällen die Todesurtheile zur Vollstreckung gelangen und in der Regel auf dem sogenannten Gnadenwege in lebenslängliches Gefängniß verwandelt werden. Wir dürfen also sagen, daß da, wo früher Richtschwert, Galgen und Rad die „gesellschaftliche Ordnung“ und die „Sicherheit des Staates“ aufrecht erhalten sollten, heute das Zuchthaus diese Wirkung üben soll; an Stelle von allerlei Verstümmelungen des menschlichen Körpers und der Prügel ist die Gefängnißstrafe getreten.

Wenden wir uns nach dieser flüchtigen Skizzirung der äußerlichen Erscheinungsform des Strafrechts zu seiner staatsrecht-

lichen und sittlichen Bedeutung. Es ist klar, daß jeder geordnete Staat, wenn er ein solcher bleiben soll, Anstalten treffen muß, um die einzelnen Glieder des Gemeinwesens zu veranlassen oder unter Umständen zu zwingen, sich der jeweilig herrschenden Anschauung über privates und öffentliches Recht zu fügen.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, wäre es der einfachste und natürlichste Weg, daß man alle Menschen gut, gebildet und zufrieden machte, daß man gesellschaftliche Zustände, nach welchen, wie z. B. heutigen Tages, der Kampf Aller gegen Alle in Permanenz erklärt ist, beseitigte und dafür solche einführte, durch welche die Interessen Aller in Harmonie gebracht würden.

Den größten Procentsatz aller Frevler gegen die herrschenden Rechtsanschauungen liefern die Diebe und Betrüger. Das ist an und für sich zum Verwundern, denn es giebt kein elenderes, mühsameres Geschäft als das dieser Leute. Sie sind aller Welt Feind, ewig verfolgt, bestraft, und dann verachtet; die kleinen Diebe und Betrüger werden nur höchst dürftig von ihrem Gewerbe genährt, sie bilden aber die überwiegende Mehrheit ihrer Art, während die großen Diebe, die allerdings öfters ungeheure Gewinne machen und dann sogar häufig zu Ehren kommen, an Zahl nur gering sind. Weil das so ist, kann es gar nicht angezweifelt werden, daß Diebe und Betrüger ihrem mühsamen Geschäft nur deshalb nachgehen, weil sie auf andere Weise einen zufriedenstellenden Erwerb nicht dauernd finden können, und es kann nicht bestritten werden, daß, wenn man diesen Leuten eine gute Erziehung und das Recht auf Arbeit zum Grundsatz der Gesellschaft erhöhe, die Diebe und Betrüger in ihrer ungeheuren Mehrheit ihr trauriges und so schlecht lohnendes Handwerk aufgeben würden.

Zahlreich, wenn auch minder als die Diebe, sind die Kaufbolde, Zänker, Verleumder und Beleidiger, und doch wäre

Nichts leichter als sie zu beseitigen: man brauchte nur für eine bessere Jugenderziehung zu sorgen, d. h. die Gesellschaft hätte zu erklären, daß, wenn zwar jeder Mann und jedes Weib das Recht und die Fähigkeit haben, sich zur Familie zu vereinigen, doch nicht alle Menschen auch die Fähigkeit haben, Kinder zu erziehen, weil dazu nicht bloß Zeit und Geld, sondern auch ein eingehendes Studium und eine ganz besondere Befähigung gehören. Hierauf könnten die Eltern aber nicht das Recht haben, die Erziehung der Kinder ausschließlich zu beanspruchen, denn auch die Gesellschaft und der Staat haben große Ansprüche an sie. Es müßte deshalb in allen Fällen, wo die Eltern sich für unvermögend in pekuniärer oder intellektueller Beziehung erklärten, ihre Kinder gut zu erziehen, oder wenn eine solche Wahrnehmung von Seiten der Behörden gemacht würde, der Staat für die Erziehung der Kinder eintreten. Ferner müßte die Volksschule verbessert und unentgeltlich gemacht werden.

Eine solche veränderte und verbesserte Art der Jugenderziehung würde in der Zahl der oben angedeuteten Vergehen und Verbrechen und in der Zahl noch vieler anderer eine ungeheure Verminderung herbeiführen, denn der weitaus größte Theil aller Gesetzesverletzungen hat seinen Grund in der Verwahrlosung der Kinder, in einer Verwahrlosung, die ihre Fortsetzung bei den reiferen Mädchen und Jünglingen findet.

Auch die politischen Vergehen und Verbrechen sind neuerdings sehr zahlreich geworden, und es wäre doch Nichts leichter, als sie zu verhüten. Man brauchte bloß von Seiten der Regierung, bez. der Gesetzgeber, die Leute reden und schreiben zu lassen, was sie Lust hätten. Das würde mannichfache Vortheile haben, hauptsächlich aber den, daß die Regierenden erführen, inwiefern das ganze Volk oder einzelne Theile desselben unzufrieden sind, und man könnte Verbesserungen eintreten

lassen, wodurch die Unzufriedenheit mit den öffentlichen Angelegenheiten und in Folge dessen auch die politischen Vergehen wesentlich verringert werden könnten. Die in gewissen Staaten so zahlreich gewordenen Verurtheilungen wegen Beleidigungen von Fürsten, Ministern und sonstigen Beamten bis zum Nachtwächter herab erzeugen natürlich Erbitterung und haben deshalb nicht nur keine Verminderung, sondern im Gegentheile eine Vermehrung der Beleidigungen zur natürlichen Folge. Um nach dieser Richtung hin eine Verminderung der Vergehen und noch mehr der Strafurtheile zu ermöglichen, brauchte man bloß gesetzlich die Möglichkeit, solche Strafankträge zu stellen, zu beseitigen. Das Beispiel gewisser Staaten beweist, daß die öffentliche Ordnung ohne Prozesse und harte Verurtheilungen wegen Beamtenbeleidigung ganz gut bestehen kann.

Mit kurzen Worten: Eine gute Strafrechtstheorie dürfte nicht bloß die Frage ins Auge fassen, warum und wie Störungen der öffentlichen Ordnung zu bestrafen sind, sondern müßte vor allen Dingen die Lösung der Frage herbeizuführen suchen, wie sie zu verhüten wären.

Das ist durchaus kein neuer Gedanke; Plato hat schon ausgesprochen, daß in einem wohlgeleiteten Staate Strafen gar nicht nöthig sein würden, und nach ihm haben die bedeutendsten Geister in Bezug auf die Frage des öffentlichen Rechts betont, daß es viel wichtiger und nutzbringender sei, dem Verbrechen vorzubeugen anstatt es zu bestrafen. Hier sei nur erwähnt, was J. Schöffe in „Gründung von Maryland“ Bd. 6 S. 191 sagt:

„Ich finde, daß das große Verderben der Staaten seine Urquelle in der heutigen Beziehung der Jugend hat, folglich in der Geistesblindheit und heillosen Befangenheit der Alten. Alle Gesetzgebungen sind eitel, wenn die, für welche sie aufgestellt sind, moralisch untauglich bleiben, sie zu begreifen und auszuüben. Die Solonen, Lykurge und Ruma's der Vorwelt und unserer Tage be-

gehen dadurch den ewigen Rechnungsfehler, daß sie Strafgesetze für Verbrecher erfinden, statt durch weise Stiftungen die Verbrechen selbst zu mindern. Sie arbeiten also mehr dem Hensler und Kerkermeister in die Hand, als für Zufriedenheit der Völker. Das ist das Unglück.

Es bietet sich hier eine recht hübsche Analogie zwischen Staat und menschlichen Körper, Strafrechtstheorie und medicinischer Wissenschaft. Ehe man die Anatomie des menschlichen Körpers, die Thätigkeit seiner Organe, die schädlichen Einflüsse, denen er unterworfen ist, kurz sein ganzes Wesen genau kannte, glaubte man Lebenselixire brauen oder wenigstens ein bestimmtes Universalmittel für jede Krankheit finden zu können, und die Aerzte meinten, Wunder etwas mit ihren Pflastern, Mixturen, Pulvern und Pillen zu wirken, während sie gar nicht selten den Körper damit gänzlich zu Grunde richteten.

So machten es die Staats-Heilkünstler auch, und so machen sie es wohl noch.

Da hat Einer seine Frau todtgeschlagen, weil er mit ihr in unglücklicher Ehe lebte, und es ist das gewiß eine Erscheinung gleich einer häßlichen Eiterbeule am Gesellschaftskörper, — rasch ein Pflaster her, dann sieht man Nichts mehr davon, und dem Mörder wird der Kopf abgeschlagen.

Hat man damit die unglücklichen Ehen beseitigt?

Da betrinkt sich Einer, fängt Streit mit einem Genossen an und schlägt ihm ein Auge aus dem Kopfe. Was sollte aus der Gesellschaft werden, wenn das allgemeine Sittē würde —, der Gesellschaftskörper würde an solcher Krankheit zu Grunde gehen — deshalb schnell eine Medizin: man stach in alter Zeit dem Uebelthäter die Augen aus, jetzt steckt man ihn auf lange Zeit in's Gefängniß.

Wird damit die Pest des Branntweintinkens und die Rohheit des Volkes beseitigt?

Da stiehlt Einer, weil er keine Arbeit finden konnte, oder weil er durch Krank-

heiten in seiner Familie in Noth gekommen ist, oder weil er in der Jugend schlecht erzogen wurde und Nichts gelernt hat. „Das heilige Eigenthum ist in Gefahr“, schreit die ganze „honette“ Gesellschaft, „der Dieb ist ein faules Glied am Gesellschaftskörper — wohl an, eine Amputation!“ Und man verurtheilt den Dieb auf etliche Jahre zu dem Elend und der Schmach der Strafnachenschaft.

Wird damit die Noth des Volkes, seine Armuth am Geist, die Unbehilflichkeit eines großen Theils seiner Glieder im Wettkampf des Lebens beseitigt?

Die neuere Heilwissenschaft verwirft die alten Mittel, aber sie unterstützt den Naturheilungsprozeß und verlangt vor allen Dingen zur Verhütung der Krankheiten ein naturgemäßes Leben, Reinlichkeit, gesunde Nahrung und Wohnung, Turnübungen und dergleichen.

Daran könnten sich die Regierenden und Gesetzgeber ein Beispiel nehmen. Denn der Gesellschaftskörper ist krank, todtkrank, und überall brechen an ihm alte Wunden auf; er ist bedeckt mit häßlichem Ausschlag, sein Blut ist ungesund, er ist durch und durch siech und elend, und was man Vergehen und Verbrechen nennt, das ist weiter Nichts als diese zu Tage tretende Säfteverderbniß des Gesellschaftskörpers.

Untersuchen wir nun, was die Staatsheilkünstler bis jetzt auf dem Gebiete des Strafrechts gethan haben, um diesen kranken gesellschaftlichen Organismus gesund zu machen.

Alle älteren und neueren Strafgesetze gründeten und gründen sich auf das absolute Strafrecht, d. h. auf diejenige Theorie, nach welcher die Strafe lediglich ein Uebel ist, welches dem Verbrecher als eine nothwendige Folge seiner That treffen muß. Hiernach ist das Strafübel Selbstzweck und charakterisirt sich als ein Akt der Wiedervergeltung, oder, wie behauptet worden ist, der Gerechtigkeit. Der Verbrecher soll nämlich durch seine That für sich selbst ein Gesetz aufgestellt haben, und

steht insbesondere die Pflicht desselben gegenüber, dafür zu sorgen, daß es dem Einzelnen möglich gemacht wird, dem allgemeinen Rechte gemäß zu handeln. Der Staat muß demnach für eine bis zu einem gewissen Grade gleichmäßige Geistes- und Herzensbildung jedes seiner Angehörigen sorgen, denn sonst würde das für Alle gleiche Strafgesetz die Ungebildeten und Verwahrlosten viel härter treffen als die Gebildeten und Wohlerzogenen; er muß jedem Einzelnen die Möglichkeit einer menschenwürdigen Existenz garantiren, denn sonst würden die durch Noth und Elend Verkommenen, die Hungerigen nicht mehr dem Gesetze gemäß leben können, da die Noth selbst Eisen bricht und Hunger wehthut; der Staat muß vor allen Dingen durch seine Beamten die Gesetze selbst heilig halten lassen, denn sonst würden sich ja gerade selbst die Edelsten und Besten des Volkes gegen die bestehende Ordnung der Dinge auflehnen. Daß dies richtig ist, weiß man in maßgebenden Kreisen recht wohl, nur hütet man sich die Consequenzen zu ziehen. In einer Schrift des Polizeieinspektors der Stadtvogtei zu Berlin, „Das Gefängnißwesen in Preußen“ von G. N. von Hülsen, lesen wir auf Seite 8:

„Neun Zehntel der Eingelieferten sind aufgewachsen den Thieren gleich“, und der Strafanstaltsdirektor Krohne sagte nach den Berichten der Zeitungen in einem zu Kiel gehaltenen Vortrage:

„Unwissenheit, materielle Noth, verwaarloste Erziehung und der Mangel eines sittlichen Haltes im Kreise der Familie sind die natürlichen Ursachen des Verbrechens. Dafür aber seien unsere socialen Zustände verantwortlich zu machen; es ist statistisch erwiesen, daß die Provinzen mit armen und unwissenden Einwohnern mehr Verbrecher liefern, als die besser gestellten; am günstigsten sei es mit der Rheinprovinz und Schleswig-Holstein bestellt“.

Der Generalinspektor des Sanitätsdienstes der französischen Gefängnisse,

Ferrus, sagt in seiner Schrift über das Gefängnißwesen (deutsch: Ratibor, bei Jacobsohn) auf Seite 157:

„Denn oft, in der That, muß man die Verderbtheit der Menschen nicht bloß aus ihren Instinkten, sondern auch aus ihren Lebensverhältnissen herleiten. Gäbe es durch Arbeiterassociationen oder geschickte Regierungsmaßregeln einen Schutz gegen die Störungen des Erwerbes und gegen Arbeitslosigkeit, so Mancher würde nicht in gefährlichen Ausschweifungen ein momentanes Vergessen seiner Entbehrungen suchen, und das Gefängniß sich minder häufig aus der Werkstatt rekrutiren“.

Wenn der Staat nun ungeachtet der Erkenntniß von der Nichtsnutzigkeit unsrer socialen Verhältnisse seine Verpflichtungen gegen die vernachlässigten und unglücklichen Volksklassen nicht erfüllt, so kann er zwar, wie die Thatfachen zeigen, wegen der Verletzung seiner Gesetze wohl Strafen auferlegen, aber er übt damit kein Strafrecht mehr, sondern lediglich Strafgewalt, der es durchaus an der innern sittlichen Berechtigung fehlt. Die sittliche Aufgabe des Staates besteht darin, die Kleinen vor den Großen, die Schwachen vor den Mächtigen zu schützen, aber wie wenig Mühe giebt man sich, diese Aufgabe zu lösen! Das Höchste, wozu man sich bisher aufgeschwungen hat, ist die Forderung der Gleichheit vor dem Gesetze, allein dieselbe ist, wenn man auch Beamtenwillkür und Ausnahmegesetze ganz außer Betracht läßt, schon wegen der herrschenden Ungleichheit des Besitzes an intellectuellen und materiellen Gütern eine leere Phrase. Dagegen bevorzugt die Gesetzgebung die herrschenden Klassen in ausgiebigster Weise. Adam Smith sagt:

„Die bürgerliche Regierung, soweit dieselbe für die Sicherheit des Eigenthums eingerichtet ist, ist in der That nur für die Vertheidigung der Reichen gegen die Armen oder für die Vertheidigung Derjenigen, die etwas besitzen, gegen Diejenigen, welche nichts haben, eingerichtet“.

Nun ist aber die „bürgerliche Regie-

zung" so gut wie jede andere, nicht blos für die Vertheidigung des Eigenthums, sondern für die Vertheidigung bestehender Vorrechte überhaupt eingerichtet.

Die Vorbedingungen, welche für die sittliche Berechtigung des staatlichen Strafrechts oben aufgestellt sind, lassen sich allerdings nicht leicht und jedenfalls nicht durch den einfachen guten Willen der Regierenden oder auch eines Theiles der Regierten erfüllen. Es gehört dazu der gute Wille und die gereifte Erkenntniß der großen Majorität des gesammten Volkes und daneben wohl auch noch eine lange Reihe von Jahren, um Schritt für Schritt alle Krebschäden der vielhundertjährigen gesellschaftlichen Unordnung von Grund aus zu heilen. Mittlerweile kann aber der Staat nicht ohne die nur durch Strafen mögliche Aufrechterhaltung seiner Gesetze existiren, woraus hervorgeht, daß er sich in einer Nothlage, gegenüber den Verbrechern im Zustande der Nothwehr, befindet, und sowenig auch immer seine Strafgewalt eine innere sittliche Berechtigung haben mag, man kann seine Gewalt-handlungen bei Ausübung des Strafrechts nicht als unsittliche bezeichnen.

Aber der Staat soll sich auf die Nothwehr beschränken, denn jedes Verbrechen ist eine Anklage wider ihn selbst; alle Verbrechen wären unmöglich, wenn Staat und Gesellschaft vollkommen organisiert wären, der Staat darf also nicht Wiedervergeltung üben.

Man könnte sich zur Begründung dieser Forderung auf die Lehren des Christenthums berufen, und die Vertheidiger des heutigen Staates müßten das gelten lassen, denn ihr Staat nennt sich ja ein christlicher, — allein wer glaubt denn noch ernstlich an die praktische Wirksamkeit religiöser Lehren? „Versuche doch einmal Einer“, sagt Carl Vogt, „unsere Grundsätze vom Besitze und dem Eigenthum mit der Apostelgeschichte, unsere Strafgesetze mit dem neuen oder alten Testamente, unsere Handels- und Finanzverhältnisse mit den An-

schauungen der Glaubensbücher von Zinsen und Kapital in Einklang zu bringen! Vergebene Mühe! Der Riß ist da, er klappt so weit als möglich“.

Seitdem das Christenthum zu wirklicher Herrschaft gekommen ist, scheint es ja fast, als wenn seine Lehren nur dazu da wären, nicht befolgt zu werden.

Die Socialwissenschaft, und insbesondere die kühne Consequenz des Socialismus, haben die Organisation des gesellschaftlichen Organismus blosgelegt. Wir kennen das gleichsam mechanische Funktioniren seiner einzelnen Theile, wir sehen, daß Ursachen und Wirkungen immer auf gesellschaftlichen Zusammenhängen beruhen und die Individuen wie Sachen in dem allgemeinen Getriebe hin und wieder geschoben werden. Kein Mensch, und dünke er sich noch so groß, willensstark und weise, nimmt lediglich durch seinen Willen in der Weise am gesellschaftlichen Leben Theil, als es thatsächlich geschieht. Es giebt für Niemand innerhalb unserer gesellschaftlichen Zustände freien Willen.

Ach, wenn unsere Richter, die sich so gern mit dem Nimbus unnahbarer Erhabenheit umgeben und die in der That so manchem armen Sünder, der von ihnen sein Urtheil erwartet, außerordentlich imponiren mögen, doch manchmal ihr Herz prüfen wollten, unparteiisch und streng!

Wenn Ihr aufgewachsen wäret, wenn Ihr in Lebenslagen gewesen wäret wie die Verbrecher, die Ihr nach dem todtten Buchstaben des Gesetzes zu verurtheilen habt, ehrlich gesprochen, wäret Ihr nicht vielleicht ebenso gestraucht wie sie? —

Die Verbrecher sind nicht Feinde, die man hassen, die man strafen darf, sondern Unglückliche, denen man helfen muß, an denen man in der Regel Unrecht gut zu machen hat, das ihnen vordem durch die Mangelhaftigkeit der heutigen Gesellschaftsordnung zugefügt worden ist.

Nach dem Gesagten wäre es also die hauptsächlichste Aufgabe des Staates, durch

unablässig fortschreitende Verbesserung der Volkserziehung, durch Steigerung des materiellen Wohlbefindens der Volksmassen und durch Abwendung von Unzufriedenheit über die öffentlichen Zustände Vergehen und Verbrechen zu verhüten. Durch geeignete Maßregeln nach dieser Richtung hin würde man sich dem idealen Staate nähern, von dem Plato — und die heutigen Socialisten sagen, daß er keiner Strafen mehr bedürfe.

Inzwischen hätte der Staat die Wiedervergeltungstheorie aus seinem Strafrecht — insofern von einem solchen dann überhaupt noch die Rede sein könnte — unbedingt zu entfernen und sich dem Verbrecher gegenüber lediglich auf die unumgängliche Nothwehr zu beschränken, auch die Besserung der Gesetzverlezer mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln anzustreben.

Daß damit die Todesstrafe und lebenslängliches oder langjähriges Gefängniß in Wegfall kommen müßten, versteht sich von selbst. Dies gebietet übrigens nicht bloß der Umstand, daß das absolute Strafrecht eine mehr als mangelhafte Begründung hat, sondern die Humanität und einfache Klugheit, denn sehr lange Freiheitsstrafen schaden viel mehr, als sie nützen, indem sie den Sträfling an Geist und Körper erschaffen, also zu einem mehr oder weniger unnützen Gliede der Gesellschaft machen.

Ueber die Verwerflichkeit der Todesstrafe soll hier kein Wort verloren werden, sie ist gerichtet. Aber begreift man denn von Seiten unserer Gesetzgeber, was es heißt, einen Menschen lebenslänglich oder auf zehn oder zwanzig Jahre ins Gefängniß zu sperren? Es ist sehr zu bezweifeln, denn sonst würden unsere Strafgesetze weniger draconisch sein. Was ist dagegen die grausamste mittelalterliche Folter, die doch nur einige Stunden oder Tage andauerte, was eine Hinrichtung, die das armselige Leben in wenigen Minuten endet! Wenn doch recht viele Menschen, und insbesondere unsere unermüdblichen Gesetz-

macher, nur einige Wochen im Gefängniß zubringen würden, damit sie erkennen lernen, wie schwer die heutige Strafnachschickung drückt!

Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr verrinnen dem Strafnachschickten in ewigem, bleiern auf ihm lastendem Einerlei, und gleich dem gefesselten Prometheus erneuert sich ihm fort und fort die tägliche Dual. Er, der Mensch, ist zum Thier herabgewürdigt, man füttert ihn und gönnt ihm nothdürftige Ruhe, damit er sein Arbeitspensum vollenden kann; er hat keinen eigenen Willen, stummer, passiver Gehorsam ist ihm höchste Pflicht; keine, keine Freude giebt es für ihn jahraus, jahrein! Und selbst dann, wenn für den Strafnachschickten irgend ein Ereigniß eintritt, das dem freien Menschen ungetrübte Freude bereiten würde, wird diese Freude ihm zur Dual gemacht. Ein Besuch, eine Botschaft von seinen Lieben, erinnern ihn schmerzlich daran, daß er von ihnen auf lange Zeit oder für immer getrennt ist, ja, selbst der freundliche Sonnenstrahl, der heitere Himmel, die laue Luft des Frühlings bereiten ihn Dual, denn sie erwecken in ihm eine heftige Sehnsucht nach der Freiheit, die unbefriedigt bleibt.

Ach, welch' armselige Humanität ist das, die mit großen Worten gegen die Todesstrafe loszieht, und kalten Herzens Menschen zu der Entwürdigung und den Dualen einer langjährigen oder lebenslänglichen Strafnachschickung verurtheilen läßt!

Es soll mit alledem nicht eine gedankenlose, schwächliche Gefühlschwärmerei befürwortet werden. Die Nothwehr, welche, wie wir anerkannt haben, der Staat zur Zeit gegen gewisse Kategorien von Individuen üben muß, kann in der Hauptsache nur in zeitweiser und eventuell wiederholter Unschädlichmachung der Gesetzverlezer, also in Freiheitsberaubung bestehen, und wenn wir dem zustimmen, so ist klar, daß wir durchaus nichts Unerhörtes verlangen, so grundverschieden unsere Auffassung des Strafrechts von der land-

läufigen ist. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß wir die Strafe, um bei dem gebräuchlichen, wenn auch mit Unrecht angewandten Worte zu bleiben, auf das geringste, durch die Nothwendigkeit bedingte Maß eingeschränkt wissen wollen, während die jetzige Praxis, indem sie nicht nach dieser Nothwendigkeit fragt, sondern die Strafe um ihrer selbstwillen über den Verbrecher verhängt, weit über das Ziel hinausgreift.

Es kommen unendlich viele Fälle vor, wo jeder vernünftige Mensch einsteht, daß der Gesetzesverlezer — an und für sich ein braver, harmloser, gutgearteter Mensch — bei seinem Fehltritt lediglich aus Gesetzesunkenntniß, Leichtfinn, zeitweiser Gedankenlosigkeit, Anreizung oder in Folge von Zufälligkeiten sehr mannichfacher Art gehandelt hat. Vom Standpunkt der Nothwehr ist die Bestrafung eines Solchen vollkommen überflüssig, denn man könnte Hundert gegen Eins wetten, derselbe werde nie wieder vom rechten Wege abkommen; die über ihn verhängte Untersuchung, eine vielleicht dabei erduldeten Haft, die nachdrückliche Erklärung von Seiten der Richter, daß er diesmal zwar mit einem Verweise davon komme, bei Wiederholung seines ungeseligen Gebahrens aber volle Strenge der Strafe zu erwarten habe, würden vollkommen genügen, ihn zu den solidesten Staatsbürger zu machen. Daneben könnte, wenn nöthig, auf eine gewisse Polizeiüberwachung erkannt, oder das Individuum mit Hilfe der Behörden in eine angemessene Lebenslage gebracht werden, um eine Erneuerung der Vergehen, zu welchem Neigung vorhanden zu sein scheint, zu verhindern.

Es kann auch geschehen, daß das sittliche Recht, wie es zu einer gegebenen Zeit vom Volke gefühlt wird, sich einfach in einem unlöslichen Konflikt mit dem geschriebenen Rechte befindet. Man denke hier z. B. an Fälle, wo eine Mutter in der Verzweiflung der Noth sich und ihr Kind tödten will, das Kind kommt

dabei um, die Mutter wird gerettet, oder wo der Druck von Beamtenwillkür bis zur Unerträglichkeit sich steigert und eine nach dem geschriebenen Recht strafbare That erzeugt. In solchem Falle muß Strafrecht und Strafgesetz Freisprechung des Angeklagten ermöglichen. Der berühmte Strafrechtslehrer Franz von Holtendorff sagte gelegentlich einer Besprechung des Prozesses der Wjera Saffulitsch in der „Gegenwart“, daß, sowie

— die Wissenschaft den Grenzpunkt zwischen Zurechnungsfähigkeit und seelischen Kranksein nicht bestimmen könne, so vermöge sie es auch nicht, jenen Punkt zu bezeichnen, „wo dem Rechtsgefühl über die verbrecherische Form der That der sittliche Inhalt des Willens so sehr zu überwiegen scheint, daß nicht sowohl das Recht, als die Pflicht der Gnade durch das Volksrechtsbewußtsein angerufen werden muß. Nicht der Jurist, sondern nur der Dichter der Tragödie kann dieses Problem lösen. Je größer der Abstand ist zwischen formalem Gesetzesrecht und der moralischen Empfindungsweise im Volke, desto stärker wird auch das Widerstreben der Schwurgerichte sein, sich einfach zu einem Instrumente der lediglich juristischen Anschauungsweise darzuleihen“.

Holtendorff spricht ferner die Meinung aus, daß die Freisprechung der Saffulitsch ein keineswegs ungünstiges Zeichen sei für die Lebenskraft des russischen Volkscharakters.

„Wäre“, sagt er, „das Schwurgericht in einem kranken Staatswesen so weit herabgesunken, daß es mit der mechanischen Sicherheit eines Militärgerichtshofes arbeitete, unberührt von dem Windzuge sittlicher Bestrebungen, nur die juristischen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen vermöchte und in byzantinischer Regelmäßigkeit die Paragraphen eines Gesetzbuches verwirklichte, so würde eine solche Erscheinung, die den jeweiligen Machthaber über das öffentliche Leben in einen gefährlichen Irrthum verfehen müßte, weitaus bedenklicher sein als jene Freisprechung, in der ein ganzes Regierungssystem verurtheilt wurde“.

In andern Fällen wird es sich erweisen, daß der Gesetzesverlezer zwar mit

dem zur Bestrafung vorliegenden Vergehen einen nach der landläufigen Justizpraxis scheinbar nur geringen Verstoß gegen die Rechtsordnung begangen hat, daß seine Handlung aber nichts destoweniger einer ganz gemeinen Gefinnung, einem durch und durch bössartigem Gemüthe entsprungen ist, um dessen gründliche Besserung es sich handelt, wenn Gesellschaft und Staat nicht fortwährenden Gefahren ausgesetzt sein sollen. Hier wäre es dann am Platze, eine längere Haft zu verhängen, um das Besserungswerk mit Erfolg vollbringen zu können. Ganz dasselbe Verhältniß würde obwalten bei scheinbar unverbesserlichen Individuen.

Es ist in neuerer Zeit von wohlwollenden und verständigen Strafvollzugsbeamten ein Wort von außerordentlicher Bedeutung und Tragweite ausgesprochen worden: Individualisierung des Strafvollzugs. Alle Ehre den Männern, welche im Sinne dieses Wortes eine wahrhaft humane That anstrebten, aber leider kämpfen sie mit ungeheueren Schwierigkeiten, wie wir später nachweisen werden, wenn wir vom Strafvollzug handeln; hier sei nur, in Anschluß an die oben aufgeführten Beispiele darauf aufmerksam gemacht, daß das Individualisiren schon bei der Rechtsprechung anfangen, also durch das Strafgesetzbuch und das Strafverfahren gesichert werden muß.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die neuere Strafgesetzgebung einen Anlauf in dieser Richtung hin gemacht hat, allein die herrschende Strafrechtstheorie hat diese Reime einer besseren Erkenntniß nur zu höchst unvollkommener Entwicklung ge-
deihen lassen, und deshalb handelt es sich

vor allen Dingen um die gänzliche Beseitigung der absoluten Strafrechtstheorie aus unseren Strafgesetzen, denn dieselbe kann nicht bestehen vor dem Richterstuhle strenger Gerechtigkeit und vor der entwickelten Socialwissenschaft der neuen Zeit, die ihre hellen Strahlen in das bisher dunkle Wirrniß des Gesellschaftslebens geworfen und den Wahlspruch aufgestellt hat: Alles begreifen — heißt Alles verzeihen.

Eine so milde und gerechte Auffassung des staatlichen Strafrechts würde zugleich eine Gefahr mindern, die mit seiner Ausübung verbunden ist: die Gefahr des Irrthums.

Im heutigen Rechtsleben scheint man sich freilich darüber keine großen Sorgen zu machen; es wird Jemand in Untersuchung genommen, verurtheilt, eingesperrt, und wenn sich später herausstellt, daß die Justiz sich geirrt hat, so bitten ihre Vertreter den mißhandelten Staatsbürger noch nicht einmal um Entschuldigun, geschweige denn, daß man ihn von Staatswegen für die ausgestandenen Leiden und gehabtten Verluste entschädigte. Es scheint fast, als ob die Justiz sich schämte, einzugesehen, daß sie menschlichem Irrthum unterworfen ist. Oder glaubt sie in der That an ihre Unfehlbarkeit? Wie dem auch sein mag, das Recht der Gesellschaft gegenüber der Gewalt des Staates muß hier energisch gewahrt, es muß endlich durchgesetzt werden, daß der Letztere sich verpflichtet, das von seiner Justiz angerichtete Unheil durch angemessene Entschädigung der Benachtheiligten, soweit dies möglich ist, wieder gut zu machen.

N. N.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweizerische Reformtheologie und die sociale Frage.

(Schluß.)

Herr Rambli macht uns nun mit dem christlichen Gottesglauben nach seiner sozialen Bedeutung bekannt. Als erste, grundlegende, gewaltigste soziale Idee des Neuen Testaments, führt er aus, „nennen wir den christlichen Gottesbegriff, die Erfassung Gottes als Geist, als Vater, als die Liebe.“ Ihm selbst ist Gott der absolute Geist, und gerade darum nennt er ihn „unsern Vater, die Liebe.“ „Der Schwerpunkt des christlichen Gottesglauben liegt im Erfassen der Welt als einer Einheit, und zwar nicht als einer großen unbefleckten Maschine, in welcher der Menschengeist in seiner Endlichkeit und Beschränktheit das einzige zwecksetzende Bewußtsein wäre, sondern als eines lebendigen von Einem Gedanken und Willen durchdrungenen Organismus.“ Der Verfasser ist sich „klar bewußt“, daß er „eine erst aus dem Boden der modernen Weltanschauung erwachsene Ueberzeugung“ ausdrückt, indem er in die nähere Ausführung der Gottesidee eintritt und sich zu dem Glauben bekennt: es ist Ein Geist, der in der Natur und in der Geisterwelt waltet und der beide für einander schafft und auf einander berechnet; es ist Ein Gott, der Gott der Liebe, der die Welt im großen Ganzen und das Schicksal jedes Einzelnen lenkt, nichts geschieht von ungefähr, alles durch seinen Willen, aber seine Liebe ist nicht Laune und Willkür, er bleibt sich ewig gleich; gut und vernünftig und darum möglich ist nur das Eine, was geschieht, aber diese göttliche Nothwendigkeit ist Eins mit der göttlichen Liebe, ja noch mehr, der Gott, der über allen meinen Kräften thront, er wohnt als Vernunft, Gewissen und Liebe auch in meinem Herzen, nicht von außen, von innen leitet und regiert er mich; nicht früher einmal in irgend einem Zeitpunkt der Vergangenheit hat er die Welt und mein Schicksal vorausbestimmt, sein Wirken ist ein ewiges, das jeden Augenblick Alles schafft, nichts geschieht ohne Gott, es gibt keine Kraft außer der seinigen. Wenn es aber auch

vielfach moderne Ideen sind, welche diesen Gottesglauben in uns gestalteten, so sind wir uns doch klar bewußt, daß wir damit durchaus auf dem Boden des Christenthums Christi stehen, daß diese speziellere Gestaltung unseres Gottesglaubens nur eine der Jetztzeit entsprechende, allerdings der Umgestaltung und Weiterbildung bedürftige, aber auch fähige Ausführung der neuteamentlichen Ideen: „Gott der Geist, der Vater, die Liebe“ ist, und daß diese Ideen von so uner schöplicher Tiefe sind, daß alle kommenden Jahrhunderte über ihren Wahrheitsgehalt nicht hinauskommen werden, ob sie ihn auch in ganz neue Formen und Begriffe fassen mögen.“

Das letztere glauben wir schon, denn der Kreis dieser Gottesanschauung ist wahrlich weit genug, alle denkbaren Gottesbegriffe aufzunehmen.

Halten wir fest daran, daß der Gottesglaube des Herrn Rambli zwar im Christenthum Christi wurzelt, er spricht aber eine erst aus dem Boden der modernen Weltanschauung erwachsene Ueberzeugung aus, seine Ideen sind „vielfach moderne“, seine „speziellere Gestaltung“ nur eine der Jetztzeit entsprechende.“ Herr Rambli gibt also aus der urchristlichen Gottesanschauung die Gottheit nicht wie sie war, sondern wie sie sich in seinem und den Köpfen einer Anzahl ihm verwandter Männer in neuerer Zeit gestaltet hat.

Ein Versuch, sich über diese Göttlichkeit klar zu werden, ist ungemein schwierig; sie leidet an großer Unklarheit. Da thront eine Gottheit über allen Kräften des Herrn Rambli, zugleich wohnt sie als Vernunft, Gewissen, Liebe auch in seinem Herzen und leitet ihn von innen. Wo thront diese Gottheit? gibt es einen Himmel, eine himmlische Seligkeit? Herr Rambli bezeichnet den „Glauben an ein ewiges Leben“ als eine Eigenthümlichkeit des Christenthums, ohne selbst dazu klare Stellung zu nehmen. Er spricht von einer göttlichen Nothwendigkeit, die Eins sei mit der göttlichen Liebe. Versuchen wir

es, uns andernwärts Aufklärung zu verschaffen. „Bei Gott“, so heißt es in einem folgenden Abschnitte, „ist keine Willkür, bei ihm sind Können und Wollen eins, Alles was geschieht, geschieht mit innerer Nothwendigkeit, es könnte nicht ebenso gut auch nur im Allerkleinsten etwas Anderes geschehen, es gibt nur Eine Vernunft und darum auch nur Eine Möglichkeit.“

Welches ist nun die Gottheit des Verfassers? Ist ihm die „innere Nothwendigkeit“ das höchste Weltgesetz? Doch spricht er wieder von einer Schicksalsgottheit. „Aus dem christlichen Glauben fließt die Ueberzeugung: des Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand. Diese Ueberzeugung neu zu beleben, ist eine Hauptaufgabe gerade um der Wirkung willen, die sie auf die sozialen Kämpfe übt.“ An anderer Stelle sagt Herr Ramsli: „Bleiben wir prüfend stehen beim Glauben an eine göttliche Ordnung und Leitung der Welt. Wenn wir diese Anschauung reinigen von den Irrthümern einer göttlichen Willkür und eines den Naturzusammenhang durchbrechenden Wunderthums, wenn wir an einen Gott glauben, der auch in uns lebt und hier auf Erden wirkt durch Menschenkräfte, sämlich dann können wir müßig die Hände in den Schooß legen, dann wissen wir; Gott hilft nur denen, die sich selber helfen, er hilft auch den unterdrückten und nothleidenden Brüdern nicht anders als durch uns. Welch' ernste Pflicht, Welch' gewaltige Verantwortlichkeit wälzt dies Bewußtsein auf unser Gewissen, wie treibt es uns, unablässig zu wirken für unsere und unserer Brüder Erlösung von Noth und Schuld; aber wie freudig keimte uns auch das Bewußtsein, an diesem Werke zu wirken, nicht auf eigene Faust, sondern als Gottes berufene Mitarbeiter. Nun erst findet jedes menschliche Leid ein Echo in unserer Brust, nun erst wirken wir ohne Rast, aber auch ohne Hast, am Werke der Weltüberwindung, der Weltverklärung nach Jesu Vorbild.“

Es hält wirklich schwer, sich in den labyrinthischen Wendungen dieses göttlichen Anachronismus zurechtzufinden. Glaubt man an eine weise Weltregierung, die alle Dinge nach wohlwogendem Plane einem guten Ende entgegenführt, denn legt man allerdings die Hände ruhig in den Schooß und läßt die Dinge eben gehen, wie Gott es will! Wie man beim Glauben an die Schicksalsgottheit zugleich zu rühriger Thä-

tigkeit gelangen soll, das ist uns geradezu unbegreiflich.

Herrscht nun in der Welt die Nothwendigkeit oder ein Schicksal, oder entspringt das Eine dem Andern, das Schicksal der Nothwendigkeit? Welches sind die Ziele, denen die Menschheit von dieser Gottheit entgegengeführt wird? Wir suchen vergeblich nach einer klaren Antwort auf diese Fragen, dagegen finden wir eine ängstliche Unterscheidung zwischen denen, die den Schicksalsglauben theilen und Denjenigen, die ihn nicht anerkennen.

„Wenn etwas, so vermag dieser Glaube den leidenschaftlichen Haß, die maßlose Erbitterung, womit jetzt die sozialen Kämpfe geführt werden, niederzuschlagen und eine ruhige Verständigung anzubahnen. Wem die Welt nur als ein Werk des Zufalls und das Menschen-schicksal als das Resultat natürlicher Ereignisse und der Wirkung menschlicher Leidenschaften erscheint, der verrennt sich fast unwillkürlich in jene heutzutage so weit verbreitete Weltanschauung, die alle Ungleichheiten in der Welt und alles Uebel, das auf dem Einzelnen lastet, nur der Ungerechtigkeit, List und Gewaltthätigkeit der bevorzugten Stände, dem bösen Willen der Besitzenden und Regierenden zuschreibt und sich daher in wildem Grimm gegen sie erzürnt, zugleich aber den Stachel des Leidens doppelt tief in die eigene Brust drückt, weil nun jedes Unglück noch obendrein als ein Unrecht empfunden wird. Wo es fehlt am christlichen Schicksalsglauben, da wird auch das so begreifliche Emporstreben der unteren Klassen nicht verstanden, sondern jeder Versuch einer sozialen Umgestaltung nur als Anstürmen wider Gottes Ordnung als bloße Fleischeslust und hier nach fremdem Gut tagirt und darum auch der berechtigtesten Forderung schuld entgegengetreten. Nur dann lernen wir in die Zeit uns schiden und mitten in den herben Leiden ihrer Kämpfe die Ruhe der Seele bewahren, wenn wir am christlichen Schicksalsglauben festhalten. Wir werden dabei uns nicht einbilden: sobald es Gott darum wäre, sobald er nur ernstlich wollte, könnte er auch den ganzen Lauf der Welt ändern, auch unser Schicksal umgestalten, den Armen reich, den Niedrigen angesehen, den Kranken gesund machen, den Sterbenden am Leben erhalten. Wer solch' willkürliches Walten Gottes für möglich hält, wer noch im Wunderaberglauben befangen ist, dem bleibt immer die Frage als bitterer Stachel im

Herzen zurück: Wenn Gott es anders hätte machen können, wenn er diese Schmerzen uns hätte ersparen können, warum hat er's denn nicht gethan?" Nur derjenige, meint Herr Rambli auch, könne mit klarem Bewußtsein und freudiger Begeisterung eingreifen in's praktische, sittliche und soziale Leben, der an eine sittliche Weltordnung und einen vernünftigen Weltplan glaube. Wer es ohne diesen Glauben thue, nun der thue es eben nur „vermöge der glücklichen Zufolge, wonach die Praxis nie ganz nach der Einseitigkeit der Theorie sich gestaltet.“ Da wird doch alle Logik auf den Kopf gestellt! Doch wir wollen weiter gehen; die Frage nach der räthselhaften Gottheit und ihrem Weltplan wird nirgends beantwortet, dagegen ihr Walten noch ausdrücklich konstatirt. „Denn geben wir uns doch ehrlich darüber Rechenschaft“, ruft Herr Rambli mit Lange aus, „wenn der Mensch nur sich selbst bewegende Materie wäre, woher sollte ihm der Anstoß zu sittlicher Thätigkeit kommen? Was soll die Materie reizen, nicht Materie bleiben zu wollen? Was soll den Menschen veranlassen, sich aus der rohen Naturbestimmtheit, in der er sich vorfindet, zum Geist, zu freier Vernünftigkeit zu erheben? Wenn es nur Materie gibt, wie soll der Mensch zu der sittlichen Idee seines Wesens gelangen, durch welche er sein individuelles Sein und vollends das seiner Nebenmenschen bestimmt und umwandelt? Was die wissenschaftlichen Vertreter des Materialismus selbst als das Höchste und Edelste des Menschen anerkennen, Selbstverleugnung, Hingebung, aufopfernde Liebe, ist auf Grund ihrer Doktrin rein unerklärlich, die vielmehr nur die Selbstsucht übrig läßt.“

Hiernach müßte die Gottheit gewissermaßen die höhere Weisheit in der Welt repräsentiren, von ihr unabhängig sein. Oder sollte sie einen Bestandtheil der Welt, jener Materie bilden, welcher auch der Mensch angehört? — Nun, wenn Gott und Mensch der gleichen Materie angehören, dann sind sie auch mit Nothwendigkeit identisch, dann fallen Gott und Menschen zusammen, und dann entwickelt die Materie sich mit Nothwendigkeit vermöge der ihr innewohnenden Kraft von selbst und erhält aus sich heraus den Anstoß zu jener Herrn Rambli räthselhaften Sittlichkeit.

Oder sollte Herr Rambli im Ernste an eine Gottheit glauben, die getrennt von

der die Welt bildenden Materie waltet und die Materie, die uns in menschlicher Form begegnet, absichtlich — eine grausame Spielerei — in die Kategorie der Heerden-thiere versetzt, um sie unter unfählichem Leid einer höheren Entwicklungsstufe entgegenzuführen? — Die Definition, welche er von seiner Gottheit gibt, gestattet eine solche Annahme und widerspricht ihr auch in gleichem Athem!

Herr Rambli hat sich, wie er selbst zugestehet, seinen Gott selbst gestaltet; es kann dabei gleichgültig sein, ob die Menschen zur Zeit der Geburt des Christenthums sich ähnliche Gottheiten gebildet. Sollte nun Herr Rambli diese Fähigkeit, Götter zu bilden, nicht auch den ersten, wie überhaupt allen Menschen einräumen? Thut er es, dann muß er auch anerkennen, daß von Anbeginn die Gottheit an die Menschheit und nicht diese an die Gottheit geknüpft war und die menschliche Entwicklung mit der Gottheit eigentlich gar nichts zu thun hat. Erinnert Herr Rambli sich des Untergangs der göttlichen Gesetzgebung im altjüdischen Staate, der Abhängigkeit des Christenthums von der herrschenden Interessenwirthschaft, dann wird er auch zugeben müssen, daß die Menschheit sich stets mächtiger als die Gottheit gezeigt und diese ganz ihren eigenen wechselvollen Lebenserscheinungen angepaßt hat.

Wer nun der Materie den ersten Anstoß zu sittlicher Thätigkeit gab? Sollte Herr Rambli jene mächtigen Faktoren nicht kennen, welche die Entwicklung der Menschheit auch heute noch bestimmen, die Noth und das Bedürfniß?! Viele Jahrhunderte vor dem Auftauchen des Christenthums führte das Bedürfniß zur Gründung der ersten Gesellschaftsverbände, und in ihnen erhielt die Materie den ersten Anstoß zu sittlicher Thätigkeit, soweit sie nicht schon im Thierleben, in der hingebenden Kindes- und Gattenliebe u. s. w. vorhanden war. Mit dem ersten Gesellschaftsverbände begann der Kampf gegen die menschliche Selbstsucht. Wo es Starke und Schwache gab, da war auch ein ungleicher Genuß jener Annehmlichkeiten vorhanden, welche die Gesellschaftskultur bot. Es gab übermäßig Genießende und solche, denen der Genuß geschmälert und verkümmert wurde. Die „Interessenwirthschaft“, gegen welche die heutige Sozialdemokratie in Uebereinstimmung mit Herrn Rambli ankämpft, griff in den Verbänden

Platz und gab ihnen in despotischer Weise ihre Moral. Ihr Interesse gebot, die Benachtheiligten in Abhängigkeit und Sklaverei zu erhalten und alle ihre Maßregeln, ein Ausfluß der Nothwendigkeit, waren auf die Knechtung der Benachtheiligten gerichtet. In diesen Verbänden wurde der angeblich „christliche Gedanke“ geboren, „an die Stelle des Eigennuzes den Gemein-sinn zu setzen“. Hier entwickelten sich die Keime des Associationswesens, und zwar gewiß nicht aus dem Boden der Selbstsucht, sondern „aus der Gesinnung allgemeiner Bruderliebe, die zur Selbstverleugnung, zum Leiden und Dulden Muth gibt.“ Unter dem gleichen Geseze der Nothwendigkeit erwachte das Streben der Unterdrückten, das Joch, das auf ihre Schultern gebürdet war, wieder abzuschütteln, den ausschließlichen Kulturgenuß, der sich in den Händen Weniger befand, diesen zu entwenden und ihn zu verallgemeinern, und daraus ergab sich wiederum mit Nothwendigkeit der Kampf gegen die Selbstsucht! Dieser ist es denn auch, der die Menschheit in Gang erhielt. Indirekt freilich auch „der Kampf um Reichthum“, der auf die Erweckung des Gemein-sinns wirkte und so die Thatkraft „nicht einrosten und stagniren“ ließ. Ein harmonisches glückliches Dasein im Gesellschaftsverbande kann nur dann Platz greifen, wenn die Selbstsucht, wie sie seit den ersten Tagen der menschlichen Gesellschaft sich zeigt, überhaupt ausgerottet wird. Nicht eher wird denn auch der soziale Kampf zum Schweigen kommen, als bis das Gesez der Nothwendigkeit erfüllt, die Menschheit von dem Uebel, gegen das sie bisher angekämpft hat, gründlich befreit ist.

Gegen die Selbstsucht kann nur dann erfolgreich angekämpft werden, wenn in rückhaltloser Weise das Unrecht aufgedeckt wird, das gegen die Unterdrückten von den Herrschenden geübt wird, und wenn auf der anderen Seite das Prinzip der menschlichen Gleichberechtigung und Brüderlichkeit proklamirt und bei der Gesamtheit eingebürgert wird.

Gleichberechtigung und Brüderlichkeit sind Gedanken, welche nicht erst die französische Revolution erzeugt hat. Sie wurzeln bereits in den ersten menschlichen Gesellschaftsverbänden, und was kann eine bessere Garantie gegen die Wiederkehr der Selbstsucht bieten als die Gleichheit des Besitzes, die Gleichmäßigkeit der Lebensweise und

die Pflege jener Tugenden, welche der gottlosen Materie bestritten werden, die Selbstverleugnung, Hingebung, die opferfreudigste selbstloseste Nächstenliebe, wie sie Plato als Hauptgesichtspunkte seines gottlosen Arbeitsstaates bezeichnet, und welche die Sozialdemokratie auf ihre Fahnen geschrieben hat.

Die Durchführung der Brüderlichkeit, die Veredlung der Menschheit zu denkbar höchster Vollkommenheit, das ist das Ziel des menschlichen Strebens, das aus dem Geseze der Nothwendigkeit sich ergibt, und das ist das gottlose Ideal der Sozialdemokratie.

Wie wenig kennt Herr Rambli die Bestrebungen der Sozialdemokratie, wenn er der Ansicht Ausdruck gibt:

„Der Sozialismus der Gegenwart geht mit dem Christenthum einig, daß er durch Vorhalten eines vermeintlich höheren Zieles vor Allem Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zu wecken sucht, nur ist es leider meist bloß das lockende, farbenreiche Bild größeren Reichthums und Sinnengenusses, das er den Menschen vormalt, und womit er ihnen allerdings die bestehenden Zustände als schaal, freudlos, ja unerträglich darzustellen und das bittere Gefühl schnöder, ungerechter Zurücksetzung in ihnen zu erzeugen vermag, ohne freilich die Kraft zu verleihen, sich aus diesem wirklichen oder auch bloß vermeintlichen Elend herauszuschwingen.“

Herr Rambli dürfte jetzt wohl zu gerechterer Anschauung gelangen.

Welcher ist nun eigentlich der ideale Standpunkt des Herrn Rambli und seiner Richtung? Das Christenthum, aus dem er seinen Idealismus entwickelt, hat auf die Befreiungskämpfe der Menschheit nur stets eine abschwächende, ableitende Wirkung geübt, indem es die Zielpunkte des menschlichen Strebens verrückte und den Kampf gegen die Selbstsucht zum Versiegen brachte. Wo die Unterdrückten trotz alledem gegen ihre Herrscher sich auflehnten, da hat das Christenthum, katholisch und protestantisch, getreulich mitgewirkt, die Schicksalsrollen wieder in die kapitalistischen Ketten zu schlagen.

Welcher Idealismus kann diesem Boden entsprechen?

Herr Rambli fällt nun allerdings in die Klasse der „glücklichen Inkonsequenz, wonach die Praxis nie ganz nach der Theorie sich gestaltet.“ Er will wirklich die Brüderlichkeit in der Menschheit

durchführen und zwar hier auf Erden.

Sehen wir zu, wie er dabei zu Werke geht. Es stehen ihm viele Erfahrungen zu Gebot, die altjüdischen, die ur- und neu-christlichen. Warum ließ man in den ersten christlichen Gemeinden die verschiedenen Vermögensverhältnisse nicht zu, wenn man die Idee mächtiger als die Selbstsucht erachtet hätte? Warum machte man, wenn man nur die Errichtung einer christlichen Brüderschaft im Auge hatte, die Abstreifung des Reichthums zur unumgänglichen Bedingung der Aufnahme? Doch nur weil man überzeugt war, daß der Reichthum auch bei edler Verwendung eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Genossen ist und das Grundprinzip des brüderlichen Verbandes beständig bedroht!

Herr Rambli will die Gegensätze ver-mitteln, zwischen Arm und Reich die Brücke der Liebe schlagen, versöhnend wirken. Er gibt aber auch gern zu, „daß mit sittlicher Besserung des Einzelnen noch lange nicht allen sozia-len Uebelständen abgeholfen ist, ja wir machen mit Nachdruck darauf aufmerk-sam, daß es soziale Uebel gibt, denen gegenüber die höchste sittliche Kraftanstren-gung und Selbstverleugnung des Einzelnen sich absolut machtlos erweist, so z. B. feu-dalen Zuständen gegenüber, wie sie Fritz Reuter in seiner ergreifenden Dichtung „Rein Hülse“ schildert oder der Camorra in Neapel und dem Räuberwesen in Sizilien gegenüber, wo auch Kammerbeschlüsse und Polizeimaßregeln nicht fruchten werden, sondern einzig eine gleichmäßigere Ver-theilung des Grundbesizes und eine gerechtere Vertheilung der Lohnver-hältnisse; aber andererseits bleibt es ebenso unbestreitbare Thatsache, daß die eingreifendsten Staatsgesetze, und wenn sie weit über diejenigen Solons hinausgehen wollten, bei denen nach seinem eigenen Ausdruck „Gewalt mit Recht vermählt war“, für die soziale Reform rein nichts erreichen, wenn nicht eine Sinnesänderung zum Bessern, eine neue Erweckung des guten Willens damit Hand in Hand geht.“

Die Sinnesänderung zum Besseren vor-zubereiten, Verständniß für die Nothwen-digkeit sozialer Reformen in die weitesten Kreise zu tragen, ihnen eine Majorität der Bevölkerung zu gewinnen, darin besteht ja eben die Hauptaufgabe der Sozialdemo-kratie, die sich in diesem Punkte von Herrn Rambli nur dadurch unterscheidet, daß sie

bei Normirung der Volksforderungen, dem Gesetze der Nothwendigkeit folgend, sich des Superlativs bedient, die gleich-mäßigsten und gerechtesten Zustände begehrt, während Herr Rambli mit dem Komparativ, den gleichmäßigeren und gerechteren Zuständen zufrieden ist und bei der Agitation für dieselben der Sozial-demokratie entgegenarbeitet und die Volks-interessen durch seine Halbheit schädigt.

Ist es nicht Pflicht, wahr zu sein, Noth und Elend auf ihre wahre Ursache, die Ausbeutung zurückzuführen, als Un-recht, oder wie Herr Rambli es thut, als abscheulichste Gewaltthat hinzustellen? Wo ein Unrecht empfunden wird, da ergiebt sich nach demselben Ge-setze der Nothwendigkeit das Stre-ben, seinen Druck abzuschütteln, da regt sich in dem Menschen die Gott-heit des Herrn Rambli, da erwacht in ihm das Streben, zu besseren, gesünderen Zuständen zu gelangen, während die Versöhnungspolitik einschläfert und die Thatkraft lähmt.

Das Evangelium der christlichen Geduld auf der einen, der christlichen Liebe und Barmherzigkeit auf der anderen Seite wird immer eine Halbheit bei Lösung so-zialer Aufgaben sein und nie zu Zu-ständen führen, welche von Selbstsucht frei sind und dem Unterdrückten ein menschen-würdiges, ein Dasein gestattet, worauf sie als gleichberechtigte Kinder „eines Vaters“ Anspruch erheben können. Halbheiten haben der Menschheit nie Heil ge-bracht, sondern nur, Irlichtern gleich, sie von der geraden Straße zu ihren natürlichen Zielen ab-gelenkt.

Doch Herr Rambli will, wie wir ge-hört, mehr, als den Versuch, die Sitten zu bessern, er schreckt im Nothfalle nicht vor der Erschütterung des Eigenthums zurück. Nach der christlichen Anschauung des Herrn Rambli ist aller Besitz nur ein dem Menschen von Gott anver-trautes Lehen, der Mensch nur der Ver-walter seiner Güter, der Reichthum nur ein Amt, also genau der gleiche religiös-kommunistische Gedanke, den wir im alt-jüdischen Staate gefunden. „Das Eigen-thumsrecht ist dadurch zwar keineswegs aufgehoben“, sagt Herr Rambli, „aber nicht nur ist die Frage, ob die Form des Privateigenthums oder des Kollektiveigenthums die richtigere sei, völlig offen gelassen, sondern es

ist damit auch der absolute Begriff des Eigenthums in seiner Anwendung auf irgend eine menschliche Person oder Gemeinschaft zertrümmert, und es wird jener Verwirrung, die man in unserer Zeit von sozialistischer Seite nicht mit Unrecht als „Gözendienst des Eigenthums“ bekämpft, mit Macht entgegengetreten.“ Herr Rambli will bei der christlichen Auffassung des Eigenthums als eines bloß anvertrauten Gutes und des Reichthums als eines Amtes sich fern halten von Erschütterung der Heilighaltung des Eigenthums, von jenem kommunistischen Schlagwort „das Eigenthum ist Diebstahl“ wie von der Vergötterung des Eigenthums. Jedes Gesetz, das auf eine gewisse Ausgleichung des Besitzes hinzielt, „werden wir unbefangenen prüfen vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus!“ Eine neue Halbheit! Nach der Auffassung des Herrn Rambli enthält das Christenthum das Prinzip der Brüderlichkeit und zugleich den Grundsatz, daß alles Eigenthum der Gottheit gehört. Statt hieraus eine radikale Konsequenz zu ziehen und nach dem Vorbilde Jesu für die christliche Gesellschaft die Gütergemeinschaft zu fordern, gelangt Herr Rambli über die Brücke des von Jesus so scharf gezeihelten Reichthums zur Aufrechterhaltung des Privateigenthums und will jedes Gesetz, das auf eine gewisse Ausgleichung des Besitzes abzielt — vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus geprüft sehen.

Herr Rambli bekennt sich nun aber auch zu folgender Anschauung Langes:

„Daß der Reichthum nur zu Zwecken verwendet werde, welche mit den Lebenszwecken der Gesamtheit in Harmonie stehen und diese irgendwie fördern“ und er schließt sich auch dem Satze Langes an: „Das Geld, welches unter dem Schutze der Gesellschaft und ihrer Einrichtungen erworben ist, soll ihr auch wieder zu gute kommen, und wenn ein zügelloser trotziger Sinn darauf pocht, daß er mit dem Seinen machen könne, was er wolle, so wird man das als einen Raub an der Gesamtheit betrachten.“

Bringt man dieses treffliche Wort mit den gegen die menschliche Selbstsucht gerichteten Gesellschaftskämpfen aller Zeiten in Verbindung, ist man nicht blind dagegen, daß der „zügellose trotzige Sinn“ bis auf den heutigen Tag das freie Verfügungsrecht über die auf Kosten der Ge-

samtheit erworbenen Reichthümer behauptet, dann ist es fürwahr unerklärlich, wie man noch von einem von Gott anvertrauten Eigenthum, von dem Reichthum als Amt sprechen und vor dem „kommunistischen Schlagwort“: das Eigenthum ist Raub so sehr sich entsetzen kann!

Ist es nicht weiter eine schreiende Verletzung des eigenen Prinzips, wenn man den Reichthum, der ein von Gott anvertrautes Amt ist, über das man Gott allein Rechenschaft abzulegen braucht, unter die Kontrolle der Gesellschaft stellt, die nach freiem Ermessen ihn beschneiden und konfiszieren kann? Ist sich Herr Rambli darüber klar geworden, welcher ein Gesellschaftszustand entstehen müßte, wenn man die Interessenwirtschaft beibehielte und nur die Beute derselben der Staatsaufsicht unterstellte? Ein Despotismus müßte Platz greifen, welcher den dem Sozialismus so fälschlich nachgesagten tief in den Schatten stellen würde.

Herr Rambli macht mit seinen Versuchen, die soziale Frage zu lösen, keine Sprünge; er wird den Despotismus entrüftet zurückweisen und die Staatsaufsicht über die Verwendung des Ausbeutegewinns wohl erst dann eintreten lassen, wenn eine bessere Lebensanschauung sich Bahn gebrochen, die Staatsaufsicht überhaupt nicht mehr nöthig ist! Oder sollte diese Staatsaufsicht den volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt bilden, wonach Herr Rambli die auf die Besitzverhältnisse bezügliche Gesetzgebung behandelt wissen will? —

Wir dürfen unsere Erörterung abbrechen, so sehr der weitere Inhalt des Buchs zu erschöpfender Besprechung auch reizt. Es liegt manch treffliches Wort darin, das es wohl verdiente, hervorgezogen zu werden. Wir müssen darauf verzichten und thun es, indem wir der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß Herr Rambli und die schweizerische Reformpartei es mit der Menschheit gut meinen und vom besten Willen, ihr zu nutzen, befehle sind. Der gute Wille aber genügt zum sozialen Reformwerke nicht; da bedarf es der Klarheit über die Gesetze, welche der menschlichen Entwicklung zu Grunde liegen, der Zielpunkt des menschlichen Strebens und vor allen Dingen des Muthes, aus den Entwicklungsgesetzen die ihren Zielpunkten entsprechenden unerbittlichen Konsequenzen zu ziehen. Diesen Muth und diese Klarheit vermiffen wir; der krankhaft festge-

haltene christliche Standpunkt beeinträchtigt Herrn Rambli und hindert ihn, zu richtigen Schlüssen zu gelangen, das Unkraut, das ihm entspricht, überwuchert seinen und seiner Partei Idealismus und läßt bei allem guten Willen nur eine die Thatkraft des Volkes einschläfernde Halbheit herauskommen.

Der Kampf gegen Selbstsucht und Interessenwirthschaft kann nicht mit Glacéhandschuhen geführt werden. Dazu bedarf es eiserner Arme, und diese besitzt nicht der christliche, sondern allein — der soziale Idealismus.

2.

Die Arbeitslöhne in Belgien

im Zusammenhange mit den Preisen der Lebensmittel, dem Verkaufswerthe von Grund und Boden und den Verbrechen.

Von Louis Bertrand.

(Schluß.)

Glend, Sterblichkeit, Verbrechen.

Die Probleme, welche auf die Grundlagen und auf die Gestaltung der verschiedenen Gesellschaftsformen Bezug haben, rufen überall leidenschaftliche Erörterungen hervor. Kein Wunder; ist doch die Gesellschaft in zwei feindliche Lager gespalten. Zwei nationalökonomische Schulen haben ihre Meinung über die verschiedenen Erscheinungen und Zustände, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen, erhoben und geltend gemacht.

Die Anhänger der ersten dieser beiden Schulen, welche aus den offiziellen Vertretern der heutigen Gesellschaftsform besteht, bemänteln die schlechte Seite dieser Zustände mit Redensarten, in denen die Selbstsucht sich in einem sehr schlechten Lichte zeigt. Die zweite huldigt der berühmtesten Formel der orthodoxen Nationalökonomie; diese Formel lautet: „Laissez aller, laissez passer“.

Jene stellen das Uebel, diese das Heilmittel in Abrede.

Der Egoismus, die Indifferenz, verbunden mit einer augenscheinlich schlechten Absicht, das sind die charakteristischen Merkmale dieser beiden nationalökonomischen Schulen.

Noch kürzlich haben in der belgischen Deputirtenkammer bei Gelegenheit der Diskussion über die Kinderarbeit die Anhänger dieser beiden Schulen — die in gewisser Hinsicht nur eine bilden — ihren

vom Interesse eingegebenen Ansichten offen Ausdruck verliehen.

Als sich eine Stimme erhob, um die unglückliche Lage des Volkes zu schildern, antwortete der Chor der zufriedenen Leute einstimmig: „Nichts ist unrichtiger als das! In Belgien ist Alles aufs Bestmögliche eingerichtet; die durchschnittliche Lebensdauer ist eine größere geworden; das Glend ist keineswegs das Loos derer, welche arbeiten; durch Sparsamkeit und gute Ausführung läßt sich Alles erreichen! Laßt's nur gehen, laßt's nur geschehen“. (Laissez faire, laissez passer!) —

Das wäre traurig, wenn es nicht empörend wäre.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die gegenwärtige Situation eine schlimme ist. Eine sehr schwere Krankheit zehrt an den heutigen Gesellschaften, die Nothwendigkeit eines Heilmittels ist anerkannt worden.

Wir glauben an einen socialen Fortschritt, wir glauben, daß dieser Fortschritt sich verwirklichen läßt und zwar nicht nur in Bezug auf die intellektuellen Fähigkeiten der Menschen, sondern auch hinsichtlich ihres materiellen Wohlergehens, und zwar dies in des Wortes ausgebehntester Bedeutung.

Im Mittelalter sahen die Leute mit verschränkten Armen zu, wie alle Leiden über die Menschheit hereinbrachen. Man stellte damals Hungersnoth, Pest, Seuchen

und Kriege als immer neue Strafen für die Verderbtheit der Menschen hin, als Strafen, die von einem rächenden Gott verhängt würden. Heutzutage aber, wo die Götter in Bezug auf sociale und andere Verhältnisse Nichts mehr mitzureden haben, ist es ein anderes Prinzip, welches die Menschen vorwärts treibt, und zwar besteht dieses Prinzip darin, daß der Mensch weiß, daß ihm eine bedeutende Einwirkung auf die Gestaltung seines Geschicks zusteht.

In nachstehenden Zeilen wollen wir es uns angelegen sein lassen, den Nachweis zu führen, von welchen verheerenden Folgen für die Gesellschaften der sogenannte Pauperismus, diese Krankheit des 19. Jahrhunderts begleitet ist.

Sobald ein Uebel recht anschaulich klargelegt ist, wird dadurch das Auffuchen der Heilmittel sehr erleichtert.

Trotz allen Geschreies, welches die Bourgeoisökonomie gegen die unbestreitbare Wahrheit der Thatfachen erheben, trotz des Widerstandes, den die Gewalt den Rechtsanforderungen der Unterdrückten entgegensetzt, blicken wir voll froher Hoffnung in die Zukunft, denn selbst nach allem Widerstand, welcher einzelne Menschen oder selbst eine ganze Klasse von Menschen diesen Rechtsanforderungen entgegenzusetzen können, muß dennoch eines Tages die Gerechtigkeit zum Durchbruch gelangen, und dann wird jener Widerstand wie noch so manches Andere seine Grenzen finden.

I.

Der Mensch hat keinen furchtbareren Feind als die Krankheit, und was ist das Elend anderes als eine nicht aufhören wollende Krankheit?

Montesquieu.

Vor mehr als einem Jahrhundert schon hat Messange in seinen „Recherches sur la population“ (Untersuchungen über die Bevölkerungsbewegung) den Nachweis geführt, daß die Zahl der Sterbefälle sich vermehrte, sobald auf dem Markt von Paris die Preise der Lebensmittel in die Höhe gingen. Weitere Forschungen, welche Wappäus, Mélier, Barnoulli, Farr, Smits, Kropf, Duetelet, Dupétiaux, Heuschling und Andere anstellten, haben neue

Beweise für diese wichtige von Messange beobachtete Thatfache beigebracht.

Es liegt jetzt also klar zu Tage, daß, wenn die Lebensmittel in Ueberschuß vorhanden und die Marktpreise billig sind, die Bevölkerungszahl zu- und die Sterblichkeit abnimmt; ferner ist es klar, daß, wenn die Lebensmittel selten und theuer sind, die Folgen hiervon in Bezug auf die Weiterentwicklung der Bevölkerung gerade entgegengesetzte sind.

Die Untersuchungen, denen wir uns gewidmet haben, setzen uns in die Lage, an dieser Stelle einige interessante statistische Nachweise beizubringen, die Bezug haben auf das Wechselverhältnis, welches zwischen den Schwankungen der durchschnittlichen Sterblichkeitsverhältnisse in Belgien und zwischen dem Preise der Lebensmittel existirt.

Wir sind in unseren Untersuchungen noch etwas weiter gegangen und zu dem Resultat gelangt, daß die Theuerung der Lebensmittel nicht nur eine Steigerung der Sterblichkeit im Gefolge hat, sondern daß außerdem die Zahl der gerichtlich Verklagten unter solchen Verhältnissen eine größere war, daß die Prostitution mehr um sich griff, daß die Bevölkerung der Bettlergefängnisse sich vermehrte, daß die Zahl der Bankrotte zunahm, daß die Kundschaft der Pfandhäuser eine größere wurde, und daß auch die Krankenhäuser von den Einflüssen solcher Zustände berührt wurden.

Wir wollen diese einzelnen Erscheinungen einer Musterung unterziehen, und wir werden sehen, welche Wirkungen die relative Theuerung der Lebensbedürfnisse auf jede von ihnen ausübt.

Hier in Kürze eine übersichtliche Zusammenstellung darüber, welches in den verschiedenen Zeitabschnitten die Gesamtzahl der Einwohner von Belgien war.

Im Jahre 1830 hatte Belgien	3 785 000	Einw.
„ „ 1840	4 072 000	„
„ „ 1850	4 426 000	„
„ „ 1860	4 732 000	„
„ „ 1870	5 087 000	„

Dies ergibt eine Zunahme der Bevölkerung um 34 Procent, woraus hervorgeht, daß die Bevölkerung sich in 120 Jahren verdoppelt. In England und in Frankreich ist die Bevölkerungszunahme eine weit beträchtlichere. Wenn wir nach dieser Gesamtsumme die relative Bevölkerungszahl für eine jede Provinz bestimmen; so gelangen wir zu folgenden Ziffern, welche die proportionelle Bevölkerungs-

haltene christliche Standpunkt beeinträchtigt Herrn Kambli und hindert ihn, zu richtigen Schlüssen zu gelangen, das Unkraut, das ihm entspriest, überwuchert seinen und seiner Partei Idealismus und läßt bei allem guten Willen nur eine die Thatkraft des Volkes einschläfernde Halbheit herauskommen.

Der Kampf gegen Selbstsucht und Interessenwirthschaft kann nicht mit Glacéhandschuhen geführt werden. Dazu bedarf es eiserner Arme, und diese besitzt nicht der christliche, sondern allein — der soziale Idealismus.

L

Die Arbeitslöhne in Belgien

im Zusammenhange mit den Preisen der Lebensmittel, dem Verkaufswerthe von Grund und Boden und den Verbrechen.

Von Louis Bertrand.

(Schluß.)

Elend, Sterblichkeit, Verbrechen.

Die Probleme, welche auf die Grundlagen und auf die Gestaltung der verschiedenen Gesellschaftsformen Bezug haben, rufen überall leidenschaftliche Erörterungen hervor. Kein Wunder; ist doch die Gesellschaft in zwei feindliche Lager gespalten. Zwei nationalökonomische Schulen haben ihre Meinung über die verschiedenen Erscheinungen und Zustände, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen, erhoben und geltend gemacht.

Die Anhänger der ersten dieser beiden Schulen, welche aus den offiziellen Vertretern der heutigen Gesellschaftsform besteht, bemängeln die schlechte Seite dieser Zustände mit Nebenarten, in denen die Selbstsucht sich in einem sehr schlechten Lichte zeigt. Die zweite huldigt der berühmten Formel der orthodoxen Nationalökonomie; diese Formel lautet: „Laissez aller, laissez passer“.

Jene stellen das Uebel, diese das Heilmittel in Abrede.

Der Egoismus, die Indifferenz, verbunden mit einer augenscheinlich schlechten Absicht, das sind die charakteristischen Merkmale dieser beiden nationalökonomischen Schulen.

Noch kürzlich haben in der belgischen Deputirtenkammer bei Gelegenheit der Diskussion über die Kinderarbeit die Anhänger dieser beiden Schulen — die in gewisser Hinsicht nur eine bilden — ihren

vom Interesse eingegebenen Ansichten offen Ausdruck verliehen.

Als sich eine Stimme erhob, um die unglückliche Lage des Volkes zu schildern, antwortete der Chor der zufriedenen Leute einstimmig: „Nichts ist unrichtiger als das! In Belgien ist Alles auf's Bestmögliche eingerichtet; die durchschnittliche Lebensdauer ist eine größere geworden; das Elend ist keineswegs das Loos derer, welche arbeiten; durch Sparsamkeit und gute Ausführung läßt sich Alles erreichen. Laßt's nur gehen, laßt's nur geschehen.“ (Laissez faire, laissez passer!) —

Das wäre traurig, wenn es nicht empörend wäre.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die gegenwärtige Situation eine schlimme ist. Eine sehr schwere Krankheit zehrt an den heutigen Gesellschaften, die Nothwendigkeit eines Heilmittels ist anerkannt worden.

Wir glauben an einen Fortschrittschritt, wir glauben, daß die Menschheit sich verwirklichen läßt und daß dies in Bezug auf die intellektuellen Fähigkeiten der Menschen, so wie auch hinsichtlich ihres materiellen Wohlbefindens, zwar dies in des Wortes Bedeutung.

Im Mittelalter verschränkten Arm über die Menschheit stellte damals Hu

zunahme für einen Zeitraum von 40 Jahren (1830—1870) ausdrücken.

Die Bevölkerungszunahme betrug für diesen Zeitraum:

in Westflandern	8 Proc. der Gesamtbevölg.
„ Ostflandern	8 „ „ „
„ Luxemburg	19 „ „ „
„ Limburg	23 „ „ „
„ Antwerpen	30 „ „ „
„ Hennegau	38 „ „ „
„ Namur	44 „ „ „
„ Lüttich	46 „ „ „
„ Brabant	46 „ „ „

Die durch diese Zahlen ausgedrückte Differenz wird anschaulicher werden, wenn man sie so ausdrückt, daß

in Lüttich	eine Bevölg. von 1000 auf 1430,
„ Namur	„ „ „ 1000 „ 1410,
„ Westflandern	„ „ „ 1000 „ 1055,
„ Ostflandern	„ „ „ 1000 „ 1082

gestiegen ist.

Hieraus ersieht man sofort, wie sehr unsere beiden Flandern dem Reste des Landes in Bezug auf das Wachstum der Bevölkerung nachstehen. In der Folge werden wir bezüglich anderer Verhältnisse eine ähnliche Wahrnehmung zu machen haben. Ein einziger Umstand kann die Inferiorität dieser beiden Provinzen erklären, nämlich das große Elend ihrer Bewohner.

Verschiedene Schriftsteller, welche das Auffällige dieser Erscheinung abschwächen und die Ursache des erwähnten Unterschiedes zwischen unseren Provinzen erklären wollten, nahmen an, daß die Verschiedenheit des Klima's sehr viel zu der angeführten Erscheinung beitrage.

Wir unsrerseits wollen diese Einflüsse auf die Krankheiten nicht in Abrede stellen. Wir wissen recht wohl, daß die Ursachen gewisser Krankheiten in gewissen klimatischen Vorbedingungen gegeben sind. Wir wissen aber auch ferner, daß hier, was Belgien betrifft, das Terrain, das Klima und selbst die verschiedenartige Abstammung der Bevölkerung, welche Belgien ausmacht, nur einen ganz untergeordneten Einfluß auf die Entstehung der Krankheiten und Gebrechen ausüben kann.

Die Ursache hiervon muß also sonstwo gesucht werden, und in Wirklichkeit finden wir dieselbe in den äußerst niedrigen Löhnen, welche den zahlreichen Arbeitern unserer Seidenspinnereien, den Spinnern, Webern, Stickerarbeiten, Spitzenmacherinnen u. s. w. für ihre Arbeitsleistung gezahlt werden. Die neuesten Werke zahlreicher Mediziner und Hygie-

nisten, welche sich mit dieser Materie beschäftigt haben, beweisen zur Genüge, daß das Elend die Grundursache der Krankheiten ist; und das kann auch gar nicht angezweifelt werden*).

Diese Bevölkerungsfrage hat schon zu vielen Controversen Veranlassung gegeben. Malthus und seine Schule haben behauptet, daß der niedrige Stand der Löhne oder die Steigerung des Elends eine unmittelbare Folge der Vermehrung der Bevölkerung seien. Wäre es nicht viel richtiger, diese Ansicht auf den Kopf zu stellen und zu sagen, daß das, was die Malthusianer hier als Ursache annehmen, Nichts ist als die Folge, das Resultat dieser Ursache?

Einige Nationalökonomien, wie z. B. Dunoyer und Rossi haben dies gethan, indem sie die Behauptung aufstellten, daß nicht die Dichtigkeit der Bevölkerung die Löhne herabdrückt, sondern daß das Elend, welches die Ursache der Vermehrung der Bevölkerung ist, dies thut.

Diesen Gedanken drückt Rossi in seinem Werke „Cours d'Economie politique“ also aus: „Der Mensch, welcher unter Entbehrungen lebt, wirft sich mit Leidenschaft auf jede physische Erregung, welche geeignet ist, ihn auf einen Augenblick sein Elend vergessen zu lassen. Die geschlechtliche Vereinigung, welche jeder sittlichen Idee entleidet ist und einen Gedanken an die Zukunft nicht aufkommen läßt, ist für den Familienvater nichts Anderes mehr als ein Mittel, seinen Leiden auf einen Augenblick Einhalt zu gebieten. — —

Derjenige, welcher Nichts sein eigen nennt und der die Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufgegeben hat, derjenige, welcher schließlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß er von aller Welt verlassen ist, daß er in offenem Kriege mit dem Menschengeschlechte lebt, hat Nichts zu besorgen, Nichts im Voraus zu überlegen; er denkt nur an den gegenwärtigen Augenblick und an sich selbst. Kann er überhaupt unglücklichere Geschöpfe auf die Welt setzen als er selbst eines ist? Wohl hat er von Tag zu Tag in Dürftigkeit gelebt ohne jegliche andere

*) Unter diesen verschiedenen Arbeiten müssen wir in erster Linie der ernstesten Untersuchungen Erwähnung thun, welche Dr. Reyne in seinen verschiedenen Werken und vorzüglich in seinen „Etudes d'Hygiène publique et sociale“ (Studien über öffentliche und Gesellschaftshygiene) angestellt hat.

Stütze als die Vorsehung; diese wird auch für seine Kinder sorgen“.

Die mehr oder minder günstige ökonomische Lage, in der sich ein Volk befindet, bestimmt, obwohl sie zur Entwicklung der Bevölkerung vieles beiträgt, doch nicht einzig und allein diese Entwicklung.

Die Sitten und Gewohnheiten machen in Bezug auf die Letztere auch ihren Einfluß geltend. So ist beispielsweise in einem Lande, wo man sich durchschnittlich im Alter von 20—25 Jahren verheirathet, die Aussicht auf eine Vermehrung der Bevölkerungszahl augenscheinlich bedeutend größer als in andern Ländern, wo man sich erst mit 30 Jahren in die Ehe bezieht. Der Bildungsgrad eines Volkes, verglichen mit dem eines andern ist gleichfalls von höherer oder geringerer Bedeutung bei der Frage, die uns hier beschäftigt. Außerdem ist die große Anzahl der Geburten noch lange nicht gleichbedeutend mit einer Vermehrung der Bevölkerung.

Rossi hat also bis zu einem gewissen Grade Recht, wenn er behauptet, daß der Mensch in elenden Verhältnissen geneigter ist, den Zeugungsakt zu vollziehen als derjenige, welcher sich eines gewissen Wohlseins erfreut. Denn was sucht man Anderes in den geschlechtlichen Beziehungen als einen physischen Genuß? Nun wird aber derjenige, welcher seinen Bedarf an physischen Genüssen durch eine gute Nah-

rung, durch Theaterbesuch, geistige Arbeit, Unterhaltung, Lektüre u. s. w. ausfüllen kann, sicherlich weniger den Freuden zu-neigen, welche die Liebe und die geschlechtlichen Beziehungen gewähren, als derjenige, welchem seine Mittel es nicht erlauben, einen guten Tisch zu führen, in's Theater zu gehen, und dessen Intelligenz nicht ent-widelt genug ist, sich dem Vergnügen hin-zugeben, welches das Studium, die Lektüre u. s. w. gewähren. Wir haben in Belgien zwei Provinzen, in denen die materielle Lage des Volkes eine weit schlechtere ist als diejenige in den übrigen sieben Pro-vinzen des Landes. Nun wohl! Wir haben nun berechnet, daß in einem Zeit-raum von fünfzig Jahren trotz dieser viel elenderen Lage der erwähnten beiden Pro-vinzen die Zahl der Geburten dort dieselbe Höhe erreichte als anderwärts. Aber, und das müssen wir sofort hinzufügen, die Sterblichkeit ist dortselbst, besonders in den ersten Geburtsjahren, um soviel größer. Dies erhellt zur Genüge aus den unten an-geführten Tabellen. Besonders bei den Er-hebungen über die Sterblichkeit bemerkt man den bedeutenden Unterschied zwischen den verschiedenen Provinzen.

Wir wollen für die einzelnen Pro-vinzen die Zahl der Geburten und Sterbefälle und ihr Verhältniß zu ein-ander dadurch veranschaulichen, daß wir dieselben einander gegenüberstellen.

Dieselben vertheilen sich also:

P r o v i n z e n	G e b u r t e n				S t e r b e f ä l l e			
	1840	1850	1860	1870	1840	1850	1860	1870
Antwerpen	12 084	12 169	13 240	16 977	9 198	9 231	9 987	12 405
Brabant	22 139	22 223	24 018	30 206	17 682	16 850	17 804	21 582
Westflandern	22 485	19 078	19 055	22 871	17 588	18 614	16 262	16 419
Ostflandern	24 938	22 591	22 957	26 936	19 859	20 666	18 326	20 051
Fennegau	22 637	21 141	23 184	27 655	15 588	15 771	17 583	17 922
Lüttich	14 739	14 271	15 406	19 352	11 188	10 702	16 794	14 209
Limburg	5 315	5 675	5 556	5 870	4 428	4 141	4 254	4 331
Luzemburg	5 638	5 173	5 315	6 166	3 813	3 686	3 870	4 595
Namur	8 017	7 813	8 407	9 029	4 758	4 746	5 173	5 862

Das Durchschnittsverhältniß stellt in Bezug auf die Sterblichkeit sich also wie folgt:

Es kommt			
in Ostflandern	1 Sterbefall	jährl. auf	39 Einw.
„ Westflandern	1	„	43
„ Brabant	1	„	43
„ Antwerpen	1	„	43

in Limburg	1 Sterbefall	jährl. auf	45 Einw.
„ Lüttich	1	„	46
„ Fennegau	1	„	48
„ Luzemburg	1	„	50
„ Namur	1	„	54

Die Durchschnittsziffer der jährlichen Sterbefälle, welche sich aus einem Zeit-raum von 40 Jahren ergibt, beträgt:

bei Kindern unter 1 Jahr 23 850 Sterbefälle,
bei Kindern von 1—5 Jahr. 18 575
„
während die durchschnittliche jährliche Sterb-
lichkeit sich im Alter von 10—15 Jahren
auf nur 2 367, und von 15—20 Jahren
auf 2 916 Fälle beläuft.

Das Entbehren einer gesunden und
reichlichen Nahrung und der Mangel an
Pflege ist sicherlich die Ursache dieser grenz-
losen Sterblichkeit bei Kindern unter
fünf Jahren. Außerdem ist es statistisch
festgestellt, daß die Sterblichkeit in den
von den Armen bewohnten Stadtvierteln
doppelt so groß ist als in den Stadt-
vierteln, welche die Reichen bewohnen*).

Das ist keine einfache Zufälligkeit, son-
dern eine Verkettung von Ursachen und
Wirkungen.

II.

Gehen wir nunmehr zu dem Hauptpunkt
dieser Studie über.

Wir haben gesagt, daß die Sterblichkeit
verhältnismäßig zu- oder abnimmt, je
nachdem die Preise der nothwendigsten
Lebensbedürfnisse höher oder niedriger
sind. Wir wollen uns hierbei nicht weiter
aufhalten, sondern fortfahren, um den
Nachweis zu führen, daß nicht nur die
Sterblichkeit von dem Einflusse der Schwan-
kungen der Lebensmittelpreise berührt wird.

Der Leser muß entschuldigen, daß wir
so viele Zahlen anführen. Da wir aber
eine gewissenhafte Abhandlung schreiben
wollen, dürfen wir vor keinem Beweise
zurückschrecken, der geeignet ist, unsere An-
sichten zu bestätigen. In nachstehender
Tabelle haben wir die Preise der noth-
wendigsten Lebensmittel für den Zeitraum
von 34 Jahren veranschaulicht und diese
Preise mit der Sterblichkeitsziffer ver-
glichen. Der Leser wird zwischen beiden
eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung
wahrnehmen.

*) Dupcétiaux hat gefunden, daß in Belgien
bei den armen Klassen ein Sterbefall auf 29
Einwohner kommt, während bei den reichen
Klassen ein solcher erst auf 35 Einwohner fällt.
Ein ähnliches Verhältniß existirt für Berlin,
London, Paris, Genf u. s. w.

Jahr	Durchschnittspreis			Sterblichkeit*)
	Für Weizen	Für Roggen	Für Kar- toffeln	
1840	28,73	19,16	6,79	103 872
1850	20,95	14,49	6,92	92 820
1860	31,15	21,36	8,39	102 227
1864	23,85	16,02	5,72	115 948
1865	23,11	15,80	5,90	122 341
1866	27,97	18,44	6,43	151 116**)
1867	36,92	25,43	9,76	105 576
1868	35,22	25,97	8,20	107 556
1869	27,61	21,02	6,06	109 607
1870	29,34	21,10	8,47	118 359
1871	36,26	26,03	9,51	145 746
1872	33,35	20,26	2,99	114 497
1873	35,51	23,00	7,67	112 873
1874	33,06	24,74	8,47	109 595
1875	26,21	19,99	6,74	122 480

Wir dächten, das wäre deutlich genug!
Und man sehe, wie all' das so eng zu-
sammenhängt. Wir haben es schon ein-
mal gesagt, das Elend ist nicht allein die
Hauptursache vieler Krankheiten und einer
damit verbundenen größeren Sterblichkeit,
sondern es geht auch Hand in Hand mit
der Unwissenheit, dem Vorurtheil, der
Trunksucht, und dem Verbrechen.

Während eines Zeitraumes von 10 Jahren
hat es sich herausgestellt, daß auf 319 978
Menschen im Alter von 20 Jahren auf je 1 000
404 kamen, welche weder lesen noch schrei-
ben konnten.

156, welche nur lesen konnten,
260, welche lesen und schreiben konnten,
180, welche eine höhere Bildung erlangt
hatten.

Wenn wir den relativen Antheil einer
jeden Provinz bezüglich dieser Erhebung
auffuchen, so ergiebt sich folgendes Resultat:

Von 1 000 Menschen konnten weder
lesen noch schreiben:

In Ostflandern	515
„ Hennegau	460
„ Westflandern	430
„ Brabant	390
„ Limburg	372
„ Lüttich	359
„ Antwerpen	352
„ Namur	289
„ Zugemburg	101

*) Bemerkenswerth ist, daß, wenn die noth-
wendigsten Lebensmittel theuer waren, oft das
darauf folgende Jahr eine höhere Sterblichkeits-
ziffer aufzuweisen hat.

***) Das Jahr der Cholera.

Von 1 000 Menschen konnten lesen und schreiben:

In Lüttich	407
„ Luxemburg	360
„ Namur	326
„ Limburg	297
„ Antwerpen	267
„ Westflandern	261
„ Hennegau	230
„ Brabant	216
„ Ostflandern	194.

Ferner sind die beiden Flandern diejenigen Provinzen, in denen der Elementarunterricht am wenigsten ausgebreitet ist.

Die Zahl der wegen Diebstahls Bestrafungen beträgt während eines Zeitraums von 20 Jahren laut den statistischen Ausweisen des Justizministeriums:

in Westflandern 1 Verurtheilter auf	485 Einw.
„ Antwerpen 1 „ „	555 „
„ Ostflandern 1 „ „	607 „
„ Brabant 1 „ „	1 450 „
„ Hennegau 1 „ „	1 604 „
„ Namur 1 „ „	1 629 „
„ Luxemburg 1 „ „	1 899 „
„ Lüttich 1 „ „	2 154 „

Bemerken wir ferner noch, daß die Zahl der wegen anderer Verbrechen Verurtheilten von Jahr zu Jahr zunimmt. Nachstehende Tabelle stellt das Verhältniß dar, nach welchem diese Zunahme vor sich geht.

Im Jahre	
1840 belief sich d. Zahl d. Verurtheilt. auf	24 314
1850 „ „ „ „ „ „	24 482
1860 „ „ „ „ „ „	23 556
1865 „ „ „ „ „ „	24 236
1868 „ „ „ „ „ „	27 468
1869 „ „ „ „ „ „	26 883
1870 „ „ „ „ „ „	26 507
1871 „ „ „ „ „ „	28 819
1872 „ „ „ „ „ „	28 017
1873 „ „ „ „ „ „	29 569
1874 „ „ „ „ „ „	31 653
1875 „ „ „ „ „ „	30 887

Um die Lage und die Existenzmittel der Verurtheilten sah es im Jahre 1855 folgendermaßen aus:

Von 6 418 Verurtheilten*) erfreuten sich 48 eines Wohlstandes, 617 hatten etliche Hilfsquellen, 4 796 waren arm und lediglich auf ihre Arbeit angewiesen, 957 hatten weder ein Geschäft noch sonst eine Hantirung gelernt.

Resumiren wir die angeführten Thatfachen, so erkennt man klar und deutlich, daß die Unwissenheit wie auch die größte Zahl der Verurtheilungen sich dort be-

gegnet, wo das Elend am größten und wo die Gesundheitsverhältnisse die ungünstigsten sind.

Das Elend, der Mangel an Unterricht und Erziehung, die Verbrechen und die schlechten Gesundheitsverhältnisse stellen vier verschiedene Formen desselben Problems, vier Resultate dar, welche mit einander in engstem Zusammenhang stehen.

Die ursprüngliche Ursache dieser Erscheinung ist die schlechte ökonomische Lage des arbeitenden Volkes und die schlechte Organisation der Arbeit innerhalb der heutigen Gesellschaft.

Uebrigens sind alle diese Thatfachen in den großen Centren des industriellen und landwirthschaftlichen Betriebes schon zu Anfang dieses Jahrhunderts nachgewiesen worden, und sie haben an Umfang und Ausdehnung zugenommen in demselben Verhältniß, in welchem sich die Industrie mehr ausdehnte. So scheint in England bei einzelnen Arbeitslosen die Demoralisation eine geradezu schändliche zu sein. Auch Jules Simon entwirft, wo er von St. Quentin, Roulaix, Rouen und Lille spricht, ein düsteres Bild von der Lage, in welcher sich die Klasse der Lohnarbeiter befindet.

Von den Genter Arbeitern hat man gesagt, daß bei ihnen das Concubinat unendlich häufiger vorkommt als in dem gesammten übrigen Theile der Provinz, und daß dortselbst die unehelichen Geburten dreimal zahlreicher sind als in den übrigen Theilen des Landes.

Parent Duchatelet weist nach, daß gerade die am schlechtesten bezahlten Beschäftigungen es sind, welche die meisten Mädchen zu dem Contingente der Prostituirten stellen. Zu unserer Schande müssen wir es gestehen: dies ist eine fluchwürdige Folge der Unzulänglichkeit der Löhne.

Es giebt in der That für Arbeiterinnen, welche nicht einmal einen Franc des Tages über verdienen, keinen anderen Ausweg als die Prostitution. Nehmen wir beispielsweise die Spitzenklöpplerinnen gewisser Gegenden, deren Tagesverdienst 30—50 Centimes (25—40 Pfg.) beträgt. Zwölf Stunden des Tages bleiben sie unbeweglich vor ihrer Arbeit sitzen, den Körper nach vorn gebeugt, in unnatürlicher Haltung, ohne frische Luft und ohne Bewegung. Diese scheinbar leichte Arbeit ist sicherlich mühsamer und beschwerlicher als diejenige des Landarbeiters. Eine ein-

*) Diese befanden sich in demselben Gesängniß.

sache Folge ihrer Beschäftigung ist es, daß viele dieser Arbeiterinnen an der Schwindsucht sterben.

Und doch, für eine so harte und beschwerliche Tagesarbeit ein Lohn von nur 30—50 Centimes!

Wohl schenken sie manchmal der Verführung Gehör; aber hüten wir uns, einen Stein auf die Unglücklichen zu werfen! Beklagen wollen wir vielmehr eine Organisation der Arbeit, bei der solche Erscheinungen möglich sind, und bekämpfen wollen wir diejenigen, welche als müßige Zuschauer solchen Vorgängen gegenüber dastehen.

Ja, möge man es wissen, das Elend hat nicht nur die Folgen, welche wir weiter oben aufgezählt haben, sondern es äußern sich die feinen verheerenden Konsequenzen sogar an den tiefsten Grundlagen unseres gesellschaftlichen Zustandes.

So ist beispielsweise in den Gegenden, in welchen die Lage der Masse eine schlechtere ist, die Zahl der Blinden und der Irren eine beträchtlichere als anderwärts. Es läßt sich hierüber nachstehende Berechnung aufstellen: In den beiden flandrischen Provinzen zählt man 1 Blinden auf 1421 Einwohner, während in den übrigen Provinzen durchschnittlich 1 Blinder auf 2830 Einwohner kommt.

Die Zahl der Irren vertheilt sich auf die verschiedenen belgischen Provinzen wie folgt:

Provinz	Zahl Irreniger	Einwohner
in Westflandern	1 Irreniger	611 Einw.
„ Ostflandern	1 „	709 „
„ Antwerpen	1 „	777 „
„ Brabant	1 „	818 „
„ Limburg	1 „	821 „
„ Lüttich	1 „	1133 „
„ Namur	1 „	1335 „
„ Luxemburg	1 „	1641 „

Die Selbstmordstatistik liefert uns dasselbe Resultat.

Man sieht also, Alles hängt mit einander eng zusammen; das Eine ist die Folge des Andern, das erhellt klar und deutlich aus dem Vorhergehenden.

Und, als Heilmittel gegen so viele Uebelstände haben die herrschenden Klassen nichts weiter aufzuweisen als Almosen!

Angeblicks der unfäglichen Leiden der gequälten und gemarterten Menschheit haben die Conservativen aller Schattirungen ihre Quacksalbermittel angepriesen. Diese Quacksalbermittel sind verschiedenartige: England hat seine Workhouses und Belgien seine Armencommissionen (bureaux de bienfaisance)!

Wir haben die Krippe für das Kind in der Wiege, die Bewahranstalt für das den Windeln entwachsene Kind, das Asyl für den Jüngling, das Hospital für die Gebrechlichen und Greise.

Sie denken an alle menschlichen Bedürfnisse, jene braven Erhalter der bestehenden Ordnung, nur an die Bedürfnisse des Herzens denken sie nicht. Sie berechnen mit größerer oder geringerer Genauigkeit die Quantitäten Luft und Nahrung, welche ein Kind haben muß, sie bringen manchmal Gesetzesvorschläge ein, welche dahin abzielen, zu verhindern, daß die Arbeitszeit der Mutter allzusehr ausgedehnt werde; aber sie thuen Nichts dafür, daß diese Mutter eine Ehefrau sein könne; denn sie scheinen zu vergessen, daß eine Frau nur in der Familie an ihrem Plage ist.

In dem Verlauf dieser Arbeit haben wir einen Einblick in den Antagonismus ermöglicht, welcher zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft obwaltet, ein Antagonismus, der sich tagtäglich mehr zuspitzt.

Um das Elend zu beheben, unter dessen Last die Gesellschaften seufzen, müßte man die verschiedenen Klassen der Gesellschaft einander näher bringen können. Aber anstatt sich einander zu nähern, entfernen sie sich immer mehr von einander, indem die eine mit reißender Geschwindigkeit immer tiefer sinkt, während die andere unaufhörlich höher steigt. Trauriger Gang des Elendes und des Reichthums!

In der Mitte zwischen diesen beiden Extremen bleibt der Mittelstand. Aber befindet derselbe sich nicht auch bereits auf der schiefen Ebene, von der er in's Proletariat hinabstürzen wird?

Freilich! jedoch er scheint davon nicht das Mindeste zu merken, oder er glaubt doch zum Wenigsten nicht an seinen Verfall.

Wir wollen dieser Welt voll Ungerechtigkeiten, welche uns umringt, eine Welt voll Gerechtigkeit und Wohlsein entgegensetzen. Ein Gesellschaftszustand, welcher Menschenfleisch für Kriege, Menschenfleisch für die Maschinen, Menschenfleisch für die Prostitution erfordert, ist nicht mehr existenzberechtigt.

Das Volk macht sich allmählich frei und verlangt auch seinen Platz unter der Sonne.

Einer der bedeutendsten Denker unserer Zeit, John Stuart Mill hat sehr klar ausgesprochen, worin die Lösung des Problems vom Elend besteht. Diese Lösung besteht in der Verwirklichung einer sozialen

Organisation, welche, um mit dem berühmten Schriftsteller zu sprechen, „die größte Freiheit im Handeln für das Individuum mit einer gemeinschaftlichen Anordnung der Rohstoffe, wie sie die Erde

liefert und mit einer gleichen Theilnahme aller an den Wohlthaten der gemeinschaftlichen Arbeit“ in sich vereint. Möge die Verwirklichung dieser Anschauungen nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Recensionen.

Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Social-philosophische Betrachtungen, anknüpfend an die Bedeutung Voltaire's für die neuere Zeit. Zu seinem 100. Todestage (30. Mai 1878) von J. P. (Leipzig, Koschny, 1878. 138 S.)

Vorliegende etwas sonderbar betitelte Schrift setzt sich zusammen aus fünf Abschnitten, welche eine Würdigung Voltaire's und Untersuchungen über vier Probleme enthalten, nämlich das des religiösen und metaphysischen Bedürfnisses, das der sozialen Frage, das der Umänderung unserer Strafgesetzgebung und das der Verbesserung der Gesetze für die Verpflichtung zum Kriegsdienst. Diese Theile stehen mit einander nicht in einem nothwendigen Zusammenhang. Die Würdigung Voltaire's und insbesondere dessen „Geschichte eines guten Braminen“, in welcher die Frage aufgeworfen wird, woher es komme, daß wir, so wichtig uns auch das Glück sei, doch die Vernunft höher halten, dient dem Verfasser zunächst dazu, Betrachtungen über Religion und Metaphysik anzuknüpfen. Wenn wir ihn recht verstanden haben, so möchte er das religiöse und metaphysische Bedürfnis aus der Welt schaffen, dem Menschen abgewöhnen, und zwar durch eine Erziehung, die Alles verniede, was bei der Jugend jene Bedürfnisse wecken könnte. Nun begreifen wir wohl seine Abneigung gegen die Religion, von der er sagt, ihr praktischer Nutzen, als einer Gemüthsbeziehung zu unbekanntem höheren Wesen, sei bei Weitem geringer, als er in der Regel angegeben werde, sie sei auch in ihren guten Seiten erfetzbar und zu übertreffen, in ihren schlimmen Wirkungen einzig; unverständlich aber bleibt uns, warum Herr J. P. das metaphysische

Bedürfnis, von dem er sich einen falschen Begriff zu machen scheint, ausrotten möchte. Doch ist es um so weniger nöthig, mit ihm darüber zu streiten, als seine Bemühungen in dieser Hinsicht sicherlich vergebliche sein würden. Lassen wir deshalb diese Angelegenheit und betrachten wir seine Ansichten über die sociale Frage, zumal er selbst die Auseinandersetzung darüber sehr richtig mit den Worten einleitet: „Mögen wir aber unser Leben wie immer ansehen, vor Allem müssen wir doch überhaupt zu leben haben! . . . Wie friste ich mein Leben? Das ist die Frage, vor der alle anderen verschwinden, sie verlangt sofortige Antwort, sie kann nicht warten.“

Die Lösung der socialen Frage, die er vorschlägt, kann eine halbsocialistische genannt werden. Er entzieht sich nicht dem Eingeständnis, daß das moderne Wirthschaftsleben große und für die Betroffenen unverdiente Nothstände mit sich bringt; er fragt sehr richtig: „Ist es nicht seltsam, daß wir uns so angelegentlich um die Zahl der Gefallenen und Vermundeten in unseren Kriegen kümmern, und so wenig um die Anzahl Jener, die täglich der Noth unterliegen?“ — mit den socialistischen und kommunistischen Systemen kann er sich aber nicht befreunden. Die Sozialisten zeigen nach seiner Betrachtung drei große Grundfehler: „1) Sie verquicken die so einfache Frage nach Behebung der Noth mit complicirten national-ökonomischen Untersuchungen, die, nach Früherem, für diesen Zweck ganz werthlos sind.“ Herr J. P. hat nämlich von der National-Ökonomie eine sehr schlechte Meinung. Wir glauben, mit Unrecht. Daß diese Wissenschaft bisher nicht mehr geleistet hat, dürfte besonders dem Umstande zuzuschreiben sein, daß ihre Forschungen so oft zu Partei- und Interessenzwecken tendenziös entstellt worden

sind. Uebrigens mögen ihm unsere Untersuchungen über Werththeorie u. dgl., auf die er anspielt, auch deswegen nicht so sehr wichtig erscheinen, als er mehr die Behebung des Nothstandes als die gerechte Vertheilung im Auge hat. Hauptsächlich aber um der letzteren willen ist von den Socialisten auf Werththeorien u. s. f. besonders Gewicht gelegt worden, — ob nicht manchmal freilich zu viel, lassen wir dahingestellt.

„2) Begehen (nach Herrn J. P.) die allermeisten Socialisten den Fehler, bei ihren Betrachtungen die Menschen in Klassen abzutheilen.“ Man kann zugestehen, daß zu häufig in socialistischen Kreisen die sociale Frage als eine bloße Handarbeiterfrage (was sie ja auch vorzugsweise ist) aufgefaßt wird, ein Fehler, auf den schon Fr. A. Lange s. J. aufmerksam gemacht hat. Es wird sich diese Auffassung desto mehr verlieren, je mehr gebildete Leute, zumal das gebildete Proletariat, das Proletariat „im schwarzen Rod“, wie es die Franzosen im Unterschied von dem in der Blouse nennen, sich den socialdemokratischen Reihen anschließen.

Der dritte große Fehler der Socialisten ist nach Herrn J. P. die Wuth, Alles zu organisiren.“ Der Beweis, daß dies ein Fehler und nicht vielmehr ein Vorzug sei, wird aber vergessen: denn die Aufzählung einer Reihe vermeintlicher, aber gänzlich unbewiesener schädlicher Consequenzen der Organisation der Arbeit kann als Beweis nicht angesehen werden. Uebrigens organisirt auch Herr J. P. ziemlich viel, und daß er darin nicht so weit geht, wie wir, kommt eben daher, daß ihm, wie schon hervorgehoben, vor Allem die Behebung des Nothstandes am Herzen liegt, nicht aber die Gerechtigkeit in der Vertheilung der Güter, zu deren Verwirklichung die von uns angestrebte Organisation schwerlich entbehrlich ist.

„Wir wollen“, sagt unser Autor, „den jetzigen Zustand betreffs des Erwerbes des Allernothwendigsten nicht länger dulden. Warum? Weil wir Mitleid mit den unglücklichen Nothleidenden empfinden; oder weil wir Mitleid mit uns selbst haben; oder weil wir Furcht haben, daß sich die vielen Unglücklichen selbst helfen werden, ohne uns Anderen lange zu fragen, oder weil wir vielleicht von einer Verbesserung dieses Zustandes große Vortheile für die weitere Entwicklung der Gesellschaft er-

warten, oder aus mehreren dieser Gründe zugleich.“ Es soll Jedem ein Minimum des Lebensunterhalts — nämlich: Nahrung, Wohnung, Kleidung, Heizmaterial, Medicamente, ärztliche Hülfe, unentgeltlicher Schulunterricht — gewährleistet werden, und zwar will Herr J. P. dies Minimum herbeischaffen „durch Einführung der allgemeinen Nährpflicht, die wir der allgemeinen Wehrpflicht an die Seite stellen wollen.“

Der Staat, so denkt sich Herr J. P., wird Jedem jenes Minimum des Lebensunterhalts zuertheilen, mag der betreffende Mensch arbeiten oder nicht, er wird aber auch Jeden verpflichten, mehrere Jahre in den Staatsfabriken oder in den landwirtschaftlichen Anstalten des Staats zu arbeiten, gerade wie er heute in der Armee dienen muß. Es wird zu diesem Zweck ein neues „Ministerium für Lebenshaltung“ geschaffen, welches sich in die Abtheilung für die Beschaffung des Minimums und in jene für Vertheilung desselben theilt. „In der Beschaffungssection hat man sich mit der Dekonomie der Dinge zu befassen, also mit der Erhebung und Untersuchung der Nahrungsmittel, des Viehstandes, der Einrichtungen der Staatsmühlen, des Betriebs der Staats-Bädereien, der Tuch- und Kleiderfabriken u. s. w., und eine andere Unterabtheilung der Beschaffungssection organisirt die Dekonomie der Personen, d. h. die allgemeine Nährpflicht. In letzterer Beziehung kann man die Gesetzgebung für allgemeine Wehrpflicht in den meisten Punkten gerabzu copiren. . . . Es erhebt sich sogar die Frage, ob nicht eine Vereinigung Weider möglich sein würde“. . . . „Jedes Jahr findet nun seitens des Ministeriums für Lebenshaltung die Aufstellung eines Präliminares, eines Lebenshaltungsbudgets statt, in welchem alle Bedürfnisse und deren Befriedigung quantitativ und qualitativ dargelegt sind; dieses Budget wird seitens der Vertretungskörper wie jedes Andere, und zwar als das Fundamentalste, vor allen Anderen verhandelt; jedes andere, also Heer- und Finanzbudget, müssen sich jenem accomodiren“. . . . „Jeder Staatsbürger, ohne Ausnahme, oder nur mit den nothwendig gebotenen Ausnahmen, muß eine Dienstzeit in der allgemeinen Nähr-Armee durchmachen“. . . . „Jeder Staatsbürger, resp. jeder Mensch im Staate, erhält einen auf seine Person lautenden Bezugschein auf das Minimum“. . . . „Es wird

eine internationale Rechnungskammer errichtet, deren Aufgabe die ist: daß die Delegirten der Ministerien für Lebenshaltung der betr. Staaten ihre gegenseitigen Contracte bezüglich früher erwähnter auszutauschender Artikel feststellen und für das abgelaufene Jahr gegenseitig verrechnen". . . . „Alles, was die Einrichtungen für Lebenshaltung betrifft, also die betreffenden Staatsmagazine, Staatsmühlen u. s. w. werden unter völkerrechtlichen Schutz gestellt.“ Mit der Zeit können immer mehr Bedürfnisse als die oben angenommenen für allgemein zu befriedigende angesehen, und auf diese Weise die mittlere Lebenshaltung aller Menschen ohne Ausnahme stets verbessert werden.

„Dieses ist meine Idee einer rationellen Lösung der socialen Frage“.

„Durch deren Realisirung werden wir folgendes bewirken: Erfinden, Verbessern, Arbeiten bleiben aufrecht erhalten; die wirthschaftliche Sklaverei aber hört auf, Niemand wird durch Noth gezwungen sein, Jemand Anderem unter peinlichen Bedingungen zu dienen oder seine Arbeit zu vermietthen, Niemand wird durch Rücksichten auf seine physische Existenz gezwungen sein, zu kriechen, zu heucheln, sich über unwürdige Behandlung zu kränken; die meisten Verbrechen, welche Mangel zur Veranlassung haben, werden aufhören, auch jene, die ganz speciell nur zu dem Ende begangen und offen begangen werden, um überhaupt in den Gefängnissen versorgt zu werden; das volkwirthschaftliche Spiel wird nicht mehr das Gefühl in jene tiefe Aufregung versetzen wie jetzt, denn unter allen Umständen wird Jeder festen Boden unter seinen Füßen fühlen; man wird sich den geistigen Arbeiten wie den geistigen Vergnügungen ungestörter, muthiger und freier hingeben; Reichthum, Luxus und Ergözung jeder Art werden in voller Ruhe erworben und genossen werden können, denn man wird sich keinen Vorwurf darüber machen, daß man Ueberflüssiges genießt, während Andere darben, oder, wenn man nichts derartiges zu fühlen angelegt ist, so wird man doch von der Furcht und Unruhe befreit sein, daß jene Anderen in ihrer Verzweiflung die Genüsse stören könnten.“

Gewiß hat dieses Programm viel Bestechendes. Es bildet eine Art Compromiß zwischen Liberalismus und Socialismus, welches allen Denen zusagen wird, die ihrer Natur nach geneigt sind, an das

Sprüchwort der „goldenen Mittelstraße“ zu glauben. Für uns hat das Programm zwei Hauptmängel: 1) daß es keine prinzipielle Forderung stellt, die Ungerechtigkeit zu beseitigen, sondern nur wirklichen Nothstand beheben will, 2) daß es zu wenig die Organisation der Production betont.

Erklären wir zunächst den 2. Punkt.

Nach Herrn J. P.'s Vorschlag erhält zwar Jeder ein Minimum des Lebensunterhalts, aber er wird nicht gezwungen, dafür zu arbeiten (abgesehen von seiner Nährpflichtdienstzeit), ja er kann nicht einmal irgend welchen Anspruch erheben, vom Staate beschäftigt zu werden, Arbeit angewiesen zu bekommen. Nun werden zwar durch die neuen Einrichtungen die Ueberproduktionskreise etwas an Intensität und Dauer verlieren, aber das dürfte nicht viel sein, und nach wie vor wird es eine große Menge Leute geben, welche keine Beschäftigung finden können. Warum sollte dieses Ueberbleibsel aus der Privatcapitalwirthschaft fortbestehen? Kann nicht der Staat Jedem, der Arbeit nachsucht, ebensogut wie Jedem, der Brod verlangt, solche gewähren und ihm dafür das Minimum des Lebensunterhalts entsprechend erhöhen? Wir wüßten nicht, welche Schwierigkeiten das haben könnte, und glauben auch bestimmt, daß man sich, wenn das Programm des Herrn J. P. durchgeführt wäre, sehr bald zu einer diesbezüglichen Erweiterung entschließen würde. Damit wäre man denn auch dem eigentlichen Socialismus noch ein beträchtliches Stück näher gekommen. — Erreicht hätte man denselben freilich nicht eher, als bis man die immer noch bestehenden großen Ungerechtigkeiten in der Vertheilung ausgeglichen hätte. Die sociale Organisation, wie sie uns hier vorgeschlagen wird, und selbst mit der soeben geschilderten Ergözung, würde nicht ausschließen, daß eine Anzahl Leute, ohne zu arbeiten, im Ueberfluß und größten Luxus von dem Leben, was andere erarbeitet haben: denn Renten = Einkommen aus Privatkapital würde zum Theil fortbestehen. Die „sociale Frage“ aber, davon sind wir überzeugt, wird nicht eher „rationell gelöst“ sein, als bis derartige Unbilligkeiten das Rechtsgefühl nicht mehr werden verletzen können.

Der folgende Abschnitt des Buches handelt von dem Verbrechen und der Strafgesetzgebung. Herr J. P. findet,

daß unsere Straftat keinen Sinn habe, und daß sie ihren Zweck nicht erreiche. In der Ausführung dieses Gedankens haben wir vieles Wahre gefunden, ohne daß wir Allem unbedingt zustimmen möchten; so scheint uns der Herr Verfasser die abschreckende Wirkung der Strafe doch zu unterschätzen. — Die Rache will er auch nicht als Motiv zur Strafe angesehen wissen — hierin sind wir mit ihm einig —, und so kommt er zu dem Vorschlag: über den Verbrecher keinerlei Strafe zu verhängen, ihm überhaupt nie ein anderes Uebel zuzufügen, als etwa jenes, welches aus der Methode, uns vor ihm zu schützen, sich von selbst ergibt; dieser Schutz selbst aber solle so ausgiebig als nur möglich sein. „Ich stelle mir vor“, sagt er, „daß die Thätigkeit der betreffenden Gerichte darin zu bestehen hätte, den Thatbestand genau zu untersuchen, und zum Schlusse der Hauptverhandlung ein Resumé abzufassen, in welchem die Bezeichnung der Person, ihre kurzgefaßte Biographie, die That und die einflußreichsten inneren und äußeren Factoren ganz objectiv, präcis, ohne irgend ein Epitheton, ohne Lob und Tadel, enthalten sind.“ Diese Resumés erhalten eine möglichst große Publicität, damit sich die Gesellschaft selbst ein Urtheil über den Angeklagten bilden und sich vor ihm schützen könne. Damit aber, wenn dieser mehr moralische Schutz nicht ausreichen sollte, noch bestimmte, verstärkte Schutzmittel, wie z. B. Entziehung der Mittel zu Schaden, gewisser Gewerbe, gewisser Stellungen in der Gesellschaft, Verweisung aus bestimmten Bezirken, Internirung in solchen, polizeiliche Beaufsichtigung u. s. w. in Anwendung gebracht werden können, so tritt, nachdem das Resumé ausgefertigt ist, das Richtercollegium ab, und ein Beamter der öffentlichen Sicherheit richtet an eine große Jury, die Sicherheitsjury, die Frage, ob sie, als Vertreterin der Gesellschaft, die Ergreifung von Sicherheitsmaßregeln bezüglich des Angeklagten für angezeigt halte. Revisionen der Urtheile seitens der Jury finden von Jahr zu Jahr statt, damit sie entscheide, ob weitere Schutzmaßregeln nöthig sind oder nicht.

Dies die Ansichten des Herrn J. P., mit denen wir zwar nicht vollkommen einverstanden sind, der Discussion aber — die in einer Bücher-Anzeige zu weit führen würde — angelegentlich empfehlen.

Schließlich wendet sich unser Autor noch zu einem sehr wichtigen Punkte, der Kriegspflicht. „Ich wünsche“, sagt er, „wir sollen, da doch alle Institutionen von uns und für uns selbst geschaffen werden, verlangen, daß keine Person im Staate, keine Corporation, ja keine Majorität der ganzen Bevölkerung auf dem Wege des Rechts — von Gewalt ist überhaupt nicht zu sprechen — Jemand soll anhalten können, bei Ausbruch eines Kriegs in die Armee einzutreten.“ Es sollen demnach zwar die bestehenden Gesetze über die Ausbildung der jungen Leute in Kraft bleiben, aber nur der soll in das active Heer beim Ausbruch eines Krieges einzutreten haben, wer durch seine Unterschrift dem Kriege zustimmt; wer sich nicht meldet, an den hat man weiter kein Recht. Die Listen der Zustimmenden gehen an die Volksvertretung und diese leitet sie an den Sach- d. i. an den Kriegsminister. Der Letztere wird nun zu entscheiden haben, ob Aussicht ist, mit dieser bestimmten Anzahl von Angemeldeten den Krieg zu unternehmen oder nicht.

Soweit Herrn J. P.'s Vorschläge. Insofern sich dieselben auf die soziale Frage, auf die Umänderung unserer Strafgesetzgebung und auf die Verbesserung der Gesetze für die Verpflichtung zum Kriegsdienst beziehen, meint ihr Verfasser zum Schluß des Buches, können sie „nicht nur bereits in Angriff genommen, sondern auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Thatfachen werden. Und zwar ohne jede Vergewaltigung, ohne daß irgend Jemandem ein Haar gekrümmt, ohne daß die bestehende Ordnung und der ruhige Fortgang des Staatslebens irgendwie gestört würde“.

— g.

Friedrich von Hellwald. Die Umgestaltung des Orients als Culturfrage. (Augsburg, Lampart u. Co. 1878. 98 S.)

Der bekannte Culturhistoriker sucht in dieser Schrift nachzuweisen, daß die orientalische Frage keine europäische mehr, sondern lediglich eine osteuropäische sei, und daß die Erhaltung der Türkei weder möglich sei noch im Interesse Osteuropa's gewünscht werden könne. Gegen die letztere Behauptung wird sich wenig einwenden

lassen: selbst ein so warmer Turkopphile wie Bambergy hat sich dahin ausgesprochen, die Türkei könne wohl modernisiert, nicht aber europäisiert werden. So gerne man Hellwald zugeben kann, daß die Türkei unter der Herrschaft der Osmanen so wenig in Zukunft ein Culturland werden wird, als sie bis jetzt etwas Bemerkenswerthes für die Cultur geleistet hat, und wenn man auch zugestehen mag, daß die Türkei unter russischer Herrschaft eher fortschreiten wird als unter der der Osmanen, so wird man doch keinesfalls gelten lassen dürfen, daß bei der orientalischen Frage nur die Interessen der Türkei in's Spiel kommen. Diese Frage ist sicherlich mehr als eine von nur lokaler Bedeutung, Hellwald schenkt diesem Punkte viel zu wenig Aufmerksamkeit. Er bedenkt nicht, daß die in Westeuropa absterbenden dynastischen Interessen ihren Haupthort noch in der Macht des Jaren haben, und daß jede Vergrößerung dieser Macht die mühsam errungenen und zu erringenden westeuropäischen Freiheiten bedroht. Für eine Erziehung der türkischen Pascha's durch russische Gouverneure und Vasallen-Fürsten können sich oder sollten sich daher die westlichen Völker nicht erwärmen. — Uebrigens sind ja noch andere und bessere Auswege offen. Hellwald warnt entschieden davor, die Ausdehnung der englischen Macht im Mittelmeer zu befürworten. Daran haben allerdings die continentalen Handelsländer Europa's nicht das geringste Interesse, und gewiß vom socialistischen Standpunkt muß jede Verstärkung der Macht des hervorragendsten Capitalistenstaats zurückgewiesen werden. Aber warum erwähnt Hellwald nicht mit einer Silbe Oesterreich, Griechenland, Italien, Deutschland? Was würde, vom Gesichtspunkte der Culturfrage dem entgegenstehen, die türkischen Provinzen zwischen Griechenland und Oesterreich, dessen Schwerpunkt sich doch naturgemäß immer mehr nach Osten verschiebt, zu theilen und Constantinopel, wenn nicht zu einer freien Stadt (was das Beste wäre), zu der Hauptstadt des griechischen oder der zweiten Hauptstadt des österreichisch-ungarisch-türkischen Staats zu erklären?*)

R. R.

Lorenz von Stein. Die Volkswirtschaftslehre. Zweite vollständig neue Auflage. (Wien, Braumüller, 1878. 578 S.)

Wer in diesem Buche des bekannten Geschichtsschreibers des Socialismus und Communismus interessante Auseinandersetzungen über die brennenden socialen Streitigkeiten der Gegenwart, insbesondere die Frage, ob Gemeinwirtschaft oder freie Concurrenz, anzutreffen hoffte, würde sich enttäuscht finden. Es enthält der Hauptsache nach nur abstrakte und trodene und in jenem, aus früheren Jahrzehnten stammenden langweiligen und ungenießbaren philosophischen Jargon abgefaßte Beschreibungen des wirtschaftlichen Lebens, hauptsächlich nach dessen juristischer Seite hin, indem der Verfasser alle weiter gehenden Untersuchungen der Staats- und Verwaltungswissenschaft überläßt. Dadurch erhalten die socialen Theorien und Bewegungen nur eine summarische Behandlung und kaum eine Kritik. Socialistenfreundlich ist diese Kritik nicht: Professor von Stein giebt sich, soviel aus seinen Andeutungen geschlossen werden kann, durchaus als einen Anhänger des gegenwärtigen Systems und als Vertheidiger der Rechte des Capitals zu erkennen. Es scheint fast, als ob er nicht ohne Absicht diejenigen Dinge übergeht, welche in grelleren Farben die fehlerhafte Beschaffenheit der bestehenden Zustände zeigen könnten. So spricht er wohl von der Ueberspeculation und den Fallissements in ihrem Gefolge, von den schlimmen Consequenzen derselben für die arbeitenden Klassen aber schweigt er; so redet er von der „Ausbeutung“, welche im Geldwucher, im sog. Cottage- und Trucksystem (Lohnwucher), im Schwindel liegt, von der Ausbeutung, welche das Lohnsystem selbst mit sich bringt, spricht er nicht. „Jedes Einzelcapital erzeugt durch seine Arbeit sein Produkt“, heißt es an einer anderen Stelle (S. 218), und der Arbeiter vergift, sagt er in einem Abschnitt über den Kampf um den Arbeitslohn (S. 548), daß der Capitalist sein Capital nur durch Arbeit gebildet hat und

*) Wir geben diese letzten Ausführungen unseres Herrn Mitarbeiters mit allem Vorbehalt wieder, erinnern jedoch an die in Nr. 15 d. „Zukunft“ S. 463 abgedruckten Aeußerungen Lassalle's. Offenbar sollen die Aufgaben, die

vor 15 Jahren, als der deutsche Bund Oesterreich noch umfaßte, Lassalle Deutschland in der orientalischen Frage zumies, heute vor Allem Oesterreich zu.

wiederum mit oft saurer Arbeit vermaltert. Wie reimt sich dieser Ausdruck mit dem Capitel über den Wucher, geschweige mit den jetzt schon längst Gemeingut der Wissenschaft gewordenen sozialistischen Lehren über die Entstehung des Capitalzinses u. s. w. zusammen? Aber freilich, den Zins „muß der Nichtbesitzende, werden wir belehrt (S. 405), dem Capitalisten zurückgeben, nicht weil es rechtens ist, sondern es ist rechtens, weil er es wirthschaftlich thun muß. Denn thäte er es nicht, so wäre das Capital selbst werthlos; wäre es werthlos, so würde es eben nicht gebildet, so wäre für die capitallose Arbeit eben kein Capital und kein Erwerb vorhanden. Ohne Zins ist das Capital wirthschaftlich unmöglich, wie die Unternehmung ohne Gewinn. Der Unterschied von Capital und Capitallosigkeit, von Reichthum und Nichtbesitz ist daher das, was wir eine organische Thatfache nennen. Es war ewig und wird ewig bleiben“ — bis, fügen wir als einzigen Commentar diesem classischen Satz hinzu, die Gemein-schaftlichkeit des Capitals der ungerathenen Ausbeutung desselben durch die Einzelnen Grenzen setzen wird.

Wir glauben mit dieser kleinen Auslese den Geist des Buches genügend gekennzeichnet zu haben. Weiteren Raum an die Widerlegung der darin niedergelegten Ansichten zu wenden, halten wir für um so überflüssiger, als die Art, in der das Buch geschrieben und seine bereits oben gekennzeichnete Sprachweise dafür sorgen werden, daß es nicht allzuvielen Lesern finden wird.

Pm.

C. Landsberg. Die gegenwärtige Lage der Industrie und die Bestrebungen zur Förderung des Handwerks in Werkstatt und Schule. (Hannover, Schmorl u. von Seefeld, 1878. 35 S.)

Die vorliegende Broschüre spricht sich für die Errichtung von Lehrwerkstätten und gewerblichen Fachschulen aus, ohne jedoch den Gegenstand so ausführlich und gründlich zu behandeln, wie die früher (s. Nr. 18 d. Bl.) besprochenen Schriften des Herrn Dr. Bücher. Angeregt wurde die Arbeit durch Erörterungen des Gewerbevereins zu Hannover über die Errichtung einer Lehrwerkstätte für feinere mechanische Arbeiten an diesem Orte. Die- sollte mit einer Fachschule für mechanische Gewerbe verbunden werden, welche nicht allein die Besucher der Lehrwerkstätte aufnehmen, sondern auch anderen Gewerbetreibenden, z. B. Schlossern, Blecharbeitern, Uhrmachern zugänglich gemacht werden sollte. — Die an sich unbedeutende Broschüre mag immerhin als Zeichen dafür angesehen werden, daß man sich mit den betreffenden Fragen in weiteren Kreisen zu beschäftigen beginnt*). H.

*) Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß unlängst Herr Martin Radaud in der französischen Deputirtenkammer vorgeschlagen hat, es sollten mit den Gemeindeschulen, da wo es der Gemeinderath für nützlich erachtete, Lehrwerkstätten verbunden werden, und im Falle die Gemeindemittel hierzu nicht ausreichten, sollte der Staat helfend eingreifen. — Auch brachte die französische socialistisch angehauchte Zeitschrift „Le Devoir“ in Nr. 16 v. 23. Juni aus der Feder ihres Redacteurs Champury einen Aufsatz über die Lehrwerkstätten, den wir indeß nicht vollkommen zu billigen vermögen.

Berichtigung.

In Nr. 20, S. 618, 2. Spalte, Zeile 5 v. o., muß es heißen statt „unter uns“: „innert uns“ (schweizerisch für „innerhalb“).

Strafrecht, Strafverfahren und Strafvollzug im Lichte des Socialismus.

Unter besonderer Berücksichtigung eines für das Deutsche Reich zu schaffenden
Strafvollzugs-Gesetzes.

(Fortsetzung.)

Das Strafverfahren.

In Bezug auf den Kriminalprozeß hat die neuere Zeit soviel vortreffliche Grundsätze zu Tage gefördert, daß es sich nur um deren konsequente Durchführung in der Praxis handelt.

Wir leiden in der ganzen Gesetzgebung an einer Halbheit, welche auf das Widerstreben der Regierungen gegen gründliche Reformen und auf die nachgiebige Haltung der im Parlament herrschenden Partei zurückzuführen ist; dieselbe ist schon zufrieden, wenn der liberale Schein nur gerettet ist. So haben wir ein Freizügigkeitsgesetz, welches zuläßt, daß mißliebige Staatsbürger polizeilich von einem Ort zum andern geschubst werden, ein Haftpflichtgesetz, welches da gerade den Dienst versagt, wo es am nöthigsten gebraucht wird, Coalitionsfreiheit, welche die Polizei beliebig aufheben kann, und noch viele andere Gesetze, die sich alle mit den schönen Worten frei und Freiheit schmücken, während sie der Beamtenwillkür Thor und Thür öffnen oder am Ende das wieder aufheben, was sie am Anfang versprochen haben.

Die Justizgesetze lassen dieselbe Halbheit erkennen.

Das Recht der Verttheidigung ist anerkannt, aber der Angeklagte ist deshalb freilich, noch lange nicht in die günstige Position gebracht, welche dem öffentlichen

„Die Zukunft“. 1. Jahrg. Heft 22. (15. August 1878.)

Ankläger eingeräumt ist; wir haben öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, deshalb werden aber doch noch erschrecklich viele Akten von zweifelhaftem Werthe geschrieben, es muß noch so mancher Angeklagte, wenn er ohne Rechtsbeistand dem Untersuchungsrichter gegenübersteht, den Segen der Deffentlichkeit entbehren, und wir haben heimliche Gerichtsverhandlungen in politischen Prozessen erlebt, die die Deffentlichkeit im höchsten Grade nothwendig gehabt hätten; wir sehen die Majestät des Volkes unter der Form der Schwurgerichte wenigstens andeutungsweise anerkannt, nichtsdestoweniger wird aber noch immer der weitaus größte Theil der Prozesse von Berufsrichtern entschieden, die nicht vom Volke gewählt sind, sondern einen besonderen Stand bilden und mehr oder minder von der Regierung, abhängen.

Das Strafverfahren bedarf also einer gründlichen Reform.

Das erste und wichtigste Erforderniß ist, daß der in dem Prinzip der Schwurgerichte liegende demokratische Gedanke die ausgebehnteste Anwendung finde. Die Idee, einem Stande die Rechtspredung zuzuweisen, ist eine vollständig mittelalterliche und widerstrebt allen vernünftigen Grundsätzen der neuen Zeit.

Die Stellung eines Richters ist eine so schwierige und erfordert so sehr das Vertrauen aller Staatsbürger, daß man in

der That alle Ursache hätte, nur die besten Bürger zu solchem Amte zu verwenden. Unsere Richter nun in allen Ehren, aber dafür, daß sie die besten Bürger wären, giebt es wenigstens keine Gewähr. Zum Richterstande wenden sich vorzugsweise die Söhne der herrschenden Klassen, sie wachsen also in den Vorurtheilen der Bevorrechteten auf, und man wird nicht irre gehen, wenn man sie demnach mit den Schwächen und Fehlern dieser Klassen behaftet glaubt. Die Wahrnehmungen, welche man in unsern Universitätsstädten an den zukünftigen Richtern machen kann, sind auch gar nicht geeignet, dieser Annahme zu widersprechen. Im günstigsten Falle sind sie ganz gewöhnliche Menschen, die, analog ihren Mitbürgern, gewisse Procentsätze von edeln und unedeln Charakteren, bevorzugten und gewöhnlichen Geistern in ihrer Mitte haben. Es gilt indessen auch von ihnen, was Dingelstedt von den Menschen im Allgemeinen sagt, nachdem er ihre Leidenschaften geschildert hat:

„Doch tragen sie verständig
Kein Spiegelchen auf der Brust“;

ja man giebt sich sogar Mühe, den Richtern durch gewisse Aeußerlichkeiten einen besonderen Nimbus zu geben, sie bleiben aber doch, und trotz Robe oder Uniform, ganz gewöhnliche Menschen.

Um, wie nöthig, die besten Geister, die edelsten Charaktere zum Richteramte zu berufen, giebt es nur einen Weg: die freie Wahl durch das Volk. Freilich, damit hätte es mit dem Römerrecht, mit den famosen Commentatoren unserer Strafgesetzbücher, mit allen Finessen, Schlingen und Fangeisen des Prozeßverfahrens, kurz, mit der ganzen Juristerei von heute ein Ende; das wäre aber wahrlich kein Unglück, denn an ihre Stelle würde eine Auffassung des Strafrechts und eine Praxis des Strafverfahrens treten, die sich der Volksanschauung anschloße und sich mit ihr vorwärts entwickelte.

Selbstverständlich könnten solchem Volks-

richtertum nicht unsere heutigen Schwurgerichte als Muster dienen, denn diese Volksrichter hätten nicht bloß in allen Fällen und ohne Hinzuziehung von Berufsrichtern Recht zu sprechen, sondern sie müßten auch aus Volkswahlen auf Grund des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts hervorgehen. Ganz abgesehen von dem dieser Forderung zu Grunde liegendem sittlichen Recht, ist dieselbe eine einfache Konsequenz des allgemeinen Stimmrechts für die höchste gesetzgebende Körperschaft; wenn das Volk durch seine Vertreter sich seine Gesetze selbst giebt, muß es auch die Wächter derselben bestimmen können, sonst ist die ganze sogenannte Volksgesetzgebung eitel Spiegelfechtere. Daß man nicht den besitzenden Klassen Vorrechte einräumen darf, versteht sich von selbst, denn es handelt sich ja darum, die besten Bürger, aber nicht die reichsten zum Richteramt zu berufen, und wenn gewiß auch in den besitzenden Klassen befähigte Personen zu finden sein werden, so gilt doch von den Reichen im allgemeinen das Wort des Dichters:

„Ihr habt das Gold, Ihr seid die Reichen,
Ihr habt die Macht und macht das Recht,
Mit oder ohne Wappenzeichen,
Ihr seid ein stolz und schön' Geschlecht.“

Wenn die Reichen im gesellschaftlichen Leben die Armen beherrschen und ausbeuten, und wenn sich das nicht täglich ändern läßt, so sollten ihnen wenigstens da keine Vorrechte eingeräumt werden, wo es sich ausschließlich um Recht und Gerechtigkeit handelt.

Man wird einwenden, daß bei solchem Verfahren die Parteileidenschaften sich geltend machen, sehr oft unfähige Persönlichkeiten zum Richteramt gelangen und noch viel schlimmere Mißgriffe in der Rechtsprechung herbeigeführt werden könnten als nach dem bisherigen System. Es kann zugegeben werden, daß in der ersten Zeit nach einer solchen Reform in gewissen Landestheilen das Volk sich als noch nicht reif für dieselbe zeigen würde, allein das

ist kein Grund die Maßregel zu unterlassen; denn wenn man solchen Erwägungen stets Raum geben wollte, so würde überhaupt jeder Fortschritt unterbleiben müssen. Die vom Volke zu übende Selbstregierung will gelernt sein, dazu gehört aber vor allen Dingen Übung. Uebrigens ließen sich auch recht wohl gesetzliche Schutzvorrichtungen anbringen, um zeitweiligen Mißständen zu begegnen. Jedenfalls bieten die durch das neue deutsche Gerichtsverfassungsgesetz in Aussicht genommenen Einrichtungen gar keine Gewähr, daß Vorurtheil und Parteileidenhaft den Richterbänken gänzlich fern bleiben müssen. Was die nach gedachtem Gesetz aufzustellende Schöffensliste betrifft, so sind dabei zwar keineswegs demokratische Grundsätze zur Geltung gekommen, indessen möchte das noch hingehen. Allein die Art und Weise wie die Schöffen selbst gewählt werden sollen, beweist, daß es darauf abgesehen ist, nur Personen aus den herrschenden Klassen zum Amte eines Schöffen gelangen zu lassen. Nach § 40 des angezogenen Gesetzes werden die Schöffen von einem Ausschusse gewählt, welcher besteht aus dem Amtsrichter als Vorsitzenden und einem von der Landesregierung zu bestimmenden Staats-Verwaltungsbeamten, sowie sieben Weisikern. Wer wählt nun diese Weisiker? Das Volk? Die in der Schöffensliste eingetragenen Bürger? Nein!

Die Wahl erfolgt nach näherer Bestimmung der Landesgesetze durch die Vertretungen der Kreise, Ämter, Gemeinden oder dergleichen Verbände; wenn solche Vertretungen nicht vorhanden sind, durch den Amtsrichter. Die Ernennung der Geschworenen erfolgt in analoger Weise.

Schöffen und Geschworene werden also nichts weniger als einen volksthümlichen Charakter haben, die Regierung wird auch bei Constituirung der aus ihnen zu bildenden Gerichtshöfe sehr bedeutenden Einfluß ausüben, und es wird an Partei-

leidenhaft und zu Tage tretendem Klasseninteresse nicht fehlen.

Es ist auch keineswegs die Beforgniß, daß die von uns ins Auge gefaßte volksthümliche Einrichtung der Gerechtigkeit Schaden bringen könnte, was unsere herrschenden Klassen veranlaßt, gegen dieselbe Front zu machen, sondern die Erkenntniß, daß ihnen selbst damit ein gewaltiges Machtmittel aus der Hand genommen würde. Dies muß aber geschehen, denn es liegt eine Ungerechtigkeit darin, eine Gesellschaftsklasse, die Besitzenden, über die anderen, die Nichtbesitzenden, Recht sprechen zu lassen; auch muß die Omnipotenz des Staates gebrochen werden, insbesondere dann, wenn er in der Hand einer verschwindend kleinen aber mächtigen Minorität, anstatt in der des gesammten Volkes sich befindet. Wie würden unsere Bourgeoisie und der Adel über Vergewaltigung schreien, wenn es jemals dem Proletariat einfiel zu sagen: bisher haben ausschließlich die Reichen geherrscht und über uns zu Gericht gesessen, nun wollen wir den Spieß umdrehen und Gleiches mit Gleichem vergelten!

Eine Reform des Strafverfahrens in dieser Hauptsache würde ganz von selbst weitere Reformen mit sich führen, indessen wäre es überflüssig, jetzt hier näher darauf einzugehen, da an die Verwirklichung von Veränderungen, die den Interessen unserer herrschenden Klassen so schroff widersprechen, zunächst nicht zu denken ist.

Allein es giebt vieles Schlimme an dem herrschenden Strafverfahren, das sich ohne radikale Umgestaltung desselben ändern ließe, wozu nicht einmal eine neue Gesetzgebung, sondern lediglich der gute Wille und eine zeitgemäße Erkenntniß der Richter nöthig wäre.

Eine der wichtigsten hierher gehörenden Fragen ist die Individualisirung bei der Strafzumessung. Wie wir schon angedeutet haben, schenkt unsere Strafgesetzgebung und die herrschende Strafrechtstheorie der Nothwendigkeit, auf die

Eigenartigkeit des zu bestrafenden Individuums Rücksicht zu nehmen, nicht genügende Aufmerksamkeit, immerhin aber ist dem Richter ein ziemlicher Spielraum zwischen dem vom Strafgesetz für ein bestimmtes Vergehen oder Verbrechen festgestellten höchsten und niedrigsten Strafmaß gelassen. Wie nun bezeugen unsere Richter die ihnen gegebene Freiheit?

Im Allgemeinen folgen sie dem zur Gewohnheit gewordenen Gebrauch, wie sich wiederholt ganz deutlich gezeigt hat, wenn ein milderes Strafgesetz einem strengeren oder umgekehrt ein strengeres einem milderen Platz machte; im letzteren Falle fuhr man fort, milde, im letzteren harte Urtheile zu fällen, bis sich nach und nach wieder eine andere Praxis gebildet hatte, nach welcher für ein bestimmtes Vergehen eine bestimmte Strafe ausgesprochen wurde. Es soll damit nicht gesagt werden, daß dem Gesetze zuwider, das Vorhandensein mildernder Umstände nicht berücksichtigt worden wäre, aber thatsächlich unberücksichtigt blieb die Erwägung, ob die gleiche Strafe für das gleiche Vergehen nicht den einen Gesetzesverlezer unendlich härter treffen mußte, als den andern. Wir wollen versuchen, das durch ein Beispiel klar zu machen.

Denken wir uns zwei Menschen von gleichem Alter und insofern von gleichem Charakter, als sie beide jähzornig und zu Gewaltthätigkeiten geneigt sind; sie haben beide unter gleichen Umständen einen Todtschlag begangen, sie sind gereizt worden, der Eine von seiner Frau, die er erschlug, der Andere von dem Freunde, der seinem Streiche erlag; mildernde Umstände sind für den Einen soviel oder sowenig als für den Andern vorhanden. Die Richter werden sie ohne Zweifel zu gleichen Strafen verurtheilen. Und doch, wie verschieden hart würden diese Strafen für beide sein! Denn der Eine ist ein allgemein geachteter und gekannter Mann, er hat ein blühendes Geschäft, zahlreiche Verwandte, Kinder, die seiner Sorge bedürfen und die er

zärtlich liebt. Der Andere ist gewöhnt von der Hand in den Fuß zu leben, Niemand kennt und liebt ihn, Niemand bedarf seiner liebenden Fürsorge. Was brauchten wir das Bild eines zumalen, Jedermann wird fühlen, daß dem Ersteren das Gefängniß zu ertragen werden muß, aus der er vielleicht gekümmert an Geist und Körper hervorgeht, während der Letztere die Einsperrung mit Leichtigkeit erträgt.

In solchen Fällen, die erschreckend vorkommen, ist der Justitia mit ihrer Binde vor den Augen nicht gebietet.

Andererseits lieben es die Richter die Vergehen oder Verbrechen, wenn sie nach einer bestimmten Richtung hin prächtiger als gewöhnlich zum Vorschein kommen, härter als gebräuchlich zu bestrafen und sie glauben, auf diese Weise erschreckend zu wirken. Sie irren nicht bloß in Bezug auf die Gerechtigkeit der Strafe, sondern auch in Ansehung der erhofften Wirkung.

Wenn ausnahmsweise viele Diebstahlvorfälle vorkommen, so liegt das an dem herrschenden Nothstand, vermehrte Widersetzlichkeit gegen Beamte liegt an deren brüskem Auftreten, unverhältnißmäßig viele Schlägereien sind eine Folge schlechter Volkserziehung, zahlreiche Privatbeleidigungen haben ihren Grund in der Mangelhaftigkeit der betreffenden Persönlichkeiten; in solchen Fällen verringern die verschärften Strafen nicht die betreffenden Vergehen, sondern sie vermehren dieselben oft noch; und es wird dann immer den Verurtheilten ein gewisses Maß von Unrecht zugesagt.

Es ist, wie schon einleitend bemerkt wurde, mit dieser Arbeit nicht eine eingehende Kritik des Strafverfahrens beabsichtigt, da hierzu die praktischen Erfahrungen und Kenntnisse eines Juristen nöthig wären; allein selbst unsere freisinnigsten Juristen sind leider in ihrem Urtheile über unser Justizwesen gar sehr zurückhaltend, weil das Richterpersonal, trotz aller Reden von der Unabhängigkeit desselben, das

Mißfallen der Vorgesetzten, die Advokaten aber das Uebelwollen der Gerichtshöfe fürchten, und deshalb mögen uns als Laien noch einige Bemerkungen gestattet sein.

Staatsanwälte und Richter, also insbesondere die Präsidenten der Gerichtshöfe, sollen nach den gesetzlichen Bestimmungen neben den für den Angeklagten belastenden Momenten auch Das zu Tage zu fördern suchen, was zu seiner Entlastung dienen kann. Davon ist aber leider in vielen Fällen Nichts zu merken, sondern die Staatsanwälte stürzen sich oft mit voller Leidenschaft auf den Angeklagten, und die Präsidenten lassen beim Verhör und sonstigen Bemerkungen durchblicken, daß sie den Angeklagten schon für schuldig halten, noch ehe die Verhandlung zu Ende und das Urtheil gesprochen ist. Nicht selten sind höhnische, ja beschimpfende Bemerkungen; nannte doch Herr Tessedorf einen jugendlichen Socialisten, der wegen einer Rede oder eines Zeitungsartikels angeklagt war, in der Gerichtsverhandlung einen dummen Jungen! Derselbe hat freilich noch manches Andere fertig gebracht, er beantragte z. B. gegen den Reichstagsabgeordneten Most zwei Jahre Gefängniß wegen eines Vergehens, das der Gerichtshof mit drei Monaten für genügend gesühnt erachtete, und nahm keinen Anstand, in gänzlich unmotivirter Weise die Frauen Hahn und Stagemann mit der Cassulitsch zu vergleichen. Mag nun Herr Tessedorf, weil er Außerordentliches leistet, auch nicht ganz maßgebend für alle andern Justizbeamten anzusehen sein, so läßt sein Verfahren doch recht bedenkliche Schlüsse darüber zu, was Gerichtsbeamte in Deutschland wagen können, welche Freiheiten ihnen von Seiten der Oberbehörden gewährt werden. Um übrigens zu beweisen, daß auch außerhalb Deutschlands ähnliche Dinge vorkommen, führen wir hier noch einige Beispiele an. In Nr. 87 der „Frankf. Ztg.“ vom 28. März 1878 ist zu lesen:

„Das gestern vom pariser Kriegsgericht ausgesprochene Todesurtheil gegen den 73 jährigen Zeichner Garci wegen Theilnahme an der Erschießung der Generale Thomas und Lecomte wird selbst von gemäßigten republikanischen Blättern sehr scharf kritisiert. Dieselben heben namentlich das aller Würde Hohn sprechende Benehmen des Präsidenten hervor, der den Angeklagten wiederholt und ohne jede Veranlassung mit den gemeinsten Schimpfworten belegte“.

Geläufig der Berichterstattung über den Prozeß der Theresie Simmère in Wien schreibt die „Frankf. Ztg.“:

„Wenn der Staatsanwalt Graf Lamezan in seinem Schlussvortrage bemerkte, es beschleiche ihn, dessen Herz dreifach gepanzert ist, angesichts des „gottverlassenen Bildes“, das die Angeklagte gewähre, ein tiefes Mitleid ob der düsteren Vereinsamung ihrer Seele, muß hingegen konstatiert werden, daß der strenge Wächter des Gesetzes im Sprengel des Wiener Landgerichtes während der Verhandlung diesem Mitleid keinerlei Ausdruck gab. Er überschüttete vielmehr die unglückliche Person im Laufe der langen Debatten mit Hohn. Wir halten diese Art, die Anklagen zu vertreten, und Angeklagten, sei ihr Verbrechen auch noch so schrecklich, entgegenzutreten, für eine dem humanen Geiste unserer Zeit, wie dem würdigen Ernste des staatsanwaltschaftlichen Amtes widersprechende. Die Heiligkeit des Unglückes hat einen Anspruch auf Achtung, selbst des verschuldeten, und das Verbrechen ist doch in seinen äußersten Konsequenzen ein Unglück, ein schreckliches Unglück! Die düsteren Zeiten des Mittelalters und Alterthumes, da Verbrecher zur Belustigung Derer, die es noch nicht waren, sich in Kämpfe mit Bestien einlassen mußten, sind vorüber, und das Jahrhundert, in dem wir leben, gestattet es nicht, daß das Opfer mit Roth beworfen werde, bevor es zur Richtbank geschleppt wird. Diese Bemerkungen konnten wir angesichts des eigenthümlichen Auftretens des Grafen Lamezan in der Verhandlung, angesichts der heiteren und boshaften Witze, die er, unbedingt ein geistreicher und witziger Kopf, gegen die um ihre Existenz ringende Angeklagte unaufhörlich in das Auditorium schleuderte, nicht unterdrücken; sie werden

nicht vom Gefühle der Sympathie für Theresie Simmere inspirirt, sondern sind lediglich von unserem Rechtsgeföhle, von unserer juristisch-humanitären Ueberzeugung diktiert“.

Wir haben diesen vortrefflichen Worten nur noch hinzuzufügen, daß es insbesondere die Aufgabe des Gerichtspräsidenten wäre, sich des Angeklagten anzunehmen, da seine Stimmung zuweilen eine ganz furchtbar gedrückte sein muß. Man denke sich nur, wie die Angeklagten nicht selten aus der Haft dem Gerichtshofe zugeführt werden, in schmutziger Wäsche und zerrissenen Kleidern, hungrig und durstig; dazu kommt dann die Unkenntniß der Gerichtsformen und der gesetzlichen Bestimmungen, Alles sehr wesentliche Ursachen, die Vertheidigungskraft des Angeklagten zu schwächen, welche derselbe so nöthig hat, selbst wenn ihm ein Vertheidiger zur Seite steht; gefällt sich hierzu nun noch ein unfreundliches oder gar feindseliges Benehmen des Gerichtspräsidenten, so gehört eine ganz ungewöhnliche Energie von Seiten des Angeklagten dazu, um sein Interesse voll und ganz wahrzunehmen. Gegen die Staatsanwälte fanden wir die Gerichtspräsidenten zuweilen von einer Sorte Artigkeit, welche ganz seltsam mit ihrem Betragen gegen die Angeklagten kontrastirte.

Ein Hauptgrundsatz beim Strafverfahren müßte sein, keinen Angeklagten ohne den ganz zweifellos erbrachten Schuldbeweis zu verurtheilen, denn es ist ohne Zweifel besser, daß zehn Schuldige strafflos ausgehen, anstatt daß auch nur Ein Schuldloser bestraft wird. Nach diesem Grundsatz verfahren aber manche Richter durchaus nicht; sie verurtheilen vielmehr, wenn sie nach ihrer inneren Ueberzeugung den Angeklagten für schuldig halten. Sie sind aber doch bloß Menschen und, wie wir oben ausgeführt haben, in keiner Weise ungewöhnliche Menschen, sie können sich demnach irren. Daß dies der Fall ist, wird durch schreckliche Beispiele in seltenen Fällen bewiesen, aber es ist in der Regel bloß der Zufall, der einen sogenannten Justiz-

mord an's Licht bringt, ungleich zahlreicher, so muß man fürchten, mögen die Fälle sein, wo kein glücklicher Zufall dem unschuldig Verurtheilten zu Hülfe kommt; denn was sollte der Aermste noch für sich thun können, wenn er einmal in der Strafanstalt begraben ist? Eine große Rolle spielen bei den Verurtheilungen, die sogenannten thatsächlichen Feststellungen. Es ist Nichts gegen dieselben einzuwenden, wenn sie sich auf wirkliche Thatfachen beziehen; man kann durch Zeugen feststellen, daß der Angeklagte zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte gewesen, daß er irgend etwas gethan oder gesagt habe, daß er im Besitze eines Gegenstandes gewesen ist; damit begnügen sich aber die Richter nicht, sie stellen auch thatsächlich fest, was ein Angeklagter beabsichtigt, geföhlt oder gedacht hat. Das heißt denn doch nichts Anderes, als daß sie, die Richter, ihre eigne Meinung für unfehlbar erklären, und diese Praxis ist um so gefährlicher, wenn die höheren Instanzen die Berechtigung dieser Art von thatsächlichen Feststellungen nicht mehr prüfen dürfen.

Es wird Niemand verlangen, daß die Justiz unfehlbar sei, aber daß die Vertreter derselben sich ihrer menschlichen Fehlbarkeit immer bewußt seien, ist eine gerechte Forderung. Leider ist davon wenig wahrzunehmen, wohl aber vom Gegentheil. Um so nöthiger erscheint es deshalb, daß der Angeklagte mit allen Rechten einer Partei ausgestattet, daß er seinem Ankläger, dem Staatsanwalt gegenüber mit vollkommen gleichen Waffen ausgerüstet werde. Soweit das gerichtliche Verfahren öffentlich ist, hat man diese Gleichheit einigermaßen herzustellen versucht, obwohl man sie noch lange nicht vollständig gesichert hat in der Voruntersuchung aber ist der Angeklagte dem Richter auf Gnade und Ungnade überliefert. Das mag bequem für die Justiz sein und die Erbringung des Schuldbeweises erleichtern, gerecht ist solches Verfahren keinesfalls. Es wäre also eine

möglichste Beschränkung der Voruntersuchung anzustreben, und, soweit dies unthunlich ist, dem Vertheidiger während derselben vollkommen gleiches Recht mit dem Staatsanwalt einzuräumen, insbesondere sollte der Angeklagte nicht gezwungen werden können, jemals mit dem Richter verkehren zu müssen, ohne seinen Rechtsbeistand zur Seite zu haben.

Daß wir für vollständig freie Advokatur eintreten, also verlangen, daß der Angeklagte sich zum Vertheidiger wählen kann, wenn er Lust hat, versteht sich von selbst. Die Beseitigung der berufsmäßigen Vertheidigung würde eine einfache Consequenz der Abschaffung der Berufsrichter sein, aber auch unter den jetzigen Verhältnissen könnte die vollkommen freie Advokatur nur segensreiche Folgen haben; es würde mit ihr frischere, gesündere Luft in unsre Gerichtssäle kommen und so manche veraltete und schlimme Einrichtung sich leichter beseitigen lassen.

Kurz gesagt: Wir fürchten, daß das herrschende Strafverfahren nicht die nöthigen Garantien für objektive Gerechtigkeit biete, wir fürchten, daß im Strafprozeß die Uebermacht der Vertreter des Staates die Vertheidigung des Angeklagten ungebührlich erschweren, und fordern von der Gesellschaft, daß sie die Omnipotenz des Staates hier, wie überall, bekämpfe, dem Schwachen Schutz gewähre gegenüber dem Starken.

Der Strafvollzug.

Nach der von uns dargelegten Auffassung des Strafrechts müßten selbstverständlich die Todesstrafe, sowie alle Leibesstrafen, soweit sie noch in irgend welcher Form oder unter irgend einem Vorwand existiren, in Wegfall kommen, Freiheitsstrafen hätten nicht mehr den Zweck, Rache oder Vergeltung zu üben, sondern nur den, die Gesetzesverlezer zu bessern und die Gesellschaft vor ihnen zu schützen, es

wäre also nicht nöthig, härtere und mildere Formen der Freiheitsentziehung in Anwendung zu bringen, sondern es genügte eine Classification der Gefangenen, je nach dem die Erreichung des Besserungszwecks dies erforderte.

Die Gefängnisse würden sich von großen Fabriken oder Ackerbauolonien, in und auf welchen freie Arbeiter beschäftigt sind, nur dadurch unterscheiden, daß ihre Inzassen, soweit nöthig, außer Berührung mit der freien Bevölkerung gehalten würden, daß sie einer angemessenen Hausordnung und den Befehlen sowie der Disziplinargewalt der Vorgesetzten unterworfen wären. Diese Abtrennung der Gefangenen von der bürgerlichen Gesellschaft, die Beschränkung ihres freien Willens, ihre Unterwerfung unter eine bestimmte Disziplin, alle diese Maßregeln wären nicht Zweck der Strafe, sondern äußerliche Nothwendigkeiten zur Erreichung des Besserungszwecks, alle Freiheitsbeschränkungen wären demnach auf das möglichst geringste Maaß zurückzuführen.

Es würde zur Zeit gänzlich überflüssig sein, die Organisation solcher Gefängnisse bis ins Einzelne auszumalen, da die gesetzgebenden Faktoren vorläufig noch weit davon entfernt sind, derartigen Ideen Raum gewähren zu wollen; die obigen Andeutungen sollten nur dazu dienen, die Art des Strafvollzugs zu kennzeichnen, welche sich nothwendiger Weise an die von uns dargelegte Auffassung des Strafrechts anschließen muß.

Hier handelt es sich vorzugsweise um eine Besprechung des heute üblichen Strafvollzugs und um die Erwägung, was daran innerhalb des Rahmens der herrschenden Rechtsanschauung und Gesetzgebung zu bessern wäre.

Das vorzüglichste Strafvollzugsmittel der neueren Zeit überhaupt und des deutschen Reichsstrafgesetzes insbesondere ist die Freiheitsstrafe. Die Todesstrafe kann nur noch in selteneren Fällen und zwar lebzig-

lich unter Anwendung des Fallbeiles in Anwendung kommen, Leibesstrafen sind als gesetzliche Strafe ganz abgeschafft und kommen nur noch innerhalb gewisser Schranken als Disziplinarstrafmittel vor, Ehrenstrafen beschränken sich auf zeitweise oder dauernde Entziehung der sogenannten bürgerlichen Ehrenrechte, Geldstrafen finden ihre Anwendung nur bei leichten Vergehen oder Uebertretungen.

Wir haben es hier lediglich mit dem Vollzug der Freiheitsstrafen zu thun, welche nach dem deutschen Reichsstrafgesetz in Zuchthaus-, Gefängniß-, Festungs-, Haft- und Haftstrafen zerfallen.

Im Allgemeinen läßt sich bezüglich dieser Eintheilung und derjenigen Bestimmungen, welche die Verhängung dieser Strafen regeln, dem deutschen Strafgesetz der Vorwurf nicht ersparen, daß es mangelhaft ist und von älteren Strafgesetzen in den Einzelstaaten an Vollkommenheit übertroffen wurde. Die gedachte Eintheilung soll, indem eine Steigerung von der mildesten Strafform, der Haft, zur schwersten, dem Zuchthaus stattfindet, eine leichtere Classification der Verurtheilten ermöglichen, die Erreichung dieses vortrefflichen Zweckes wird aber durch die Bestimmungen des Strafgesetzes selbst erheblich beeinträchtigt.

Mit Haft, also der mildesten Strafform, werden unter Anderem bestraft: Boshafte Quälerei oder rohe Mißhandlung von Thieren, das Werfen mit Steinen oder andern harten Körpern oder Unrath auf Menschen, der Verkauf verfälschter oder verdorbener Nahrungsmittel, das Legen von Selbstgeschossen, Schlageisen, Fußangeln an von Menschen bewohnten Orten, Schießen mit Feuegewehr zc. an solchen Orten; es begreift sich aber leicht, daß für die Uebertreter dieser Bestimmungen die mildeste Form der Freiheitsentziehung gewiß am allerwenigsten angebracht ist. Dagegen liegt in der Beschränkung, daß Festungshaft nur bei einer geringen Anzahl von Vergehen (Hoch- und Landesverrath, Majestätsbeleidigung, Duell) in Anwen-

zung gebracht werden kann, eine große ganz ungerechtfertigte Härte. Wir führen diesbezüglich die Worte Franz v. Holzendorff's an, der sich in einem Artikel der „Gegenwart“ nach den Mittheilungen der Frankfurter Zeitung wie folgt geäußert hat:

„Selbst Deutschlands Strafgesetzbuch beging die schwer begreifliche Inconsequenz, Hoch- und Landesverrättern bei dem Vorhandensein mildernder Umstände die Anstandsstrafe der Festungshaft anzuerkennen; trotzdem aber versagt es den minder schweren Deliquenten die Rücksichten, die dem Verurtheilten zu Theil werden dürfen, und zwingt den Tageschriftsteller, dessen Feder in der Eile der drängenden Stunden leidenschaftlich oder sülwidrig delinquirte, nach demselben System der Behandlung zu büßen, welches für Diebe, Gauner und Betrüger unter dem Titel der Gefängnißstrafe berechnet war.“

In Folge dieser beschränkten Anwendung der Festungshaft müssen mit Gefängniß eine Menge der ungleichartigsten Vergehen und Verbrechen bestraft werden, wodurch bei dem Vollzug der Gefängnißstrafe, und zwar nicht bloß bei den von Holzendorff ins Auge gefaßten Fällen, ganz ungerechtfertigte Härten vorgekommen sind und weiter vorkommen werden.

Diese Mängel lassen sich aber durch das noch ausstehende Strafvollzugsgesetz sehr leicht unschädlich machen, wie durch dasselbe auch die durch das Strafgesetz geschaffene Unklarheit bezüglich der Beschäftigung der Gefängnißsträflinge beseitigt werden kann; ein großer Fortschritt für den Strafvollzug ist mit dem Reichsstrafgesetz für viele Einzelstaaten damit gemacht worden, daß durch dasselbe die vorläufige Entlassung von Sträflingen vor Ablauf ihrer Strafzeit ermöglicht ist.

Bei Verathung des zu erwartenden Strafvollzugsgesetzes wird vorzugsweise die Frage: ob Einzel- oder Gemeinschaftshaft? Staub aufwirbeln, und wir wenden uns deshalb zunächst ihrer Besprechung zu, nachdem wir zu besserem Verständniß einen flüchtigen Blick auf die Entwicklung des Gefängnißwesens geworfen haben.

Als die Justizpraxis sich mehr und mehr von der Hentzerarbeit der Carolina ab und dem Gebrauche der Freiheitsstrafen zuwandte, fehlte es nicht mehr als an Allem, was zu einem vernünftigen Strafvollzug gehört.

Es gab keine passenden Räumlichkeiten, keine denkenden oder auch nur geübten Gefängnißbeamten, und die Richter selbst hatten keinen rechten Begriff von der Wirkung und Bedeutung der Freiheitsstrafen. Alle diese Mängel existiren zwar auch heute noch bis zu einem gewissen Grade, wie wir sehen werden, allein die Fortschritte, welche besonders in der neuern Zeit gemacht wurden, sind außerordentlich; es giebt thatsächlich in Bezug auf Baulichkeiten Mustergefängnisse, die Gefängnißwesenliteratur ist eine bedeutende, und unter den Schriftstellern und Praktikern des Strafvollzugs giebt es eine große Zahl von Männern, welche sich ihrer Aufgabe mit Menschenliebe und Talent gewidmet haben; nur in Bezug auf die Richter hat es uns bisweilen scheinen wollen, als wenn sie sich die Wirkung der Freiheitsstrafen, welche sie aussprechen, noch nicht ganz klar machen könnten, und wir wissen, daß solche Zweifel auch denkenden Strafvollzugsbeamten nicht immer fern geblieben sind.

Die Gräuelpredigten der Gefängnisse in der „guten alten Zeit“ sind so oft geschildert worden, daß wir uns hier eines speziellen Eingehens auf die Wirksamkeit und die Resultate der sogenannten Justiz jener Epoche enthalten können, es genügt zu sagen, daß mit dem damaligen Strafvollzug die Absicht, die Verbrecher zu quälen, zwar erreicht wurde, nebenbei aber auch so Manches, was man gar nicht wünschte; hauptsächlich bewährten sich jene Gefängnisse als die Brutstätten des Verbrechens, insofern sie gewissermaßen wie Hochschulen des Verbrecherthums wirkten.

Diesen verrotteten Zuständen wurde zunächst keineswegs von den Regierungen, wie man erwarten sollte, sondern von einem Privatmann, dem Engländer John

Howard entgegengearbeitet. Auf einer Reise nach Portugal begriffen, wurde sein Schiff von einem französischen Raper genommen und nach Vrest gebracht; dort lernte er das Elend der Gefangenen kennen. Er faßte in Folge dessen, obwohl Kaufmann, den Entschluß, sein Leben der Vesserung des Looses der Gefangenen zu widmen, und gab 1777 eine das Gefängnißwesen betreffende Schrift heraus, welche als Ausgangspunkt der Gefängnißreform zu betrachten ist, die freilich nur sehr langsam vorwärts schritt und auch heute noch lange nicht so weit abgeschlossen ist, als sie es, der fortgeschrittenen Zeit entsprechend, sein sollte.

Um den Hauptübelstand der alten Gefängnisse, der durch das Zusammenleben erzeugten Corruption der Verbrecher abzuwehren, versiel man auf das allerdings sehr nahe liegende und scheinbar vernünftliche Mittel, den Gefangenen allen Verkehr unter einander unmöglich zu machen und brachte diese Barbarei in sogenannte Systeme.

Da sind Gefängnisse erbaut worden, in welchen jeder Gefangene eine kleine Stube bewohnt, die er, von einigen Ausnahmefällen abgesehen, nur verläßt, um in die Kirche oder nach einem kleinen, von hohen Mauern umschlossenen Spazierhof zu gehen; in einigen solcher Gefängnisse stehen diese Höfe sogar in unmittelbarer Verbindung mit der Zelle und sind natürlich deshalb von erbärmlicher Kleinheit. Die Kirchen in solchen Gefängnissen sind so eingerichtet, daß kein Gefangener den andern sehen kann, außerdem tragen die Sträflinge, wenn sie sich außerhalb der Zelle bewegen, auch noch Larven vor dem Gesicht, kurzum, es wird das Menschenmögliche gethan, jeden Verkehr der Gefangenen unter einander zu verhindern.

Nach einem andern „System“ arbeiten die Gefangenen während des Tages unter absoluten Stillschweigen gemeinschaftlich in großen Sälen, die Spaziergänge werden im Gänsenmarsch, also auch schwei-

gend, ausgeführt, ebensowenig darf während der Ruhepausen und Mahlzeiten gesprochen werden; Nachts sperrt man jeden einzelnen Gefangenen in einen ganz kleinen Raum, oder wo man diese Einrichtung nicht hat, in gemeinschaftliche Schlafsäle; es giebt auch Strafanstalten, wo in diesen Schlafsälen für jeden Gefangenen ein kleiner Drahtläufig eingerichtet ist; überall ist durch genügende Ueberwachung dafür gesorgt, daß die Gefangenen weder am Tage noch in der Nacht mit einander sprechen oder sonstwie verkehren können.

Endlich hat man noch Anstalten nach dem sogenannten gemischten oder Alternativ-System, in welchen die Einsperrung in mehr oder weniger vollkommener Art und Weise nach den beiden zuerst geschilderten Systemen ausgeführt wird.

Es liegt nun die Gefahr nahe, daß man bei Beschlußfassung über das zu erlassende Strafvollzugsgesetz dem zuerst geschilderten absoluten Isolir-System eine hervorragende Geltung zu verschaffen suchen wird, und wäre es auch nur in der Weise, daß man bestimmt, jeder Gefangene ohne Ausnahme habe einen gewissen Theil seiner Strafe in der Isolirzelle zu verbüßen. Der bisher losgelassene preussische Wind hat die entsprechende Richtung schon angedeutet, und wir wollen deshalb nicht unterlassen, das Unfrige dazu beizutragen um dieses Uebel fern zu halten. Glücklicherweise kommt den menschenfreundlichen Bestrebungen, welche die Marter der absoluten Isolirhaft von Tausenden schon an sich unglücklicher Menschen abwenden wollen, die traurige Finanzlage des Reiches und der Einzelstaaten, die hiernach auch einmal etwas Gutes wirken würde, zu Hilfe, denn die baulichen und sonstigen Einrichtungen des Isolirsystems kosten erstaunlich viel Geld. Von kompetenter Seite wird angeführt, daß nach den bisherigen Erfahrungen ein Zellenbau für 1000 Gefangene vier Millionen Mark kostet, und da wir nun im deutschen Reiche, exclusive der in Polizeigewahrsam befind-

lichen Personen, immer ca. 100000 Untersuchungs- und Strafgefängene haben, so dürften schon aus Rücksicht auf das nöthige Geld unsern Isoliranatikern die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Für uns handelt es sich indessen nicht bloß darum, die erweiterte Anwendung der absoluten Isolirhaft zu bekämpfen, sondern um deren gänzliche Beseitigung, weil sie nicht nur eine grausame und überflüssige, sondern auch höchst ungerechte und schädliche Quälerei der Gefangenen in ihrem Gefolge hat.

Die Gefängnißstrafe, auch wenn sie noch so human zur Anwendung gebracht wird, kann gar nicht anders als quälend auf die Betroffenen wirken, denn die Trennung von geliebten Menschen, das Losgeriffensein von gewöhnten Verhältnissen, eine dauernde Beschränkung des freien Willens, und sei dieselbe noch so geringfügig, alle diese Momente werden schmerzlich auf jeden Menschen einwirken. Da diese schmerzliche Einwirkung, die Fühlbarmachung des Strafübels, nach den herrschenden Gesetzen beabsichtigt ist, so läßt sich dagegen, wenn man sich auf lediglich praktischen Standpunkt stellt, Nichts einwenden. Von diesem Standpunkt aus muß man auch die Schärfung, wie sie das Strafgesetz in der Steigerung von einfacher Haft- bis zur Zuchthausstrafe bedingt, als berechtigt anerkennen, und man kann sogar soweit gehen, Schärfungen gut zu heißen, welche den Besserungszweck fördern.

Allein das Strafgesetz fordert nicht die absolute Isolirung der Gefangenen, und der Besserungszweck wird damit nicht gefördert. Die Schärfung also, welche durch die absolute Isolirung der Gefangenen herbeigeführt wird, ist überflüssig, was zu beweisen sein wird.

Der Mensch ist für sich allein weder gut noch böse, er wird beides erst in der Gemeinschaft mit anderen Menschen; die Idee, verdorbene Menschen durch absolute Trennung von ihresgleichen bessern zu wollen, ist eine Verirrung solcher Geister,

die das Heil der Menschen in Glaubensartikeln, anstatt im praktischen Leben suchen. Wer den Verbrecher bessern will, darf ihn nicht jeder Gemeinschaft mit andern Menschen entreißen, sondern er muß ihn in die passende Gesellschaft bringen, denn hier erst zeigt es sich, ob die angewandten Besserungsmittel auch wirksam waren, im Umgang mit Menschen erst bestätigt sich der Charakter, und man kann erkennen, in welcher Art und Weise am geschicktesten auf denselben einzuwirken ist.

Der Forderung, daß für den Gefangenen eine passende Gesellschaft, beziehentlich ein geeigneter Umgang geschafft werden müsse, werden die Isolirfanatiker allerdings nicht widersprechen, sie werden aber einwenden, daß sich unter den Gefangenen niemals eine solche Gruppierung herstellen lassen werde, um jeden Einzelnen in passende Gesellschaft zu bringen, und deshalb dürfe der Gefangene nur mit den Strafanstaltsbeamten verkehren, welche angeblich in der Lage sein sollen, einen bessern Einfluß auf verdorbene Gemüther zu üben. Wir bestreiten das.

Um einen heilsamen Einfluß auf die Gefangenen zu üben, müßten die Anstaltsbeamten vor allen Dingen das vollste Vertrauen der ersteren genießen. Das ist aber thatsächlich nirgends der Fall, so sehr diese Herren es sich auch einbilden, und kann nicht der Fall sein, weil die Beamten trotz aller milden Reden doch immer Herren bleiben, welche Sklaven in der schlimmsten Bedeutung des Wortes gegenüberstehen. Alle bestehenden Gefängnisreglements machen die Gefangenen zu vollständig willenlosen Geschöpfen, und unterwerfen sie bis zur Lächerlichkeit Kleinlichen Vorschriften, die alle zu erfüllen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Hauptsächlich läuft das absolute Schweigen und das Unterlassen jeglichen Verkehrs der Gefangenen unter einander so gegen die menschliche Natur, es werden damit so unmensliche Forderungen an die Gefangenen gestellt, daß sich dieselben in einem unaufhörlichen

Kampfe — List gegen Gewalt — mit den Beamten befinden; unter solchen Umständen kann natürlich von Vertrauen und Zuneigung nicht die Rede sein. Außerdem haben aber auch die Beamten keineswegs alle das Geschick, mit den Gefangenen umzugehen, wie wir später noch eingehend besprechen werden, und endlich haben sie auch gar nicht Zeit, allen Gefangenen eine solche Aufmerksamkeit zu schenken, als nöthig wäre, wenn wirklich der Besserungszweck durch ihren Umgang gefördert werden sollte.

Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß der Einfluß der Beamten nicht segensreich wirken könne, sondern daß er für den Besserungszweck durchaus ungenügend ist, und daß insbesondere alle harten Maßregeln, also auch die absolute Isolirung, diesen Zweck beeinträchtigen. Derselbe würde aber außerordentlich gefördert werden, wenn man die Gefangenen in möglichst kleine Gruppen theilte, innerhalb deren ein freier, wenn auch beaufsichtigter Verkehr stattfände; bei geschickter Auswahl der Persönlichkeiten würden die Leute sich gegenseitig sittlich und geistig helfen und fördern können. Man darf nämlich nicht annehmen, daß alle Gefangenen, oder auch nur ein sehr beträchtlicher Theil derselben, ganz und gar moralisch vorkommen wären. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß von Seiten der Gesellschaft allerdings Alles gethan worden ist, um einen großen Theil der Gefängnisbevölkerung zu korrumpiren — neun Zehntel wachsen auf wie Thiere, sagt Herr von Hülsen, wie wir früher schon angeführt haben —, allein es bewährt sich hier der unverwundlich gesunde Kern der Menschennatur, auf den alle Hoffnung für eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts zu bauen ist; es ist Wahrheit: die Menschen, welche die Gefängnisse bevölkern, sind in der Hauptsache nicht besser und nicht schlechter als Millionen anderer, die frei herumlaufen, sie sind lediglich zufällig, oder weil sie weniger schlau waren als andere, von der Justiz gefaßt worden.

Die Direktion der Strafanstalt Zwickau veröffentlicht in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 27 vom 5. April 1877 einen statistischen Nachweis über die im Jahre 1876 bei ihr eingelieferten Gefangenen, welcher eine Tabelle enthält, aus der sich wenigstens einigermaßen auf den moralischen Charakter der Detinirten schließen läßt. Es heißt daselbst:

„Als mutmaßliche Ursachen der verübten Vergehen fanden wir:

1. Trunksucht und Trunkenheit bei 244 Mann (Ktorische Trunkenbolde waren außerdem 147 Mann, so daß uns auch im Jahre 1876 an Schnapstrinkern die Summe von 391 Mann zugeführt wurde, oder 34,37 Proc. sämtlicher Eingelieferten.)	
2. Irrige Rechtsbegriffe	1 „
3. Unvorsichtigkeit	1 „
4. Böser Vorfaß	9 „
5. Spielsucht	12 „
6. Jähzorn	13 „
7. Arbeitsscheu	24 „
8. Gewohnheit	36 „
9. Schlechte Erziehung	37 „
10. Habsucht	39 „
11. Verführung	61 „
12. Roth	63 „
13. Arbeitsmangel	69 „
14. Wollust	76 „
15. Gelegenheit	122 „
16. Leichtfinn	154 „
17. Genußsucht	170 „

Summe: 1 181 Mann

Welche Resultate dürfen wir aus dieser Aufstellung für unsere Behauptung ziehen, daß die Gefangenen in ihrer großen Mehrheit moralisch nicht ganz verkommen sind und ein angemessener Verkehr unter ihnen mehr Vortheil als Nachtheil bringen würde?

Von Bedeutung wird hierbei die Beurtheilung derjenigen sein, welche in Folge von Trunksucht oder Trunkenheit gefehlt haben, da ihre Zahl sehr groß ist. Wir nehmen an, daß 25 Proc. von ihnen moralisch ganz verkommen sind, während

die übrigen, wenn sie ihrer Leidenschaft nicht fröhnen können, ungefährlich für ihre Mitgefangenen sein würden. Hiernach könnte man, in Anschluß an vorstehende Tabelle annehmen, daß von der Gesamtzahl der 1 131 Gefangenen etwa folgende von jedem gegenseitigen Verkehr auszuschließen wären:

25 Proc. derjenigen, welche in Folge von Trunksucht oder Trunkenheit gefehlt haben	61 Mann
Die, welche aus bösen Vorfaß handelten	9 „
Die Spieler	12 „
Die Arbeitsscheuen	24 „
Die Gewohnheitsverbrecher	36 „
Die Habfüchtigen	39 „
25 Proc. der Wollüftlinge	19 „

Summe: 200 Mann

Selbstverständlich kann diese Aufstellung über die Moralität der Gefangenen die wirkliche Sachlage nur andeuten, wir glauben aber, abgesehen von den Zahlen, welche der angezogene Bericht giebt, auch nach unsern persönlichen Wahrnehmungen behaupten zu können, daß man 80 bis 90 Prozent der in den Gefängnissen untergebrachten Gefangenen, wenn man sie angemessen in viele kleine Gruppen abtheilt, nicht nur ohne Schaden, sondern zur wesentlichen Förderung des Besserungszweckes mit einander in Verkehr treten lassen könnte. In den Zuchthäusern dürften, der vielen Rückfälligen wegen, die Verhältnisse allerdings etwas ungünstiger liegen. Die übrigen 10—20 Prozent wären zu isoliren oder in Kollektivhaft unter strenger Aufsicht zu halten, auf sie hätten die Beamten ihre besondere Aufmerksamkeit zu verwenden, sie wären auf das Sorgfältigste zu behandeln, mit Belehrung und Unterricht vor allen Anderen zu versehen, damit man sie möglichst bald einer der gedachten Gruppen zuführen könnte.

Wir möchten hierbei nicht unterlassen auf eine Thatsache aufmerksam zu machen, welche der wohlmeinende Ferrus in seinem Buche „Ueber Gefangene“, (deutsch von Klein, bei Jacobssohn, Ratibor) p. 153

angeführt: Im Jahre 1832 baten die Gefangenen im Bicêtre zu Paris um die Erlaubniß, bei einer besonderen Gelegenheit eine theatralische Vorstellung im Gefängnißhofs geben zu dürfen. Dieselbe wurde ertheilt, es nahmen als Zuschauer außer den Gefangenen die Frauen und Töchter des Gefängnißdirektors sowie die Frauen von Beamten Theil, und kein Mißton störte das Unternehmen. Ferrus sagt wörtlich:

„Die Gefangenen, welche die offizielle Erlaubniß nachgesucht und erlangt, hatten freiwillig die polizeiliche Ueberwachung der Gefangenen übernommen und führten ihr Amt mit gewissenhafter Sorgfalt aus. Nicht eine Spur von Insubordination, nicht ein tadelnswerthes Wort, nicht eine unanständige Bewegung, nicht ein schamloser Blick kamen inmitten dieser verdächtigen Gesellschaft zum Vorschein. Ganz stolz auf das Vertrauen, das man ihnen gezeigt hatte, machten sie es sich einstimmig zum Ehrenpunkte, sich jenes Vertrauens würdig zu zeigen; so wahr ist es, daß selbst im Schooße der Verderbenheit, unter der verworfensten Außenseite, noch edle Gesinnungen, unbemerkte Nuancen eines besseren „Ich“ schlummern, welche man zugleich zu entdecken und zu benützen wissen muß.“

„Dieses charakteristische Faktum, dem wir aus unsrer Erinnerung noch so manches beifügen könnten, soll zum Mindesten zeigen, wieviel gewonnen werden kann, wenn man die Gefangenen nicht ohne Unterschied durch mißtrauische Einschränkungen und empfindliche Maßregeln entmuthigt, sondern diejenigen, welche noch einiges Vertrauen einflößen können, ihrer moralischen Wiederherstellung zuführt, indem man sie merken läßt, daß man sie für letztere noch empfänglich betrachte.“

Soweit Ferrus.

Wir glauben damit unsere Behauptung, das die absolute Isolirhaft wie sie das System verlangt, unnöthig ist, bewiesen zu haben.

Sie ist aber auch grausam, denn sie erhöht die Qual der Gefangenschaft zur Unerträglichkeit, sie bereitet geistige Folter-

qualen, deren Tragweite derjenige, welcher sie auferlegt, gar nicht zu schätzen vermag; sie ist ungerecht, weil sie den einen Menschen viel härter betrifft als den andern, was der Vollstrecker wiederum nicht ganz vollkommen zu beurtheilen vermag; sie ist schädlich, insofern sie Geist und Körper zerrüttet. Die Aussprüche Sachverständiger, welche wir zum Beweis hierfür mittheilen könnten, ist Legion. Hier nur wenige:

d'Alinge, Direktor der Strafanstalt zu Zwickau, sagt:

„Krankheitsstoffe, welche im Körper ruhen und vielleicht in der Freiheit nie, oder sehr spät im Leben zur Entwicklung gekommen sein würden, bilden sich unter dem Einfluß der Zelle mit einer Rapidität aus, die an's Wunderbare grenzt.“

„In der von mir geleiteten Anstalt habe ich mit den Dämonen des Wahnsinns, d. h. mit den in der Anstalt entstandenen, Gott sei Dank, so gut wie nie zu kämpfen gehabt. Das habe ich aber bloß der Befugniß zu verdanken, über die Einzelhaft und Gemeinschaftshaft frei zu verfügen. Ein Fall in der neuesten Zeit ist mir vorgekommen, wo nur durch die sofortige Versetzung in die Gemeinschaftshaft der Geist vor dem Irrsinn gerettet worden ist.“

Oberty (die preußische Gefängnißgesetzgebung) führt aus einer Rede des Abg. Wiggers Folgendes an:

„Er (Wiggers) erinnert an Dickens, der, nachdem er die pennsylvanischen Gefängnisse gesehen, sagt, wenn man ein höher organisirtes Wesen, etwa einen Hund, auf acht Wochen in eine Isolirzelle stecken würde, so würde der Hund sterben. Der Mensch, der mehr vertragen kann, stirbt allerdings nicht, aber er wird wahnsinnig.“

„Nach seiner Erfahrung, so versichert Wiggers, werden alle Diejenigen, bei welchen die Isolirhaft streng durchgeführt wird, in nicht sehr langer Zeit wahnsinnig.“

„Ihm (Wiggers) gegenüber saßen in zwei Zellen ein wegen Mordes zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe Verurtheilter, ein anderer, der wegen Brandstiftung zu 10 Jahren verurtheilt war.“

„Beide hatten höchstens 2 Jahre in der Zelle gefessen und Beide waren total wahnsinnig.“

„Von den Gefängnisaufsehern hat er (Wigger) gehört, daß alle Diejenigen, welche zu längerer Strafe dorthin gebracht wurden, nach nicht langer Zeit wahnsinnig werden.“

Wir nehmen an, daß mit diesem Urtheil nur gesagt sein soll, alle isolirten Gefangenen litten mehr oder weniger Schaden an ihrem Geiste, denn andernfalls würde die Behauptung ja entschieden zu weit gehen. Es steht aber außer Zweifel, und wir haben selbst diesbezügliche Erfahrungen zur Seite, daß alle streng isolirten Gefangenen nach irgend einer Richtung in abnormer Weise geistig gewissermaßen verknöchern: die Einen werden menschenfeindlich oder in Menschenhaß böseartig, Andere werden der unbezwinglichen Leidenschaft unterthan, Alles zu bekriecheln und zu verhöhnen, noch Andere neigen zu fruchtlosen Grübeleien der verschiedensten Art, Keiner, und wäre es der ruhigste Philosoph, der geduldigste Gottgläubige wird aus langer Isolirhaft hervorgehen ohne wesentlichen Schaden an Leib und Seele genommen zu haben.

Wenn man aus den angeführten Gründen die absolute Isolirhaft — und von dieser haben wir lediglich gesprochen — unbedingt verwerfen muß, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß man sich ohne Weiteres für die Kollektivhaft erklären dürfe. Dieselbe, so wie sie jetzt in der Regel angewendet wird, vereinigt in sich einen Theil der Mängel der Isolirhaft mit anderen, die ihr speziell eigen sind.

Zu den ersteren zählen wir vorzugsweise den Gebrauch des absoluten Schweigens. Durch dieses, wenn es streng beobachtet werden muß, wird die Strafe ebenfalls grausam, ungerecht und schädlich, ohne daß damit der beabsichtigte Zweck, die Besserung, erreicht oder auch nur gefördert werden könnte, denn es gilt diesbezüglich Alles, was wir über die absolute Isolirung gesagt haben; hier fügen wir

nur noch ein Wort des schon einmal angezogenen Ferrus, Generalinspektor des Irrendienstes und des Sanitätsdienstes der Gefängnisse in Frankreich ein.

Derselbe sagt in seinem Werke: „Ueber Gefangene“:

„Eine zu lang gewährte Gewohnheit des Schweigens kann einen Widerwillen gegen die Welt, selbst gegen allen Umgang erwecken. Alle Hilfsquellen einer höhern Intelligenz verhindern oft nicht, daß der ernste, seinem Studium und der Abgeschlossenheit vollkommen hingeebene Mensch häufig in Trübsinn verfällt.“

„Die Wirkung des Wortes beschränkt sich aber nicht bloß auf den Geist, sie betrifft ebenso den Körper. Das Sprechen hat einen unverkennbaren Einfluß auf den freien Fortgang des Athmungsaktes, und jeder weiß, welche Behaglichkeit das regelmäßige Vorfürgehen dieser Funktion beschafft.“

Ferner verwirft Ferrus das Schweigesystem

„wegen des aufregenden und grausamen Zwanges, welchen diese Regel auflegt, und noch mehr wegen der Strafen, welche eine Uebertretung dieser Regel nach sich zieht.“

„Fügen wir noch hinzu“, sagt er weiter, „daß diese Regel in ihrer strengen Anwendung der Besserung im Allgemeinen nachtheilig sein muß, da sie sich der Entwicklung individueller Anlagen und Triebe entgegenstellt und die Anwendung von Mitteln verhindert, welche lobenswerthe Neigungen fördern, oder schlechteren mit Nachdruck entgegenarbeiten könnten. Sie ist ferner, da sie einen dichten Schleier über die moralische Richtung eines jeden Gefangenen wirft, außerordentlich hinderlich für die Erkenntniß aller Gefühls- und Verstandesstörungen, welche die Strenge der Gefangenschaft nach sich ziehen kann.“

Neben diesen Mängeln, welcher der mit Schweigen verbundenen Kollektivhaft und der absoluten Isolirhaft gemeinsam sind, hat die erstere aber, wie wir sagten, noch besondere.

Das fortwährende Zusammensein mit Andern ist fast ebenso drückend als die ununterbrochene Isolirung, dazu kommt

nun aber bei den Gefangenen in Kollektivhaft eine ununterbrochene Beaufsichtigung, welcher die Isolirten nicht ausgesetzt sind. Man denke sich nur einmal recht lebhaft in die Lage eines Menschen, auf welchen unaufhörlich das Auge des Aufsehers ruht: beim Arbeiten, beim Essen, beim Ausruhen, und während des Spaziergangs! Der arme Strafknecht ist vielleicht unwohl, ohne so krank zu sein, um sich in's Hospital schaffen zu lassen, oder es geht ihm ein Gedanke durch den Kopf, oder endlich die Sommerhitze macht ihn schläfrig, er möchte deshalb nur einmal fünf Minuten seinen Kopf in die Hand stützen und mit der Arbeit feiern, aber sofort ruft ihn der Aufseher an, und wehe ihm, wenn er nicht sogleich die Arbeit wieder aufnimmt, wie ein Pferd, dem der Kutscher sein „hü!“ zugerufen hat. Beim Spaziergang möchte der Gefangene vielleicht einmal eine Pflanze, einen Stein oder sonst irgend etwas betrachten, aber der Aufseher steht hinter ihm und verlangt, daß er unweigerlich — mit fünf Schritt Abstand von seinem Vordermann — den traurigen Gänsemarsch, den man Spaziergang nennt, fortsetze. Und nun denke man sich, daß unter solcher Zucht, die auch nicht eine Minute aufhört, Jahr um Jahr verstreicht. Es ist furchtbar und man begreift fast nicht, wie Menschen ein solches Leben aushalten können.

Ein weiterer, sehr bedenklicher Mißstand bei der Kollektivhaft sind die meistens überfüllten Arbeits- und Schlafsäle ohne genügende Ventilation; in dieser Beziehung sind die isolirten Gefangenen in unendlich besserer Lage.

Damit man nun nicht glaube, daß wir irgendwie mit unserer Darstellung von der Wahrheit abgewichen sind, führen wir nachstehend einige Vorschriften wörtlich an, welche für die Gefangenen des zwickauer

Landesgefängnisses gelten, einer Anstalt, in welcher die Isolirhaft lange nicht mit der peinlichen Strenge gehandhabt wird als in den Isolirgefängnissen par excellence, wie z. B. Bruchsal und Nürnberg zc., einer Anstalt, in welcher ein höchst humaner Geist waltet und die zu den bestverwalteten gehört, welche wir kennen.

Die „Vorschriften für die Sträflinge der Strafanstalt Zwickau“ enthalten unter anderen folgende Bestimmungen:

„Die Isolirten dürfen weder durch Worte, Zeichen — wie Klopfen, Pochen zc. — oder Geberden, noch durch Schriftwechsel mit ihren Mitgefangenen verkehren und haben sogar des Versuches dazu bei Strafe sich zu enthalten.

„So oft der Gefangene die Zelle verläßt, hat er seinem Vordermann in einem Abstand von acht Schritten zu folgen.

„Auf den Fakturen, Schlafsälen, Speisesälen zc. und bei den Arbeiten im Freien haben die Sträflinge Stillschweigen zu beobachten. Desgleichen ist ihnen das Sprechen mit den Mannschaften des Wachkommandos, sowie mit fremden Personen untersagt, und darf auf etwaige Anreden keine Antwort ertheilt werden.

„Während der festgesetzten Arbeitsstunden darf sich kein Sträfling müßig treffen lassen und hat auch nach Vollendung des aufgegebenen Arbeitspensums fleißig fortzuarbeiten.

„Wenn mehrere Sträflinge sich zusammen von einem Orte zum andern begeben, so hat dies einzeln hintereinander, oder zu zwei nebeneinander — je nach dem es befohlen wird — zu geschehen. Bei solchen Gelegenheiten, ingleichen auch bei Aufstellungen, ist das Umsehen, Stehenbleiben und Ausstreten bei Strafe verboten.

„Kein Sträfling darf das zu seiner Hausloft gehörige Brod oder diejenigen Geräthe, die ihm sonst gewährt worden sind, andern Gefangenen überlassen. Die geringste Rauperei hat strengste Strafe zur Folge.“

N. N.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirche im Zukunftsstaat.

Eine Entgegnung.

Unter diesem Titel hat Nr. 18 d. Bl. einen Aufsatz gebracht, der neben vielem Beachtenswerthen eine Reihe von Aeußerungen und Ansichten enthält, welche der Widerlegung oder mindestens der Erklärung entschieden bedürftig erscheinen. Eine solche ist um so gebotener, als der Artikel nicht verfehlt hat, in der Partei und in der Presse ein gewisses Aufsehen zu erregen, viele Kreise der Partei aber — ja die Redaction dieser Zeitschrift selbst — keineswegs mit allen Ausführungen des Verfassers übereinstimmen. Man gestatte uns, die Haupt-Differenzpunkte an der Hand des Artikels der Reihe nach durchzugehen.

Der Verfasser beginnt mit dem Vorwurf, daß einzelne Agitatoren und Führer im Namen der Partei den Atheismus gepredigt, die christliche Religion und Kirche verhöhnt und mit Schmähungen, ja zum Theil mit Verleumdungen überhäuft haben! Abgesehen, daß für die letztere Behauptung kein Beweis beigebracht ist (es scheint uns, daß der Herr Verfasser sich von dem Treiben der Partei nur aus gegnerischen Blättern unterrichtet hat und, wie auch aus anderen Stellen des Artikels gefolgert werden darf, persönlich von Parteigenossen isolirt ist), steht es auch nicht fest, daß jene Führer im Namen der Partei den Atheismus verkündet haben. Wir geben zu, daß eine Unterscheidung hier schwierig ist. Tritt ein bekannter Redner oder Schriftsteller der Socialdemokratie in einer antireligiösen Bewegung auf — ein Recht, welches ihm in keiner Weise streitig gemacht werden kann —, so fragt das Publikum nicht: thut das der Mann nur für sich als Privatmann, oder thut er es in seiner Eigenschaft als Socialdemokrat? In jener Eigenschaft kennt es ihn eigentlich gar nicht, es sei denn, er habe außer in der Socialpolitik noch auf anderen neutralen Gebieten, z. B. in der Wissenschaft (Cassalle als Philosoph und Jurist, Marx als Nationalökonom, Elise Reclus als Geograph u. s. w.), der Kunst

(Demmler, Courbet), in der Poesie, Technik oder sonstwo Hervorragendes geleistet. Da dies meistens nicht der Fall ist, so sieht das Publikum in jedem bekannteren Socialisten, sobald er eine öffentliche Kundgebung macht, eben immer nur den Parteiführer und in Dem, was er thut, eine Parteikundgebung.

Letzteres um so natürlicher, als Diejenigen, welche bei der Sache applaudiren und ihre Zustimmung öffentlich bezeugen, sich fast ausschließlich aus Parteikreisen rekrutiren werden, während Angehörige anderer Parteien, wenn sie auch in der betreffenden neutralen Sache vollständig mit dem Socialdemokraten einverstanden sind, doch gerade aus Parteihaß oder Furcht, für einen unserer Anhänger genommen zu werden, sich passiv oder selbst antipathisch verhalten. So erklärt sich, daß bei der letzten Kirchenaustritts-Bewegung in Berlin die Socialisten alleinstanden, obgleich die ihrer Gottlosigkeit wegen bekannte Stadt in den liberalen Parteien wahrscheinlich relativ ebensoviel Atheisten und Antichristen zählt, als in der socialdemokratischen. — Es dürfte sich aus diesen Gründen als Unmöglichkeit erweisen, einem hervorragenden Mitgliede der Partei, welches nur als solches allgemeiner bekannt ist, die antichristliche Predigt als Parteiführer zu verbieten, als Privatmann aber zu gestatten.

Anders stellt sich die Sache in Bezug auf die Parteipresse, wenigstens soweit dieselbe von der Partei unterstützt oder sonstwie als eigentliches Parteiorgan anerkannt ist. Hier sollten antireligiöse Kundgebungen, besonders solche verhöhrender oder herabwürdigender Art, wie sie bisweilen vorgekommen sein mögen, durchaus vermieden werden. Ausgenommen sind selbstverständlich ruhig gehaltene Aufklärungs-Artikel, selbst wenn dieselben, natürlich innerhalb der vom Strafgesetzbuch gezogenen Grenzen, etwas Spott oder Ironie da enthalten, wo für den Unfinn der betreffenden aber-

gläubischen Anschauung der Wahrheitsbeweis angetreten werden kann.

Wir verlassen diesen Gegenstand und wenden uns zu einem zweiten Punkt. „Welchen Schaden die Partei sich damit thut,“ heißt es S. 553, „wenn sie es geschehen läßt, daß in ihrem Namen eine atheïstische Agitation der wüsten Leidenschaft und des blinden Fanatismus betrieben wird“ — diese Ausdrücke sind doch wohl viel zu stark — „dafür liegen Symptome von allgemeiner Bedeutung und Erkennbarkeit vor Augen. Was ist denn z. B. aus der mit soviel Glor in Scene gesetzten Agitation für Massenausritt aus der Kirche geworden?“ Allerdings wenig. Warum, kann in den Einzelheiten hier nicht untersucht werden. Aber selbst, wenn dieselbe ein in der Hitze des Gefechtes vorgekommener politischer Fehler gewesen sein sollte — was auch noch zu beweisen wäre —, so war es gewiß kein sittlicher Fehler, diejenigen, welche den christlichen Glauben nicht mehr theilen, aufzufordern, auch die äußere Zugehörigkeit zu dieser Kirche abzumelden.

Es war sehr richtig von dem Verfasser der „Kirche im Zukunftsstaat“, daß er sich auf die Frage, ob der Atheismus oder der Theismus wissenschaftlich richtiger sei, nicht näher eingelassen hat. Es handelt sich hier nur darum, ob ein religiöses Bedürfnis vorhanden ist, vorhanden sein wird, und wie es befriedigt werden soll. Die sociale Staatsgewalt darf unter keinen Umständen zur Untersuchung berechtigt sein, ob ein Bedürfnis berechtigt ist oder nicht. Wenn Jemand, der den Kinderschuhen entwachsen und die Folgen seiner Handlungen zu übersehen im Stande ist, z. B. Tabak rauchen will, so wird er Niemand ein Recht zugestehen, ihm das aus hygienischen oder ethischen Gründen zu verbieten. Es giebt freilich Leute, welche die Erlaubniß dazu von einem Beschluß von Aerzten abhängig machen möchten; aber nach unseren heutigen Begriffen von persönlicher Freiheit — ob diese immer die nämlichen bleiben werden, ist allerdings eine andere Frage —, werden solche Gesundheitsaufzwinger entschieden zurückzuweisen sein. Ob ein Bedürfnis berechtigt sei oder nicht, wird man also wohlweislich der Entscheidung der gesetzgebenden Gewalten entziehen; — man könnte sonst auch einmal den Fall erleben, daß irgend eine Majorität das Trinken alkoholhaltender Getränke oder das Fleischessen, oder das Tanzen, oder sonstige

Dinge als nichtberechtigte Bedürfnisse proklamiren und der Minorität verbieten würde.

Es soll daher auch über das religiöse Bedürfnis nicht gestritten werden, es soll zugegeben sein, daß die Verwaltungsbehörden für dessen Befriedigung genau ebenso aufmerksam werden sorgen müssen, als dafür — wir bitten das nicht als Frivolität aufzufassen —, daß immer die gewünschten Sorten Tabak oder Kaffee vorhanden sind. Denjenigen, welche an Religion Anstoß nehmen, bleibt es ja unbenommen, dem religiösen Bedürfnis entgegenzuwirken, gerade so wie es den Vegetariern oder den Abstinenzlern nicht verneht werden wird, für ihre Ansichten Propaganda zu machen. Es muß dann aber auch festgehalten werden, daß das religiöse Bedürfnis überall auf gleicher Stufe mit jedem anderen behandelt werde: und dies ist ein Punkt, wo die Darstellung des Herrn K. der Erläuterung bedarf.

Obgleich es nicht vollständig klar ist, wie sich unser werther Colleague die Vertheilung der Güter im Zukunftsstaat vorstellt, so geht aus seinen Worten doch so viel hervor, daß er der Befriedigung des religiösen Bedürfnisses einen höheren Platz, eine Ausnahmestellung einzuräumen gesonnen ist. „Wie alle anderen Institute,“ sagt er (S. 558 unten), „welche den höheren Interessen des Volkes dienen — die zur Förderung der Wissenschaft und Kunst bestimmten — so wird der sozialdemokratische Staat auch die Kirche aus seinen Mitteln unterhalten und ihr das für sie Nothwendige zu gewähren haben.“

Hiernach wäre nun zunächst festzustellen, aus welchen Gründen man den Bedürfnissen nach Wissenschaft und Kunst eine höhere Stellung zuerkennt, ob diese Gründe berechtigt, und ob sie auch auf das religiöse Bedürfnis anwendbar sind. Wir müssen also eine kleine Abschweifung auf das philosophische Gebiet machen.

Physiologisch-psychologisch unterscheiden sich die Bedürfnisse höchstens insofern, als einige derselben zum normalen Leben nothwendige, andere mehr oder minder Luxusbedürfnisse sind. Der Genuß kann derselbe sein, ob er durch Lectüre eines geistvollen Werkes, durch Ananasbowle, durch das Beschauen einer Rafael'schen Madonna, Havannah-Cigarren oder das Hören und Sehen von Decoq's Ramsell Angot hervorgerufen wird, oder ob durch trocken Brod, wenn der Hunger groß ist. Die

Befriedigung des Hungers ist aber durchaus nothwendig, wenn das Leben erhalten bleiben soll, während die vorgenannten Dinge entbehrt werden können, — ohne Schaden öfters allerdings nur dann, wenn man nicht an sie gewöhnt ist. Größere oder geringere Dringlichkeit giebt aber, wie man sieht, nicht den Ausschlag, ob ein Bedürfnis höherer oder niederer Natur ist; denn man pflegt z. B. feine Weine wenn auch unter die nicht dringlichen, so doch nicht unter die höheren Bedürfnisse zu rechnen, welche besonders gepflegt werden müssen. — Auch aus der mehr oder minder schlimmen Wirkung auf die Gesundheit, welche beim Uebermaß des Genusses entsteht, läßt sich eine Unterscheidung der Bedürfnisse nach einem oberen und unteren Rang nicht wohl ableiten: bei zu vielem Studiren kann man sich bekanntlich so gut ruiniren, wie durch unmäßige Lebensweise; zu viel Musik kann gerade so nervös machen als zu leidenschaftliches Tabakrauchen; und der religiöse Wahnsinn kommt vielleicht nicht seltener vor als Geisteskrankheit aus Uebermaß in der Liebe. — Kaum leichter dürfte es fallen, aus der unmittelbaren Rückwirkung, welche die Befriedigung der Bedürfnisse auf die Gesellschaft ausübt, einen Rang-Unterschied der bezeichneten Art herleiten zu wollen: die Ausübung der musikalischen Kunst vermag, wie nur allbekannt, zu ebensoviele Unzuträglichkeiten für die Umgebung führen, wie Tabaksqualm oder die unleidliche Gewohnheit mancher Damen und Herren, sich zu stark zu parfümiren; und Leute, welche das anhaltende Sitzen in der Studirstube krank gemacht, fallen der Gesellschaft nicht weniger zur Last, als diejenigen, welche sich ihre angeschwollene Leber oder ihre Gicht durch unmäßiges Essen und Trinken erworben haben. — Auch ob durch höhere wissenschaftliche, künstlerische oder religiöse Bildung die Menschen gesitteter werden, sofern man unter Gesittung Selbstbeherrschung im Handeln und rücksichtsvolles Benehmen gegen die Nebenmenschen versteht, ist eine keineswegs ausgemachte Sache. Gebildeter Pöbel ist für den, der Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, leider keine seltene Erscheinung; die rücksichtsvolle Behandlung der Irreligiösen durch fromme Leute ist seit den Tagen der Reherverfolgungen gründlich genug bekannt; die Lebensweise von Künstlern pflegt man häufig, um nicht allzustreng richten zu müssen, mit anderem

Maße als die anderer Menschenkinder zu beurtheilen; und für die Nothwendigkeit wissenschaftlich Gebildeter würden wir Belege anbieten, wenn dergleichen Facta nicht genugsam öffentlich bekannt wären. — Trotzdem liegt, wie uns scheint, gerade hier, in der Wirkung auf die Mitmenschen, die Quelle des Unterschieds zwischen höheren und niederen Bedürfnissen und Genüssen. Der einzige berechtigte Grund nämlich, aus welchem diese Unterscheidung etwa zu rechtfertigen wäre, ist darin zu finden, daß bei der Befriedigung gewöhnlicher, sogenannter niederer Bedürfnisse, für die Mitmenschen nichts herauspringt, kein Nutzen übrig bleibt, während die Beschäftigung mit Kunst, Literatur und Wissenschaft in zahlreichen Fällen, mittelbar oder unmittelbar, zur Quelle höherer oder geringerer Genüsse für die Mit- und Nachwelt wird. Wie so häufig, läuft also auch hier der Ursprung moralischer Anschauungen dahinaus, daß die Gesellschaft (oder ein Theil derselben) das für gut, edel, höher erklärt, was ihr Nutzen und Annehmlichkeiten verschafft, für schlecht, frevelhaft, nieder das, was ihr Schaden bringt. — mag dies wirklich der Fall sein oder sie es nur glauben. — Nehmen wir nun einfach an, die Gesellschaft hätte mit jener Unterscheidung höherer und niederer Bedürfnisse Recht und behielte sie auch im Zukunftsstaate bei, so stehen wir vor der Frage, ob denn auch die religiösen Bedürfnisse Anspruch erheben können, in die obere Classe rangirt zu werden? — Ich verneine diese Frage

Wenn Jemand in seinen Mußestunden wissenschaftliche Bücher lesen oder sonstige Studien betreiben will, so wird man ihm eine solche Beschäftigung als allgemein-nützliche und deshalb als Befriedigung eines „höheren“ Bedürfnisses erleichtern, ihn für Benutzung der öffentlichen Bibliotheken und Sammlungen nichts bezahlen lassen; will er aus Liebhaberei die Gesellschaft etwa durch Musikproduktion erfreuen, so wird man ihm, ist er ein guter Spieler, die Benutzung der Instrumente, etwa in Phalansterien oder Hôtels, gerne gratis überlassen u. s. f. — Was haben aber die Mitmenschen davon, wenn der Nachbar in die Kirche geht? wenn er sich vom Pfarrer bei der Trauung einsegnen läßt? Ich wüßte nicht, welchen Nutzen

Ist es also richtig, daß die Unterscheidung zwischen höheren und niederen Be-

dürfnissen den von uns angegebenen Grund hat, so muß ich behaupten, daß das religiöse Bedürfnis nicht zu den höheren gehört, weshalb seine Befriedigung auf den gewöhnlichen Weg verwiesen werden sollte.

Welches dieser gewöhnliche Weg sein wird, darüber gehen allerdings die Meinungen noch auseinander.

Es sind ja Formen der Gesellschaft denkbar, wo Jeder vollkommene Befriedigung aller seiner Bedürfnisse erhält, ohne bestimmte Abrechnung darüber leisten zu müssen, wieviel und was er verbraucht. Da es in einer solchen Ordnung Vorzüge für höhere Bedürfnisse nicht geben würde, so wären hier die letzten Ausführungen des Herrn K. gegenstandslos. Wir brauchen jedoch auf die verschiedenen Möglichkeiten der Befriedigung der Bedürfnisse im Zukunftsstaat jetzt nicht näher einzugehen. Es genügt vollkommen, zu constatiren, daß in jeder socialistischen Gesellschaft, welche zwischen höheren und gewöhnlichen Bedürfnissen einen Unterschied in Bezug auf die Befriedigung derselben macht, das religiöse Bedürfnis aus den angegebenen Gründen nicht zu den höheren gerechnet werden darf.

Zum Schluß aber noch eine Bemerkung,

welche besonders Diejenigen beherzigen mögen, welche aus der Frage, ob und was die Kirche des Zukunftsstaates sein und wer sie bezahlen werde, eine Cardinalfrage zu machen geneigt sind. — Steht es denn so ganz fest, wie Herr K. anzunehmen scheint, daß die Zukunftsmenschen auch nur zu einem geringen Theil etwas haben werden, was religiöses Bedürfnis genannt werden darf und zu seiner Befriedigung eine „Kirche“ voraussetzt? Ist nicht die Wahrscheinlichkeit eine sehr große, daß das sogenannte religiöse Bedürfnis in dem Maaße verschwinden wird, als die wissenschaftliche Weltanschauung sich ausbreitet und als das menschliche Elend abnimmt? Wird schließlich von der Religion etwas Anderes übrig bleiben, als das auch in ihr enthaltene Streben, sich über die letzten Dinge klar zu werden, die Räthsel des Daseins mit mehr oder minder wahrscheinlichen wissenschaftlichen Hypothesen zu lösen? Und wenn dies der Fall, wer bedürfte dann der Kirchen und der Theologen? In einer solchen Zeit, und wir hoffen, der Zukunftsstaat wird dieselbe erleben, wird die Philosophie die Religion in allen Schichten der Bevölkerung ersetzt haben.

M.

Die Exploitation der Arbeit in Amerika.

Von Dr. Geo. C. Stiebeling *).

Wir hatten früher einmal die Behauptung ausgesprochen, daß je mehr die Productionsmittel unter immer weniger Eigenthümern sich concentriren, und je größere Massen von Arbeitern zusammenwirken, desto höher die Löhne steigen. Diese Behauptung wollen wir nun durch eine genaue und ausführliche Untersuchung beweisen, welche sich auf den Ver. Staaten Censusbereich vom Jahre 1870 stützt, und worin wir die Durchschnittszahl der Ar-

beiter auf den Werkstellen der wichtigsten Industriezweige und ihren jährlichen Durchschnittslohn angeben.

1. Gruppe.

Einfache Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als 1 Behtel weiblicher und jugendlicher Arbeiter.)

1. Unterabtheilung.

Ang. d. Arb. Jahreslohn.
Doll.

1. Ackerbauprodukte . .	1	107
2. Bott- und Perlasche	3	149
3. Käsefäßen	4	180
4. Gemahlener Gyps .	5	352
5. Gehobenes und gesägtes Bauholz . . .	6	282

45*

*) Ein Theil dieser Arbeit ist bereits in amerikanischen Blättern veröffentlicht worden, da aber nur wenige Leser davon Kenntniß erlangt haben dürften, so wird er hier von Neuem zum Abdruck gebracht.

Die Redaction.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
6. Gebrannter Kalk . . .	6	300
7. Salzsäure	6	328
	81	1696
	$\frac{81}{7} = 11.57$	$\frac{1696}{7} = 242$

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 1. Unterabtheilung = 4, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 242.

2. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
8. Geheelter Flach . . .	8	274
9. Tabakstiften	8	342
10. Salz	10	893
11. Häute und Talg . . .	11	283
12. Seim	11	387
18. Bergbauprodukte . .	19	483
14. Mineralische Düngstoffe	20	306
	87	2468
	$\frac{87}{7} = 12.43$	$\frac{2468}{7} = 353$

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 2. Unterabtheilung = 12, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 353.

3. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
15. Pflastermaterialien .	24	632
16. Baumwollfäden . . .	26	440
17. Geschmolzenes und gewalztes Zink . . .	29	505
18. Deuleisen	35	412
19. Geschmolzenes Kupfer	40	533
20. Geschmolzenes Quecksilber	64	707
21. Roheisen	71	453
22. Raffinirter Zucker u. Melasse	78	691
	387	4373
	$\frac{387}{8} = 48.38$	$\frac{4373}{8} = 546.63$

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 3. Unterabtheilung = 46, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 549.

2. Gruppe.

Mittlere Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als 1 Zehntel weiblicher und jugendlicher Arbeiter.)

4. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
1. Grob schmiederei . . .	2	175
2. Schlosserei	3	289
3. Sattlerei	3	300

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
4. Pumpenmacherei . . .	4	348
5. Gypferei (plastering)	4	365
6. Blechwaaren	4	369
7. Anstreichen	4	379
8. Leder u. zubereitete Felle	4	382
9. Ziegel- und Steinmaureri	5	387
10. Holz- Drehen und Schnitzen	6	365
11. Möbel	7	441
12. Lapidararbeit (lapidary work)	7	441
13. Wasser- und Gas-einrichtungen	7	446
14. Malz	8	421
15. Schmiedeeiserne Werkzeuge (wrought-iron)	9	510
	77	5618
	$\frac{77}{5} = 15.4$	$\frac{5618}{5} = 1123.6$

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 4. Unterabtheilung = 5, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 375.

5. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
16. Leisten	9	514
17. Farbige Glas	9	587
18. Kühler (refrigerators)	10	529
19. Druckerwärze	10	646
20. Abzugsröhren	11	417
21. Holzene Träger, Simse und Verzierung	11	582
22. Raminräden, Speichen, Bügel u. s. w.	12	415
23. Fenster, Thüren und Läden	13	404
24. Holzbrei zur Papierfabrikation (wood pulp)	14	542
25. Gasometer	15	500
26. Galvanisiren	16	607
27. Rührsteine	17	605
28. Spiegel	19	518
29. Gußeisen	19	562
30. Anker u. Kabelleisten	20	461
	205	7979
	$\frac{205}{14} = 14.64$	$\frac{7979}{14} = 569.93$

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 5. Unterabtheilung = 14, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 532.

6. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
31. Farben	21	533
32. Sägen	22	612
33. Messerschmiedwaaren u. Schneidwerkzeuge	23	500
34. Sodawasserapparate	24	458
35. Stählerne Spring- federn	25	569
36. Schmiedeißen	35	551
37. Schneidwerkzeuge u. Kette	36	568
38. Spiegelglas	40	662
39. Boden- u. Wachs- tuch (floor oil cloth) . .	42	467
40. Nähmaschinen, Zu- behör	56	566
41. Schaufeln u. Spaten	65	576
42. Stahl	81	677
43. Geschmiedete Röhren	97	543
44. Gewalztes Eisen . . .	144	564
45. Eisen für Schiffbau u. Dampfboot-Ma- schinen	352	597
	1063	8468
	=71	=564
	15	15

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 6. Unterabtheilung = 71, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 564.

3. Gruppe.

Geschickte Arbeit.

(Weibliche und jugendliche Arbeiter gänzlich ausgeschlossen.)

7. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
1. Künstliche Zähne und Gebisse	2	183
2. Büchsenmacherei (Re- paraturen)	2	212
3. Uhrmacherei (Repa- raturen)	2	230
4. Künstliche Glieder	3	489
5. Muster u. Modelle	4	524
6. Uhrenmaterialien	5	489
7. Vergolden	5	513
8. Wasser-Meter	6	558
9. Calciumlichter	6	618
10. Accidenzdruckerei . .	7	548
11. Schaufelstern	7	638
12. Graviren	7	851
13. Brillen und Augens- gläser	8	541
14. Metallische u. wissen- schaftliche Instru- mente	8	587
15. Kupferschmiederei . .	9	600
16. Signal-Apparate (burglar and till alarms)	9	707

Ang. d. Arb. Jahreslohn.
Doll.

17. Goldene Schreib- federn u. Stifthalter	10	612
	100	8895
	=6	=523
	17	17

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 7. Unterabtheilung = 6, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 523.

8. Unterabtheilung.

Ang. d. Arb. Jahreslohn.
Doll.

18. Zeitungsdruckerei . .	10	671
19. Goldarbeiterei . . .	12	492
20. Musikalische Instru- mente (verschiedener Art)	12	608
21. Eisenbein-Arbeiten	12	608
22. Koffer, Mantelfläde und Reisetaschen . . .	13	584
23. Billard- und Baga- tellische, Stöcke und Zubehör	13	770
24. Gehäuse für Taschen- uhren	13	843
25. Schiffbau, Zubehör und Reparaturen . . .	14	508
26. Chromos u. Litho- graphien	14	624
27. Reduziren u. Raffi- niren von Gold und Silber	14	671
28. Silberwaaren	14	695
29. Heizvorrichtungen . .	16	755
30. Maschinerie (verschie- dener Art)	17	585
31. Plattirte Waaren . . .	17	620
32. Stereotypen u. Glet- trotypen	18	630
33. Melodeone u. Haus- orgeln	18	666
34. Waagen	19	683
	246	11094
	=14	=653
	17	17

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 8. Unterabtheilung = 14, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 663.

9. Unterabtheilung.

Ang. d. Arb. Jahreslohn.
Doll.

35. Lackirtes Leder . . .	20	659
36. Orgeln u. Zubehör	20	735
37. Emailiren	21	522
38. Saffianleder	24	585
39. Maschinerte f. Baum- wolle- und Wolle- fabriken	25	534
40. Feuerfeste Schränke und Gewölbe	25	567

	Anz. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
41. Klaviere, Flügel und Zubehör	26	750
42. Druck und Verlag (verschiedener Art) .	28	746
43. Taschenuhren	32	902
44. Dampfmaschinen, Locomotiven u. Kessel	34	554
45. Gasretorten	35	808
46. Wanduhren	45	645
47. Gas-Meter	47	637
48. Feuerwaffen	69	773
49. Gas- u. Wassermeter	75	998
50. Eisenbahnmaschinen (Reparaturen)	133	629
51. Nähmaschinen	187	736
	<u>796</u>	<u>11715</u>
	<u>—=47</u>	<u>—=689</u>
	17	17

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 9. Unterabtheilung = 47, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 689.

4. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{1}{2}$ männliche und $\frac{1}{2}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

10. Unterabtheilung.

	Anz. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
1. Wagen-Ausstaffirung (carriage trimmings) .	10	318
2. Düten u. Papierfäde	11	304
3. Parfümerien, Schönheitsmittel und feine Seifen	11	358
4. Modewaaren	15	343
5. Buchbinderei	15	402
6. Pelzwaaren	16	352
7. Drahtarbeiten	18	285
8. Korfschneiderei	18	300
9. Galen und Desen	21	393
	<u>185</u>	<u>3055</u>
	<u>—=15</u>	<u>—=339</u>
	9	9

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 10. Unterabtheilung = 15, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 339.

11. Unterabtheilung.

	Anz. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
10. Zeugfäde	28	413
11. Gepökeltes und eingemachtes Fleisch .	29	347
12. Karten (mit Ausnahme von Spielkarten)	29	414
13. Hüte und Rügen	33	407
14. Wollengeuge	40	342

	Anz. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
15. Gewalztes Messing .	41	521
16. Regenschirm-Zubehör	58	380
17. Flach-, Hanf- und Jute-Sackstoff	96	303
18. Gummi-Artikel und elastische Waaren .	108	425
	<u>462</u>	<u>3552</u>
	<u>—=51</u>	<u>—=395</u>
	9	9

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 11. Unterabtheilung = 51, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 395.

5. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

12. Unterabtheilung.

	Anz. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
1. Weidenartikel	5	200
2. Waschblau	5	333
3. Tinte	6	287
4. Sigarettenkisten	7	309
5. Besen u. Rehrwische	8	244
6. Polsterarbeit	8	353
7. Bruchbänder, Bandagen u. Tragbeutel	8	368
8. Backpulver	8	375
9. Strohmaaren - Bleicherei	9	290
10. Baumwollen - Watte	9	323
11. Peitschen	9	330
12. Feine Schachteln	10	249
13. Peitschen und Stöde	10	446
14. Schuhschäfte	11	280
15. Schobby (aus alten Stoffen gefertigtes Tuch)	11	314
16. Eingemachtes und Saucen	11	339
17. Blatt- und Schaumgold	12	431
	<u>147</u>	<u>6471</u>
	<u>—=9</u>	<u>—=322</u>
	17	17

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 12. Unterabtheilung = 9, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 322.

13. Unterabtheilung.

	Anz. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
18. Spielwaaren	13	296
19. Kleider- und Haarbürsten	15	285
20. Papier (verschiedener Art)	17	371
21. Näh- u. Stednadeln	17	436

	Ang. b. Arb.	Jahreslohn. Doll.
22. Knall- und Feuerwerkstoffe	17	514
23. Bindfaden u. Kordel	18	384
24. Tabak und Cigarren	23	382
25. Messingwaaren	25	521
26. Druckpapier	35	416
27. Buchdruckerei	35	547
28. Schriftgießerei	43	541
29. Taschenuhren	49	718
30. Teppiche	56	387
31. Tapeten	58	379
32. Schrauben	88	420
33. Glaswaaren (verschiedener Art)	108	484
34. Druckerei von Baumwollen- und Wollenzeugen	212	387
	<u>829</u>	<u>7418</u>
	<u>—=49</u>	<u>—=436</u>
	17	17

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 13. Unterabtheilung = 49, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 436.

6. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{3}{4}$ männliche und $\frac{1}{4}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

14. Unterabtheilung.

	Ang. b. Arb.	Jahreslohn. Doll.
1. Polirstoffe	5	378
2. Sonnendächer und Zelte	5	399
3. Conditoreiwaaren	6	359
4. Materialien für Künstler	6	401
5. Rörbe	7	244
6. Streichriemen und Schleifsteine	7	281
7. Matten	11	352
	<u>47</u>	<u>2414</u>
	<u>—=7</u>	<u>—=345</u>
	7	7

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 14. Unterabtheilung = 7, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 345.

15. Unterabtheilung.

	Ang. b. Arb.	Jahreslohn. Doll.
8. Stearin- u. Wachslichter	12	375
9. Tabakspfeifen	16	447
10. Gut-Materialien	16	530
11. Bleicherei und Färberei	17	427
12. Rämme	18	328
13. Sand- u. Schmirgel-Papier und Tuch	20	554

	Ang. b. Arb.	Jahreslohn. Doll.
14. Materialien f. Zahnärzte	35	702
	<u>184</u>	<u>3363</u>
	<u>—=19</u>	<u>—=480</u>
	7	7

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 15. Unterabtheilung = 19, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 480.

7. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{1}{2}$ — $\frac{2}{10}$ männliche und $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{10}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

16. Unterabtheilung.

	Ang. b. Arb.	Jahreslohn. Doll.
1. Dünnbier	3	207
2. Photographien	3	281
3. Graviren u. Patroschneiden	3	362
4. Brod und andere Bäckereiproducte	4	379
5. Tapeziren	5	539
6. Hölzerne Federhalter	6	321
7. Cigarren	6	349
8. Stuis für Schmudsaßen und Instrumente	6	356
9. Schuhe und Stiefel	6	382
10. Fett und Talg	7	418
11. Seife und Lichter	7	435
12. Fleischextract	7	475
13. Steingut und irdene Waare	8	367
14. Lackirte Artikel	8	410
	<u>69</u>	<u>5281</u>
	<u>—=6</u>	<u>—=377</u>
	14	14

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 16. Unterabtheilung = 6, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 377.

17. Unterabtheilung.

	Ang. b. Arb.	Jahreslohn. Doll.
15. Gebrannter und gemahlener Kaffee, Zimmt u. s. w.	8	550
16. Accidenzdruckerei	9	488
17. Thierisches Del	9	551
18. Schießbarren	10	468
19. Leim	11	387
20. Stärkemehl	11	435
21. Spiegel- und Gemälderahmen	11	453
22. Zeitungsdruckerei	11	622
23. Holzwaaren	12	382
24. Feilen	13	404
25. Gloden u. Schellen	13	478

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
26. Materialien f. Wand- uhren	14	492
27. Lampen, Laternen u. Locomotivlichter	14	514
28. Croquetspiele	15	422
	161	6646
	=11	=475
	14	14

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 17. Unterabtheilung = 11, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 475.

18. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
29. Drogen und Che- mikalien	16	453
30. Ricinusöl	16	500
31. Metallwaaren für Sattler	17	414
32. Rinder-Wagen und Schlitten	17	447
33. Plattirte Waaren	21	531
34. Stereotypen und Elektrotypen	21	583
35. Bronze- Fußwaaren	21	597
36. Eisenwaaren	25	481
37. Messerschmiedsmaa- ren	26	461
38. Druck und Verlag (verschiedener Art)	34	671
39. Zubehör und Aus- staffirung von Eisen- bahnwagen	41	570
40. Draht	54	622
41. Gasbeleuchtungs- u. Lampen-Zubehör	63	500
42. Fensterglas	82	526
	454	7356
	=32	=525
	14	14

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 18. Unterabtheilung = 32, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 525.

8. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ weibliche und jugendliche, und $\frac{1}{3}$ männliche Arbeiter.)

19. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
1. Haar-Arbeiten	7	252
2. Fischerei	9	258
3. Manns Kleidung	13	286
4. Würdenzeichen, Ban- ner und Sinnbilder	14	280
5. Gepresste und einge- machte Pflanzenpet- sen	17	317

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
6. Handschuhe	18	242
7. Künstliche Federn, Blumen und Früchte	27	190
8. Knöpfe	30	304
	185	2129
	=17	=266
	8	8

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 19. Unterabtheilung = 17, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 266.

20. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
9. Haartuch	49	335
10. Baumwollen-Faden, Kordel und Garn	58	287
11. Strumpfwaa ren	60	300
12. Zündhütchen	70	546
13. Seidenwaaren (ver- schiedener Art)	79	318
14. Schreibpapier	84	381
15. Wollenwaaren	127	338
16. Baumwollenwaaren (verschiedener Art)	158	288
	685	2793
	=86	=349
	8	8

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 20. Unterabtheilung = 86, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 349.

9. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ oder mehr weibliche und jugendliche, und $\frac{1}{3}$ oder weniger männliche Arbeiter.)

21. Unterabtheilung.

	Ang. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
1. Putzmacherei	4	165
2. Frauenkleidung	6	215
3. Hüte	19	200
4. Pappschachteln	19	272
5. Reifröcke u. Schnür- brüste	22	243
6. Ballspiel-Artikel	24	227
7. Regenschirme und Stöcke	32	320
	126	1642
	=18	=235
	7	7

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 21. Unterabtheilung = 18, und ihr jährlicher Durchschnittslohn = Doll. 235.

22. Unterabtheilung.		
	Anz. d. Arb.	Jahreslohn. Doll.
8. Zündhölzchen	34	241
9. Briefumschläge	41	847
10. Spiellkarten	55	329
11. Papier-Kragen und Manschetten	68	279
12. Näh- und Drehseide	72	248
13. Stahlfedern	86	234
14. Leinenwaaren	176	248
	<u>526</u>	<u>1921</u>
	<u>—75</u>	<u>—274</u>
	7	8

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 22. Unterabtheilung 75, und ihr jährlicher Durchschnittslohn Doll. 274.

Wiederholung.

	Anz.	Jahres- d. Arb. lohn. Doll.
1. Gruppe. Einfache (1. Unterabth. Arbeit. (Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als 1/10 weibl. und jugendlicher Arbeiter.)	4	242
2. Gruppe. Mittlere Arbeit. (Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als 1/10 weibl. und jugendlicher Arbeiter)	5	375
3. Gruppe. Geschickte Arbeit. (Weibl. und jugendl. Arbeiter gänzlich ausgeschlossen.)	14	532
4. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/2 männl., und 1/2 weibl. u. jugendliche Arbeiter.)	71	564
5. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 2/3 männl., und 1/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	6	528
6. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	14	658
7. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	47	689
8. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	15	339
9. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	51	395
10. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	9	322
11. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	49	436
12. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	7	345
13. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	19	480
14. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	6	377
15. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	11	475
16. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	32	525
17. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	17	264
18. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/3 männl., und 2/3 weibl. und jugendl. Arbeiter.)	86	349

	Anz.	Jahres- d. Arb. lohn. Doll.
9. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/4 weibl. u. jugendl., und 1/4 oder weniger männl. Arbeiter.)	21	18 235
10. Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr 1/4 weibl. u. jugendl., und 1/4 oder weniger männl. Arbeiter.)	22	75 274

Bemerkungen.

Bis jetzt waren die Nationalökonomien der Ansicht, daß abgesehen von der allgemeinen Lebenshaltung oder den gewohnheitsmäßigen Lebensbedürfnissen (standard of living) des arbeitenden Volkes in den verschiedenen Ländern, der Durchschnittslohn eines jeden Arbeitszweiges ausschließlich bedingt sei durch gewisse Eigenschaften der von ihm verrichteten Arbeit, nämlich durch Geschicklichkeit, Geschlecht, Alter, Zeit, Dauer und gesundheitliche Wirkung. Die vorstehenden Tabellen beweisen über allen Zweifel, wie ich hoffe, daß die mehr oder weniger fortgeschrittene Konzentration der Produktionsmittel, dargestellt in der Durchschnittszahl der auf den Werkstellen des betreffenden Arbeitszweiges zusammenwirkenden Arbeiter, einen andern wichtigen, den jährlichen Durchschnittslohn beeinflussenden Factor bildet, welchen ich die Eigenschaft der Zahl nennen will.

Um die eigentliche Tragweite desselben auf eine richtige und genaue Weise zu studiren, war es nothwendig, alle diejenigen Arbeitszweige in besondere Gruppen zu vereinigen, welche in den bedeutendsten andern Eigenschaften, d. h. bezüglich Geschicklichkeit, Alter und Geschlecht möglichst gleich, in der Durchschnittszahl der auf ihren Werkplätzen zusammenwirkenden Arbeiter aber verschieden sind. Das ist der Plan, nach welchem die obenangeführten 9 Gruppen zusammengestellt wurden.

Die erste, zweite und dritte enthalten Arbeitszweige, die hinsichtlich der Geschicklichkeit, des Alters und des Geschlechts gleich sind, während die sechs übrigen aus solchen bestehen, die nur hinsichtlich des Alters und des Geschlechts sich gleichen. Sie beweisen bündig, daß die Konzentration des Kapitals, ausgedrückt in der Durchschnittszahl der auf den Werkstellen zusammenwirkenden Arbeiter, oder mit andern Worten, daß die Eigenschaft der Zahl mächtiger in ihrer Wirkung auf den jährlichen Durchschnittslohn, als die Eigenschaften der Geschicklichkeit, des Alters und des Geschlechts. Doch untersuchen

wir die einzelnen Gruppen und Unterabtheilungen ein wenig näher.

Die erste Gruppe umfaßt 22 Zweige einfacher Arbeit in 3 Unterabtheilungen. Wie schon erwähnt, sind die Arbeitszweige, welche eine Gruppe bilden, möglichst gleich in Bezug auf die Eigenschaften der Geschicklichkeit, des Alters und Geschlechts; doch wird man sehen, daß sie nicht völlig übereinstimmen in dieser Beziehung und immer einige Unterschiede sich finden lassen. So haben wir hier z. B. „Gemahlener Gyps“ mit einer Durchschnittszahl von 5 Arbeitern auf jeder Werkstelle und einem Jahreslohn von Doll. 352, während „Gehobeltes und gesägtes Bauholz“ mit einer Durchschnittszahl von 6 Arbeitern auf jeder Werkstelle einen Jahreslohn von nur Doll. 282, also Doll. 70 weniger hat. Das kommt ganz und gar auf Rechnung eines Unterschiedes in der Eigenschaft der Geschicklichkeit, da der Prozentsatz weiblicher und jugendlicher Arbeiten in beiden Zweigen ziemlich gleich und sehr gering ist (etwa ein Sechstel). Dasselbe gilt von „Salz“ und „Häute und Talg“; ersteres mit einer Durchschnittszahl von 10 Arbeitern bekommt einen Jahreslohn Doll. 393, während letztere Branche bei einer Durchschnittszahl von 11 Arbeitern mit Doll. 283 jährlich zufrieden sein muß. Aber „Räsefisten“ mit einer Durchschnittszahl von 4 Arbeitern und einem Jahreslohn von Doll. 180 einerseits, und „Tabackskisten“ mit einer Durchschnittszahl von 11 Arbeitern und einem Jahreslohn von Doll. 342 andererseits, zeigen deutlich die Wirkung konzentrierter Produktionsmittel. Beide Arbeitszweige sind völlig gleich in Bezug auf die Eigenschaften der Geschicklichkeit, des Alters und Geschlechts, und unterscheiden sich nur in der Durchschnittszahl der Arbeiter, die auf ihren Werkstellen zusammenwirken. „Deulseisen“ und „Roheisen“ bieten ein ähnliches Beispiel. In dem Falle von „Geschmolzenes Quecksilber“ trägt sicherlich die Eigenschaft der gesundheitlichen Wirkung viel zu der so bedeutenden Erhöhung des jährlichen Lohns (Doll. 707) bei. Die dritte Unterabtheilung ist schließlich einer der zahlreichsten, in den vorstehenden Tabellen sich findenden Beweise für unsere Behauptung, daß die Konzentration des Kapitals unter immer weniger Eigentümern den jährlichen Durchschnittslohn stärker beeinflusst, als die Eigenschaft der Geschicklichkeit. Die einfache Arbeit der dritten Unter-

abtheilung mit einer Durchschnittszahl von 46 Arbeitern auf ihren Werkstellen bekommt einen höheren Jahreslohn (Doll. 549), als die mittlere Arbeit sowohl der vierten Unterabtheilung mit einer Durchschnittszahl von 5 Arbeitern (Doll. 375), wie der fünften Unterabtheilung mit einer Durchschnittszahl von 14 Arbeitern (Doll. 532).

Die zweite Gruppe umfaßt in 3 Unterabtheilungen 45 Zweige mittlerer Arbeit. Auch hier begegnen wir kleinen Unterschieden im Betreff der Geschicklichkeit, wie z. B. zwischen „Puppenmacherei“ (4 Arbeiter und Doll. 348), „Gypserei“ (4 Arbeiter und Doll. 365), „Blechwaaren“ (4 Arbeiter und Doll. 369), „Anstreichen“ (4 Arbeiter und Doll. 379) und „Leder und zubereitete Felle“ (4 Arbeiter und Doll. 282), oder stärkeren, wie zwischen „Schmiedeeiserne Geländer“ (9 Arbeiter und Doll. 510), „Abzugsröhren“ (11 Arbeiter und Doll. 417) und „Anker und Kabelleiten“ (20 Arbeiter und Doll. 461) u. s. w. Die Wirkung konzentrierter Produktionsmittel zeigt sich deutlich an „Schaufeln und Spaten“ (65 Arbeiter Doll. 576) verglichen mit „Schneidwerkzeuge u. Ätze“ (36 Arbeiter und Doll. 568) und besonders mit „Messer schmiedwaaren u. Schneidwerkzeuge“ (23 Arbeiter und Doll. 509); ebenfalls an „Spiegelglas“ (40 Arbeiter und Doll. 662) verglichen mit „Farbiges Glas“ (9 Arbeiter und Doll. 587), und an „Eisen für Schiffbau und Dampfboot-Maschinen“ (352 Arbeiter und Doll. 597) verglichen mit „Gewalztes Eisen“ (144 Arbeiter und Doll. 564) und „Schmiedeeisen“ (35 Arbeiter und Doll. 551). Diese Gruppe beweist wiederum, daß die Eigenschaft der Zahl mächtiger auf den jährlichen Durchschnittslohn wirkt, als die Eigenschaft der Geschicklichkeit. Die mittlere Arbeit der sechsten Unterabtheilung mit einer Durchschnittszahl von 71 Arbeitern auf ihren Werkstellen hat einen höheren Jahreslohn (Doll. 564), als die geschickte Arbeit der siebenten Unterabtheilung bei einer Durchschnittszahl von 6 Arbeitern (Doll. 523).

Die dritte Gruppe umfaßt in 3 Unterabtheilungen 51 Zweige geschickter Arbeit, mit Ausschluß aller weiblichen und jugendlichen Arbeiter. Wir müssen erklären, auf welche Weise dieser Ausschluß geschehen ist, und wählen als Beispiel dafür den ersten Arbeitszweig auf unserer Liste, „Künstliche Zähne und Gebisse“. 650 Werkstellen beschäftigten 1020 Arbeiter,

ober jede im Durchschnitt beinahe 2. Diese 1020 Arbeiter empfangen in den 12 Monaten, über die sich der Zensusbericht von 1870 erstreckt, Doll. 184,272 Löhne, jeder von ihnen also Doll. 181 durchschnittlich. Sie bestanden aus 991 Männern, 15 Frauen und 14 jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Nun nehmen wir an, daß weibliche und jugendliche Arbeiter halb so viel Lohn bekommen, wie Männer. Folglich ist ihr durchschnittlicher Jahreslohn = 181 dividiert durch 2 = Doll. 90, und dieser Betrag vervielfacht mit ihrer Gesamtanzahl (15 + 14 = 29) gibt Doll. 2610 als jährlichen Totallohn für sie alle. Nach Abzug desselben von obigen Doll. 184,272 bleibt somit für die 991 männlichen Arbeiter eine Summe von Doll. 181,662 oder Doll. 183 durchschnittlich für jeden. — Als Beispiele von Unterschieden in der Eigenschaft der Geschicklichkeit, welche hier selbstverständlich häufiger und ausgesprochener sind, als in den beiden vorhergehenden Gruppen, erwähnen wir nur: „Schaufästen“ (7 Arbeiter und Doll. 633) und „Graviren“ (7 Arbeiter und Doll. 851); „Kupfer Schmiederei“ (9 Arbeiter und Doll. 600) und „Signalapparate“ 9 Arbeiter und Doll. 707; „Goldarbeiterei“ (12 Arbeiter und Doll. 492) und „Elfenbeinarbeiterei“ (12 Arbeiter und Doll. 689); „Schiffbau, Zubehör und Reparaturen“ (14 Arbeiter und Doll. 508) und „Silberwaaren“ (14 Arbeiter und Doll. 695). Den Einfluß, welchen die Konzentration der Produktionsmittel auf den jährlichen Durchschnittslohn ausübt, wollen wir durch einige sehr schlagende Fälle illustrieren: „Büchsenmacherei“ (2 Arbeiter und Doll. 212) und „Feuerwaffen“ (69 Arbeiter und Doll. 773); „Uhren-Reparatur“ (2 Arbeiter und Doll. 230), „Wanduuhren“ (45 Arbeiter und Doll. 645) und „Taschenuhren“ (32 Arbeiter und Doll. 902); „Eisenbahn-Maschinerie-Reparatur“ (133 Arbeiter und Doll. 629) und „Dampfmaschinen und Kessel“ (34 Arbeiter und Doll. 554); „Wasser-Meter“ (6 Arbeiter und Doll. 558), „Gas-Meter“ (47 Arbeiter und Doll. 637) und „Gas- und Wasser-Meter“ (75 Arbeiter und Doll. 993); „Musikalische Instrumente verschiedener Art“ (12 Arbeiter Doll. 608), „Melodeone und Hausorgeln“ (18 Arbeiter und Doll. 666), „Orgeln und Zubehör“ (20 Arbeiter und Doll. 735) und „Pianos und Zubehör“ (26 Arbeiter und Doll. 750).

Während in den 3 ersten Gruppen die

Eigenschaft der Geschicklichkeit den vorwiegenden Grundsatz der Zusammenstellung bildete, sind in den 6 übrigen die Eigenschaften des Alters und Geschlechts maßgebend. Die vierte Gruppe umfaßt in 2 Unterabteilungen 18 Zweige gemischter Arbeit, die ungefähr zur Hälfte aus männlichen und zur Hälfte aus weiblichen und jugendlichen Arbeiter bestehen. Die Unterschiede in der Eigenschaft der Geschicklichkeit verringern ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade die Wirkung auf den Jahreslohn, welchen die Eigenschaft der Zahl andernfalls gehabt haben würde, aber sie sind nur in wenigen Fällen stark genug, um sie gänzlich zu verdecken, nämlich bei: „Wagen-Ausstaffierung“ (10 Arbeiter und Doll. 318) verglichen mit „Drahtarbeiten“ (18 Arbeiter und Doll. 285), „Korttschneiderei“ (18 Arbeiter und Doll. 300), und besonders mit „Flachs, Hanf- und Jute-Sackstoff“ (96 Arbeiter und Doll. 303). In der ganzen Gruppe aber zeigt sich deutlich die Ueberlegenheit des konzentrierten Kapitals über die Eigenschaft der Geschicklichkeit dadurch, daß die elfte Unterabteilung mit 51 Arbeitern auf ihren Werkstellen einen Jahreslohn von Doll. 395 bekommt, während die zehnte Unterabteilung mit 15 Arbeitern nur Doll. 339 hat. Diese beiden Unterabteilungen beweisen zu gleicher Zeit unwiderleglich, daß die Eigenschaft der Zahl in ihrem Einfluß auf den Jahreslohn ebenfalls mächtiger ist als die Eigenschaften des Alters und Geschlechts. Obschon sie zur Hälfte aus weiblichen und jugendlichen Arbeitern bestehen, erhalten sie höhere jährliche Durchschnittslöhne (Doll. 339, resp. Doll. 395), als die zwölfte Unterabteilung (Doll. 322) der fünften Gruppe, die nur 1 Drittel, also 1 Sechstel weniger, weibliche und jugendliche Arbeiter enthält. Eine Erklärung dafür läßt sich blos in der Thatfache finden, daß erstere 15, resp. 51 Arbeiter auf ihren Werkstellen haben, während letztere nur 9 zählt.

Die fünfte Gruppe umfaßt 34 Zweige gemischter Arbeit in 2 Unterabteilungen, die aus etwa 2 Drittel männlicher und 1 Drittel weiblicher und jugendlicher Arbeiter bestehen. Was von der vierten Gruppe bezüglich der Unterschiede in der Eigenschaft der Geschicklichkeit gesagt worden ist, gilt auch hier. Als schlagende Beispiele erwähnen wir: „Fesen und Rehrwische“ (8 Arbeiter und Doll. 244) und „Polsterarbeit“ (8 Arbeiter und Doll. 353);

„Feine Schachteln“ (10 Arbeiter und Doll. 249) und „Reitschen und Stöcke“ (10 Arbeiter und Doll. 446); „Schuhpföde“ (11 Arbeiter und Doll. 280) und „Blatt- und Schaumgold“ (12 Arbeiter und Doll. 431) u. s. w. Die Wirkung der wachsenden Anzahl der Arbeiter bei gleicher Geschicklichkeit wird hübsch veranschaulicht durch „Papier“ (17 Arbeiter und Doll. 371) verglichen mit „Druckpapier“ (35 Arbeiter und Doll. 416). Daß die Konzentration des Kapitals den jährlichen Durchschnittslohn mächtiger beeinflusst, als die Eigenschaft des Alters und Geschlechts wird hier abermals deutlich gemacht durch Vergleich der 13. Unterabtheilung mit der 14. Unterabtheilung. Erstere enthält ein Zwölftel mehr weibliche und jugendliche Arbeiter und bekommt dessungeachtet einen höheren Jahreslohn (Doll. 436 gegen Doll. 345), weil die Durchschnittszahl der Arbeiter auf ihren Werkstellen 49 beträgt, während die der letzteren nur 7 ist.

Die sechste Gruppe umfaßt 14 Zweige gemischter Arbeit in 2 Unterabtheilungen, die aus etwa $\frac{3}{4}$ männlicher und $\frac{1}{4}$ weiblicher und jugendlicher Arbeiter bestehen. Die Unterschiede in der Eigenschaft der Geschicklichkeit sind hier ähnlich wie in den beiden vorhergehenden Gruppen. Die drei Zweige: „Materialien für Künstler“ (6 Arbeiter und Doll. 401), „Hut-Materialien“ (16 Arbeiter und Doll. 530) und „Materialien für Zahnärzte“ (35 Arbeiter und Doll. 702) beweisen vermöge ihrer gleichen Stufe in Bezug auf Geschicklichkeit, Alter und Geschlecht unwiderleglich unsere Behauptung über die Wirkung, welche die Eigenschaft der Zahl auf den jährlichen Durchschnittslohn ausübt, während die 14. Unterabtheilung mit $\frac{1}{4}$ weiblicher und jugendlicher Arbeiter und Doll. 345 Jahreslohn gegenüber der 11. Unterabtheilung mit $\frac{1}{2}$ weiblicher und jugendlicher Arbeiter und Doll. 395 Jahreslohn, und gegenüber der 13. Unterabtheilung mit $\frac{1}{2}$ weiblicher und jugendlicher Arbeiter und Doll. 436 Jahreslohn schlußrichtig darthut, daß die Konzentration der Produktionsmittel in Hinsicht wenigstens die Eigenschaften des Alters und Geschlecht übertrifft. Die Durchschnittszahlen der Arbeiter auf den betreffenden Werkstellen erklären die Sache sofort: 14. Unterabtheilung, 7 Arbeiter und Doll. 345; 11. Unterabtheilung, 51 Arbeiter und Doll. 395; 13. Unterabtheilung, 19 Arbeiter und Doll. 436. Die 15. Unterabtheilung zeigt, wenn wir sie

mit der 16. und 17. Unterabtheilung der 7. Gruppe vergleichen, ebenfalls, daß die Eigenschaft der Zahl den jährlichen Durchschnittslohn mächtiger beeinflusst, als die Eigenschaften des Alters und Geschlechts. Trotz eines größeren Zusatzes von weiblichen und jugendlichen Arbeitern erhält sie einen höheren Lohn (Doll. 480 gegen Doll. 377 und 475), weil sie 19 Arbeiter auf ihren Werkstellen hat, während letztere nur 6 und 11 haben.

Die 7. Gruppe umfaßt 42 Zweige gemischter Arbeit in 3 Unterabtheilungen, die aus $\frac{4}{5}$ bis $\frac{9}{10}$ männlicher, und aus $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{10}$ weiblicher und jugendlicher Arbeiter bestehen. Einigen derselben, wie z. B. „Accidenzdruckerei“, „Blattirte Waaren“ u. s. w. begegneten wir schon in der 3. Gruppe, indessen mit Ausschluß aller weiblichen und jugendlichen Arbeiter, da wir sie dort nur in Rücksicht auf die Eigenschaft der Geschicklichkeit anführten. Hier bringen wir sie wegen ihrer Eigenschaften des Alters und Geschlechts. Die 18. Unterabtheilung thut gegenüber der 1., 2., 4. und 7. Unterabtheilung zweifellos dar, daß die Eigenschaft der Zahl den Eigenschaften der Geschicklichkeit, des Alters und Geschlechts an Einfluß auf den Lohn überlegen ist.

Die 8. Gruppe umfaßt 16 Zweige gemischter Arbeit in 2 Unterabtheilungen, die aus ungefähr $\frac{2}{3}$ weiblicher und jugendlicher, und $\frac{1}{3}$ männlicher Arbeiter bestehen. Wir erwähnen hier die Thatsache, daß die 20. Unterabtheilung mit 86 Arbeitern auf ihren Werkstellen einen jährlichen Durchschnittslohn von Doll. 349 empfängt, obgleich sie $\frac{1}{6}$, resp. $\frac{1}{3}$ mehr weibliche und jugendliche Arbeiter enthält, als die 10. Unterabtheilung mit 15 Arbeitern und Doll. 339, und die 12. Unterabtheilung mit 9 Arbeitern und Doll. 322 das Jahr.

Die 9. Gruppe umfaßt 14 Zweige gemischter Arbeit in 2 Unterabtheilungen, die aus etwa $\frac{3}{4}$ oder mehr weiblicher und jugendlicher, und $\frac{1}{4}$ oder weniger männlicher Arbeiter bestehen. Sie beweist, wie die vorhergehenden, daß die Konzentration des Kapitals stärker auf den jährlichen Durchschnittslohn einwirkt, als die Eigenschaften des Alters und Geschlechts. Die 22. Unterabtheilung mit $\frac{3}{4}$ oder mehr weiblicher und jugendlicher Arbeiter hat einen Jahreslohn von Doll. 274, während die 19. Unterabtheilung der 8. Gruppe mit weniger weiblichen und jugendlichen Arbeitern ($\frac{2}{3}$) nur Doll. 266 jährlich be-

kommt, weil auf den Werkstellen ersterer 75 Arbeiter vereinigt sind, auf denen letzterer blos 17.

Blicken wir auf die Reihe von Thatfachen zurück, die sich in unseren Tabellen vorfinden, so müssen wir überzeugt sein, daß keine weiteren Beweise nöthig sind, um die im Eingang unseres Artikels aufgestellte Behauptung zu rechtfertigen, nämlich, daß je mehr die Productionsmittel

unter immer wenigeren Eigenthümern sich concentriren, und je größere Massen von Arbeitern zusammenwirten, desto höher die Löhne steigen. Zum Schluß mögen die Leser nicht vergessen, daß alle hier vorgeführten Zahlen nach dem Ver. Staaten Censur-Bericht vom Jahre 1870 berechnet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Recensionen.

E. C. Grenville-Murray, *The Russians of to-day.* (London, Smith, Elder & Co, 1878. [Tauchnitz edition vol. 1742.])

Gute Schilderungen socialer Zustände sind ohne Zweifel ein wichtiges Hilfsmittel der Socialwissenschaft. Sie können in verschiedenen Formen abgefaßt werden, als Reisebeschreibungen, als gelehrte Werke mit zahlreichen statistischen Nachweisen und Gesetzes-Auszügen, als Romane, — aber die wirksamste Art und Weise, um ein weiteres Publikum zu interessiren, ist die der Essays. Eine Reihe solcher aneinandergereihter Betrachtungen über russische „Cultur“-Zustände finden wir in dem neuesten Buche Grenville-Murray's, eines Schriftstellers, der bereits früher, durch sein „Member for Paris“, bewiesen hat, daß er es vortrefflich versteht, socialpolitische Vorgänge in allgemein fesselnder Form zu behandeln. — Wer auch nur ein paar Abhandlungen des Buches liest, wird von einer etwaigen Hinneigung zum russischen Regime hoffentlich bald geheilt werden. Ich sage nicht, zum russischen Volke. Inwieweit dasselbe gute Eigenschaften hat, die sich unter anderer Leitung aufs Beste entwickeln könnten, läßt der Verfasser ununtersucht; er schildert uns nur den Charakter und die Zustände wie sie sich unter der Herrschaft des „Tschinn“, des Abels, gebildet haben und fortbestehen. Einige Capitel sind für ein empfängliches Gemüth geradezu aufregend, z. B. das über die „Mäßigkeitsfrage“, in welchem gezeigt wird, wie der verderbliche „Wuttki“-Genuß von der Regierung und ihren Dr-

ganen, der Polizei, der Presse, dem Popen „bis an die Grenze des Möglichen“ gefördert wird, — damit die Händler und der Staatsfädel eine große Steuer-Einnahme daraus erzielen. Aus den „Ein emancipirtes Dorf“ und „Ein cooperatives Dorf“ überschriebenen Essays wird man eine gewisse Einsicht gewinnen können, warum das halbsocialistische Gemeindegewirtschafswesen der russischen Bauern so wenig gute Erfolge aufzuweisen hat. Die Abschnitte über die turkestanischen Eroberungen, die Verhältnisse in Sibirien u. s. w. sind besonders Denjenigen zu empfehlen, welche sich von den angeblich humanitären Absichten Rußlands bestechen lassen. Das Buch schließt mit einem warmen Aufruf an England und den Liberalismus, die russische Macht nicht wachsen zu lassen.
R. R.

Karl Emil Franzos. *Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus Halbasien.* (Leipzig, Duncker und Humblot, 1878. 2. Bde.)

Der durch seine Bücher „Aus Halbasien“ und „die Juden von Barnow“ rasch bekannt und mit Recht beliebt gewordene Verfasser bietet uns hier eine neue Reihe interessanter, in fesselnder Form geschriebener Erzählungen, Schilderungen, Abhandlungen, welche meistens Verhältnisse der östlichen österreichischen Länder, Rumäniens, Bulgariens, Südrußlands u. s. w. betreffen. Ein warmes Mitgefühl für die Unterdrückung, unter welcher Herrschaft und in welcher Weise immer sie sich gel-

tend mache, geht durch diese Blätter hindurch, ohne daß jedoch der Verfasser zu ernsteren social-politischen Excursen Veranlassung findet, welche in diesen feuilletonistischen und für ein gemischtes Publikum berechneten Essays auch wohl ihre Wirkung verfehlt hätten. Er läßt, und mit Recht, die Erzählungen, mögen sie überall buchstäblich auf Thatsachen beruhen oder hier und da aus Wahrheit und Dichtung gemischt sein, für sich selbst sprechen und das Herz des Lesers rühren, — der Leser selbst mag darüber nachdenken, wie den Gräueln der Unterjochung, dem Elend, der Corruption zu steuern sei.

Skizziren wir kurz Inhalt und Tendenz*) der einzelnen Essays. „Mein Onkel Bernhard“ berichtet uns von dem tragischen Schicksal eines Opfers der russischen Beamten-Corruption. — „Martin der Rubel“ führt uns die Laufbahn eines russischen politischen Agenten der neuesten Zeit vor und läßt in das Getriebe der slavischen Bewegungen in Rußlands Nachbarländern interessante Blicke thun. — In der Abhandlung: „Die Kleinrussen und ihre Sänger“ wird uns die ruthenische Literatur und ihre schmählige Unterdrückung seitens der moskowitzischen Großrussen geschildert. — „Die geistigen Bestrebungen der Bulgaren“ ist der erste Versuch, Westeuropa mit den literarischen Erzeugnissen des durch die Jahrhunderte von zwei Seiten so schwer unterjochten Volkes bekannt zu machen. „Welche politische Zukunft aber den Bulgaren im Interesse ihres Geisteslebens zu wünschen ist, heißt es am Schluß der dankenswerthen Arbeit, darüber kann man nicht im Unklaren sein! Werden sie der türkischen Herrschaft entrissen, so fallen sie der russischen anheim — ein Drittes giebt es nicht. Die russische Herrschaft aber bedeutet in letzter Linie nichts als Erstückung der Nationalität, wer daran zweifelt, der erinnere sich der bessarabischen Bulgaren und jenes furchtbaren Looses, welches die Knute der kleinrussischen Literatur bereitet hat!“

„Thodika“ ist der Name eines rumänischen Bauern, an dessen Leben und Treiben

*) „Wenn derjenige ein Tendenzschriftsteller ist, der verschweigt oder entstellt, was ihm nicht paßt“, sagt der Verfasser im Vorwort, „dann bin ich wahrlich keiner, wenn es derjenige ist, der durch seine Arbeiten einen ethischen Zweck verfolgt, dann bin ich Tendenzschriftsteller.“

uns die Wirthschaft dieses verbummelten und ruinirten Volks beschrieben wird. „Armer Thodika!“ endet die Erzählung. — „Du warst wohl nicht Schuld daran. Und es ist auch nicht Deiner Söhne Schuld, wenn von ihnen wenig Anderes zu berichten, als von Dir. Wann kommt die Cultur unter diese Menschen, wann ihr erster Vote, die Schule? Wann wird der Retter kommen diesem Lande?“ — Der Abschnitt „Rumänische Poeten“ giebt uns ein Bild der halb nationalen, halb französisirten Literatur und in dem völkerpsychologischen Capitel „Rumänische Sprichwörter“ erhalten wir weitere Einblicke in Sitten und Denkweise des Volks.

Im zweiten Band wird in der Geschichte der „Gezwungenen“ — eine Geschichte aus kaum vergangener Zeit — ein aufregendes Stück russischer Grausamkeit der unmenschlichsten Art enthüllt. . . . Der „Markttag in Barnow“ verschafft uns ein Gemälde der socialen Zustände in Podolien — ein keineswegs sehr erfreuliches Gemälde. — „Der wilde Starost und die schöne Jütta“ sind die tragischen Opfer der früher so heftigen, und noch immer nicht ausgerotteten, Bluts- und Religionsfeindschaft der Juden und der Polen. — Ein paar Beispiele aus dem Treiben der Reaction in Oesterreich werden uns in dem Capitel „Henker und Bajazzo“ vorgeführt. Dieser Titel wird in den Eingangsworten folgendermaßen erklärt: „Nächst der Grausamkeit ist die Dummheit das sicherste und zutreffendste Charakteristikum jeglichen absoluten Regimes. Die Reaction ist nie ausschließlich Henker, sie ist stets zugleich Bajazzo, sie erschüttert nicht allein das Herz, sondern auch das Zwerchfell, und dicht hinter einem ergreifenden Trauerspiel inscenirt man eine unglaublich groteske Posse. Wer in ihrer Geschichte blättert, dem muß sich oft genug die Faust ballen und das Herz schmerzlich zusammenziehen, aber oft genug wird er auch laut und lustig aufklappen müssen. Denn es giebt keine Bestie auf Erden, die so grausam und zugleich so feig wäre, als die Reaction, so trotzig und selbstbewußt und dabei in komischster Weise zusammenschauernd vor dem bloßen Schatten einer Gefahr.“ . . . Die letzte der vier Historien, sie handelt zu Brescia, ist besonders ergreifend: „Vier Worte Signor! Wegen vier Worte haben sie mir den theueren Knaben erschossen. Weh' mir! weh!“ — — ist ihr erschütternder Refrain

„In Pest's Verbrecherhöhlen“ führt uns die letzte Schilderung ein. Viel menschliches Elend wird uns da vor Augen geführt. „Ihr schlagt die Hände zusammen über die geistliche und körperliche Verkommenheit der niederen Stände. Ihr schreit Peter über ihre Sittenlosigkeit, Ihr fragt, woher das komme. — Blickt einmal gefälligst in solche Räume (von einer Armen-Herberge ist die Rede) — es ist etwas unbequem, aber lehrreich; Ihr werdet nicht mehr fragen, und wieder geräuschvoll und tugendhaft zetern. . . .“ — Daß der Schauplay des letzten „Culturbildes“ aus Halbastien nur sechs Eisenbahnstunden von der österreichischen Hauptstadt entfernt ist — soll Das wohl eine Andeutung dahin sein, daß halbasiatische Zustände auch in Westeuropa noch gefunden werden?

R. R.

Dr. Karl Theodor von Inama-Sternegg.

Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit. (Leipzig. Dunder & Humblot, 1878. 118 S. 8°.)

In der Markgenossenschaft erkennt der Verfasser die älteste Form einer socialen Organisation der Deutschen.

Allein die Lebensäußerungen dieser Gemeinschaft sind im wesentlichen beschränkt auf die Sicherstellung und Vertheidigung eines Familienbesitzes (Mark), die gemeinschaftliche Nutzung dessen, was der Einzelne nicht für sich gebrauchte, ein Vicinarerbrecht und die Zustimmung zu Veräußerungen und Statusveränderungen. Schon in den frühesten Perioden des Mittelalters wirkt aber auch auf diesen Gebieten die Markgenossenschaft nur wenig intensiv und energisch. Während selbst über den Schutz der Genossen gegen Freiheitsverlust die Quellen schweigen, lassen sich die sociale und insbesondere auch die wirtschaftliche Ungleichheit der Genossen, sowie das widerstandlose Eindringen fremder Besitzer urkundlich nachweisen. — Der Familienzusammenhang, welcher als die Wurzel des markgenossenschaftlichen Verbandes erscheint, mußte im Laufe der Zeit sich lockern. — Solcher gestalt war für die Concentration des Grundeigenthums in den Händen einzelner Mächtigen und vor Allem in den Händen der Kirche, die Bahn geöffnet. —

Aus des Verfassers statistischen Angaben über die Vertheilung des Grundbesitzes, besonders im 8. und 9. Jahrhundert, seien folgende Notizen mitgetheilt:

Bis zum Schluß der Karolingerperiode werden 176 große Kammergüter als im Besitz des Hauses der Pipiniden befindlich gezählt.

Der Bodenreichtum der bairischen Herzöge aus dem agilolfingischen Stamme ist ein so gewaltiger, daß dieselben allein im 8. Jahrhundert 5 Bisthümer und 35 Klöster und Abteien stifteten und mit einem bedeutenden Grundbesitz ausstatteten.

Von Lantfried mit seinen Brüdern und Schwestern sollen Benedictbeuren und 6 andere Klöster mit 6700 mansi bedacht worden sein.

Im Jahre 802 erhält das Stift Trier von Karl dem Großen ein arrondirtes Gebiet von ca. 10 Quadratmeilen zum Geschenk.

Die Annahme des Verfassers, daß schon am Schluß der Karolingerperiode die Grundherrschaft als das bestimmende Moment der socialen Organisation des deutschen Volkes sich auffassen läßt, ist ganz unbedenklich.

Klar und überzeugend sind die Gründe der Ueberlegenheit dieser Organisation gegenüber den markgenossenschaftlichen Wirthschaftsformen dargelegt.

Alle Fortschritte wirtschaftlicher Technik waren von der Ausbreitung der Grundherrschaft abhängig.

Der einzelne, geringere Mann war der, nach Erschöpfung des leicht kultivirbaren Bodens immer schwieriger und weitaussehender werdenden, Kulturarbeit nicht gewachsen.

Die Markgenossenschaft in ihrer damaligen Gestalt gewährte hier keine Hilfe.

So wurde der daseinskräftige Freie durch die naturnothwendige ökonomische Entwicklung dahin geführt und gebrängt, sich fremde Arbeitskraft anzueignen, mit derselben den schweren Boden der Thalniederung in Angriff zu nehmen, durch Rodung und Neubruck seinen Besitzstand zu erweitern und die private Ueberschussproduction zum eigentlichen Wirthschaftsziel zu erheben.

In diesem Sinne colonisatorisch sehen wir Herzöge, Grafen, die Großen des Volkes und namentlich auch die Kirche wirken. —

Der handgreifliche wirtschaftliche Werth der Dienstbarmachung fremder Arbeitskraft

und die sociale Ueberlegenheit, welche wiederum als Folge der Verfügung über größere ökonomische Werthe sich ergab, führte zu der möglichst weiten Ausdehnung des persönlichen Herrschaftsverhältnisses. Zu dem Kauf von Leibeignen trat die Selbstunterwerfung des concurrenzunfähigen kleinen Grundbesitzers und anderer zwar freier, jedoch landloser Männer hinzu.

Mit dem wirthschaftlichen Aufschwung erweiterten sich die Vermögensunterschiede. Es wuchsen an Hab und Gut die Großen des Volkes, und es mehrte sich das Elend der Masse.

Das Compositionensystem der Volksrechte, welches häufig den Anlaß zu Verschuldung und demnächst zum Zinswucher bot, die schwere Last der gesetzlichen Kriegsdienstpflicht, die Ausübungsweise der den Grafen und Senioren eingeräumten Heerbanngewalt, endlich von Seiten der Kirche die kluge Benutzung der uralten geistlichen Erwerbsmittel, des Drohens mit den Strafen der Hölle und des Preisens der Himmelseligkeiten — all diese Momente treten als Motiv für das Aufgeben der Freiheit und die Unterwerfung unter die Botmäßigkeit eines Grundherrn urkundlich nachweisbar hervor.

Also occupirte der große Grundherr die Markt allmählig für sich. Durch seine Wirthschaftsbeamten regelte er die Marktnutzung. Nur unter dem Titel des Precariums wurde den Mitmärkern ein Antheil an der Nutzung zugestanden.

Wo aber ein Widerspruch der Märker zum Rechtsstreit drängte, da wurde, wofern der Grundherr nicht selbst in der eigenen Sache Richter war, zu des Grundherrn Gunsten mit allen Mitteln seines Einflusses die Entscheidung gelenkt.

Wo endlich trotz alledem die Unterwerfung unter den Herrschaftswillen der Großen nicht stattfand, da half als ultima ratio die nackte brutale Gewalt.

So wurden die alten wirthschaftlichen Zusammenhänge gesprengt; an die Stelle des markgenossenschaftlichen tritt der herrschaftliche Verband.

In der Hofeswirthschaft entwickelte sich jetzt eine bis in's Minutiöseste ausgebildete Theilung der Arbeit. Nunmehr wird mit der planmäßigen Ordnung des gesammten Grundbesitzes einer Herrschaft begonnen. Ueberall ist das Bestreben erkennbar, ungünstig gruppirten Besitz durch

Arrondirung geeigneter für eine rationelle Wirthschaftsführung zu machen. Es entstanden die einzelnen grundherrlichen Villen als die Mittelpunkte der ökonomischen Gliederung des ganzen Herrschaftsgebietes.

Durch weittragende Verbesserungen in Organisation der Arbeit, in Bodenbenutzung und in der Betriebsweise wurden nunmehr regelmäßig Produktionsüberschüsse erzielt. Hiermit war die Richtung der Production auf den Markt, d. h. auf das Bedürfniß der nationalen Consumtion und damit zugleich der Anlaß zu Handelsbemühungen nothwendig gegeben.

Auf diesem am Schluß der Karolingerperiode im Wesentlichen vollendeten Grundbau der socialen Ordnung ist Jahrhunderte lang das Gebäude der Nationalwirthschaft stehen geblieben.

„Die Schwäche des bloß markgenossenschaftlichen Verbandes freier gleichwerthiger Grundbesitzer ist im herrschaftlichen Verbande überwunden. Wie dem Volke durch diesen größere Aufgaben gestellt sind, so bietet das herrschaftliche Kapital und die durch dasselbe ermöglichte reichere Arbeitstheilung die Mittel zu ihrer Erreichung.“

Die vorstehende Skizze der Inama-Sternegg'schen Schrift hat sich mit Bedacht an den Wortausdruck des Verfassers fast überall angeschlossen.

In der vorliegenden Revue würde es nicht am Platze sein, zu erörtern, ob die Ausführungen des Verfassers in jedem Punkte unanfechtbar erscheinen.

Hier gilt es nur zu constatiren, daß uns ein reiches Material in lichtvoller Gruppierung geboten wird, und daß daraufhin in klarer, anziehender Schreibweise, ruhig und decent, frei vor allem von Extravaganz bei der Erörterung derjenigen Fragen, hinsichtlich deren die Quellen uns im Stiche lassen, Inama-Sternegg seine Darstellung aufgebaut hat.

Die staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen, als deren erstes Heft der Herausgeber (Schmoller) die Schrift Inama-Sternegg's darbietet, sind damit trefflich inauguriert. —

D.

Hans von Scheel. Unsere socialpolitischen Parteien. (Leipzig, Brodhaus, 1878. 173 S.)

Dies Büchlein erscheint zu gelegener Zeit. Während, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, fast die ganze nicht socialdemokratische politische Presse unsere Principien und Taktik in einer Weise angreift, durch welche eine ruhige Discussion zur Unmöglichkeit gemacht wird, ist es doppelt erfreulich, von einer wissenschaftlichen Persönlichkeit in der Stellung v. Scheel's die verschiedenen politischen Parteien in vorurtheilsloser Weise betrachtet zu sehen und so die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erörterung zu erhalten.

Einen bestimmten eigenen Standpunct, etwa unter Aufstellung eines Programms, beurkundet der Verfasser in vorliegender Schrift nicht. Er giebt sich nicht als einen Kathedersocialisten zu erkennen, wenn er auch die Thätigkeit dieser Gruppe anerkennend, aber ohne Ueberschätzung, bespricht, und noch weniger darf man ihn zu den Staatssocialisten zählen. Die Aeußerungen über die letztere Secte sind aus seinem Munde beachtenswerth. Er führt aus, daß weder das monarchische noch das religiöse Element heutzutage socialpolitisch von Bedeutung sind. An eine reformatorische Kraft, die aus eigener Initiative der Monarchie hervorgehen könnte, sei in Preußen nicht mehr zu denken, weil sie gerade in diesen Dingen nichts mehr ohne das Parlament auszuführen vermag; ebenso wenig habe die Geistlichkeit selbständigen Einfluß in dieser Beziehung. — Mehr Sympathie zeigt Scheel, wie gesagt, für die Kathedersocialisten. Auf die unlängst gefallene Aeußerung eines befannten liberalen Abgeordneten, die Regierung möge die Lehrstühle der Universitäten nicht mehr mit Professoren dieser Richtung besetzen, paßt als Antwort sehr gut folgende Stelle (S. 104): „Wenn man aber den Kathedersocialismus für gefährlich erklärt und seine Entwicklung durch den Druck der öffentlichen Meinung der Gebildeten und durch äußere Maßregeln zu hemmen suchen wollte, so würde man damit Gefahr laufen, die Entwicklung der national-ökonomischen Wissenschaft überhaupt zu hemmen. Es wird sehr leicht sein, Män-

ner als Lehrer der Volkswirtschaft zu finden, welche durch ihre Gefinnung oder ihre Unfähigkeit die Garantie bieten, die sociale Ordnung durch ihre Kritik nicht zu erschüttern; da aber die socialen Einrichtungen nicht auf Naturgesetzen beruhen, sondern stets unvollkommen und entwicklungsfähig bleiben werden und durch Stabilität der Gefahr gewaltsamer Umwälzungen unterliegen, so muß der geschichtlichen und kritischen Forschung der freieste Spielraum gelassen werden; und nicht diejenigen, welche sie üben, werden die gefährlichen sein. Gegen unpraktische Ideologien bilden die praktischen Interessen genügende Corrective; und viel mehr als der zahme Socialismus auf dem Katheder, wenn er nur mit gründlicher wissenschaftlicher Forschung und Kritik verbunden ist, schaden Vorurtheil und Unwissenheit in den Kreisen, welchen die Pflege der socialen Entwicklung obliegt, und auf welche die Kathedersocialisten wirken möchten.“

Das Wort „unpraktische Ideologien“ ist nicht so aufzufassen, als ob v. Scheel ein Vorurtheil gegen das Aufstellen von „Idealen“ habe. Im Gegentheil: „In den großen socialpolitischen Fragen, welche die gesammte Eigenthums- und Erwerbsordnung berühren, sagt er (S. 153), kann man aber gewiß noch weniger wie in den anderen engeren Gebieten des öffentlichen Lebens mit der Zuversicht des Erfolgs vorgehen, wenn man nicht, — nennen wir es ruhig mit dem verpönten Wort: Ideale vor sich hat, die man in's Leben treten lassen will. Es kommt dabei nicht so sehr darauf an, daß diese Ideale gegen jeden Einwand correct formulirt seien, als darauf, daß sie in der allgemeinen Richtung, die als die berechtigte vorschwebt, genügende Begrenzung und Festigkeit des Handelns geben.“ Gerade in diesem Mangel an bestimmt formulirten, wenn auch nicht so weittragenden Reformen, wie sie die radicalen Parteien aufstellen, beruht, wie v. Scheel sehr richtig bemerkt, die Schwäche der socialreformatorischen Parteien und Richtungen. Sie halten, heißt es, „an der Zeitidee: Freiheit und Gleichheit fest, sie möchten die Freiheit in dem liberalen Sinne conserviren, aber die Gleichheit mehr im socialistischen Sinne, von unten herauf, zu Gunsten der wirtschaftlich Schwächeren fördern, ohne auf jenes Ideal völliger Gleichheit einzugehen. Wie

man aber für diesen Zweck das Princip der Freiheit und Gleichheit formuliren müsse, damit sind die Reformparteien und Richtungen offenbar noch nicht fertig; und in diesem Mangel eines festen grundsätzlichen Standpunctes, von dem aus man mit dem klaren Bewußtsein, wie weit man gehen darf und was man will, operiren kann, beruht ihre Schwäche.“ — Diese Schwäche hat ihre Ursache aber nicht, wie v. Scheel anzunehmen scheint, in einem Mangel an gutem Willen oder Geschicklichkeit, — an Versuchen, solche vermittelnde Programme aufzustellen, hat es keineswegs gefehlt, es sei nur an die Bemühungen Samter's und Lindwurm's erinnert —, sondern an einer inneren Nothwendigkeit, an der alle Compromißprogramme zwischen Liberalismus und Socialismus scheitern müssen. Der Begriff des Ideals fordert eben, daß dasselbe einen vollkommenen Zustand repräsentire, so vollkommen, als er zu denken nur möglich ist. Ein halbes Ideal ist daher eine *contradictio in adjecto*, ist kein Ideal mehr und verliert damit die überzeugende und begeistere Eigenschaft, welche wirkliche Ideale besitzen. Ein solches halbes Ideal, ein Ding, welches nach keiner Seite volle Befriedigung zu erwecken vermöchte, wäre ein reformatorisches Compromißprogramm zwischen Liberalismus und Socialismus. — Ein vollkommenes Ideal hat wiederum den Fehler, daß es zwar Begeisterung erwecken, aber die nach dem Endziel Begierigen der ruhigen reformatorischen Arbeit, der, wenn auch kräftig betriebenen, Entwicklung leicht abgeneigt macht. Hiergegen giebt es nur ein rationelles Mittel: ein Staffelpogramm aufzustellen, wie es die Socialdemokratie gethan hat. Indem das Programm dieser Partei, wie es in Deutschland und der Hauptsache nach übereinstimmend in Belgien, Amerika und anderen Ländern angenommen worden ist, zuerst, unter Anführung der principiellen Motive, ein ferneres, vorläufiges Endideal verkündet, außerdem aber diejenigen Forderungen bezeichnet, welche „innerhalb der heutigen Gesellschaft“ gestellt werden müssen, erfüllt es beide Aufgaben eines zweckmäßigen Programms: Ideale und dadurch Enthusiasmus zu erwecken und auf die Nothwendigkeit einer reformatorischen Taktik hinzuweisen.

Herr von Scheel scheint diese Vorzüge

unseres Programms zu gering anzuschlagen. Das socialdemokratische Ideal, argumentirt er, sei weder eine unmittelbar in's Werk zu setzende Maßregel, auf die sich die agitatorische Thätigkeit schon jetzt richten könnte, noch sei es ein Ideal, welches mit Begeisterung zu erfüllen vermöge. Letzteres deshalb nicht, weil die Epoche des Socialismus ein Resultat langsamer geschichtlicher Entwicklung sein werde, noch nicht nächstliegend sei, da ja — nach Marx — erst eine vollkommene Concentration des Kapitals als Vorbedingung der „Expropriation der wenigen Usurpatoren durch die Volksmasse“ abgewartet werden müsse. — Referent giebt zu, daß ein Ideal, zu dessen Erreichung man gar nichts thun kann, dessen Herbeiführung man vielmehr der langsamen geschichtlichen Entwicklung anheimgeben muß, ohne thätig eingreifen zu können, wohl mit Vertrauen erfüllen, aber nicht zu begeistern, anzuspornen vermag; ein solches Ideal könnte leicht wirken wie das türkische *Kismet* — erschlaffend. Referent will nun nicht untersuchen, ob die Marx'sche Entwicklungstheorie richtig ausgelegt wird, wenn man sie so auffaßt, als könnten die Arbeiter nichts thun als ruhig zusehen, bis es nur noch einige wenige Kapitalisten und viele Millionen Proletarier giebt; er seinerseits möchte eine solche Theorie entschieden zurückweisen und betonen, daß erstens diese Concentration ganz außerordentlich durch thätiges Eingreifen gefördert werden kann, zweitens aber, daß eine große Anzahl socialdemokratischer Forderungen von dieser Concentration des Kapitals ganz unabhängig sind. In ersterer Beziehung erinnert er an die auch in diesen Blättern mehrfach angeregte Uebernahme der Gewerbebetriebe durch die Gemeinden, in der zweiten an die Punkte 1—6 des socialdemokratischen Programms, welche die „Grundlagen des Staates“ betreffen. Wir können daher den Vorwurf nicht gelten lassen, als sei das Endideal der Socialdemokratie nicht fähig, zur Thätigkeit zu begeistern. — Ebenso wenig aber acceptiren wir den zweiten Vorwurf v. Scheel's: die Socialdemokratie entbehre positiver für die Gegenwart brauchbarer Ideen deshalb, weil ihr Endideal erst nach einer gewissen Entwicklung erreichbar sei und im Wege der Revolution nicht erreicht werden könne. Sie be-

thätige sich daher hauptsächlich in der Negative, in Angriffen auf das Bestehende. Dies müsse entweder dazu führen, daß die dem socialdemokratischen Einfluß zugänglichen Elemente zu einer Revolution aufgereizt werden, welche, wie gesagt, mißglücken müsse; oder daß die Socialdemokratie in ihrer jetzigen Gestalt einer anderen oppositionellen, wenn auch gleichfalls socialdemokratischen Partei mit klareren Zielen und agitatorisch praktischeren Ideen Platz mache. — Solche Ideen sind ja, wie ausgeführt, ganz besonders in dem zweiten Theil unseres Programms enthalten, und es ist, wo Gelegenheit war, für dieselben eingetreten worden. Es wäre schwer zu entscheiden, ob diese unmittelbaren Forderungen im praktisch-politischen Kampf zu wenig betont worden sind, und ob, wenn dies der Fall, die Schuld mehr an der Socialdemokratie oder an ihren Gegnern liegt. Der Gedanke v. Scheel's aber, die Socialdemokratie müsse einer anderen Partei Platz machen, könnte nur dann Anspruch auf Beachtung haben, wenn unsere Partei eine todte Versteinierung wäre, die sich nicht aus- und fortbilden könnte, und wenn das Programm als unfehlbares Instrument, an dem nichts geändert, nichts hinzugefügt, nichts weggenommen werden dürfte, für ewige Zeiten festgestellt worden wäre. Gerade für den diesjährigen Congress, der in Gotha abgehalten werden sollte, bekanntlich aber verboten worden ist, standen wichtige Fragen von unmittelbarer praktischer Bedeutung, z. B. die Frage des Gemeinde-Gewerbebetriebes, auf der Tagesordnung. Die Partei hat demnach den guten Willen, sich fortzubilden, hinlänglich bewiesen. — Wenn also Herr von Scheel, nachdem er alle Parteien besprochen, von keiner aber vollständig befriedigt ist, seine Darstellung mit den Worten schließt: „Es wäre vor Allem Aufgabe der Socialwissenschaft — oder wie man sie mit einem zu engen Ausdruck nennt, Volkswirtschaftswissenschaft — die sich jetzt zumeist an einzelnen Fragen zersplittert und mit der Empfehlung einzelner Mittel der Praxis nachhinkt, eine brauchbare Formel für die sociale Entwicklung zu suchen und darzubieten“... darf da die Socialdemokratie nicht mit Recht in Anspruch nehmen, diese Formel im Ganzen und Großen richtig in ihrem Programm bereits aufgestellt zu haben?

und wird nicht die Aufgabe der Wissenschaft darauf hinauslaufen müssen, dies Programm zu erklären, zu rechtfertigen und an seiner Vollendung mitzuarbeiten?
H.

Ernst Faber (Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft). Die Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus oder die Lehre des Philosophen Micius zum ersten Male vollständig aus den Quellen dargelegt. (Eberfeld, Friderichs, 1877. 102 S.)

Es mag kaum ein anziehenderes Studium geben, als den Wanderungen und Metamorphosen eines weltgeschichtlichen Gedankens zu folgen; zu beobachten, wie er überall, bei den verschiedensten Völkern und zu den verschiedensten Zeiten auftritt; wie er sich stets den Anlagen und Neigungen der Völker, den Bedürfnissen und Nothständen der Zeiten anzupassen vermag und trotz aller hierdurch herbeigeführten Veränderungen seinem Wesen nach stets derselbe bleibt. Von diesem Standpunct aus mußte der Titel des Faber'schen Büchleins unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregen. Wir hofften, aus demselben Kenntniß eines bisher noch unerzählten Kapitels der Geschichte des Socialismus zu gewinnen, und dies Kapitel mußte um so merkwürdiger sein, je weniger man erwarten konnte, in China, dessen Bevölkerung stets als idealen Bestrebungen abgewandt und nur von nüchterner Verständigkeit und plattem Egoismus beherrscht geschildert wird, Empfänglichkeit für den großen Gedanken der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen zu finden.

Aber wie sehr wurden wir in unseren Erwartungen enttäuscht!

Das Büchlein enthält nichts, als die abgekürzte Uebersetzung eines einzigen chinesischen Philosophen, des Micius, den sonach der Uebersetzer als Vertreter des chinesischen Socialismus angesehen haben will. Mit welchem Recht, bleibt freilich völlig unerfindlich. Die Schrift des Micius enthält ein systemloses Allerlei von Vorschriften und Betrachtungen über

alles Mögliche, Moral, Religion, Wirthschaft, Politik, Verwaltung; nirgends aber findet sich in ihr ein Gedanke, der mit socialistischen Ideen — man mag das Wort so unbestimmt nehmen, wie man will — auch nur die mindeste Verwandtschaft hätte. Micius warnt die Herrschenden vor zwecklosen Eroberungskriegen und allzu großem Mißbrauch ihrer Gewalt; er ermahnt die Reichen, sich des allzu großen Luxus zu enthalten (als Beispiele des Luxus führt er insbesondere an die kostbaren Begräbnisse und die Musik, letztere, weil dadurch Zeit und Kräfte der Musikanten zwecklos vergeudet würden); er empfiehlt Allen Gerechtigkeit, wechselseitige Liebe und kluges Maßhalten. Der Standpunct, von dem er bei Ertheilung dieser Lehren ausgeht, ist aber stets der, daß die schrankenlose Despotie des Kaisers und die Zersplitterung des Volkes in Reiche und Gebildete einerseits und Arme und Ungebildete andererseits vom Himmel selbst angeordnet, also unabänderlich seien (vgl. namentlich Abschnitt 26 ff.: „Des Himmels Wille“); und die Heilmittel, die er zur Abhülfe der Noth des Staates und der Leiden des Volkes vorschlägt — Heranziehen tüchtiger und gebildeter Beamten; Einführung einer geordneten Verwaltung, Ansammeln von Vorräthen jeder Art gegen künftige Nothstände u. dergl. m. — können gewiß auch nicht als socialistisch bezeichnet werden, man müßte denn jede Erörterung der Mängel eines Staatswesens schon als Socialismus betrachten wollen.

Das Büchlein enthält jedoch außer der Philosophie des Micius noch einen zweiten Bestandtheil, der merkwürdig genug ist, um gleichfalls nicht unerwähnt gelassen zu werden. Der Uebersetzer schickt nämlich seinem Autor eine längere Einleitung voraus, die — über den modernen Socialismus handelt, und hat außerdem die einzelnen Abschnitte des überetzten Werkes mit einer Art von Glossen oder Commentar versehen, in der er seine Ansicht über die von Micius berührten Punkte des Breiteren darlegt.

Daß er Gegner des Socialismus ist, kann bei ihm, als strenggläubigem Geistlichen, kaum Wunder nehmen: im Uebrigen aber möchte es schwer fallen, seinen Standpunct im Allgemeinen zu charakterisiren. Man könnte vielleicht am richtigsten sagen, daß er überhaupt keinen Standpunct habe, außer dem der voll-

ständigen Unwissenheit über all' die Dinge, die er zu beurtheilen unternimmt. Statt specieller Begründung dieses Urtheils mag es uns erlaubt sein, einige Stellen aus seinen Betrachtungen wörtlich anzuführen, die für sich selbst sprechen mögen.

Er polemisirt gegen das sogen. eherne Lohngesetz — also gegen einen Angriffen allerdings zugänglichen Punct der socialistischen Theorie — wie folgt:

„Arbeiter ist eigentlich Jeder, der irgend eine Arbeit verrichtet. . . . Es giebt Arbeiter auf den Bureaux, technische, kaufmännische zc., welche eine circa zehnmal höhere Einnahme haben, als mancher selbstständige Handwerker, welcher den vollen Ertrag seiner Arbeit einsteckt. . . . Auch ist der Unterschied des Lohnes bei verschiedenen Geschäften ein sehr großer. Ebenso ist es in den verschiedenen Fabriken. So ist es auch bei allen Beamten, beim Militär zc., sie sind Arbeiter verschiedenen Ranges — selbst der Kaiser ist ein Arbeiter. Gilt etwa von allen diesen Arbeitern das eherne Lohngesetz? Der Unsinn eines solchen sogenannten Gesetzes leuchtet sofort ein. Nur die Tagelöhner sind überall so gering gestellt.“

Diese letztere Thatsache ist aber auch sehr leicht erklärlich, und die Arbeiter haben kein Recht, sich darüber zu beklagen. Die Arbeiter „heirathen ja nicht sofort“, sondern sind

„gewöhnlich noch etwa 10 Jahre als ledige Arbeiter thätig. Reicht nun der Lohn aus zum Unterhalt einer ganzen Familie, so muß der ledige Arbeiter sparen können. Er kann es auch, wenn er will.“

Leider leben aber „die meisten jungen Leute“ vor ihrer Verheirathung viel zu flott.

„Später sind sie ein solches Leben gewöhnt, und dann reicht natürlich der Lohn, der für die eigene Person oft zu gering war, nicht für eine Familie.“

So wörtlich zu lesen pag. 20 und 21. Ist das nicht nett? — Die praktischen Rathschläge des Verfassers stehen auf einer Höhe mit seinem theoretischen Verständniß.

„Es wäre vielleicht vortheilhaft, wenn den ledigen Arbeitern etliche

Procente vom Lohn eingehalten und auf einer Sparcasse angelegt würden, so daß sie ein kleines Kapital zum Beginn ihres Hauswesens hätten.“ (S. 29.)

„Vielleicht ließe sich die Eheschließung auch in sanitärer Beziehung unter staatliche Aufsicht stellen.“ (S. 50.)

„Auch spätere Laster, wie Trunksucht oder gewerbliche Krankheiten (sic) sollten Einschreiten, doch in humaner Weise, zur Folge haben. Oder ist das menschlich, wenn Kinder lebenslang abscheuliche Krankheiten behalten, weil ihr Herr Vater syphilitisch oder ein Branntweinsäufer gewesen ist, oder weil er andere Uebel auf sie übertrug?“ (S. 51.)

Ueber derartige Vorschläge, die jedenfalls den Kern der socialen Frage nicht treffen, kommt Herr Faber nicht hinaus. Der gute Herr Missionar versteht eben von den bestehenden socialen Verhältnissen genau ebenso viel, wie von den Elementen der Nationalökonomie — nämlich gar nichts. Er kennt insbesondere von den Lehren des Socialismus, die er bekämpfen will, nur ein Paar ihm unverständliche Schlagwörter; er hat von dem Wesen und den Aufgaben des Staats, dem er Rathschläge geben möchte, auch nicht den geringsten Begriff. Sein Büchlein, das jedenfalls in den Wellenkreisen der von Todt hervorgerufenen Bewegung steht (Todt ist der einzige Schriftsteller, den er mehrmals, jedoch keineswegs beistimmend, citirt), ist ein ganz interessantes Zeugniß, wie sich die Wichtigkeit der socialen Fragen auch den Kreisen immer mehr aufdrängt, die früher glaubten, sich jedem Vorschlag zur Abhülfe des irdischen Elends durch Berufung auf das bessere Jenseits und die Nichtigkeit des irdischen Glücks entziehen zu können; es ist aber zugleich ein trauriger Beweis der naiven Ignoranz, mit der sich noch immer so viele fogen. Gebildete erlauben, unsere Theorien zu kritisiren und zu verwerfen, ohne auch nur das ABC der hierzu nöthigen Kenntnisse zu besitzen. Hätte Herr Faber sich auf Uebersetzung seines chinesischen Philosophen beschränkt, wäre ihm Dank und Anerkennung wenigstens bei allen Denen sicher gewesen, die sich für das Studium des chinesischen Volkscharacters interessiren. Dadurch, daß er sich hiermit nicht begnügte, sondern es

vorzog, seine unreifen socialpolitischen Betrachtungen zugleich mit der Uebersetzung der Welt aufzutischen, hat er es zwar erreicht, weitere Kreise auf seine Arbeit aufmerksam zu machen, aber zugleich sich selbst der Lächerlichkeit preisgegeben; — ne sutor ultra crepidam!

B. U.

Ernst Haedel. Freie Wissenschaft und freie Lehre. Eine Entgegnung auf Rudolf Virchow's Münchener Rede über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat.“ (Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlags-handlung, 1878. 106 S.)

Großes Aufsehen erregte es bekanntlich, als voriges Jahr auf der in München abgehaltenen Naturforscher-Versammlung Rudolf Virchow mit etwas anderen Worten den Stahl'schen Satz wiederholte: „Die Wissenschaft muß umkehren“. Er richtete sich in seinen Ausführungen besonders gegen Ernst Haedel, der die Forderung vertheidigt hatte, die Darwinische Lehre zum Unterrichtsgegenstande der Schulen zu erheben. Einen besonders gehässigen Anstrich — in den Augen des großen Publicums — erhielten die Virchow'schen Commentare zu dem Princip: „die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“, dadurch, daß er die Socialdemokratie und die Descendenztheorie in einen gewissen Zusammenhang brachte.

In der vorliegenden Schrift giebt Haedel seine Antwort. Er weist die Virchow'sche Forderung zurück, daß nur gelehrt werden dürfe, was nicht absolut sicher sei. Nur objectives Wissen, nicht subjectives, der Verbesserung fähiges, dürfe vom Lehrer dem Lernenden überliefert werden; nur Thatsachen, keine Hypothesen, meinte Virchow. Vollständig richtig entgegnet Haedel, daß eine scharfe Grenze zwischen dem speculativen Gebiete der Naturwissenschaft und dem thatsächlich errungenen und vollkommen festgestellten Gebiete nicht existirt. „Eine objective Wissenschaft, die bloß aus Thatsachen besteht, ohne subjective Theorien, ist überhaupt nicht denkbar.“

So sehr wir Haedel in allen diesen Ausführungen, die für die Freiheit nicht allein der wissenschaftlichen Forschung, sondern auch der Lehre eintreten, zustimmen und insbesondere noch aufmerksam

machen auf sein Schlußwort, wo er von den Gefahren einer eventuellen Centralisation der Wissenschaft in Berlin spricht, so vermögen wir uns doch nicht zu befreunden mit seiner Neigung zur Descendenz-Religion, dem Versuch, die Darwinische Theorie in der praktischen Moral zu verwerthen. Vom philosophischen Standpunct ist das gänzlich unzulässig: denn daraus, daß irgendwelche Triebe in uns vorhanden sind oder irgend welche naturgesetzliche Thatsachen bestehen, kann man keine moralische Verpflichtung, keinen kategorischen Imperativ ableiten, wie wir das bereits S. 94—95 dieser Zeitschrift, bei Besprechung der Haedel'schen Rede, hervorgehoben haben. Das scheint Haedel selbst jetzt einzusehen, denn er sagt S. 74 der neuen Broschüre: „Uebrigens möchten wir bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie gefährlich eine derartige unmittelbare Uebertragung naturwissenschaftlicher Theorien auf das Gebiet der praktischen Politik ist. Die höchst entwickelten Verhältnisse unseres heutigen Culturlebens erfordern von dem praktischen Politiker eine so umsichtige und unbefangene Berücksichtigung, eine so gründliche historische Vorbildung und kritische Vergleichung, daß derselbe immer nur mit größter Vorsicht und Zurückhaltung eine derartige Nutzenanwendung eines „Naturgesetzes“ auf die Praxis des Culturlebens wagen wird. Wie ist es nun möglich, daß Virchow, der erfahrene und gewiegte Politiker, der selbst überall Vorsicht und Zurückhaltung in der Theorie predigt, mit einem Male eine solche Anwendung von Transformismus und Darwinismus macht, eine so grundverlehrte Anwendung, daß sie den eigentlichen Grundgedanken dieser Lehren geradezu in's Gesicht schlägt?“

Haedel hätte sich allerdings noch entschiedener ausdrücken müssen. Er hätte sagen sollen: einen inneren Zusammenhang haben Descendenztheorie und Socialismus nicht. Jene ist eine naturwissenschaftliche Erklärung der organischen Entwicklung und Darlegung ihrer Gesetze, dieser ein Phantasiebild, welches den Wunsch nach einer besonderen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft in der Zukunft enthält. Aus dem einen läßt sich das andere nicht durch irgend eine logische Manipulation ableiten, sondern beide Theorien, die des „Ueberlebens des

Passendsten“ und die des Socialismus, können nur insofern miteinander in Verbindung gebracht werden, als sich im Voraus Betrachtungen darüber anstellen lassen, wie weit die Gesetze der Entwicklung die Entfaltung der socialistischen Ideen erlauben oder hindern, und wie sich das Ueberleben des Passendsten unter dem Socialismus gestalten wird.

Derartige Betrachtungen stellt nun auch Prof. Haedel wirklich an, wobei er freilich, in seinem Eifer, den Socialismus von den Hochschöhen des Darwinismus abzuschütteln, mit der Logik sowohl wie mit der Politik in bedeutende Conflict geräth. Im letzteren Puncte gesteht er seine Nichtbefähigung und Unkenntniß übrigens selbst zu: „Ich bin nichts weniger als Politiker,“ sagt er. „Mir fehlt dazu, im Gegensatz zu Virchow, ebenso das Talent und die Vorbildung, wie die Neigung und der Beruf. . . . Wenn ich hier und da gelegentlich eine politische Aeußerung gethan oder eine politische Nutzenanwendung naturwissenschaftlicher Theorien gegeben habe, so haben diese subjectiven Meinungen keinen objectiven Werth. Im Grunde genommen habe ich damit ebenso das Gebiet meiner Competenz überschritten, wie Virchow, wenn er sich auf zoologische Fragen und namentlich auf den Transformismus der Affen einläßt. Ich bin in der politischen Praxis ebenso Laie, wie Virchow im Gebiete der zoologischen Theorie. Uebrigens machen mich auch die Erfolge, welche Virchow während seiner zwanzigjährigen mühseligen, unerquidlichen und aufreibenden Thätigkeit als Politiker erzielt hat, wahrlich nach solchen Vorbern nicht lüftern.“ Da hätte sich aber Herr Haedel auch nicht verleiten lassen dürfen, trotz seiner Unwissenheit und Incompetenz in politischen Dingen, aus Lüfternheit, seine Zugehörigkeit zur „Ordnungspartei“ zu beweisen, Steine auf den Socialismus zu werfen, indem er denselben das eine Mal verrückt, das andere Mal utopistisch nennt. — Doch betrachten wir nach dieser Einleitung seine Ausführungen etwas näher. „Der Darwinismus“, sagt er, ist alles Andere eher als socialistisch! Will man dieser englischen Theorie eine bestimmte politische Tendenz beimesen, — was allerdings möglich ist — (was wissenschaftlich nicht erlaubt ist, corrigiren wir), „so kann diese Tendenz nur eine aristokratische sein, durchaus keine demokratische, und am wenigsten eine socia-

listische! Die Selections-Theorie lehrt, daß im Menschenleben wie im Thier- und Pflanzenleben überall und jederzeit nur eine kleine bevorzugte Minderzahl existiren und blühen kann; während die übergroße Mehrzahl darbt und mehr oder minder frühzeitig elend zu Grunde geht." Wo lehrt das die Selectionstheorie? Sie constatirt nichts weiter, als daß unter den heutigen Verhältnissen im Leben der Organismen inclusive der Menschen dieser Zustand besteht, aber sie lehrt nirgends, daß es der menschlichen Gesellschaft unmöglich wäre, diesen Zustand abzuschaffen. Prof. Haedel führe doch den Beweis! — „Zahllos sind die Keime jeder Thier- und Pflanzenart," fährt er fort, „und die jungen Individuen, die aus diesen Keimen hervorgehen." Erinnert sich Haedel nicht, daß der Mensch vermöge seines stärkeren Willens und Verstandes seine Triebe und ihre Folgen zu regeln vermag und daher, sobald er nur ernstlich will, einem anderen Bevölkerungsgesetz unterworfen ist? „Unverhältnißmäßig gering ist dagegen die Zahl der glücklichen Individuen unter jenen, die sich bis zur vollen Reife entwickeln und ihr erstrebtes Lebensziel wirklich erreichen. Der grausame und schonungslose „Kampf um's Dasein", der überall in der lebendigen Natur wüthet, und naturgemäß wüthen muß, diese unaufhörliche und unerbittliche Concurrenz alles Lebendigen, ist eine unleugbare Thatsache." Die auch wir nicht leugnen; aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen Kampf um's Dasein und Kampf um's Dasein. Früher wurde derselbe mit der Faust geführt, später mit der Lanze und dem Pfeil, heute zwischen den Völkern vorzugsweise durch diplomatische Schlaueit und Torpedos und innerhalb der Gesellschaft zum großen Theil durch jene Gaben, welche Ansammlung großer Geldsummen ermöglichen. Der Socialismus kann die Concurrenz nicht beseitigen, er kann nicht jeden Beamten zum Minister, jeden Künstler zum Rafael, jeden Naturforscher zu einem Darwin machen, aber er kann den Concurrenzkampf weit mehr zu einem der wirklichen Talente gestalten, als er es seither gewesen ist. Außerdem aber will er und kann er — man beweise doch exact, daß er es nicht fertig bringen wird! — jene Folgen des Concurrenzkampfes möglichst beseitigen, welche darin bestehen, daß der Eine ein

glückliches, der Andere ein unglückliches Leben führt. Die Unterschiede der Talente können nicht vollkommen verwischt werden (es bleibe dahingestellt, wie weit durch verbesserte und gleichmäßigere Volkserziehung und andere Maßnahmen eine Nivellirung in dieser Beziehung in Zukunft stattfinden wird), aber die Unterschiede des Lebensglücks können zum großen Theil, und jedenfalls weit mehr, als es jetzt der Fall ist, ausgeglichen werden; wenn daher Haedel noch sagt: „nur die auserlesene Minderheit der bevorzugt Tüchtigen ist im Stande, diese Concurrenz glücklich zu bestehen, während die große Mehrzahl der Concurrenten nothwendig elend verderben muß," so ist das eine ganz falsche Schlussfolgerung aus der Descendenztheorie, die für die Zukunft des Menschengeschlechts in keiner Weise begründet ist. Haedel hat hier in ganz unüberlegter Weise verallgemeinert.

Haben wir im Bisherigen es mehr mit Verstößen gegen die Logik zu thun gehabt, so sind an einer anderen Stelle seiner unrichtigen Schlussfolgerungen aus der Unkenntniß der socialistischen Doctrinen geflossen. „Deutlicher als jede andere wissenschaftliche Theorie predigt gerade die Descendenztheorie, daß die vom Socialismus erstrebte Gleichheit der Individuen eine Unmöglichkeit ist, daß sie mit der thatsächlich überall bestehenden und nothwendigen Ungleichheit der Individuen in unauslöschlichem Widerspruch steht. Der Socialismus fordert für alle Staatsbürger gleiche Rechte, gleiche Pflichten, gleiche Güter, gleiche Genüsse; die Descendenztheorie gerade umgekehrt beweist, daß die Verwirklichung dieser Forderung eine baare Unmöglichkeit ist, daß in den staatlichen Organisationsverbänden der Menschen, wie der Thiere, weder die Rechte und Pflichten, noch die Güter und Genüsse aller Staatsglieder jemals gleich sein werden, noch jemals gleich sein können. . . . Die Existenzbedingungen sind für alle Individuen von Anfang ihrer Existenz an ungleich, sogar auch die vererbten Eigenschaften, die „Anlagen", sind mehr oder minder ungleich, wie können die Lebensaufgaben und deren Ergebnisse überall gleiche sein? Je höher das Staatsleben entwickelt ist, desto mehr tritt das große Princip der Arbeitstheilung in den Vordergrund, desto mehr verlangt der Bestand des

ganzen Staates, daß seine Glieder sich in die mannigfaltigen Aufgaben des Lebens vielfach theilen; und wie die von den Einzelnen zu leistende Arbeit und der damit verbundene Aufwand von Kraft, Geschick, Vermögen u. s. w. höchst verschiedenartig ist, so muß naturgemäß auch der Lohn dieser Arbeit höchst verschieden sein. Das sind so einfache und handgreifliche Thatsachen, daß man meinen sollte, jeder vernünftige und vorurtheillose Politiker sollte die Descendenztheorie, wie überhaupt die Entwicklungslehre, als bestes Gegengift gegen den bodenlosen Widersinn der socialistischen Gleichmacherei empfehlen.“

Ich glaube nicht, daß man leichtsinniger über eine Sache sprechen kann, von der man, nach eigenem Geständniß, nichts versteht. Woher hat denn Prof. Haedel erfahren, daß die Socialisten die Pflichten und Genüsse gleichmachen und gar — die Arbeitstheilung aufheben wollen!?! Des Socialismus oberster Grundsatz ist: Gerechtigkeit! Dieser Grundsatz verlangt, daß Jeder möglichst gleichen Genuß vom Leben haben soll, aber er verlangt nicht gleiche Genüsse —; er verlangt, daß jeder gesunde Mensch die Pflicht hat, zu arbeiten, und zwar im Verhältnis zu seiner Kraft und seiner Befähigung, und nun sucht Haedel die Meinung zu erwecken, als werde im socialistischen Staat von Jedem gefordert, daß er Steine trage oder Vorträge halte oder Stiefel mache oder Clavier spiele! Freilich einen solchen Grad von Arbeitstheilung, daß die Einen ihr Leben lang nichts thun, als Stecknadelköpfe aufsetzen oder von früh bis spät tief unter der Erde Kohlen graben, — die wollen wir nicht; wir wollen, unter Berücksichtigung des wirtschaftlich gebotenen Maßes der Arbeitstheilung, eine solche harmonische Ausbildung jedes Individuums, daß es ein glückliches und zufriedenes Leben führe. Gibt aber Herr Hädel nur die Spur eines Beweises, daß dies unmöglich sei? Und nun gar sein Satz, daß der Lohn durch eine neue Art ehernes Gesetz immer verschieden bleiben müsse! Wenn man von Naturgesetzen redet, die sich auf den Menschen mitbeziehen, so vergißt man häufig, daß der Factor Mensch auch zur Natur gehört und bei der Gestaltung der Gesetze etwas mitzureden hat. Der menschliche Wille kann das, gewöhnlich so genannte, eherner Lohngesetz, wonach der

Arbeitslohn um ein gewisses Minimum schwankt, durch eine neue gesellschaftliche Ordnung abschaffen, er wird sich an die ihm von Haedel gezogenen Grenzen ebenso wenig kehren. Eine ernsthafteste Beweisführung, wie wir sie verlangen können, müßte ganz klar und bestimmt, nicht mit Phrasen und oberflächlichen Verallgemeinerungen, darthun, daß aus den und den Gründen der Socialismus — nicht wie ihn Herr Haedel sich vorstellt, sondern wie er ist —, undurchführbar sei; und zwar wird man dabei weniger die Gestaltungen innerhalb eines socialistischen Staats als den Wettkampf des socialistischen Gemeinwesens mit anderen, nicht socialistischen, in Betracht zu ziehen haben. Es wird untersucht werden müssen, ob nicht aus gewissen Ursachen es den nichtsocialistischen Staaten leicht sein wird, den socialistischen zu besiegen und so jede derartig organisirte Gesellschaft immer zu unterdrücken. Diese ziemlich ernste Frage ist noch wenig behandelt worden*); mögen unsere darwinistischen Gegner ihre Kunst daran probiren, mögen auch unsere Genossen sich mit der Angelegenheit eingehender beschäftigen. Der socialistische Staat muß so construiert werden, daß er den Kampf um's Dasein mit anderen staatlichen Organismen aufnehmen kann, und daß er weder innerlich zerfalle, noch durch äußere Einflüsse zerstört werde. — Von Herrn Professor Oscar Schmidt, welcher für die diesjährige Naturforscher-Versammlung einen Vortrag über „Darwinismus und Socialdemokratie“ angekündigt hat, erwarten wir, daß er exactere und bestimmtere Beweisführungen vorbringe, als sein Colleague aus Jena, — und insbesondere, daß er keine falsche Vorstellung vom Socialismus benutze; möge er sich nicht verleiten lassen, aus etwaiger Abneigung gegen die Socialdemokratie deren Lehren zu entstellen! — und Haedel möge sich künftig weder in Religion und Philosophie mischen, noch in Pädagogik, Nationalökonomie und Politik, sondern, nach dem Princip der Arbeitstheilung und Differenzirung, da bleiben, wo sein Feld ist, und wo er sich seinen verdienten Ruhm erworben hat.

—g.

*) Man vergleiche Nr. 21 des „Vorwärts“ von 1877, wo einige diesbezügliche Ausführungen in einem Artikel über die Rathgeber-socialisten sich finden. Siehe auch Heft 1 der „Zukunft“ S. 5.

Strafrecht, Strafverfahren und Strafvollzug im Lichte des Socialismus.

Unter besonderer Berücksichtigung eines für das Deutsche Reich zu schaffenden
Strafvollzugs-Gesetzes.

(Fortsetzung.)

Aus dem bisher Gesagten dürfte wohl klar hervorgehen, daß es sich bei Schaffung eines Strafvollzugsgesetzes für das deutsche Reich nicht um die Entscheidung der Frage: Isolir- oder Collectivhaft? handeln kann, sondern daß man dabei eine gründliche Reform des Strafvollzugs bewerkstelligen sollte.

Wie soll aber eine solche Reform beschaffen sein?

Wir beantworten diese Frage hier zunächst nur insoweit sie auf Isolir- und Collectivhaft Bezug hat.

Wenn es nicht nöthig wäre, darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Reich bloß für den Militarismus ausreichende Mittel zur Verfügung hat, so würden wir verlangen, daß durchweg neue Gefängnisse in der Weise gebaut, beziehentlich Landgüter zu Gefängnissen eingerichtet würden, daß in jeder Anstalt zwei Dritteltheile der Gefangenen in Collectivhaft, ein Drittel in Isolirhaft gehalten werden könnten. Die Zellen für die Isolirten müßten größer sein als die bisher gebräuchlichen, sie müßten eine gute Ventilation und insbesondere große Fenster haben, wie sie sich für menschliche Wohnungen eignen. Für die Gefangenen in Collectivhaft müßten, so weit sie nicht im Freien beschäftigt würden, Arbeitsäle unter Zuhilfenahme aller bisher gemachten technischen Fortschritte eingerichtet werden, jeder dieser Gefangenen müßte aber auch eine kleine Zelle haben, groß genug, um

ohne Benachtheiligung der Gesundheit darin zu schlafen, und geeignet, als Aufenthaltsort während des Sonntags bez. der Freistunden zu dienen. Selbstverständlich wären diese Anstalten auch mit allen sonstigen nothwendigen Räumlichkeiten und Einrichtungen zu versehen.

Es braucht Niemand eine solche Idee als abenteuerlich zu belächeln, sie ist es nicht. Die jetzigen Strafanstaltsgebäude sind größtentheils für ihren Zweck ganz untauglich, man hat dazu alte Schlösser und dergleichen verwandt, große Summen für ihren Umbau ausgegeben und doch nichts Brauchbares geschaffen; man verwendet immer neue Summen zum Umbau, und die von vornherein verfahrenere Sache wird damit doch nicht besser. Diese Gefängnisse, so wenig sie als solche am rechten Platze sind, repräsentiren aber sehr oft ein großartiges Kapital, durch ihren Verkauf könnte schon ein beträchtlicher Zuschuß zu den Neubauten gewonnen werden. Hauptsächlich aber wären durch die letzteren, außer dem unberechenbaren Werth, den verbesserte Gesundheit und Moralität der Gefangenen darstellte, günstigere Arbeitsbedingungen für die Detinirten geschaffen, so daß die Gefängnisarbeit rentabel gemacht werden könnte, anstatt daß jetzt ein bedeutender Zuschuß aus Staatsmitteln für die Gefängnisse erforderlich ist.

Natürlich ist unter den obwaltenden Umständen an eine so durchgreifende Maß-

regel nicht zu denken, man wird sich mit den alten Räumlichkeiten behelfen und froh sein müssen, wenn nur ganz langsam hier und da gelegentlich ein neues, gut eingerichtetes Gefängniß gebaut wird.

Entsprechend unseren obigen Ausführungen fordern wir von dem zu schaffenden Strafvollzugsgesetz die Aufhebung der absoluten Isolirhaft und die Beseitigung der Regel des Schweigens in der Collectivhaft; hiermit verliert in der Hauptsache die Streitfrage: ob Isolir- oder Collectivhaft? ihre Schärfe, und auch die Frage: ob alle Anstalten auf gemischtes System einzurichten seien? verlangt nicht mehr in so dringlicher Weise wie bisher ihre Erledigung. Wo dieses gemischte System besteht, sollte man es jedenfalls bestehen lassen und sollte es überall einrichten, wo sich dies ohne allzu große Schwierigkeiten thun läßt.

In Gefängnissen, welche ausschließlich für Isolirhaft eingerichtet sind, müssen die Gefangenen täglich wenigstens drei Stunden Gelegenheit haben, in von der Anstaltsdirection gebildeten, möglichst kleinen Gruppen miteinander zu verkehren. Hierzu bietet der Spaziergang, die Mittags-, Frühstücks- und Vesperpause angemessene Gelegenheit. In absoluter Isolirhaft wären nur solche Individuen zu halten, welche wegen ihres verdorbenen Charakters schlechterdings einer Gruppe nicht zugewiesen werden könnten, es wäre aber von Zeit zu Zeit immer von Neuem der Versuch zu machen, auch sie in den Gruppen angemessen unterzubringen.

Wenn in das Strafvollzugsgesetz, wie leider zu erwarten steht, solche Bestimmungen nicht aufgenommen werden, so wäre wenigstens dahin zu streben, daß das Gesetz nicht durch eine allgemeine Bestimmung anordnet, jeder Gefangene sei zunächst auf eine bestimmte Zeit isolirt zu halten. Absolute Isolirhaft ist für die meisten Gefangenen durchaus unzulässig, und weder der Richter, noch sonst Jemand

kann im Voraus bestimmen, ob ein Verurtheilter dieselbe vertragen kann.

Da die Gefahr, es könnten in Bezug auf absolute Isolirhaft gefährliche Bestimmungen in dem Strafvollzugsgesetz Aufnahme finden, bei der in den maßgebenden Kreisen herrschenden Strömung sehr groß ist, wollen wir nicht unterlassen, hier noch einige Citate von Vertheidigern dieses Systems anzuführen:

Mittermaier (Gefängnißverbesserung S. 121 u. 122) sagt, nachdem er über Bruchsaler Erfahrungen referirt hat:

„Hier zeigt sich die Wichtigkeit von zwei Puncten, die nicht selten ungenügend gewürdigt werden. Es kommt nämlich darauf an, daß in manchen Fällen der Sträfling gar nicht in Einzelhaft gebracht werde, weil diese sogleich nachtheilig wirken würde; ferner, daß in anderen Fällen die Befreiung rechtzeitig geschehe und nicht durch Verzögerung der Entlassung aus der Einzelhaft Gefahr herbeigeführt würde.“

Und weiter:

„Es müssen zwei Klassen von Gefangenen getrennt werden: 1) solche, bei denen schon nach ihrer Verurtheilung sich ergiebt, daß sie der Einzelhaft wegen ihres Zustandes nicht unterworfen werden können, 2) solche, bei denen erst während ihres Aufenthalts in der Einsamkeit dies sich zeigt.“

Füßlin, der eifrige Kämpfer für Einzelhaft, sagt in der Vorrede zu seinem Werke über diese Strafart:

„Auch verstehe ich keineswegs die Nothwendigkeit, in jedem Zellengefängniß eine Abtheilung mit gemeinschaftlicher Haft für gewisse zur Einzelhaft weniger geeignete Charaktere und für die zu längerer Strafe Verurtheilten beizubehalten.“

Und dann weiter (Einzelhaft S. 316):

„Es ist deshalb eine genaue Untersuchung der Körperbeschaffenheit und geistigen Anlagen der neu Eingelieferten durch den Hausarzt, die Hausgeistlichen und den Vorsteher, sowie eine aufmerksame Beobachtung derselben in der ersten Zeit ihrer Haft schon in der Dienstinstruction unseres Hauses vorgeschrieben.“

In seiner später herausgegebenen Schrift: „Grundbedingung der Gefängnisreform“ zählt er S. 24 unter diese Grundbedingungen im Sinne der Einzelhaft: „Verständige Auswahl von geistig und körperlich zur Einzelhaft geeigneten Gefangenen.“

Selbst Röder, der fast fanatisch für die Isolirhaft eintritt, giebt (Besserungsstrafe, S. 124) zu, „daß Ausnahmen von der Regel geboten seien, ja, daß die Einzelhaft in manchen Fällen ganz unzulässig sei.“

Und auch der Gefängnisprediger Rommel aus Köln (Verhandlungen der 36. Generalversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft), welcher Einzelhaft für alle Gefangene ohne Unterschied der Kategorien fordert, giebt zu, „daß sie nicht anwendbar sei auf Kinder und sehr junge Leute, Invaliden und Personen über 50 oder 60 Jahre, körperlich Kranke, Krüppel oder Gebrechliche, geistig Beschränkte, Gebrückte, Angegriffene oder Gestörte und solche, die wegen Schwermüthigkeit oder wegen sonstigen Anlagen und Antecedentien zur Geistesstörung neigen.“

Wenn, wie sich aus den angeführten Stellen ergibt, selbst die Vertheidiger des absoluten Isolirsystems ihrer Sache so wenig sicher sind, so ist Vorsicht gewiß geboten. Sollte durch das Strafvollzugsgesetz die absolute Isolirhaft aufrecht erhalten werden, so muß wenigstens den Anstaltsdirectoren durchaus freie Hand gelassen werden, ob oder wie lange ein Gefangener zu isoliren ist. Selbstverständlich müßte dann auch in allen Anstalten das gemischte System eingeführt werden.

In denjenigen Gefängnissen, welche ausschließlich für Collectivhaft eingerichtet sind, ist die Gruppeneintheilung schon jetzt größtentheils eingeführt, nur sind die Abtheilungen in der Regel viel zu groß; man müßte also auch hier kleine Gruppen, wie bei der Isolirhaft, bilden und innerhalb derselben, wie oben angegeben,

freien Verkehr zulassen. Die Beaufsichtigung muß eine milde sein, damit die Gefangenen in Gemeinschaftshaft durch die Strafe nicht härter getroffen werden, als die Isolirten; hauptsächlich darf die Beaufsichtigung bei der Arbeit nicht in einem fortwährenden Antreiben bestehen, sofern der Gefangene nur das ihm aufgegebenes Pensum liefert.

Durch die von uns in's Auge gefaßte Abtheilung der Gefangenen in Gruppen erlebigt sich auch die Frage über die zulässige Größe der Strafanstalten. Sehr wohlwollende und kenntnißreiche Directoren erheben fortwährend Klagen darüber, daß ihre Anstalten mit Gefangenen überfüllt werden, und behaupten, die Individualisirung und Besserung lasse sich nicht mehr genügend erreichen, wenn die Zahl der Gefangenen in einer Anstalt 3—400 übersteige. Das kann doch bloß richtig sein in Anbetracht der herrschenden Einrichtungen. Anstalten mit 1000 Gefangenen wirtschaften sicherlich sparsamer als solche mit 3—400, und es ist nicht recht einzusehen, warum bei dem Vorhandensein der genügenden Räumlichkeiten und der gehörigen Anzahl von guten Beamten nicht auch in einer großen Anstalt der Strafzweck in vollkommenster Weise zu erreichen sei; man muß eben die nöthigen Unterabtheilungen machen und einem Beamten nur immer so viel Geschäfte aufgeben, als er mit Leichtigkeit erledigen kann.

Jeder Anstalt für Collectivhaft muß unbedingt ein Isolirgefängnis beigelegt werden, denn es sind nicht bloß die ganz verdorbenen Gefangenen zeitweise von der Collectivhaft auszuschließen, sondern es muß auch die Möglichkeit gegeben sein, alle Gefangenen von Bildung und Ehrgefühl zu isoliren, da andernfalls die Strafe für diese Individuen eine ganz ungerechtfertigte Schärfung erhalten würde.

Wir kommen damit auf die Frage der Individualisirung des Strafvollzugs und erkennen vorweg mit Vergnügen

an, daß die neuere Wissenschaft und Praxis des Strafvollzugs zur Lösung dieser Frage nicht unwesentlich beigetragen hat, und daß den Männern, welche sich nach dieser Richtung hin verdient gemacht haben, großer Dank gebührt; denn in der That ist die Individualisirung die unerläßliche Grundlage für einen gerechten und nutzbringenden Strafvollzug. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß man damit noch sehr beim Anfange ist, daß vielen Beamten das Verständniß, anderen die Lust und Liebe für die Sache abgeht, und daß, wo alles Dies vorhanden ist, von Seiten der höheren Verwaltungsbehörden nicht das Nothwendige geschieht, um den Beamten letzterer Gattung ihr gutes Werk zu erleichtern.

Die Individualisirung des Strafvollzugs soll bewirken:

- 1) eine annähernd gleichmäßige, also gerechte Fühlbarmachung des Strafübels, d. h. es soll darnach getrachtet werden, denjenigen Gefangenen, welche an sich unter der einfachen Freiheitsentziehung bedeutend leiden, die Strafe möglichst zu erleichtern, anderen dagegen, welche durch die einfache Freiheitsentziehung weniger hart betroffen werden, die Strafe angemessen fühlbar zu machen;
- 2) die leichtere Erreichung des Besserungszweckes, indem die Behandlung der Gefangenen ihrem Naturell entsprechend eingerichtet und bei einem jeden derselben diejenige Führung und Belehrung angewandt wird, deren er bedürftig ist;
- 3) den progressiven Verlauf der Strafe, nach welchem die zunächst strenge Handhabung der Strafmittel sich nach und nach, unter Berücksichtigung des sittlichen Verhaltens und der Charakter-

eigenthümlichkeiten des Sträflings milder gestaltet.

Wir haben schon weiter oben, als wir von der Individualisirung bei der Urtheilssprechung handelten, ein Beispiel dafür angeführt, wie ungleich hart eine gleiche Strafe zwei Menschen von ungleicher Lebensstellung treffen kann, und wollen diesem hier einige weitere anfügen.

Denken wir uns auf der einen Seite einen Advocaten, der ihm anvertraute Gelder veruntreut, einen Actien-Fabrik-Director, der falsche Bilanzen hergestellt hat, um das Publicum zu täuschen, und einen jungen Baron, der leichtfinnig Schulden gemacht und viele Leute auf diese Weise betrogen hat; auf der anderen Seite einen Bauernknecht, der bei einer Rauferei einen Menschen erschlagen, einen Arbeitsmann, der Einbruch verübt, und einen Berufs-spizbuben, der schon zehn Mal im Gefängniß gefessen hat; von diesen sechs Personen ist jede zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt worden, für jede wird sich etwas zur Entschuldigung sagen lassen, für jede werden gewisse Umstände besonders belastend sein; doch das Mehr oder Weniger ihrer Schuld wird sich schlechterdings nicht abwägen lassen, wir werden sie also für gleich schuldig ansehen müssen.

Sollen diese sechs Leute nun ganz gleichmäßig behandelt werden? Das wäre die größte Ungerechtigkeit! Die drei Ersten sind gewöhnt zu herrschen und zu befehlen, sich gut zu nähren und zu kleiden, sich in Gesellschaft gebildeter Menschen zu bewegen; wenn man sie nun wie Sklaven behandelt, sie zwingt, die Kost des Gefängnisses zu essen, seine Kleider zu tragen und für sie nicht passende Arbeiten zu verrichten, wenn man sie isolirt oder ihnen den Umgang mit rohen Menschen zumuthet, so werden sie unter alledem entsetzlich leiden, während die drei letzten davon kaum berührt werden, denn sie wurden auch in ihrem Vorleben als

Slaven behandelt, sie hatten schlechte Nahrung, sowie grobe Kleidung und verachteten Handarbeit, sie haben nie nach guter Gesellschaft getrachtet. Wir sind nicht Freunde der herrschenden Klassen, und am allerwenigsten solcher Subjecte, welche ungeachtet ihrer Bildung nicht diejenige Herrschaft über sich selbst übten, welche man von Jedermann verlangen muß, aber Menschen bleiben sie uns immer, und wir wollen nicht, daß man sie grausam behandle.

Wir betonen an dieser Stelle nur im Allgemeinen, daß es um der Gerechtigkeit willen nothwendig ist, die Gefangenen ihren Lebensgewohnheiten und ihrer Bildung nach entsprechend zu behandeln, und werden später specieller auf die Sache zurückkommen; es erübrigt aber hier noch, mit einigen Worten der politischen Gefangenen zu gedenken. Nach dem, was wir soeben ausgeführt haben, bleibt für sie nichts Besonderes zu fordern; sollte indeß bei Schaffung des neuen Strafvollzugsgesetzes die Individualisirung in unserem Sinne nicht vorgesehen werden, wie allerdings zu befürchten steht, so wäre zum Mindesten für die politischen Gefangenen alles Das gesetzlich zu verbürgen, was wir im Allgemeinen für die gebildeten Sträflinge gefordert haben. Es ist schlimm, wenn Regierungen und einzelne Beamten glauben, nur durch Strafankträge und darauf folgende Einsperrungen ihre Gegner zum Schweigen bringen zu können; so lange wir aber nun einmal noch politische Gefangene haben, so sollte man sie wenigstens nicht anders als wie Kriegsgefangene ansehen; jetzt freilich stempelt man sie unter dem fortwährenden Geschrei: „Das Strafgesetz kennt keine politischen Vergehen“ zu Züchtlingen. Eitles Bemühen, es glaubt kein Mensch daran, auch die Schreiber selbst nicht. Um aber dieser unberechtigten Berufung auf das Strafgesetz mit einem Male ein Ende zu machen, muß das Strafvollzugsgesetz eine deutliche Bestimmung darüber ent-

halten, was unter einem politischen Gefangenen zu verstehen ist. Es kommt Zeit nur allzu oft vor, daß man von Seiten der Gefängnisdirectoren Schriftsteller und Redner, welche sich trotz ihres Aufenthalts im Gefängniß der allgemeinen Hochachtung ihrer Mitbürger erfreuen, wie ganz gemeine Strolche behandelt. Heißt man das Individualisirung des Strafvollzugs? Man rühmt sich, die Gefangenen zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft machen, sie in ihrem Handwerk auszubilden zu wollen. Aber wie reimt sich das damit zusammen, daß man einen Pfarrer zwingt, Düten zu kleben, und einen Zeitungsschreiber verhindert, Zeitungen zu lesen? Deutschland steht in diesem Verfahren, vielleicht nicht einmal Rußland ausgenommen, in der That einzig da, und es wäre hohe Zeit, dieser wenig rühmlichen Eigenthümlichkeit den Culturkampf zu bereiten.

Was nun die Individualisirung des Strafvollzugs zur Förderung des Besserungszwecks betrifft, so wird es sich hierbei vorzugsweise um die in der Erziehung verwahrlosten oder wenigstens ungebildeten und die jugendlichen Gefangenen handeln. Wie sollte man bei gebildeten Leuten das Besserungswerk anfangen? Wenn diese im Gefängniß nicht aus sich selbst heraus moralisch erstarken, so ist an ihnen Hopfen und Malz verloren. Und nun gar die politischen Gefangenen! Ihnen gegenüber erscheint ja die Strafe nicht als Sühne für ein begangenes Unrecht, sondern lediglich als ein Act des Stärkeren gegen den Schwächeren, die Besserung steht also hier in gar keiner Beziehung zur Strafe, und es wäre einfach lächerlich, die letztere benutzen zu wollen, um auf den Gefangenen dahin einzuwirken, daß er seine Rechtsanschauung der jeweilig herrschenden anpasse; nichtsdestoweniger sind solche Versuche hier und da gemacht worden.

Was nun die Kategorien der Gefangenen betrifft, von denen wir sagten, daß

an ihnen vorzugsweise das Besserungswert zu verrichten sein werde, so wird es sich darum handeln, bei den Einzelnen möglichst Alles nachzuholen, was an ihnen versäumt worden ist, und Alles fern zu halten, was zu ihrem sittlichen Falle beigetragen hat. Sie haben eine schlechte Schule gehabt und sind ohne Kenntnisse: man muß ihnen also Kenntnisse beibringen; man hat sie lieblos behandelt und damit ihr Herz verhärtet: sie bedürfen also der Liebe und Milde; sie sind schlecht genährt, körperlich ungelent, an Reinlichkeit nicht gewöhnt: die sorgfältigste Pflege des Körpers ist deshalb geboten; ihr Geist und Gemüth ist verkümmert, denn sie hatten nie Gelegenheit, ein gutes Buch zu lesen, einen fesselnden Vortrag zu hören: man muß ihnen diese Gelegenheit geben; sie waren in schlechte, unpassende Gesellschaft gerathen: man gebe ihnen bessere; sie waren durch zu viel Arbeit oder durch arbeitsscheues Leben roh geworden: es soll ihnen deshalb das rechte Maß von Arbeit auferlegt werden. Wir vermögen nicht Alles aufzuzählen, was zu geschehen hat, um Das wieder gut zu machen, was an Denen, die arm sind an Geist und Herz und die vorzugsweise die Gefängnisse bevölkern, gesündigt worden ist; ebenso wenig vermögen wir im Einzelnen festzustellen, welches in jedem Falle der rechte Weg sein würde, um das Besserungswert zu vollbringen; hier können nur Beamte entscheiden, welche mit Liebe und Eifer ihrem Berufe obliegen, und denen von Seiten des Staates Alles gewährt wird, was zur Erreichung des Zweckes nöthig erscheint.

Prüfen wir nun, was in den am besten geleiteten Strafanstalten für Gefängniß- und Zuchthausstrafe bisher in Bezug auf die Individualisirung des Strafvollzugs und Erreichung des Besserungszweckes geschehen ist.

Wir fassen zunächst die Gefängnisse in's Auge.

Man hat die Gefangenen in ver-

schiedene Klassen, in der Regel drei, eingetheilt, und läßt ihnen demgemäß eine verschiedene Behandlungsweise zu Theil werden. Die Angehörigen der untersten Klasse werden am strengsten zur Arbeit angehalten, und es wird ihnen für diejenige Arbeit, welche sie über ihr Pensum leisten, der geringste Verdienst gewährt, sie werden mit „Du“ angeredet, und es ist ihnen nicht gestattet, von ihrem Ueberverdienst oder aus sonstigen Mitteln Victualien, d. h. eine Zubuße zu der gewöhnlichen Gefängnißkost, zu kaufen; ferner dürfen sie keine Besuche empfangen, außerhalb der Schule kein Schreibmaterial führen und sind in der Correspondenz äußerst beschränkt; endlich werden sie, auch wenn sie sich in Collectivhaft befinden, im Gänsemarsch zum Spaziergang geführt, das Schweigesystem kommt also bei ihnen absolut zur Geltung.

Die Angehörigen der mittleren Klasse sind in Bezug auf alle diese Dinge ein wenig besser gestellt, insbesondere dürfen sie sich Victualien zur Ergänzung der Hauskost kaufen.

Die oberste Klasse ist in Bezug auf Arbeitsverdienst, Verwendung desselben, Correspondenz, Besuche u. am besten gestellt; ihre Angehörigen dürfen sich, wenn sie einen angemessenen Betrag an die Anstalt zahlen, selbst beschäftigen, es ist ihnen, sofern sie sich in Collectivhaft befinden, erlaubt, beim Spaziergang mit einander zu reden, sie können in beschränkter Weise Zeitungen halten und dürfen an Victualien so viel kaufen, daß zwar keine lucullischen Mahlzeiten damit hergestellt werden, aber doch die Mängel der Gefängnißkost für bescheidene Ansprüche genügend ausgeglichen werden können; sie werden mit „Sie“ angeredet und sind auch in Bezug auf den Lichtconsum bevorzugt.

Die Angehörigen dieser drei Klassen tragen Gefängnißuniform mit verschiedenen, die Klasse bezeichnenden Abzeichen, daneben haben sich hier und da einzelne Gefangene, insbesondere politische, mit

vieler Mühe das Recht erstritten, ihre eigenen Kleider tragen zu dürfen.

Die Isolirung der in Einzelhaft Besindlichen wird, soweit wir Kenntniß davon haben, in allen größeren Straf-Anstalten, mit einziger Ausnahme von Blögensee, sehr streng durchgeführt; in Blögensee dürfen auch die Isolirten der oberen Klassen gemeinschaftlich spazieren gehen.

Alles, was wir bisher gesagt haben, bezieht sich, wie wir wiederholt hervorheben, auf die in humanerer Weise verwalteten Gefängnisse; in sehr vielen Anstalten dagegen herrscht ein höchst inhumaner Geist, Vergünstigungen wie diejenigen, welche nach unserer Darstellung den Angehörigen der oberen Klasse zu Theil werden, giebt es schlechterdings nicht, sondern die Gefangenen werden möglichst nach einer Schablone behandelt. Dies kommt daher, daß die Individualisirung des Strafvollzugs bis jetzt durchaus nicht gesetzlich verbürgt ist, die Gefangenen vielmehr bedingungslos den Directoren auf Gnade und Ungnade überlassen sind. Das Individualisiren macht Arbeit und Mühe und fordert Verständniß, es ist viel bequemer, einen Menschen wie ein Thier zu behandeln, ihn mit einer Nummer zu versehen, in eine Zelle zu sperren und reglementmäßig mit ihm verfahren zu lassen. Und so haben wir es erleben müssen, daß gebildete und geachtete Männer in der unwürdigsten Weise, wie oben schon angedeutet, behandelt wurden.

In den Zuchthäusern sind die Einrichtungen für die unterste Disciplinarklasse genau ebenso wie in den Gefängnissen, und es kann dies nicht anders sein, denn die Angehörigen dieser Klasse werden in den Gefängnissen schon so hart behandelt, daß eine Schärfung nur etwa durch Anlegung von Ketten noch eintreten könnte. Auch in Bezug auf die mittlere Klasse können wesentliche Unterschiede nicht existiren, und nur die obere Klasse der Zuchthaussträflinge mag erheblich schlechter

gestellt sein, als die gleiche Klasse im Gefängniß. Im Allgemeinen haben uns, speciell in Sachsen, noch alle Leute, die Zuchthaus und Gefängniß kennen gelernt hatten, übereinstimmend versichert, daß sie sich im Zuchthaus wohler gefühlt hätten. Das Schweigesystem würde zwar strenger gehandhabt, sagen sie, aber die Behandlung sei wesentlich besser als im Gefängniß. Mit diesen unseren Erfahrungen stimmt genau überein, was der Abg. Advocat Freytag im sächsischen Landtage am 10. Januar 1878 sagte: „Ich habe mir schon wiederholt sagen lassen müssen, wenn ich einmal glaubte, Wunder etwas gethan zu haben als Vertheidiger, daß irgend Einem mildernde Umstände zugebilligt worden sind, und daß er deshalb Gefängniß statt Zuchthaus bekommen hat, da habe ich mir schon sehr oft von erfahrenen Leuten sagen lassen: „Herr Vertheidiger, da haben Sie mir gar keinen Gefallen gethan, das ist mir einerlei, in Zwickau und Waldheim ist die Behandlung ganz genau dieselbe. Es giebt überhaupt keinen Unterschied zwischen Waldheim und Zwickau.““

Wir haben diese Mittheilungen nicht gemacht, um einen Tadel daran zu knüpfen, der nicht berechtigt wäre, sondern um zu charakterisiren, wie die Individualisirung zum Ausdruck kommt. Diese Leute, welche Zuchthaus und Gefängniß so genau kennen, sind eben gewöhnliche Gäste dieser Anstalten, und wenn sie zufällig einmal, weil ihnen ein guter Vertheidiger zu Gebote stand und die Richter von gutmüthiger Art waren, Gefängniß anstatt Zuchthaus einheimen, so wäre es ganz verkehrt, sie deshalb wie Gentlemen zu behandeln, man individualisirt und behandelt sie demnach wie Gewohnheits-spizbuben.

Die Aufgabe, die Zugänger den einzelnen Klassen zuzuweisen, liegt dem Director ob; Rückfällige oder solche Personen, deren Vergehen eine niedere Gefinnung offenbart, werden ausnahmslos

der untersten Klasse zugewiesen, und sie können nur erst nach längerer Zeit und bei ganz guter Führung in die mittlere Klasse aufrücken; gebildete Gefangene oder solche von relativ guten Sitten werden in der Regel sofort der zweiten Klasse einverleibt, in die erste Klasse dürfen sie aber, nach den vorhandenen Bestimmungen, nicht sofort eintreten, und es ist nur dem humanen Sinne des Directors zu danken, wenn hier und da ein solcher Gefangener seine eigenen Kleider behält und sofort wie ein Angehöriger der ersten Klasse behandelt wird.

Der Director verfügt auch, sofern er in seiner Anstalt das gemischte System hat, ob der Zugänger isolirt werden oder in Collectivhaft kommen soll.

In der Collectivhaft werden die Gefangenen soviel als möglich derart in Gruppen gesondert, daß die Elemente nicht gar so ungleich zu einander kommen, und man sucht auf die Einzelnen durch persönlichen Umgang, Vorträge am Sonntag und regelmäßigen Schulunterricht für die jüngeren Leute einzuwirken; es existirt wohl auch ein Singchor. Die Isolirten sind des „Principis“ wegen von den Vorträgen ausgeschlossen, ebenso von den Gefangübungen.

Die Individualisirung des Strafvollzugs, wie sie durch die Klasseneintheilung angestrebt wird, bezweckt aber nicht bloß die möglichst gerechte Fühlbarmachung des Strafübels und die Förderung der Besserung, sondern soll auch den progressiven Verlauf der Strafe in der Weise ermöglichen, daß mit dem härteren Strafvollzug eingesetzt wird, welcher sodann zum milderen verläuft und eventuell mit der „vorläufigen Entlassung“, wie sie das Strafgesetz gestattet, endigt. Diese Progression soll den Sträflingen einen Anreiz zum Wohlverhalten geben, da von letzterem die Beförderung in eine höhere Klasse abhängt, und sie schrittweise dem Leben in der Gesellschaft wieder näher bringen; aus diesem Grunde werden

die Sträflinge in der oberen Klasse nicht bloß durch „Sie“ angedeutet, sondern die Beamten begegnen ihnen im Allgemeinen in einer Weise, welche dem Verkehr unter freien Menschen mehr oder weniger nahe kommt.

Man wird angesichts solcher Einrichtung zugeben müssen, daß wir berechtigt waren, die Fortschritte anzuerkennen, welche auf dem Gebiete des Strafvollzugs gemacht worden sind; ohne Zweifel ist damit eine sichere Grundlage gewonnen, auf der vernünftige Gefängniseinrichtungen aufgebaut werden können, aber wir haben damit durchaus nicht mehr als die Grundlage, und das Strafvollzugsgesetz, wenn es nicht bedeutend über das bisher in einigen Anstalten Erreichte hinausgeht, kann die weitere Entwicklung des Strafvollzugs zur Vollkommenheit auf lange Zeit hemmen.

Wie weit wir von idealen Zuständen auch in den besteingerichteten Gefängnissen noch entfernt sind, wird aus unseren weiteren Auseinandersetzungen hervorgehen.

So prosaisch es klingen mag, es ist deshalb nicht weniger wahr, wenn wir sagen: die Grundlage jeder gedeihlichen Wirksamkeit des Strafvollzugs ist eine gute Ernährung der Gefangenen. Daß davon das körperliche Wohlbefinden abhängt, ist selbstredend, aber auch ihr Einfluß auf die Energie des Willens, die Freude zu leben, die Beweglichkeit des Geistes und damit auf die Besserungs- und Arbeitsfähigkeit ist außerordentlich und weit größer, als gemeinhin angenommen wird.

In gut eingerichteten Gefängnissen giebt man den Gefangenen Morgens eine magere Mehlsuppe oder einen sehr dünnen Kaffee, schwarz oder mit geringer Milch vermischt, Mittags ein dickes Gemüse ohne Fleisch, Abends eine magere Suppe von verschiedener Zubereitung, dazu täglich Brod in genügender Menge und nach Bedürfnis von verschiedener Qualität; in längeren Zwischenräumen giebt es einmal

Fleisch, etwa acht Mal jährlich, und ebenso oft eine Portion Dünnbier. In einigen Strafanstalten Bayerns soll es wöchentlich wiederholt Fleisch geben, während in vielen kleineren Gefängnissen dem Inspector die Küche in Entreprise gegeben ist, er erhält dafür so wenig wie nur möglich und sucht natürlich so zu hantieren, daß er keinen Schaden dabei hat. Im Allgemeinen kommt auf die kleinen Abweichungen des Kost-Regimes in den verschiedenen Gefängnissen nicht viel an, und man wird die Kost, wie sie jetzt durchschnittlich beschaffen ist, als der Quantität nach zureichend anerkennen dürfen, d. h. die Gefangenen brauchen, wenn sie Alles, was ihnen gegeben wird, wirklich dem Magen zuführen, in der Regel keinen Hunger zu leiden. Wir sagen: in der Regel, weil die Kost aufs Knappste bemessen ist, starke Effer also doch zuweilen in die Lage kommen, hungern zu müssen. Bei einem sehr gesunden Magen und wenig verwöhntem Gaumen kann man die Kost im Anfang sogar mit Lust essen und empfindet davon, Blähungen ausgenommen, keine Beschwerden, allein nach einiger Zeit stellt sich ein mehr und mehr wachsender Widerwille, zunächst gegen einzelne Gerichte, dann gegen das ganze Essen ein. Das kommt von der Reizlosigkeit der Speise und ihrem ewigen Einerlei. Den denkenden Strafanstaltsbeamten ist dies auch keineswegs unbekannt, sie suchen dem Uebelstand dadurch abzuhelpen, daß die Hülsenfrüchte möglichst mit Reis, Möhren, Kohl und dergleichen vermischt werden, so daß man zuweilen ganz wunderbare und unerhörte Compositionen antrifft; überhaupt sucht man eine möglichst große Zahl verschiedener Gerichte auf den Speisezetteln zu stellen, so daß man sich z. B. in Sachsen rühmt, den Gefangenen 90 verschiedene Mittagspeisen und 28 Abwechslungen in der Frühstück- und Abendkost zu bieten. (Siehe d'Alinge, „Das Gefängniswesen in Sachsen“, amtliche Schrift

für den internationalen Gefängnis-Congress im Juli 1872 zu London.) Einhundert und achtzehn verschiedene Gerichte! Manche Hausfrau würde in Verlegenheit sein, dieselben herzustellen, indessen ist das nicht so schwierig, denn die Veränderungen, mit denen ein und dasselbe Gericht unter verschiedenen Namen auftritt, sind in der Regel sehr unwesentlich. Jedemfalls muß man es anerkennen, wenn die Gefängnisverwaltungen sich bemühen, Abwechslung in die dargereichten Speisen zu bringen; allein was helfen alle diese Anstrengungen, wenn der Gelbbetrag, den sie nach Anordnung der Regierung für jeden Gefangenen zur Verwendung bringen dürfen, ein solcher ist, daß man damit in so mancher Familie nicht für den Hund oder die Katze ausreichen würde? Unsere Leser werden staunen, wenn wir hierfür mit amtlichen Zahlen den Beweis liefern.

Der „Jahresbericht über Zustände und Ergebnisse bei der Strafanstalt Zwickau während des Jahres 1867“ (Zwickau, 1869, bei Richter) ergibt Folgendes:

Die ministeriell erlassene Hausordnung verfügt, daß den Sträflingen „nur Dasjenige gewährt werde, was zur Erhaltung ihres Lebens, ihrer Gesundheit und Arbeitsfähigkeit nothwendig ist.“ Daraufhin hat man im Zwickauer Gefängnis im Jahre 1867 für jeden Gefangenen täglich einen Aufwand von

11,93 Pf. sächs. für Brod (1 $\frac{1}{2}$ Pfd.) und
13,22 „ „ für sonstige Speise, also
25,15 Pf. sächs. im Ganzen

für genügend erachtet. Für Kranke dagegen stellte sich der Aufwand pro Kopf und Tag insgesammt auf

31,95 Pf. sächs.

Für circa 13 $\frac{1}{2}$ Pf. stellt man also 2 Suppen und 1 Mittagmahl her, die an Quantität durchaus Nichts zu wünschen übrig lassen! Wie die Qualität in allen 118 Variationen da beschaffen sein muß, kann sich nun Jeder leicht selbst denken, wir bemerken jedoch, daß sie angefecht

des geringen Gelbbetrags, welcher auf das Essen verwendet wird, überraschend gut ist, was sich aus den großen Vortheilen des Massenconsums und aus der sorgfältigen Zubereitung erklärt. Nichtsdestoweniger wird es Jedermann glaubhaft finden, daß es den Speisen an Fett und besonders an wohlschmeckendem Fett fehlt, und daß sie aller derjenigen Reizmittel ermangeln, die auch dem ärmsten freien Mann seine kargliche Kost erträglich machen; sie müssen genommen werden, wie die Anstalt sie bietet, nicht wie der Appetit sie jeweilig fordert. Zu diesen Uebelfständen kommt noch, daß der Gefangene, besonders der ungebildete, weit mehr als der Freie seine Aufmerksamkeit den leiblichen Genüssen zuwendet, nicht bloß weil er viele ihm gewöhnliche Nahrungsmittel entbehren muß, sondern weil ihm überhaupt jeder Genuß, jede Zerstreuung, der Umgang mit Menschen versagt ist; die Gefangenen werden deshalb selbst solche Speisen mit Unlust essen und mehr oder weniger bemängeln, welche sie unter anderen Umständen gern genießen würden.

Die Folge davon ist, daß die an und für sich üblen Einflüsse des Gefängnislebens bedenklich ausarten, der Gefangene wird körperlich schlaff, im Gemüth verstimmt, und ist geneigt, die Gefängnisverwaltung für das seiner Ansicht nach schlechte Essen verantwortlich zu machen; dem wird noch mehr Nahrung gegeben durch die Mittheilungen erfahrener Sträflinge, daß hier oder da das Essen viel besser sei und nur hier, wer vermöchte zu sagen, in wessen Interesse, an der Kost der Gefangenen gespart werde. Damit wird natürlich das Vertrauen zu den Beamten nicht erhöht, und der wohlthätige, bessernde Einfluß, den sie üben sollen, gänzlich illusorisch gemacht.

Wir wollen übrigens nicht unterlassen, zu bemerken, daß die oben angeführten Zahlen, wie es auch selbstverständlich ist, nicht maßgebend sind für alle oder die

meisten Strafanstalten; so z. B. stehen uns Zahlen über das Bruchfaler Gefängniß zur Verfügung, nach denen der Aufwand für Kost pro Kopf und Tag

31,44 Pf. Reichsw.

beträgt; solche Differenzen werden aber hauptsächlich darauf zurückzuführen sein, daß kleinere Anstalten nicht so vortheilhaft wirthschaften können, als größere. Sicher ist, soweit unsere Erfahrungen reichen, daß das Essen in Zwidau nicht schlechter ist, als in anderen Strafanstalten; möglicherweise verwendet man jetzt darauf auch einige Pfennige mehr pro Kopf und Tag als im Jahre 1867.

Daß man mit einem Betrag von 25 Pfennigen, oder auch mit einem etwas höheren, erwachsene, arbeitende Menschen gut nicht nähren kann, versteht sich wohl von selbst. Nun bedenke man aber noch, daß die Verurtheilten oder in Untersuchungshaft Genommenen den Gefängnissen in der Regel vollständig körperlich herabgekommen und geistig verwahrloßt zugeführt werden. Zu einem moralischen Aufschwung gehört bei so tief Gefallenen ein sehr kräftiger Wille, dieser aber ist nur möglich, wenn frisches Leben in den Adern pulst, und dazu gehört vor Allem eine jeden Einzelnen befriedigende Kost. Auf Menschen solcher Art kann man in ethischer Weise zunächst gar nicht einwirken, sie werden aber sehr zugänglich werden und Vertrauen fassen, wenn man ihre äußere Lage im Vergleich mit ihren früheren Verhältnissen günstig gestaltet. Es ist also, wenn man die Besserung ernstlich als Strafzweck in's Auge faßt, Nichts so verkehrt, als eine schlechte oder wenigstens von den Gefangenen als schlecht empfundene Ernährung.

Aber ist denn die körperliche und geistige Beschaffenheit der Gefängnisbevölkerung wirklich so trauriger Art?

Hier zur weiteren Beleuchtung der Sachlage einige Zahlen. Der amtliche Bericht über die Strafanstalt Zwidau für das Jahr 1876 (Leipz. Ztg. v. 5. April 1877)

bezeichnet die körperliche Beschaffenheit der 1876 Eingelieferten bei

- 342 Mann als kräftig,
- 366 " " mittelmäßig kräftig,
- 423 " " schwächlich.

Die geistigen Fähigkeiten konnten bezeichnet werden bei

- 334 Mann als gut,
- 705 " " mittelmäßig,
- 92 " " mangelhaft.

Das Gemüth mußte bei

- 322 als empfänglich,
- 461 " wenig empfänglich,
- 348 " unempfindlich

bezeichnet werden.

Der Wille war bei

- 54 Mann kräftig,
- 788 " wenig kräftig,
- 289 " erschläfft.

Aus diesen Zahlen geht denn doch sehr klar hervor, daß alle Bemühungen für das Wohl der Gefangenen mit einer besseren als der bisher üblichen Befösterung anzufangen haben.

Man mag uns auch nicht einwenden, daß in den Gefängnissen gereichte Essen enthalte nach chemischer Analyse in seinen einzelnen Bestandtheilen Alles, was zur normalen Ernährung eines Menschen nöthig sei; wir würden einem solchen Einwurfe gegenüber die Herren Gefängnisdirectoren und Gesetz- und Verordnungs-fabrikanten einfach fragen, ob sie denn für sich und ihre Familie eine solche Ernährung für ausreichend ansehen würden? Uns gegenüber hat ein höherer Gefängnisbeamter, als wir die Nothwendigkeit des Turnens für die Gefangenen betonten, mit bedenklicher Miene erklärt, es sei doch fraglich, ob die Anstrengung des Turnens bei der Gefangenenkost noch eine nützliche Wirkung haben könnte. Wir erwähnen dies nur, um darzuthun, daß den Beamten die Unzulänglichkeit der Kost recht wohl bekannt ist, was übrigens ja auch daraus hervorgeht, daß man einem Theil der Gefangenen die Möglichkeit gewährt, sich eine Zubeße an

Victualien zu verschaffen. Dieselbe ist aber, abgesehen davon, daß nur den Angehörigen der oberen Klassen die Anschaffung von Victualien erlaubt ist, schon deshalb unzureichend, weil die Gefangenen in der Regel keine Mittel haben, solche Zubeße anzuschaffen. Der oben angezogene Jahresbericht der Zwickauer Strafanstalt pro 1867 enthält diesbezüglich folgende Zahlen. Es gab

220	Gefangene	I. Klasse,
761	"	II. "
1339	"	III. "

und die hiernach zum Ankauf von Victualien berechtigten 981 Mann verwendeten im Jahre 1867 für

Brod	110	Thlr.	19	Mgr.	4	Pf.
Bier	197	"	20	"	—	"
Butter . . .	288	"	8	"	5	"
Heringe . . .	41	"	9	"	3	"
Käse	55	"	26	"	6	"
Milch	16	"	—	"	—	"
Schnupftabak	100	"	18	"	8	"

Summa . 810 Thlr. 12 Mgr. 6 Pf.,

was im Durchschnitt pro Kopf und Tag ungefähr 0,6 Pfennig sächs. ausmacht.

Diese Zubeße ist selbstverständlich unzureichend; man bedenke aber, daß davon auch noch die Angehörigen der dritten Disciplinarklasse, welche immer die große Mehrzahl bilden werden, grundsätzlich ausgeschlossen sind!

Wie soll nun den Uebelständen und verderblichen Folgen des herrschenden Kostregimes abgeholfen werden?

Mit der einfachen Forderung, das Essen in den Gefängnissen zu verbessern, ist schwerlich zu helfen; denn abgesehen davon, daß sich von verschiedenen Seiten ein Entrüstungsturm darüber erheben würde, daß die Spitzbuben besser genährt würden, als fleißige, ehrliche Arbeiter sich ernähren können, dürfte die Wirkung einer allgemeinen Kostverbesserung, der wir übrigens nicht entgegen sind, nicht einmal den gewünschten Erfolg haben. Die Speisen könnten in solchem Falle ebenso wenig dem Geschmack der Einzelnen

entsprechend eingerichtet werden, es müßte vielmehr nach wie vor Jeder nehmen, was die Küche bietet. Außerdem sind wir allerdings der Meinung, daß den Gefangenen Nichts geschenkt werden soll, sie sollen Alles, was sie bedürfen und wünschen, sofern sie arbeitsfähig sind, durch eigene Arbeit verdienen, der Staat muß ihnen aber dazu die Möglichkeit geben. Die allgemeine Kost soll demnach schmack- und nahrhaft, aber doch auf das Minimum des Nothwendigen beschränkt sein, dagegen muß jedem Gefangenen die Erlaubniß gegeben werden,

sich von seinem Arbeitsverdienst oder aus sonstigen Mitteln Selbstbeföstigung oder entsprechende Zubuße zu der allgemeinen Kost anzuschaffen. Daß hierbei aus Gründen der Disciplin gewisse Beschränkungen von Seiten der Gefängnißverwaltungen Platz greifen müßten, um Ausschweifungen zu verhindern, versteht sich von selbst.

Dazu gehört aber eine durchgreifende Reorganisation der Gefangenenarbeit. Wie wir uns dieselbe denken, soll in dem Schluß-Artikel besprochen werden.

N. N.

(Schluß folgt.)

Das wirtschaftliche Selbstbestimmungsrecht.

Von Dr. Arnold Lindwurm.

In Heft 19 der „Zukunft“ giebt sich der Verfasser des Artikels: „Die geistige Arbeit im socialistisch organisirten Staat“ der Hoffnung hin, mich bald unter den Mitarbeitern dieser Zeitschrift zu sehen, weil das einzige von mir gegen den Socialismus erhobene Bedenken sich leicht wegräumen lasse.

Das von mir erhobene Bedenken liegt in der Gefährdung der individuellen Freiheit durch die von der Socialdemokratie geplante Arbeitsorganisation.

Eine Wegräumung dieses Bedenkens durch den oben erwähnten Aufsatz ist nun zwar nicht vollzogen worden. Gleichwohl nehme ich gern Veranlassung, in der „Zukunft“ die Gründe darzulegen, welche mich bestimmen müssen, meine Bedenken aufrecht zu erhalten. Denn wo ein Meinungsaustrausch nicht durch starre Dogmatik zur Unfruchtbarkeit vorherbestimmt wird, bin ich gern erbötig, mich meinerseits demselben nicht zu entziehen.

Nun und ein starres Dogma oder ein für ewige Zeiten abgeschlossenes Glaubensbekenntniß, heißt es in der „Zukunft“, soll der Socialismus nicht sein.

Mein Bedenken, daß die von der Socialdemokratie geplante Organisation der gesammten ökonomischen Thätigkeit der Menschen unausbleiblich zur Beeinträchtigung der in der individuellen geistigen Freiheit und Selbstbestimmung liegenden menschlichen Schaffenskraft führen müsse, hat durch die mit ihm sich beschäftigenden Artikel der „Zukunft“ nicht einmal eine Abschwächung erfahren; es ist, meiner Auffassung nach, bei dem angestellten Beschwichtigungs-Versuche der eigentlich bedenkliche Punct ganz umgangen worden.

Der Differenzpunct, um den es sich zwischen dem socialistischen Principe und meiner Auffassung handelt, ist nicht, ob einzelpersönliche Wirthschafts-Individualität, oder ob Wirthschaftscommune bestehen

folll. Auch ich rede der letzteren insofern das Wort, als ich in einer Menge von Fällen den genossenschaftlichen Betrieb für besser halte als den der einzelpersonlichen Individualität, und jedenfalls ist auch in meinen Augen der genossenschaftliche Betrieb die höhere wirtschaftliche Stufe. Aber die Frage ist: Soll es dem freien Belieben der Einzelnen überlassen bleiben, Genossenschaften zu bilden, oder soll die genossenschaftliche Organisation des Wirtschaftsbetriebes zwangsweise durchgeführt werden?

Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes und des anderen in Heft 18: „Die Wirtschaftsgemeinschaft“ spricht sich über diese Alternative nicht mit dürren Worten aus. Aber ich werde nicht fehlgreifen, wenn ich annehme, daß er die communale Wirtschaftsorganisation durch gesetzlichen Zwang herbeigeführt wissen will. Denn wenn er es sich an Demjenigen Genüge sein lassen wollte, was die Freiwilligkeit von selber schafft, so würde er seinen Plan keinen socialistischen nennen können; es würde dieser dann ja nicht mehr sein, als was wir heute schon haben.

So wenig ich nun zu Denen gehöre, welche sich zu Lobrednern Dessen aufwerfen, was wir auf socialem Gebiete bereits erlangt haben, vielmehr der Meinung bin, daß hier kaum ein Anfang mit Demjenigen gemacht wurde, was unsere politische Entwicklung als nothwendige Ergänzung erheischt und als unerläßliche Konsequenz nach sich zieht, so sehr stehe ich auf dem Standpunkte, daß die Wohlthätigkeit der Wirkungen aller Genossenschaft wesentlich durch deren Freiwilligkeit bedingt wird.

In den kleinsten Verhältnissen schon zeigt sich das.

Der Herr Verfasser der erwähnten Artikel hat mit rühmenswürdiger Behutsamkeit der Erörterung seiner Idee diese zunächst an einfachen Beispielen zu veranschaulichen gesucht; er hat sich die Wirtschaftsgemeinschaft vor Allem als Ver-

bindung zur Versorgung mit Verzehrgut- und Verbrauchsgegenständen, als Consumverein, vorgestellt. Aber können uns hier nicht die vorhandenen freiwilligen Genossenschaften als Experiment dienen? Und ergeben nicht die Erfahrungen, welche auf diesem Gebiete gemacht sind, ganz zuverlässige Anhaltspunkte für Das, was wir von unfreiwilligen Genossenschaften zu gewärtigen haben?

Nun wird, solchen Einwendungen gegenüber, von den socialdemokratischen Schriftstellern freilich die Einrede gebraucht, daß der Zwang im socialistischen Staate kein Zwang im Sinne des heutigen Staates sei; im freien Volksstaate trete an die Stelle des Zwanges die freie Selbstbestimmung des Volkes. Aber sind nicht dann die Beispiele aus der freiwilligen Genossenschaftsbewegung der Gegenwart erst recht zutreffend? Müßten nicht dann die Mängel, welche im socialistischen Staate wegfallen sollen, erst recht in den freien Genossenschaften unerhört sein, deren ganzes Dasein auf nichts als auf freier Selbstbestimmung beruht?!

Gleichwohl ist dem nicht so; das Schicksal der Consumvereine ist ein sehr verschiedenes; es richtet sich ganz danach, wie die Genossenschaftler, von denen sie dargestellt und betrieben werden, beschaffen sind. Und das Gleiche würde der Fall sein, wenn ganze Communen Consumvereine wären. So sehr die äußere Organisation vielleicht eine andere wäre, so wenig hätte man andere Menschen, und die Mängel, welche in diesen heute hervortreten, würden in um so höherem Maße sich geltend machen, als Niemand von den Consumvereinen sich ausschließen könnte, mithin die widerwilligen Elemente, deren es heute im Genossenschaftswesen noch viele giebt, in's Spiel kommen würden.

Alle dem entgegen gehegten Hoffnungen lassen sich in keiner Weise begründen.

Der Herr Verfasser des Artikels in Heft 18 hat freilich sehr treffend hervor-

gehoben, daß die Arbeitsorganisations-Idee zu ihrer Verwirklichung auf die kleineren Wirtschaftskreise zurückgreifen müsse. Aber wenn er glaubt, die politische Gemeinde auch für die ökonomischen Interessen als den kleinsten zulässigen Kreis bezeichnen zu dürfen, so verkennt er den Schwerpunkt der Wirtschaftsthätigkeit, welcher im Menschen liegt und seiner wechselnden Beschaffenheit nach durch die Eigenart der menschlichen Individualität bestimmt wird; es läßt sich rationell kein Wirtschaftskreis nach äußerlichen Merkmalen und Bestimmungsgründen abgrenzen, sondern richtet sich nach dem Verhältnisse der äußeren Zustände zu der jedesmaligen Persönlichkeit.

Wenn z. B. die Eisenwerke Krupp's, selbst als Wirtschaftscommune gedacht, von erheblichem Umfange sind, so folgt daraus nicht, daß alle derartige Produktionsart auf gleichem Fuße sich organisiren lassen; Krupp würde nicht Krupp sein, wenn jeder Müller und jeder Schulze auch Krupp wäre.

Deshalb kann ich nicht umhin, bei dem Sage stehen zu bleiben, daß die freie Individualität der Urheberschaft den Nerv unserer Wirtschaftsthätigkeit ausmacht. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als ob ich die Mängel verkennte, welche an unseren Wirtschaftszuständen haften; derselben bin ich mir im Gegentheil sehr wohl bewußt. Aber ich sehe die Wurzel der Mängel nicht in der äußeren Beschaffenheit des Wirtschaftens, sondern in dem, woraus diese selber hervorgeht, in der geistigen Beschaffenheit der Menschen.

Die Einwirkung auf die geistige Beschaffenheit der Menschen ist daher der Punct, von wo aus die Hebung unserer Zustände unternommen werden muß.

Hiermit ist der Verfasser der berregten Artikel nun zwar auch einverstanden. Aber in Bezug auf das Wie weichen wir voneinander ab. Er wird von der Ansicht geleitet, daß unsere Wirtschaftseinrichtungen am Wesentlichsten den Zweck

haben müssen, die bis so weit erlangten wirtschaftswissenschaftlichen Errungenschaften zum unmittelbaren Besitze eines jeden Einzelnen zu machen, und ich huldige der Ansicht, daß der wesentlichste Zweck derselben in der Sicherung weiterer wirtschaftswissenschaftlicher Errungenschaften liegen muß, daher jener Zweck der Verallgemeinerung des geistigen Besitzthums nur insoweit in erster Reihe stehen darf, als derjenige der Erkenntnißerweiterung nicht gefährdet ist. Mein Herr Gegner behauptet nun zwar, daß die menschliche Erkenntnißerweiterung durch die Arbeitsorganisation nicht gefährdet werde, aber darin irrt er, wie sich an einem Beispiele leicht veranschaulichen läßt.

Vorab will ich jedoch bemerken, daß mein Herr Gegner mich verkennt, wenn er glaubt, daß mir die Opposition gegen den Socialismus gleichsam nur gewohnheitsmäßig anhafte, und der völlige Uebergang zu ihm nur eine Frage der Zeit sei. Häufig genug haben leidenschaftlich ihrer Sache ergebene Socialdemokraten ein Disput mit mir mit den Worten abgebrochen: „Sie kommen auch noch einmal dahin, wo wir stehen.“ Aber dies ist eine durch Voreingenommenheit bereite Selbsttäuschung. Um selber an mir das Verführerische des socialistischen Gedankens zu empfinden, brauche ich nicht erst Socialdemokrat zu werden. Der socialistische Durchgangspunct fehlt in meiner wissenschaftlichen Entwicklung nicht, so weit er heute hinter mir liege; er trat ein, als ich mich zuerst mit dem Rechte an geistigem Eigenthume beschäftigte. Liegt nicht die Lösung des von diesem uns gestellten Problems, frug ich mich, auf staatswirtschaftlichem Gebiete? Ist es nicht im Interesse sowohl der ökonomisch Thätigen, der Privatwirtschafter, wie in demjenigen ihrer politischen Zusammenfassung, der Staatswirtschaft, daß der Staat den Erfindern, Entdeckern und Schriftstellern ihre geistigen Errungenschaften ablaufe, um dieselben sofort zum Gemeingute zu

machen? Läßt sich nicht eine Behörde denken, welche die technischen und die literarischen Erzeugnisse auf deren wissenschaftlichen Werth zu schätzen und zu würdigen wisse, so daß jeder Erfinder und Entdecker nach Verdienst belohnt, der Staatswirthschaft aber keine Last aufgebürdet werde, welche nicht privatwirthschaftlich sich bezahlt mache?

So sehr ich mich mühte, auf diese Fragen ein Ja zu finden, so wenig war ich im Stande, das Nein zu umgehen; es stieg bei dem ersten Anlaufe, mir im Geiste die Behörde zusammenzusetzen, welche über den Werth der Erfindungen und Entdeckungen, also über das Urheber-Verdienst abzuurtheilen haben würde, sofort das Bild der 40 „Unsterblichen“ der französischen Akademie auf, welche 1807 von Napoleon an sie verwiesenen Amerikaner Fulton mit seiner Erfindung der Anwendung der Dampfkraft auf die Fortbewegung von Schiffen als unpraktischen Ideologen heimsandten. Fulton ging nach Amerika zurück und verwirklichte auf dem Hudson mit unsäglichem Mühe auf rein privatwirthschaftlichem Wege seine Erfindung, mit deren Hülfe Napoleon im Handumdrehen sein großes Spiel, die Unterwerfung Englands, zu erreichen vermocht hätte, und dieser begrub mit 300,000 Mann Soldaten in den russischen Schneefeldern sein Kaiserthum und seinen Ruhm der Unüberwindlichkeit.

Soll von den Behörden, welche im socialistischen Staate über den Werth geistiger Errungenschaften aburtheilen müssen, mehr erwartet werden dürfen, als die 40 höchstehenden Männer der Wissenschaft Frankreichs zu leisten im Stande waren? Darf man hoffen, daß in dem gewöhnlichen Interessen-Spiele die Fehler vermieden werden, welche die Akademiker in Paris auch da nicht zu vermeiden wußten, wo ein so kolossales materielles Interesse auf dem Spiele stand? Welcher glänzende Lohn wäre den

40 Unsterblichen zu Theil geworden, wenn sie Fulton hätten verstehen können!

Gewiß ist es, daß man sich jener Hoffnung nicht hingeben darf; es würden die gleichen Fehler vielmehr in um so umfangreicherem Maße begangen werden, als die allgemeine Organisation umfassendere behördliche Vorkehrungen erforderten, mithin unter Umständen über die größten Talente die mittelmäßigsten Menschen abzuurtheilen haben würden.

Der Einwand der Socialdemokratie lautet nun freilich, scheinbar durchschlagend, daß heute, wo Privatwirthschafter, beliebige Kapitalisten, darüber zu befinden haben, ob eine Entdeckung, eine Erfindung oder eine literarische Leistung mit Geldmitteln Lohn oder Unterstützung finden soll, die Entdecker, die Erfinder und die Schriftsteller noch viel incompetenteren Richtern unterworfen seien. Aber so wenig diese Thatsache an und für sich bestritten werden soll, so sehr ist mein Herr Gegner im Irrthume, wenn er meint, daß der ungenügende Bildungsgrad der meisten Unternehmer-Kapitalisten für die Urheber geistiger Erzeugnisse den gleichen oder nur einmal einen entfernt ähnlichen Nachtheil im Gefolge habe, wie solcher sich aus der Mittelmäßigkeit der behördlichen Instanzen im socialen Organismus unausbleiblich ergeben würde. Er übersieht nämlich den Hauptumstand, der bei dem Gegensatze der amtlichen Bemessung zur privatwirthschaftlichen Beurtheilung in Betracht kommt, nämlich die Verschiedenheit des Interesse. Mag es auch noch so richtig sein, daß die Unternehmer im Großen und Ganzen kläglich wenig Sachkenntniß haben, so bleibt es darum nicht minder wahr, daß die Aussicht auf Gewinn in denselben eine Gefügigkeit, gegenüber den geistigen Urhebern, erzeugt, welche die Sachkenntniß zwar nicht ersetzt, aber deren Mangel bei Weitem weniger fühlbar werden läßt, als wenn das Interesse gänzlich fehlte, und an ihrer Statt das gewöhnliche

Mittelmaß von Sachkenntniß vorhanden wäre, das nur erreicht werden könnte, wenn öffentliche Behörden über den Werth der Entdeckungen, Erfindungen und sonstigen geistigen Leistungen abzurtheilen hätten.

Wie schon oben bemerkt, bleibt mein Herr Gegner, indem er meine Bedenken selbst gegen die geringfügigste Beschränkung des wirthschaftlichen Selbstbestimmungsrechtes erwägt, bei den allerleichtesten Fällen behördlicher Expertise stehen. Wenn aber die Arbeitsorganisation keine Besorgniß in Bezug auf die Beeinträchtigung der individuellen Freiheit erregen soll, so darf sie auch der Verförperung der bahnbrechendsten, der revolutionärsten Gedanken kein Hemmniß bereiten. Dies aber thut sie ganz ohne allen Zweifel, ja sie würde ganz unbestreitbar derartige Gedanken erbarmungslos dem Untergange weihen.

An einem Beispiele wird dies leicht deutlich zu machen sein.

Gesetzt den Fall, daß das manchesterliche nationalökonomische System in seiner Art und mit dem Ertrags-Vertheilungs-Verhältnisse, das sich jetzt durchschnittlich ergibt, so fest organisiert gewesen wäre, wie die Socialdemokratie den Zukunftsstaat organisiren will — und das ist recht wohl denkbar; man braucht nur die verschiedenen Erwerbsklassen, die heute verschiebbar und unbeständig sind, als festgegliedert anzunehmen, — würde da die Socialdemokratie haben entstehen können? oder würde nicht vielmehr jedweder Versuch, die Idee, auf der sie beruht, im Druck zu verkünden und in der Presse zu vervielfältigen, im ersten Keime zum Nimmerwiederaufstehen erdrückt worden sein?

Die Socialdemokratie verbankt ihr Dasein dem nämlichen Selbstbestimmungsrechte im wirthschaftlichen Concurrenz-kampfe, durch dessen Schattenseiten ihre Verfechter verleitet werden, allen Concurrenzkampf zu verrufen; im selben

Augenblicke, wo diese sich gegen Ausnahme-gesetz-Bestimmungen verteidigen müssen, welche, weil nicht nur strafbare Ergebnisse der socialen Bewegung, sondern diese Bewegung als solche getroffen werden soll, auch die nächststehenden politischen Parteien für sie in die Schanze rufen, halten sie ein Feldgeschrei aufrecht, das, richtig verstanden, auf einen ganz ähnlichen geistigen Abschluß hinausläuft; dasselbe erklärt sich ebenfalls für bureaukratische Instanzen, denen die bahnbrechenden, die revolutionären Gedanken unterworfen werden müssen, und dieses Verfahren führt, den besten Absichten zuwider, zum Untergange aller geistigen Entwicklung über den getroffenen Organisationsplan hinaus.

Der Kampf im Interesses-Gegensatz, welcher heute herrscht, hat seine großen Schattenseiten. Wer wollte das verkennen? Aber würde ohne diesen Interesses-Gegensatz die Socialdemokratie im Stande gewesen sein, auch nur eine Zeitung herauszugeben, auch nur eine Schrift zu veröffentlichen? Lassalle erfuhr bekanntlich sehr herb, wie groß selbst ohne feste Organisation der Widerstand des Bestehenden ist. Aber weil es keine Arbeits- und keine Kapital-Organisation gab; weil die Druckereien nicht von behördlichen Instanzen in bureaukratisch einheitlicher Beeinflussung abhängig waren; weil der vorhandene Interesses-Gegensatz sich im Kampfe bethätigen konnte, deshalb fand Lassalle in der Herausgabe seiner Schriften auf eigene Kosten ein Auskunftsmittel, deshalb auch war der nach ihm sich sammelnde Anhang im Stande, eine große Menge Zeitungen herauszugeben und eine große Anzahl anderer Schriften zu veröffentlichen, ja zu deren Herstellung eigene Druckereien zu erwerben.

Ist nun aber die Socialdemokratie selber im Kampfe der Interesses-Gegensätze groß geworden: Wird sie da diesen Entstehungsquell alles Neuen nach ihr

abschneiden wollen? Wird sie da die die Anmaßung des Wahnes haben, daß die von ihr dargestellte Stufe der Entwicklung die lehterreichbare, die kultur-möglich höchste sei?

Gewiß nicht.

Aber wenn auch der Verfasser des Artikels „Die geistige Arbeit im socialistisch organisirten Staat“ erklärt: „Der Socialismus verfolgt nur eine bestimmte Tendenz, er hat aber kein bestimmtes Dogma“, so liegt nichtsdestominder in seiner ganzen Systemanlage als praktische Folge eben der Dogmatismus, dem er theoretisch entrinnen möchte.

Uebrigens würde die Production unter der Organisation auch in den minder erheblichen Fällen schon leiden; es ist ein ganz gewöhnliches Vorkommniß, daß Erfindungen scheinbar einfachster, Verbesserungen unzweifelhaftester Art, welche, nach ihrer Einführung, Jedermann als von selbst verständlich erscheinen, als Idee, vor ihrer praktischen Verwirklichung, allgemein zurückgewiesen werden, auch unvermeidlich gar keine Anerkennung gefunden haben würden, wenn nicht das speculative Geld-Interesse eines Kapitalisten sich damit verknüpft hätte.

Die denkbar größte Bürgschaft gegen das Verlorengehen eines aus veralteter und haltloser Gegenwart befreienden und in bessere Zukunft führenden Gedankens liegt in der Vielfältigkeit des dem Selbstbestimmungsrechte der Einzelnen unterworfenen Kapitals. Geht von den Unternehmern der Eine nicht darauf ein, so thut's der Andere, und je mehr das Kapital anwächst, und je größer die Anzahl selbstständiger Unternehmer wird, desto minimaler ist der Procentsatz der Möglichkeit, daß ein überhaupt brauchbarer Gedanke keine Kapitalunterstützung, resp. keinen materiellen Ertrag erfahre.

Deshalb muß ich auf dem Standpunct stehen bleiben, den ich in meinem „Eigenthumsrecht und die Menschheits-Idee im Staate“ einnehme, dem Standpuncte

„Die Zukunft“. 1. Jahrg. Heft 23. (1. Septbr. 1878.)

nämlich, daß gegen die Nachteile des Concurränzampfes nicht in dessen Aufhebung das Rettungsmittel gesucht, sondern anderweitig Abhülfe geschafft werden muß, und diese Abhülfe sehe ich in der Errichtung eines gesellschaftlichen Eigenthums durch Ueberweisung des Zuwachses im Grundrentenbezüge an den Staat. Mag dies auch nicht den hochfliegenden Hoffnungen entsprechen, welche die Anhänger der socialistischen Idee an deren Verwirklichung knüpften: um so gewisser ist es ein Auskunftsmitel, von dem nicht, wie von der Arbeitsorganisation, gesagt werden kann, daß es schlimmer ist als das Uebel; es ist die vorgeschlagene Abhülfe ein absoluter Gewinn.

Noch Eines. Mein Herr Gegner wägt die Vortheile und die Nachteile seines Arbeitsorganisations-Gedankens, gegenüber der wirtschaftlichen Selbstbestimmung, vorwiegend unter dem Gesichtspuncte des guten oder bösen Willens ab, und da führt ihn sein Herz natürlich und anerkennenswerth von unseren heutigen Zuständen ab und einem socialen Ideale zu. Der Gesichtspunct ist aber nicht der allein ausschlaggebende. Die Behörden des socialen Staates möchten wohl den guten Willen haben, das Rechte zu treffen, aber es würde ihnen nothgedrungen an der nöthigen Fähigkeit gebrechen. Diese Fähigkeit hat, wie ich schon zugestand, der heutige Unternehmer zwar auch nicht, aber bei dem bildet die Aussicht auf Gewinn einen Erfaß, der jenen Behörden fehlen würde. Und gerade in den allerwichtigsten Fällen würde den competenten Behörden das nöthige Urtheil fehlen. Denn wenn z. B. ein Philosoph mit einem neuen Systeme, das alle bisherige Weltanschauung über den Haufen wirft, auftritt, verlangend, daß man die Kosten aufwende, um sein Werk zu drucken: wer soll da Derjenige sein, welcher entscheidet, ob das System die Ausgeburt eines närrischen Kopfes oder

diejenige eines alle anderen Menschen überragenden Genies ist? Müßte man nicht zu solchem Arbitrium einen wiederum höherstehenden Experten haben?

Der Recensent meines Buches will wenigstens den Einzelcommunen das Verlagsrecht gewahrt wissen, wo dann ziemlich der nämliche Zustand wie gegenwärtig statthaben würde, nur mit dem Unterschiede, daß die Communen an die Stelle der Privatunternehmer treten, sich aber auch Concurrenz machen würden. Aber der Verfasser des Artikels in Heft 19 S. 575 will einen bureaukratischen Instanzengang, wo dann der bedenkliche Zustand eintreten würde, vor dem jedem freiheitsliebenden Menschen ein Grauen überkommen muß, der Zustand nämlich, daß irgend eine beliebige beschränkte Zahl Menschen über den ganzen Geistesaufschwung abzurtheilen hätte.

Man möge sich stellen wie man wolle: sobald man sich ernstlich an die Construction des socialen Staates macht, so wird man unwillkürlich auf so etwas wie Weitling's Regierungsspiße in Gestalt der „drei größten Philosophen“ geführt.

Ja, wenn nur zur Auffindung der „drei größten Philosophen“ diese nicht schon vorher nöthig wären! . . .

Zum Schlusse noch eine Bemerkung wider den Herrn Recensenten meines „Eigentumsrecht und die Menschheits-Idee im Staate“. Derselbe spricht die Befürchtung aus, daß die von mir befürwortete allgemein erhöhte Bildung, zu der ich durch meinen Vorschlag, alles Grundeigenthum vom Staate rückkaufen zu lassen, um diesem den Rentenzuwachs zuzuführen, die Mittel flüssig mache, nur das gebildete Proletariat vermehren würde. Das ist ein ungerechtes Urtheil,

wennschon darin, daß auch das Proletariat gebildeter wird, eben kein Nachtheil zu erblicken ist. Denn die Lehrmittel, die dann in so ausgiebigem Maße zur Verfügung stehen würden, lassen sich sehr wohl so anwenden, daß praktisch verwerthbares Wissen durch sie verbreitet wird, so daß wahrlich das unglückselige Proletariat nicht vermehrt zu werden braucht, welches sich einbildet, daß Jeder, der eine höhere Schulbildung genossen hat, seinen Unterhalt sich auch mit der Feder verdienen müsse. Ueberdies fordere ich zugleich die Beseitigung derjenigen Begünstigung des Kapitals, welche in der Gewährung einer Examens-Anciennetät im Staatsdienste liegt; ich verlange, daß die Aspiranten nach dem Examensprädicate angestellt werden und aufzurücken, so daß die mit den schlechteren Prädicaten immer hinter die mit besseren zurücktreten, also, wenn von letzteren genug vorhanden sind, nie an die Reihe kommen. Nachdem nämlich, dem von mir aufgestellten Plane gemäß, der Sohn des Tagelöhners, wofern er sich in der Schule als besonders tüchtig erweist, auf öffentliche Kosten studiren und der höheren Staatscarriere sich widmen kann, wird der Andrang zu dieser ein stärkerer werden. Damit nun nicht der angestregtere Fleiß und die größere Gewecktheit des aus niedriger Sphäre sich emporarbeitenden Candidaten zurückzustehen brauche hinter der aristokratischen Trägheit und matten Denkweise irgend einer saft- und kraftlosen Geheimraths-Progenitur, so muß die heute bei der Anstellung maßgebende Examensanciennetät ganz und gar dem Prädicatsrange weichen. Mag dann der Geheimrathsohn Tagwerker werden und dem Sohne des Tagwerkers die Ministercarriere überlassen!

R e p l i k.

Man kann der Redaction dieser Zeitschrift nur dankbar sein, daß sie Herrn Dr. Lindwurm Gelegenheit gegeben hat, seine Bedenken gegen das socialdemokratische Princip darzulegen. Es werden dadurch alle Leser in den Stand gesetzt, sich ein objectives Urtheil zu bilden — wie es eine wissenschaftliche Discussion verlangt. Allerdings kann man sich über irgend einen Gegenstand mit den Waffen der Logik mit einem Anderen nur dann messen, wenn eine bestimmte gemeinsame Basis vorhanden ist, auf der beide Parteien ihr Gebäude, ihr System aufzurichten suchen. Ein Monarchist und ein Republikaner z. B. müssen, wenn sie in einer wissenschaftlichen Disputation den Versuch machen wollen, sich gegenseitig zu belehren, doch zunächst einen dritten Punct, z. B. das allgemeine Staatswohl, als gemeinschaftlichen Zielpunct ihrer Wünsche anerkennen; sonst ist eine Einigung auf logischem Wege von vornherein unmöglich.

Indem nun Herr Dr. Lindwurm (nach S. 520 d. Bl.) sagt: „Das, was mich bislang von den Socialdemokraten scheid, die Forderung der Gewährleistung unbeschränkter geistiger Selbstständigkeit, wird mich so lange von ihnen trennen, als diese Forderung von der Socialdemokratie nicht gewährleistet wird“, so muß man annehmen, daß Herr Dr. Lindwurm die socialistischen Bestrebungen nur dieses einen Punctes wegen nicht theilt, so sehr er auch über den eigentlichen Kernpunct des Socialismus, das Streben nach möglichst gerechter Vertheilung, mit uns einverstanden sei. Damit wäre die gewünschte und zu einer Discussion unbedingt erforderliche gemeinsame Basis geschaffen.

Nun wird Herr Dr. Lindwurm von vornherein zugeben, daß eine vollständige Gerechtigkeit sich nur in einem socialistisch organisirten Gemeinwesen durchführen läßt, d. h. in einer Gesellschaft, welche Production und Vertheilung nicht der Willkür ihrer Mitglieder überläßt, sondern planmäßig ein-

richtet und selbst verwaltet. Was er aussetzen hat an dieser Ordnung, beschränkt sich auf die eine Angelegenheit: das wirthschaftliche Selbstbestimmungsrecht. Sollte nun wirklich die „freie Geistesthätigkeit“ im Zukunftsstaate gehindert sein, so hat dieser eine Fehler für Herrn Dr. Lindwurm die unheilvolle Consequenz, daß der ganze Zukunftsstaat nichts taugt und ihm ein anderes System vorgezogen werden muß — selbst auf Kosten der Gerechtigkeit. Auf jeden Fall, scheint uns, wird diese Consequenz viel zu rasch und, man verzeihe den Ausdruck, mit zu leichtem Herzen gezogen — und hierin liegt die „Achillesferse“ des Lindwurmschen Systems. — Doch betrachten wir jetzt zunächst die eigene, uns octroyirte, indem wir noch einmal untersuchen, was an der Behauptung, die geistige Arbeit komme im Zukunftsstaat nicht zur gehörigen Entfaltung, Wahres ist.

So nämlich hat, wie gesagt, Herr Dr. Lindwurm in seinem jüngsten Buche den Differenzpunct formulirt; wenn er ihn heute zu der Frage des „wirthschaftlichen Selbstbestimmungsrechts“ erweitert, so möchte ich darin beinahe eine Bewegung erblicken, die den Rückzug decken soll. Es ist ja unbestritten, daß das wirthschaftliche Selbstbestimmungsrecht im Zukunftsstaate eingeschränkt wird, insofern man unter diesem Ausdruck versteht: die Freiheit und Fähigkeit für Jeden, in wirthschaftlichen Dingen, auf dem Felde der Production zu thun und zu lassen, was er will. Nur behaupten wir, eine solche Einschränkung bringe keine Opfer für die Einzelnen mit sich, die ihnen nicht anderweitig aufgewogen werden, und insbesondere werde in dem Wachsthum der Summe aller verfügbaren Güter und Annehmlichkeiten (die geistigen natürlich inbegriffen), sonderst dieses Wachsthum von der Freiheit der individuellen Geistesthätigkeit abhängt, keine Verzögerung, im Gegentheil eine Beschleunigung eintreten.

Ich setze voraus, daß der Leser sich dessen erinnert, was im Heft 17 S. 520 über die Art und Weise, wie im Zukunftstaate geistige Arbeit producirt und verbreitet werden könne, gesagt wurde. Sind damit nicht schon im Voraus alle Einwände des Herrn Dr. Lindwurm, die er in vorstehendem Aufsatz aufwirft, beseitigt worden? Er hegt gewisse Befürchtungen, es könnten mißliebige wissenschaftliche oder politische Richtungen von den Behörden unterdrückt werden, und meint, die Socialdemokratie dürfe froh sein, daß der Liberalismus die Herrschaft habe, wodurch jedem Interesse seine Bethätigung gewährt werde. Abgesehen davon, daß dieses Beispiel angeht von Ausnahmegesetzen, welche die socialistische Presse unterdrücken sollen, schlecht gewählt erscheint, so ist ja sein Bedenken, wie mir dünkt, vollkommen aus dem Wege geräumt durch einen Satz der Recension im 17. Heft: „Es läßt sich denken,“ hieß es da, „daß die Einzelcommunen in Besitz einer Anzahl Druckereien treten, wenigstens das Bestimmungsrecht über das zum Druck zu Befördernde haben, und damit wäre die Gefahr der Abweisung von wirklich guten Schriften schon bedeutend verringert, — dann aber ließe sich ja leicht gefesslich feststellen, daß jede Zeitung und jedes Buch zum Druck angenommen werden muß, sobald eine Anzahl Leute sich gefunden hat, welche bereit sind, das Risiko des Unternehmens zu tragen. Auf diese Weise kann jede politische Richtung und jede wissenschaftliche, sobald sie nur einigermaßen Anklang finden oder Werth haben, ihre Organe und Bücher erhalten.“ — Warum übergeht Herr Dr. Lindwurm diesen Satz mit Stillschweigen? Liegt nicht in ihm, wenn er durch das im Heft 19 Gesagte ergänzt wird, der Schlüssel zur Lösung der scheinbar heiklen Frage? Es wird in der socialistischen Gesellschaft wahrscheinlich officielle Zeitungen des Staates, der Provinzen, der einzelnen Gemeinden geben, und wenn Politik darin getrieben wird, so wird dieselbe vermuthlich den Anschauungen der Majorität ihres Kreises entsprechen, — richtiger würde es allerdings sein, die Politik aus denselben auszuschließen. Aber außerdem wird ja Nichts im Wege stehen, daß sich jede politische Gruppe ihre eigenen Organe schafft, wo und in welchem Maßstabe sie

will. Die Communen oder größeren Gemeinschaften werden nach dem Princip, daß jedem Bürger die Möglichkeit geboten werden muß, jedwedes Bedürfniß zu befriedigen, den Druck u. s. w. zu übernehmen haben, und die Bürger werden nach dem Princip, daß man im socialen Gemeinwesen Nichts umsonst bekommt — Ausnahmen abgerechnet —, für das Abonnement eine Summe zu zahlen haben, welche den von den Communen aufgewandten Kosten entspricht. Man könnte noch die Frage aufwerfen: wie ist es mit der Befoldung der Redacteurs und den Redactions-Ausgaben zu halten? Offenbar aber würde die Beantwortung solcher Detailfragen uns zu etwas utopistischen Betrachtungen führen, die vorerst ganz überflüssig sind. — Wie in der Politik, so wird sich auch in der Wissenschaft das Pressewesen gestalten. Wird es hier officielle Organe von wissenschaftlichen Corporationen geben, so können ebenso irgendwelche Gruppen, welche sich dort ausgeschlossen sehen (z. B. Impfgegner), ihre Zeitschriften besitzen und ihre Bücher drucken. Es läßt sich ja nicht stricte, mit Ziffern beweisen, daß durch ein solches Verfahren die Zahl der werthvollen Werke rascher zunehme, als bei der bisher üblichen Productionsweise; aber ebenso wenig läßt sich das Gegentheil demonstrieren. Es ist leicht zu sagen, dies und jenes Buch konnte nur gedruckt werden, weil der und jener Buchhändler sein Interesse dabei fand, — und so ist durch das privatcapitalistische Interesse die Welt um ein gutes Buch reicher geworden. Wer kann aber berechnen, wieviel gute Werke nicht gedruckt worden sind, weil die Autoren eben keine Verleger fanden und nicht reich genug waren, ihre Erzeugnisse auf eigene Kosten in Buchform verwandeln zu lassen? Ich sehe übrigens nicht ein, warum man den socialistischen Behörden von vornherein Mißtrauen entgegenbringen will: sie werden wahrscheinlich die Auswahl der Bücher, welche auf Risiko des Staates oder der Gemeinden gedruckt werden sollen — wobei der Geldpunct häufig erst in zweiter Linie stehen wird — ganz gut treffen; sollte dies aber hier und da nicht der Fall sein, so steht ja der angeedeutete Weg der Subscription (und es sind noch ähnliche denkbar) noch immer offen.

Mit Erfindungen verhält es sich ungefähr ebenso. Doch halte ich hier die

Bedenken des Herrn Dr. Lindwurm noch weniger für gerechtfertigt. Was die Blamage der 40 Unsterblichen gelegentlich der Erfindung der Dampfschiffahrt anbetrifft, so ist das wohl kein passendes Exempel. Erstens waren diese Leute nur zum geringen Theil eigentliche Fachmänner, sodann erinnere man sich, daß im Anfang des Jahrhunderts die Naturwissenschaften noch sehr weit zurück waren, und es ist nicht wunderbar, daß man damals Vieles für unausführbar hielt, so begründet es auch sein mochte; man hatte von der Macht des Menschen über die Natur wirklich noch keine rechte Ahnung. Heute ist eine gerade umgekehrte Strömung zum Durchbruch gelangt. Man staunt kaum über irgend eine neue Erfindung, so außerordentlich ihre Tragweite auch ist. Man hält neue großartige Leistungen für selbstverständlich. Ich erinnere nur an das Telephon und die damit zusammenhängenden Apparate. Ist es nicht eine Behörde gewesen (die Post), welche dies Instrument sofort acceptirt und ihm Verbreitung verschafft hat? Die Militär-Behörden sind sehr aufmerksam auf irgendwelche neue Entdeckungen, von denen sie Gebrauch machen könnten (man denke z. B. an die Uchatius-Kanone in Oesterreich, an die Benutzung der Luftballons und der Briestauben), und es ist durchaus kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die socialistischen Behörden sich weniger eifrig erweisen würden. Auch hier bliebe im schlimmsten Falle den verkannten Genies noch übrig, für ihre Ideen in technischen Zeitschriften oder in Vereinen und Versammlungen Propaganda zu machen. Eine Gefahr für die geistige Entwicklung im socialistischen Staate vermag ich daher in keiner Weise zu erblicken und wundere mich nur, daß Herr Dr. Lindwurm, nachdem das Wesentliche dieser Bemerkungen bereits in den früheren Ausführungen enthalten ist, in dem vorstehenden Artikel keine neuen, durchschlagenden Motive für seine Furcht anführt. Statt dessen giebt er uns eine Auseinandersetzung über Genossenschafts- und Commune-Gewerbebetrieb, aus der wohl hervorgehen soll, daß zwangsweise durchgeführte Genossenschaften in wirtschaftlicher Beziehung nicht viel leisten würden. Ich meine, daß es nur das Interesse ist, welches die Individuen zu wirtschaftlicher Thätigkeit zwingt, heute wie im Zukunftsstaate,

und ich sehe nicht ein, warum in den socialistischen Genossenschafts- und Gemeindebetrieben das Interesse weniger wirtschaftliche Früchte bringen sollte, als unter dem heutigen System. Im Gegentheil glaube ich, daß es sich fruchtbarer erweisen würde, weil es ja erst zur Geltung kommt, wenn Jeder ganz sicher sein kann, in gerechter Weise für seine Bemühungen entschädigt zu werden — was heutzutage bekanntlich nicht der Fall ist. Auch darf man, wie das öfters geschieht, nicht ohne Weiteres Schlüsse ziehen aus der Wirksamkeit heutiger Behörden von staatlichen oder communalen Etablissements auf die wahrscheinlichen wirtschaftlichen Erfolge der künftigen Vorstände socialistischer Gewerbebetriebe. Zu bureaukratisches Regiment, zu stramme Centralisation einerseits, und andererseits, wenn auch bei uns weniger als in anderen Ländern, die Corruption — sind Mängel, welche wir in eine neue Gesellschaft nicht mit hinüber zu nehmen brauchen, denn sie hängen mit dem Wesen der Behörde nicht innerlich zusammen. Die Centralisation wird nicht selten nur aus politischen Gründen — um strenge Subordination aufrecht zu erhalten — weiter durchgeführt, als wirtschaftlich recht und nützlich ist, und die Corruption findet ebenfalls nur unter besonderen politischen, socialen und wirtschaftlichen Verhältnissen ein dankbares Feld. Doch ist hier nicht der Ort, alle diese Fragen im Detail zu betrachten; die Vorwürfe und Einwände Herrn Dr. Lindwurm's in dieser Hinsicht sind selbst nicht präcis und detaillirt genug, um eine so eingehende Antwort zu erheischen.

Ich überlasse nun dem Leser, zu entscheiden, ob die Bedenken bezüglich der Beschränkung der individuellen Geistesthätigkeit im Zukunftsstaat gerechtfertigt sind oder nicht, und könnte damit schließen, wenn ich nicht noch eine Frage auf dem Herzen hätte, die mir nach dem Bisherigen zwar als eine „Doctorfrage“ erscheinen muß, die ich aber trotzdem für zweckmäßig halte aufzuwerfen.

Wenn die individuelle Geistesthätigkeit im socialistischen Staat Beschränkungen erleidet und dadurch die Summe der wirtschaftlichen Güter nicht in dem Maße wie unter einer privatcapitalistischen Gesellschaft wachsen würde — wäre das Grund genug, den ganzen Socialismus bei Seite zu werfen und nur jenes

Fünftel davon zu behalten, welches das wirtschaftliche System Dr. Lindwurm's ausmacht? Ich antworte: Nein! und komme damit auf die eigentliche Differenz zwischen Herrn Dr. Lindwurm — (der neuerdings als einer der wissenschaftlichen Hauptvertreter der Volkspartei gelten kann, was seinem Standpunct größeres Interesse verleiht) — und dem Socialismus. Diesen Punct deutet Dr. Lindwurm in dem obigen Artikel selbst an, indem er sagt: „Der Verfasser der Aufsätze über „die Wirthschaftscommune“ und die „Geistige Arbeit im socialistisch organisirten Staat“ wird von der Ansicht geleitet, daß unsere Wirthschaftseinrichtungen am Wesentlichsten den Zweck haben müssen, die bis soweit erlangten wirthschaftswissenschaftlichen Errungenschaften zum unmittelbaren Besitze eines jeden Einzelnen zu machen, und ich huldige der Ansicht, daß der wesentliche Zweck derselben in der Sicherung weiterer wirthschaftswissenschaftlicher Errungenschaften liegen muß.“ Dieser Satz ist vielleicht nicht ganz klar; man muß ihn aber wohl so auffassen, daß Herr Dr. Lindwurm der Ansicht ist, daß überhaupt auf die gerechte Vertheilung weniger ankömme als auf die möglichst große Anhäufung der Güter. Man erinnere sich hier, daß, wie wir festgestellt haben, kein Grund vorhanden ist zur Annahme, daß wirthschaftliche Wachstum könne im socialistischen Staat nachlassen; wir sind zu einer Entscheidung der Frage, was vorzuziehen sei: größere Summen Güter, aber geringere Gerechtigkeit, oder das Umgekehrte, nicht genöthigt; wohl aber ist es Jeder, der ähnliche Ansichten über den socialistischen Staat hat, wie Herr Dr. Lindwurm. Wie wird er sich entscheiden müssen? Von Fall zu Fall. Kommt die Vermehrung der Güter nur den Spitzen der Gesellschaft zu Gute, während sich das Volk bei dem System der Ungerechtigkeit schlechter steht als dem der Gerechtigkeit, so wird man nicht schwanken dürfen, jenes zu verlassen und zu diesem überzugehen, selbst wenn sich die Gesammtsumme der Güter damit verringert. Bessert sich die Lage der unteren Klassen in keiner Weise durch Einführung der socialistischen Wirthschaft und Vertheilung, sondern nimmt damit nur die Wohlhabenheit und der Reichtum ab, ist also die Güterverminderung so stark, daß sie trotz gerechter Vertheilung der schlecht-

situirten Bevölkerung keinen höheren Lebensfuß erlaubt, als sie ihn bisher besitzt, so wird man keine große Neigung zur Einführung des Socialismus spüren. Wäre aber der Unterschied der beiden Productionsarten gar so groß, daß in der privatcapitalistischen die unterdrückte Klasse, trotz ungerechter Vertheilung, noch besser daran wäre, als bei gerechter im socialistischen Staate — da entstände eine Collision der Pflichten für jeden Volkfreund, die nur die Betheiligten selbst lösen können: die Leute werden zu entscheiden haben, ob sie z. B. lieber 30 Mark per Woche erhalten wollen, aber zusehen müssen, wie ein Anderer bei nicht größerer oder gar keiner Arbeit in derselben Zeit 300 oder 3000 einnimmt, oder ob sie mit 20 Mark zufrieden sind, wenn nur auch die Anderen nicht mehr bekommen. — Wir brauchen auf diese difficulten Fragen hier nicht näher einzugehen, denn sie sind für uns müßige, rein akademische. Wohl aber hätte Herr Dr. Lindwurm sie einer genaueren Betrachtung würdigen müssen. Wenn er, um einer von ihm erwarteten Verminderung im Wachstum der Güter willen, den Socialismus zu $\frac{1}{2}$ aufgibt, so kann er sich nur rechtfertigen, wenn er nachweist, diese Verminderung werde so groß sein, daß einer der zwei zuletzt von uns angeführten Fälle eintritt. Ehe er diesen Beweis nicht einigermaßen sicher geliefert — und das ist in seinen bisherigen Ausführungen nicht geschehen —, so müssen wir sagen, daß er die Fahne des Socialismus (der er ja nach eigenem Geständniß auch einmal, wenn auch nur vorübergehend, angehangen hat), aus unzureichenden Gründen verlassen hat. *)

H.

*) Wir fügen diesen Auseinandersetzungen noch einen Passus aus der soeben erschienenen neuen Ausgabe von Schäffle's „Kapitalismus und Socialismus“ hinzu. Es heißt dort in einem sehr beachtenswerthen „Ausblick in die vollwirthschaftliche Zukunft“ S. 520 ff.: „Wohl von Anfang würde sich die Nothwendigkeit ergeben, einen Productionszweig dem öffentlichen Betrieb theilweise zu entziehen, nämlich die literarisch-artistische Production und die Tagespresse. Die periodischen und nichtperiodischen Publicationen sind . . . die Mittler des sozialen Gelebens. Dieses darf so wenig von der öffentlichen Macht centralisirt werden, als es von der Gewinnconcurrentz verunstaltet sein sollte.“

Die Exploitation der Arbeit in Amerika.

Von Dr. Geo. C. Stiebeling.

(Fortsetzung.)

Die Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen und der Durchschnittsgrad ihrer Ausbeutung.

Ferner hatten wir nicht nur angedeutet, daß mit der steigenden Concentration der Produktionsmittel, ausgebrocht durch die wachsende Anzahl der Arbeiter auf den Werkstellen, eine Erhöhung des Lohnes, sondern auch, daß damit zugleich ein entsprechendes Sinken des Ausbeutungsgrades verbunden sei. Diese Behauptung wollen wir nun ebenfalls vermöge einer genauen und ausführlichen Untersuchung beweisen, wobei wir dieselben Arbeitszweige, mit nur wenigen Ausnahmen, und dieselben 9 Gruppen und 22 Unterabtheilungen, aber in einer etwas verbesserten Reihenfolge, zu Grunde legen, welche wir bei der Untersuchung über den jährlichen Durchschnittslohn aufgestellt

haben. — Zum besseren Verständniß der hier folgenden Zahlen sei einstweilen bemerkt, daß der Grad der schlechthinigen Ausbeutung oder die Rate der absoluten Exploitation den Betrag des Mehrwerths oder Profits bezeichnet, welchen der betreffende Arbeitszweig während der 12 Monate des Censuszahres (1869—1870) den Kapitalisten geliefert hat, verglichen mit seinem Gesamtlohn während derselben Zeit als Einheit, oder in anderen Worten, das Verhältniß der von ihm geleisteten unbezahlten Arbeit zu der ihm bezahlten Arbeit. Nehmen wir z. B. den 1. Arbeitszweig der 1. Gruppe und 1. Unterabtheilung (Ackerbauproducte), so finden wir, daß der Grad seiner schlechthinigen Ausbeutung 180 ist, d. h. für jedes 100 Doll. seines jährlichen Durchschnittslohnes hat er 180 Doll. Profit geliefert,

Der wirklich freigesinnte Socialist, welcher auch die Möglichkeit einer allgemeinen Geisteslathenschaft ausschließen will, muß die literarisch-artistische, namentlich journalistische Production der Centralisation entziehen. Ein oberstes Freiheitsgesetz müßte das sein, daß die Vereinsdruckerei frei sei, und daß auch die öffentlichen Anstalten der Druckerei zu denselben Kosten die Manuscripte aller Parteien, der Vereine und Privaten, wie des Staats vervielfältigen. Es müßte jedweden Vereine und jeder Partei freigegeben sein, eigene Druckereien zu halten. Die Herstellung und Lieferung der Manuscripte, sowie die Feststellung des Laufwerths der Exemplare wäre Sache der Privaten, der Parteien und der Vereine, wie der öffentlichen (wissenschaftlichen und anderen) Anstalten. Dann wäre wirklich die Pressfreiheit und vor Allem die Freiheit der geistigen Arbeit der Nation gesichert, die Verbreitung der Ideen ebenso der Staatsdespotie, als der Geldspeculation von Privaten und Erwerbsgesellschaften entzogen. Der Journalismus, für den die Annonce weggefallen wäre, würde, wie es natürlich ist, Sache der Parteien und Vereine, der wissenschaftlichen, politischen und religiösen Propaganda geworden sein. Die Erlöse aus dem

Abfaz der Journale kämen den hervorragenden Schriftstellern und den idealen Tendenzen, für welche die Journale arbeiten, wieder zu. Hier zeigt sich, daß nicht bloß die tiefe Geistesförderung vermieden werden könnte, welcher jetzt der sociale Deut-, Gefühls- und Willensproceß unter dem Einfluß einer corrupten und corruptirenden Speculationspresse verfallen ist, sondern die noch schädlichere Geistesverwirrung, welche eintreten würde, wenn die im Staat herrschenden Parteien ausschließlich die geistige Fütterung des Volks mit ihren Ideen sich anmaßen würden. Der Verbummung des Volks durch staatscommunistische Staatsphrasen würde ebenso, wie jener durch liberale Salbaderei nach dem Interesse des Geldbells, der Ritzel vorgeschoben. Die Anstalten der mechanischen Vervielfältigung der Ideen müßten mit dem höchsten Maß der Unabhängigkeit im Socialstaat ausgestattet sein.“ — In einem weiteren Abschnitt über „die individuelle Freiheit im Socialismus“ (S. 540) weist Schäffle den Vorwurf zurück, daß der Socialismus die Individualität erlöbte, den freien Schaffensdrang, die Productivität hervorragender Geister, die Unabhängigkeit und Existenz der Denker und Erfinder u. s. w. vernichte. D. Reb.

oder für jeden 1 Dollar Lohn 1 Dollar 80 Cents Profit, oder für 100 Stunden bezahlte Arbeit 180 Stunden unbezahlte Arbeit.

Der Grad der bezugsweisen Ausbeutung oder die Rate der relativen Exploitation dagegen bezeichnet das Verhältnis, in welchem der jährliche Durchschnittslohn des Arbeiters zu der schlechthinigen Ausbeutung seines Arbeitszweiges steht. Um dieses an einem Beispiel zu erläutern, so zeigt sich auf der unten befindlichen Tabelle, daß die bezugsweise Ausbeutung des Landarbeiters (1.1.1.) während des Censuszahres (1869—1870) gleich 168 war, die des Kalkbrenners (1.1.6.) aber gleich 37, d. h. der Landarbeiter wurde im Verhältnis zu seinem jährlichen Lohn über 4mal mehr ausgebeutet als der Kalkbrenner. Noch nähere Erklärungen in Betreff der Art und Weise, wie wir zu diesen Zahlen gelangt sind, werden wir beim Schlusse des Artikels bringen.

1. Gruppe.

Einfache Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als 1 Zehntel weiblicher und jugendlicher Arbeiter.)

1. Unterabtheilung.

	Ang. der Schlechth. Bezugszw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Ackerbau- produkte	1	180	168
2. Pott- und Perl- asche	3	195	131
3. Käsefäßen . . .	4	140	77
4. Gemahlen. Gyps	5	106	30
5. Gehobeltes u. ge- sägtes Bauholz	6	135	48
6. Gebrannter Kalk	6	111	37
7. Holzessigsäure .	6	297	91
	31	1164	582
	—=4	—=616	—=83
	7	7	7

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 1. Unterabtheilung = 4, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 166, ihrer bezugszw. Ausbeutung = 83.

2. Unterabtheilung.

	Ang. der Schlechth. Bezugszw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
8. Gehechelter Flachs	8	88	82
9. Tabakfäßen . . .	8	72	21
10. Salz	10	184	34

	Ang. der Schlechth. Bezugszw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
11. Häute und Lalg	11	425	150
12. Bergbau- producte	19	63	13
13. Mineral. Düng- stoffe (ground fertilizers) . . .	20	122	40
14. Pflastermateria- lien	24	82	13
	100	986	303
	—=14	—=141	—=43
	7	7	7

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 2. Unterabtheilung = 14, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 141, ihrer bezugszw. Ausbeutung = 43.

3. Unterabtheilung.

	Ang. der Schlechth. Bezugszw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
15. Baumwoll- samen-Öl	26	167	26
16. Geschmolzenes u. gemaltes Zink	29	126	29
17. Deulseisen (iron blooms)	35	37	9
18. Geschmolzenes Kupfer	40	82	6
19. Geschmolzenes Quecksilber . . .	64	64	9
20. Roheisen (pig- iron)	71	63	14
21. Raffiniert Zuder und Melasse . . .	78	235	34
	348	724	135
	—=49	—=103	—=19
	7	7	7

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 3. Unterabtheilung = 49, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 103, ihrer bezugszw. Ausbeutung = 19.

2. Gruppe.

Mittlere Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als 1 Zehntel weiblicher und jugendlicher Arbeiter.)

4. Unterabtheilung.

	Ang. der Schlechth. Bezugszw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Grob schmiederei	2	196	112
2. Schlosserei . . .	3	162	56
3. Sattlerei	3	120	40
4. Pumpen- macherei	4	160	46
5. Gypserei	4	91	25
6. Blechwaaren . .	4	111	30
7. Anstreichen . . .	4	95	25

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
8. Leder u. zubereitete Felle . . .	4	145	38
9. Ziegel- u. Steinmaurerei . . .	5	74	19
10. Holz-Drehen u. Schnitzen . . .	6	110	30
11. Möbel	7	88	20
12. Lapidararbeit (lapidary work)	7	75	17
13. Wasser- u. Gas-einrichtungen .	7	58	26
14. Mahl	8	248	59
15. Schmiedeeiserne Geländer	9	122	24
	77	1855	587
	—=5	—=124	—=38
	16	15	15

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 4. Unterabtheilung = 5, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 124, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 38.

5. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
16. Leisten	9	98	18
17. Farbtes Glas . .	9	100	17
18. Rührer (refrigerators)	10	138	26
19. Druckerwärme	10	123	19
20. Abzugsröhren . .	11	154	37
21. Hölzerne Träger, Simse und Verzierungen	11	81	14
22. Räder, Speichen, Felgen u. s. w.	12	83	20
23. Fenster, Thüren und Läden	13	74	15
24. Holzbrei zur Papier-Fabrikation (wood pulp) . .	14	114	21
25. Gasometer	15	325	65
26. Galvanisiren . .	16	121	20
27. Mühlsteine	17	103	17
28. Spiegel	19	158	31
29. Gußeisen	19	64	11
30. Anter u. Rabelletten	20	58	18
	205	1789	344
	—=14	—=119	—=23
	15	15	15

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 5. Unterabtheilung = 14, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 119, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 23.

6. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
31. Farben	21	187	31
32. Sägen	22	66	11
33. Messerschmieds-Waaren und Schneid-Werkzeuge	23	51	10
34. Sodawasser-apparate	24	240	52
35. Stähl. Springfedern	25	82	14
36. Schmiedeseisen .	35	54	10
37. Schneid-Werkzeuge u. Kerze	36	39	7
38. Spiegelglas . . .	40	98	14
39. Boden-Wachstuch (floor oil-cloth)	42	118	25
40. Nähmaschinen-Zubehör	56	74	18
41. Schaufeln und Spaten	65	98	17
42. Stahl	81	142	21
43. Geschmiedete Röhren	97	84	15
44. Gewalt. Eisen	144	48	9
45. Eisen f. Schiffbau u. Dampfboot-Maschinen	352	11	2
	1063	1367	251
	—=71	—=91	—=17
	15	15	15

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 6. Unterabtheilung = 71, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 91, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 17.

3. Gruppe.

Geschickte Arbeit.

(Weibliche und jugendliche Arbeiter gänzlich ausgeschlossen.)

7. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Büchsenmacherei (Reparatur) . . .	2	201	95
2. Uhrmacherei (Reparatur) . .	2	205	89
3. Künstl. Glieder	3	171	35
4. Ruster u. Robelle	4	128	24
5. Uhrenmaterialien	5	109	22
6. Vergolderei . . .	5	120	23
7. Wasser-Meter . .	6	265	47

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
8. Accidenzdruck.	7	89	16
9. Schaulästen . .	7	86	14
10. Graviren . . .	7	49	6
11. Brillen und Augengläser . .	8	75	14
12. Arztliche und wissenschaftliche Instrumente .	8	81	14
13. Kupferschmied.	9	141	23
14. Signal-Apparate (burglar and till arms)	10	82	12
15. Gold. Schreibfedern u. Stifthalter	10	100	16
16. Zeitungsdruck.	10	91	14
	102	1998	464
	—6	—125	—29
	16	16	16

Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 7. Unterabtheilung = 6, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 125, ihrer bezugschw. Ausbeutung = 29.

8. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
17. Goldarbeiteri	12	173	37
18. Rufftal. Instrumente (verschiedener Art)	12	57	9
19. Elfenbein-Arbeiten	12	133	19
20. Koffer, Manteltaschen u. Reisetaschen	13	135	23
21. Billards u. Bagatell-Tische, Stühle und Zubehör	13	157	20
22. Gehäuse für Taschenuhren .	13	103	12
23. Schiffbau, Zubehör u. Reparaturen	14	63	12
24. Chromos und Lithographien .	14	100	16
25. Reduziren und Raffiniren von Gold u. Silber	14	41	6
26. Silberwaaren.	14	94	14
27. Zeitvorrichtungen	16	121	16
28. Maschinerie (verschied. Art)	17	63	11
29. Plattirte Waaren	17	72	12
30. Stereotypen u. Elektrotypen .	18	75	12

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
31. Melodeone und Hausorgeln . .	18	26	4
32. Waagen . . .	19	174	25
	236	1585	248
	—15	—99	—16
	16	16	16

Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 8. Unterabtheilung = 15, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 99, ihrer bezugschw. Ausbeutung = 16.

9. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
33. Ladirtes Leder	20	118	18
34. Orgeln u. Zubehör	20	84	11
35. Emailiren . . .	21	136	26
36. Saffianleder . .	24	85	15
37. Maschinerie für Baumwolle- u. Wollefabriken .	25	58	11
38. Feuerfeste Schränke u. Gewölbe	25	76	13
39. Klaviere, Flügel u. Zubehör	26	62	8
40. Druck u. Verlag (verschiedener Art)	28	129	17
41. Taschenuhren .	32	70	8
42. Dampf-Maschinen, Locomotiven und Kessel	34	59	11
43. Gasretorten . .	35	74	9
44. Wanduhren . .	45	102	16
45. Gas-Meter . . .	47	37	6
46. Feuerwaffen . .	69	69	9
47. Eisenbahn-Maschinerie (Reparatur)	133	12	2
48. Nähmaschinen.	187	103	14
	721	1274	194
	—45	—80	—12
	16	16	16

Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 9. Unterabtheilung = 45, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 80, ihrer bezugschw. Ausbeutung = 12.

4. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr 3/4 oder mehr weibliche und jugendliche und 1/4 oder weniger männliche Arbeiter.)

10. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Putzmacherei .	4	158	96
2. Frauenkleidung	6	181	61

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
3. Räder	19	126	63
4. Reifröcke und Schürbrüste . .	22	126	52
5. Regenschirme und Röcke . . .	32	145	45
6. Bündhölzchen .	34	265	110
	117	951	427
	—=19	—=158	—=71
	6	6	6

Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 10. Unterabtheilung = 19, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 158, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 71.

11. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
7. Briefumschläge	41	193	56
8. Spielarten . .	55	207	63
9. Papier-Kragen u. Manschetten	63	171	61
10. Näh- u. Dreh- seide	72	111	45
11. Stahlfedern .	86	96	41
12. Leinenwaaren	175	111	46
	492	889	312
	—=82	—=148	—=52
	6	6	6

Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 11. Unterabtheilung = 82, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 148, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 52.

5. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr 2/3 weibliche und 1/3 männliche Arbeiter.)

12. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Haararbeiten .	7	148	59
2. Fisch-Neze . .	9	118	46
3. Manns-Kleidung	13	90	31
4. Würbenzeichen, Banner und Sinnbilder . . .	14	163	58
5. Gepresste u. ein- gemachte Pflanzen- speisen	17	124	39
6. Handschuhe . .	18	92	38
7. Künstl. Federn, Blumen und Früchte	27	113	59
8. Knöpfe	39	64	21
	135	912	351
	—=17	—=114	—=44
	8	8	8

Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 12. Unterabtheilung = 17, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 114, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 44.

13. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
9. Haartuch . . .	49	29	9
10. Baumwollen- Faden, Kordel und Garn . . .	58	76	26
11. Strumpfsaar.	60	76	25
12. Bündhütchen .	70	65	12
13. Seidenwaaren (verschied. Art)	79	100	31
14. Schreibpapier	84	98	26
15. Wollenwaaren (worsted goods)	127	62	18
16. Baumwollen- waaren (ver- schiedener Art)	158	41	15
	685	548	182
	—=86	—=68	—=20
	8	8	8

Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 13. Unterabtheilung = 86, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 68, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 20.

6. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr 1/2 männliche und 1/2 weibliche und jugendliche Arbeiter.)

14. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Wagen- u. Aus- staffirung (carriage trimm.)	10	145	46
2. Düten u. Pa- pierfäcke	11	195	64
3. Parfümerien, Schönmittel u. feine Seifen . .	11	305	85
4. Modewaaren .	15	52	15
5. Buchbinderei .	15	83	21
6. Pelzwaaren . .	16	269	76
7. Drahtarbeiten	18	80	28
8. Rortschneiderei	18	110	37
	114	1289	372
	—=14	—=155	—=46
	8	8	8

Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 14. Unterabtheilung = 14, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 155, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 46.

15. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
9. Haken u. Defen	21	129	33
10. Karten(m. Aus- nahme Spiel- karten)	29	96	23
11. Güte u. Rügen	33	85	21
12. Wollenzeuge (woolen goods)	40	92	27
13. Gemaltes Messing	41	119	23
14. Regenschirm- Zubehör.	58	84	22
15. Flach-, Hanf- und Jute-Sack- stoff	96	73	24
16. Gummi-Artikel und elastische Waaren	108	158	37
	426	886	210
	=53	=104	=26
	8	8	8

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 15. Unterabtheilung: 53, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 104, ihrer bezugs. Ausbeutung = 26.

7. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

16. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Weiden-Artikel (willow ware)	5	106	53
2. Wachsblau . . .	5	183	55
3. Linde	6	271	94
4. Cigarrenstifen.	7	91	30
5. Besen u. Rehr- wische	8	121	50
6. Polsterarbeit . .	8	157	44
7. Bruchbänder, Bandagen und Tragbeutel . . .	8	141	40
8. Backpulver . . .	8	211	56
9. Strohwaaren- Weicherei	9	87	30
10. Baumwollen- Watte	9	112	35
11. Peitschen	9	125	38
12. Feine Schach- keln	10	93	37
13. Peitschen und Stöcke	10	53	12
14. Schuhpföde . . .	11	142	51
15. Hobdy (aus alten Stoffen verfert. Tuch)	11	209	67
16. Eingemachtes und Saucen	11	223	66

Anz. der Schlechth. Bezugsw.
Arb. Ausb. Ausb.

17. Blatt- und Schaumgold . . .	12	185	43
	147	2510	801
	=9	=148	=47
	17	17	17

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 16. Unterabtheilung: 9, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 148, ihrer bezugs. Ausbeutung = 47.

17. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
18. Spielwaaren . .	13	118	40
19. Kleider- und Haarbürsten . . .	15	83	29
20. Papier (ver- schiebener Art)	17	151	41
21. Näh- u. Sted- nadeln	17	95	22
22. Knall- u. Feuer- werkstoffe	17	170	33
23. Bindfaden und Korbef.	18	142	43
24. Tabak und Ci- garren	23	162	42
25. Messingwaaren	25	121	23
26. Druckpapier. . .	35	133	32
27. Buchdruckerei .	35	149	27
28. Schriftgießerei	43	72	13
29. Taschenuhren .	49	70	10
30. Teppiche	56	56	14
31. Tapeten	58	128	34
32. Schrauben . . .	88	131	31
33. Glaswaaren verschied. Art)	108	54	11
34. Druckerei von Baumwoll- u. Wollenzeugen.	212	107	28
	829	1942	473
	=49	=114	=28
	17	17	17

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 14. Unterabtheilung: 49, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 114, ihrer bezugs. Ausbeutung = 28.

8. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

18. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Polierstoffe . . .	5	122	32
2. Sonnendächer und Zelte	5	179	45

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
3. Conditorei- waaren	6	228	64
4. Materialien f. Künstler	6	245	61
5. Körbe	7	82	34
6. Streichriemen u. Schleifsteine	7	115	41
7. Matten	11	109	31
	47	1080	308
	$\frac{47}{7} = 7$	$\frac{1080}{7} = 154$	$\frac{308}{7} = 44$

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 18. Unterabtheilung = 7, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 154, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 14.

19. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
8. Stearin- und Wachslichter . . .	12	94	25
9. Tabakspfeifen . .	16	59	13
10 Gut-Material . .	16	99	19
11. Bleicherei und Färberei	17	183	43
12. Kämmen	18	93	28
13. Sand- und Schmirgel-Pa- pier und Tuch	20	196	35
14. Materialien f. Zahnärzte	35	40	6
	134	764	169
	$\frac{134}{7} = 19$	$\frac{764}{7} = 109$	$\frac{169}{7} = 24$

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 19. Unterabtheilung = 19, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 109, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 24.

9. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{4}{5}$ — $\frac{9}{10}$ männliche und $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{10}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

20. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Dünnbier	3	302	146
2. Photographien . .	3	206	73
3. Graviren und Patronen- schneiden	3	150	41
4. Brod u. andere Bäcker- u. Pro- ducte	4	161	42
5. Tapeziren	5	151	28
6. Hölzerne Feder- halter	6	162	50

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
7. Cigarren	6	107	31
8. Stüssf. Schmud- sachen und In- strumente	6	125	35
9. Schuhe und Stiefel	6	63	16
10. Seife u. Sichter	7	241	55
11. Steinzeugtract .	7	165	35
12. Steingut und irdene Waare	8	77	21
13. Lackirte Artikel	8	90	22
	72	2000	595
	$\frac{72}{6} = 12$	$\frac{2000}{6} = 333$	$\frac{595}{6} = 99$

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 20. Unterabtheilung = 16, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 154, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 46.

21. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
14. Gebrannter u. gemahl. Kaffee, Zimmt u. f. w.	8	321	58
15. Accidenzdruck .	9	89	18
16. Schiebblarren . .	10	160	34
17. Leim	11	139	36
18. Stärkemehl . . .	11	113	26
19. Spiegel- u. Ge- mälde-Rahmen	11	104	23
20. Zeitungsdruck . .	11	91	15
21. Holzwaaren . . .	12	92	24
22. Feilen	13	67	17
23. Glocken und Schellen	13	155	32
24. Materialien für Wanduhren	14	123	25
25. Lampen, Later- nen u. Locomo- tivlichter	14	89	17
26. Croquetspiele . .	15	87	21
27. Drogen und Chemikalien	16	220	49
	168	1850	395
	$\frac{168}{14} = 12$	$\frac{1850}{14} = 132$	$\frac{395}{14} = 28$

Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 21. Unterabtheilung = 12, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 132, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 28.

22. Unterabtheilung.

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
28. Ricinusöl	16	299	60
29. Metall-Waaren für Sattler	17	76	18

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.			Anz. der Schlechth. Bezugsw.			
	Arb.	Ausb.	Ausb.	Arb.	Ausb.	Ausb.	
30. Rinder, Wagen und Schlitten .	17	117	26	38. Draht	54	76	12
31. Plattirte Waaren	21	72	14	39. Gasbeleucht.-u. Lampen-Zubehör	63	82	16
32. Stereotypen u. Elektrotypen .	21	75	13	40. Fensterglas . .	82	45	9
33. Bronze- u. Gußwaaren	21	60	10		438	1291	249
34. Eisenwaaren (hard ware) .	25	76	16		=34	99	=19
35. Messerschmiedwaaren	26	102	22		18	13	13
36. Druck- u. Verlag versch. Art .	34	129	19	Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen der 22. Unterabtheilung = 34, und Durchschnittsgrad ihrer schlechth. Ausbeutung = 99, ihrer bezugsw. Ausbeutung = 19.			
37. Zubehör und Ausstaffirung von Eisenbahnwagen	41	82	14	(Fortsetzung folgt.)			

Recensionen.

Der Zukunftsstaat. Zwölf Briefe eines Arbeiterfreundes. (Schweidnitz, C. F. Weigmann, 1878.)

Die „zwölf Briefe“ erschienen ursprünglich im „Schweidnitzer Stadtblatt“; der „zur ständigen Abwehr aller socialistischen Angriffe“ in's Leben gerufene „Schw. anti-socialdemokratische Verein“ hielt diese Federübungen eines strebsamen Oberlehrers indeß für gewichtig genug, um sie aus dem Dunkel des Localblättchens an den hellen Tag des Büchermarktes zu ziehen und dadurch auch der nicht-schweidnitz'schen Welt Kenntniß von dem in dem schlesischen Municipium aufgegangenen Licht zu geben. Und die wackeren Bürger haben sehr wohl daran gethan und sich durch ihren patriotischen Entschluß nicht nur um Staat und Gesellschaft, sondern auch um die Wissenschaft verdient gemacht. Den „zwölf Briefen“ kommt nämlich unbedingt eine wirklich culturhistorische Bedeutung zu, insofern sie der kommenden Generation einen Begriff von der politisch-socialen Bildung des „intelligenten“ Bürgerthums des fünfzehnten Aufstrums des XIX. Jahrhunderts giebt, das sich derlei nicht nur widerstandslos bieten läßt, sondern durch den Empfehlungsbrief seiner Firma noch sein volles Einverständnis damit manifestirt.

Natürlich hat der Verf. in seiner Broschüre Alles zusammengetragen, was die Bourgeoisintelligenz an „geistigen Waffen“ gegen den Socialismus je hervorgebracht hat — von der ehrwürdigen Feldschlange des „Theilens“ angefangen, die ganze stattliche Reihe hindurch bis zu den modernen Perfections Waffen unserer Schuld an dem Rückgang der Industrie und am Nothstand zc. Damit begnügte sich aber der Wackerer nicht, sondern bewies, daß er mehr könne, als nur den ruhmreichen Spuren der Väter zu folgen, indem er kühn einen Schritt weiter ging und „in überzeugender Rede“ — wie er bescheidenweise selbst sagt — den „Wahnwitz des Socialismus“ von einer neuen Seite grell beleuchtete und wissenschaftlich vernichtete.

Verf. setzt nämlich den Fall (natürlich nicht, weil er ihn überhaupt für möglich hält, denn er versichert uns des Gegentheils, sondern bloß, um die Wichtigkeit des „socialistischen Schwindels“ desto eclatanter nachzuweisen), daß der Socialismus in Deutschland wirklich einmal zur Herrschaft käme, ein Fall, der „nach einem sehr einfachen Rechenexempel“ (welches darin besteht, daß angenommen wird, die socialistische Reichstagsfraction wachse bis zur Gewinnung der zur Verfassungsänderung nöthigen Zweidrittelmajorität genau wie bisher alle 3 Jahre

um 3—4 Mitglieder) frühestens in 210 Jahren eintreten könne. Angesichts des Bevorstehens dieser Katastrophe nun, welche „eine vieltausendjährige Cultur gänzlich zerstören und unsere gepriesene Civilisation in das Dunkel einer schrecklichen Barbarei zurückwerfen würde, die getrost mit der vorhinfluthlichen Pfahlbauzeit wetteifern könnte“, werden alle Besitzenden „ihr bewegliches Eigenthum an Waaren, todtem und lebendem Inventar“ zu Geld machen und auswandern, und zwar zunächst nach den nichtsocialdemokratischen europäischen Staaten, wenn aber die „Vereinigten Staaten von Europa“ gegründet werden sollten, nach Amerika und Australien. In Folge dieses Exodus werden die „Theiler“ alle Felder unbestellt, alles Getreide, Ackergeräth, todtes und lebendes Inventar verkauft, alle Industrie- und Handelserzeugnisse und alle sonstigen Producte veräußert, alle Fabriken und Werkstätten bis auf die nackten Mauern ausgeleert, mit einem Wort: eine Wüste finden.

Nun wird sich erst zeigen, wie die verkannte Bourgeoisie so recht eigentlich die Wohltäterin und Erhalterin der Menschheit ist und wie letztere ohne sie gar nicht zu existiren vermag. Alle zur Verschönerung des Lebens dienenden Producte finden „natürlich“ im Inland keine Abnehmer mehr, der Handel nach dem Ausland hört ebenso selbstverständlich auf und es bleibt nichts mehr übrig, als der Ackerbau zur Fristung des nackten Lebens und ein paar armselige Gewerbe. Da aber Deutschland nicht soviel Getreide producirt, als es consumirt, so werden 10 Millionen Hungers sterben. Die noch übrigbleibenden Bürger der „Vereinigten Staaten Europa's“ — welche letztere mittlerweile gegründet wurden — werden alsbald über das Nebe tägliche Brod so in Streit gerathen, daß ein fürchterlicher Rassenkrieg, ein allgemeines unendliches Blutbad entsteht, dem irgend ein Eroberer mit ein paar Soldaten ein Ende macht. Das verkannte Bürgerthum aber hat währenddessen durch seine „mit dem Besitz ungetrennlich verbundene Intelligenz“ die jungfräulichen Strecken Amerikas und Australiens zu einem wahren Paradies gemacht, dessen Herrlichkeit gegen die Proletarienhölle im alten Europa um so greller abstricht.

Auf diesem Punct angelangt, legt der Künstler befriedigt seinen Pinsel aus der

Hand und labt sich an der Wirkung, welche sein geniales Tableau auf das „intelligente Bürgerthum“ macht. Und diese ist selbstverständlich großartig, überwältigend — das brauchen wir um so weniger erst zu versichern, als es ja das Imprimatur des famosen „anti-socialdemokratischen Vereins“ kläglich beweist.

Was uns betrifft, so sehen wir begreiflich mit ganz anderen Augen. Werden bei der Etablierung des Zukunftsstaates wirklich alle Besitzenden auswandern wollen und alles nicht Niet- und Nagelfeste mitnehmen können? Würden dann wirklich nur mehr Ackerbau und die allernöthigsten Gewerbe vorhanden sein? Warum soll die Erzeugung aller das Leben verschönernden Producte aufhören? Warum soll der Handel nach dem nicht-socialistischen Ausland ein Ende nehmen? Oder ist der Bestand eines isolirten socialistischen Staatswesens unmöglich?! Diese und ähnliche Fragen drängen sich uns auf. So verlockend aber auch der Versuch einer sofortigen Beantwortung derselben ist, muß ich ihm für diesmal widerstehen, da eine derartige Arbeit einerseits offenbar nicht in den Rahmen einer Bücherrecension paßt, andererseits aber der Anlaß zu derselben vielleicht lediglich in dem Schweidnitzer Nachwerk gefunden werden könnte — eine Annahme, die natürlich ausgeschlossen sein muß. Den aufgeworfenen Fragen wird eine Abhandlung in einer der nächsten Nummern gewidmet sein.

V.

Irma v. Troll-Borsstjåni. Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie zur Frauenfrage. (Bresburg und Leipzig, Hedenast, 1878. 164 S.)

Wie der Titel schon andeutet, erblickt die Verfasserin die Mission unseres Jahrhunderts in der Lösung der Frauenfrage. Ausgehend von den durch J. St. Mill in seiner bekannten Schrift über „die Hörigkeit der Frau“ niedergelegten Grundsätzen, befindet sie sich mit ihren Forderungen einer besseren Erziehung, wissenschaftlichen Unterrichts, von Reformen im ehelichen Güterrechte, sowie der Freigabe der Concurrrenz auf allen Gebieten der Erwerbsthätigkeit in Uebereinstimmung mit der auf unserem Boden

zur Zeit tonangebenden Richtung in der Frauenbewegung. Doch geht sie in einem wesentlichen Gesichtspuncte über die professoralen Vormünder und Mitleidslogiker derselben hinaus, indem sie die bedeutende Förderung des allgemeinen Wohls nachdrücklich betont, welche durch das Heranziehen der weiblichen Volksmehrheit zu den allgemein menschlichen Aufgaben sicher zu erwarten steht. So weist sie darauf hin, wie der „Pfaffismus“ mit der Frauenemancipation seine mächtigsten Allirten verlöre, besonders wenn man „mit dem Unfug einmal gründlich aufräume, in der Erziehung der Jugend die Morallehre mit der Religionslehre zu verknüpfen“. Weiter ist sie in hohem Maße unbefriedigt von dem schleppenden Tempo, in welchem die weiblichen Freiheitsbestrebungen bisher ihren Fortgang genommen haben. Sie wünscht daher eine größere Concentration der vorhandenen Kräfte zu ganz energischer Agitation, namentlich durch eine „Organisation in Parteigruppen“ und durch Begründung besonderer Zeitschriften zu diesem Zwecke. „In unserer skeptischen, kühl urtheilenden Gegenwart kann jede neue Idee nur dadurch Propaganda machen, daß sie durch tüchtige und gewandte Federn wieder und wieder auf dem großen Tisch, an dem die Völker ihr tägliches Geistesbrod verzehren — die Tagespresse — in den verschiedensten Gestalten kredenzt werde.“ Als Endziel ist das politische Wahlrecht hingestellt, das sie aber die „emancipatorischen Heißsporne“ warnt, schon jetzt zu beanspruchen, da die Frau zuvor auf allen bisher dem Manne allein überlassenen Gebieten der Thätigkeit ihre dem Manne ebenbürtige Kraft und Tüchtigkeit zu beweisen habe.

Aus dieser summarischen Inhaltsübersicht wird schon ersichtlich sein, daß die Verfasserin über den notwendigen inneren Zusammenhang zwischen dem Socialismus und den Bestrebungen für die Gleichberechtigung der Frauen sich keineswegs klar geworden, vielmehr in einer Art von radikalem Liberalismus stecken geblieben ist. So meint sie denn auch allen Ernstes, daß unsere Zeit „vorzugsweise eine Zeit der Gerechtigkeit sei“, in der „keine Nationalität, keine Race, kein Stand, keine religiöse Confession von dem Gesetze minder oder mehr begünstigt sei

als andere!“ — Wenn ich neben dieser beinahe ungläublichen Naivität noch weiter registriere, wie sie an einer anderen Stelle ihre Verwunderung darüber ausspricht, daß man noch nicht daran gedacht, in Anbetracht der großen Menge Arbeitskraft, die dem Staate durch die Unterhaltung der stehenden Heere entzogen wird, diesen Ausfall durch die Thätigkeit der Frauen zu ersetzen, — so wird mein Wunsch genügend gerechtfertigt erscheinen, daß unsere muttige Kämpferin sich demnächst erst mit Kritik und Lehre der Socialdemokratie, speciell mit der Socialökonomie gründlich bekannt mache, um dadurch die allein mögliche Basis für eine durchgreifende Reform in der Stellung der Frau zu gewinnen.

L. Biederl.

Eduard Vittner. Der Einfluß des Kapitals auf Gesittung und Wohlfahrt. (Wien, Hölber, 1878. 61 S.)

Der Verfasser der vorstehend genannten Schrift will untersuchen, ob der Kampf zwischen Arbeit und Kapital gerechtfertigt ist. Er weist nach, daß das Kapital für unsere gesammte Cultur unentbehrlich ist, und kommt zu dem Schluß: „Nicht gegen das Kapital als solches ist ein Kampf zu führen, sondern gegen die unvernünftige Anwendung und Verwendung desselben.“ Es will uns bedünken, daß die ganze Untersuchung, soweit sie sich auf die Berechtigung des Kampfes der Arbeit gegen das Kapital bezieht, sehr überflüssig ist. Nicht darum handelt es sich, ob unsere Culturentwicklung durch die Bildung und Anhäufung von Kapital befördert wird, — es ist noch keinem Kämpfer der Arbeiterpartei eingefallen, dies in Frage zu ziehen. Die Streitfrage lautet vielmehr: Ist es nothwendig und vortheilhaft, daß das Kapital stets im Privatbesitz ist, oder wäre es nicht vielmehr vorzuziehen, wenn das Kapital in den Besitz der Gesellschaft überginge? Diese allein entscheidende Frage hat der Verfasser nicht einmal erwähnt, geschweige beantwortet, und es liegt deshalb für uns keine Veranlassung vor, in eine Kritik der Details seiner Auseinandersetzungen — so anfechtbar uns dieselben auch vielfach erscheinen — einzutreten. Sch.

Strafrecht, Strafverfahren und Strafvollzug im Lichte des Socialismus.

Unter besonderer Berücksichtigung eines für das Deutsche Reich zu schaffenden
Strafvollzugs-Gesetzes.

(Schluß.)

Es ist jetzt in denjenigen Gefängnissen, wo überhaupt regelmäßig gearbeitet wird, allgemein üblich, die Arbeitskräfte an Unternehmer zu verpachten; dieselben zahlen 40—60 Pfennige pro Arbeiter und Tag, und es entwickelt sich daraus der doppelte Nachtheil, daß die Gefangenen in der Regel einen lächerlich geringen Ueberverdienst haben und den freien Arbeitern durch die billige Gefängnißarbeit eine Concurrenz gemacht wird, welche, wie bekannt, zu den lautesten und gerechtesten Klagen Veranlassung gegeben hat.

Daß mit dem einfachen Geschrei um „AbSchaffung der Gefängnißarbeit“ Nichts gethan ist, versteht sich von selbst; man kann diese Arbeit nicht abschaffen, und in derselben an und für sich liegt auch gar keine Benachtheiligung der freien Arbeit, denn wenn die Gefangenen nicht im Gefängnisse arbeiteten, so würden sie es in Fabriken, Werkstätten und als Landarbeiter thun. Der Nachtheil liegt also nicht in der Concurrenz, welche die Gefangenen den freien Arbeitern machen an sich, sondern in der Ungesundheit derselben, in dem Umstande, daß die Ersteren billiger arbeiten, als die Letzteren es vermögen.

Mit dieser Erkenntniß ist auch das Mittel zur Besserung gegeben: man muß die positive Arbeitsleistung der Gefangenen

genau so hoch bezahlen, beziehentlich verwerthen, als wie die freie Arbeitsleistung nach jeweiliger Lage des Arbeitsmarktes bezahlt wird.

Es ist zunächst festzustellen, daß nach dem bisherigen System ein Wandel zum Besseren nicht geschaffen werden kann. Die Unternehmer werden nicht mehr als bisher für die Gefangenenarbeit bezahlen, weil die Detinirten bei der jetzigen Organisation der Arbeit in den Gefängnissen allerdings weniger leisten als freie Arbeiter, und weil das Arbeitenlassen in Strafanstalten mit mancherlei Unbequemlichkeiten verbunden ist; ja, in Zeiten der Krise ist es sogar oft recht schwer für die Gefängniß-Directionen, geeignete Unternehmer zu finden.

Es kann zugegeben werden, daß bei einem kleinen Theile der Gefangenen die Leistungsfähigkeit unabänderlich eine geringe ist, ja, daß manche, ohne eigentlich krank zu sein, so gut wie Nichts zu leisten vermögen; allein wenn im Allgemeinen jetzt von den Gefangenen weniger geleistet wird, als von freien Arbeitern, so liegt das lediglich an der Verlehrtheit der getroffenen Einrichtungen.

Wir haben schon auf den nachtheiligen Einfluß der ungeeigneten Ernährung aufmerksam gemacht; dazu kommen die üblen Folgen, welche das Isolir- und Schweige-

system auf die Arbeitslust ausüben, vor allen Dingen aber ist es die Ueberzeugung, daß aller Fleiß doch nichts nützt, welche dem Gefangenen die Lust zu energischer Arbeit verleidet.

Nach dem mehrfach angezogenen amtlichen Bericht über die Verhältnisse der Strafanstalt Zwickau pro 1867 erwirbt sich ein Gefangener durchschnittlich bei alleiniger Berücksichtigung der Arbeitstage täglich

in Zwickau . . 5,42 Pfennig preuß.,

„ Bruchsal . . 5,11 „ „

Unter Berücksichtigung der Hafttage erwirbt ein Gefangener täglich

in Zwickau . . 4,14 Pfennig preuß.,

„ Bruchsal . . 3,94 „ „

Der höchste und niedrigste Satz des Arbeitsverdienstes ist in dem angezogenen Bericht nicht aufgeführt, es ist aber nach unseren Erfahrungen sicher, daß nur wenige Gefangene mehr erlangen, als der Durchschnittsatz beträgt, und diese Ueber-

schreitung ist dann auch bei der äußersten Anstrengung sehr unerheblich. Wenn nun dieser geringe Betrag, wie dies bei den Gefangenen der dritten Disciplinarklasse der Fall ist, den Detinirten nicht einmal zur freien Verfügung gestellt, sondern bis zu ihrer Entlassung aufgehoben wird, wie soll da Lust zur Arbeit vorhanden sein!

Nun ist es freilich richtig, daß die Gefangenenarbeit dem Staate so erbärmlich wenig einträgt, daß nach d'Alinge („Das Gefängnißwesen“) „der Erlös der Gefängnißarbeit $\frac{1}{2}$ bis 1 , aller Ausgaben deckt.“ Wenn man bedenkt, wie billig die Verpflegung der Gefangenen ist, so sind das geradezu himmelschreiende Zustände.

Nach dem mehrfach erwähnten Bericht über die Verhältnisse der Zwickauer Strafanstalt betrogen die sämtlichen für die Verpflegung der Gefangenen nöthigen Aufwendungen pro Kopf und Tag:

	1867.	1866.
	In Zwickau.	In Bruchsal.
Für Beköstigung	2 Sgr. 6,66 Pf.	} 3 Sgr. 3,58 Pf.
„ Krankenpflege	— „ 0,62 „	
„ Bekleidung	— „ 6,43 „	
„ Lagerstätten-Erfordernisse . .	— „ 1,02 „	
„ Wäsche u. körperliche Reinigung	— „ 0,55 „	
In Summa	3 Sgr. 3,28 Pf.	5 Sgr. 0,36 Pf.

Ungeachtet dieser geringen Beträge mußte der Staat für jeden Gefangenen pro Tag in Zwickau noch 3 Sgr. 0,69 Pf., in Bruchsal noch 4 Sgr. 0,05 Pf. zuschießen. Das liegt nun keineswegs an den hohen Verwaltungskosten, sondern lediglich an dem geringen Ertrag der Gefangenenarbeit, denn im Durchschnitt berechnet, erwirbt ein Gefangener in Zwickau für den Staat nicht mehr als pro Hafttag 35,15 Pfennige sächsisch. Wenn nun auch nicht verkannt werden darf, daß dieses ungünstige Verhältniß mitverschuldet wird durch die mangelnde Befähigung einer größeren Zahl von Sträflingen zur

Arbeit, sowie durch den Umstand, daß durch Unterricht erheblich viel Zeit für die Arbeit verloren geht, so muß die Hauptursache des Uebels doch in der falschen Organisation der Arbeit gefunden werden.

Das in den Gefängnissen geübte Arbeitsregime entspricht eben keineswegs den Anforderungen der Zeit, denn anstatt Großindustrie, d. h. Arbeit mit Hilfe von Maschinen und Arbeitstheilung zu treiben, ist man öfters geüßentlich bemüht, der Production ein handwerksmäßiges Gepräge zu geben, wobei natürlich die Arbeit nicht lohnend sein kann.

Das Zwischenglied der Privatunternehmer muß also entfernt und der Staat selbst Unternehmer werden, er muß bei der Gefängnißarbeit alle Hilfsmittel der Großindustrie in Anwendung bringen und die Preise seiner Producte der jeweiligen Coniunctur des Marktes anpassen, damit der Privatindustrie keine schädigende Coniurrency bereitet werde.

Wenn wir diese allgemeine Formel aufstellen mußten, um unseren Standpunct bezüglich der Gefängnißarbeit zu präcisiren, so ist damit keineswegs gesagt, daß wir wünschten, der Staat solle in den Gefängnissen alle möglichen und beliebigen Großindustrien etabliren; im Gegentheil, er soll dabei das Interesse der Privatindustrie möglichst wahrnehmen, und er kann dies bei den umfassenden Mitteln, welche ihm zur Verfügung stehen, mit Leichtigkeit. Der Staat kann in den Gefängnissen die Bedürfnisse der Sträflinge und Soldaten herstellen lassen; dazu gehört, daß er die Strafanstalten entsprechend in Spinnereien, Webfabriken, Gerbereien, Schuhfabriken zc. umgestaltet. Er kann Landwirthschaft treiben lassen, er kann denjenigen Gefangenen, welche einen entsprechenden Gelbbetrag an ihn entrichten, gestatten, daß sie ihr Geschäft, soweit die Einrichtung der Anstalt dies zuläßt, im Gefängniß fortbetreiben.

Hiergegen wird man zunächst den Einwand vorbringen können, daß zu solchen Einrichtungen alle Vorbedingungen fehlen; wir geben auch zu, daß man zu denselben nur langsam und Schritt für Schritt gelangen kann, und werden deshalb ein Uebergangsstadium in's Auge fassen. Man wird aber auch sagen, bei solchem Arbeitsbetriebe lasse sich die Gefängnißdisciplin nicht aufrecht erhalten und der Besserungszweck nicht erreichen, auch handle es sich darum, die Gefangenen möglichst bei ihrem erlernten Geschäft zu belassen, oder, sofern sie ein solches nicht hätten, ihnen ein Handwerk gründlich zu lehren, ferner, ein solcher Betrieb lasse

sich nicht bewerkstelligen ohne Zuziehung freier Arbeiter, deren Verkehr mit den Gefangenen man dann nicht verhindern könne.

Wir halten diese Einwendungen nicht für stichhaltig. Ein Betrieb, wie wir ihn im Auge haben, würde schon mit freien Arbeitern lohnend sein, er wäre es im erhöhten Grade mit Gefangenen, welchen für Vergnügungen gar keine, für Wohnung, Kleidung und Nahrung, wie wir gesehen haben, nur geringe Bedürfnisse erwachsen, die obendrein in Folge des großen gemeinsamen Consums sehr billig hergestellt werden können. Man könnte deshalb das Aufsichtspersonal sehr leicht vermehren und damit die Beforgnisse wegen der Disciplin und des Verkehrs mit den freien Arbeitern beseitigen. Aus dem gleichen Grunde könnte man auch das Beamtenpersonal vermehren, welches vorzugsweise die Besserung der Gefangenen zu fördern hat; man könnte eben deshalb den Letzteren einen größeren Arbeitsverdienst zuerkennen, welchen sie verwenden würden, um sich besser zu nähren und für die Zeit ihrer Entlassung zu sparen, was die Möglichkeit und lebhaften Antrieb zu energischer Arbeit gäbe, ihre Arbeitsfähigkeit würde damit für das ganze Leben erhöht, die Energie ihres Willens gekräftigt werden. Aus der größeren Rentabilität des Arbeitsbetriebs erwüchse ferner die Möglichkeit, die Arbeitszeit herabzusetzen, und damit würde für die Einzelnen Zeit gewonnen, ihre Bildung durch Lectüre, Vorträge und Schulunterricht zu fördern. Der Besserungszweck würde demnach Alles in Allem nicht nur nicht vernachlässigt, sondern wesentlich gefördert. Was endlich den Einwurf anlangt, daß man den Gefangenen ein Handwerk lehren oder sie in ihrem Geschäft ausbilden müsse, so ist zunächst zu bemerken, daß dies bei den jetzigen Einrichtungen zwar öfters versucht, aber sehr selten erreicht wird. Der Jahresbericht über die Strafanstalt Zwidau

pro 1867 sagt überdies ganz offen: „Als völlig unmöglich aber muß es für uns bezeichnet werden, jeden Detinirten mit der Arbeit zu beschäftigen, die er in der Freiheit betrieben hat, oder gar ihm eine solche erlernen zu lassen, durch welche er nach seiner Entlassung sein Fortkommen finden kann. Ob es wünschenswerth und namentlich im Interesse des Strafvollzugs vollständig richtig wäre, jeden Gefangenen, besonders den Rückfälligen, mit der erlernten Arbeit zu beschäftigen, ließe sich sehr bezweifeln.“

Die Sache läßt sich jetzt auch schon deshalb nicht machen, weil die Arbeitsunternehmer lediglich das Interesse haben, Geld aus den Gefangenen herauszuschlagen, nicht aber sie in ihrem Geschäft zu fördern; außerdem hat der Einwand angesichts der sich immer weiter ausbildenden Theilung der Arbeit bei unserer Industrie, die es einem anstelligen Menschen ermöglicht, in mancherlei Geschäften thätig zu sein, nur eine geringe Bedeutung, und endlich haben wir ausdrücklich hervorgehoben, daß es den Gefangenen auch gestattet sein soll, ihr Geschäft im Gefängnisse fortzusetzen, sofern die Gefängnisseinrichtungen dadurch nicht erheblich gestört werden. Es wird dies in vielen Fällen möglich sein. So gut wie man jetzt einem Schriftsteller, Techniker oder Advocaten gestattet, sich im Gefängniß selbst zu beschäftigen, kann man dies auch einem Schuhmacher, Schneider, Tischler, Goldarbeiter u. c. gestatten; sofern die Leute geschickt sind, werden sich immer Arbeitgeber finden, welche ihnen auch im Gefängnisse vollen Lohn zahlen, und sie werden sich, um den geschickten Arbeiter zu erhalten, auch gern in die Unannehmlichkeiten fügen, welche der Verkehr mit dem gefangenen Arbeiter haben könnte. Freilich wird man von Seiten der Gefängnisverwaltungen in diesen Fällen, sowie überhaupt zur Werkstellung eines vernünftigen Strafvollzugs von der althergebrachten Klein-

lichkeit abstehen müssen, mit welcher man bis jetzt die Gefängnisse als eine Welt für sich zu gestalten suchte. Die Gefangenen gehörten der menschlichen Gesellschaft an und werden in dieselbe früher oder später zurückkehren; sie von denselben absolut abzulösen, ist nicht möglich und noch viel weniger nützlich. Ueberdies kann man ja, wenn nur die genügende Anzahl von Beamten angestellt wird, den Verkehr der Gefangenen mit der Außenwelt genügend controlliren, wir sind aber der Meinung, daß dies gar nicht mit der peinlichen Genauigkeit, wie sie jetzt üblich ist, zu geschehen braucht. Was kann denn Schlimmes geschehen, wenn der Gefangene mit freien Arbeitern oder mit seinem Arbeitgeber ohne specielle Beaufsichtigung in Berührung kommt? Nun, es können dem Gefangenen Eßwaaren, Briefe, Werkzeuge zur Befreiung, ja Waffen zugesteckt werden, die Gefangenen ihrerseits können Briefe und Arbeitsmaterial nach außerhalb schmuggeln. Das klingt freilich schlimm genug, ist es aber in der That nicht. Der Schmuggel mit Eßwaaren ist an sich nicht sehr bedenklich und wird von selbst aufhören, wenn man den Gefangenen es ermöglicht und erlaubt, sich ordentlich zu ernähren; das Gleiche gilt von dem Briefwechsel, wenn man ihn nicht mehr so ungebührlich beschränkt, wie es heute der Fall ist. Was die Werkzeuge zur Befreiung betrifft, so ließt es sich in Romane recht gut, wie der Gefangene seine Gitter durchseilt und sich an dem zu einem Seile gedrehten Betttuch herabläßt, in Wirklichkeit ist die Sache so schwierig, daß sich eine solche Flucht nur mit Hilfe eines Beamten oder bei einer sehr unachtsamen Gefängnisverwaltung ausführen läßt. Und nun gar die Waffen! Es wird sich nicht leicht Jemand finden, der einem Gefangenen solche zugesteckt, und noch viel seltener wird sich ein solcher derselben bedienen, es müßte denn im Zustande vollständiger Verzweiflung oder Berrücktheit geschehen; in solchem Falle

findet der Gefangene aber, wie Thatfachen beweisen, auch unter den jetzigen Verhältnissen stets eine mehr oder weniger gefährliche Waffe.

Wir wollen übrigens hier daran erinnern, daß wir für einen gewissen Bruchtheil der Gefangenen die absolute Isolirung in der Zelle oder sehr strenge Beaufsichtigung in der Collectivhaft für nöthig erklärt haben, aber man soll nur nicht, was für diese verhältnißmäßig Wenigen unerläßlich erscheint, für Alle anwenden. In dieser Beziehung werden, trotz aller schönen Reden von Individualisirung und Gerechtigkeit beim Strafvollzug, geradezu haarsträubende Fehler gemacht, auf die wir gelegentlich noch ausführlich zu sprechen kommen.

Alles, was wir bisher gesagt haben, um unsere Vorschläge bezüglich der Reform der industriellen Gefängnißarbeit zu unterstützen, hat mehr oder weniger auch Geltung für die Beschäftigung Gefangener bei der Landwirthschaft, es kommt dabei aber noch Folgendes in Betracht:

Es giebt in Deutschland große Strecken Landes, die nur mit Hülfe des Staates cultivirt werden können, weil Privatunternehmer sich auf so weit aussehende Unternehmungen schwerlich einlassen werden, da sie ihr Kapital entweder rentabler anlegen oder nicht auf viele Jahre festfahren wollen; es liegt aber durchaus im allgemeinen Interesse, daß diese Bodencultur vorgenommen werde. Der Staat könnte diese Aufgabe unter Verwendung der Gefangenen lösen. Ein großer Theil der landwirthschaftlichen Arbeiten: die Viehwartung, Futterbereitung, Düngerbehandlung, Erntebearbeitung, das Dreschen zc. kann innerhalb geschlossener Räume vorgenommen werden; bei anderen Arbeiten, wie Schollenschlagen, Rübenhacken, Mähen, Düngerbreiten, Kartoffelausmachen zc. sind die Arbeiter in einzelnen Abtheilungen leicht zu überwachen; ebenso finden sich für den Winter genügende Arbeiten, eventuell könnte man die Leute zu dieser

Jahreszeit mit geeigneten Industriearbeiten beschäftigen. Die Ausführbarkeit landwirthschaftlicher Arbeiten von Seiten Gefangener ist durch das Beispiel Hollands bewiesen, welches nach den Berichten der Zeitungen 11,000 Sträflinge in dieser Weise beschäftigt; ferner lesen wir im „Hamb. Corresp.“, daß man beabsichtigt, die Gefangenen der Strafanstalt zu Gladstadt zu ländlichen Arbeiten zu verwenden, da die Industriekrise es mit sich bringt, daß anderweite Beschäftigung nicht genügend zu beschaffen ist. „Zunächst wird beabsichtigt, eine größere Anzahl der Corrigenden auf der von der Provinz angekauften, in der Nähe von Neumünster belegenen Hloh-Haide zu caserniren und durch dieselben die zur Cultivirung und Aufforstung dieser großen Haidegestrecke erforderlichen Arbeiten vornehmen zu lassen.“

Die Beschäftigung der Gefangenen mit landwirthschaftlichen Arbeiten hätte zunächst den Nutzen, daß viele Landarbeiter bei ihrer gewohnten Arbeit bleiben könnten, während man sich jetzt in den Gefängnissen die in der Regel ganz vergebliche Mühe giebt, ihnen ein Handwerk zu lehren oder sie wenigstens für Industriearbeit abzurichten; ferner würde der Gesundheitszustand der Gefangenen sich im Allgemeinen wesentlich bessern, und in besonderen Fällen wäre die Beschäftigung im Freien für Einzelne sogar das einzige Mittel, sie vor einem gewissen frühzeitigen Tode zu retten; endlich wäre damit, wenn auch nur in beschränkter Weise, ein Correctiv für die thatsächlich sich vollziehende Entvölkerung des platten Landes zu Gunsten der großen Städte gefunden. Wie wir oben angedeutet haben, führt man jetzt in den Gefängnissen der Industrie künstlich Arbeitskräfte zu, während dieselbe doch über solche genügend verfügt, die Landwirthschaft aber daran Mangel leidet.

Vorläufig, und bis zur schrittweisen Erreichung des von uns in's Auge gefaßten Zieles, müßte man sich freilich mit

den vorhandenen Räumlichkeiten und Arbeitsmitteln behelfen, aber der Staat könnte sofort damit beginnen, die Gefangenearbeit selbstständig auszubenten, und zwar vorzugsweise im Interesse der Gefangenen selbst. Zu dem Ende wären die Privatunternehmer nach und nach zu beseitigen, die Leitung der Arbeiten den jetzigen Beamten zu entziehen und dafür tüchtige technische und kaufmännische Kräfte einzustellen. So weit möglich, würde zunächst für die Bedürfnisse des Staates selbst gearbeitet, und es würde sich da eine ungeheure Menge von Artikeln für Strafanstalten, Bureauq und Militär herstellen lassen; soweit damit aber die Leistungsfähigkeit der Gefangenen nicht in Anspruch genommen würde, könnten Verkaufsmagazine errichtet werden, von welchen aus der Vertrieb der Producte vollkommen kaufmännisch in's Werk zu setzen wäre; wie schon angedeutet, hätte man sich hierbei an die Marktpreise zu halten; endlich ließe sich eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen schon jetzt auf Staatsdomänen beschäftigen. Man hätte bei alledem nur die engherzige Anschauungsweise fallen zu lassen, welche zur Zeit noch herrschend ist und deren Nichtigkeit wir nachgewiesen haben.

Durch eine solche Reform der Gefängnisarbeit würde man nicht nur die berechtigten Klagen der freien Arbeiter, sowie der Industriellen beseitigen, sondern zugleich dieselbe so einträglich machen, daß den Detinirten ein viel erheblicherer Arbeitsverdienst gewährt werden könnte als jetzt, womit dem Gefangenen die Möglichkeit gegeben wäre, sich nach seinem Geschmack und Bedürfnis zu nähren, sowie auch einen Nothpfennig für die Zeit nach der Entlassung zurückzulegen. In Bezug auf die Ersparnisse der Gefangenen sind wir, wie hier nebenbei bemerkt sein soll, der Auffassung begegnet, daß es doch bedenklich sei, den langzeitigen Gefangenen reichlichen Arbeitsgewinn zukommen zu lassen; jetzt schon komme es

vor, daß dieselben beträchtliche Summen bei ihrer Entlassung ausgehändigt bekämen, wie sollte es erst dann werden, wenn sie täglich 5 Groschen anstatt 5 Pfennige verdienen könnten. Die Besorgniß, daß Jemand zu viel Ersparnisse machen könnte, ist scheinbar etwas wunderbarlich, sie gründet sich hier aber darauf, daß gefürchtet wird, die Entlassenen könnten das Geld schlecht anwenden. Der Einwand ist wohl sehr einfach damit zurückgewiesen, daß man von Seiten der Behörde die Verwendung des Geldes überwachen müsse.

Wenn wir an erster Stelle eine gute Ernährung der Gefangenen als die Grundlage jeder gedeihlichen Wirksamkeit des Strafvollzugs bezeichnet haben, so unterschätzen wir natürlich den directen moralischen und intellectuellen Einfluß nicht, welcher auf die Gefangenen ausgeübt werden soll, und die Beschaffenheit der Strafanstaltsbeamten erscheint uns deshalb von der höchsten Bedeutung.

In Bezug auf die Qualität der Beamten leidet der Strafvollzug unter zwei wesentlichen Mängeln, die sich in Folge unserer staatlichen Verhältnisse übrigens auch auf anderen Gebieten bemerklich machen: der Recrutirung der Beamten aus dem Militärstande und der schlechten Bezahlung des niederen Personals. Wer von den höheren Beamten nur die Aufrechterhaltung einer strammen Disciplin, äußerlicher Ordnung und Reinlichkeit verlangt und zufrieden ist, wenn die Aufseher mit soldatischer Pünktlichkeit Ordre pariren und zuverlässige Auf- und Zuschließe-Maschinen sind, könnte mit der jetzt üblichen Heranziehung der Strafanstaltsbeamten wohl zufrieden sein, allein den modernen Anschauungen von der Bedeutung des Strafvollzugs kann damit unmöglich entsprochen werden, da hiernach erzieherische Befähigung dieser Beamten unbedingt gefordert werden muß. Director d'Alinge sagt diesbezüglich: „Je höher die Anforderungen an den

Strafvollzug werden, je eingehender namentlich individualisirt werden soll, je mehr sich überhaupt die Gefängnißkunde zur Wissenschaft ausbildet, je nothwendiger Pädagogik und Psychologie für den Strafanstaltsbeamten werden, desto schärfer wird sich auch die Nothwendigkeit specieller Ausbildung für diesen Beruf herausstellen, um die höchste Wirksamkeit einer Strafanstaltsverwaltung eines Landes zu erzielen. So gewiß der Lehrer nicht mehr — wie es in früherer Zeit geschehen ist — aus irgend einem anderen Berufe wird hergenommen werden, sondern eine recht tüchtige Fachbildung haben muß, so gewiß wird auch der Strafanstaltsbeamte der Zukunft einer besonderen Ausbildung zu seinem Berufe zu unterwerfen sein.“

Unsere obigen Bemerkungen haben natürlich nur eine allgemeine Bedeutung und es würde Unrecht sein, verkennen zu wollen, daß ehemalige Officiere ausgezeichnete Strafanstaltsbeamte geworden sind, und daß auch frühere Unterofficiere und Feldwebel recht wohl begriffen haben, daß es sich in den Gefängnissen um etwas Anderes als in den Kasernen handelt, ja wir können aus eigener Erfahrung constatiren, daß gerade die niederen Beamten in erfreulich zahlreichen Fällen ein gar nicht zu erwartendes Verständniß für ihre Aufgabe gezeigt haben, während wir an richterlichen Beamten, die zugleich Gefängnißdirectoren waren, jedes solches Verständniß vermißten, allein damit ist doch noch lange nicht gerechtfertigt, daß man Strafanstaltsbeamte fast ausschließlich dem Militärstande entnimmt. Wie verkehrt dieser Gebrauch aufgefaßt werden kann, beweist am besten, daß der Polizeiober-Inspector an der Stadtvoigtei in Berlin, Herr v. Hülsen, in seiner Schrift über das Gefängnißwesen in Preußen auf Seite 21 in einer Stelle, auf deren Zusammenhang es hier nicht ankommt, wörtlich Folgendes sagt: „Weil in Folge der

letzten Kriege eine große Anzahl von Officieren und gebildeten Unterofficieren sich dem königlichen Ministerio des Innern zur Verfügung im Strafanstaltsdienst zur Verfügung stellte.“ Die Gefängnisse sind doch in der That nicht zur „Verforgung“ von Militärpersonen, sondern zu ganz anderen Zwecken da.

Fassen wir zunächst die großen Gefängnisse in's Auge, so bemerken wir, daß das ganze Wohl und Wehe der Gefangenen dem thatsächlich in absoluter Machtvollkommenheit thronenden Director anheimgegeben ist; wir sagen damit nicht zu viel, denn wenn der Director auch den Beamtenconvent oder eine sogenannte Aufsichtskommission neben sich hat, so wird ihm von dieser Seite, wenn er Selbstherrscher sein will, kein Widerspruch kommen. Man muß nur den streng militärischen Geist kennen, der in den Gefängnissen herrscht. Die Beamten, vielleicht mit Ausnahme der Aerzte und Geistlichen, haben Alle von der Empfehlung des Directors ihre Beförderung zu erwarten, nach der sie sehnlichst verlangen. Wenn der Aufsichtskommission etwa, wie in Plözensee, noch einige hohe richterliche Beamte angehören, so stehen diese der Anstalt viel zu fern, als daß von ihnen eventuell ein energisches Eingreifen zu erwarten wäre. Es steht freilich dem Gefangenen auch die Beschwerde beim Ministerium frei, und ungefähr alle Jahre einmal kommt ein Ministerial-Commissar nach jeder Anstalt, um etwaige Beschwerden entgegenzunehmen. Indessen, man begreift, davor braucht sich ein Director, wenn er sonst beim Minister wohl-angeschrieben steht, nicht zu fürchten. Freilich kann ein Director durch collegialisches Zusammenwirken mit seinen Beamten aus dem Beamtenconvent eine sehr wohlthätige Institution machen, und wir zweifeln nicht, daß dies hier und da geschieht, aber eine gesetzlich geordnete Controlle für die Direction, die absolut wirksam sein müßte und dem

Gefangenen volles Vertrauen einflößen könnte, existirt nirgends.

Wir beabsichtigen nicht, uns eingehend mit den Eigenschaften zu beschäftigen, welche ein Gefängnißdirector haben muß, es genügt zu sagen, daß er, ehe er Director wird, langjährig als Strafanstaltsbeamter gedient haben, daß es ein gebildeter, ein gerechter, und vor allen Dingen ein milder Mann sein muß. Und wenn er alle diese Eigenschaften hat, so darf man ihn immer noch nicht ohne fortwährende Controлле mit so absoluter Machtvollkommenheit ausstatten, wie es jetzt geschieht, denn von seiner Amtsführung hängt nicht bloß das zeitweilige Wohlbefinden vieler Menschen, sondern auch das Wohl des Staates ab, insofern die Gefängnisse dazu da sind, verwahrloste und gefallene Glieder der menschlichen Gesellschaft so zu bessern, daß sie zu nützlichen Staatsbürgern werden.

Hierbei hat die Gesellschaft gegenüber dem Staate ihre Rechte wahrzunehmen. Wir haben, als wir vom Strafrecht handelten, auf den Kampf aufmerksam gemacht, den die Gesellschaft gegen die absolutistischen Gelüste des Staates führt, noch ist der Staat Sieger, noch behauptet er sein absolutes Strafrecht, und die Gesellschaft will und kann es ihm zur Zeit nicht streitig machen; daß sie aber die Controлле über die Ausübung führe, daß man diese nicht lediglich Staatsbeamten, also dem Staate selber überlassen dürfe, das entspricht, von demokratischen Grundsätzen ganz abgesehen, selbst dem herrschenden constitutionellen System.

Es muß also jeder Strafanstalt eine vom Volke direct oder indirect (aus den Landes- oder Gemeindevertretungen) gewählte Commission beigegeben werden, welche den Strafvollzug überwacht, indem sie fortwährenden Verkehr mit den Gefangenen unterhält, die Maßnahmen der Direction prüft, Berichte über ihre Thätigkeit und Erfahrungen an Regierung und Volksvertretung erstattet und, wenn

nöthig, angemessene Anträge bei den zuständigen Verwaltungsbehörden oder gesetzgebenden Factoren stellt.

Für die höheren Strafanstaltsbeamten gilt im Allgemeinen, was wir von der nothwendigen Qualität der Directoren gesagt haben. Sie müssen, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden wollen, zunächst das Vertrauen, ja die Liebe der Gefangenen erlangen, nur wenn ihnen dies gelungen ist, können sie auf die Moralität derselben einwirken. Daß dies bei der jetzt allgemein üblichen Gefängnißdisciplin fast unmöglich ist, haben wir früher schon auseinandergesetzt, indessen läßt sich noch am ehesten etwas erreichen, wenn die Beamten bei ihrem Verkehr mit den Gefangenen Alles vermeiden, was an die augenblickliche gegenseitige Stellung erinnern könnte, wenn sie denselben genau so entgegentreten, wie sie es außerhalb des Gefängnisses thun würden. Der Gefangene ist in dem Grade, als er das Drückende der Gefangenschaft empfindet, reizbar, jedes unebene Wort verletzt ihn unendlich mehr, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall sein würde, und er achtet bei jeder Kleinigkeit darauf, ob man ihm wohl die Ehre erweist, auf die er glaubt Anspruch machen zu können.

Es läßt sich nicht verkennen, daß in Bezug auf die Behandlung der Gefangenen in neuerer Zeit gegen früher Vieles besser geworden ist, ja wir haben Beamte kennen gelernt, welche diesbezüglich ihre Aufgabe in vollkommenster Weise begriffen hatten, allein das waren nur Ausnahmen. Insbesondere glauben die Beamten in der Regel gegen Gefangene aus den sogenannten niederen Ständen gar keine Rücksicht nehmen zu dürfen, insofern man sie durchgängig für ungebildet hält; darin täuscht man sich aber oft und richtet viel Unheil an. Hier einige Beispiele: Wir kannten einen Gefängnißarzt, der uns und überhaupt gebildeten Leuten gegenüber stets artig gewesen ist, was aber nicht hinderte, daß er in der Anstalt

für grob gehalten wurde und wenig beliebt war. Eines Tages bat ihn ein einfacher Mann um die Verordnung von Weißbrod, da er das gewöhnliche Schwarzbrod thatsächlich nicht vertragen konnte; er erhielt aber zur Antwort: „Du, als Pferd knecht, brauchst kein Weißbrod.“ Die Folge war, daß sich bei diesem Mann ein unverföhnlicher Haß nicht bloß gegen den Arzt, sondern gegen alle Beamten festsetzte. Ein anderer Gefangener war zum Director beschieden, derselbe hatte aber gerade eine Arbeit unter den Händen, die er nicht sofort weglegen mochte, und ließ den Mann deshalb eine Weile stehen, ohne mit ihm zu reden. Gelegentlich machte er eine Handbewegung, welche der Gefangene, der übrigens krank war, für eine Einladung zum Niedersitzen auf einen nebenstehenden Stuhl hielt; er setzte sich also und wurde dafür von dem „gebildeten“ Director in geradezu gemeiner Weise abgefanzelt. Der Gefangene war ein einfacher, ungebildeter Mann, aber er hatte Gefühl und hat von diesem Vorfall einen unauslöschlichen Haß gegen den Director im Herzen behalten.

Neben den groben Beamten, die das zahlreichste Contingent bilden, erwähnen wir noch zwei Gattungen, die weniger zahlreich, aber nicht minder schädlich für den Strafvollzug sind. Wir meinen die Vornehmthuer, die man ganz treffend als „Geschwollene“ bezeichnet, weil sie durch Aufgeblasenheit zu ersetzen trachten, was ihnen an wirklicher Würde fehlt, und die Professoren, welche stets dociren. Die Ersteren werden von den Gefangenen sehr bald als Holzköpfe erkannt, und man lacht über sie; den Anderen gelingt es in der Regel auf längere Zeit, zu imponiren, weil sie es nicht selten wirklich gut mit den Gefangenen meinen, und Das, was sie sagen, nicht ohne Werth ist; allein ihre Maxime ist doch nicht die richtige. Der Gefangene hat mehr als ein freier Mensch das Bedürfnis zu reden, und er sehnt sich nach der seltenen

Gelegenheit, es thun zu können, selbst dann, wenn er der Rede nicht besonders mächtig ist; wird ihm nun ein moralisirender oder belehrender Vortrag gehalten, und ist er dann in die Zelle oder den Arbeitsaal zurückgeschickt oder von dem besuchenden Beamten verlassen, so überlegt er sich erst, was er eigentlich Alles hätte sagen wollen. Die Aufgabe des Beamten, den es darum zu thun ist, Einfluß auf die Gefangenen zu gewinnen, ist vielmehr die, wenig zu reden, die letzteren aber ihr Herz ausschütten zu lassen oder sie eventuell zum Reden zu bringen.

Einige besondere Worte wollen wir hierbei den Geistlichen widmen. Wir halten sie, wie überhaupt, so auch in den Gefängnissen für überflüssig, allein da diese Auffassung zur Zeit weder von der Majorität des Publicums, noch von den herrschenden Klassen getheilt wird, so sind die Gefängnisgeistlichen als nicht unwesentliche Factoren des Strafvollzugs immerhin in Betracht zu ziehen, da sie, durch Amtsgeschäfte wenig abgehalten, den einzelnen Gefangenen eine besondere Aufmerksamkeit schenken können. Wenn sie nun den Gefangenen gegenüber als Freunde und Erzieher, und nur da, wo es gewünscht wird, als Dogmenlehrer und religiöse Eiferer auftreten, so können sie sehr segensreich wirken. Leider darf man nicht hoffen, daß die Mehrzahl der Geistlichen ihren Beruf in dieser Weise aufsaßt, und insbesondere macht man, und wir glauben, mit Recht, den Protestanten den Vorwurf, daß sie hochmüthig und unduldsam seien, während man den Katholiken eine besondere Milde und großen Eifer für das Wohl der Gefangenen nachrühmt; zahlreiche Ausnahmen giebt es jedenfalls bei den Vertretern beider Confessionen. Unter allen Umständen sollten aber extreme Richtungen durch die Behörden ganz entschieden von den Gefängnissen ferngehalten werden, und die Volksvertretungen sollten in dieser Beziehung ein um so wachsameres

Enger haben, als gerade diese Art „Gottesmänner“ mit großer Aufbringlichkeit darnach trachten, sich in den Gefängnissen einzunisten, und die Regierungen leider nicht immer geneigt sind, ihnen einen energischen Widerstand zu leisten. Wir verweisen in dieser Beziehung auf ein sehr verdienstliches Schriftchen: „Die Propaganda des Rauhen Hauses und das Johannisstift in Berlin,“ eine Warnung von Dr. J. Duboc (Leipzig, 1862, bei Barth). Glücklicherweise leisten die Strafanstaltsdirectoren, so fromm sie auch selber sein mögen, den Rauhhauslern und ähnlichen Brüdern in dem Herrn einigen Widerstand, da sie in der Regel höchst fördernd in das geordnete Getriebe der Anstalten eingreifen und die Gefangenen ganz verdreht machen. Das bestätigt auch Ferrus in seiner mehrfach angezogenen Schrift, indem er Seite 164 sagt: „Denn wenn der Prediger unter so vielen ruchlosen Gewissen und zweifelnden Naturen nur ein aufmerksames Ohr, nur eine fein Wort beherzigende Seele findet, so verfolgt er dieses sein Werk mit Ausdauer und Gluth und gelangt, wenn sein Eifer ein schwaches Herz, einen schwachen Verstand trifft, nur gar zu oft zu dem traurigen Resultate, einen Menschen, anstatt befehrt, verrückt gemacht zu haben.“

Im Ganzen genommen kann man sagen, daß die Wirksamkeit der höheren Strafanstaltsbeamten in Bezug auf die Besserung der Gefangenen auf dem Wege der Individualisirung in der Regel überschätzt wird. Was will die persönliche Einwirkung auf die Einzelnen besagen, wenn auf 1000 Gefangene etwa 20 oder 30 Beamte kommen, deren Thätigkeit noch obendrein zum größten Theil von den laufenden Verwaltungsgeschäften in Anspruch genommen wird. Wenn ein Gefangener alle 14 Tage einmal einen kurzen Besuch von einem Beamten erhält, so ist das zwar bei dem üblichen Isolir- und Schweigesystem eine große Wohlthat, aber das niederdrückende Gefühl der Ver-

einsamung wird damit nicht gehoben, und die schädlichen Wirkungen der Abgeschlossenheit von allem menschlichen Verkehr werden damit nicht beseitigt.

Eine um so größere Aufmerksamkeit sollte man deshalb, und insbesondere angesichts des herrschenden Systems der Isolirung und des Schweigens, dem Aufseherpersonal zuwenden. Dasselbe verkehrt fortwährend mit den Gefangenen und sein Einfluß im guten oder schlimmen Sinne ist ein außerordentlicher. Wir haben schon angedeutet, daß die Unterofficier-Carriere die Anwartschaft für die Aufseherlaufbahn bildet, die Leute bringen also den Ton und die Manieren der Kaserne mit in das Gefängniß und haben zunächst nicht die geringste Idee, daß es sich nunmehr um etwas mehr als einen Corporalsdienst handelt. Einige Wenige haben das Geschick und den Verstand, sich für die neue Stellung zu bilden, die Anderen kommen im Laufe der Zeit höchstens soweit, daß sie wenigstens nicht direct schaden, sondern wie Maschinen den vorgeschriebenen Dienst verrichten. Neben der mangelnden Befähigung wirkt nun aber noch weiter die schlechte Bezahlung bei überaus angestrengter Thätigkeit höchst schädlich. Der schon öfters citirte Herr v. Hülsen läßt sich über die Lage der Aufseher folgendermaßen vernehmen (S. 15): „Unleugbar ist der Aufseher mindestens zur Hälfte als Mitgefangener zu betrachten, von früh 5 bis Abends 7 1/2 Uhr — in manchen Anstalten auch wohl noch länger — opfert er unter dem schweren Dienstjoch in 14stündiger Arbeit seine physischen und moralischen Kräfte und bezieht dafür ein Gehalt von jährlich 900 Mark.“ Die Besoldungs- und Dienstzeit-Verhältnisse mögen hier und da etwas besser sein, insbesondere tritt ja nach langen Dienstjahren eine Gehaltsaufbesserung ein, immerhin ist und bleibt der Dienst der Aufseher ein sehr aufreibender und erbärmlich bezahlter. Rechnet man hierzu

noch das Uebel, das Herr v. Hülsen mit dem Namen „Dienstjoch“ bezeichnet, und welches darin besteht, daß von den höheren Beamten nicht selten den niederen das Leben in der kleinlichsten Weise schwer gemacht wird, so wird man begreifen, wie undankbar der Dienst eines Gefängnißaufsehers ist. Nun ist zwar die Lage aller niederen Beamten keine bessere, aber nirgends sind die Folgen so übel wie hier. Wir können nicht reden von der Gefahr der Bestechlichkeit, denn in der Regel ist dem Gefangenen die Möglichkeit der Bestechung benommen, und nach unseren Wahrnehmungen ist die Gefahr bei den deutschen Beamten überhaupt nicht sehr groß, aber dafür giebt es eine andere, die um so größer ist: die, daß der Aufseher seinen natürlichen und berechtigten Unmuth über seine elende Lage an den hilflosen Gefangenen ausläßt. Das braucht gar nicht in excessiver Weise zu geschehen; es genügt, um dem Gefangenen das Leben zu verbittern und jede anderweite günstige Einwirkung auf ihn zu paralyfieren, wenn der Aufseher fortwährend ein Gesicht wie aus Stein gemeißelt zeigt, wenn er nie mehr als das unbedingt Nöthige spricht, wenn er den Gefangenen wegen jeder Lumperei zur Anzeige bringt und ihn in seinen kleinen Bedürfnissen vernachlässigt. Selbstverständlich hat aber ein mißlauniger, böserartiger Aufseher noch ganz andere Mittel, um den Gefangenen zu quälen; dem letzteren bleibt freilich das Recht der Berufsschwerde, und es ist dies, wenn ein vernünftiger Director vorhanden ist, wenigstens von solchem Erfolg, daß grobe Excesse vermieden werden, aber ist denn ein solcher Director immer vorhanden? Und wenn auch, gegen die Folgen der üblen Laune, der Lebensverbitterung der Aufseher, welche sich zwar nicht in ungesetzlicher Weise äußern, aber doch eine fortgesetzte Peinigung des Gefangenen sind, kann auch der wohlwollendste Director keinen Schutz gewähren, hiergegen

hilft nur gute Bezahlung, kurze tägliche Dienstzeit der Aufseher und die Anstellung von lediglich geeigneten Personen, mögen dieselben nun Militäranwärter sein oder nicht.

Haben wir in Vorstehendem die Grundbedingungen besprochen, die zu erfüllen sind, wenn von gedeihlicher Wirksamkeit des Strafvollzugs die Rede sein soll, so bleiben uns im Speciellen noch mancherlei Punkte zu erledigen.

Wenn vorzugsweise geistig und körperlich verwahrloste Menschen der Gefahr ausgesetzt sind, mit dem Gefängniß Bekanntschaft zu machen, und wenn es sich darum handelt, sie, soweit irgend möglich, zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen, so muß der geistigen und körperlichen Kräftigung der Gefangenen die größte Aufmerksamkeit zugewendet werden. Die schädlichen Einwirkungen des Isolir- und Schweigesystems, sowie des herrschenden Nahrungsregimes auf die geistige und körperliche Entwicklung der Sträflinge haben wir schon erörtert, und auch angeführt, wie durch angemessenen Verkehr der Detinirten untereinander die geistige und sittliche Hebung derselben erreicht werden kann, welche die Beamten zwar anstreben, zu der aber ihre Kräfte nicht ausreichen. Der Elementar-Schulunterricht wird jetzt schon in gut geleiteten Strafanstalten so gepflegt, daß man damit zufrieden sein kann; wir hätten also nur noch die Nothwendigkeit zahlreicher Vorträge zu betonen und zu fordern, daß den Gefangenen in hinreichender Weise Zeit, Gelegenheit und Anregung gegeben würde, sich selbst fortzubilden. Die Vorträge, wie sie jetzt hier und da von den Beamten gehalten werden, sind jedenfalls nicht zahlreich genug und dürften wohl auch sonst dem Zwecke nicht ganz entsprechen, da damit von den Beamten offenbar zu viel verlangt wird; hier müssen außerhalb stehende tüchtige Kräfte herangezogen und es muß den Gefangenen wenigstens soviel geboten

werden, als sich die freien Arbeiter in ihren Bildungsvereinen zu verschaffen in der Lage sind. Bei den jetzigen Gefängniseinrichtungen lassen sich solche Zwecke freilich nicht erreichen. Jetzt heißt die Losung: Sparen an Licht und Aufseherlöhnen, und man jagt die Gefangenen Sommer und Winter um 8 oder spätestens $\frac{1}{2}$ 9 Uhr in ihre Betten, wo sie bis früh um 5 oder 6 Uhr zu verweilen haben; ob sie sich in diesen 9—10 Stunden ganz dumm schlafen, danach fragt Niemand. Uebrigens sprechen wir, wie bisher immer, von den besteingerrichteten Gefängnissen; in beinahe allen Gerichtsgefängnissen bekommen die Gefangenen niemals Licht, sie sind also gezwungen, im Winter 14 bis 16 Stunden auf den Strohsäcken zuzubringen. Daß angesichts solcher Thatfachen die schönen Reden von der beabsichtigten Besserung der Gefangenen sehr viel von ihrer brillanten Farbe verlieren müssen, ist leicht begreiflich.

Womöglich noch schlimmer als mit der geistigen Pflege steht es mit der körperlichen. Ein Arzt ist überall vorhanden, und wer es wünscht, kann von ihm Mixturen, Pulver und Pillen erhalten; in den besteingerrichteten Anstalten giebt es auch Bäder und Spazierhöfe. Da aber diese „besteingerrichteten“ sehr wenig zahlreich sind, so giebt es auch noch eine große Anzahl, wo diese Dinge nicht zu finden sind. Wie es mit den sogenannten Spaziergängen steht, haben wir schon gesagt; es erübrigt noch hinzuzufügen, daß dieselben nicht selten von den Aufsehern in ihrem Interesse so abgekürzt werden, daß nur etwa $\frac{1}{4}$ Stunde täglich für den Gefangenen zur Bewegung in freier Luft übrig bleiben. Allein abgesehen hiervon, genügt diese Art der Bewegung in freier Luft überhaupt nicht. Kant sagt in seiner „Anthropologie“, die deutschen Hausfrauen machten sich zu wenig Bewegung; da sei es dann ganz gut, daß ihre Diensthofen ihnen von Zeit zu Zeit Aerger machten, und sie gehörig schmähten,

denn das bringe ihnen das Blut in heilsame Wallung. Das Citat ist vor einiger Zeit von der „Kölnischen Zeitung“ dazu angewandt worden, zu erklären, wie die Nationalliberalen Bismarck gegenüber die Rolle der Diensthofen spielen; wir geben hier nur ganz nebenbei unsere Befriedigung über diese richtige Würdigung der Nationalliberalen durch eines ihrer Blätter zu erkennen und wenden das Citat für unsere Zwecke an. Daß das Blut zuweilen in Wallung komme, ist nöthig, die Gefangenen können aber nicht schmähen, sie müssen ihren Kummer still in sich bewahren und er wirkt bei ihnen wie ein schleichendes Gift; man muß ihnen deshalb das Blut durch starke Körperbewegung, die zugleich die Muskelkraft systematisch kräftigt, d. h. durch Turnen, in Wallung bringen. Wir gehen hier auf die Nützlichkeit des Turnens nicht näher ein, da dieselbe von Niemand bestritten werden kann, und bemerken nur, daß gymnastische Uebungen, die vielleicht von freien Menschen, je nachdem ihre Beschäftigung ist, ohne Schaden entbehrt werden können, für Gefangene eine unbedingte Nothwendigkeit sind, weil es ihnen an jeder anderweiten geistigen oder körperlichen Aufregung gebricht.

Ein Haupterforderniß zur Bewahrung körperlichen Wohlsins ist gute Luft, also in geschlossenen Räumen genügende Ventilation, aber daran fehlt es in den Gefängnissen ganz außerordentlich. Wir wollen hier nicht ausführlich reden über die unpraktische Anlage von Gefängnissen inmitten von volkreichen Städten, von den verpesteten Schlaffälen und ungesunden Arbeitsräumen, denn das sind Dinge, die zwar ohne Weiteres als schädlich in die Augen fallen, aber doch nicht sofort zu ändern sind. Es giebt aber andere Uebelstände, die weniger sichtbar sind oder von derjenigen Gattung Sachverständiger, die heute allein in Frage kommen, geflissentlich ignorirt werden, welche schädlich

wirken und leicht abgeändert werden könnten. Da sind zunächst die kleinen, an der Decke angebrachten Fenster, welche den Gefängniszellen das Ansehen von Viehställen geben. Die „Sachverständigen“ werden sagen, dieselben seien nothwendig, weil die Gefangenen sonst den ganzen Tag zum Fenster hinaussehen würden. Der Einwand ist lächerlich, denn sofern der Gefangene will, kann er auch durch die jetzt gebräuhlichen Fenster in's Freie schauen, wenn er auf einen Tisch oder Stuhl steigt; der Durchschnittsgefangene wird das aber nicht thun, weil es ihm kein Vergnügen macht, und weil er damit die Arbeit veräumen und sich Strafe zuziehen würde. Er soll aber in der Lage sein, gelegentlich einen Blick in's Freie zu werfen, weil ihm damit eine Abwechslung geboten, Anregung gegeben, das Auge für das Fernsehen geübt und gesund erhalten wird. Das fortwährende „Eingefangtsein“ in vier enge Wände, ohne diesen gelegentlichen Blick in's Freie, ist für Gemüth und Körper, sowie Arbeitsfähigkeit schädlich, auch für die Disciplin ganz überflüssig und nur auf eine barbarische Peinigung des Gefangenen berechnet. Damit aber noch nicht zufrieden, haben Gefängnisdirectoren die Fenster sehr oft mit dichten Drahtgittern oder Holzkästen verwahren lassen, welche die Zellen verdunkeln und den Gefangenen an jedem Blick in's Freie verhindern. Die Einrichtung ist so schädlich und barbarisch, daß man sie gar nicht genug verurtheilen kann; wie ist sie aber entstanden? Nun, es hat einmal ein Gefangener etwas Verbotenes zum Fenster hinausgeworfen oder öfters in ungebührlicher Weise aus demselben in's Freie geschaut, und flugs hat der eifrige Gefängnis-Inspector oder Gerichts-Director an alle Fenster oder doch an einem großen Theil derselben solche Gitter und Kästen anbringen lassen; sind dieselben einmal befestigt, so denkt natürlich kein Mensch daran, sie wieder abzumachen,

und es werden Gefangene in solche Zellen gesteckt, für welche die Maßregel gänzlich unnöthig ist. Man glaube übrigens nicht, daß wir übertreiben; wir selbst haben in Festungshaft monatelang hinter solchen Gittern gefessen, obgleich nebenan eine ganze Reihe schöner heller leer stand; alle Bitten beim Director, uns in diese einzuquartieren, waren vergeblich, und erst eine Beschwerde beim Ministerium führte zum gewünschten Ziele. Abgesehen von diesen außergewöhnlichen Maßregeln, durch welche man die Gefangenen quält und ihnen Licht und frische Luft entzieht oder schmälert, finden sich aber in den Gefängnissen noch anderweite Einrichtungen, die ganz gewöhnlich sind und doch höchst schädlich wirken. Man sollte meinen, es läge sehr nahe, die Fenster Scheiben unmittelbar in die zur Verhinderung der Flucht nothwendigen Eisengitter einzufügen, man findet diese Einrichtung aber in den wenigsten Gefängnissen. Wir haben ein ziemlich neues Gefängnis bewohnt, in welchem die Fenster mit doppelten Reihen so unvernünftig dicker Eisenstäbe verwahrt waren, daß dieselben, zusammen mit den starken hölzernen Fensterrahmen, genau ein Dritteltheil der kleinen Fensteröffnung verdeckten und die Zellen dementsprechend verdunkelten. Allein mit der Absperrung des Lichtes sind die genialen Gefängnisbaukünstler nirgends zufrieden gewesen, auch die Luft muß, ihrer erleuchteten Ansicht nach, dem Gefangenen möglichst vorenthalten werden. Zu diesem Zweck haben die im Ganzen höchstens sieben Quadratfuß großen Fenster nur eine Oeffnung von ein bis anderthalb Quadratfuß, welche zur nothwendigen Ventilation der Zellen um so weniger ausreicht, als jeder Gegenzug durch fortwährendes ängstliches Verschloffenhalten der Thüren, sowie den Mangel jeder Ventilationsvorrichtung unmöglich gemacht ist. In einer größeren Strafanstalt, die zu den besteingerrichteten gehört, fanden wir in entgegengesetzter Richtung von den

Fenstern kleine Ventilationsöffnungen, etwa vier Quadrat Zoll groß, dieselben waren vollständig ungenügend. Die Direction wußte das auch, und deshalb wurden im Sommer die in den Thüren befindlichen Klappen täglich auf einige Stunden geöffnet, dann war die Ventilation zwar genügend, es wurde aber ein starker und für Viele empfindlicher Gegenzug verursacht. Warum aber öffnete man diese Klappen nicht während des ganzen Tages? Ja, da hätten die Gefangenen sich gegenseitig sehen und Zeichen machen können, und zur größeren Ehre des Isolirsystems mußten sie lieber während des größeren Theils vom Tage in ungesunden, überwarmen Zellen sitzen.

Die Zellen sind auch öfters zu klein, und es wird besonders darin gefehlt, daß man sie durchgehend von gleicher Größe herstellt, während sie in Rücksicht auf die darin getriebene Beschäftigung, das darin befindliche Geräth und die Gewöhnung des Insassen von verschiedener Größe sein müßten. Die Kleinheit der Zelle übt auf Jemand, der gewöhnt ist, sich in größeren Räumlichkeiten zu bewegen, einen überaus niederdrückenden Einfluß.

Zellen von verschiedener Größe mit großen Fenstern und eine vollständig genügende Ventilation, die von den Gefangenen selbst regulirt werden kann, sind demnach vor allen Dingen in jedem Gefängnisse einzurichten.

Wesentlich für körperliches Wohlbefinden und Gedeihen der Gefangenen ist natürlich auch der Einfluß, welcher durch Kleidung, Reinlichkeitspflege und Heizung der Localitäten ausgeübt wird. In Bezug auf diese Dinge steht es in den gut eingerichteten Gefängnissen ziemlich günstig, indessen ist es doch in vielen Fällen, was die Reinlichkeit betrifft, mehr auf äußerliches Ansehen als wie auf Gründlichkeit abgesehen. Es sollten Bäder reichlicher angewandt, die Leibwäsche in vielen Fällen öfter als wöchentlich ge-

wechselt, die Kleider in besserem Zustand erhalten werden. Wenn in allen diesen Dingen die Gefangenen an höhere Ansprüche gewöhnt werden, als sie vor ihrer Gefangennahme zu befriedigen pflegten, so ist das durchaus kein Unglück, sondern kann bei ihrem Wiedereintritt in die Gesellschaft nur segensreich wirken. Man sollte doch nicht immer mit der unverständigen Rede kommen, es dürfe den Gefangenen nicht besser gehen als freien Arbeitern, denn sonst würden gewisse Subjecte immer neue Verbrechen begehen, nur um wieder in's Gefängniß zu kommen. Gewohnheitsverbrecher, das beweisen die jetzigen Verhältnisse, schreckt man durch das heute übliche Gefängnißregime nicht ab, jedem halbwegs ehrenhaften Menschen wird aber seine Freiheit viel zu lieb sein, als daß er sie gegen das traurige Gefängnißleben vertauschen möchte; man vergesse es niemals: so günstig man auch die Lage der Gefangenen gestalten mag, die ungeheure Mehrtheit derselben wird immer mit heißer Sehnsucht nach der Freiheit verlangen und schwer unter den Einwirkungen des Gefängnisses leiden. „Wenn nun das materielle Loos der Verurtheilten“, sagt der vortreffliche Ferrus, „besser als das vieler ehrlichen Handwerker ist, so bleibt dies ein beklagenswerther Uebelstand, auf dessen möglichste Abstellung man bedacht sein sollte, aber nur so, daß man die Lage des rechtschaffenen Arbeiters verbesserte, anstatt das Loos der Verurtheilten zu erschweren.“

In den kleineren Gerichtsgefängnissen sieht es mit der Reinlichkeitspflege nun gar traurig aus. Zur Charakteristik, was in einem solchen möglich ist, hier ein Beispiel: Wir fanden in einem preussischen Kreisgerichtsgefängniß eine Zelle, etwa doppelt so groß als eine gewöhnliche Isolirzelle, in welcher drei Weiber mit drei Säuglingen untergebracht waren; dieselben waren fortwährend eingeschlossen. Man kann sich ohne nähere Beschreibung

wohl denken, wie es da mit der Reinlichkeit und guter Luft bestellt gewesen ist.

Sehr im Argen befinden sich in der Regel die Heizeinrichtungen, besonders in kleineren Gefängnissen. Die gewöhnlichen Defen werden da von außen täglich einige Mal geheizt, was zur Folge hat, daß die Zellen während einiger Stunden überheiß, im Uebrigen aber zu kalt sind; da man nun der Feuerzgefahr halber den eingeschlossenen Gefangenen die Heizung nicht selbst überlassen kann, so macht sich die Einrichtung einer Collectioheizung unbedingt nötig. Ob man sich hierbei der Luft- oder Wasserheizung bedienen soll, wollen wir als rein technische Frage nicht erörtern, sondern nur sagen, daß sich die Wasserheizung nach unseren persönlichen Erfahrungen überall als sehr billig und in jeder Beziehung befriedigend bewährt hat, während dasselbe von der Luftheizung nicht gesagt werden kann.

Reinlichkeit und gute Luft in den Gefängnissen sind wesentlich bedingt durch die Zuführung des Wassers und die Beschaffenheit der Closets. Ein Gefängniß ohne Wasserleitung und ohne eine Vorrichtung, welche es den Gefangenen gestattet, jeden Augenblick frisches Wasser zu entnehmen und das verbrauchte zu entfernen, sollte schlechterdings nicht geduldet werden. Damit wäre auch zugleich die Closetfrage gelöst. Das unentbehrlichste Möbel der Isolierzelle hat den Strafvollzugsbeamten schon viel Kopferbrechens gemacht, und man hat endlich ein Closet erfunden, das zwar der Anforderung der Geruchlosigkeit so ziemlich entspricht, aber auch recht kostspielig ist. In den meisten Gefängnissen, besonders den kleinen, bestehen aber diesbezüglich noch Einrichtungen, die zwar nicht gerade jeder Beschreibung spotten, denn eine solche ist in wunderbar drastischer Ausföhrung von Heppner („Meine zweijährige Leipziger Polizeicampagne“, Leipzig, Genossenschaftsbuchdruckerei) gegeben worden, mit der wir aber unsere Leser

hier doch verschonen wollen. Sicher ist, daß Jeder seiner Phantasie freien Lauf lassen kann, und er wird noch immer die ganze Wahrheit nicht erfasst haben; die Zustände schreien zum Himmel.

Gedenken wir nun noch der Disciplinarstrafen. Daß es ohne solche in einem Gefängnisse nicht abgehen kann, versteht sich von selbst, aber ebenso selbstverständlich sollte es auch in unserer Zeit sein, daß man dazu nicht eines so mittelalterlichen Rüstzeugs bedürfte, wie es in allen Gefängnissen sich gesetz- oder ordnungsmäßig noch vorfindet. Da giebt es noch Zwangsstühle, Lattenkäfige, Ketten, dunkle Zellen, Entziehung der warmen Kost und dergleichen. Es ist wahr, alle diese abscheulichen Dinge werden selten und die schlimmsten von wohlwollenden und geschickten Gefängnißdirectoren gar nicht angewendet; aber sie können gesetzlich angewendet werden. Und wohlwollend und geschickt dürften doch wohl nicht ohne Weiteres alle Beamten angesichts der Thatfache genannt werden, daß eine beträchtliche Zahl derselben sich theils für das unbedingte, theils für das mehr oder weniger beschränkte Prügel-system in den Gefängnissen öffentlich ausgesprochen haben. In Wahrheit erreicht man durch so rohe Strafmittel den beabsichtigten Zweck, Aufrechterhaltung der Disciplin, nur sehr unvollkommen, man schadet aber damit ganz bedeutend, denn gebildete oder gutartige Gefangene werden damit auf's Aeußerste verbittert, rohe und bössartige aber noch roher und bössartiger gemacht.

Es liegt übrigens immer an den Gefängnisseinrichtungen und deren Handhabung, wenn sich strenge Strafen nötig machen, denn jeder Gefangene fühlt sich mit Recht so ohnmächtig, daß nur eine ganz unmenschliche Behandlung, Geistesstörung oder Leichtfinn Verletzungen der gegebenen Regeln herbeiföhren können. Stellt man nach den Grundsätzen, die wir in vorliegender Abhandlung aufgestellt

haben, nicht unerfüllbare Forderungen an den Gefangenen, behandelt man ihn liebevoll, so werden Strafen sehr selten nöthig sein, und es wird dann vollständig genügen, wenn man je nach Lage der Sache auf kürzere oder längere Zeit eine Entziehung der Zubuße zur Kost, des Tabaks oder dergleichen, unter Umständen auch strenge Isolirung anordnet. Jedenfalls müßte die Verhängung der Strafe der Willkür des Directors durch die Möglichkeit einer Appellation an die von uns in Aussicht genommene Aufsichtscommission entzogen werden.

Je mehr der Strafvollzug sich vervollkommenet, je schneller und öfter das Besserungswert an den Gefangenen vollbracht wird, um so größere Bedeutung gewinnt die gesetzlich vorgesehene vorläufige Entlassung aus der Haft und die Begnadigung; die erstere kann erfolgen auf Grund des § 23 des Reichsstrafgesetzbuches, welcher lautet: „Die zu einer längeren Zuchthaus- oder Gefängnißstrafe Verurtheilten können, wenn sie drei Vierteltheile, mindestens aber ein Jahr der ihnen auferlegten Strafe verbüßt, sich auch während dieser Zeit gut geführt haben, vorläufig entlassen werden“, die letztere ist ein Vorrecht der Fürsten und unterliegt keiner gesetzlichen Beschränkung. Diese beiden Vergünstigungen für die Gefangenen sind für den individualisirenden Strafvollzug unerlässliche Nothwendigkeiten, sie krönen gewissermaßen das Werk des denkenden, fleißigen und menschenfreundlichen Strafanstaltsbeamten; sie sind zu gewähren, wenn sich herausstellt, daß der Richter mit der Verurtheilung überhaupt oder mit der Strafzumessung geirrt hat, und wenn die Besserung des Gefangenen voraussichtlich erfolgt ist.

Wir haben schon weiter oben auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, daß bei der Strafzumessung individualisirt werde, es muß aber zugegeben werden, daß es für den Richter oft sehr schwer

sein dürfte, hierbei das Richtige zu treffen. Derselbe erlebte mit möglichster Beschleunigung die vorliegenden Straffälle, er hat sehr oft nicht die Zeit, vielleicht auch nicht das Geschick, die Individualität des Angeklagten und seine Verhältnisse zu studiren. Ganz anders bei dem Strafvollzugsbeamten.

Ein richterliches Urtheil ist schnell gesprochen, aber entsetzlich langsam schleichen die Monate oder Jahre der Haft dahin, und während dieser Zeit hat der Strafanstaltsbeamte durch öfteren Verkehr mit dem Gefangenen, durch Einsicht seiner Correspondenz, durch Beobachtung seines Gesamtverhaltens Gelegenheit, über ihn vollständig klar zu werden, und zwar um so leichter, als jeder tüchtige Strafanstaltsbeamte durch vielfaches praktisches Studium sich sehr bald eine fast unfehlbare Menschenkenntniß und Beobachtungsgabe aneignet. Er wird also sehr bald mit sich einig werden, ob sich der Richter etwa in der Strafzumessung oder gar mit der Verurtheilung überhaupt geirrt hat, er wird insbesondere beurtheilen können, ob ein Sträfling ohne Gefahr für die Gesellschaft derselben zurückgegeben werden kann. Wenn die Beamten einer Strafanstalt zu dieser Ueberzeugung gekommen sind, so halten wir es für sehr verkehrt, wenn von der höheren Regierungsbehörde der vorläufigen Entlassung oder Begnadigung Hindernisse in den Weg gelegt werden. Das geschieht aber noch vielfach und ungeachtet der erfreulichen Resultate, welche man bisher mit den vorläufigen Entlassungen erzielt hat. In Sachsen, wo die letzteren schon seit dem Jahre 1862 gesetzlich zugelassen waren, sind bis Ende 1870 von 18,370 Strafgefangenen 380 oder 2,07 pCt. beurlaubt worden, und es war nur bei sechs nöthig, sie wieder einzuziehen. Aus der Strafanstalt Zwickau wurden seit October 1862 bis Ende April 1876 von 13,371 eingelieferten Gefangenen 422 „vorläufig entlassen“, und nur 8, d. i. 1,9 pCt., mußten wieder eingezogen

werden, und zwar 6 wegen schlechter Führung während des Urlaubs, 2 wegen neuer Vergehen. Durch die Beurteilung der 419 ergab sich eine Verkürzung der Strafzeit um 319 Jahre 1 Monat 9 Tage, d. h. es wurden 116,474 freie Arbeitstage für die menschliche Gesellschaft gewonnen.

Angefihts dieser Resultate und in richtiger Würdigung der Thatsache, daß unser Strafrecht und der Strafvollzug voller Unvollkommenheiten sind, die es mit sich bringen, daß viele Gesetzesverlezer zu hart bestraft werden, und daß so mancher Unschuldige im Gefängniß sitzt, sollte man meinen, es müßte von der Entlassung auf Urlaub und von der Begnadigung der ausgedehnteste Gebrauch gemacht werden. Wie die angeführten Zahlen beweisen, ist dies nicht der Fall, und die Ursache ist wohl darin zu suchen, daß sowohl bei den Strafanstaltsbeamten als auch bei den höhern Regierungsbehörden die absolute Strafrechtstheorie noch als feststehendes Princip gilt. Von der Vernichtung dieser mittelalterlichen Anschauungsweise hängt also in diesem speciellen Falle, sowie überhaupt die Reform des Strafvollzugs ab.

Wenn wir Eingang unserer Betrachtungen die Strafen als das armselige Hülfsmittel einer unvollkommen organisirten Gesellschaft bezeichnen und die Aufgabe des Staates vorzugsweise in der Verhütung von Vergehen und Verbrechen fanden, so kommen wir zum Schluß, indem wir uns anschicken, von der Sorge für die entlassenen Gefangenen zu sprechen, darauf zurück.

Der entlassene Sträfling ist der Gefahr, vom gesetzlichen Wege abzukommen, viel mehr ausgesetzt als irgend Jemand. Wir wollen hier nicht ausführlich erörtern, wie schwer es ihm wird, Arbeit zu finden, weil ihn, den Zuchthäusler, Niemand in sein Haus oder seine Werkstatt aufnehmen will; dieser Uebelstand ist in allen Tonarten von Zeitungsschreibern,

Dichtern und Strafvollzugsschriftstellern genügend, wenn auch in Bezug auf seine Beseitigung mit geringem praktischen Erfolg, klar gelegt worden. Wir fragen aber, was thut der Staat, bezw. die zuständige Behörde, um dem entlassenen Gefangenen ein ehrliches Fortkommen zu ermöglichen? Und es ist geradezu entsetzlich, darauf antworten zu müssen: es geschieht von Seiten der Behörden in dieser Richtung nicht nur Nichts, sondern es wird dem Entlassenen das ehrliche Fortkommen sogar erschwert. Wir erinnern nur an die zuweilen ungeschickt ausgeübte Polizeiaufsicht, an die Ausweisungen, die Abpfändungen wegen der Gerichtskosten, und verweisen im Uebrigen auf einen gewiß zuverlässigen Gewährsmann, den Geheimen Regierungsrath v'Alinge, der in einem Vortrag im Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge in Leipzig am 17. März 1870 das ganze Elend dieser Zustände bloßgelegt hat. Wenn er sich, wie das seine Stellung mit sich bringt, augenscheinlich eine gewisse Zurückhaltung auferlegt, so treten die Uebelstände, welche er andeutet, für den denkenden Leser nur um so schreiender hervor. Wenn dem entlassenen Sträfling alle seine halbwegs anständigen Kleider abgepfändert werden, wenn er durch Polizeimaßregeln, wie wir sie oben andeuteten, gerade von dem Orte weggetrieben wird, wo er Arbeit finden könnte oder schon gefunden hat, was bleibt ihm dann noch Anderes übrig, als zu verhungern oder durch neue Vergehen sich eine Zuflucht im Gefängniß zu sichern? Das möchten unsere „fatten“ Gesetzgeber und „honneten“ Bürger, welche so gern über die Sittenverderbniß des Volkes declamiren, doch bedenken!

„Aber es giebt ja Vereine, die sich der entlassenen Sträflinge annehmen!“ hören wir rufen. Die so sprechen, gehören einem solchen sicherlich nicht an, denn die Männer, welche edelbedenkend genug sind, in diesen Vereinen für das Wohl unglück-

licher und verachteter Menschen zu wirken, wissen am allerbesten, daß sie mit ihren Bestrebungen nur höchst Unvollkommenes erreichen. Hier kann eben, wie sonst noch an vielen Orten, die Privatwohlthätigkeit nicht durchgreifend wirken, hier muß der Staat mit seinen großen Mitteln eintreten, und es handelt sich für ihn dabei gar nicht um ein Werk der Mildthätigkeit, sondern um einen Act der Gerechtigkeit und sein eigenes Interesse.

Die superklugen Macher aller Parteien der herrschenden Klassen, die auf den Rathebnern, in den gesetzgebenden Versammlungen und in den Zeitungen mit so viel Ueberhebung ihre Weisheit auskramen, nach welcher der Staat zur „Nachtwächterrolle“ verurtheilt sein soll, haben freilich für solche Forderungen nur ein mitleidiges Lächeln. Aber die Zeit wird kommen, wo der Ernst der Lage ihr Lächeln verschwinden machen wird. Die Planlosigkeit unserer industriellen und commerciellen Verhältnisse, welche ungeheuer lächerlich sein würde, wenn sie in ihren Folgen nicht so entsetzlich traurig wäre, bringt uns in immer intensiverer Form die sich ewig wiederholenden Schwankungen des Geschäfts- und Verkehrslebens; der unnatürliche Aufschwung der Geschäfte und die Krisen sind die wahren Ursachen des sich steigenden Verbrechens, und es giebt nur eine Rettung vor dieser Scylla und Charybdis: gesellschaftliche Organisation der Arbeit. So lange diese Forderung nicht erfüllt ist, wird man aber wenigstens den entlassenen Sträflingen das Recht auf Arbeit staatlich zuerkennen müssen, um sie, besonders in Zeiten der Geschäftskrisen, nicht geradezu geflüchtlich dem Verbrechen in die Arme zu treiben.

Conclusion.

Fassen wir nun die Ergebnisse unserer Betrachtungen kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes:

Die gesellschaftlichen Zusammenhänge bedingen die Handlungen der Menschen, der Mensch ist also nicht frei in seinem Thun und Lassen, woraus die Hinfälligkeit der absoluten Strafrechtstheorie folgt.

Vergehen und Verbrechen sind die Folgen mangelhafter gesellschaftlicher Zustände, die Aufgabe des Staates ist es deshalb, diese Zustände zu verbessern, um die Quelle der Verbrechen zu verstopfen.

Das Strafrecht des Staates ist nur ein zeitweises Hilfsmittel, Verbrechen und Vergehen zu beschränken, der Staat hat sich bei Ausübung des Strafrechts der Wiedervergeltung zu enthalten, sich auf die Nothwehr zu beschränken und den Strafvollzug zu benutzen, um den Gesetzesverlezer zu einem möglichst nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu machen.

Mit der Anwendung des Strafrechts übernimmt der Staat die Pflicht der möglichsten Schadloshaltung derjenigen Staatsangehörigen, an welchen das Strafrecht irrtümlich geübt worden ist.

Beim Strafverfahren hat der Staat nur das Recht einer Partei, er ist der Ankläger, der Angeklagte steht ihm als Partei gleichberechtigt gegenüber. Das Urtheil ist von Richtern zu sprechen, welche vom Volke frei gewählt sind.

Unter Rücksichtnahme auf die bestehende Gesetzgebung ist durch ein Strafvollzugs-gesetz anzustreben:

Im Allgemeinen:

Beschränkung der absoluten Isolirhaft und des Schweigesystems auf diejenigen Verurtheilten, welche durch ihren Charakter den Besserungszweck beim Strafvollzug für andere Gefangene beeinträchtigen würden.

Individualisierung des Strafvollzugs, d. h. möglichst gleichmäßige Fühlbarmachung des Strafübels, Anwendung der vollkommensten Mittel zur Erreichung des Besserungszweckes, progressiver Verlauf der Strafe.

Die Arbeit der Gefangenen ist durch Einführung der Großindustrie rentabel zu machen und auf die Landwirtschaft auszu dehnen.

Den Gefangenen ist eine kräftige Kost zu verabreichen, ihr Verdienst ist so reichlich zu bemessen, daß sie sich Zubuße zur gemeinsamen Kost anschaffen und angemessene Ersparnisse für die Zeit ihrer Entlassung machen können. Selbstbeschäftigung ist für jeden Gefangenen zulässig, wenn sich dieselbe mit den Einrichtungen der Strafanstalt verträgt und eine angemessene Entschädigung von Seiten des Gefangenen an den Staat gezahlt wird.

Die Zeit zur Arbeit darf 12 Stunden, die Zeit zum Schlafen 7 Stunden täglich nicht überschreiten. In der freien Zeit muß den Gefangenen Gelegenheit zu ihrer Fortbildung gegeben werden.

Das Turnen ist in den Strafanstalten obligatorisch einzuführen. Für die Gesundheit der Gefangenen ist durch geräumige Localitäten, gute Ventilation, Einrichtung von Wasserleitungen zu sorgen.

Die Anstaltsdirectionen sind anzuweisen, jeden Gefangenen, der nach Ansicht des Beamtenconvents ohne Gefahr der bürgerlichen Gesellschaft zurückzugeben ist, zur „vorläufigen Entlassung“ oder Begnadigung vorzuschlagen.

Für die Entlassenen ist von Seiten des Staates das Recht auf Arbeit anzuerkennen, sie sind demnach, sofern sie es verlangen, von den zuständigen Behörden mit ausreichend lohnender Arbeit zu versorgen.

Jeder Strafanstalt muß eine Aufsichtscommission beigegeben werden, welche von der Landes- oder der Gemeinde-

vertretung, in deren Bereich die Anstalt liegt, gewählt ist.

Die Dienstzeit der Aufseher darf täglich acht Stunden nicht überschreiten, ihr Gehalt ist um wenigstens 25 pCt. zu erhöhen.

Zur Vorbereitung für den Dienst in den Strafanstalten sind Seminare zu errichten.

In Bezug auf die Haftstrafe.

Es kann im Allgemeinen bei der Art und Weise des jetzigen Strafvollzugs sein Bewenden haben, allein für diejenigen Verurtheilten, welche aus gemeiner Gesinnung handelten, empfehlen sich Scharfungen, wie dieselben für die Gefängnißstrafe zugelassen sind.

In Bezug auf Festungshaft.

Isolirung und Verschluß der Zellen während des Tages ist zu verbieten, freie Bewegung innerhalb eines bestimmten Umkreises, je nachdem die Localität dies zuläßt, eigene Kleider, Selbstbeföstigung und Selbstbeschäftigung, Tabakrauchen und unbeaufsichtigte Correspondenz sind bedingungslos zu gewähren.

In Bezug auf Gefängnißstrafe.

Den wegen politischen Vergehen Verurtheilten sind, soweit dies die Localverhältnisse zulassen, dieselben Vergünstigungen zu gewähren, wie den Festungsinhaftirten.

Alle übrigen Gefangenen sind in drei Disciplinarklassen zu theilen. Die Angehörigen der ersten Klasse haben das Recht, eigene Kleider zu tragen, es darf ihnen Erlaubniß gegeben werden, ohne Controlle zu correspondiren. Absolute Isolirhaft oder das Schweigesystem in der Collectivhaft darf bei ihnen, sowie bei den Angehörigen der zweiten Disciplinarklasse nicht angewandt werden.

Die Angehörigen der zweiten Disciplinarklasse, sowie die der dritten, haben die übliche Sträflingskleidung zu tragen, und ihre Correspondenz ist zu überwachen.

Für die dritte Klasse ist absolute Isolirhaft und Auserlegung der Regel des Schweigens in der Collectivhaft auf die Dauer von höchstens drei Monaten hintereinander zulässig. Nach einer solchen Zeitdauer sind die Angehörigen dieser Klasse in die zweite zu versetzen; eine Rückversetzung in Folge schlechter Ausführung ist zulässig.

In Bezug auf Zuchthausstrafe haben alle Bestimmungen für den Vollzug der Gefängnißstrafe Geltung, nur wird sich aus dem Charakter der Zuchthaussträflinge von selbst ergeben, daß im Gegensatz zu den Gefängnissen die dritte Disciplinarklasse sehr stark, die zweite schwächer, die erste vielleicht gar nicht besetzt ist. N. N.

Die Exploitation der Arbeit in Amerika.

Von Dr. Geo. C. Stiebeling.

(Fortsetzung.)

Die Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen und der Durchschnittsgrad ihrer Ausbeutung.

Wiederholung.

Erste Gruppe. Einfache Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als $\frac{1}{10}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

	Anz. der Schlechth. Bezugsw.		
	Arb.	Ausb.	Ausb.
1. Unterabtheilung	4	166	83
2. "	14	141	43
3. "	49	103	19

Zweite Gruppe. Mittlere Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als $\frac{1}{10}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

4. Unterabtheilung	5	124	38
5. "	14	119	23
6. "	71	91	17

Dritte Gruppe. Geschickte Arbeit.

(Weibliche und jugendliche Arbeiter gänzlich ausgeschlossen.)

7. Unterabtheilung	6	125	29
8. "	15	99	16
9. "	45	80	12

Vierte Gruppe. Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{3}{4}$ oder mehr weibliche und $\frac{1}{4}$ oder weniger männliche Arbeiter.)

10. Unterabtheilung	19	158	71
11. "	82	148	52

Fünfte Gruppe. Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ weibliche und jugendliche und $\frac{1}{3}$ männliche Arbeiter.)

Anz. der Schlechth. Bezugsw.

	Arb.	Ausb.	Ausb.
12. Unterabtheilung	17	114	44
13. "	86	68	20

Sechste Gruppe. Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

14. Unterabtheilung	14	155	46
15. "	53	104	26

Siebente Gruppe. Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

16. Unterabtheilung	9	148	47
17. "	49	114	28

Achte Gruppe. Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{3}{4}$ männliche und $\frac{1}{4}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

18. Unterabtheilung	7	154	44
19. "	19	109	24

Neunte Gruppe. Gemischte Arbeit.

($\frac{4}{5}$ — $\frac{9}{10}$ männliche und $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{10}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

20. Unterabtheilung	6	154	46
21. "	12	132	28
22. "	34	99	19

Durchschnitte der Gruppen.

Erste Gruppe. Einfache Arbeit.		
Anz. d. Arb.	Schlechth. Ausb.	Bezugsw. Ausb.
22	137	48
Zweite Gruppe. Mittlere Arbeit.		
30	111	26
Dritte Gruppe. Geschickte Arbeit.		
22	101	19
Vierte Gruppe. Gemischte Arbeit.		
50	153	61
Fünfte Gruppe. Gemischte Arbeit.		
51	91	32
Sechste Gruppe. Gemischte Arbeit.		
33	129	36
Siebente Gruppe. Gemischte Arbeit.		
29	131	37
Achte Gruppe. Gemischte Arbeit.		
13	131	34
Neunte Gruppe. Gemischte Arbeit.		
17	128	31

Bemerkungen.

Wir haben früher bereits auseinandergesetzt, daß vier verschiedene Bestandtheile den Tauschwerth einer jeden Waare bilden, nämlich:

- 1) Der Werth, welchen die menschliche Arbeitskraft für ihre Herstellung erhält, der Arbeitslohn;
- 2) der Werth, welcher durch die Abnutzung der Arbeitsmittel, wie Werkzeuge, Maschinen, Fabrikgebäude u. s. w. auf sie übertragen wird;
- 3) der Werth ihres Rohmaterials, und endlich
- 4) der Werth der in ihr verkörperten unbezahlten Arbeit, der „Mehrwert“ Karl Marx's.

Wenn man die drei ersten Bestandtheile addirt und ihre Summe dann von dem ganzen Tauschwerth der Waare abzieht, so bleibt der vierte Bestandtheil, der Mehrwerth, übrig. Und wird nun letzterer durch den ersten Bestandtheil, also durch den Arbeitslohn, dividirt, so erhält man eine Zahl, welche das Verhältniß des Mehrwerths zu dem Lohn oder der unbezahlten zu der bezahlten Arbeit aus-

drückt, und welche wir Grad der schlechthinigen Ausbeutung oder Rate der absoluten Exploitation nennen.

Der Ver. St. Censusbericht vom Jahre 1869—70 enthält in Bezug auf die Erzeugnisse der Fabrikindustrien und Handwerke, sowie des Land- und Bergbaues Angaben, welche zu einer derartigen Berechnung genügen. Er theilt den ganzen Tauschwerth der Waaren mit, die in den 12 Monaten von 1869—70 producirt wurden, ferner den ersten Bestandtheil desselben, den Arbeitslohn, der während derselben Zeit ausbezahlt wurde, und auch seinen dritten Bestandtheil, den Werth der in dieser Periode aufgebrauchten Rohmaterialien. Ueber den zweiten Bestandtheil, d. h. den Werth, welcher durch die Abnutzung der Arbeitsmittel auf die Waaren übertragen wird, sagt er nichts; er giebt aber den Werth der Arbeitsmittel selbst an, den Werth der Werkzeuge, Maschinen, Fabrikgebäude u. s. w. Wir setzen nun voraus, daß 7 pSt. des darin angelegten Kapitals den Bestandtheil des Tauschwerths, der auf Rechnung ihrer jährlichen Abnutzung kommt, hinlänglich decken. Ziehen wir jetzt die drei ersten in dieser Weise festgestellten Bestandtheile von dem ganzen Tauschwerthe ab, so bleibt als Rest der Mehrwerth oder Profit, welchen der betreffende Arbeitszweig innerhalb der 12 Monate, auf die sich der Census erstreckt, den Kapitalisten geliefert hat. Und wird schließlich dieser Mehrwerth oder Profit durch die Gesamtsumme der ihm während derselben Zeit ausbezahlten Löhne dividirt, so haben wir den Grad seiner schlechthinigen Ausbeutung.

Wir wollen die Sache an einem Beispiele noch näher erläutern und wählen dazu den 2. Arbeitszweig der 1. Unterabtheilung: „Pott- und Verlasche“. 105 Werkstellen beschäftigten 278 männliche Arbeiter, jede durchschnittlich demnach beinahe 3. Der Gesamtwert ihrer Producte betrug Doll. 327,671. Davon kamen auf Arbeitslohn Doll. 41,454, auf Abnutzung der Arbeitsmittel (7 pSt. von Doll. 175,183 Kapital) Doll. 12,263, und auf Rohmaterialien Doll. 193,081. Die Summe der drei ersten Bestandtheile von dem Gesamtwert abgezogen, läßt für den Mehrwerth Doll. 80,873, und dieser Betrag durch den Arbeitslohn dividirt, giebt 1,95 als Grad der schlecht-

hinigen Ausbeutung in der Pott- und Verlasche-Fabrication, d. h. die 278 Arbeiter dieser Branche lieferten während der 12 Monate des Censuszahres (1869—70) ihren 105 Arbeitgebern für jedes Doll. 100 ihres Lohnes Doll. 195 Profit, oder für 100 Stunden bezahlte Arbeit 195 Stunden unbezahlte Arbeit.

In dieser Weise ist die schlechthinige Ausbeutung aller auf unseren Tabellen befindlichen Arbeitszweige berechnet worden mit Ausnahme von „Ackerbauproducte“. Nach dem Censusbbericht waren 3,031,000 Arbeitgeber (Farmer, Pflanzler, Gärtner, Milchleute u. s. w.) und 2,892,000 Arbeitnehmer mit Agricultur beschäftigt. Letztere empfangen Löhne zum Betrage von Doll. 310,286,000 oder durchschnittlich Doll. 107 pr. Kopf, worin Kost eingeschlossen ist, wie ausdrücklich erwähnt wird. Zu dem Gesamtwert der Landbauproducte trugen aber in der großen Mehrzahl der Fälle die Arbeitgeber durch eigene Arbeit einen Theil bei. Deshalb haben wir für jeden derselben einen Jahreslohn von Doll. 107 in Rechnung gebracht. Als zweiten und dritten Bestandtheil des Gesamtwertes (Abnutzung der Arbeitsmittel, Rohmaterial und Hilfsstoffe, wie Saatfrucht, Dünger u. s. w.) haben wir 7 pSt. des in Grund und Boden, Gebäuden, Werkzeugen und Maschinen angelegten Kapitals angelegt.

Noch ist zu bemerken, daß für die Arbeitszweige, welche ihre eigenen Werkzeuge gebrauchen, wie Schreiner, Zimmerleute u. s. w., der Grad der schlechthinigen Ausbeutung auf unseren Tabellen etwas zu niedrig ausfällt, weil der Bestandtheil des Wertes, der durch die Abnutzung dieser Werkzeuge auf die Producte übertragen wird, von ihrem Lohn abgezogen werden muß, was zur Folge hat, daß der Zähler oder Dividend, d. h. der Mehrwerth, sich vergrößert, während der Nenner oder Divisor, d. h. der Lohn, abnimmt. Doch da es sich hierbei um Arbeitszweige handelt, auf deren Werkstellen die Anzahl der Arbeiter bloß eine geringe ist, so spricht dieser Unterschied zu unsern Gunsten.

Die Rate der schlechthinigen Ausbeutung zeigt also nur das Verhältniß, in welchem der Gesamtlohn des betreffenden Arbeitszweiges zu dem Gesamtprofit der Arbeitgeber steht, giebt aber keine Auskunft darüber, wie sich der Gesamtlohn unter die einzelnen Arbeiter, noch wie

der Gesamtprofit sich unter die einzelnen Arbeitgeber vertheilt. Auf Letzteres gehen wir hier nicht weiter ein. Es ist aber interessant und wichtig zugleich, ersteren Punkt in Beziehung zu der schlechthinigen Ausbeutung zu setzen. Dies geschieht, wenn wir dieselbe durch den mittleren Jahreslohn des einzelnen Arbeiters dividiren. Wir erhalten in solcher Weise einen Bruch von der Rate der schlechthinigen Ausbeutung als Zähler und mit dem durchschnittlichen Jahreslohn als Nenner, dessen Quotient folglich beim Wachsen der ersteren größer, beim Wachsen des letzteren kleiner wird und demnach das Verhältniß der schlechthinigen Ausbeutung des ganzen Arbeitszweiges zu dem durchschnittlichen Jahreslohn des einzelnen Arbeiters ausdrückt. Die so gewonnene Zahl bezeichnen wir auf unseren Tabellen als Grad der bezugsweisen Ausbeutung oder Rate der relativen Exploitation.

Um die Sache etwas besser zu veranschaulichen, wählen wir wieder die in der Einleitung unseres Artikels benutzten Beispiele, den 1. und 6. Arbeitszweig der 1. Unterabtheilung: „Ackerbauproducte“ und „Gebrannter Kalk“. Die schlechthinige Ausbeutung des ersteren ist gleich 180 und sein jährlicher Durchschnittslohn gleich Doll. 107. 180 dividirt durch 107 = 1.68. Die schlechthinige Ausbeutung des letzteren ist gleich 111 und sein jährlicher Durchschnittslohn gleich Doll. 300. 111 dividirt durch 300 = .37. Mit Weglassung der Decimalpuncte heißt das: Die bezugsweise Ausbeutung des Landarbeiters war gleich 168 und die des Kalkbrenners gleich 37, oder mit anderen Worten: Der Landarbeiter wurde im Verhältniß zu seinem Jahreslohn viermal mehr ausgebeutet als der Kalkbrenner.

Nach diesen vorbereitenden Auseinandersetzungen wollen wir jetzt unsere Tabellen ein wenig näher untersuchen.

Abgesehen von der Durchschnittszahl der Arbeiter auf den Werkstellen, deren Einfluß erst zu beweisen ist, sind es die Eigenschaften der Geschicklichkeit, des Alters und Geschlechts, welche wie auf den jährlichen Durchschnittslohn, so auch auf den Durchschnittsgrad der Ausbeutung hauptsächlich, aber in umgekehrter Richtung einwirken. Man braucht nur einen Blick auf die drei Gruppen der einfachen, mittleren und geschickten Arbeit zu werfen, um sich zu überzeugen, daß die einfache

Arbeit stärker ausgebeutet wird, als die mittlere, und die mittlere stärker, als die geschickte. Was die Eigenschaften des Alters und Geschlechts anbetrifft, so zeigt allerdings die vierte Gruppe, welche den höchsten Procentsatz weiblicher und jugendlicher Arbeiter enthält, auch die höchste schlechthinige und bezugsweise Ausbeutung unter den Gruppen der gemischten Arbeit. Die fünfte Gruppe indessen macht eine Ausnahme von der Regel, denn obgleich sie mehr weibliche und jugendliche Arbeiter zählt, als die sechste, siebente, achte und neunte Gruppe, wird sie doch sowohl schlechthin wie bezugsweise weniger ausgebeutet. Was die Ursache dieses Unterschiedes ist, wollen wir später zu erklären versuchen.

Daß die mehr oder weniger entwickelte Concentration der Productionsmittel, ausgedrückt in der wachsenden Menge der Arbeiter auf den Werkstellen, oder mit anderen Worten, daß die Eigenschaft der Zahl den Durchschnittsgrad der Ausbeutung mächtig beeinflusst, ist aus unseren Tabellen leicht zu ersehen, doch wollen wir diese Wirkung an den verschiedenen Gruppen und Unterabtheilungen genau im Einzelnen nachweisen.

Die erste Gruppe enthält in 3 Unterabtheilungen 21 Zweige einfacher Arbeit mit einem Durchschnitt von 137 schlecht. und 48 bezugs. Ausbeutung bei einer Durchschnittszahl von 22 Arbeitern auf ihren Werkstellen. Ihre schlecht. Ausbeutung übersteigt um 26 und ihre bezugs. Ausbeutung um 22 die der zweiten Gruppe, d. h. der mittleren Arbeit. Gleich die 1. Unterabtheilung ist ein schlagender Beweis für die von uns aufgestellte Behauptung, daß die Durchschnittszahl der Arbeiter in umgekehrtem Verhältniß steht zu dem Ausbeutungsgrad. Sie hat von allen Unterabtheilungen die geringste Durchschnittszahl der Arbeiter (4), und dementsprechend den höchsten Durchschnittsgrad der schlecht. (166), sowie der bezugs. Ausbeutung (83). Die 3. Unterabtheilung zeigt bei einer Durchschnittszahl von 49 Arbeitern auf ihren Werkstellen eine schlecht. Ausbeutung von 103 und eine bezugs. von 19, während die 4. resp. 5, 124 und 38, die 5. resp. 14, 119 und 23, und die 7. resp. 6, 125 und 29 haben. Die Concentration der Productionsmittel oder die Eigenschaft der Zahl wirkt demnach mächtiger

auf den Ausbeutungsgrad, als die Eigenschaft der Geschicklichkeit.

Die zweite Gruppe enthält in 3 Unterabtheilungen 45 Zweige mittlerer Arbeit mit einem Durchschnitt von 111 schlecht. und 26 bezugs. Ausbeutung bei einer Durchschnittszahl von 30 Arbeitern auf ihren Werkstellen. Ihre schlecht. Ausbeutung übersteigt um 10 und ihre bezugs. Ausbeutung um 7 die der dritten Gruppe, d. h. der geschickten Arbeit. Der Unterschied in der Ausbeutung ist demnach größer zwischen der einfachen und mittleren, als zwischen der mittleren und geschickten Arbeit, was davon herührt, daß die Eigenschaft der Zahl hier in's Spiel kommt und mitwirkt, indem auf den Werkstellen der zweiten Gruppe 30, auf denen der ersten und dritten aber nur je 22 Arbeiter vereinigt sind. — Die 5. Unterabtheilung mit einer Durchschnittszahl von 14 Arbeitern auf ihren Werkstellen, mit 119 schlecht. und 23 bezugs. Ausbeutung zeigt gegenüber der 7. mit resp. 6, 125 und 29, und die 6. Unterabtheilung mit resp. 71, 91 und 17 gegenüber der 8. mit resp. 15, 99 und 16, daß der Ausbeutungsgrad mehr durch die Concentration der Productionsmittel, als durch die Eigenschaft der Geschicklichkeit beeinflusst wird.

Die dritte Gruppe enthält in 3 Unterabtheilungen 48 Zweige geschickter Arbeit mit einem Durchschnitt von 101 schlecht. und 19 bezugs. Ausbeutung bei einer Durchschnittszahl von 22 Arbeitern auf ihren Werkstellen. Ihre bezugs. Ausbeutung ist die geringste von allen Gruppen. Die 8. Unterabtheilung läßt im Vergleich mit der 5. und 2. deutlich erkennen, wie die Eigenschaft der Geschicklichkeit auf den Ausbeutungsgrad einwirkt. Bei einer fast gleichen Durchschnittszahl der Arbeiter (resp. 15, 14 und 14) wird die 8. Unterabtheilung schlechthin um 20 und bezugsweise um 7 weniger ausgebeutet als die 5., und diese wird schlechthin um 22 und bezugsweise um 20 weniger ausgebeutet, als die 2. Unterabtheilung. Die 9. Unterabtheilung hat von allen die geringste bezugsweise Ausbeutung.

Die vierte Gruppe enthält in 2 Unterabtheilungen 12 Zweige gemischter Arbeit, die aus ungefähr $\frac{2}{3}$, oder mehr weiblichen und jugendlichen und $\frac{1}{3}$, oder oder weniger männlichen Arbeitern bestehen, mit einem Durchschnitt von 153

schlecht. und 61 bezugs. Ausbeutung bei einer Durchschnittsanzahl von 50 Personen auf ihren Werkstellen. Sie hat von allen Gruppen die höchste schlecht. und bezugs. Ausbeutung und beweist dadurch den Einfluß, welchen die Eigenschaften des Alters und Geschlechts darauf ausüben. Doch zeigt die 10. Unterabtheilung mit einer Durchschnittsanzahl von 19 Arbeitern, mit 158 schlecht. und 71 bezugs. Ausbeutung gegenüber der 1. mit resp. 4, 166 und 83, und die 11. Unterabtheilung mit einer Durchschnittsanzahl von 82 Arbeitern und 148 schlecht. Ausbeutung gegenüber der 14. mit resp. 14 und 155, sowie gegenüber der 18. mit resp. 7 und 154, und endlich gegenüber der 20. mit resp. 6 und 154, daß die Eigenschaft der Zahl in der Wirkung auf den Ausbeutungsgrad die Eigenschaften des Alters und Geschlechts bei Weitem übertrifft, indem sie trotz eines höheren Zusatzes von weiblichen und jugendlichen Arbeitern dennoch weniger ausgebeutet werden.

Die fünfte Gruppe enthält in 2 Unterabtheilungen 16 Zweige gemischter Arbeit, die aus ungefähr $\frac{2}{3}$ weiblichen und jugendlichen und $\frac{1}{3}$ männlichen Arbeitern bestehen, mit einem Durchschnitt von 91 schlecht. und 32 bezugs. Ausbeutung bei einer Durchschnittsanzahl von 51 Personen auf ihren Werkstellen. Sie hat demnach von allen Gruppen den niedrigsten Grad der schlecht. Ausbeutung und die höchste Durchschnittsanzahl der Arbeiter. Obgleich nun dieses Verhältnis mit der Theorie, welche wir hier wissenschaftlich zu begründen suchen, ganz übereinstimmt, so ist es dadurch doch nicht vollständig erklärt. Denn der Unterschied in der Ausbeutung zwischen der vierten und fünften Gruppe ist zu bedeutend, als daß er auf den geringen Unterschieden in dem Zusatz von weiblichen und jugendlichen Arbeitern ($\frac{1}{4}$ zu $\frac{2}{3}$), oder in der Durchschnittsanzahl der Personen auf den Werkstellen (50 zu 51) beruhen könnte. Es muß also noch eine andere Ursache vorhanden sein. Dafür spricht auch der Umstand, daß die 12. Unterabtheilung (fünfte Gruppe) bei gleicher Durchschnittsanzahl der Arbeiter (17) eine geringere schlecht. Ausbeutung hat, als die neunte Gruppe (114 gegen 128), trotzdem ihr Zusatz von weiblichen und jugendlichen Arbeitern viel größer ist ($\frac{2}{3}$ zu $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{10}$). — Was ist nun die Ursache? Eine Untersuchung der betreffenden Gruppen mit

Hinsicht auf die Zahl ihrer Werkstellen und die Masse des darin angelegten festen Kapitals wird uns Aufschluß geben.

Die 16 Arbeitszweige der fünften Gruppe haben zusammen 9876 Werkstellen mit einem festen Kapital von Doll. 228,064,900. Auf jeden Arbeitszweig

kommen durchschnittlich $\frac{9876}{16}$ = 617 Werkstellen und $\frac{228,064,900}{16}$ = Doll. 14,254,056

festes Kapital. Die Durchschnittsmasse des festen Kapitals für jede einzelne Werkstätte beträgt $\frac{14,254,056}{617}$ = Doll. 23,102. —

Die 12 Arbeitszweige der vierten Gruppe haben zusammen 3981 Werkstellen mit einem festen Kapital von Doll. 18,789,300. Auf jeden Arbeitszweig kommen durch-

schnittlich $\frac{3981}{12}$ = 332 Werkstellen, und $\frac{18,789,300}{12}$ = Doll. 1,565,800 festes Ka-

pital. Die Durchschnittsmasse des festen Kapitals für jede einzelne Werkstätte beträgt $\frac{1,565,800}{332}$ = Doll. 4716. In der fünften

Gruppe haben also die Arbeitszweige eine größere Durchschnittsanzahl von Werkstellen, und die Werkstellen eine größere Durchschnittsmasse von festem Kapital.

Die 8 Arbeitszweige der 12. Unterabtheilung (fünfte Gruppe) haben zusammen 8478 Werkstellen mit einem festen Kapital von Doll. 55,401,900. Auf jeden Arbeitszweig kommen durchschnittlich $\frac{8478}{8}$ = 1060 Werkstellen, und $\frac{55,401,900}{8}$

Doll. 6,925,237 festes Kapital. Die Durchschnittsmasse des festen Kapitals für jede einzelne Werkstätte beträgt $\frac{6,925,237}{1060}$

Doll. 6533. — Die 40 Arbeitszweige der neunten Gruppe haben zusammen 39,388 Werkstellen mit einem festen Kapital von Doll. 191,817,900. Auf jeden Arbeitszweig kommen durchschnittlich $\frac{39,388}{40}$ = 985 Werkstellen, und $\frac{191,817,900}{40}$

Doll. 4,795,447 festes Kapital. Die Durchschnittsmasse des festen Kapitals für jede einzelne Werkstätte beträgt $\frac{4,795,447}{985}$

Doll. 4868. In der 12. Unterabtheilung haben also die Arbeitszweige eine größere Durchschnittsanzahl von Werk-

stellen, und die Werkstellen eine größere Durchschnittsmasse von festem Kapital.

Demnach findet zwischen der fünften und vierten Gruppe dasselbe Verhältnis statt wie zwischen der 12. Unterabtheilung und der 9. Gruppe, nämlich ein Unterschied in der Durchschnittszahl der Werkstellen und in der Durchschnittsmasse des festen Kapitals. Doch ist dieser Unterschied in dem ersteren Falle größer als in dem letzteren; er beträgt für die Durchschnittszahl der Werkstellen dort 617—332 285, hier 1060—985 75, und für die Durchschnittsmasse des festen Kapitals der einzelnen Werkstellen dort 23, 102—4715 Doll. 18,386, hier 6533—4868 Doll. 1665. Dem entspricht jedoch ganz genau auch das Verhältnis ihrer schlechth. Ausbeutung, aber in umgekehrter Richtung. Diefelbe ist bei der vierten Gruppe 153, bei der fünften 91, Unterschied gleich 153—91 62; bei der neunten Gruppe 128, bei der 12. Unterabtheilung 114, Unterschied gleich 128—114 14. Je größer die Durchschnittszahl der Werkstellen und die Durchschnittsmasse des festen Kapitals, um so kleiner der Durchschnittsgrad der schlechth. Ausbeutung.

Es stellt sich also heraus, daß die fünfte Gruppe schlechthin am wenigsten ausgebeutet wird, weil sie neben der höchsten Durchschnittszahl der Arbeiter auch die höchste Durchschnittszahl der Werkstellen und die höchste Durchschnittsmasse des festen Kapitals enthält. Als festes Kapital bezeichnet man den auf Werkzeuge, Maschinen, Gebäude u. s. w., und als flüssiges den auf Arbeitslohn, Mehrwerth und Rohmaterial fallenden Theil desselben. Die Durchschnittszahl der Arbeiter, mit der wir es bisher allein zu thun hatten, repräsentirt nur das letztere. Es ist mithin wiederum die Eigenschaft der Zahl, wie sie in der Concentration des festen und flüssigen Kapitals sich äußert, welche die schlechth. Ausbeutung am mächtigsten beeinflusst. Was für eine Wirkung die Concurrenz der Kapitalisten unter sich ausübt, werden wir vielleicht später bei einer passenden Gelegenheit auseinandersetzen.

Die sechste Gruppe umfaßt in 2 Unterabtheilungen 16 Zweige gemischter Arbeit, die aus ungefähr $\frac{1}{2}$ männlichen und $\frac{1}{2}$ weiblichen und jugendlichen Arbeitern bestehen, mit einem Durchschnitt von

129 schlechth. und 36 bezugszw. Ausbeutung bei einer Durchschnittszahl von 33 Personen auf ihren Werkstellen. Auch hier zeigt sich, daß die Eigenschaft der Zahl in ihrem Einfluß auf den Grad der Ausbeutung stärker ist, als die Eigenschaften des Alters und des Geschlechts. Die achte Gruppe wird schlechthin um 131 und die neunte um 128 ausgebeutet, d. h. etwa in demselben Maße, wie die sechste Gruppe (129), trotzdem sie bedeutend weniger ($\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{10}$ gegen $\frac{1}{2}$) weibliche und jugendliche Arbeiter haben, und es läßt sich kein anderer Grund dafür geltend machen, als daß auf ihren Werkstellen nur resp. 13 und 17, auf denen der letzteren aber 33 Personen vereinigt sind. Dasselbe beweist noch schlagender die 15. Unterabtheilung mit einer Durchschnittszahl von 53 Arbeitern, mit 104 schlechth. und 26 bezugszw. Ausbeutung gegenüber der 16. mit resp. 9, 148 und 47, gegenüber der 17. mit resp. 49, 114 und 28, gegenüber der 18. mit resp. 7, 154 und 44, gegenüber der 19. mit resp. 19 und 109, gegenüber der 20. mit resp. 6, 154 und 46, und gegenüber der 21. mit resp. 12, 132 und 28. Gegenüber der 4. Unterabtheilung mit einer Durchschnittszahl von 5 Arbeitern, mit 124 schlechth. und 38 bezugszw. Ausbeutung, sowie gegenüber der 5. mit resp. 14 und 119, und gegenüber der 7. mit resp. 6, 125 und 29 thut die 15. Unterabtheilung dar, daß die Eigenschaft der Zahl die Ausbeutungsrate mächtiger beeinflusst, als die Eigenschaft der Geschlechtlichkeit.

Ueber die siebente, achte und neunte Gruppe wollen wir keine weiteren Bemerkungen machen, denn es würden nur Wiederholungen und Bestätigungen des schon Gesagten sein. Die Reihe von Thatfachen, welche wir hier aufgedeckt haben, muß unserer Ueberzeugung nach hinreichen, um die im Eingang unseres Artikels ausgesprochene Behauptung zu rechtfertigen, nämlich daß der Ausbeutungsgrad um so niedriger sinkt, je mehr die Productionsmittel unter immer wenigeren Eigenthümern sich concentriren, und je größere Massen von Arbeitern zusammenwirken.

Die Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen in ihrer Beziehung zum jährlichen Durchschnittslohn der Arbeiter.

Die Durchschnittsanzahl der Arbeiter auf den Werkstellen, welche meinen beiden vorhergehenden Artikeln zu Grunde liegt, repräsentirt, wie schon erwähnt, nur das flüssige Kapital, d. h. den Theil des Kapitals, der als Arbeitslohn, Rohmaterial und Mehrwerth in stetiger Bewegung ist. Die nachfolgenden Untersuchungen sollen darthun, daß meine Behauptungen auch für das feste Kapital gelten, d. h. für den Theil des Kapitals, welcher in Werkzeugen, Maschinen, Gebäuden u. s. w. angelegt ist, wodurch der Beweis vollständig wird.

1. Gruppe.

Einfache Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als 1 Zehntel weibliche und jugendliche Arbeiter.)

1. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
1. Bott- u. Perl- asche	1,668	149
2. Käselisten .	2,188	180
3. Tabakskisten	2,487	342
4. Gebrannter Kalk	5,339	300
5. Sechschalter Stach	5,830	274
6. Gehobelt. u. gefägl. Bau- holz	5,994	282
7. Holzessigsäure	6,300	326
8. Gemahlener Gyps	7,294	352
9. Pflaster-Ma- terialien . .	16,313	632
10. Salz	23,268	393
	<u>76,681</u>	<u>3,230</u>
	=7,668	=323

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 1. Unterabtheilung = Doll. 7668, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter Doll. 323.

2. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
11. Bergbau- producte . .	27,889	483
12. Künstliche Düngstoffe .	36,476	306

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
13. Baumwoll- samen-Del .	47,129	440
14. Deuleisen (iron blooms)	54,960	412
15. Geschmolz. u. gewalzt. Zink	56,365	505
16. Geschmolzen. Kupfer . . .	116,981	533
17. Roheisen (pig iron) .	145,454	453
18. Raffinirter Zucker u. Me- lasse	348,224	691
19. Geschmolzen. Quecksilber .	875,000	707
	<u>1,798,478</u>	<u>4,530</u>
	=189,831	=503

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 2. Unterabtheilung = Doll. 189,831, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter = Doll. 503.

2. Gruppe.

Mittlere Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als 1 Zehntel weiblicher und jugendlicher Arbeiter.)

3. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
1. Gypserei . .	512	365
2. Grobschmie- derei	602	175
3. Anstreichen .	920	379
4. Ziegel- und Stein-Mau- rerei	1,125	387
5. Schlosserei .	1,204	289
6. Sattlerei . .	1,832	300
7. Lapidararbeit	2,646	441
8. Viechwaaren	3,164	369
9. Holz-Drehen u. Schnitzen	3,754	365
10. Pumpen- macherei . .	3,776	348
11. Wasser- und Gas-Einrich- tungen . . .	5,293	446
12. Schmiede- eiserne Ge- länder	5,476	510
13. Leisten . . .	5,513	514
14. Möbel	6,590	441
15. Leber u. zu- bereitet. Felle	7,586	382
16. Farbige Glas	8,267	587
17. Holz-Träger, Simse u. s. w.	12,804	582

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
18. Fenster, Türen und Läden . . .	13,234	494
19. Räder, Spei- chen, Felgen u. s. w. . . .	13,418	415
20. Abzugs-Röh- ren	14,373	417
21. Anker und Kabelketten .	15,360	461
22. Gasometer .	17,500	500
23. Kühler (re- frigerators)	20,297	529
	165,241	9,696
	<u> </u>	<u> </u>
	23	23
	<u> </u>	<u> </u>
	=7,184	=422

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 3. Unterabtheilung = Doll. 7184, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter = Doll. 422.

4. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
24. Gußeisen . .	20,509	562
25. Spiegel . . .	20,818	518
26. Drucker- schwärze . . .	21,456	646
27. Messerschm. Waaren und Schneidwerk- zeuge	22,377	500
28. Galvanisiren	22,889	607
29. Holzbrei zur Papier-Fabr. (wood pulp)	23,875	542
30. Sodawasser- apparate . . .	32,627	458
31. Nähmaschine- Zubehör . . .	38,090	566
32. Malz	38,544	421
33. Spiegelglas	39,140	662
34. Sägen	40,047	612
35. Mühlensteine .	42,795	605
36. Schneidwerk- zeuge u. Aegle	43,497	568
37. Schmiedeißen	44,432	551
38. Schaufeln u. Spaten	58,238	576
39. Stählerne Springsfedern	59,183	589
40. Bodenwachs- tuch (floor oilcloth) . . .	65,794	467
41. Farben	78,017	533
42. Gewaltes Eisen	176,692	564
43. Stahl	211,513	677
44. Geschmiedete Röhren	241,418	543

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
45. Eisen für Schiffbau u. Dampfbot- Maschinen .	750,000	597
	2,091,946	12,364
	<u> </u>	<u> </u>
	22	22
	<u> </u>	<u> </u>
	=95,088	=562

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 4. Unterabtheilung = Doll. 95,088, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter = Doll. 562.

3. Gruppe.

Geschickte Arbeit.

(Weibliche und jugendliche Arbeiter gänzlich ausgeschlossen.)

5. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
1. Büchsenmach. (Reparatur)	985	212
2. Uhrmacherei (Reparatur)	1,229	230
3. Uhren - Ma- terialien . . .	2,215	489
4. Vergolberei .	2,506	513
5. Schaukästen	3,794	633
6. Muster und Modelle . . .	3,847	524
7. Künstl. Glie- der	5,096	489
8. Brillen und Augengläser	5,930	541
9. Wasseruhren (water-meters)	7,500	558
10. Koffer, Man- telstücke und Reisetaschen	9,847	584
11. Accidenz- druckerei . . .	9,864	548
12. Graviren . .	11,113	851
13. Kupfer- schmiederei .	11,378	600
14. Schiffbau, Zubehör und Reparaturen	11,945	508
15. Zeitungs- druckerei . . .	12,467	671
16. Goldene Schreibfed. u. Stifthalter . .	12,774	612
17. Herzliche u. wissenschaftl. Instrumente	13,618	587
18. Signal- Ap- parate (burglar and till alarms)	14,400	707
19. Gehäuse für Taschenuhren	14,908	843

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
20. Musikal. Instru- mente . . .	16,284	608
21. Chromos u. Lithograph. . .	16,854	624
22. Goldarbeit. . .	17,310	492
23. Melodeone und Haus- orgeln . . .	18,545	666
24. Billard- und Bagatell- Tische, Stöcke u. Zubehör	20,687	770
	245,096	13,860
	=10,212	=577

Durchschnittsmasse des festen Kapitals
auf den Werkstellen der 5. Unterabtheilung
Doll. 10,212, und jährlicher Durch-
schnittslohn der Arbeiter = Doll. 577.

6. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
25. Waagen . .	20,806	683
26. Plattirte Waaren . .	22,592	620
27. Maschinerie (versch. Art)	23,249	585
28. Silberwaar.	23,319	695
29. Orgeln und Zubehör . .	23,366	735
30. Reduziren u. Raffiniren v. Gold u. Silb.	24,333	671
31. Heizvorricht.	27,217	755
32. Stereotypen und Elektro- typen	28,700	630
33. Eisenbein- Arbeiten . .	29,322	689
34. Maschinerie für Baumw. u. Wollefabr.	31,342	534
35. Feuerfeste Schränke u. Gemölbe . .	31,926	567
36. Emailiren .	32,750	522
37. Wanduhren	33,950	645
38. Saffianleder	34,107	585
39. Lackirt. Leder	34,846	659
40. Dampf- Ma- schinen, Loco- motiven und Kessel	37,688	554
41. Klaviere, Flügel und Zubehör . .	38,585	750
42. Druck und Verlag (ver- schied. Art)	54,148	746
43. Taschenuhr.	72,058	902

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
44. Gas- Uhren (gas-meters)	78,000	637
45. Feuerwaffen	87,324	773
46. Eisen- Ma- schinerie (Re- paratur) . .	154,852	629
47. Gasretorten	172,600	808
48. Nähmaschin.	178,764	736
	1,295,544	16,110
	=53,981	=671

Durchschnittsmasse des festen Kapitals
auf den Werkstellen der 6. Unterabtheilung
Doll. 53,981, und jährlicher Durch-
schnittslohn der Arbeiter = Doll. 671.

4. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{3}{4}$ oder mehr weibliche und jugend-
liche und $\frac{1}{4}$ oder weniger männliche Arbeiter.)

7. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
1. Buchmacherei	1,454	165
2. Frauenkleid.	1,906	215
3. Fächer . . .	4,666	200
4. Reißfröde u. Schnürbrüste	8,802	243
5. Zündhölz. .	20,291	241
6. Regenschirme und Röcke .	20,925	320
	58,044	1,384
	=9,674	=231

Durchschnittsmasse des festen Kapitals
auf den Werkstellen der 7. Unterabtheilung
Doll. 9674, und jährlicher Durch-
schnittslohn der Arbeiter = Doll. 231.

8. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
7. Briefumschl.	39,773	347
8. Papier- Kra- gen u. Man- schetten . . .	50,281	279
9. Stahlfedern	58,333	234
10. Näh- und Drehseide . .	63,529	248
11. Spielfarten	124,000	329
12. Leinenwaar.	232,525	243
	568,441	1,680
	=94,740	=280

Durchschnittsmasse des festen Kapitals
auf den Werkstellen der 8. Unterabtheilung
= Doll. 94,740, und jährlicher Durch-
schnittslohn der Arbeiter = Doll. 280.

5. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ weibliche und $\frac{1}{3}$ männliche Arbeiter.)

9. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
1. Haararbeiten	3,334	252
2. Mannskleid.	6,340	286
3. Künstl. Federn, Blumen, Früchte	7,753	190
4. Würdenzeich., Banner und Sinnbilder .	8,678	280
5. Handschuhe .	10,591	242
6. Fisch-Netze .	11,258	258
7. Knöpfe . . .	15,839	304
8. Gepresste u. eingemachte Pflanzenspeisen . . .	18,734	317
	<u>82,527</u>	<u>2,129</u>
	=10,316	=266
	8	8

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 9. Unterabtheilung = Doll. 10,316, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter = Doll. 266.

10. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
9. Strumpfwaaren . . .	44,078	300
10. Baumwoll.-Faden, Kor- del u. Garne	60,100	287
11. Bündhütchen	72,500	546
12. Seidenwaar. (versch. Art)	75,842	318
13. Wollenwaar. (worsted goods)	98,880	338
14. Saartuch . .	107,100	385
15. Schreibpap.	137,276	381
16. Baumwoll.-waaren (verschied. Art)	162,685	288
	<u>758,461</u>	<u>2,793</u>
	=94,808	=349
	8	8

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 10. Unterabtheilung = Doll. 94,808, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter = Doll. 349.

6. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{1}{3}$ männliche und $\frac{2}{3}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

11. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
1. Wagen-Ausstaffir. (carriage trimm.)	7,412	318
2. Buchbind. .	10,639	402
3. Drahtarbeit.	11,829	285
4. Düten und Papiersäcke .	12,181	304
5. Korfschneid.	12,867	300
6. Rodemaar.	13,281	343
7. Hüte u. Müt.	13,436	407
8. Parfümerien, Schönheitsmittel und feine Seifen	18,327	358
	<u>92,922</u>	<u>2,717</u>
	=11,615	=340
	8	8

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 11. Unterabtheilung = Doll. 11,615, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter = Doll. 340.

12. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
9. Pelzwaaren	19,078	352
10. Fäden und Deseu . . .	20,556	393
11. Karten (ausgenommen Spielkarten)	28,046	414
12. Regenschirm-Zubehör . .	36,790	380
13. Wollenzeuge (woolen goods)	50,141	342
14. Gewalztes Messing . .	51,163	521
15. Flach-, Hanf- u. Jute-Sackstoff	95,700	303
16. Gummi-Artikel u. elast. Waaren . .	133,689	425
	<u>435,163</u>	<u>3,180</u>
	=54,395	=391
	8	8

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 12. Unterabtheilung = Doll. 54,395, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter = Doll. 391.

7. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

13. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
1. Weiden-Artikel (willow ware) . . .	1,243	200
2. Strohmaat-Weicherei . . .	1,555	290
3. Cigarrenkist.	2,640	309
4. Feine Schachteln	2,953	249
5. Besen und Rehrösch.	3,174	244
6. Bruchbänder, Bandagen u. Tragbeutel	4,286	368
7. Waschblau	4,772	333
8. Spielwaaren	6,384	296
9. Schuhpföde	6,535	280
10. Polsterarbeit	7,690	353
11. Peitschen	7,722	330
12. Blatt- und Schaumgold	8,096	431
13. Peitschen u. Stöcke	9,192	446
14. Backpulver	9,815	375
15. Baumwollen-Watte	10,252	323
16. Kleider- und Haarbürsten	10,726	285
17. Tinte	11,049	287
	<u>108,064</u>	<u>5,399</u>
	<u>—=6,357</u>	<u>—=318</u>
	17	17

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 13. Unterabtheilung Doll. 6357, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter Doll. 318.

14. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
18. Eingemachtes und Saucen	13,703	339
19. Shobby (aus alt. Stoffen verfert. Tuch)	14,570	314
20. Näh- u. Stechnadeln	15,796	436
21. Bindfaden und Korbel	17,565	334
22. Knall- und Feuerwerkstoffe	28,576	514
23. Tabak u. Cigarren	28,969	362

Festes Kapital.
Doll.

Jahreslohn.
Doll.

24. Papier (versch. Art)	30,686	371
25. Messingwaaren	41,448	521
26. Buchdruckerei	53,225	547
27. Schriftgieß.	54,993	541
28. Teppiche	58,329	387
29. Druckpapier	71,370	416
30. Taschenuhren	72,058	718
31. Glaswaaren versch. Art)	91,104	484
32. Tapeten	94,367	379
33. Druckerei v. Baumwoll- und Wollenzeugen	318,275	387
34. Schrauben	508,216	420
	<u>1,513,250</u>	<u>7,490</u>
	<u>—=89,015</u>	<u>—=441</u>
	17	17

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 14. Unterabtheilung Doll. 89,015, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter - Doll. 441.

8. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{3}{4}$ männliche und $\frac{1}{4}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

15. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
1. Sonnendächer und Zelte	2,944	399
2. Körbe	2,968	244
3. Streichriemen und Schleifsteine	3,978	281
4. Conditoreiwaaren	5,264	359
5. Materialien für Künstler	5,475	401
6. Tabakspfeif.	5,761	447
7. Matten	5,893	352
	<u>32,283</u>	<u>2,483</u>
	<u>—=4,612</u>	<u>—=355</u>

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 15. Unterabtheilung Doll. 4612, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter - Doll. 355.

16. Unterabtheilung.

	Festes Kapital Doll.	Jahreslohn. Doll.
8. Rämme	11,617	328
9. Polirstoffe	17,657	378
10. Put- u. Materialien	18,849	580

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
11. Bleicherei u. Färberei . .	20,028	427
12. Stearin- u. Wachslichter	54,125	375
13. Materialien f. Zahnärzte	83,820	702
14. Sand- und Schmirgel-Papier und Tuch	245,239	554
	<u>451,335</u>	<u>3,294</u>
	=64,476	=471
	7	7

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 16. Unterabtheilung Doll. 64,476, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter Doll. 471.

9. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{1}{5}$ — $\frac{9}{10}$ männliche und $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{10}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

17. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
1. Graviren u. Patronen-schneiden . .	1,794	362
2. Photograph.	1,830	281
3. Dünnbier . .	1,947	207
4. Schuhe und Stiefel . . .	2,091	382
5. Cigarren . .	2,455	349
6. Stuis für Schmuckfach und Instrumente . . .	2,755	356
7. Brod u. and. Bäckereiproducte	2,824	379
8. Tapeziren . .	4,666	539
9. Croquetspiele	6,375	422
10. Lackirte Artikel	6,695	410
11. Steingut u. ird. Waare . .	6,814	367
12. Fleischextract	7,914	475
13. Spiegel- u. Gemälde-Rahmen . .	8,094	453
14. Holz. Federhalter	8,125	321
15. Metallwaar. für Sattler . .	9,563	414
16. Accidenz-druderei . . .	9,848	488
17. Ricinusöl . .	10,212	500
18. Holzwaaren	10,426	382
19. Schiebbarren	10,598	468

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
20. Gebrannter und gemahlener Kaffee, Zimmt u. s. w.	12,235	550
	<u>127,261</u>	<u>8,100</u>
	=6,363	=405
	20	20

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 17. Unterabtheilung Doll. 6363, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter Doll. 405.

18. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Jahreslohn. Doll.
21. Zeitungs-druckerei . .	12,467	622
22. Materialien für Wanduhren	13,150	492
23. Feilen	13,714	404
24. Stärkemehl.	14,050	435
25. Kinderwagen u. Schlitten	14,087	447
26. Gloden und Schellen . .	16,677	478
27. Seife u. Licht.	17,027	435
28. Lampen, Laternen und Locomotivlichter	17,232	514
29. Plattirte Waaren . .	22,592	531
30. Eisenwaaren (hard ware)	23,918	481
31. Messerschm. waaren	27,400	461
32. Leim	27,926	387
33. Stereotypen und Elektrotypen	28,700	583
34. Zubehör und Ausstaffir. v. Eisenb.-Wag.	40,666	570
35. Drogen u. Chemikalien	43,667	453
36. Druck u. Verlag (versch. Art)	54,148	671
37. Bronze-Gußwaaren	59,922	597
38. Gasbeleucht. und Lampen-Zubehör . .	69,825	500
39. Draht	78,775	622
40. Fensterglas.	92,702	526
	<u>688,640</u>	<u>10,209</u>
	=34,432	=510

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 18. Unterabtheilung Doll. 34,432, und jährlicher Durchschnittslohn der Arbeiter = Doll. 510.

Wiederholung.

Erste Gruppe. Einfache Arbeit. (Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als $\frac{1}{10}$ weibl. und jugendl. Arbeiter.)		Festes Kapital.	Jahreslohn.
		Doll.	Doll.
1.	Unterabtheilung	7,668	323
2.	"	189,831	503
Zweite Gruppe. Mittlere Arbeit. (Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als $\frac{1}{10}$ weibl. und jugendl. Arbeiter.)			
3.	Unterabtheilung	7,184	422
4.	"	95,088	562
Dritte Gruppe. Geschickte Arbeit. (Weibliche und jugendliche Arbeiter gänzlich ausgeschlossen.)			
5.	Unterabtheilung	10,212	577
6.	"	53,981	671
Vierte Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{3}{4}$ oder mehr weibl. und jugendl. und $\frac{1}{4}$ oder weniger männl. Arbeiter.)			
7.	Unterabtheilung	9,674	231
8.	"	94,740	280
Fünfte Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{2}{3}$ weibliche und jugendliche und $\frac{1}{3}$ männliche Arbeiter.)			
9.	Unterabtheilung	10,316	266
10.	"	94,808	349
Sechste Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{1}{2}$ männliche und $\frac{1}{2}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)			
11.	Unterabtheilung	11,615	340
12.	"	54,395	391
Siebente Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und jugendliche Arbeiter)			
13.	Unterabtheilung	6,357	318
14.	"	89,015	441
Achte Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{3}{4}$ männliche und $\frac{1}{4}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)			
15.	Unterabtheilung	4,612	355
16.	"	64,476	471
Neunte Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{4}{5}$ — $\frac{9}{10}$ männl. und $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{10}$ weibl. und jugendl. Arbeiter.)			
17.	Unterabtheilung	6,363	405
18.	"	34,432	510

Bemerkungen.

Bei der vorliegenden dritten Untersuchung ist dieselbe Trennung der Arbeitszweige in 9 Gruppen festgehalten worden, wie sie für den ersten und zweiten Artikel stattgefunden hatte. Während aber früher 4 Gruppen in je 3, und die übrigen 5 in je 2 Unterabtheilungen zerfielen, so daß die ganze Zahl der Unterabtheilungen 22 betrug, habe ich jetzt alle 9 Gruppen gleichmäßig in je 2 Unterabtheilungen geschieden, so daß sie insgesammt auf 18 beschränkt sind. Es geschah dies der besseren Uebersicht und leichteren Vergleichung halber. — Die Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der einzelnen Arbeitszweige ist in der Weise berechnet, daß das ganze feste Kapital des betreffenden Arbeitszweiges durch die Menge seiner Werkstellen dividirt wurde. Nehmen wir z. B. den 1. Arbeitszweig der 1. Unterabtheilung: „Pott- und Perlasche“, so findet sich, daß derselbe in dem Censusbjahre (1869—70) auf 105 Werkstellen zusammen ein festes Kapital von Doll. 175,183 hatte, also durchschnittlich für jede Werkstelle

105 = Doll. 1668. — Die Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der einzelnen Unterabtheilungen ergab sich, indem die Durchschnittsmassen des festen Kapitals aller einzelnen Arbeitszweige der betreffenden Unterabtheilung addirt und durch die Summe der Arbeitszweige dividirt wurden. In der so erhaltenen Zahl kommen demnach alle einzelnen Arbeitszweige der Unterabtheilung zu verhältnißmäßig gleicher Geltung, ohne Rücksicht auf die Gesamtmenge der Werkstellen und die Gesamtmasse des festen Kapitals, aus welchen die Durchschnittsziffern hervorgegangen sind.

Gehen wir nun zur Prüfung unserer Gruppen und Unterabtheilungen über, so genügt auch hier ein kurzer Blick auf die Tabelle der Wiederholung, um zu zeigen, daß die Concentration des festen Kapitals oder die Eigenschaft der Zahl einen Factor bildet, welcher den jährlichen Durchschnittslohn mächtig beeinflusst. In den beiden Unterabtheilungen einer jeden Gruppe ist die geringere Durchschnittsmasse des festen Kapitals mit geringerem Durchschnittslohn und die höhere Durchschnittsmasse mit höherem Durchschnittslohn verbunden. Ganz schlagend wird der Beweis dadurch,

daß viele Arbeitszweige auf den Tabellen vorkommen, die hinsichtlich der Eigenschaften des Alters, des Geschlechts und der Geschicklichkeit völlig gleich sind und sich nur bezüglich des von der Durchschnittsmasse ihres festen Kapitals bestimmten niedrigeren oder höheren durchschnittlichen Jahreslohnes von einander unterscheiden. Man vergleiche z. B. in der ersten Unterabtheilung „Gebrannter Kalk“ mit „Gemahlener Gyps“, in der zweiten „Deuleisen“ mit „Roheisen“, in der dritten und vierten „Holz-Drehen und Schnitzen“ mit „Möbel“ und „Hölzerne Träger, Simse u. s. w.“, „Farbiges Glas“ mit „Spiegelglas“, „Messerschmiedswaren und Schneidwerkzeuge“ mit „Sägen“ und mit „Schneidwerkzeuge und Aegte“ u. s. w., in der fünften und sechsten „Büchsenmacherei“ mit „Feuerwaffen“, „Uhrmacherei“ mit „Taschenuhren“, „Wasser-Uhren“ mit „Gas-Uhren“ und mit „Gasretorten“, „Musikalische Instrumente“ mit „Melodeone und Hausorgeln“, mit „Orgeln und Zubehör“ und mit „Klaviere, Flügel und Zubehör“ u. s. w.

Noch dies nicht allein. Einzelne Unterabtheilungen zeigen sogar, daß die Concentration des festen Kapitals in ihrer Wirkung auf den jährlichen Durchschnittslohn stärker ist, als die Eigenschaften der Geschicklichkeit, des Alters und Geschlechts. Man vergleiche z. B. in dieser Hinsicht die zweite Unterabtheilung mit der dritten, die vierte mit der fünften, die achte mit der neunten, die zehnte mit der elften, die zwölfte mit der dreizehnten, die vierzehnte mit der fünfzehnten und endlich die sechszehnte mit der siebzehnten. Das feste Kapital verhält sich also ganz ähnlich, wie das durch die Zahl der Arbeiter auf den Werkstellen repräsentirte flüssige Kapital.

Die Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen in ihrer Beziehung zum Durchschnittsgrade der Ausbeutung.

1. Gruppe.

Einfache Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als $\frac{1}{10}$ weibl. und jugendl. Arbeiter.)

1. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
1. Pott- u. Perl- asche	1,668	195

„Die Zukunft“. 1. Jahrg. Heft 24 (15 Septbr. 1872.)

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
2 Käsekiten	2,188	140
3. Tabakskisten	2,487	72
4. Gebrannter Kalk	5,339	111
5. Gehehelter Flachß	5,830	88
6. Gehobelt. u. gesägt. Bauholz	5,994	135
7. Holzessigsäure	6,300	297
8. Gemahlener Gyps	7,294	106
9. Plaster-Materialien	16,313	82
10 Salz	23,268	134
	76,681	1,360
	=7,668	=136
	10	10

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 1. Unterabtheilung Doll. 7668, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung 136.

2. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
11. Bergbau- producte	27,880	63
12. Künstliche Dungstoffe	36,476	122
13. Baumwoll- samen Del	47,129	167
14. Deuleisen (iron blooms)	54,960	37
15. Geschmolz. u. gewalzt. Zink	56,365	126
16. Geschmolz. Kupfer	116,981	32
17. Roheisen (pig iron)	145,454	63
18. Raff. Zucker u. Melasse	348,224	235
19. Geschmolz. Quecksilber	875,000	64
	1,798,478	909
	=189,831	=101
	9	9

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 2. Unterabtheilung Doll. 189,831, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung 101.

2. Gruppe.

Mittlere Arbeit.

(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als $\frac{1}{10}$ weibl. und jugendl. Arbeiter.)

3. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
1. Gypserei	512	91
2. Grob schmied	602	196

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
3. Anstreichen	920	95
4. Ziegel- und Stein- Bau- erei	1,125	74
5. Schlofferei .	1,204	162
6. Sattlerei . .	1,832	120
7. Lapidar- Ar- beit	2,646	75
8. Blechwaaren	3,164	111
9. Holz-Drehen u. Schnitzen	3,754	110
10. Pumpenmach.	3,776	160
11. Wasser- und Gaseinricht.	5,293	58
12. Schmiedeiß. Gefänder . .	5,476	122
13. Leisten . . .	5,513	93
14. Möbel	6,590	88
15. Leder u. zu- bereit. Felle	7,586	145
16. Farbige Glas	8,267	100
17. Holz-Träger, Sirkse u. f. w.	12,804	81
18. Fenster, Thü- ren u. Läden	13,234	74
19. Käber, Spei- chen, Felgen u. f. w.	13,413	83
20. Abzugsröhr.	14,373	154
21. Anter und Kabelketten.	15,360	58
22. Gasometer .	17,500	325
23. Kühler (re- frigerators)	20,297	138
	<u>165,241</u>	<u>2,713</u>
	=7,184	=118
	23	23

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 3. Unterabtheilung Doll. 7184, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung 118.

4. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
24. Gußeisen . .	20,509	64
25. Spiegel . . .	20,818	158
26. Drucker- schwärze . . .	21,456	123
27. Messerschm. Waaren und Schneidwerk- zeuge	22,377	51
28. Galvanisiren	22,889	121
29. Holzbrei zur Papierfabri- kation (wood pulp)	23,875	114
30. Sodawasser- Apparate . . .	32,627	240
31. Nähmaschin. Zubehör . . .	33,090	74

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
32. Malz	38,544	248
33. Spiegelglas	39,140	93
34. Sägen	40,047	66
35. Mühlensteine	42,795	103
36. Schneidwerk- zeuge u. Kerze	43,497	39
37. Schmiedeisen	44,432	54
38. Schaufeln u. Spaten	58,238	98
39. Stählerne Springfedern	59,183	82
40. Bodenwachs- tuch (floor oilcloth) . . .	65,794	118
41. Farben	78,017	167
42. Gewalztes Eisen	176,692	48
43. Stahl	211,513	142
44. Geschmiedete Röhren	241,413	84
45. Eisen für Schiffbau u. Dampfbboot- Maschinen . .	750,000	11
	<u>2,091,946</u>	<u>2,298</u>
	=95,088	=104
	22	22

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 4. Unterabtheilung Doll. 95,088, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung = 104.

3. Gruppe.

Geschichte Arbeit.

(Weibliche und jugendliche Arbeiter gänzlich ausgeschlossen.)

5. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
1. Büchsenmach. (Reparatur)	985	201
2. Uhrmacherei (Reparatur)	1,229	205
3. Uhrenmate- rialien	2,215	109
4. Vergolderei	2,506	120
5. Schaufelst.	3,794	86
6. Muster und Modelle	3,847	128
7. Künstliche Glieder	5,096	171
8. Brillen und Augengläser	5,930	75
9. Wasseruhren (water-meters)	7,500	265
10. Koffer, Ran- telsäcke und Reisetaschen	9,847	135

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
11. Accidenz- druckerei . .	9,864	89
12. Graviren . .	11,118	49
13. Kupfer- schmiederei .	11,378	141
14. Schiffbau, Zubehör u. Reparatur. .	11,945	61
15. Zeitungs- druckerei . .	12,467	91
16. Gold-Schreib- federn und Stifthalter .	12,774	100
17. Aertzl. und wissenschaftl. Instrumente	13,618	81
18. Signal- Ap- parate (burglar and till alarms)	14,400	82
19. Gehäuse für Taschenuhr.	14,908	103
20. Musikaltische Instrumente	16,284	57
21. Chromos u. Lithograph..	16,854	100
22. Goldarbeit..	17,310	173
23. Melodeone und Haus- orgeln . . .	18,545	26
24. Billard- und Bagat.-Tische, Stöcke u. Zu- behör.	20,687	157
	<u>245,096</u>	<u>2,806</u>
	<u>24</u>	<u>24</u>
	<u>10,212</u>	<u>117</u>

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 5. Unterabtheilung = Doll. 10,212, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung = 117.

6. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
25. Waagen . .	20,806	174
26. Plattirte Waaren . .	22,592	72
27. Maschinerie (versch. Art)	23,249	63
28. Silberwaar.	23,319	94
29. Orgeln und Zubehör . .	23,866	84
30. Reduciren u. Raffinir. von Gold u. Silb.	24,333	41
31. Heizvorricht.	27,217	121
32. Stereotypen und Electro- typen	28,700	75
33. Elfenbein- Arbeiten . .	29,322	133

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
34. Maschinerie f. Wolle u. Baumwolle- Fabriken . .	31,342	58
35. Feuerfeste Schränke u. Gewölbe . .	31,926	76
36. Emailtiren .	32,750	136
37. Wanduhren .	33,950	102
38. Saffianleder	34,107	85
39. Sattlerleder	34,846	118
40. Dampf-Ma- schinen, Lo- comotiven u. Kessel	37,688	59
41. Klaviere, Flügel und Zubehör . .	38,585	62
42. Druck u. Ver- lag (versch. Art)	54,148	129
43. Taschenuhren	72,058	70
44. Gas- Uhren (gas-meters)	78,000	37
45. Feuerwaffen	87,324	69
46. Eisenb.-Ma- schinerie (Re- paratur) . .	154,852	12
47. Gasretorten	172,600	74
48. Nähmaschin.	178,764	103
	<u>1,295,544</u>	<u>2,147</u>
	<u>53,981</u>	<u>89</u>
	<u>24</u>	<u>24</u>

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 6. Unterabtheilung = Doll. 53,981, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung = 89.

4. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr 2/4 oder mehr weibl. und jugendl. und 1/4 oder weniger männl. Arbeiter.)

7. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
1. Putzmacherei	1,454	158
2. Frauenkleid.	1,906	131
3. Fächer . . .	4,666	126
4. Reiffröde u. Schnürbrüste	8,802	126
5. Hüdnhütchen	20,291	265
6. Regenschirme und Stöcke	20,925	145
	<u>58,044</u>	<u>951</u>
	<u>9,674</u>	<u>158</u>
	<u>6</u>	<u>6</u>

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 7. Unterabtheilung = Doll. 9,674, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung = 158.

8. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
7. Briefumschl.	39,773	193
8. Papiertragen u. Manschett.	50,281	171
9. Stahlfedern	58,338	96
10. Näh- u. Dreh- selbe	68,529	111
11. Spielkarten	124,000	207
12. Zeinenwaar.	232,525	111
	<u>568,441</u>	<u>889</u>
	8 = 94,740	8 = 148

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 8. Unterabtheilung 94,740, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung 148.

5. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ weibliche und jugendliche und $\frac{1}{3}$ männliche Arbeiter.)

9. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
1. Haararbeiten	3,884	148
2. Mannskleid.	6,340	90
3. Künstl. Fed., Blumen und Frische . . .	7,758	118
4. Würbenzeig., Banner und Sinnbilder .	8,678	163
5. Handschuhe.	10,591	92
6. Fisch-Neze.	11,258	118
7. Knöpfe . . .	15,899	64
8. Gepresste u. eingemachte Pflanzenseif.	18,784	124
	<u>82,527</u>	<u>912</u>
	8 = 10,316	8 = 114

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 9. Unterabtheilung = Doll. 10,316, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung = 114.

10. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
9. Strumpf- waaren . . .	44,078	76
10. Baumwoll- Faden, Kor- del u. Garne	60,100	76
11. Zündhütchen	72,500	65

Festes Kapital. Ausbeutung.
Doll. Doll.

12. Seidenwaar. (versch. Art)	75,842	100
13. Wollenwaar- ren (worsted goods) . . .	98,880	62
14. Haartuch . .	107,100	29
15. Schreibpapier	137,276	98
16. Baumwoll- waar. (ver- schied. Art) .	162,685	42
	<u>758,461</u>	<u>548</u>
	8 = 94,808	8 = 68

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 10. Unterabtheilung Doll. 94,808, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung = 68.

6. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{1}{2}$ männliche und $\frac{1}{2}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)

11. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
1. Wagen-Aus- staffirung (carriage trimmings)	7,412	145
2. Buchbind. .	10,689	83
3. Drahtarbeit.	11,829	80
4. Düten und Papiersäcke .	12,131	195
5. Kortschneib.	12,867	110
6. Modewaar..	13,281	52
7. Hüte und Rühen . . .	13,436	85
8. Parfümerien, Schönheits- mittel und feine Seifen	18,827	305
9. Pelzwaaren	19,078	269
	<u>112,000</u>	<u>1,324</u>
	9 = 12,444	9 = 147

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 11. Unterabtheilung = Doll. 12,444, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung = 147.

12. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
10. Galen und Defen . . .	20,556	129
11. Karten (aus- genommen Spielkarten)	28,046	96

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
12. Regenschirm- Zubehör . .	36,790	84
13. Wollenzeuge (woolen goods)	50,141	92
14. Gewalzteß Messing . .	51,163	119
15. Flachsb-, Hanf- u. Jute-Sack- stoff	95,700	73
16. Gummi-Art. u. elastische Waaren . .	133,689	158
	<u>416,085</u>	<u>751</u>
	<u>7</u>	<u>7</u>

Durchschnittsmasse des festen Kapitals
auf den Werkstellen der 12. Unterabthei-
lung Doll. 59,441, und Durchschnitts-
grad der Ausbeutung 107.

7. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und
jugendliche Arbeiter.)

13. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
1. Weiden-Art. (willow ware)	1,243	108
2. Strohwaar- bleicherei .	1,555	87
3. Cigarrenkist.	2,640	91
4. Feine Schach- teln	2,953	93
5. Fesen und Rehrwische .	3,174	121
6. Bruchbänder, Bandagen u. Tragbeutel .	4,286	141
7. Waschblau .	4,772	183
8. Spielwaar.	6,384	118
9. Schuhpföcke	6,535	142
10. Polster-Arb.	7,690	157
11. Peitschen .	7,722	125
12. Blatt- und Schaumgold	8,096	185
13. Peitschen u. Stöcke . . .	9,192	53
14. Backpulver .	9,815	211
15. Baumwollen- Matte . . .	10,252	112
16. Kleider- und Haarbürsten	10,726	83
17. Tinte	11,049	271
18. Eingemachtes u. Saucen . .	13,703	223
19. Shobby(aus alten Stoffen verfert. Tuch)	14,570	209
	<u>136,517</u>	<u>2,711</u>
	<u>19</u>	<u>19</u>

Durchschnittsmasse des festen Kapitals
auf den Werkstellen der 13. Unterabthei-
lung Doll. 7185, und Durchschnitts-
grad der Ausbeutung 143.

14 Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
20. Näh- u. Sted- nadeln . . .	15,796	95
21. Bindfab. u. Korb	17,565	142
22. Knall- und Feuerwerk- stoffe	28,576	170
23. Tabak u. Ci- garren . . .	28,969	162
24. Papier (ver- schied. Art) .	30,686	151
25. Messingwaar.	41,448	121
26. Buchdruck .	53,225	149
27. Schriftgieß.	54,993	72
28. Teppiche . .	58,329	56
29. Druckpapier	71,370	133
30. Taschenuhr.	72,058	70
31. Glaswaaren (versch. Art)	91,104	54
32. Tapeten . .	94,367	128
33. Druckerei v Baumw. u. Wollenzeug.	818,275	107
34. Schrauben .	508,216	131
	<u>1,484,977</u>	<u>1,741</u>
	<u>15</u>	<u>15</u>

Durchschnittsmasse des festen Kapitals
auf den Werkstellen der 14. Unterabthei-
lung Doll. 98,998, und Durchschnitts-
grad der Ausbeutung 116.

8. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und
jugendliche Arbeiter.)

15. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
1. Sonnendächer und Zelle .	2,944	179
2. Körbe . . .	2,968	82
3. Streichriem- und Schleif- steine	3,978	115
4. Conditorei- waaren . . .	5,264	228
5. Materialien für Künstler	5,475	245
6. Tabakspfeif.	5,761	59
7. Matten . . .	5,893	109
	<u>32,283</u>	<u>1,017</u>
	<u>7</u>	<u>7</u>

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 15. Unterabtheilung — Doll. 4612, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung 145.

16. Unterabtheilung.

	Festes Kapital Doll.	Ausbeutung Doll.
8. Rämme . . .	11,617	93
9. Polirstoffe .	17,657	122
10. Gutmaterial.	18,849	99
11. Fleißerei u. Färberei . . .	20,028	183
12. Stearin- u. Wachslichter	54,125	94
13. Materialien f. Zahnärzte	83,820	40
14. Sand- und Schmirgel- Papier und Luch	245,239	196
	<u>451,335</u>	<u>827</u>
	64,476	118

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 16. Unterabtheilung — Doll. 64,476, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung 118.

9. Gruppe.

Gemischte Arbeit.

(Ungefähr $\frac{4}{10}$ — $\frac{9}{10}$ männl. und $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{10}$ weibl. und jugendl. Arbeiter.)

17. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
1. Graviren u. Patronen- schneiden . .	1,794	150
2. Photograph.	1,830	206
3. Dünnpier .	1,947	302
4. Schuhe und Stiefel . . .	2,091	63
5. Cigarren . .	2,455	107
6. Eis für Schmuckfach. u. Instrum.	2,755	125
7. Brod u. and. Bäckereiprod.	2,824	161
8. Tapeziren .	4,666	151
9. Croquetspiele	6,375	87
10. Lack Artikel	6,695	90
11. Steingut u. ird. Waare .	6,814	77
12. Fleischextract	7,914	165
13. Spiegel- und Gemälde- Rahmen . . .	8,094	104
14. Hölzerne Fe- derhalter . .	8,125	162
15. Metallwaar. für Sattler	9,563	76
16. Accidenz- druckerei . .	9,848	89

Festes Kapital.
Doll.

Ausbeutung.
Doll.

17. Ricinusöl .	10,212	299
18. Holzwaaren	10,426	92
19. Schiebkarren	10,598	160
20. Gebrannter u. gemahlen. Kaffee, Timmt u. f. w. . . .	12,235	321
	<u>127,261</u>	<u>2,987</u>
	6,343	149
	20	20

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 17. Unterabtheilung = Doll. 6363, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung 149.

18. Unterabtheilung.

	Festes Kapital. Doll.	Ausbeutung. Doll.
21. Zeitungs- druckerei . .	12,467	91
22. Materialien f. Wanduhren	13,150	123
23. Feilen . . .	13,714	67
24. Stärkemehl.	14,050	113
25. Rindermagen u. Schitten	14,087	117
26. Gloden und Schellen . .	16,677	155
27. Seife und Lichter . . .	17,027	241
28. Lampen, Lat- ternen und Locomotiven- lichter	17,232	89
29. Plattirte Waaren . . .	22,592	72
30. Eisenwaaren (hard ware)	23,913	76
31. Messerschm.- Waaren . . .	27,400	102
32. Leim	27,926	139
33. Stereotypen und Elektro- typen	28,700	75
34. Zubehör und Ausstaffir. v. Eisenb.-Wag.	40,666	82
35. Drogen u. Chemikalien	43,667	220
36. Druck u. Ver- lag (versch. Art)	54,148	129
37. Bronze-Guß- waaren . . .	59,922	60
38. Gasbeleucht- u. Lampen- Zubehör . . .	69,825	82
39. Draht	78,775	76
40. Fensterglas	92,702	45
	<u>688,640</u>	<u>2,154</u>
	34,432	108
	20	20

Durchschnittsmasse des festen Kapitals auf den Werkstellen der 18. Unterabtheilung = Doll. 34,432, und Durchschnittsgrad der Ausbeutung = 108.

Wiederholung.

Erste Gruppe. Einfache Arbeit.
(Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als $\frac{1}{10}$ weibl. und jugendl. Arbeiter.)

Festes Kapital. Ausbeutung.

	Doll.	Doll.
1. Unterabtheilung	7,668	136
2. " "	189,831	101
Zweite Gruppe. Mittlere Arbeit. (Ausgeschlossen alle Zweige mit mehr als $\frac{1}{10}$ weibl. und jugendl. Arbeiter.)		
3. Unterabtheilung	7,184	118
4. " "	95,088	104
Dritte Gruppe. Geschickte Arbeit. (Weibl. u. jugendl. Arb. gänzlich ausgeschlossen.)		
5. Unterabtheilung	10,212	117
6. " "	53,981	89
Vierte Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{3}{4}$ oder mehr weibl. und jugendl., und $\frac{1}{4}$ oder weniger männl. Arbeiter.)		
7. Unterabtheilung	9,674	158
8. " "	94,740	148
Fünfte Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{2}{3}$ weibl. u. jugendl. und $\frac{1}{3}$ männl. Arbeiter.)		
9. Unterabtheilung	10,316	114
10. " "	94,808	68
Sechste Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{1}{2}$ männliche und $\frac{1}{2}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)		
11. Unterabtheilung	12,444	147
12. " "	59,441	107
Siebente Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{1}{3}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)		
13. Unterabtheilung	7,186	143
14. " "	98,998	116
Achte Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{3}{4}$ männliche und $\frac{1}{4}$ weibliche und jugendliche Arbeiter.)		
15. Unterabtheilung	4,612	145
16. " "	64,476	118
Neunte Gruppe. Gemischte Arbeit. (Ungefähr $\frac{4}{5}$ — $\frac{9}{10}$ männl. und $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{10}$ weibl. und jugendl. Arbeiter.)		
17. Unterabtheilung	6,363	149
18. " "	34,432	108

Bemerkungen.

Für die vierte Untersuchung blieb die Anordnung der Arbeitszweige in Gruppen und Unterabtheilungen dieselbe, wie sie für die dritte stattgefunden hatte. Auf welche Weise der Ausbeutungsgrad berechnet

worden ist, habe ich in dem zweiten Artikel schon auseinandergesetzt. Während aber dort neben der schlechthinigen auch noch die verhältnismäßige Exploitation gebracht war, habe ich mich hier auf die Angabe der ersteren beschränkt, weil sie diejenige ist, welche hauptsächlich in Betracht kommt. Wenn also z. B. die Zahl 195 als die Ausbeutungsrate des 1. Arbeitszweigs der 1. Unterabtheilung vorgeführt ist, so heißt das, daß die Post- und Perlasche-Arbeiter im Censusjahre 1869—70 für je 100 Doll. Lohn, den sie von ihren Arbeitgebern empfangen, unbezahlte Mehrarbeit zum Werth von 195 Dollars leisteten.

Im zweiten Artikel war behauptet und bewiesen worden, daß mit der steigenden Concentration des flüssigen Kapitals, ausgedrückt durch die wachsende Anzahl der Arbeiter auf den Werkstellen, die Rate der Ausbeutung sinkt. Obige Tabelle der Wiederholung zeigt auf den ersten Blick, daß die gleiche Behauptung auch für die Concentration des festen Kapitals bewiesen ist. In den beiden Unterabtheilungen einer jeden Gruppe ist die kleinere Durchschnittsmasse des festen Kapitals mit höherer, die größere mit niedrigerer Durchschnittsausbeutung verbunden.

Die zweite Unterabtheilung stellt im Vergleich zur dritten, vierten und fünften ebenso über allen Zweifel hinaus fest, daß die Concentration des festen Kapitals stärker auf den Exploitationsgrad einwirkt, als die Eigenschaft der Geschicklichkeit. Dagegen scheint der Einfluß, den sie gegenüber den Eigenschaften des Alters und Geschlechts ausübt, von keinem großen Belang zu sein. Denn während z. B. die 8. Unterabtheilung bei einer Durchschnittsmasse von Doll. 94,740 festen Kapitals mit einer Durchschnittsausbeutung von 148, und die 14. Unterabtheilung bei einer Durchschnittsmasse von Doll. 98,998 mit einer Durchschnittsausbeutung von 116 auftritt, finden wir in der 10. Unterabtheilung bei einer Durchschnittsmasse von Doll. 94,808 die unverhältnismäßig geringe Durchschnittsausbeutung von 68. In dem zweiten Artikel boten mir die Durchschnittszahlen der Arbeiter auf den Werkstellen der 4. und 5. Gruppe, sowie der 12. Unterabtheilung und 9. Gruppe eine gleiche Schwierigkeit, die ich durch eine andere Berechnungsart zu lösen und auf die Concentration des festen und flüssigen Kapitals zurückzuführen suchte. (Fortf. f.)

Recensionen.

F. Jagor. Ostindisches Handwerk und Gewerbe mit Rücksicht auf den deutschen Arbeitsmarkt. (Berlin, Springer, 1878. 43 S.)

Der durch seine trefflichen Reisewerke bekannte Verfasser begiebt sich mit diesem ursprünglich im Berliner Arbeiterverein gehaltenen Vortrage auf ein Gebiet, das er weniger sicher zu beherrschen scheint: das der Socialökonomie. Er schildert uns die außerordentliche Geschicklichkeit und — Genügsamkeit der ostindischen Arbeiter und weist darauf hin, welche Gefahren aus diesen Eigenschaften der europäischen Industrie erwachsen. Zwar hält er eine directe Vertreibung der europäischen Arbeiter durch indische für sehr unwahrscheinlich — eine Ueberschwemmung mit Chinesen wäre schon eher möglich —, aber auch ohne solche werde der europäische Arbeitsmarkt durch die Errichtung selbstständiger Industrien in Indien auf's Ernstlichste bedroht. „Besonders wird Deutschland,“ sagt er, „das an Ertragsfähigkeit des Bodens und an Kapitalreichtum hinter England und Frankreich sehr zurücksteht, sich anstrengen müssen, um durch intelligente, geduldige, fleißige, geübte Arbeit, durch Ausnutzung der wissenschaftlichen Errungenschaften, durch Erfindung und kluge, hauswirthschaftliche Verwaltung seiner Mittel jene Mängel zu ersetzen.“ Das ist ein gutgemeinter Vorschlag, von dessen Wirkungskraft, so lange das heutige Wirthschaftssystem besteht, sich Herr Jagor doch aber wahrscheinlich selbst keine zu große Vorstellung machen dürfte; ein gewisser Pessimismus geht in der That durch den Vortrag entschieden hindurch.

Unseres Erachtens bestehen die von Jagor befürchteten Gefahren im Wesentlichen nur für die heutige privatkapitalistische Gesellschaft, deren wesentlichste Sorge es ist, für ihre Waaren und Producte neue Absatzgebiete in fremden Ländern zu finden, obgleich die Leute im eigenen Lande die schönen Dinge recht wohl brauchen könnten. Eine socialistische Gesellschaft, welche zunächst für den inneren Bedarf arbeitet, wird dem Krieg um die Absatzgebiete ruhiger entgegensehen

können. Erspart wird er ihr freilich so lange nicht bleiben, als nicht der größere Theil der Erde einen einzigen socialistischen Staat bildet — ein jedenfalls noch fernes Ziel. Bis dahin wird sich in praxi die Sache so gestalten, daß in den durch die Naturverhältnisse weniger begünstigten Ländern die Einwohner eine längere Arbeitszeit, ohne höhere Entschädigung, werden einhalten müssen, um von den günstiger situirten Völkern diejenigen Producte einzutauschen, welche sie gar nicht oder nur mit noch größerem Arbeitsaufwand herstellen könnten. Ob und wie diese Ungerechtigkeiten zwischen verschiedenen Völkern jemals vollständig ausgeglichen werden mögen, läßt sich nicht vorhersehen; im schlimmsten Falle würde, wie gesagt, eine ungleiche Arbeitszeit die Folge sein. Arbeitslosigkeit, wie sie heute als Folge der Concurrenz verschiedener Völker und Länder, bei der durch das bestehende Wirthschaftssystem hervorgerufenen Ueberproduction, auftritt, wird im Zukunftsstaate keinen Platz finden. Insofern sind die Befürchtungen des Herrn Jagor nicht gerechtfertigt. —

Ebenso kann die specielle Frage der Einwanderung von Chinesen, Japanesen und indischen Arbeitern eine rationelle Lösung nur im socialistischen Staat finden. Heute ist es den auf höherem Fuße lebenden europäischen und amerikanischen Arbeitern nicht zu verdenken, wenn sie sich gegen die absichtliche oder unabsichtliche Importation billiger Arbeitskräfte wehren, obgleich man zugeben kann, daß damit andererseits öfters den vertriebenen Asiaten Unrecht geschieht; ein socialistisches Volk wird zu derartigen Maßregeln nicht zu greifen brauchen. Wenn für Alle Arbeit vorhanden ist, und nicht der Eine für dieselbe Leistung weniger erhält wie der Andere — von speciellen Fällen abgesehen —, so verwandelt sich die heutzutage so feindselige und mörderische Concurrenz der Racen auf dem Arbeitsmarkte in eine durchaus friedliche. — Auch hier also sieht man wieder, daß, wie in so vielen Fragen, eine wirkliche und vernünftige Beseitigung obwaltender Schwierigkeiten auf socialen Gebieten nur durch den Socialismus möglich ist. Z.



